

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG VOM JAHRE 1814.

EILFTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.



JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

NEBST ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1814.

Vorerinnerung.

Auch in dem verflossenen Jahre, das überhaupt der Literatur und literarischen Unternehmungen so wenig Gedeihen brachte, hat der Tod unserem Institut mehrere treffliche Mitarbeiter geraubt. Dankbar ehren wir ihr Andenken, indem wir hier, unserer Sitte gemäss, die Namen derselben nach der Zeitfolge ihres Beytritts, und mit Bemerkung der ihnen anvertrauten Hauptfächer, verzeichnen:

Geheimer Hofrath und Prof. *Ulrich* in Jena	Geschichte der Philosophie.
Hofmedicus D. *Jahn* in Meiningen	Medicin.
Kirchenrath D. *Schmid* in Jena	Theologie.
Medicinal-Assessor *Hagedorn* in Dessau	Chirurgie und Augenkrankheiten.
Geheimer Rath und Leibarzt D. *Mezler* in Sigmaringen	Medicin.
Consistorialrath D. *Wolfrath* in Rinteln	praktische Theologie.
Professor D. *Goede* in Göttingen	Jurisprudenz und englische Literatur.
Forstrath *Rudolph* in Weimar	Forstwissenschaft.
Hofrath D. *Schoeman* in Jena	Jurisprudenz.
Pfarrer und Decan *Sauer* in Bamberg	Liturgik.
Königl. preuss. General *v. Scharnhorst*	Kriegswissenschaften.
Professor *Erfurdt* in Königsberg	Alte Literatur.
Geheimer Oberbergrath D. *Reil* in Berlin	Medicin.
Cabinetssecretär *Wagner* in Meiningen	Romane.
D. *Fielitz* in Görlitz	Medicin.
Stadtphysicus D. *Hommeyer* in Budissin	Medicin.
Oberpfarrer *Christ* in Kronberg vor der Höhe	Pomologie und Oekonomie.

Die entstandenen Lücken sind bereits durch tüchtige Mitarbeiter wieder ausgefüllt, sowie wir überhaupt, nachdem Freyheit und neues Leben den Deutschen zurückgekehrt ist, auch dieses Institut mit erneutem Eifer und fröhlicheren Hoffnungen fortsetzen.

Zweck und Plan der *Zeitung* sowohl, deren Jahrgang aus 12 Monatsstücken und den Intelligenzblättern besteht, als der zu jener nothwendig gehörenden *Ergänzungsblätter*, welche, unabhängig von den Monaten, jährlich in 2 Bänden erscheinen, bleibt im Ganzen derselbe:

nur hat man es zeitgemäfs und eines kritischen Instituts, das auf die Nation wirken soll, würdig erachtet, den gegenwärtigen, auch für die Literatur höchst wichtigen Moment in der europäischen Staatengeschichte vorzüglich ins Auge zu fassen. Desshalb eröffnet den neuen Jahrgang eine Reihe historisch - politischer Recensionen, von einsichtsvollen Staatsmännern über die neuesten Schriften der Tagesgeschichte verfasst, an welche sich andere militärische, ebenfalls auf die Geschichte des Tages bezüglich, von Männern, welche als Heerführer die Kriegskunst praktisch üben, verfertigt, beziehungsreich anschliessen. Desshalb steht auch an der Spitze des neuen Bandes der *Ergänzungsblätter* eine umständliche Beurtheilung des *Almanach impérial p. a.* 1813, weil eben dieser Jahrgang des Almanachs den glänzendsten Gipfel darstellt, welchen der unselige Versuch einer allgemeinen Völker - Unterjochung erreicht hatte, und weil es daher der Mühe lohnte, ihn mit dem Puncte, auf welchem Frankreich vor vier und zwanzig Jahren stand, zu vergleichen. Gleiche Rücksicht auf das, was allgemein wichtig ist, und die Zeit uns beherzigen lehrt, wird auch künftig genommen werden.

In den letzten beiden Jahren hat die Postenhemmung bey manchen Speditionsbehörden, ohne unsere Schuld, manche Irrung veranlasst. Wir haben, sobald der Postenlauf wieder hergestellt war, die Stücke der A. L. Z. und Ergänzungsblätter an alle Orte, wohin sie vorher nicht abgehen konnten, nachgesandt, und alle Irrungen, soviel wir vermochten, zu heben gesucht. Damit aber auch sonst der regelmäfsige Geschäftsgang, ohne welchen kein solches Institut bestehen kann, hergestellt und gesichert werde, erinnern wir an dasjenige, was seit dem J. 1804 jeder blaue Monatsumschlag unserer A. L. Z., als Hauptbedingungen des Abonnements, unter No. 9 und 12 festsetzt. Den letzten §. wiederholen wir hier wörtlich:

„Nicht blofs zu Anfange des Jahres, sondern zu jeder Zeit, so lange Exemplare vorräthig sind, wird der Jahrgang gegen Pränumeration überlassen. Allein Abbestellungen der Zeitung nach Verlauf eines Viertel- oder Halb-Jahres können nicht angenommen werden, wegen des bedeutenden Nachtheils, den uns so viele Defecte verursachen würden."

Jena,
den 1 Januar 1814.

Das Directorium der Jenaischen A. L. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland

beurtheilt nach den im letzten Stück des vorigen Jahrganges aufgestellten Gesichtspuncten.

Glatz, gedr. b. Pompejus Erben: *Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande.* 1813. 8. S. 8.

Unter allen nicht ganz officiellen Schriften, welche durch die politische und militärische Revolution unserer Tage veranlasst sind, verdient diese wegen der Sicherheit ihrer Thatsachen, wegen ihres hellen und männlichen Geistes den Vorzug. Über den Zustand der preussischen Armee nach der Schlacht von Auerstädt bis zum Feldzug 1812 und 1813 giebt sie uns zuerst solche Nachrichten, dass uns begreiflich wird, wie Preussens gegenwärtige Militärmacht und der preussische Heldengeist aus einer scheinbaren Ohnmacht und Vernichtung plötzlich aufstanden. Der Grösse seines Heeres selbst waren durch den tilsiter Frieden schimpfliche Grenzen gesetzt: sie durfte nicht über zwey und vierzigtausend Mann hinausgehen, und sogar deren Waffenverhältnisse unter einander waren vom Feinde vorgeschrieben. — Gleichwohl unternahmen einige kräftige Patrioten, aus diesem Heere die Basis einer ungleich grösseren Militärmacht und einer solchen Armee zu schaffen, die sich von allen den Missbräuchen und Beschränktheiten gereinigt hätte, wodurch die alte preussische an dem Tage bey Auerstädt untergegangen war. Trotz aller Schwierigkeiten hatte jene schon im Jahr 1809 eine neue vollendete Verfassung, eine neue Gesetzgebung, neue Übungen und einen neuen Geist. Leider belehrt uns der Vf. nicht umständlicher über die Art, wie diese Umwandlung vollbracht wurde, sondern fügt nur die treffliche Bemerkung hinzu: „Die Armee war dem Volke näher gebracht, und man hoffte, sie als eine Schule zur kriegerischen Ausbildung und Erziehung des Nationalgeistes betrachten zu dürfen." Indess wollen wir ihn durch dieses Bedauern keinesweges tadeln. Sein eigentlicher Zweck ging nur dahin, seinen preussischen Waffenbrüdern darzuthun, dass für den gegenwärtigen Krieg und in demselben Alles geschah, was geschehen konnte, und aus der Art, dem Sinne, womit es gethan wurde, Hoffnungen abzuleiten, die jetzt schon über alle Erwartung glänzend gerechtfertigt sind. Seine Waffenbrüder aber kennen ohne Zweifel sattsam die neue Gesetzgebung und Verfassung, wodurch unter ihnen ein so trefflicher militärischer Körper entstand. Künftig giebt der Vf. vielleicht dieser Schrift einen wünschenswerthen Umfang, und wir sehen den neuen preussischen Heldengeist auch aus seinen geheimeren Quellen hervorströmen. Dann wird sie zugleich ein Denkmal auf General *Scharnhorst*, den zu früh Hinweggeschiedenen, seyn, welcher indessen zu gut wusste, welches Heer vorzüglich er geschaffen hatte, in die politischen und militärischen Verhältnisse zur Zeit des Waffenstillstandes zu sehr eingeweiht war, als dass er ohne Zuversicht auf die Siege gestorben wäre, die auch seine Anstrengungen bald nach seinem Tode gekrönt haben.

Umständlicher ist uns hier dargelegt, durch welche Mittel diess kleine Heer von 42,000 Mann zur Basis einer grösseren Kriegsmacht wurde, die im entscheidenden Augenblick plötzlich emporsteigen sollte. Doch hoffen wir auch über diesen Punct künftig noch weitläuftiger von dem Vf. belehrt zu werden. „Wir müssen uns, äussert er, begnügen zu sagen, dass hier nur ein unermüdliches Streben in Anwendung kleiner unscheinbarer Mittel, so wie die Verhältnisse sie erlaubten, zum Zweck führen konnte." Allein wir gestehen, dass schon das erste Mittel, dessen er gedenkt, uns keinesweges unscheinbar und klein vorkommt. Es bestand nämlich in einem ununterbrochenen Ausexerciren von Recruten, welche hierauf wieder entlassen wurden, so dass die Masse der ausgearbeiteten Leute im preussischen Staate binnen drey Jahren auf 150,000 Mann stieg. Auch war diese Massregel der französischen Regierung sehr wohl bekannt, so wie auch die übrigen angewandten Mittel, wodurch in drey Jahren die Summe der Gewehre weit über 150,000 betrug, die Armee binnen eben so langer Zeit eine zahlreiche Feldartillerie für 120,000 Mann erhielt, selbst nicht die Anstrengungen ihr verborgen blieben, wodurch man die vier Festungen, Colberg, Pillau, Neisse und Glatz, zu vier Zufluchtsörtern machte, wo die unausgebildeten Streitmittel, sowohl an Menschen, als Waffen und anderen Materialien, versammelt werden könnten, damit man sie im Fall der Noth dem Feind entziehe und mitten im Kriege ausbilde. Welchen Argwohn alle diese Massregeln bey ihr aufregten, hat sich auch deutlich genug ergeben. Aber kein anderer, als ein edler und tiefgebildeter *Deutscher*, konnte einsehen und ihr berichten, was ihr am meisten im Preussischen Gefahr brachte; und wie hätte ein Solcher ein Solches gethan, und wie hätte sie es

verstanden? Nämlich, wie hätte französische Diplomatie, wie Napoleon, dessen Genie nicht begreift, was eine Nation ist, und als solche vermag, jenen freyen Geist, jene herzerhebenden Ideen fassen und fürchten sollen, welche sich still, aber glühend und durchdringend, in den Preussen aufthaten, so dass sie freye Nationalexistenz nicht nur als Preussen, sondern auch als Deutsche, wie ein unabwendbares Bedürfniss fühlten? In Männern und Seelen der Art sah wirklich das französische Gouvernement nur Unruhstifter und Intriguanten, und schalt sie nicht bloss so aus politischer Verstellung.

An die neue Schöpfung der preussischen Militärmacht schloss sich die Idee von Landwehr und Landsturm. Durch jene konnte das Heer selbst im Augenblick des Krieges beynahe auf das Doppelte gebracht werden, und so mochte der Vertheidigung auch eines kleinen Staates eine gewisse Selbstständigkeit nicht fehlen; aber der Allianztractat von 1812 lähmte alles Streben nach dem vorgesetzten Ziele der Befreyung Preussens von der erdrückenden Übermacht. War doch selbst zu fürchten, dass alle Mittel für diesen Zweck zu dem entgegengesetzten gebraucht würden, zur Vergrösserung jener Oberherrschaft und der Sclaverey Preussens. Indessen machte das Schicksal auch diese Lähmung wieder gut durch die Kriegserfahrung, welche das der Allianz mit Frankreich geweihte Hülfscorps, durch den neuen Hass, welchen es sich gegen die Übermacht erwarb; überschwenglich aber durch den Strom des Verderbens, der über das französische Heer in Russland einbrach, „und die Überreste desselben, wie Trümmer eines zerstörten Schiffes, über Deutschlands Fluren wegschwemmte."

Das Corps des General York, ebendasselbe, welches in Gemässheit der Allianz mit Frankreich sich in Russland auf das tapferste geschlagen hatte, kam funfzehntausend Mann stark zu der Zeit, als sich Preussen wider Frankreich erklärte, nach der Mark. Die ganze preussische Militärmacht betrug im März 1813, mit Einschluss der Kranken, noch in der Bildung und in den Festungen befindlichen Mannschaft, 110,000 Mann. Der Vf. sagt, dass die im März noch nicht vollendeten Formationen von Soldaten zwar am Ende des Aprilmonats, als der Krieg ausbrach, beendet gewesen wären, aber auf dem Kriegstheater in Sachsen noch nicht hätten ankommen können. Die ganze preussische Armee sey deshalb Anfangs May in der Schlacht bey Görschen nur 40,000 Mann stark gewesen. Allein die innere Organisation der völlig formirten Truppen, die in kleine Corps von 7—8000 Mann von allen Waffen abgetheilt waren, könnte für eine der besten gelten, die je Truppen gehabt haben. Die sämmtliche Macht von Russland und Preussen wird hier an der Elbe von der böhmischen Grenze bis zu ihrem Ausflusse ungefähr auf 70,000 Mann geschätzt, die keinen einzigen Punct an jenem Strome hatte, als das unbefestigte Dresden. Die Franzosen hatten freylich Magdeburg und Wittenberg, auch Torgau im Fall eines Unglücks; doch ist die Macht des Vicekönigs, mit Einschluss der Garnison von Magdeburg und Wittenberg, auch hier nur auf 56,000 Mann geschätzt. An der Niederelbe möchten die Truppencorps der Alliirten und die feindlichen sich ungefähr gleich seyn.

Gründlich wird die Meinung bestritten, dass man damals gegen Thüringen und Franken hätte vordringen, und die französische Kriegsmacht, die sich bey Würzburg sammelte, zerstreuen sollen. Gewiss war der Feind, ehe man dort zur Schlacht ankam, schon stärker als das verbündete Heer, das im Fall einer Niederlage keinen einzigen gedeckten Punct an der Elblinie hatte. So viel wir uns indessen erinnern, war es damals nicht dieser militärische Gesichtspunct, aus welchem man, nach des Vfs. Versicherung, damals allgemein glaubte, dass von der verbündeten Armee etwas versäumt sey: sondern man hoffte, dass nach der berühmten Proclamation Kutusows aus Kalisch sich die Alliirten nur in Deutschland mit Heeresmacht zu zeigen brauchten, wo kein überlegener Feind die Gesinnung zurückschreckte, um in den Einwohnern selbst neue und beträchtliche Militärkräfte zu gewinnen. Der Krieg, meinte man, sollte ein eigentlicher Krieg der deutschen Nation werden. Ist von Seiten der Alliirten in diesem Kriege in irgend etwas gefehlt worden: so geschah es aus einer zu zarten Vorstellung von der Vaterlandsliebe der deutschen Regierungen und Völker.

Gleich gründlich widerlegt der Vf. die Meinung, dass man den Vicekönig ganz von der Elbe hätte vertreiben sollen, indem dieser immer im Begriff war, sich beym Andrang einer überlegenen Macht auf Thüringen zurückzuziehen, so dass die Verbündeten nichts als eine Veränderung des Kriegstheaters durch Märsche erreicht hätten, und unverkennbar in Nachtheil kamen. Denn „man hätte überall die kürzesten Linien zu seinen Hülfsquellen aufgegeben, dem Feinde verstattet, sich zwischen uns und der russischen Hauptarmee zu setzen, und zwey feindliche Festungen, Magdeburg und Wittenberg, gerade hinter sich genommen." Indessen verdient bey allen Rechtfertigungen dieser Art am meisten Erwägung, dass die russische Armee, durch die ungeheure Verfolgung des Feindes und wegen der vielen Festungen, die sie zu belagern und zu berennen hatte, zu erschöpft an die Elbe gelangte, als dass sie dort einen Augenblick die Linie hätte behaupten können, wäre ihr in Preussens Militärkräften nicht ein so mächtiger Alliirter geworden. Während der Hauptmacht der Monat April in einer keineswegs freywillig gewählten Ruhe an der oberen Elbe verfloss, gab der Krieg wider den Vicekönig und an der niederen Elbe, so wie das Glück einzelner Streifparteyen, Beweise genug, wie viel man von der Tapferkeit und Kraft der verbündeten Truppen hoffen könne.

In Berechnung der französischen Macht, die von Würzburg über den thüringer Wald kam, so wie überhaupt der feindlichen Stärke in der Schlacht von Gross-Görschen, geht der Vf. zu sehr Vermuthungen

nach, die er freylich keineswegs verbürgt, doch selbst durch die Berichte von der feindlichen Seite mehr hätte ins Reine bringen können. Er schätzt jene auf 120,000 Mann. Mit bestimmter Wahrheit berechnet er dagegen die Macht des verbündeten Heeres in der Schlacht auf 85,000. Obgleich schwächer, meint er, durfte es derselben in Sachsen nicht ausweichen, weil es sie sonst in einer rückwärts gesuchten Vertheidigungsstellung hätte annehmen müssen, und ein Rückzug ohne Kampf den übelsten Eindruck auf Deutschland und seinen eigenen Geist gemacht hätte. Unter den Gründen, warum man vielleicht einen glücklichen Erfolg hoffen konnte, ist unstreitig der beste, dass die dem Kaiser Napoleon entgegenstehenden Truppen die seinigen an moralischer und physischer Kraft übertrafen. In Beschreibung der Schlacht folgen wir ihm um so weniger, da er selbst gesteht, dass er die Schwierigkeiten ihres Details nicht lösen könne, ohne das Terrain wieder gesehen und ruhig untersucht zu haben. Während des achtstündigen Gefechts hatten die Verbündeten Terrain erobert; aber um es die Nacht hindurch zu behaupten, hätten sie frische Infanterie nöthig gehabt, und nur etwa 15,000 Mann intactes Fussvolk war ihnen noch übrig. Dagegen hatte der Feind, wie der Vf. freylich in Gemäsheit seiner obigen Berechnung der feindlichen Macht in dem Kampfe annimmt, wenigstens noch 40 bis 50,000 Mann Infanterie, die daran keinen Theil genommen. Es ergab sich demnach, dass man gegen den Feind nicht werde ausdauern können; und so musste man sich am folgenden Tage zurückziehen, um sich seinen Verstärkungen zu nähern, und mit so wenig Verlust von Terrain als möglich, die österreichische Kriegserklärung abzuwarten. Die feindliche Armee war am Abend der Schlacht selbst etwas zurückgegangen, und setzte sich erst am zweyten Tage nach derselben in Bewegung, um der verbündeten Armee zu folgen. „Der Rückzug aus der Ebene von Leipzig, sagt der Vf., konnte keineswegs als eine Folge der *Schlacht* angesehen werden, er war eine Folge der feindlichen Überlegenheit, und wäre, wenn die Schlacht gar nicht geliefert wurde, noch viel nothwendiger gewesen." Diess ist freylich an sich ganz richtig; aber gleichwohl darf man den Rückzug als eine Folge der Schlacht ansehen. Denn wäre die Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang derselben, der hier doch nicht als ganz unwahrscheinlich angenommen wurde, in Erfüllung gegangen: so wäre der Rückzug doch offenbar nicht auf die Schlacht gefolgt.

Das Lager, welches die verbündete Armee am vierzehnten May eine halbe Meile hinter Bauzen bezog, gab nicht nur durch die politische Aussicht auf Österreichs Theilnahme an dem Kriege, die man hier vielleicht abwarten konnte, sondern auch dadurch Beruhigung, weil man den preussischen General Kleist mit 5000 Mann, den russischen General Barclay mit 14,000, von preussischer Reserve 3000, und einige 1000 Mann russische Verstärkungen an sich gezogen hatte. Rechnet man den Verlust, welchen das Heer bey Gross-Görschen und in den folgenden Gefechten erlitt, auf 16,000 Mann: so war es nun bey Bauzen auf 80,000 Mann zu schätzen. Die hier entworfene Berechnung der Stärke des französischen Heeres, als es bey diesem Ort zum Kampfe kam, stützt sich auf die etwas zu willkührlichen Angaben seiner Stärke am Tage bey Gross-Görschen. Genug, der Vf. setzt sie muthmasslich auf 120,000 Mann. Demnach wäre die feindliche Übermacht wiederum so gross gewesen, dass man keinen anderen Erfolg als von der ersten Schlacht erwarten konnte. Indessen war auch diese zweyte nicht zu vermeiden, wenn man den Geist der Armee nicht niederschlagen, und das Vertrauen, besonders Österreichs, auf die Sache der Verbündeten nicht schwächen wollte. Der Ausgang des Kampfes von Bauzen ist hinlänglich bekannt. Verlust des Terrains auf dem rechten Flügel, wo General Blücher nicht wieder vordringen konnte, ohne selbst in einem glücklichen Gefecht sein ganzes Corps aufzulösen, entschied durchaus, dass man die Schlacht nicht gewinnen konnte; um sie nicht gänzlich zu verlieren, musste man sich hüten, das Centrum zu schwächen, um den rechten Flügel zu verstärken. Auf den Augenblick, wo diess geschähe, wartete offenbar der Feind, um alsdann das Centrum, gegen welches er bisher wenig unternommen hatte, zu durchbrechen, und die Armee zu zersprengen. Die Verbündeten brachen also die Schlacht ab, ihrer gänzlichen Niederlage zuvorzukommen, und ihre Kräfte für den Moment aufzusparen, wo auch Österreich auf den Kriegsschauplatz träte. Dass der Entschluss zum Rückzuge aus solchen Gründen geschah, und dieser durch die zahlreichste Cavallerie gedeckt werden konnte, indem der Feind grossen Mangel an Reiterey hatte, erklärt hinlänglich, wie die zurückgehende Armee so gar nichts einbüsste. „Der Kaiser, unwillig, dass seine Generale der Avantgarde keine Gefangenen einsendeten von einer geschlagenen Armee, übernahm auf einen Tag selbst den Befehl über dieselbe, um es sie zu lehren. Unsere Arrieregarde stand bey Reichenbach; sie war sehr zahlreich an Cavallerie und Artillerie, und wünschte sehr mit der französischen Cavallerie zu einem Gefecht zu kommen. Es entstand eine Kanonade, und einige feindliche Cavallerieregimenter zeigten sich wirklich. Diese aber wurden leicht zurückgeworfen, und bey der Kanonade fand sich, dass eine verhängnissvolle Kugel ganz in der Nähe des Kaisers den französischen General Kirchner todt niederwarf, dem Marschall Duroc den Leib aufriss, und den General Labruyere tödtlich verwundete. Der Kaiser, erschüttert von diesem Sensenhieb des Schicksals, der so nahe unter seinen Augen geschah, und seinen liebsten Freund wegraffte, wandte sein Pferd schweigend um, und es blieb seitdem bey der alten Art zu verfolgen."

Klar geordnet, und bestimmt, wie fast alle Nachrichten dieser Schrift, auch das Terrain vortrefflich darstellend, ist hier der Bericht über das glänzende Gefecht bey Haynau, oder vielmehr Schellendorf,

wo der preussische Obrist von Dolfs mit seiner Cavallerie die Division Maison überfiel und zusammenhieb. Der tapfere Anführer blieb todt mitten unter den Feinden; und wer wollte dem Schmerze, ein solches Verdienst dem Vaterlande entrissen zu sehen, nicht das zu starke Lob verzeihen, dass der Gefallene einem Seidlitz, der doch eigentlich Schöpfer der prächtigen Reiterey Preussens war, mit Recht an die Seite gesetzt werden könne.

Diese Schrift endet mit der Beziehung des Lagers bey Schweidnitz und dem Waffenstillstande. Dass man sich auf Schweidnitz zurückzog, dass man den Waffenstillstand einging, welchen Napoleon wünschte, beides hatte seinen vornehmsten Grund, der hier nicht erwähnt ist, wohl darin, dass *Österreich zu einer Bedingung seines Beytritts zur Coalition gemacht hatte, die Russen und Preussen sollten die Oder nicht verlassen.* Hätten sie, um dazu nicht genöthigt zu werden, eine dritte Schlacht gewagt: so ward nach dem Ausgang der beiden ersten wahrscheinlich, dass sie dieser Bedingung nicht genügen konnten. Also auch aus solchem Gesichtspuncte war der Waffenstillstand, über welchen deutscher Muth und Eifer so unwillig und laut wurden, überaus erspriesslich.

Man kann nicht genug wünschen, dass der Vf. uns über die zweyte Epoche dieses Feldzugs gleiche Belehrung gebe, wozu ihn nichts mehr bewegen wird, als dass alle seine Erwartungen für die gute Sache nicht nur erfüllt, sondern glänzend übertroffen sind. Es flösst ungemeines Vertrauen auf den Geist eines Heeres ein, wenn einige seiner Führer auch durch die Schrift darthun, wie hell und muthig ihr Verstand und Herz seyen. Es ist zuletzt einerley Talent und Genie, wodurch die Feder und das Schwerdt vortrefflich geführt werden.

BRESLAU, in Commiss. b. Kayser: *Die preussisch-russische Campagne im Jahr 1813 von der Eröffnung bis zum Waffenstillstande vom 5 Juny 1813, mit dem Plan der Schlacht von Gross-Görschen, der Schlacht von Bautzen und dem Gefecht von Haynau.* Von *C. v. W.* 1813. 62 S. kl. 8.

Diese Schrift ist freylich nicht ganz so gewichtig, wie die eben angezeigte; aber ihr gleich an treffenden Bemerkungen über das Allgemeine dieses Feldzugs, und durchaus ähnlich in ihren Ansichten, umfasst denselben Zeitpunct, und scheint dieselben Quellen benutzt zu haben. Nur über die Entstehung der jetzigen preussischen Armee verbreitet sie sich nicht, und bekommt schon darum viel weniger ein officielles Ansehen, als jene erste Abhandlung.

In der Einleitung giebt sie eine Ansicht des Feldzugs in Russland von 1812, welche wahr ist. „Er zeigte, heisst es, dass es auch ein Rückzugssystem giebt, welches zum entscheidendsten Sieg führe. Die besseren militärischen Köpfe liessen sich jedoch nicht von der blossen Erscheinung leiten, und sahen ein, dass der Rückzug in diesem System nur das Zufällige war, dass die Schlacht von Mosaisk zur Entscheidung der Campagne als unentbehrlich angesehen werden muss, selbst wenn die russische Armee sie rein verloren hätte, woraus hervorzugehen scheint, dass es Lagen geben kann, wo hinreicht, eine Schlacht zu liefern, sie mag gewonnen oder verloren werden." Man sieht leicht, wie diese Einleitung zu derselben Ansicht führt, welche uns die zuerst angezeigte Schrift von der Situation gab, in welcher die Alliirten die Schlacht von Gross-Görschen lieferten. Ganz so wie sie urtheilt der Vf. auch über den Moment, in welchem man dieselbe wider die französische Kriegsmacht begann. Man vermuthete nach den Bewegungen des Feindes, dass er den Marsch auf Leipzig fortsetzen werde, und beschloss, ihm in die rechte Flanke, und vielleicht nach den Umständen in den Rücken zu fallen. Einen neuen Grund, warum der Kampf nicht am zweyten Tage erneuert wurde, finden wir in der Nachricht, dass um zehn Uhr Abends an dem Schlachttage der Commandant der russischen Artillerie meldete, dass seine Munition verschossen, und ihm unmöglich sey, sie bis zum folgenden Tage wieder zu completiren.

Über die weitere Entwickelung des Feldzugs treffen wir hier kein merkwürdiges Detail an, das der erste Vf. nicht auch hatte, und wir eilen zu der Schlussbemerkung der kleinen Schrift, dass die combinirte Armee auf einem Rückzuge von vier und vierzig Meilen, ohne allen Verlust an Gefangenen oder Kriegsgeräth, dem Feinde ungefähr 8000 Gefangene, siebenzig Kanonen und vier und zwanzig Munitionswagen abnahm, und auch in den Schlachten ungleich weniger verlor, als die feindliche Kriegsmacht. Dieses erklärt der Vf. vorzüglich daher, dass die preussische Armee gegen vierzigtausend Mann gelernte Jäger und Schützen mit gezogenen Büchsen bey sich hatte, und den Kampf abbrach, sobald die Übermacht des Feindes die Vortheile des Terrains aufhob. Uns scheint der letzte Grund mehr zu erklären, warum man den Rückzug mit grosser Ordnung und geringem Verlust antreten konnte; und sollte der erste in einer allgemeinen Schlacht wirklich so viel entschieden haben? Die prächtige und zahlreiche Cavallerie der Alliirten konnte auch einem verfolgenden Feinde viel abnehmen, und überhaupt muss ihr sehr beygemessen werden, dass man ihm auch auf dem Rückzug imponirte. Inzwischen, was hat im Ganzen des Feldzugs von 1813 mehr entschieden und den grösseren Verlust des Feindes in den Schlachten mehr bewirkt, als der hohe moralische Werth des preussischen Heeres? *Kunst* und *Talent* des *Anführers*, und das *Gemüth* der *Soldaten* sind in allen Kriegen die beiden Hauptdinge.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Breslau: *Briefe eines preussischen Freywilligen an die Seinigen.* 1813. 36 S. 8.

Jener moralische Werth des preussischen Heeres, sein Gemüth, sein politisches Gefühl, sprechen sich in vorliegenden Briefen eines Freywilligen nicht ohne gefällige Kunst aus. Diese zeigt sich am vortheilhaftesten in der Anlage, in der Wahl der Personen, an welche sie gerichtet sind, woher die Vermuthung entsteht, dass man sie als gedichtet nehmen müsse. Schwerlich hatte einer der Freywilligen mit vier solchen Figuren zusammen zu thun, wie der Onkel, der diesen Krieg der Preussen als einen ganz gewöhnlichen nimmt; wie Klara, die es weiblich beschränkt ansieht, wenn der junge gebildete Mann in den Kampf für das Vaterland hinaus stürmt; wie der Freund Heinrich, der in seinem behaglichen Überfluss meint, zum Soldaten müsse man geboren und erzogen werden, und endlich doch als Freywilliger zur Landwehr geht; und wie der jüngere Bruder Moritz, dessen kriegerisches Feuer ihm das Knabenthum abstreift. Übrigens weiss Jedermann im Preussischen, dass es vereinzelt Figuren der Art daselbst in den zahlreichsten Abdrücken gab und giebt.

Wir wünschen, dass diese Briefe fortgesetzt werden und eine mannichfaltigere Gruppe von Charakteren vor die Augen bringen, besonders aber von solchen hochherzigen, gegen welche der Vf. das Wesentliche der grossen Sache tiefer erörtern kann, weil sie es mit ihm fühlen. Hier polemisirt er populär gegen gar zu nüchterne Leute. Haben die vielen hochherzigen Frauen, die im Preussischen mit einer Vaterlandsliebe, die keine beschränkte Vorstellung aufkommen liess, Söhne, Brüder und Geliebten, selbst Gatten und Väter in das Schlachtfeld sandten, nicht verdient, dass ein eindringender Verstand mit ihnen über die grosse Sache und ihre Ereignisse begeistert rede, und sie selbst darstelle?

Ohne Druckort: *Das Jahr* 1813, oder: *Warum haben wir Krieg?* 1813. 31 S. kl. 8.

Auch den Inhalt dieser kleinen Schrift kann man schon aus ihrem Motto schliessen, den Zeilen aus Goethes Hermann und Dorothea:

Diess ist unser! so lasst uns sagen und so es behaupten.
Und gedächte jeder, wie ich, so stände die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Sie ist ohne Druckort, doch schon der Aufruf, mit dem sie beginnt: Für Kaiser und Vaterland! lässt schliessen, dass sie im Österreichischen erschienen sey, und so erwähnt sie, was freylich auch ohne diess billig wäre, besonders schmerzhaft der herben Verluste, welche die österreichische Monarchie durch Napoleons schrankenlose Pläne erlitt. Trauriger, gelähmter durch dieselben stand freylich zuletzt die preussische Macht da; doch für das Ganze des europäischen Systems war die Schwäche gefährlicher, mit welcher Österreich bedroht ward, weil es nämlich derjenige Staat ist, der auf dem Continent das Gleichgewicht gegen Frankreich immer vorzüglich behaupten muss.

Indem der Vf. bekannte Thatsachen und Bemerkungen wiederholt, fügt er hinzu: „Durch eine nicht minder arglistige Politik ward eine Conföderation zur Wiederherstellung Polens bekannt gemacht, wodurch Litthauen und Podolien laut und offenbar, Gallizien aber, für den Augenblick zwar noch von der Conföderation Polens ausgenommen und garantirt, durch das Beyspiel zum Abfall gereizt ward, und der Gährungsstoff zu Empörungen und endlosen Kriegen gegen Österreich und Russland gelegt werden sollte. Die für Tyrol ausbedungene Amnestie ward nicht in Erfüllung gesetzt. Andreas Hofer und viele seiner tapfern Streitgefährten wurden auf den Richtstätten zu Mantua und an anderen Orten erschossen. Tyrol selbst wurde, den Friedensbedingungen zuwider, nicht nur seiner Landesverfassung beraubt, sondern überdiess zwischen Baiern, Italien und Illyrien zerstückelt."

Energisch und treffend beschreibt der Vf., nämlich im Augustmonat 1813, die Mächte des nun aufgelösten Rheinbundes als Könige und Souveräne, die Existenz haben ohne Unabhängigkeit, Titel ohne Macht, Kronen ohne Glanz, Majestät ohne Eigenwillen, Armeen ohne Oberbefehl, Staaten ohne Selbstständigkeit, Regierungen nur für fremde Zwecke. Eben so richtig ist, was er über die verschiedensten Vorwände sagt, unter welchen die Politik Frankreichs den Krieg in Europa verewigte, dass sie den Zeitgeist vollstrecken, das Feudalwesen vernichten, eine allgemeine Verbesserung der Staaten und einen dauernden Frieden bewirken, dass sie Englands Seetyranney in die Grenzen des Völkerrechtes zurückweisen wolle.

Indessen muss man bey allen Vorwürfen wider die neuere französische Politik, und bey den glänzenden Titeln, welche sie sich beylegte, nicht aus der Acht lassen, dass ihr freylich die Realisirung

derselben keinesweges, und vielmehr ihre Benutzung für ihnen widersprechende Zwecke am Herzen lag, dass dieselben aber gleichwohl für denjenigen, der in das Innere der Ereignisse eindringt, und es zu scheiden weiss von den Menschen, die dabey im Spiel sind, mit nichten ein ganz hohler Schall sind. Die Weltbegebenheit der französischen Revolution (denn das bleibt sie, wenn man sie umfassend nimmt) hat ohne Zweifel im Plane des Schicksals die Tendenz, dass die Zeit des Feudalwesens vorüber seyn, auch ein vollkommeneres Seerecht, und ein mehr dauernder Friede eintreten solle, als Feudalwesen und Tyranney zur See gestatten. Der redlichste und tiefste Forscher der Geschichte konnte nicht anders als wünschen, dass die französische Politik den wesentlichen Geist der Revolution als einer Weltbegebenheit besser vollstreckt hätte, und sah selbst darin noch einige Hoffnung, dass sie sich jene glänzenden Titel, mit welcher Falschheit auch, doch beylegte. Die wider Frankreich coalisirten Mächte haben sie zum Theil schon angenommen, werden sie immermehr annehmen müssen. Auch diess ist Wirkung der französischen Revolution als einer Weltbegebenheit, deren Samen in immer bessere Herzen und reinere Geister fallen wird. Wie redlich entsprechen Sinn und Absicht der coalisirten Mächte den erwähnten glänzenden Titeln, welche die französische Machthabung gemissbraucht hat!

Am interessantesten wird die vorliegende Schrift gegen ihr Ende, wo sie die traurigen Folgen des eingebüssten Handels für den österreichischen Kaiserstaat schildert. Mit dem Verlust von Triest hatte er die Ausfuhr seiner Vorräthe an Glas, Eisen, Leinwand und Wolle verloren. Die Verminderung des auswärtigen Handels hatte Einstellung der Production zur Folge und Schwächung der allgemeinen Besteurungsfähigkeit. Ganz verzweiflungsvoll wäre die Lage geworden, wenn nicht Österreich wenigstens seine Bevölkerung von dem Grundertrage des Bodens sehr reichlich, und seine Industrie durch den Innhandel einigermassen erhalten könnte. Darum litt es von dem Continentalsystem nicht so empfindlich, wie Russland, welches bey einem grossen Überflusse an Naturproducten nicht Mannichfaltigkeit des Naturreichthums, nicht Fabriken und Werkstätte genug hat, um den Einfuhrhandel auf längere Zeit zu entbehren. Gleichwohl sollte Russland mit Frankreich, welches reich und ausgearbeitet genug ist, um sich allenfalls von der übrigen Welt losreissen zu können, ganz einerley Interesse und Politik haben; sollte seinen Überfluss an Getreide, Holz, Hanf, Leder, Talg und Pelzwerken ohne Ersatz vermodern lassen; sollte England, welches ihm die Bedürfnisse am wohlfeilsten und besten verkauft, dagegen ihm seinen Überfluss am sichersten und vortheilhaftesten abkauft, für seinen geschworenen Feind nehmen.

Das Unnatürliche, das in dem Continentalsystem lag, ist freylich hiemit richtig getroffen; aber alle dann aufgeworfenen Fragen, wie z. B. „soll Österreich kein Glas und Eisen, keine Leinwand und Wolle erzeugen, bloss weil es diese Waaren nicht auf eigenen Frachtschiffen verführen, und an den letzten *Verzehrer* nicht selbst absetzen kann?“ gehen nicht wider den eigentlichen Gesichtspunct, aus welchem das Continentalsystem betrachtet werden muss, wenn man es nicht als etwas so Läppisches nehmen will, dass es der Einfall eines Verrückten wird. Jener Gesichtspunct geht dahin, dass England durch das Continentalsystem gezwungen werden sollte, das Recht der neutralen Flagge, und überhaupt das alte Völker-Seerecht nach den Grundsätzen des utrechter Friedens anzuerkennen, um nicht den empfindlichsten Verlust an den Elementen seines Handels und seiner Flottenmacht zu erleiden. Mochte der Continent durch eine bald vorübergehende Stockung seines Verkehrs, seiner Industrie, diesen Zweck wider England wirklich erreichen: so war jenes System keine Thorheit; wiewohl es sich auch da noch fragte, ob die mit ihm nothwendigen Leiden und Entbehrungen dadurch aufgewogen wurden, dass man eine sicherlich auch vorübergehende Hemmung der Seefreyheit einige Jahre früher zerbrach. Als sich aber zeigte, dass das Continentalsystem den ursprünglichen Zweck nicht erreichen werde, und von seinem Urheber selbst durch Licenzen durchlöchert ward: da musste es jedem Individuum unerträglich fallen, noch bey demselben ausdauern zu sollen. Die coalisirten Mächte hatten gewiss Recht, ebenso wider das Continentalsystem, als überhaupt wider die Unterdrückung ihrer Freyheit und die Zerstörung des europäischen Gleichgewichtes, zu Felde zu ziehen.

WIEN, in der rehmschen Buchhandlung: *Der Krieg des Jahres 1813, historisch beleuchtet.* 1813. 19 S. 8.

Der Vf. dieser wenigen Seiten stützt sich auf eine Bemerkung, welche so wahr ist, dass es scheint, man brauchte sie nie zu sagen, und dennoch von dem Unsinn, welchen einige freylich unbedeutende Versuche im Gebrauch der Historie für die Politik begingen, verkannt wurde: dass nämlich Alles, was geschieht, nach unendlich vielen Beziehungen zu verschieden ist, als dass eine Begebenheit für eine anscheinend ähnliche eine politische Norm abgeben könnte. Hier wird die Anwendung davon gemacht, um den Antrieb der coalisirten Mächte im Vergleich mit allen vorhergehenden Kriegen zu erheben. In dieser Parallele freuen wir uns folgende Worte zu Wien gedruckt zu sehen: „Die Freyheit des menschlichen Verstandes gegen äussere Gewalt ward nie so entschieden ausgesprochen, und so eifrig vertheidigt als in den Religionskriegen des 16ten und 17ten Jahrhunderts, zumal in Deutschland; aber so wie diese sich durch grössere Verständigkeit und höchst eigenthümlichen Charakter vor allen früheren Religionskriegen auszeichnen: so waren nichts desto weniger auch sie durch die gröbsten Verwechselungen der Begriffe, und die leidenschaftlichsten Vertheidigungen von Privatmeinungen durch Waffen bezeichnet. Schöner, weil meistens weniger durch Vernun-

sterungen des Verstandes entstellt, und weil hier für ein Gut gekämpft wird, dessen eigentliche Vertheidiger die Waffen sind, schöner sind Kämpfe für politische Freyheit und gerechte Verfassungen."

Es zeugt von der scharfsinnigen Parallele, welche durch diese kleine Schrift geht, dass der Vf. alsdann zum Übergang die Bemerkung braucht: wie die Religionskriege der letzten Jahrhunderte sich vor den früheren auszeichneten: so wären unter denen für politische Freyheit auch diejenigen die ruhmvollsten, welche die Freyheit eines ganzen Welttheils vertheidigten. Diess führt ihn zu gerechter Würdigung und Lobpreisung des gerechten Krieges wider Frankreich, und es gereicht ihm zu Ehren, dass er dabey nicht die Lehre von Thucydides vergisst, wie immer dem gegenwärtigen Geschlecht der gerade jetzt obwaltende Krieg der grösste und wichtigste scheine. Wir wünschten nur, dass er bey glücklichem Herausheben mancher Eigenthümlichkeiten des Krieges der Coalition sich weniger in rhetorische Umwindungen verloren hätte. Im Übrigen ist sein Stil edel und gebildet. Wir freuen uns überhaupt, an den Schriften, welche der jetzige Moment der Weltgeschichte veranlasst, zu bemerken, wie im Vergleich mit früheren Epochen die deutsche Sprache an Form ohne Übertreibung gewonnen hat.

Was ist indessen diese Freude gegen eine andere sich gleichfalls aufdringende Bemerkung: dass nämlich die deutschen Herzen durch den Adel des gegenwärtigen Kampfes allenthalben veredelt, und zu der höheren Menschlichkeit erhoben sind? Daran erinnern auch die Worte am Schluss dieser kleinen Schrift: „Wir wollen den schönsten Ruhm behaupten, dass der Krieg, welcher für die edelsten und wichtigsten Zwecke mit der furchtbarsten Masse von Kräften geführt wird, auch der menschlichste unter allen sey."

Germanien, b. Hammer: *Aktenstücke und Materialien zu der Geschichte des grossen Kampfes um die Freyheit Europas in den Jahren 1812 und 1813.* Erstes Bändchen. 1813. 207 S. 8.

Es ist noch zu früh, wenn auch nicht die Aktenstücke, doch die Materialien zu der hier angegebenen Geschichte sammeln zu wollen; denn man wird dieselben noch nicht gehörig sichten können. Ausserdem aber muss es einem solchen Sammler, wenn er ein rechtlicher Mann ist, doch einige Bedenklichkeit erregen, dass die Schriften, welche er nachdrucken lässt, grösstentheils ein Privateigenthum sind, dessen bisheriger Ertrag wahrscheinlich noch nicht einmal die Kosten des Verfassers oder Verlegers, viel weniger den Aufwand ihrer Mühe vergütet hat. Es ist mit ein Grund, warum vorzügliche politische und historische Schriften zur Beleuchtung der Gegenwart nicht vollendet werden, weil solide Verlagshandlungen fürchten, durch den Nachdruck derselben in dergleichen Sammlungen sofort alle Hoffnung auf Ersatz ihrer Kosten vereitelt zu sehen. Leider ist bey der gegenwärtigen, so unrechtlichen, als unzweckmässigen, überdiess noch das Wort Germanien als Raubschild gebraucht.

Ausser den bekannten Bülletins der kaiserlich russischen Armee ist hier die ganze, vorher S. 7 von uns angezeigte Schrift abgedruckt; und nebst einigen zerstreuten russischen Armeebefehlen, finden wir noch den auch wiederholt gedruckten Bericht eines russischen Officiers über den Rückzug der Franzosen aus Russland. Da wir denselben nicht im einzelnen Abdruck zur Hand haben, wollen wir seiner hier mit Wenigem erwähnen.

Die Lage Napoleons zu Moskau, so wie die Ursachen, aus welchen er in dieselbe gerieth, unter denen der kühne Flankenmarsch Kutusows zwischen Kaluga und Moskau vielleicht die erste Stelle behauptet, sind hier sehr gut aus einander gesetzt. Der Rückzug der Franzosen wird in drey Perioden getheilt, von denen die erste sich bey Krasnow endet, die zweyte bis zur Beresina, die dritte bis zum Niemen, und von da weiter ins Preussische geht. Das ungeheure, diese drey Perioden hindurch steigende Elend der Franzosen schildert uns der Vf. mit Farben, die Schauder erregen. „Die ganze Landstrasse wimmelte von Gefangenen, die Niemand mehr beobachtete. Von Rauch und Schmutz ganz schwarz, schlichen sie wie Gespenster auf den Brandstätten zwischen ihren todten Kameraden herum, bis sie hinfielen und starben. Mit blossen Füssen, in denen der Brand schon war, hinkten Manche noch auf dem Wege bewusstlos fort; Andere hatten die Sprache verloren, und Viele waren vor Hunger und Kälte in wahnsinnige Betäubung gefallen, in welcher sie Leichname rösteten und verzehrten, oder sich selber Arme und Hände benagten. Manche sassen auf ihren todten Gefährten dicht gedrängt um irgend ein kleines Feuer, das sie gefunden, und starben, so wie es erlosch; oder man sah sie früher freywillig ins Feuer hineinkriechen, und wimmernd sich verbrennen, in der Meinung, sich zu wärmen, und Andere ihnen nachkriechen, und den nämlichen Tod finden."

Diese Schrift ward zu Wilna am zehnten December 1812 verfasst, und um so mehr ist ihre Mässigung mitten unter dem schauerlichen Untergange des Feindes zu loben.

Berlin, in der haude- und spenerschen Zeitungs-Expedition: *Darstellung des Benehmens der französischen Regierung gegen Preussen seit dem tilsiter Frieden.* Von einem preussischen Patrioten. Zum Besten der Verwundeten. 1813. 61 S. 8.

Was die erste, von uns angezeigte Schrift für die neueste Militärgeschichte, ist diese Schrift für die neueste diplomatische Historie Preussens; gleich authentisch, klar und entwickelnd, gleich gemässiget und edel; und wie man dort in dem Vf. den erfahrenen, geistreichen Krieger: so sieht man in dem Urheber dieses Berichtes den gewandten Geschäftsmann und Diplomatiker von reifer Erfahrung. Es möchte zwar scheinen, dass jeder talentvolle Mann, der eine geübte Sprache besitzt und einen geschärften Sinn für Zweckmässigkeit, aus gleich trefflichen Materialien eine gleiche Darstellung hätte liefern kön-

nen. Allein wer so urtheilte, hätte die feinste Tugend dieses Schriftstellers nicht bemerkt. Sie ist sein sicherer Takt, dass er nie mehr, nie weniger sagt, als die Verhältnisse, welche er berührt, und die Rücksichten, mit welchen er über sie berichtet, erfodern und zulassen; und einen solchen Takt zu gewinnen, muss man sowohl eine eigenthümliche Naturanlage, als besonders eigene Erfahrung in diplomatischen Geschäften und vertrautere Kenntniss der politischen Historie haben.

Der Bericht beginnt mit den unglaublichen Bedrängnissen, welche die preussische Monarchie erdulden musste, ehe sie in den Provinzen wiederhergestellt ward, welche ihr durch den tilsiter Waffenstillstand geblieben waren; denn kaum als einen solchen hat die französische Regierung jenen Friedensschluss genommen. In diesem Abschnitt erhalten wir bisher unbekannte Nachrichten über die Unterhandlungen des Prinzen Wilhelm von Preussen zu Paris, der endlich eine Convention zu Stande brachte, welche freylich die Räumung bewirkte, aber unter den allerdrückendsten Bedingungen. Napoleon hatte dem Prinzen nicht verhehlt, dass er die Räumung Preussens allein von seinen übrigen politischen Combinationen abhangen lasse, und darum konnte man im Voraus versichert seyn, was sich nachmals genug gezeigt hat, dass die gewaltthätige Übermacht auch zur Erfüllung jener Convention, wenn Preussen selbst alle ihre lästigen Verbindlichkeiten genau befriedigte, nicht anders sich geneigt bezeigen werde, als sofern ihre politischen Combinationen es mit sich brachten. Gleichwohl muss man sie als ein Glück Preussens betrachten. Denn ohne sie wäre ihm gar nicht möglich gewesen, jene militärischen und bürgerlichen Einrichtungen zu treffen, aus welchen der Geist der Rache und des Ruhms so glänzend hervorgegangen ist.

Während Prinz Wilhelm die Unterhandlungen zur Wiederherstellung eines guten Vernehmens zwischen Frankreich und Preussen mit Offenheit führte, und jeden Schmerz zurückpresste, welchen er über die schmachvolle Behandlung seines sonst so hochgeehrten Hauses fühlte, ward heimlicher Weise die Convention zu Bayonne abgeschlossen, wodurch man „die letztere *Macht ohne ihr Wissen*, und in völligem Widerstreit mit allen Grundsätzen der Moral, der allgemeinen Gerechtigkeit und des tilsiter Friedens ihres Eigenthums im Herzogthum Warschau berauben wollte.“

Diese Ausdrücke dürfen darum nicht etwas zu grell scheinen, weil, wie der Vf. späterhin meldet, in der Convention des Prinzen Wilhelm der Artikel war, dass die dem König von Preussen zustehenden Schuldfoderungen an Privatpersonen des Herzogthums Warschau, nach den Bestimmungen des tilsiter Friedens, ohne allen Rückhalt abgetreten werden sollten. „Was Preussen als *Macht* an Schuldfoderungen im warschauischen Gebiet hatte, gab es also wirklich durch einen Tractat auf; allein dieses geschah am 8ten September 1808, und schon am 10ten Mai desselben Jahres war Preussen eines Eigenthums beraubt, über welches man noch Monate lang mit ihm unterhandelte, als stände es ihm noch zu, und welches man ihm vier Monate später, seitdem man es an einen Dritten verkauft hatte, in einer sogenannten Convention abpresste.“

Übrigens kann keinem Zweifel unterworfen seyn, dass auch nach ihrem bestimmten Ausdruck nur Schuldfoderungen der preussischen Staatscassen, welche *Eigenthum der Krone*, keinesweges der öffentlichen Institute, welche nur *Eigenthum der Privatpersonen* verwalten, aufgegeben waren. Wahrscheinlich hat man auf französischer Seite diesen Unterschied nicht gekannt oder nicht bedacht, sowohl als man den Verkauf zu Bayonne, wie als man die Convention mit dem Prinzen Wilhelm abschloss; oder ging man von der Ansicht aus, welcher man auch im Innern Frankreichs wohl gefolgt ist, dass alles Eigenthum, das von irgend einer Anstalt unter *Aufsicht und Bevollmächtigung des Staates* verwaltet wird, allenfalls auch als Eigenthum der Krone angesehn und weggenommen werden könne? Genug, die warschauische Regierung hatte *selbst, schon vor der Convention vom 8ten September*, „als ein der Krone verfallenes Gut alle im Herzogthum Warschau ausstehenden Capitalien preussischer Unterthanen und öffentlicher Anstalten in Beschlag nehmen lassen, nämlich nicht bloss die Capitalien der Bank, der Seehandlung, der allgemeinen Wittwen-Casse, der Militär-Wittwen-Casse, des grossen Waisenhauses zu Potsdam, der Hospitäler, Zuchthäuser, Justiz-Gebühren-Cassen, Kirchen, frommen Stiftungen, Universitäten, Schulen u. s. w., sondern auch eine grosse Anzahl Capitalien von Privatpersonen, auf den blossen Verdacht, dass diese etwa die Unterhändler oder Mittelspersonen der berliner Bank gewesen seyn möchten.“

Der König von Sachsen gründete dieses Benehmen auf die Convention von Bayonne, welche dem Prinzen Wilhelm und der preussischen Gesandtschaft zu Paris (jener war und unterhandelte daselbst ununterbrochen vom November 1807 bis Ende Septembers 1808) so durchaus verheimlicht wurde, dass sie dieselbe erst spät hinterher aus dem Gerücht und kaum dem Namen nach erfuhren. In Preussen selbst lernte man sie im eigentlichsten Sinne erst aus ihren schrecklichen Wirkungen kennen; sie ist dort nie officiell mitgetheilt worden, und etwa zwey Jahre nach ihrem Ursprung erlangte man von ihr zufällig eine Abschrift. Der Hauptaufschluss wird immer darin liegen, dass Napoleon, als er der spanischen Angelegenheiten wegen nach Bayonne gegangen war, die preussischen Geldfoderungen im Warschauischen. die der General-Intendant der französischen Armee einmal auf 43,466,200 Franken 51 Centimen an Capital, und vier Millionen rückständige Zinsen berechnet hatte, gegen zwanzig Millionen Franken dem König von Sachsen überantwortete. Dieser hätte aus Menschlichkeit vielleicht dennoch das ganze Verfahren gemildert, wenn er nicht von Furcht vor dem französischen Gouvernement zu sehr erfüllt gewesen wäre. Inzwischen liess er doch die Capitalien der allgemeinen Wittwencasse und einiger kleiner Institute auf den Bayonner-Listen ausstreichen. Allein dieselben betrugen kaum zwey Millionen Thaler, und funfzehn Millionen preussisches Eigenthum blieben wirklich in Beschlag der warschauischen Regierung.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Berlin, in der haude- und spenerschen Zeitungs-Expedition: *Darstellung des Benehmens der französischen Regierung gegen Preussen seit dem tilsiter Frieden.* Von einem preussischen Patrioten u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir wollen nicht in das hier beschriebene Detail eingehen, wie Preussen durch das Continentalsystem gedrückt und geklemmt wurde. „Die Geschichte, heisst es hier, wird dieses System des Kaisers Napoleon richten, welcher, ohne eigene Seemacht, die Handelsmacht seiner Feinde mit den Entäusserungen und der Verarmung seiner Freunde zu bekämpfen gedachte." Wir haben uns schon im Verlauf dieser Recensionen über jenes System erklärt. Hier genügt, dass wir den feinen Zug von der preussischen Regierung ausheben, wie sie den von Frankreich festgesetzten ungeheuren Tarif auf alle seewärts eingehenden Colonialwaaren von ihren Unterthanen erfoderte, um der Übermacht keinen Anlass zu neuen Bedrückungen zu geben, aber dagegen die alten Consumtionsgefälle aufhob. Auch foderte sie jenen Tarif gar nicht von dem ersten Material für die Fabriken des Landes, und von bloss durchgehenden Waaren. Eine Note des französischen Gesandten zu Berlin vom 28 Oct. 1810 drohte dagegen: „wenn es möglich wäre, dass man sich in Preussen den wider England gerichteten Massregeln zu entziehen gedächte: so würde der Kaiser, genöthigt, nur das Interesse der gemeinen Sache zu Rathe zu ziehen, sich ungern in der Verbindlichkeit sehen, *sie selber vollstrecken zu lassen.*"

Nur solche Drohungen, die gewiss vollzogen wurden, wenn sich Preussen nicht durchaus nachgiebig bewies, und ihm dann eben so gewiss die letzte Kraft, sich von dem Joche zu befreyen, gelähmt hätten, können uns begreiflich machen, wie es sich, nach vergeblichem Sträuben, nicht der Auffoderung des französischen Kaisers entzog, dass es seine Häfen gegen die mit Colonialwaaren beladenen Schiffe, deren damals eine grosse Menge in der Ostsee war, nicht mehr schliessen, sondern im Gegentheil das Hereinkommen jener Schiffe begünstigen, sie sodann in Beschlag nehmen, confisciren, und die Ladungen in Natura zur Disposition Frankreichs stellen solle, wogegen ihr Werth auf die von Preussen noch schuldige Kriegscontribution abgerechnet werden möge.

Gewiss war das Schmachvolle, das in einem solchen Verfahren lag, für die preussische Regierung äusserst drückend; aber wie sollte sie irgend einer eigenen Regung nachgehen, da ihr Staat zuletzt von *eilf* Militärstrassen zum Gebrauch der französischen Truppen nach allen Richtungen durchschnitten war? da in ihren drey Oderfestungen, in Danzig, Magdeburg und Stralsund, mehr als funfzigtausend Mann ihres Unterdrückers und seiner Alliirten lagen, die jeden Augenblick zu einer grösseren Kriegsmacht anschwellen konnten, indem sie selbst nur zwey und vierzigtausend Mann halten durfte? Noch waren die Anstalten keineswegs vollendet, aus welchen sich nun eine neue Militärmacht Preussens glänzend entwickelt hat; und eine zu frühe Bewegung gegen Frankreich hätte sie wahrscheinlich in ihrem Keime vernichtet.

So nahte der Zeitpunct, wo Napoleons ungeheurer Krieg wider Russland beginnen sollte. Die Nothwendigkeit, dass der König, als Verbündeter Frankreichs, daran Theil nahm, leuchtete ein. Denn sobald er sich dessen weigerte, hatte seine Monarchie wenigstens vorläufig aufgehört zu seyn; und wäre einmal ihre alte Selbstständigkeit ganz aufgehoben gewesen: wie hätte auch der gegenwärtige Krieg wider die französische Regierung, nachdem Gott ihre Macht in Russland vernichtet hatte, seine siegreiche Wendung bekommen sollen? Die russischen Truppen hätten dann bey ihrer Ankunft in Deutschland an der preussischen Kriegsmacht nicht einen Standpunct gefunden, dessen sie gar nicht entbehren konnten, um sich diesseits der Weichsel zu behaupten, und der neue preussische Heldengeist, welcher den Deutschen in Schwung bringt, wäre dann nie zur Reife gelangt. Wir können es dem Cabinette Preussens nimmer genug danken, dass seine Selbstverleugnung hinreichte, um seine Politik nie durch das Gemüth zu gefährden, und eben so wenig der preussischen Nation, dass sie zu jeder Aufopferung, jeder Anstrengung sich hindrängte, als ihr das Cabinet laut sagen durfte, dass seine Politik mit ihrem Gemüth eins sey. Die Geschichte wird einst ganz würdigen, mit welcher meisterhaften Haltung des ächten Staatsmanns *Hardenberg* sich in die Mitte zwischen der französischen Regierung und der gährenden preussischen Nation stellte, die immer unpo-

litisch überschäumen wollte, und wie er Beide gleichsam von einander hielt, bis ihr Aufeinanderstossen kein anderes Resultat geben konnte, als Rettung und Wiederherstellung des Reiches der Hohenzollern.

Die Nothwendigkeit, in dem Kampfe zwischen Frankreich und Russland zuerst als Verbündeter jener Macht aufzutreten, führte die vier Conventionen herbey, welche am 24 Febr. zu Paris geschlossen wurden. Besonders merkwürdig sind die diplomatischen Aufschlüsse, welche uns hier über die Verhandlung wegen der vierten geschenkt sind. Der preussische Bevollmächtigte für die Geldangelegenheiten, Hr. *von Beguelin*, hatte in der Überzeugung, dass die französischen Truppen, die sich auf Zügen durch fremde Länder noch nie auf eigene Kosten ernährt hatten, auch bey ihrem Durchzug nach Russland ganz den preussischen Unterthanen zur Last fallen würden, dem Herzog von Bassano ein Übereinkommen vorgeschlagen, „nach welchem die preussische Regierung, bis zum Betrag der Contribution, Lebensmittel für den Unterhalt der französischen Truppen bey ihrem Durchgang durch Preussen zu liefern hätte, unter der Bedingung jedoch, dass diese solchergestalt durch ihre Commissarien verpflegten Truppen in nichts durch die Einwohner des Landes freygehalten seyn sollten.“ Der Kaiser fand diesen Vorschlag gut, foderte aber eine Menge Lebensmittel weit über den Betrag der Contribution hinaus. Es sey eine besondere Gunst, wenn man die Abrechnung jenes Unterhalts an der Contribution gestatten wollte; dass man übrigens alle drey Monate die Abschliessung der Rechnungen vornehmen, und den Überschuss in baarem Gelde abtragen würde. Nach einigen Einwendungen des Hn. v. Beguelin über die erfoderten Quantitäten, und die Unmöglichkeit, sie vollständig abzuführen, gab Napoleon Einiges nach, liess aber am 24 Febr. Abends sagen, dass er der Widersprüche müde wäre, und, wenn die Convention am folgenden Tage nicht unterzeichnet worden, mit Gewalt seinen Durchzug durch Preussen nehmen würde. Sie ward also ihrem Datum nach an demselben Tage noch abgeschlossen.

Wie Preussen sich anstrengte, diesen Conventionen genug zu thun, wie es gleichwohl manchem Artikel derselben entgegen von französischen Behörden bedrängt wurde, dergleichen und manches Andere übergehen wir hier schon aus der Rücksicht, dass wir nicht zu viel aus dieser Schrift ausheben wollen, um nicht ihrem Zwecke, zum Besten der Verwundeten verbreitet zu werden, irgend Abbruch zu thun. Wir heben nur die Bemerkung aus, dass Frankreich seit dem tilsiter Frieden achtzehn Conventionen mit Preussen abschloss, ohne dass die Zurückgabe der drey Oderfestungen erfolgt wäre, welche als unmittelbares Resultat jenes Friedens, oder wenigstens auf Erfüllung der Bedingungen, welche die Convention des Prinzen Wilhelm desshalb festsetzte, hätte erfolgen sollen. Am Ende des Jahres 1812 betrugen die Vorschüsse Preussens an Frankreich schon 94 Millionen Franken.

Trotz der dringendsten Vorstellungen noch zu Anfang des Jahres 1813 geschah nichts, um nur eine Revision der Rechnungen über die geschehenen Lieferungen vorzunehmen. Aber wozu sollte dergleichen, da Gottes Hand schon einen Strich durch alle Rechnungen gemacht, und Preussen Einen Grund statt aller zum Kriege wider Frankreich hatte, dass es wieder das alte Preussen seyn wollte.

Ms.

LEIPZIG, b. Engelmann: *Leipzigs Schreckensscenen im September und October* 1813. Von *; einem Augenzeugen. Zur Erinnerung für seine Bürger, zur Nachricht für Auswärtige. 1813. VI u. 63 S. 8.

Es war in dem Buche des Schicksals geschrieben, dass, wie im J. 1631, bey Leipzig wiederum eine Schlacht geliefert werden sollte, die auf Deutschlands Umgestaltung den wichtigsten Einfluss hätte, und alles das wieder umstürzte, was in demselben Monat, fast an demselben Tage, vor sieben Jahren erbaut, und dann mit dem Wohlstande von Millionen, dem Leben vieler Tausende, erkauft worden war. In mehrerem Betracht war diese Schlacht einzig: nicht bloss wegen der noch nie vorher gesehenen Masse der einander bekämpfenden Truppen, auch nicht bloss wegen der unglaublichen Hartnäckigkeit, mit welcher sie einander den Sieg und die Niederlage streitig machten, sondern vorzüglich auch desswegen, weil man jetzt allgemein bekennen musste, dass ein Feldherr geschlagen sey, der bis dahin, wenigstens nach der Ansicht der Meisten, in hohem Glanze der Unüberwindlichkeit strahlte. Ja, selbst die Meinung von dem alles durchdringenden Adlerblick desselben musste verändert werden; und Niemand konnte sich verhehlen, dass hier nicht nur eine der schönsten, blühendsten, für Sachsens Wohlstand unentbehrlichsten Städte in dem befreundeten Lande der gänzlichen Verwüstung muthwillig preis gegeben, sondern dass auch von dem Helden selbst Alles aufs Spiel gesetzt war für nichts, selbst wenn er — siegte. Denn es wäre ihm unmöglich gewesen, bey dem gesicherten Rückzuge der Verbündeten nach der Elbe, nach Böhmen die etwa errungenen Vortheile mit Nachdruck zu verfolgen. Man erwäge nun vollends den unglücklichen Ausgang, besonders den Rückzug der Fliehenden über den ranstädter Steinweg in Leipzig, und über die letzte Brücke unweit der Funkenburg! Grausenvoller war vielleicht kein Auftritt in der furchtbaren Kriegsgeschichte der letzten drey Monate. Nachdem der Anführer diese Brücke, die Einzige, über welche er eine so ungeheure Streitmasse dem gefahrvollesten Rückzug aussetzte, nachdem also nur Er sie im Rücken hatte, ward sie zum grossen Ruin der ganzen Nachbarschaft in die Luft gesprengt; Tausenden ward dadurch der Übergang gesperrt; Tausende fanden in den sumpfigen Wasser-

schlünden den Tod; dicht lagen an den Ufern die Leichen, gräfsliche Schlachtopfer einer unseligen Unternehmung. Wie grenzenloses Ungemach überhaupt diese Schlacht über Leipzig, und noch mehr über die vielen blühenden Dörfer rings um die Stadt, und über die ganze dortige Gegend verbreitet hat, ist aus den Zeitungsberichten schon bekannt. Ein solches Gemälde entwirft auch der Vf. dieser Schrift, zwar nicht vollständig (wie er auch in dem Vorberichte selbst gesteht), aber ruhig und mit treffenden Farben. Es wird demnach dieser interessante Beytrag zur Zeitgeschichte gewifs Leser finden; und fürwahr, er verdient sie.

Über den Mangel an Vollständigkeit, den wir eben erwähnten, würde man weniger Ursache haben zu klagen, wenn der Vf. seinen Bericht blofs auf das, was Leipzig unmittelbar betraf, eingeschränkt hätte. Allein da er das Schicksal der Stadt, wie billig, aus den grofsen Begebenheiten, welche in der unmittelbaren Nähe derselben vorgingen, ableitet und erklärt: so hätte freylich Manches nicht mit Stillschweigen übergangen, Manches mehr hervorgehoben und deutlicher entwickelt werden sollen.

Dazu gehört namentlich der merkwürdige und folgenreiche Übertritt der Sachsen zu den verbündeten Mächten, welcher bey dem Bericht über den 18 October (S. 37) nicht erwähnt worden ist. Was Ref. von kundigen Augenzeugen darüber erfahren hat, besteht kürzlich in Folgendem: Am 18 Oct. früh hatte die sächs. Cavalleriebrigade mit der reitenden Artillerie und einem Bataillon leichter Infanterie ihre Position zwischen Paunsdorf und Taucha. Der Infanterie zur Linken stand der Artilleriepark; neben ihm war die Brigade Brause im ersten Treffen *en ligne*, die Brigade Ryssel im zweyten Treffen *en colonne* aufmarschirt. Als gegen Mittag die feindlichen Truppen sich in der Ferne zeigten, wurden von der Cavallerie einige Subalternofficiere an den commandirenden Generallieutenant Zeschau abgeordnet, ihm den beschlossenen Übertritt zu melden und um seine Genehmigung zu bitten. Dieser verlangte einen Stabsofficier. Der Husarenmajor Fabrice erscheint, und erhält — abschlägige Antwort. Unterdessen hatte die feindliche Cavallerie sich genähert. Jetzt oder nie mufste der muthige Entschlufs zur Ausführung kommen. Längst schon war er durch die von den Franzosen erlittenen Mifshandlungen und unwürdigen Quälereyen vorbereitet: die biederen Sachsen erkannten den heiligen Kampf ihrer russischen und deutschen Brüder für die grofse Sache der Freyheit. Die sächsische Cavallerie ging der feindlichen entgegen, ihre Säbel in die Scheide gesteckt. Die leichte Infanterie folgte. Der Commandant der sämmtlichen Artillerie, Oberstlieutenant Raabe, hatte seine Artillerie möglichst concentrirt. Die Brigadiers der Infanterie, von dem Übergange der Cavallerie durch einen Officier benachrichtigt, wendeten von Neuem sich an den Generallieutenant mit dringenderen Vorstellungen. Dieser, nichts verstattend, was der König nicht billigen würde, sendete den Hauptmann Nostiz an denselben ab, um Vorhaltungsbefehle einzuholen. Eine höhere Macht hatte bereits entschieden: die Hälfte der Sachsen war schon mit den Kanonen übergegangen; die Übrigen waren entschlossen es zu thun. Gleichwohl brachte der Adjutant die vom König dictirte, vom General Gersdorf mit der Bleyfeder geschriebene Ordre zurück: Gerade jetzt müsse jeder brave Sachse mit erhöheter Anstrengung für das Wohl des Vaterlandes und die Sache des Königs kämpfen! — Unter solchen Umständen glaubten die Brigadiers auch ohne Einwilligung des Generallieutenants den wichtigen Schritt thun zu dürfen. So erfolgte der Übertritt der Infanterie zwischen 4—5 Uhr. Zwar ward der General Ryssel, da er seine Brigade mit der Brigade Brause vereinigte, und unter Voraussendung eines Parlementärs den Marsch gegen die feindliche Linie nahm, von dem Generallieutenant für seinen Arrestanten erklärt; aber der Marsch der sämmtlichen Artillerie konnte dadurch nicht aufgehalten werden. Die Franzosen, diese Bewegung wahrnehmend, schickten einige Kartätschensalven nach, welche dem Bataillon Steidel, auf dem linken Flügel der Linie, einigen Verlust zuzogen. Glücklicherweise aber traf der als Parlementär vorauseilende Hauptmann Zedliz vom Generalstab auf den General Platow, welcher durch ein paar Regimenter Kosaken die französische Cavallerie aufser Stand setzte, den Marsch der Sachsen zu hemmen. Bey der Brigade Ryssel entstand nunmehr eine völlige Auflösung: der gröfste Theil wendete sich in zerstreuten Haufen dem Feinde zu, welchen sie längst als Freund betrachtet und geehrt hatten: nur 500 Mann blieben bey Zeschau, der nachher, auf Veranlassung des General Reynier, mit denselben nach Leipzig zog, um den König, den die französische Umgebung noch in ganz anderen Ideen erhielt, von der Lage der Dinge zu unterrichten.

Auch die Lage des Königs und seine Handlungsweise, welche auf das Schicksal der armen Sachsen so grofsen Einflufs äufserte, hätte wohl in dieser Schrift erwähnt werden sollen. Die Motive wird die Geschichte einst würdigen; jetzt genügt es an den Thatsachen. Augenzeugen versichern, dafs der Herzog von Bassano, so wie er den Monarchen, welcher nichts weniger als eine so nahe Abreise ahndete, in demselben Wagen von Dresden begleitet hatte, auch in Leipzig, wo der König, während des ersten Schlachttages, fast immer auf der dortigen Sternwarte Beobachtungen mit Fernröhren anstellte, ihm selten von der Seite wich, und die fröhlichsten Siegeshoffnungen bald ihm brachte, bald mit ihm theilte. Als aber der Rückzug der Franzosen bereits angeordnet war, erschien der Herzog seltener, sein Aufsenbleiben mit Ermüdung und Unpäfslichkeit entschuldigend. Der König mit seiner Familie blieb jetzt, während des stärksten Feuers, das in den Vorstädten brausete, in seiner gewöhnlichen Wohnung, im thomäischen Hause am Markte; nur als einige Haubitzen und das lebhaftere kleine Gewehrfeuer die sich nähernde Gefahr verkündigten, gab er den drin-

gendsten Bitten nach, und ging mit Gleichmuth und frommer Resignation, nebst Gemahlin und Tochter, bey welchen sich das weibliche Gemüth schon vorher nicht verleugnet hatte, in das gewölbte Erdgeschoss, wo der Kaufmann Nörner sein Waarenlager hat. Einer Deputation des leipziger Stadtmagistrats, welcher die Genehmigung zu einer Fürbitte für die Stadt, wenn der Kaiser Alexander als Sieger einzöge, einholen wollte, überliess er zu thun, was gut und verantwortlich dünke. Schon früher war, nicht ohne Vorwissen der Franzosen, der OberstRyssel an den Kaiser Alexander abgeschickt worden, um auf eine Capitulation anzutragen, während der Herzog von Padua 15 Centner Pech zur Anzündung der Vorstädte mit Ungestüm foderte. Die Antwort des Monarchen ist bekannt. Nachdem das innere grimmaische Thor gesprengt, und die in die Stadt eingetretenen russischen Officiere in dem Quartier des Königs angelangt waren, kehrte dieser in seine Zimmer zurück, und erhielt bald darauf einen Besuch von dem Kronprinzen von Schweden. Eine lange, freundliche Unterredung ward durch die Nachricht unterbrochen: der Kaiser Alexander reite die grimmaische Gasse herauf, und nähere sich dem Hause. Wirklich hielt der Kaiser auf dem Platz, und stieg vom Pferde: der Kronprinz, bis an die Stufen des inneren Hauses den König geleitend, welcher nicht weiter ging, sprach mit dem wartenden Kaiser vor dem Hause, der hierauf — in sein Quartier ritt. Man weiss, dass der Kaiser noch an demselben Abend (19 Oct.) eine ganze Stunde bey der Königin auf ihrem Zimmer zugebracht, dass der König den Tag darauf den Besuch des Kronprinzen erwiedert, dass er aber keinen der drey übrigen grossmüthigen Befreyer Deutschlands gesprochen, sondern *nur* an den Kaiser Franz einen Brief in dessen Hauptquartier nach Röthe geschrieben hat. Am folgenden Tage liess der König von Preussen dem kriegsgefangenen König durch einen Kammerherrn die Wahl eines Orts frey, wo er angenehmer als in Leipzig, und sicherer als in dem belagerten Dresden seyn könnte. Dieser Erklärung folgte sogleich die zweyte, dass im Schlosse zu Berlin alles vorbereitet sey zur Aufnahme des Königs und seiner Umgebung, und dass für Sicherheit der Reise dahin Vorkehrungen getroffen worden. Am 23 Oct. früh 4 Uhr reisete der König, begleitet von zwey *polnischen* Generaladjutanten, unter einer Escorte von 120 Kosaken bis Aken, und kam Abends den 24 in Berlin an. Vielleicht (fügen wir hoffnungsvoll mit dem Vf. dieser Schrift bey) dient ja auch dieses dazu, das Glück der Unterthanen, wenn auch auf einem anderen Wege, zu begründen, als den der König früher sich vorzeichnete, und den er zu betreten wünschte!

Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers:

1) *Die Grossthaten Napoleons, zur Würdigung für Deutschland, Frankreich und Italien.* 32 S. 8.

2) *Napoleons Ruhm als Feldherr.* 32 S. 8.

3) *Der Rückzug der Franzosen.* Nebst einer Liste der gefangenen französischen Generale und einem Aufruf an die Deutschen. Neue Auflage. 1813. 32 S. 8.

Diese Broschüren sind für das grosse Publicum, oder vielmehr für Leser aus der weniger gebildeten Classe bestimmt. Wer wollte den Zweck tadeln? Sie enthalten nichts Neues, und lassen oft einen würdigeren Ton vermissen. Dasselbe Urtheil gilt auch von folgender Farçe in Versen:

St. Petersburg: *Der Flussgott Niemen und Noch Jemand.* Ein Freudenspiel in Knittelversen, Gesang und Tanz von *Kotzebue.* Aufgeführt auf dem Theater zu Reval zur Feyer des Freudenfestes, als die letzten Überreste der Franzosen von den tapferen Russen wieder über den Niemen gejagt wurden. 1813. 1 Bog. 8.

Solche Flugschriften haben natürlich nur ephemere Dauer: sie gehen unter mit der Zeit, für welche sie erschienen. Wohl ihnen, wenn es gelingt, in der Zeit auf öffentliche Meinung und Stimmung einzuwirken!

H. L.

KURZE ANZEIGEN.

1) *Leipzig*, in Commiss. b. Hartmann: *Der Page und sein Söhnchen. Posse in drey Akten.* Dem Französischen frey nachgebildet von *Lembert*, königl. wirtembergischem Hofschauspieler. 1812. 176 S. 8. (18 gr.)

2) Ebendaselbst: *Ränke und Schwänke.* Lustspiel in drey Aufzügen von *Demselben.* 1813. 135 S. 8. (16 gr.)

Wir zweifeln nicht, dass diese dramatischen Producte von der Bühne herab einige Wirkung thun: denn sie scheinen ganz nach den Vortheilen berechnet zu seyn, die sich der Vf. beym Spiel wohl abgesehen haben mag; übrigens können wir aber versichern, dass sie auf Neuheit nicht die geringsten Ansprüche machen, dass sowohl die Charaktere als die Intrigue dieselben sind, die wir schon oft auf der Bühne sahen, nur ein wenig anders gestellt und verbunden, dass kein besonderer Geist und Witz das Ganze belebt, dass eine erzwungene Laune darin herrscht, die die Personen durch gewisse Anhängsel von Redensarten komisch zu machen sucht, indem sie z. B. einen Wirth beständig „scharmant" (*dickbesagter* liebe *scharmante* junge Herr), einen Stadtrichter „*das ist keinem Zweifel unterworfen*", einen Schneider „*thue*" (das *that* ein dummer Streich seyn *thun*) und einen Ehemann stets seine selige Frau im Munde führen lässt. Die Bedienten spielen darin die Hauptrollen, indem sie die listigen, oft nicht sehr feinen Streiche angeben müssen, welche die Handlung des Spiels ausmachen. Das schlichte Deutsch darin ist nach der Grammatik noch so ziemlich richtig; nur einmal heisst es: Es ist als billiger Mann Ihre Pflicht. Angenommen, dass Lustspiele in dieser Sphäre mit einer solchen mosaischen Arbeit *auch* Belustigung gewähren können: so fehlt ihnen doch eine gewisse Gedrängtheit, die dem Ganzen wenigstens im Äusseren mehr Lebendigkeit geben müsste.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Schöne: *Systematische Darstellung zu einer neuen Kriegslehre für Infanterie, Cavallerie und Artillerie nach dem jetzigen Zeitgeist, und aus dem wirklichen Kriege gefolgert.* Nebst Mittheilung vieler noch unbekannten, als Augenzeuge erlebten Thatsachen aus dem Kriege in Preussen von 1806 und 1807. Von *W. L. Leissnig*, königl. preuss. Artillerie-Lieutenant. 1812. VIII u. 196 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Gedankenreihe, welche der Vf. in der Vorrede entwickelt, ist ungefähr folgende: Jedes Kriegssystem wirkt durch seine Neuheit, weil der Gegner darauf noch nicht vorbereitet ist; jeder glückliche Eroberer schuf sich das seinige, so wie es den Umständen und dem Geiste seines Zeitalters angemessen war; durch Eroberer wurde von jeher die Welt umgeschaffen, und in unseren Tagen geschah dieses durch den Kaiser der Franzosen. Das System desselben, welches der Vf. enthusiastisch verehrt, will er zergliedern, und zeigen, wie andere Völker es sich anpassen und zueignen können. Er verwahrt sich dabey, dass er keinen Staat, keine Armee und kein Individuum besonders meine, sondern Alles bloss im Allgemeinen sage, und daher auch jedes kleinliche Detail übergehe. Er gesteht übrigens zu, dass er in gewissen Resultaten geirrt haben könne, verbürgt aber dagegen die Wahrheit der sie begründenden Thatsachen.

Bey einer blossen Sammlung von Materialien für die Geschichte möchte diese Entschuldigung gelten; von einem Lehrbuche aber fodert man mit Recht eine Logik, die um die Richtigkeit der Schlüsse eben so sorgfältig bekümmert ist als um die Wahrheit der Vordersätze, aus denen sie gefolgert werden. Es möchte sich aber auch gegen diese Manches einwenden lassen. Der Vf. zieht nicht selten seine allgemeinen Regeln aus einzelnen Fällen ab, indem er sein ganzes System auf die Erfahrungen stützt, die er in einem beschränkten Gesichtskreise während eines einzigen Feldzuges (vom December 1806 bis zum Julius 1807) zu machen Gelegenheit hatte. Es erhellet dieses aus den mit verschwenderischer Freygebigkeit angeführten, sich häufig wiederholenden Scenen aus seinem Campagneleben, auf welche denn auch die auf dem Titelblatt versprochene „Mittheilung vieler noch unbekannter, als Augenzeuge erlebten Thatsachen" sich beschränkt. Dass der Vf. fleissig und aufmerksam beobachtet habe, ist ihm nicht abzusprechen; aber seine Lage erlaubte ihm nur Eine Seite der Gegenstände, und auch von dieser nur einen kleinen Theil zu erblicken; und so hoch er auch das Kriegssystem Napoleons anpreiset: so hat er es doch so wenig durchschauet und begriffen, dass sein ernsthaft gemeintes Lob oft eben so gut für Tadel gelten könnte. Hätte er nicht zu sehr geeilt, seine Entdeckungen als eine *neue Kriegslehre* aufzustellen, hätte er nur die Jahre 12 und 13 abgewartet: er würde Manches anders gesagt, vielleich das Ganze umgearbeitet haben.

Er trägt sein System in der Beantwortung von 12 Fragen vor, welche zugleich die Überschriften seiner Abschnitte machen: 1) *Wie muss ein jetziges Kriegsheer beschaffen seyn?* 2) *Wie sollte ein jetziges Kriegsheer bewaffnet seyn, und zu diesen Waffen eingeübt werden?* 3) *Wie dürfte ein j. K. wohl bekleidet seyn?* 4) *Wie könnte ein j. K. verpflegt werden und equipirt seyn?* u. s. w. Das *jetzige Kriegsheer* wird bey jeder Überschrift wiederholt.

„In den heutigen modernen Ritterzeiten, hebt der Vf. (S. 1) an, ist das grosse Beyspiel für die Folgezeit aufgestellt worden: was nämlich geschehen kann, wenn man mit dem unaufhaltsamen Zeitgeist nicht mitgegangen, sondern stehn geblieben ist. — O, sein Hauch rufte oft schon Heroen hervor! — Wer wie Leonidas - - - zu sterben weiss" u. s. w. Dieser „jetzige allwaltende Zeitgeist", dessen Wirken uns der Vf. fast auf jedem Blatt seines Buches offenbart, hat „nur drey Begriffe unter den Völkern Europas deutlich entwickelt: nämlich Heldentod, Resignation und Emporfliegen zu einer schwindelnden Höhe." Durch ihn erfahren wir auch, als Beantwortung der Frage No. 1, dass „es wohlgethan ist, eine stehende Armee zu unterhalten, dass diese so gross, als nur immer möglich, seyn und aus dem Kern eines Volkes bestehen müsse."

Unter den verschiedenen Truppenarten lernen wir (S. 8) ausser der „Fuss-, reitenden und fahrenden auch noch eine *fliegende* Artillerie" kennen. Die Fussartillerie ist schneller, als die reitende (S. 26), wahrscheinlich also wohl die fliegende die allerlangsamste. — Anstatt der zu kurzen Bayonette schlägt der Vf. einen doppelten (sich zusammenlegenden?) Ladstock als wirksame Stosswaffe vor, und will der leichten Reiterey die im einzelnen Gefecht so nützlichen Carabiner nehmen, um ihr dafür Doppelpistolen zu geben, die der Reiter, sobald der unsichere Schuss heraus ist, wegwirft, um schnell genug zu dem Säbel greifen zu können. Was Hr. *L.* weiter über Bewaffnung sagt, ist nicht neu; dass er alle unnützen, bloss für das Auge berechneten Übungen abgeschafft wissen will, wird Jedermann billigen. Wenn er aber seine Recruten in

acht Tagen vollkommen auszubilden sich getrauet: so dürfte dieser Zeitraum für den Cavalleristen wenigstens zu kurz seyn. Das angeführte Beyspiel, dass Recruten während einer Waffenruhe nach acht Tagen unter die Veteranen eingestellt wurden, beweiset gar nichts, denn dort erst fanden sie die beste Gelegenheit, noch völlig eingeübt zu werden. Es scheint dieses wohl einer von den, aus wahren Thatsachen gezogenen, unrichtigen Schlüssen zu seyn.

Bey der Bekleidung erklärt sich der Vf. für weite, bequeme Jacken, und Beinkleider, die bis an die Brust reichen. Diese sind aber eben so beschwerlich, als die kurzen, weil sie von der Brust herabgleiten, und den Hosenträger zu allen Zeiten scharf anspannen. Auch verfehlen sie den Zweck, den Unterleib warm zu halten, weil ihr dichtester Theil, der Bund, zu hoch, und nicht über die Hüften, wohin er gehört, zu sitzen kömmt. — Nach der Behauptung S. 41 sind alle Truppengattungen im Kriege gleichen Beschwerden ausgesetzt, weil sie jetzt alle bivouacquiren müssen; es ist aber doch ein Unterschied zwischen dem ruhigen Bivouacq der Linie und dem Vorpostendienst, wo die Truppen später ankommen, früher aufbrechen, fleissig patrouilliren müssen, und unaufhörlich durch kleine Gefechte und stete Wachsamkeit ermüdet werden.

Bey der Verpflegung spielt der Zeitgeist, der hier seinen Sitz im Magen genommen zu haben scheint, eine sehr thätige Rolle. Die vorgeschlagenen Mittel, ihn zu befriedigen, sind längst bey allen Armeen im Gebrauch. Traurig genug ist es, dass man dem Soldaten die Sorge für seinen Unterhalt oft selbst überlassen muss, und schwerlich wird man verhüten können, dass bey solchen Gelegenheiten nicht mehr zu Grunde gerichtet als benutzt werde. — Gegen das unnütze Gepäck und die zu vielen Pferde eifert der Vf. mit Recht, und beweiset durch sein eigenes Beyspiel, dass man sich mit Wenigem behelfen könne (S. 54). „Während der Wintercampagne in Preussen von 1806 und 1807 hatten wir unsere Zelter in Heilsberg zurücklassen müssen, welches Zurücklassen oder Wegschicken derselben aber schon früher an einem sicherern Ort *hätte gekonnt geschehen seyn*, und wo sie die Franzosen weiterhin bekamen; noch besser war es, wenn dieselben in Königsberg blieben, und gar nicht mitgenommen wurden. Während der Bataille bey Bergfrieden ging aber unsere übrige, nach Guttstadt geschickte Feldequipage der Batterie noch völlig verloren. Die Kanoniere mussten sich also den ganzen noch übrigen Krieg hindurch ohne Zelte, Decken, Kessel u. dgl. behelfen, und es ging recht gut u. s. w." — Indem er aber auch dem Officier der Cavallerie nur Ein Pferd zugesteht, hat er nicht bedacht, dass dieser es nicht bloss auf dem Marsch oder zum Fortbringen seines Gepäcks, sondern im Gefecht selbst, und da am nothwendigsten brauchen muss, und dass er bey dem besten Willen auf einem ermüdeten Pferde seine Schuldigkeit nicht thun kann. Der gewöhnliche Einwurf, dass der gemeine Reiter ja auch nur Ein Pferd habe, fällt von selbst, wenn man erwägt, dass derjenige Man dessen Pferd nicht mehr fort kann, zurückbleib muss, welches sich für den Officier nicht schicke und auch für das Ganze nachtheilig seyn würd Es ist ihm daher ein zweytes Pferd zum Wechse nothwendig.

Zur Ersparung der Brodwagen soll (S. 5 „auf Eilmärschen, die allemal mit der grösst Schnelligkeit und oft auf beträchtliche Entfernu gen gemacht werden, Brod, Bier und Brantwei ausser schon gekochten Fleischspeisen, alles an g wissen Örtern, nachdem die Einwohner und ih Nachbarn von dieser Leistung benachrichtigt wo den, durch dieselbigen selbsteigen zusammengefal ren, und dann an die Truppen verabreicht we den." Soll dieses auch im Gebiet des feindliche Heeres, oder wenn man überraschen will, gesch hen, und so der Gegner durch die vorausgeschicl ten Besteller von der Richtung des Marsches unte richtet werden? — Die vorgeschlagenen Suppent seln möchten für eine Armee etwas kostspielig seyı mitgeführtes Schlachtvieh erspart die Transpor mittel eben so gut. — Um endlich die Pferde fü die Munitionstrains und das Lazarethfuhrwesen en behren zu können, soll Vorspann vom Lande, w möglich mit unterlegten Pferden, requirirt we den. Es wird nicht wenig Mühe kosten, die Vo spannbauern unter dem Feuer bey ihren Pferde zu erhalten, und bey dem Wechsel manche Verzö gerung eintreten. Die französische Einrichtung de Trainsoldaten scheint dem Vf. nicht bekannt gewo den zu seyn.

Den von dem Zeitgeist verbannten Magazine (Abschn. 5) ist er natürlich abhold. Seine Grund sätze über die Verpflegung werden bey dieser Ge legenheit wiederholt und noch weiter ausgeführt Sie sind, leider, nicht neu, aber was in der Aus übung nicht zu vermeiden ist, sollte doch nich theoretisch als Regel aufgestellt werden. Man seh S. 60 ff. — Über die Lazarethe wird durchau nichts Befriedigendes gesagt; wenn aber der V diesen Artikel mit den Worten schliesst: „Über haupt ist das Lazarethwesen jetzt durchgehends seh gut und lobenswerth": so muss er ungeachtet sei ner Verwahrung in der Vorrede doch wohl Eine Armee besonders gemeint haben, denn von Alle lässt sich der gute Zustand der Hospitäler wahrlic nicht behaupten.

Von der Zusammensetzung des *Generalstabes* von dem *höheren Officiercorps* und von den *Einrichtungen für das Seelenwohl der Krieger* wird im 6 Abschnitt ziemlich oberflächlich gehandelt; die folgende Frage aber: *Wie dürfte ein jetziger Operationsplan entworfen werden, und wie der Marsch eines jetzigen Kriegsheeres aus den Quartieren bis in die Nähe des Feindes einzurichten seyn?* enthüllt viele neue Ideen. „Das Beschliessen des Krieges sowohl als der Entwurf des Operationsplans muss (S. 80) das Werk eines noch jugendlichen militärischen Genies, keinesweges eines bedächtigen Alten seyn." — Bis jetzt hat das Recht, den Krieg zu beschliessen, bey den Souverainen, ohne Rücksicht auf ihr Alter, gestanden. — „Kein Cabinet darf sich damit

befassen.“ — „Jeder Krieg muss mit einer Invasion anfangen. Die Lage eines Landes, Gebirge — (doch auch Flüsse, Festungen, u. s. w.?) — können wohl Modificationen hervorbringen, aber einem Kriegsgenie sind diess ganz unbedeutende Kleinigkeiten (S. 81); es wird bald den Krieg aus dem Gebirge in die Ebene zu versetzen wissen. Daher wird denn auch allein der Krieg auf flachem Boden, als der Normalkrieg gleichsam, hier detaillirt werden.“

Nachdem (S. 80) die Nothwendigkeit, dass ein Kriegsgenie an der Spitze stehen müsse, eindringend dargethan, auch „der Punct sehr berücksichtigt worden ist, dass der Gegner nicht so gehaltvoll an Kopf und Herzen seyn dürfe“: verbittet sich der Vf. alles weitere Rathschlagen in debattirenden Versammlungen. „Was bedarf es auch viel Denkens und Rathens? (S. 55) Man hat jetzt die Absicht, die Provinzen, und wenn es möglich ist, das ganze Land des Nachbarn zu erobern, und es als Eigenthum zu benutzen, nachdem man dessen Armee zertrümmert hat. Die leichteste Art ist durch entscheidende Bataillen, indem man unaufhaltsam vorwärts dringt, und die Festungen hinterwärts belagern, oder besser bis zu einer bequemern Zeit blocquiren läst.“ — „Überdieses muss auch der Krieg bald beendet seyn, um wieder etwas Anderes thun zu können. — Es darf daher das Leben der Soldaten nicht geschont werden, welches auch nicht nöthig ist, indem durch die Conscription fortwährend der Abgang reichlich ersetzt werden kann. — Rasch abgemacht ist das Beste. Jeder weiss dann bald, woran er ist. — Das feindliche Land ist die Operationslinie, und die eroberten feindlichen Festungen die Basis.“ — — Ist dieses eine Kriegslehre, oder soll es Satire auf missglückte Feldzüge seyn?

In der Nähe des Feindes (Abschn. 8) wird nicht mehr in Abtheilungen, sondern in Masse marschirt. Der ganze Abschnitt, der einen sehr wichtigen Gegenstand behandelt, ist vollkommen leer an eigenen Gedanken, und enthält nichts, als die gewöhnlichen Maximen der Reglements. Der 9te lehrt, wie *ein jetziges Kriegsheer vorm Feinde refraichiren, bivoacquiren und fouragiren soll.* In diesen drey Fächern der Kriegslehre hat der Vf. grosse Erfahrungen gemacht; er theilt sie ausführlich mit, und dringt bey seinen Anweisungen tief in das Einzelne ein. So unterrichtet er (S. 112) den Leser, wie bey einem Wachtfeuer das „Holz, es mögen nun Balken, Breter, Planken oder Pfähle von Gartenzäunen, oder sonst etwas von Holzwerk seyn, über einander gelegt und angezündet werden müsse.“ Bey windigem Wetter „macht man (S. 114) die Feuer *dicht an den Gebäuden* unter dem Wind an, oder nimmt die Thorflügel der Scheunen zum Schutz, während ein Theil der Officiere sich in die Stuben einquartirt.“ — Er sah sogar (S. 118) russische Husaren, welche Feuer auf den Diehlen unbewohnter Stuben angezündet hatten. Es ist der Mühe werth, ihn darüber seine Erfahrungen, und zugleich eine der auf dem Titel angekündigten, noch unbekannten Thatsachen erzählen zu hören. (S. 117) „Da der Vf. in der nämlichen Nacht nach dem nahen Liebstadt ritt, um an einer Protze die beym Durchfahren eines Grabens abgebrochenen Deichselarme, durch vorräthige neue in einer Schmiede daselbst ersetzen zu lassen: so sahe er den nämlichen Bivouac zwischen den Scheunen in der Vorstadt von Liebstadt, wie selbiger bey dem erwähnten Vorwerk war. Und der Vf. bewundert noch jetzt immer, wie es möglich gewesen ist, dass nicht alle diese Scheunen niedergebrannt sind. An der Wand der einen Scheune, wie er sich noch jetzt lebhaft erinnert, war ein sehr grosses Wachfeuer von russischer Infanterie angemacht, dass die Flamme bis an die Schoben hinanschlug, und dennoch sahe er beym Vorbeymarsch am *nächsten* Morgen, dass diese ganz geschwärzte und angekohlte Scheune, wie die übrigen Scheunen, noch unversehrt stand.“ u. s. w. So geht es noch viele Seiten hindurch fort, und er beschreibt bald seine Lagerstelle in einem Munitionswagen, bald sein Quartier in einem zum Flachsbrechen bestimmten Schuppen, bald unter freyem Himmel, „während die nicht *schmudelnde* Infanterie in ihre Mäntel gewickelt, wer einen hatte, auf der Erde lag, die Gewehre in Pyramiden gesetzt.“ Über diesen Bivouacqs-Scenen, die bis zum tilsitter Frieden ausführlich und oft poëtisch beschrieben werden, hat der Vf. seine Kriegslehre ganz aus den Augen verloren, doch erfahren wir (S. 125), dass die Schlacht von Eilau „relativ, aber nicht absolut gewonnen war. Oder mit anderen Worten: diese Bataille war physisch gewonnen, aber intellectuell verloren.“

Der folgende, 10te Abschn. führt ihn wieder zu seinem Zwecke zurück. Er untersucht darin, *wie ein jetziges Kriegsheer wohl vorm Feinde zu manoeuvriren haben möchte?* Ausser einer Anweisung zu einer Directionsveränderung der Linie, zu einer Colonnenbildung und dem Aufmarsch aus derselben, bey welchem auf die Beobachtung der Abtheilungen keine Rücksicht genommen werden soll, enthält dieser Abschnitt wenig von dem, was die Überschrift verspricht, und auch die vorgeschlagenen Bewegungen gehören nicht hieher, sondern in das Gebiet der Evolutionen. Von dem, was man eigentlich manoeuvriren nennt, von höherer Strategie und der Kunst der Stellungen, scheint der Vf. wenig zu halten. Dass er die kleine Taktik auf die einfachsten Grundsätze gebracht haben will, ist löblich, aber „das alte Kriegssystem, wovon Friedrich der Grosse in Folge des damaligen Zeitgeistes der Erfinder war,“ (S. 144) bestand auch nicht bloss in Paradebewegungen. Auch dem neueren Zeitgeist unbeschadet, möchte noch viel daraus zu lernen seyn.

„Sobald eine offensiv operirende Armee (S. 146) nun nach dem Terrain und den obwaltenden strategischen Umständen“ — (über welche aber vorher nichts Bedeutendes gesagt worden ist) — „andere unbestimmende Gründe abgerechnet, entweder in der parallelen oder gleichlaufenden, convexen oder im Centro ausspringenden — wenn beide Armeen ungefähr gleich stark — concaven, in Centro einspringenden oder umklammernden — wenn die umklammernde Armee stärker, als die andere — oder obliquen, refüsirten oder zurückgelehnten Schlachtordnung — wenn die zurückgelehnte Armee schwächer

als die andere — aufgelaufen ist, muss sogleich aus schon erwähnten Umständen zum Angriff geschritten, und nun nicht mehr überlegt, oder gar ein Kriegsrath gehalten werden." Mit diesem buchstäblich abgeschriebenen Perioden beginnt der Vf. den 11ten Abschn., in welchem er lehren will, *wie sich ein jetziges Kriegsheer mit dem Feind schlagen müsse.* Die *Maxime zum Gefecht* folgt jedoch erst S. 150 nach. Sie geht wieder bis zur Recognoscirung des Schlachtfeldes zurück, und besteht darin, dass, nachdem ein für allemal die Truppen auf jene parallelen, concaven u. s. w. Stellungen eingeübt sind, nunmehr die verschiedenen Signale bestimmt werden, durch welche der Feldherr den Unterbefehlshabern andeutet, in welcher Stellung er angreifen will. Dieses wird nun sogleich ausgeführt, nach Befinden der Umstände auch wohl vermittelst eben dieser Signale im Lauf der Schlacht abgeändert. — Allerdings sehr einfach, besonders wenn der oben berücksichtigte gehaltlose Gegner keine Hindernisse in den Weg legt. Bey einem solchen darf der Vf. freylich manche Gefälligkeit voraussetzen, und unter andern auch die, dass er nur Ein Corps haben, sich mit diesem auf eine Ebene stellen und unthätig den Angriff erwarten werde. Dieses scheint vorzüglich bey der angerühmten Stellung des umgekehrten Keils (sechs schachförmig in einem Dreyeck, welches die Grundlinie dem Feinde zugekehrt hat, aufgestellte Colonnen) erfodert zu werden. Den Schluss macht die Erzählung einer Begebenheit aus der Schlacht von Eilau. Die Verbündeten danken, wie wir hier erfahren (S. 166—174), dem Vf. „die Ehre, bis zum grauenden Morgen das Schlachtfeld behauptet zu haben. Aber freylich wird noch spät die Nachwelt es bedauern, dass so viele Kraftäusserungen, so grosse Heldenthaten für weiter nichts so muthwillig sind vergeudet worden." Es ist billig, die lobenswerthe That des Vfs., die er nur zu oft und zu umständlich erwähnt, auch hier nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Die 12 pfündige Batterie Kulke, bey welcher er stand, hatte schon während der Schlacht wichtige Dienste geleistet, als er noch gegen Abend mit zwey Kanonen einer russischen Abtheilung zu Hülfe geschickt wurde. Er fand diese bereits in voller Flucht, und man rief ihm zu, er solle mitkommen, um nicht gefangen zu werden. Er entschloss sich, den Nachtrab zu machen, sah sich aber bald in der Dunkelheit völlig verlassen, und hörte die Trompeten der nachsetzenden französischen Cavallerie. Nach dem Gehör richtete er nun sein Geschütz, und bewirkte durch schnelles Feuern den Rückzug der Feinde. Der flüchtige Haufen gewann dadurch Zeit, sich zu sammeln, und den Vf. aufzunehmen. „Hieraus, sagt er (S. 173), ist aber der sichere Schluss zu ziehen, was man von einer Reserve - Artillerie, und sollte sie auch nur aus zwey Piecen bestehen, zu erwarten hat. Nur etwas Resignation ist nöthig, und diess ist ja eine so grosse Kleinigkeit: Kleinigkeiten solcher Art bekreuzigen jedoch leider! oft; nur selten aber bekreuzen sie. — Geld hat wohl einen hohen Werth — Ehre aber den grössten — ohne beide gäbe es keinen Cäsar und Leonidas, überhaupt keine Helden." —

Mit dergewonnenen Schlacht ist der Feldzug l endigt, es erfolgt ein Waffenstillstand, die Truppen l ziehen nun ein Hüttenlager oder eine Cantonirur und kehren endlich nach dem Frieden in ihre Gar sonen zurück. Wie dieses ein *jetziges Kriegsheer* machen habe, wird durch die Beantwortung der 12t Frage gezeigt. Der Hauptpunct ist, dass es gut verpfle und zweckmäsig geübt werde. So will es der „jetzi Zeitgeist", der (S. 187) „nicht dem Beten, Fasten, E sagen und Dulden das Wort spricht, wohl aber d libertinen, jovialischen, frivolen und bisarren Eg ismus."

In der Schlussbemerkung beweiset der Vf. no einmal die Unvermeidlichkeit der Kriege durch c Mythe von Deukalion und Pyrrha, „die nach der s genden Götter weisem Rath Steine rückwärts warfe welche sich sofort zu Menschen belebten; — kann e Geschlecht von solchen Voraltern wohl ein weich Herz haben?" — „Darum ist es Pflicht, vorzüglic Pflicht des Soldaten, diese heroischen Eigenschaft schon im Frieden auszubilden," — „und weil na dem jetzigen Zeitgeist die blosse Kriegserfahrung nic mehr, wie ehmals, ausreicht: so ist es ein unablässig Fordernis an alle denkende Militairs, ihre schicksa volle Kunst mehr und mehr nach der jetzigen Art d Kriegführens wissenschaftlich anzubauen, und so d unzumissende Theorie mit der goldenen Erfahrung i nigst zu verbinden."

„Nicht wie der Krieg seyn sollte oder könnte, so dern wie er jetzt wirklich ist," will der Vf. ihn geschi dert haben. Allerdings hat er das, was er zu sehen Gel genheit hatte, treu geschildert; aber nicht jedem Kün ler ward die Gabe, eine Bildsäule beurtheilen zu kö nen, von welcher er nur einen Finger erblickt hat, u es war ein gewagtes Unternehmen, auf diesen flücht gen Blick eine neue Theorie der Kunst gründen zu wo len. Wenn der Vf. seine Erfahrungen erst weiter au gedehnt, und ihnen Zeit gelassen haben wird, zur Rei zu kommen: dann lässt sich bey seinen unverkennbar guten Anlagen und seinem fleissigen Beobachtungsge gewiss etwas Brauchbares von ihm erwarten. An se nem guten Willen wird kein Leser zweifeln, auc wenn er sein Buch nicht mit den Worten geschlosse hätte: „Sollten übrigens die Sentiments nicht allem mild, polirt und biegsam dargestellt seyn: so ist doch A les gut, recht sehr gut gemeint, mithin Verzeihung, u nichts für ungut."

Der Vortrag des Vfs. würde durch etwas wenig Weitschweifigkeit und Einschiebsel gewinnen; auc könnte er des rednerischen Schmuckes entbehren, g gen den Ausdrücke, wie: *schmudeln*, für: kochen; — *madderu*, um Kleinigkeiten zanken; — *stühmen*, stürmen; — *nehlen*, f. zögern; — *verbubanzt*, stump sinnig geworden, u. a. m. unangenehm abstechen. E kömmt nur darauf an, dass der Vf. das Feuer seiner Su de zu mässigen und die Feile zu gebrauchen sich ang wöhne, um seinen Stil zu bilden. Denn er schreibt son correct, und besitzt die Gabe einer naïven und lebend gen Darstellung.

Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

THEOLOGIE.

Jena, b. Frommann: *Magazin für Prediger.* Herausgegeben von D. *Josias Fr. Chrn. Löffler.* II Bd. 1 St. 1804. VIII u. 349 S. (mit d. Bildn. d. D. *Stolz.*) 2 St. 1805. VI u. 356 S. III Bd. 1 St. 1806. X u. 352 S. (mit d. Bildn. d. D. *Ammon.*) 2 St. 1807. VI u. 292 S. IV Bd. 1 St. 1808. VIII u. 299 S. 2 St. 1809. VI u. 274 S. (mit d. Bildn. von *Herder.*) V Bd. 1 St. 1810. VIII u. 268 S. (mit d. Bildn. d. D. *Adler.*) 2 St. 1811. VI u. 279 S. (mit einem Regist. über d. ersten 5 Bde.) VI Bd. 1 St. 1811. VII u. 242 S. (mit d. Bildn. d. D. *Schleiermacher.*) 2 St. 1812. VI u. 281 S. VII Bd. 1 St. 1813. IV u. 234 S. gr. 8. (mit d. Bildn. des D. *Schmidt* in München.) (Jeder Band 1 Rthlr. 12 gr.)

Über den Zweck und die Einrichtung dieses Magazins hat schon ein anderer Rec. bey der Beurtheilung des 1 Bandes in unserer A. L. Z. vom J. 1804. No. 184 Bericht abgestattet. Gegenwärtige Anzeige kann unmöglich die Absicht haben, in eine Prüfung aller und jeder in den oben angegebenen Bänden enthaltenen Auffätze einzugehen; sondern sie will nur das Wichtigste bemerken, und dadurch den Geist dieses Magazins, so viel möglich, darstellen. Am sichersten glaubt Rec. diesen Zweck zu erreichen, wenn er den fünf Abtheilungen, woraus jedes Stück besteht, zwar folgt, allein die dem Inhalte nach zusammengehörenden Abhandlungen aus allen Bänden verbindet.

Die erste Abtheilung umfasst die Abhandlungen, welche die Bestimmung haben, theils das theologische Wissen des Predigers zu befördern, theils über die Erscheinungen der Zeit in religiöser und sittlicher Hinsicht und die allgemeinen Beförderungsmittel der Religion und Sittlichkeit in Beziehung auf jene Erscheinungen zu belehren, theils die eigene Thätigkeit des Predigers richtig zu leiten. Zu der ersten Art gehört die *Entwickelung des Glaubensgrundes der Religion.* Von *F. H. Gebhard.* (VII. 1. S. 33—44.) Der Vf. entwickelt den aus der kantischen Schule entlehnten Grund, dass ohne den Glauben an Gott zwischen den Gesetzen der Vernunft und den Foderungen der Sinnlichkeit keine Harmonie Statt finde; nur will er den von jener Schule aufgestellten Unterschied zwischen theoretischer und praktischer Vernunft nicht gelten lassen. Der Vortrag erinnert durch seine Form an *Schmid's* philosophische Dogmatik, in welcher jedoch eine strengere logische Ordnung und mehr Präcision herrscht. Der Gegenstand selbst ist übrigens zu oft besprochen, als dass noch bemerkt werden dürfte, wie wenig dieser Grund auf allen Anlagen des Menschen zur Religion ruhe. — Wichtiger ist der Aufsatz: *Über die Schwärmerey in der Religion.* Von *Böhm.* (IV, 2. S. 1—48.) Obgleich die S. 5 gegebene Definition: Schwärmerey ist die Eingenommenheit des Geistes durch eine Idee bis zur Verdunkelung der Besonnenheit, den Begriff weder scharf genug umgrenzt, noch bestimmt genug darstellt: so sagt der Vf. doch viel Lehrreiches über sein Thema, indem er in drey Abschnitten von den verschiedenen Arten und Erscheinungen, dem Werthe und Unwerthe und der zweckmässigen Behandlung der Religionsschwärmerey handelt. Wäre das Verhältniss, in welchem die Phantasie und das Gefühl zur Religion stehen, schärfer ins Auge gefasst worden: so würde der Stil an mehreren Stellen von zu bildlichen, der philosophischen Darstellung nicht angemessenen und pretiösen Ausdrücken frey geblieben, auch die Erscheinung befriedigender gelöset worden seyn, wie in demselben Subjecte grosser Scharfsinn und religiöse Schwärmerey (man denke an Crusius) neben einander bestehen können. — In Beziehung auf christliche Religion muss zuerst der Aufsatz des *Herausgebers* erwähnt werden: *Über die Entbehrlichkeit des Glaubens an eine unmittelbare Offenbarung.* (VII, 1. S. 1—32.) Hr. D. *Löffler* will darthun, dass „es vernünftig sey, auf den Glauben an eine unmittelbare Offenbarung, die Andere gehabt haben wollen, in allen Puncten, die nicht durch die Vernunft erkennbar sind, Verzicht zu leisten“, weil weder Wunder noch der Inhalt der geoffenbarten Kenntniss selbst den unmittelbaren göttlichen Ursprung derselben beweisen können. Rec. gesteht bey aller Achtung gegen den Vf., dass diese Abhandlung ihm nicht Genüge geleistet habe. Da der Unterschied zwischen Vernunft und Verstand und den jedem dieser Vermögen bey Untersuchungen über religiöse Gegenstände eigenthümlichen Functionen durchaus nicht beachtet ist: so muss nothwendig eine Skepsis in dem Ganzen vorherrschend seyn, die sich eben so leicht anwenden liess, die Vernunftwahrheiten der Religion selbst in Zweifel zu ziehen, da Wahrheiten aus dem Gebiete des Übersinnlichen niemals wie mathematische Sätze begriffen und bewiesen werden können. Wenn übrigens behauptet wird, dass auch der Lehrer, der an keine unmittelbare Offenbarung glaubt, die Wahrheiten, die die Vernunft begreift, als göttliche ausgeben, und Mosen

und Christum als göttliche Gesandten ansehen könne, weil ja jeder Verständige und Einsichtsvolle ein Bote Gottes sey: so läſst sich in Ansehung der letzteren Behauptung nicht einsehen, wie es noch bey dem ausgemachten Primate der Vernunft der Bestätigung eines göttlichen Gesandten bedürfe, und wie Hr. *L.*, was er thut, den Ausspruch Hebr. I, 2, Gott habe *am letzten* zu uns durch den Sohn geredet, gelten lassen könne. — Noch hat auch der Herausg. sein Magazin mit einer Abhandlung bereichert: *Über die Fähigkeit oder Unfähigkeit des Menschen zum moralischen Guten.* (VI, 1. S. 1—30), welche mit groſsem Fleiſse und theologischer Gelehrsamkeit ausgearbeitet ist. Es wird zuerst das kirchliche Dogma über diese und die damit verwandte Lehre von der Erbsünde dargestellt und widerlegt, dann gezeigt, daſs nicht Jesus und die ersten Apostel, sondern nur Paulus durch seine Lehrart die Veranlassung zu diesen Dogmen gegeben, und endlich wird ausführlich dargestellt, was und wie man vor dem Volke darüber zu sprechen habe. Was die Hauptsache betrifft: so zeigt diese Abhandlung eines so gründlichen Theologen aufs neue, wie stark die Erfahrung gegen die Annahme, die hier vertheidigt wird, spreche, daſs nämlich der Mensch in jedem Falle und unter allen Umständen die *Fähigkeit* besitze, *recht zu handeln.* Denn indem er S. 29 sagt: „Wäre jeder Mensch in dieser Rücksicht (es war die Rede vorher davon, daſs sich Niemand von seiner Sinnlichkeit überwältigen lassen solle) aufmerksam und glücklich genug: so verschwände die Sünde und es bliebe nur der Irrthum, der keine Sünde ist“: so giebt er selbst zu, daſs es dem Menschen unmöglich sey, sich von Sünden rein zu erhalten. Man vergleiche auch noch S. 25 und 30. Auch scheint es Rec., als ob Hr. *L.* die Abweichungen von dem göttlichen Gesetze aus Irrthum zu leicht nehme. Das Gewissen und mit ihm die Schrift urtheilt strenger, und rechnet dem Menschen auch Vergehungen aus Irrthum als Sünden zu. Daher auch die symbolischen Bücher die Erbsünde nicht bloſs in das Verderben des Willens, sondern auch des Verstandes setzen. Endlich möchte Rec. auch nicht so bestimmt, wie diese Abhandlung, behaupten, daſs Jesus einzig und allein die Sünde aus dem menschlichen Herzen ableite; die Stelle Joh. VIII, 44 macht es wenigstens zweifelhaft. Übrigens verdient die Anweisung, wie über Sünden aus Vorsatze zu lehren sey, mehrmals gelesen und mit Prüfung beherzigt zu werden. — Zu den Aufsätzen, die das Wissen des Predigers befördern sollen, ist auch noch die Abhandlung zu rechnen: *Versuch einer gründlichen Erörterung des Verhältnisses der christlichen Kirche zum Staate.* Von *J. F. E. Kirsten.* (V, 2. S. 1—30.) Sie kündigt sich selbst als gründlich an; allein Rec. kann diesem Selbstzeugniſs nicht beystimmen. Es soll zuerst die Frage beantwortet werden, welches das *vernunftmäſsige* Verhältniſs zwischen Kirche und Staate sey. Statt dessen wird dem Leser *erzählt*, in welches Verhältniſs im römischen Reiche, vorzüglich durch Constantin den Groſsen, die erstere zu dem letzteren getreten sey, und endlich ein stillschweigender Vertrag zwischen beiden angenommen, nach welchem die Kirche dem Staate verspricht, solche Überzeugungen und Gesinnungen bey dessen Bürgern hervorzubringen und zu unterhalten, wodurch sein Hauptzweck der Gerechtigkeitspflege erreicht werden kann, der Staat hingegen die Pflicht übernimmt, für die Erhaltung der christlichen Kirche zu sorgen, und durch seine Macht alle Einrichtungen zu treffen, wodurch ihre Fortdauer und ihr Wohlstand gesichert wird. Aus diesen zuletzt angegebenen zwey Grundartikeln des gegenseitigen Vertrages ergiebt sich schon, wie wenig sich jenes in Frage stehende Verhältniſs bestimmen und gründlich erörtern lasse, wenn nicht vorher die Ideen Kirche und Staat, aus der Vernunft selbst entwickelt worden sind. Dieſs zeigt sich auch in der Willkühr, mit welcher mehrere der gegenseitigen Pflichten festgesetzt sind, und der Zwang von Seiten des Staats zu dem Kirchenbesuche und der Abendmahlsfeyer vertheidigt wird. Wenn der V. in der christlichen Kirche nicht symbolische Bücher, sondern nur symbolische Sätze zuläſst, welche nach S. 15 „die Grundwahrheiten der christlichen Religion aufstellen sollen, wodurch sich diese Kirche von Judenthum und Heidenthum unterscheiden soll“: so berücksichtigte er nicht die Parteyen, die in jeder zur Herrschaft gelangenden Kirche entstanden sind, und, wie die Geschichte beweist, sich stets grausamer gehaſst und verfolgt haben, als die Kirche und die von dieser sogenannten Ungläubigen. — Unter den Zeichen der Zeit in Hinsicht auf Religiosität und Sittlichkeit hat vorzüglich die Abnahme des Kirchenbesuches die Aufmerksamkeit der Mitarbeiter auf sich gezogen, und Vorschläge, diesem Übel abzuhelfen, veranlaſst, deren Ausführung aber gröſstentheils nicht in der Macht der Prediger steht. Der Aufsatz des Herausgebers: *Über die Verpflichtung zur Theilnahme an dem christlich-kirchlichen Gottesdienste* (V, 1) ist mit einer anderen Abhandlung besonders gedruckt, und in unserer A. L. Z. No. 63 v. J. schon gewürdiget worden. Die übrigen hieher gehörigen Abhandlungen: *Über die Vermehrung der Feste und Casualpredigten auf dem Lande*, von *Härter*, (II, 2. S. 1—26), und: *Über die sinnbildliche Darstellung moralisch-religiöser Wahrheiten oder Ceremonien und die Nothwendigkeit, sie bey dem christlichen Gottesdienste zu gebrauchen*, von *C. F. Warmholz* (III, 2. S. 1—19), suchen in der äuſseren Einrichtung des Gottesdienstes das einzige Heilmittel gegen die oben angegebene Krankheit unseres Zeitalters. Hr. *L.* hat selbst nöthig gefunden, beiden Abhandlungen Zusätze beyzufügen, in welchen mehrere Behauptungen und Vorschläge beschränkt und näher bestimmt werden, und beherzigenswerth ist folgende Äuſserung desselben (III, 2. S. 35): „Nicht was zerstreut und die Aufmerksamkeit nach auſsen theilt, sondern was das Gemüth in stilles Nachdenken sammelt, ist der religiösen Andacht zuträglich.“ Rec. bekennt auch ganz offen seinen Unglauben an die Kraft des äuſseren Gepränges, unsere leeren Kirchen wieder anzu

fühlen. Wenn übrigens Hr. *W.* zu der Feyer der vielen Feste, welche er vorschlägt, auch jedesmal eine neue Liturgie verlangt: so hat er wohl nicht erwogen, dass auch die reichste Erfindungsgabe sich endlich erschöpfen oder ins Gesuchte verfallen müsse, und dass das menschliche Gemüth bey wiederkehrenden Feyerlichkeiten einen stehenden Typus zu fodern scheine, wie die *formulae solemnes* fast aller alten und neuen, rohen und gebildeten Völker beweisen. — Die dritte Art der Abhandlungen hat zur Absicht, die eigene Thätigkeit des Predigers bey Führung seines Amtes richtig zu leiten. Oben an verdient hier gestellt zu werden die Abhandlung des Herausgebers: ***Einige Überlegungen und Grundsätze für Prediger bey den Begebenheiten der gegenwärtigen Zeit.*** (IV, 1. S. 1—39.) Was hier über das weise Verhalten des Predigers im Kriege, bey Veränderung der Landesherren und Regierungen gesagt wird, ist vortrefflich; und ist auch über die Unionsversuche wieder Alles stille: so wird man doch auch jetzt noch die Äusserungen des Hn. *L.* darüber mit Nutzen und Vergnügen lesen. — Hr. ***F. H. Gebhard*** sucht in einer Abhandlung: *Über die sittliche Verbesserung des Volks,* (III, 1. S. 1—35) zu beweisen, dass diese nur durch Überzeugung von der moralischen Wahrheit, welche ihm mit geistiger Bildung gleichbedeutend ist, bewirkt werden könne. Es ist sehr zu bedauern, dass Hr. *G.* seinen Gegenstand so einseitig aufgefasst, und dadurch sich selbst gehindert hat, etwas Genügendes zu leisten. Es kommen mitunter treffliche Stellen vor, wie S. 28 über die Quellen der Gotteskenntniss. Dagegen traut man kaum seinen Augen, wenn man folgende Erfahrungen als allgemeine aufgestellt sieht: dass der Jüngling der mässigste sey, der mehr Gedanken in sich verschliesse, dass der denkende Mann schwerer in Zorn zu setzen sey, und Amtsgeschicklichkeit und moralisches Leben dem Prediger weniger Ansehen geben, als gemeinnützige Kenntnisse. Leider können grosse Denker oft am wenigsten ihren Leidenschaften und Affecten gebieten; und wie tief muss eine Gemeinde gesunken seyn, die den Werth ihres Predigers mehr nach seinen gemeinnützigen Kenntnissen, als nach seinem sittlichen Charakter und seiner Amtsgeschicklichkeit bestimmt! Auf Rechnung einseitiger Ansicht ist auch wohl folgendes hartes Urtheil S. 8 zu setzen: „Die Religion des Lutherthums ist noch immer eine zweydeutige Freundin, die mit der einen Hand giebt, was sie mit der anderen nimmt; eine lahme Begleiterin, die auf dem Wege des Lebens grösstentheils, oder eigentlich immer zu Hause bleibt. Den Glauben an Gott hebt der Glaube an Jesum — ich meine den der sogenannten Appropriation — wieder auf." — Bey der Anzeige von ***Reinhard's*** Geständnissen hatte der Herausgeber dieses Journals den Wunsch geäussert: *R.* möchte auch einen Brief geschrieben haben über die Vorsicht, mit welcher der Prediger bey der grossen Verschiedenheit der Vorstellungsarten der christlichen Religionslehren zur Erbauung aller, deren Prediger er ist, reden könne, und dieses Thema den Mitarbeitern aufgegeben. Rec. bezweifelt sehr, dass *Reinh.* nach seinen Ansichten und Grundsätzen den gewünschten Brief schreiben konnte. Zuerst hat diese, allerdings schwierige, Frage Hr. ***Kirsten*** zu beantworten gesucht. (VI, 2. S. 1—28.) Diese Abhandlung holt etwas weit aus. Voran stellt sie die Beurtheilung der gewöhnlichen Definition von der Religion, und bestimmt dann den Begriff so: Religion sey das Bestreben eines Menschen, durch die Erwerbung des göttlichen Wohlgefallens glücklich zu werden. Von der Religion wird dann noch die Religionswissenschaft unterschieden, zu welcher die theoretischen Kenntnisse von Gott und der Art, wie man sich seinen Beyfall erwerben kann, gehören. Ausser der Lehre von Gott gebe es keine Glaubenslehren, die zur Ausübung der Religion für Alle unentbehrlich sind. Auch verpflichte der Staat durch die symbolischen Bücher die christlichen Lehrer nur dazu, dass sie nicht durch ihre Lehre den Katholicismus begünstigen sollen (?). Werde der Prediger durch das Stillschweigen von manchen Glaubenslehren *vielen* seiner Zuhörer anstössig: so müsse er von zwey Übeln das grösste vermeiden, und, den letzteren anstössig zu werden, nicht achten. Übrigens verletze auch der Prediger sein Gewissen nicht, wenn er *nicht* an die Wahrheiten glaube, durch deren Voraussetzung (es soll nämlich nur an die Glaubenswahrheiten zu moralischen Zwecken erinnert werden, weil es sich mit dem Troste und der Beruhigung schon von selbst gebe,) er erbauen will; denn der Vortrag sey nicht gegen seine Überzeugung, da er ja überzeugt sey, dass die Glaubenslehre, wenn sie von den Zuhörern für eine Wahrheit gehalten wird, diesen Zweck erreichen könne. Seine eigene Ansicht von den Glaubenslehren solle der Prediger nicht mittheilen. Durch diese treue Angabe von den Hauptmomenten dieser Abhandlung glaubt Rec. sich jedes Urtheil ersparen zu können; nur kann er nicht unbemerkt lassen, dass durch den Rath, das Befremden vieler Zuhörer über das Stillschweigen von manchen Glaubenslehren nicht zu achten, die Prediger unmöglich die Vorsicht lernen, keinem Theile ihrer Zuhörer anstössig zu werden. Noch hat diese Abhandlung eine Zugabe des Vfs., welche eine Reformation des Unterrichts in der christlichen Religionswissenschaft betrifft, in welcher die Behauptung am merkwürdigsten ist, dass man bisher weder auf Universitäten noch Schulen das Wesen der Religion gekannt habe, und in den Lehrbüchern der Dogmatik und Moral noch keinen richtigen Begriff von der christlichen Religion finde! — Zur Beantwortung der obigen Frage soll auch noch der Aufsatz dienen: *Über den Offenbarungsglauben und das Verhalten des christlichen Religionslehrers in Ansehung desselben bey seinen öffentlichen Volksvorträgen.* Von M. ***Becker.*** (VI, 2. S. 39—48), in welchem mit vieler Umsicht gezeigt wird, dass es unstatthaft sey, vor gemischten Versammlungen über den Offenbarungsglauben zu philosophiren, oder gegen denselben zu polemisiren. Nur ist damit die Frage nicht nach allen Beziehungen beantwortet, und der Prediger bleibt un-

gewiſs, ob und welche Rückſicht er auf die Vernunftgläubigen zu nehmen habe. — Die Abhandlung von *J. C. W. Petiscus: was heiſst praktiſch predigen?* hat Rec. ſehr angezogen und befriedigt. Der Vf. beſtimmt zuerſt den groſsen Unterſchied zwiſchen dem Theoretiſchen und Praktiſchen. Jenes bezieht ſich auf den Verſtand und hat den Zweck zu belehren, dieſes auf Gefühl und Willen und beabſichtigt, den Willen zu leiten (eine gewiſſe Richtung anzuweiſen) und zu bewegen (zu rühren). Das Raiſonnement iſt daher dem praktiſchen Zwecke ſchlechterdings untergeordnet; denn dieſer hebt aus der Totalität der Vorſtellungen über einen Gegenſtand diejenigen aus, und ſtellt ſie in faſslicher Ordnung zuſammen, die eine beſondere Anſicht bewirken können. Nachdem nun bewieſen worden iſt, daſs der Kanzelvortrag weder eine Abhandlung, noch eine Vorleſung in Form der Rede ſey, ſondern einen praktiſchen Zweck habe; ſo werden daraus die Merkmale einer praktiſchen Predigt abgeleitet. Soll Rec. noch etwas erinnern: ſo iſt es Folgendes. Er vermiſst noch eine ſchärfere Beſtimmung der Grade, welche die praktiſche Überzeugung haben muſs, und trägt Bedenken gegen die Behauptung des Vfs., daſs ein theoretiſcher Irrthum nie ſchade. — Der Aufſatz von *J. F. C. Kirſten: Über das Gebet des Kanzelredners* (V, 1. S. 46—59), verwirft das Gebet bey dem Anfange der Predigt aus den ſchon bekannten Gründen. Noch weniger befriedigt aber die Abhandlung deſſelben Vfs.: *Über die Action des Redners* (III, 2. S. 42—49). Er ſtellt die einzige poſitive Regel auf: Intereſſire dich für den Inhalt des Vortrags ganz, und überlaſs dieſem Intereſſe die Hervorbringung der Action allein. Dieſe Regel, ſo im Allgemeinen hingeworfen, ſo wenig, als die fünf, welche vor einer fehlerhaften Action warnen, können dazu beytragen, das Äuſsere des Kanzelredners zu bilden. Will man dem Anfänger in dieſem Stücke nützen: ſo muſs man die verſchiedenen Gemüthszuſtände, in welche der Kanzelredner durch den Inhalt ſeiner Vorträge verſetzt werden kann, aufzählen, dann angeben, wie ſich durch Stimme, Miene, Haltung und Bewegung des Körpers dieſe Zuſtände ausdrücken, und endlich beſtimmen, ob dieſelben dargeſtellt oder nur angedeutet werden ſollen, und wie dieſs nach der Individualität eines jeden Predigers am beſten geſchehen könne. Hr. D. *Löffler* hat ſelbſt den Mängeln der obigen Anleitung zu der Action des Kanzelredners in einem Zuſatze S. 50—53 abgeholfen, in welchem jede Zeile den Meiſter beurkundet, der ſeine Predigten eben ſo trefflich zu halten, als auszuarbeiten weiſs. — Zuletzt verdient noch der Brief von *Gaupp* (IV, 2. S. 48—62): *Über die collegialiſchen Verhältniſſe im Predigerſtande*, erwähnt zu werden, da er in einer einfachen und herzlichen Sprache die Urſachen der ſo häufigen Zwiſte unter Collegen aus einander ſetzt, und wohlmeinende Rathſchläge, die entſtandenen Uneinigkeiten beyzulegen, giebt.

Die zweyte Abtheilung, welche Anzeigen von Büchern gewidmet iſt, verdient, wie es Rec. ſcheinet, vor der erſten den Vorzug. Mit wenigen Ausnahmen hat Hr. D. *L.* dieſe Anzeigen allein bearbeitet. Daher zeichnen ſie ſich nicht nur durch di[e] Wahl der angezeigten Schriften, ſondern auch durc[h] das, was aus denſelben ausgehoben wird, und durc[h] die Bemerkungen darüber, welche oft zu Abhandlungen anwachſen, aus. Sie umfaſſen alle Zweig[e] der Wiſſenſchaften, welche in das Gebiet des Pred[i]gers gehören. Es kann hier nur kurz das angegebe[n] werden, was Hn. D. *L.* zu ausführlicheren Erläute[r]rungen veranlaſſet hat. Von der durch *Schleierma[cher]* angeregten Unterſuchung über die Authenti[e] des I Br. an d. Tim. und den hieher gehörige[n] Schriften wird eine ſehr vollſtändige Nachricht mi[t]getheilt. Vorzüglich wichtig ſind die Bemerkun[n]gen des Herausg. über die Schwierigkeiten, au[s] dem Br. an d. Tim. eine zweyte Gefangenſcha[ft] Pauli in Rom zu beweiſen, welche durch die Anze[i]ge von *Wegſcheider's* Überſetzung der Paſtoralbrie[fe] d. Ap. Paulus 1 Th. veranlaſſet ſind. (V, 2.) Re[c.] bedauert, daſs er nicht näher in dieſe Unterſu[]chung eingehen kann; allein ein paar Emendatio[]nen von Toup, auf welche Hr. *L.* aufmerkſam mach[t] dürfen nicht übergangen werden, weil ſie auch i[n] neueren Ausgaben des N. T. nicht erwähnt ſin[d]. Jener ſchlägt nämlich in ſeinen *Emendd. in Su[i]dam* Vol. 1, p. 448 vor, 1 Tim. V, 4 ſtatt τὸν οἶκο[ν] εὐσεβεῖν zu leſen: τὸν οἶκον οἰκεῖν, εὐσεβεῖν etc., un[d] v. 13 deſſelben Cap. will Toup l. l. p. 178 ſtat[t] μανθάνουσι περιεχόμεναι geleſen haben λανθάνουσ[ι] περι. Nicht minder lehrreich iſt die Beantwortun[g] der Frage bey der Anzeige von *Stolz's* hiſt. Pred[.] (III, 1): warum, beſonders ſeit einer gewiſſen Periode, ſo wenig Gebrauch von dem A. T. in unſeren Religionsunterrichte, vorzüglich in Predigten ge[]macht werde, und (III, 2) bey der Anzeige vo[n] *Spannuth's* Pr. über die Schutzblattern die Unte[r]ſuchung, ob fremde Gegenſtände, wie die Schutz[]blattern, auf die Kanzel gehören, nebſt der Anweiſun[g] wie ein ſo fremder Stoff zu behandeln ſey. Auc[h] die Verhandlungen über den Eid, die durch mehre[re] Stücke geführt werden, verdienen allen Dan[k], wenn auch dieſelben noch nicht zu einem entſche[i]denden Reſultate geführt haben. Noch ſtehe hi[er] auch die Vermuthung, welche *L.* bey Beurtheilun[g] von *Friſch's* Handbuch für Pr. zur — Behandl. der Evv. etc. äuſsert: Joh. habe die Einſetzung des Aben[d]mahles um deſswillen nicht erwähnt, weil die Fey[er] deſſelben in der Gegend, wo er lebte, noch wen[ig] gewöhnlich geweſen ſey, und ihm die Sache nich[t] ſo wichtig geſchienen habe. (Dieſer Vermuthun[g] widerſpricht aber der Zweck der Einſetzung; d[a]her iſt zu bedauern, daſs Hr. D. *L.* keine Grün[de] angegeben hat.) Übrigens bedarf es keiner Erwä[h]nung, daſs von den Schriften, welche den Predig[er] vorzüglich intereſſiren, z. B. den Biographieen vo[n] *Nöſſelt* u. a., *Ammons* Geſch. der Homiletik u. [ſ.] w., ſehr ausführliche und genügende Auszüge g[e]geben ſind.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.)

deutung des Ankündigens (?) genommen werden." Weiter kann man die Willkühr wohl nicht treiben! — Cap. III, 24 will der Vf. נִקְפָּה durch *Fesseln* übersetzt und von יָקַף, *adhaerere fecit*, abgeleitet wissen. Das wäre doch in der That eine *neue* Etymologie! Es soll wohl heissen נקף. — Cap. V, 17 übersetzt der Vf. die Worte: וְרָעוּ כְבָשִׂים כְּדָבְרָם, *Und abweiden sollen die Schafe ihre Wiesen*, und bemerkt dabey: „Das *praefixum* כ dürfe uns nicht irre machen, denn wie oft stehe es überflüssig. *Noldius* in seiner von den Auslegern des A. T. zu wenig benutzten Concordanz habe Beyspiele in Menge gesammelt." Das heisst die Partikeln doch wirklich nach noldiusischer Art mishandeln! So wie hier, steht כ gewiss nirgends überflüssig. Das folgende חָרְבוֹת soll übrigens soviel seyn als מִדְבָּר und statt גָּרִים soll גְּדִים gelesen werden (dieser Plural von גְּדִי *Böckchen* ist grammatisch unrichtig). Cap. X, 27 versteht der Vf. עֹל von dem, das Joch auflegenden Tyrannen, שֶׁמֶן von den Grossen des Reichs, und מִפְּנֵי soll entweder *una cum* oder *coram* (!) wie 2 Kön. XIX, 37 (wo es nicht vorkommt) übersetzt werden. — Cap. XI, 4 bedeutet nach dem Vf. אֶרֶץ die Lasterhaften, wie κόσμος im N. T. Richtig! das Allgemeine steht für das Besondere, aber nicht durch einen bestimmten Sprachgebrauch. — Cap. XV, 5 nimmt Hr. *Schl.* לִבִּי für לֵב, und beruft sich auf die Eigenheit des poetischen Dialekts der Hebräer, das י überflüssig anzuhängen. Aber das Beyspiel מִנִּי für מִן und ähnliche andere beweisen diess noch nicht. Auch ist es falsch, dass der Dichter nicht sagen könne: *mein Herz klaget um Moab.* — Cap. XVII, 13 ist dem Vf. מֹץ הָרִים, *Spreu der Berge*, anstössig, und er will lesen הוּרַם statt הָרִים, und übersetzen: *wie Spreu in die Höhe gehoben.* (Sehr sinnreich und geschmackvoll!). — Cap. XXIII, 13 wird übersetzt: *Siehe die Chaldäer (so ein Volk sind nicht die Assyrer) werden das Land in eine Einöde verwandeln* u. s. w. Kenner werden staunen, wie man einen solchen Sinn aus den Worten des Textes herausbringen könne. — Wenn Hr. *Schl.* fortfahren will, das A. T. nach diesen Grundsätzen zu erklären: so müssen wir ihn bitten, uns auch ein Lexikon und eine Grammatik der hebräischen Sprache zu geben. Denn mit den gewöhnlichen, nach denen man diese Sprache behandelt, reicht man bey seinen Erklärungen nicht aus.

No. II. *Immanuel. Parallele zwischen Jes. VII und Matth. I. Mit kritischen und exegetischen Bemerkungen* von M. *J. G. Plüschke.* Der Vf. entscheidet sich für die historische (nicht messianische) Erklärung dieser jesaianischen Weissagung: Immanuel ist ihm der symbolische Name eines zu gebärenden Sohnes des Propheten. Der Erweis dieser Erklärung ist im Ganzen gut gerathen; wir tadeln nur die Vorliebe des Vfs. für unnöthige Emendationen des Textes, und dass er, den nothwendigen Zusammenhang zwischen V. 15 und 22 übersehend, das Honig und Milch essen des Knaben als Bild des Überflusses ansieht. Gut sind die Bemerkungen über עַלְמָה, und bemerkenswerth wenigstens die über נַחַת V. 2. Matth. I, 22 hält Hr. *P.* für eine spätere unhistorische Combination der Jünger, behauptet aber mit Recht, dass das ἵνα πληρωθῇ im Sinne des Evangelisten τελικῶς zu nehmen sey.

No. III. *Philo's Ideen über Unsterblichkeit, Auferstehung und Vergeltung, ein historisch-kritischer Beytrag zur Religionsphilosophie* von M. *Joh. Christ. Schreiter.* Eine sehr schätzbare Arbeit, wofür dem Vf., der schon im 1 Stück eine ähnliche geliefert hat, neuer Dank gebührt. Die Vorstellungen *Philo's* über Unsterblichkeit u. s. w. werden schärfer und umfassender dargestellt, als bisher geschehen ist, und übrigens soll noch bewiesen werden, dass *Philo* beym Vortrag derselben gegen die Sadducäer versteckt polemisire. Dieses aber scheint uns ein eben so verunglückter Versuch, als der in der früheren Abhandlung, *Philo's* Polemik gegen die Pharisäer zu beweisen. Denn der Vf. hat keine Stelle aufzeigen können, wo ein solcher polemischer Gegensatz deutlich wäre; er muss ihn fast immer willkührlich unterlegen, wie z. B. in den Stellen *de Abrahamo p.* 385 *C. D. Francof.* und *de charitate p.* 701 *A.* Es ist Schade, dass die Untersuchung des Vfs. so ganz auf dieser Hypothese ruht, und also eine falsche Wendung genommen hat. Warum nahm er die Vorstellungen *Philo's* nicht, wie sie gegeben sind? wie man denn in der Geschichte Alles nur so, wie es ist, nicht wie es seyn könnte oder sollte, auffassen kann. Noch kann Rec. den Zweifel nicht bergen, ob auch in der Stelle *de Cherubim* p. 127 *B.* von der Auferstehung die Rede sey. An sich könnten die Worte εἰς παλιγγενεσίαν ὁρμήσομεν wohl so verstanden werden, aber füglich auch von einer unkörperlichen geistigen Unsterblichkeit; und da diess die einzige Stelle ist, welche der Vf. dafür anführt: so reicht sie wohl zum Beweis jener Lehre nicht hin.

No. IV. *Einige Bemerkungen über den Artikel* ὁ, ἡ, τὸ *im N. T.* von M. *Chr. Aug. Gottfr. Emmerling*, Pfarrsubstit. in Probstheyda. Der Gebrauch des Artikels bey den Griechen wird nach Anleitung von *Matthäi's* Gramm. mit dem Gebrauch desselben im N. T. verglichen, wobey eine consequentere einfachere Behandlungsart gegen gewisse hergebrachte Willkührlichkeiten geltend gemacht wird. Gut beweist der Vf. z. B., dass die Bedeutung des Artikels *ein, ein gewisser* schwerlich Statt hat, selbst nicht in den Stellen 1 Cor. XV, 8. 1 Thess. IV, 6. Luc. VIII, 5, wiewohl uns in den einzelnen Beweisen Manches nicht befriedigt. Z. B. Matth. XIII, 25 ἐν τῷ καθεύδειν τοὺς ἀνθρώπους soll αὐτοῦ ausgelassen seyn. So auch Luc. XVI, 21. οἱ κύνες sc. αὐτοῦ, τοῦ πλουσίου. Warum nicht *die Hunde* überhaupt? Matth. V, 1 soll τὸ ὄρος den bestimmten Berg anzeigen, der unweit Kapernaum gelegen, der Lieblingsaufenthalt Jesu war u. s. w. Dass weder hier, noch sonst, die Vergleichbarkeit des hebräischen Artikels auch nur angeführt und geprüft ist, muss uns billig wundern. Glaubt denn der Vf., dass in diesem Redetheil der Einfluss der hebräischen Sprache gänzlich ohne Wirkung geblieben ist?

No. V. *Über das Reden mit Zungen unter den*

ersten Christen von *Ch. F. Böhme*, Stiftsprediger in Altenburg. Es werden aus dem bekannten Capitel im 1 Br. an die Corinth. die (zum Theil falschen) Gründe *gegen* das Sprechen in fremden Sprachen zusammengestellt, ohne dass dadurch die Streitfrage ihrer Entscheidung näher gebracht wird.

No. VI. *Über die apostolische Lehre von der Wiederkunft des Messias*. Von Demselben. Es wird bewiesen, dass die Apostel diese Wiederkunft, und zwar als sehr nahe bevorstehend, geglaubt haben, woran in der I hat kein vernünftiger Ausleger zweifeln kann.

No. VII. *Was ist Religion überhaupt? Eine Vorlesung* von Prof. *Wendt*. Die Ansicht des Vfs., ohnehin mehr populär und summarisch als streng wissenschaftlich vorgelegt, ist Rec. nicht recht klar geworden, woran wohl zum Theil die Verschiedenheit der Principien Schuld ist. Er entwickelt die Idee Gottes an den drey Ideen der Wahrheit, der Sittlichkeit und Schönheit, wobey wir aber sehr die wissenschaftliche Bestimmtheit vermissen. Das Streben nach diesen Idealen ist nun Religion, und zwar in ungetheilter Seelenkraft, in wechselseitiger Durchdringung der Erkenntniss, des Triebes und Gefühls; doch ist das *Gefühl* der Gottheit der Religion noch ursprünglicher, als das Wissen; und da der Mensch sich nur allmählich der Gottheit nähert: so wird die Religion ein Gefühl der wachsenden Vereinigung mit der Gottheit und Wahrnehmung ihrer Offenbarung in uns. Die Religion ist aber keine unthätige unwirksame Regung des Gefühls oder träge Beschauung; sie ist, obschon an sich kein Handeln, doch innerste Wirksamkeit der Seelenkraft, Gesammtwirksamkeit der ungetheilten Seelenkraft. Zuletzt wird Alles in diesen Worten zusammengefasst: „Religion ist innere ungetheilte und unterbrochene Wirksamkeit des Gemüths in seinem freyen und ursprünglichen Streben zur Gottheit, und dadurch bewirkte Vereinigung mit ihr."

Das dritte Stück enthält: I. *Über das Alter, den Inhalt, den Zweck und die gegenwärtige Gestalt des Buches Hiob. Versuch eines Beytrags zur Einleitung ins Alte Testament*. Von D. *G. H. Bernstein*, Prof. zu Berlin. Eine inhaltreiche wichtige Abhandlung. Nachdem der Vf. in der Einleitung vorläufig gezeigt hat, dass das Gedicht Hiob als ein Gedicht, als durchaus freye Fiction vom Anfang bis zum Ende zu betrachten, und rein israelitischen Ursprungs sey (welches letztere wir ihm unbedingt zugeben): untersucht er das *Alter* dieses Buchs, und setzt es — man erschrecke nicht, denn es ist ja ohnehin keine neue Meinung — in die Zeiten des Exils. Seine Gründe sind: 1) *der jüngere chaldaisirende Sprachgebrauch*, den er Capitel für Capitel durchgeht, und mit dem Chaldäischen und Syrischen vergleicht. Sehr trefflich vorgearbeitet hatte ihm hierin *Gesenius*, der sogar in seinem Wörterbuch die Behauptung, dass das Buch Hiob wegen seines späteren Sprachgebrauchs in eine spätere Zeit gehöre, beyläufig geäussert hatte. Der Vf. schadet der guten Sache dadurch ein wenig, dass er zuviel in diesen Aramäismus des Buchs zieht, Vieles, was auch in anderen Schriften, deren spätes Alter wenigstens noch nicht durchgängig anerkannt ist, vorkommt, Manches auch, was vielleicht rein hebräisch ist, an dessen Stelle wenigstens die hebräische Sprache nichts anderes besitzt. Einige gute Spracherläuterungen sind eingestreut, z. B. über נְעָרִים Cap. XXIV, 5, dem der Vf. nach Joh. XI, 16 die Bedeutung *Vertriebebene* giebt, und übersetzt: *die öde Steppe dient für sie zum Unterhalt, für die Vertriebenen*. Wir stehen jedoch noch an, uns für diese Erklärung zu entscheiden, da die gewöhnliche Bedeutung *Kinder* gar nicht so unpassend ist, wie der Vf. meint, und gar nicht von dem fehlenden *und* abhängt; denn man braucht nur zu übersetzen: *die Wildniss giebt ihnen Nahrung für ihre Kinder*: so bedarf man keines einzuschaltenden *und*. Dazu kommt, dass die angenommene Apposition des לִנְעָרִים zum לוֹ etwas hart ist. Der zweyte Grund des späteren Alters ist der *Inhalt*. Der Dichter lebte in Zeiten, wo Feinde, Barbaren sein Vaterland überschwemmt hatten, und wo die israelitische Nation aus einer unglücklichen Gegenwart in eine glücklichere Vergangenheit zurückblickte (Cap. XV, 18 vgl. XII, 17 ff.). Die angeblichen Spuren des Patriarchenlebens verschwinden bey näherer Ansicht; die Gerichte z. B. sind nicht mehr patriarchalisch (Cap. XIII, 26. XXXI, 35. XXIII, 4. XXIX, 7). Die Angelologie des Buchs (Cap. IV, 18. V, 1. XV, 15. XXI, 22. XXIII, 23. 24. XXXVIII, 7), der Gebrauch der Schreibekunst (Cap. XIX, 23. 24. XXXI, 35), die Ausbildung der Kriegskunst (Cap. XX, 24. XXXIX, 21 ff. XV, 26), Spuren des Stadt- und bürgerlichen Lebens und der Gebrechen und Verderbnisse desselben, des Luxus u. dgl. (Cap. XXIV, 12. 2 ff. XXXI, 38 f. XVIII, 14. III, 13 ff. XXII, 24 f. XXVII, 16 f. XXXI, 24. XXVIII), weisen auf ein späteres Zeitalter hin. Der Hauptbeweisgrund für das spätere Alter des Buchs ist die eigenthümliche Ansicht des Vfs., dass Hiob und sein Schicksal Bild der israelitischen Nation und ihres Unglücks sey, dass sich alles das, was vom Geschick der Gottlosen und Unschuldigen vorkommt, an die Klagen, Zweifel und Tröstungen der Unglückspsalmen, welche in nationaler Beziehung zu fassen seyen, anschliesse. Diese Parallele mit den genannten Psalmen ist mit grossem Fleiss in zahlreichen Stellen aufgezeigt; auch die Schilderungen der Krankheit des leidenden Hiob werden, wie dort die ähnlichen Ausdrücke, bloss bildlich genommen, und so eine Ansicht des Gedichts eröffnet, in welcher es nicht mehr als ein isolirtes Product der hebräischen Poesie erscheint, sondern in die Reihe der ächt nationalen Denkmäler dieses Volkes tritt. Und hienach bestimmt der Vf. den Zweck des Dichters bey Abfassung seines Werks so, „dass er die israelitische Nation in ihren allgemeinen Leiden und ihr Betragen während jener Unglücksstürme darstellen, den leeren Trost und Zuspruch, den das gebeugte Volk nach alter langgewohnter, aber jetzt nicht mehr als zuverlässig anerkannter, das Gemüth nur noch mehr verwundender Weise von Einzelnen erhielt (nämlich die Behauptungen, dass es den Frommen doch endlich noch wohl gehen müsse, vgl. Ps. 73), zurückweisen, und ihr Herz zu einem besseren höheren Glauben und einem festeren Vertrauen gegen die allwal-

tende Gerechtigkeit erheben wolle." Im Ganzen gewiss richtig. Wir tadeln nur, dass der Vf. diese Ansicht zu sehr ins Einzelne verfolgt, und, zugegeben, dass das Gedicht Allegorie sey, schon gegen die bekannte hermeneutische Regel, dass man das Bild mit der Sache nicht Stück für Stück, sondern im Ganzen, vergleichen müsse, sündigt. Wir zweifeln aber auch, dass Hiob allegorisch gefasst werden müsse als Symbol der leidenden Nation; wir nehmen bloss an, dass die teleologische Tendenz des Gedichts sich an die Teleologie der Unglückspsalmen anschliesse, oder ihr vielmehr entgegengesetzt sey, und dass, da diese eine nationale Beziehung hat, auch Hiob in eine solche gesetzt werden müsse, was noch sehr verschieden ist von der unmittelbaren allegorischen Erklärungsart des Vfs. Zu den Fehlgriffen, zu welchen diese führte, gehört wohl auch die messianische Deutung von Cap. XIX, 25 ff. — Immer aber ist dieser Versuch einer neuen Erklärung des Hiob sehr verdienstlich, und der sorgfältigsten Prüfung werth. Die Hypothese *Warburtons* hat auf die ähnliche des Vfs. keinen Einfluss gehabt, da er erst später darauf aufmerksam geworden ist, und so gebührt ihm auch grossentheils das Verdienst der Originalität. Zuletzt verwirft Hr. *B.* noch mehrere Stücke im Hiob als unächt, nicht bloss den Prolog und Epilog und die Reden Elihu's, sondern auch Cap. XXVII, 7, Cap. XXVIII, 28 und Cap. XLI, 4—26. Die Unächtheit des Prologs und Epilogs beweist er vorzüglich daraus, dass sie der Anlage und dem Geiste des Gedichts widersprechen, dass der letztere z. B. die Vergeltungslehre bestätige, welche jenes eben bestreitet. Er glaubt, dass ein späterer Israelit entweder einen kurzen vom Dichter vorausgeschickten Prolog so umgebildet und den Epilog hinzugesetzt, oder beide, Prolog und Epilog, frey hinzugedichtet habe; und zwar wollte er dadurch zeigen, „dass seine Nation, unter Hiob begriffen, die frömmste, rechtschaffenste, gottesfürchtigste und edelste auf Erden nach Jehovas eigener Versicherung Cap. I, 8, und desshalb von ihm beschützt und gesegnet Cap. I, 10, nicht durch ihr Verschulden, sondern durch schändliche Cabalen des Satans in das frühere Unglück gestürzt worden, dass ihre Klagen und Versicherungen ihrer Unschuld daher gerecht, der Tadel und die leeren Trostsprüche der Meisterer jener Zeit aber falsch und unweise gewesen seyen (Cap. XLII, 7—9), und dass sie desshalb nach überstandenem Ungemach auch reichlichen Ersatz für ihr unschuldiges Büssen von Jehova erhalten habe." Die Unächtheit der Reden Elihu's beweist die Ungleichheit des Stils, der Wortschwall und Bombast, das Hohle und Gesuchte des Ausdrucks, und die darin verfehlte Tendenz des Gedichts, indem die Gerechtigkeit Gottes *erwiesen* werden soll, welche der Dichter des Hiob nur *geglaubt* wissen will, u. A. m. Für die Unächtheit des Stücks Cap. XXVII, 7 — Cap. XXVIII, 28 spricht ebenfalls sehr Viel. Schon mehrere Gelehrte haben sich daran gestossen, und der Erweis der Ächtheit, den neuerlich *Rosenmüller* versucht hat, ist nicht gelungen. Sehr schön ist die Bemerkung gegen *Stuhlmann* u. A., welche einen Theil dieses Stücks dem Zophar zusprechen: Zophar könne nur zweymal sprechen, da er der schwächste von allen Gegnern Hiobs sey, und Bildat schon vor ih[m] das Feld geräumt hat: auch würde es sehr unschic[k]lich seyn, dass Hiob auf die letzte Rede Zophars d[ie] Antwort schuldig bliebe. Cap. XLI, 4—26 hat schon *Stuhlmann* verworfen, und das Schwülsti[ge] des Vortrags und die unpassende Stelle dieses Stüc[ks] ist wohl dafür entscheidend.

II. *Über des hohen Liedes Sinn und Auslegu[ng]* von *E. F. K. Rosenmüller*. Eine merkwürdige A[b]handlung, in welcher unser bester Ausleger des [A.] T. für die allegorische Erklärung des Hohenlied[es] spricht. Wir versparen unser Urtheil, bis wir d[as] Ganze übersehen können: denn die Abhandlung i[st] abgebrochen.

III. *Exegetische Bemerkungen über Matth.* XXI[I,] 34 *bis* 40 *und Marc.* XII, 28 *bis* 34 von D. *J. G. Rose[n]müller*. Der würdige Vf. untersucht die Frage, ob der νο[]μικὸς beym Matth. eins sey mit dem γραμματεὺς bey[m] Marcus, und beantwortet sie mit Nein, weil die Absich[t] des Einen friedlich, des Anderen aber nicht gewesen sey[.] Und jeder Unbefangene wird ihm hierin beystimmen[.] Aber nicht so in der weiteren Ansicht dieser Stellen. Di[e] Erzählung bey Marcus soll nämlich einen ganz andere[n] Vorfall enthalten, und der γραμματεὺς soll, da er kei[n] *Pharisäer*, auch kein *Sadducäer* gewesen seyn könne[,] ein *Karäer* gewesen seyn, wie denn schon *Trigland* i[n] diesen Stellen einen Karäer gefunden hat. Wir können[] hier in die Widerlegung dieser uns ganz falsch und un[]nöthig vorkommenden Hypothese nicht eingehen; abe[r] bemerken müssen wir, dass mit einer einfachen Annah[]me alle Schwierigkeit gehoben wird. Man lasse nur de[n] Marcus, der nicht Augenzeuge war, die Geschichte et[]was anders umgebildet aus seiner Quelle schöpfen, und uns so wiedergeben: so hat man zwey verschiedene Erzählungen, und doch Eine Geschichte. *Verschiedenheit aber in der Einheit* ist das reine Resultat der Vergleichung beider Evangelisten in diesen Stellen.

IV. *Allgemeine Ansicht der Stelle Matth.* XXV, 31 *bis* 46 *aus dem grammatisch historischen Gesichtspuncte* von D. *Karl Aug. Gottl. Keil*. Diese Abhandlung erschien schon im J. 1809 in lateinischer Sprache als akademische Gelegenheitsschrift; der Vf. giebt sie hier etwas erweitert in verändertem Gewande, um ihr mehr Publicität zu verschaffen. Der Zweck ist, zu erweisen, dass das in dieser Stelle beschriebene Gericht nicht das allgemeine Weltgericht, sondern nur ein Gericht über die Nichtchristen sey. Das Letztere ist so einleuchtend, dass wohl kaum etwas dagegen eingewendet werden kann; allein darin können wir Hn. *K.* nicht beystimmen, dass es in diesem Gericht sich um nichts weiter handeln soll, als um die menschenfreundliche oder feindselige Behandlung der Christen durch die Nichtchristen. Offenbar liegt mehr zum Grunde, nämlich das günstige oder nicht günstige Verhalten der Völker des Erdbodens gegen die Sache des Guten, gegen das Christenthum. Das Christenthum, als das Gute schlechthin gedacht, gab die Regel her, nach welcher die Völker des Erdbodens gerichtet werden sollten. Wie die Christen gerichtet werden würden, sagt die vorhergehende Parabel von den anvertrauten Pfunden. Diese Abhandlung aber ist mit so viel Gründlichkeit und Umsicht geschrieben, dass man ihr die sorgfältigs[te] Beachtung wünschen muss.

a. s. a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JANUAR 1814.

MEDICIN.

Berlin (ohne Angabe des Verlegers): *Formulaire pharmaceutique à l'usage des hôpitaux militaires; présenté par les Inspecteurs généraux du Service de Santé des armées de terre, et approuvé par le Ministre Directeur de l'administration de la Guerre.* 1812. IV u. 111 S. 8. (12 gr.)

Die *Chirurgie militaire* der Franzosen hat bey Recension des *Larreyschen* Werks (1813. No. 25—27) unsere gröfste Aufmerksamkeit erregt, weil seit zwey Decennien wohl keine Nation so häufige Gelegenheit hatte, sich in diesem Felde auszubilden, als eben die französische. Ein gleiches Interesse giebt uns die *Médecine militaire*, um so mehr, da sie uns einen Mafsstab darreicht, um zu beurtheilen, wie weit man jenseits des Rheins die theoretischen und praktischen Regeln der Medicin in das wirkliche und gröfsere öffentliche Leben der Militärpraxis überzutragen verstanden hat, und da bekanntlich die Medicin unserer Nachbaren bey den deutschen Ärzten, und selbst bey den Franzosen sich eben nicht des besten Credits erfreut. Wir haben defshalb gegenwärtige, unter öffentlicher Autorität erschienene Schrift, welche nach der pariser Ausgabe von 1804, wie es scheint, zum Gebrauche im gegenwärtigen Kriege abgedruckt, und zu Ende mit der Unterzeichnung der Namen der ersten Militärärzte und Wundärzte Frankreichs, eines *Coste, Heurteloup, Percy, Desgenettes, Larrey*, so wie des Pharmaceuten *Parmentier* geschmückt ist; mit grofser Neugierde in die Hände genommen. Es deucht uns nicht schwer zu seyn, aus der diätetischen Behandlung der Militärkranken, da in derselben sich alle besonderen Regeln der praktischen Medicin concentriren müssen, so wie aus dem öffentlich sanctionirten pharmaceutischen Formulare einer Branche der öffentlichen Medicin den Stand der praktischen Medicin einer ganzen Nation zu übersehen und zu beurtheilen; und so ist uns die vorliegende Schrift, da sie aufser dem Formulare der pharmaceutischen Bereitungen auch manche specielle Vorschriften der allgemeinen diätetischen Behandlung der Kranken enthält, eine willkommene Erscheinung gewesen.

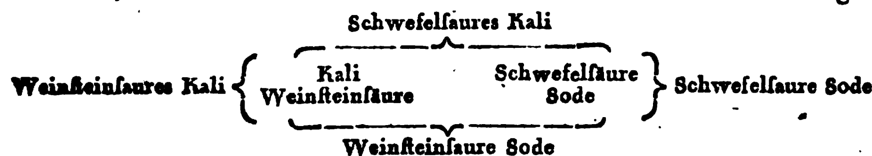
Die Schrift selbst zerfällt in zwey Theile, deren erster die Bereitung der in der Militärpraxis nöthigen Arzneymittel zum innerlichen Gebrauch in acht Abschnitten enthält, und deren zweyter die äufserlich anzuwendenden Arzneymittel bereiten lehrt. Es folgen dann einige Formeln zur Bereitung solcher officinellen Mittel, deren gröfster Theil nicht in dem Codex der ehemaligen medicinischen Facultät zu Paris enthalten ist, und welche unabhängig von den Hauptvorschriften nach Bedarf in den Civil- und Militär-Hospitälern können bereitet werden. Zuletzt sind von S. 65 an einige Vorschriften und Bemerkungen gegeben über das Einsammeln der Pflanzen und der Cantharìden (warum das Letztere hier stehe, sehen wir nicht recht ein), über die Mittel, die Luft in den Hospitälern gesund zu erhalten, über die Aufbewahrung der officinellen Arzneymittel, über die den Eleven in der Chirurgie anzuvertrauenden Arzneymittel, Tabellen über die in den Militärhospitälern nothwendigen Arneymittel nebst Angabe der nöthigen Quantität derselben, und ein Modell zu einem Diarium für den besuchenden Militärarzt.

Nach angestellter Übersicht und Würdigung der diesen Verordnungen zum Grunde liegenden theoretischen Grundsätze, haben wir denn auch hier von Neuem bestätigt gefunden, dafs die Medicin der Franzosen sich noch nicht weit über den Standpunct erhoben hat, den sie vor mehreren Decennien einnahm. Die allgemeinen, gröfseren, umfassenderen Ansichten der Natur, welche, die allgemeinen Gesetze des Lebens enthaltend, für die allgemeine Behandlung der Kranken nicht unwichtige Winke geben, sind ihnen noch immer unbekannt geblieben. Auf den alten Grund fortbauend, und alles Fremde verachtend, wird der Kranke noch immer mit Tisanen überschwemmt, und die Krankheitsmaterie durch auflösende Mittel beweglich gemacht und ausgeführt. Das specifische Verhältnifs der Krankheiten zu den einzelnen Organen des Körpers, und das der einzelnen Arzneymittel zu den einzelnen Krankheiten, wird kaum mehr so weit berücksichtigt, als es die alten Praktiker lehrten; ja diese werden oft zurecht gewiesen, wo sie, die innere Verwandtschaft der Dinge zu einander ahndend, in ihrem praktischen Wirken dieselbe nicht zu verletzen suchten. Von einer eigentlichen Theorie der Medicin, gegründet auf die allgemeinen Verhältnisse des Organismus und der Krankheit, findet sich in der medicinischen Praxis der Franzosen auch kaum eine Spur mehr; und wollte man nach den leitenden Principen der ärztlichen Behandlung fragen: so würde man entweder gar keine Antwort erhalten, oder diese würde das verworrenste Chaos von halbverstandenen physiologischen, schlecht angewendeten chemischen, und unbewufst durch den Gebrauch sanctionirten, aber durch Afterweisheit entstellten empirischen Grundsätzen geben. Wohl hat die Chemie

jenſeits des Rheins bedeutende Fortſchritte gemacht, beſonders was den experimentirenden Theil betrifft, aber auch ſelbſt dieſe, ſey es, daſs ſie den Ärzten unbekannt geblieben, ſey es aus Nachläſſigkeit, oder aus ſonſt einem Grunde, iſt noch nicht einmal zu richtiger Bereitung der pharmaceutiſchen Mittel angewendet worden, geſchweige daſs man die allgemeinen Geſetze derſelben auch in den lebendigeren Verhältniſſen des menſchlichen Körpers und ſeiner Deformitäten, in der Entſtehung der Krankheiten nachzuweiſen verſucht hätte. — Die Medicin der Franzoſen hat alſo noch nicht einmal eine Ahndung von dem, was ſeit den letzten Decennien in Deutſchland, ſey es mit oder ohne Erfolg, in der praktiſchen Medicin verſucht worden iſt.

Wir laſſen nach dieſer Inhaltsanzeige und allgemeinem Urtheile einige beſondere Bemerkungen zum Belege des Geſagten folgen. In der Vorrede iſt uns eine Stelle aufgefallen, mit welcher wenige deutſche Ärzte einverſtanden ſeyn möchten. Mit Recht wird daſelbſt die möglichſte Vereinfachung der Arzneyformeln empfohlen; aber der Grund dieſer Empfehlung iſt falſch, wenn es heiſst: *que les formules compliquées sont les enfans de l'ignorance, qu'on n'obtient de succès en médecine qu'en raison inverse de la multiplicité des remèdes qu'on prescrit.* Die franzöſiſchen Ärzte ſcheinen hier ganz vergeſſen zu haben, daſs es viele zuſammengeſetzte ältere Mittel giebt, welche nur in dieſer Zuſammenſetzung eine beſondere ſpecifike Wirkung haben, daſs jede Zuſammenſetzung differenter Arzneymittel ein neues eigenthümliches, ſpecifiſches Arzneymittel iſt, deſſen Wirkung durchaus nicht aus der Addition oder Subtraction der einzelnen dieſe Zuſammenſetzung bildenden Mittel zu erklären und zu beſtimmen iſt, wie es bey einigen bloſs und rein chemiſchen Mitteln, doch aber auch nur in beſchränkter Anwendung, der Fall iſt. Wo Erfahrung längerer Zeit ein noch ſo complicirtes Mittel als ein Specificum gegen beſtimmte Affectionen erprobt hat, iſt es offenbar beſſer, dieſs Specificum, wie es uns von unſeren Vorfahren überliefert worden iſt, unverändert anzuwenden, als durch Weglaſſung eines uns vielleicht unbedeutend ſcheinenden, aber in der Zuſammenſetzung vielleicht ſehr wirkſamen Mittels die ganz ſpecifiſche Wirkung dieſes Mittels zu zerſtören. Eine ähnliche Geringſchätzung der ſpecifiſchen Wirkungen einzelner Arzneymittel, wodurch indeſſen die franzöſiſchen Ärzte mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen, finden wir S. 4, wo in einer Formel ſieben aromatiſche Subſtanzen angegeben ſind. Die Note hiezu ſagt: *à défaut d'une espèce (des plantes aromatiques, amères, anthelmintiques, vulnéraires, émollientes) on prendra l'autre dans la même classe; il en est de même des feuilles et fleurs pectorales, des racines apéritives et astringentes; une seule d'entre elles remplacera toutes les autres.* Wie ſchön ſich doch die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur nach den beſchränkten künſtlichen Syſtemen und Eintheilungen fügt, und warum doch wohl die groſse Diverſität der einzelnen Dinge entſtanden iſt! Aber warum denn in der berührten Formel ſieben verſchiedene Kräuter, da ein einziges alle übrigen erſetzt? Wir Deutſchen haben es mit aller unſerer Syſtemſucht, ausgenommen etwa zur Zeit des brownſchen Syſtems, doch noch nicht ſo weit bringen können, mit der Claſſificirung der Naturkörper auch zugleich die ſpecifiſche Wirkung derſelben mittheilen zu können. Dieſer Mangel der Achtung der Erfahrung älterer Zeiten iſt um ſo auffallender, da die Franzoſen doch eigentlich keinen Schatten von Syſtem in der Medicin habend, an allen Ecken der Straſsen die Erfahrung als die einzige Lehrmeiſterin der Medicin anempfehlen, und Hippokrates immer im Munde führen.

Eben ſo auffallend waren uns die in vielen Formeln vorkommenden Verſtöſse gegen die Geſetze der chemiſchen Verwandtſchaft, welche uns hier um ſo unverzeihlicher geſchienen haben, da man wahrhaft hätte erwarten können, daſs in einem Lande wo das Studium der Chemie die gröſsten und zahlreichſten Verehrer findet, die Geſetze derſelben den dieſe Formeln angebenden Ärzten und Apothekern bekannt ſeyn würden. Wir geben nur einige Proben. S. 8 wird eine *Tisane purgative* angegeben, zu welcher nebſt anderen vegetabiliſchen Mitteln kommen *Cremor Tartari* und Glauberſalz. Nach den Geſetzen der chemiſchen Wahlanziehung



entſteht hier alſo ſchwefelſaures Kali und weinſteinſaure Sode, alſo ganz etwas anderes, als man gegeben haben will. Eben ſo findet man Glauberſalz, Brechweinſtein und Nitrum zu einer heterogenen Miſchung vereinigt, und S. 29 Gerſtenmehl mit Eichenrinde in Waſſer gekocht, wo alſo das Amylon, der Kleber und die Eyweiſsſubſtanz des Gerſtenmehls nothwendig durch die Gerbeſubſtanz der Eichenrinde ange-[illegible]n und weſentlich verändert werden müſſen, [illegible] es nicht Abſicht der Compoſition iſt.

S. 74 folgt ein ſehr intereſſanter Artikel über d[ie] Mittel, die Reinheit der Luft in den Hoſpitälern [zu] erhalten und wieder herzuſtellen. Er enthält Mit[tel] zur Erhaltung der allgemeinen Reinlichkeit, mech[a]niſche Mittel, die Luft zu erneuern, und chemiſc[he] Mittel, den in der Luft befindlichen Krankheitsſt[off] zu zerſtören. Von den letzten finden wir hier bl[oſs] die überſauren ſalzſauren Räucherungen, und zw[ar] ſollen ſie nach der hier befindlichen Vorſchrift n[ur] angewendet werden, um, wenn man durch chem[iſche]

fche Reagentien die Gegenwart fauliger Miasmen (*miasmes putrides*) in einem Krankensaal erkannt hat, diesen Saal während der Entfernung der Kranken in einen anderen Saal zu desinficiren. Von den stetig in den Krankensälen und in dem ganzen Raume eines Hospitales anzuwendenden Räucherungen, so wie von den hiebey nöthigen Vorsichtsmasregeln, und von den salpetersauren und essigsauren Räucherungen vermittelst luftförmiger Essigsäure, welche, ungeachtet der Kraft der übersauren salzsauren Dämpfe, dennoch Berücksichtigung verdienen, findet sich hier kein Wort. Auch verstehen wir nicht, durch welche chemische Reagentien das Contagium entdeckt werden soll, da man wohl die Ausdünstungen von in Verwesung begriffenen thierischen Substanzen, nicht aber die lebendigeren über die chemische Reaction erhabenen Substrate der dem thierischen Samen zu vergleichenden Contagien durch chemische Mittel erkennen kann. Wird, wie hier vorgeschrieben ist, erst dann mit den mineralsauren Räucherungen verfahren, wenn die Contagien auf chemische Potenzen reagiren: so möchte alles Desinficiren fruchtlos seyn, und es ist dann Ansteckung und Verbreitung der Krankheit auf keine Weise zu vermeiden. Das Hauptsicherungsmittel gegen das Contagium ist offenbar Zerstörung desselben, sobald es sich entwickelt: daher bey irgend verdächtigen Kranken, deren es in den Militärhospitälern fast immer giebt, die Räucherungen nicht früh genug angewendet werden können. Wenn in den französischen Militärhospitälern, wie zu erwarten ist, nur nach diesen Vorschriften verfahren, und so lange mit den Räucherungen Anstand genommen wird, als sich das Contagium noch nicht durch chemische Reagentien entdecken läst: so darf man sich in Deutschland nicht mehr wundern, wenn in allen französischen Militärhospitälern sich die furchtbarsten contagiösen Krankheiten erzeugten, und wenn nach jedem Kriege, in welchem Kranke aus französischen Hospitälern transportirt werden, alle Örter, durch welche solche Transporte gehen, von den fürchterlichsten Epidemieen heimgesucht werden. Wenn aber die von den höchsten Medicinalbehörden ausgehenden Vorschriften so nachlässig und unvollkommen gegeben werden: was soll man dann von den untergeordneten Behörden erwarten! —



STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Lexikon der Genuss- und Nahrungs-Mittel*, für Freunde der Gesundheit und des langen Lebens. 1810. X u. 487 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Absicht des Vfs. ging besonders dahin, eine summarische Übersicht der Genuss- und Nahrungs-Mittel, so wie sie aus der Hand der Natur kommen, desgleichen der vorzüglichsten, durch Kunst bereiteten Genussmittel zu liefern. Dabey war es ihm weniger um eine erschöpfende Beschreibung aller dieser Dinge, besonders dann, wenn man deren Kenntniss als bekannt voraussetzen konnte, als um die Bemerkung zu thun, ob ein jedes derselben für die Gesundheit vortheilhaft oder nachtheilig sey. Abgesehen davon, dass überhaupt die Bestimmung der Schädlichkeit oder Unschädlichkeit irgend eines Nahrungsmittels nur relativ ausfallen könne, und eines derselben für ein Individuum sehr zuträglich, was für ein anderes sehr nachtheilig genannt werden möge: so sind die von dem Vf. angegebenen diätetischen Vorschriften grösstentheils gut und zweckmäsig, und sowohl für Gourmands, als für solche, welche in der Wahl ihrer Nahrungsmittel sorgsamer und mit strengerer Rücksicht auf ihre körperlichen Anlagen zu Werke gehen, wie dieses bey der gewöhnlich nur den Zweck der Lebenserhaltung im Auge habenden Menge der Fall ist, mag dieses Lexikon nicht ohne Nutzen seyn. Nur vollständig kann es nicht genannt werden, wie die folgenden Bemerkungen, welche leicht noch hätten vermehrt werden können, zur Genüge zeigen werden:

S. 8. Art. *Goldamsel*, fehlt der linn. Name und seine bekanntesten deutschen? Pyrol und Kirschvogel. — S. 11. *Anies*, fehlt seine Wirkung auf die Milchsecretion. *Aniesöl* gehört nicht unter die Nahrungsmittel. Wollte aber der Vf. dasselbe als Genussmittel für den Sinn des Geruches mit aufnehmen: so gehörten eben so gut alle anderen ätherischen Öle, Räucherpulver u. s. f. auch dazu. — S. 12. *Apfel*, hätte erwähnt werden sollen, dass sie getrocknet und gekocht ein vortheilhaftes Mittel in hitzigen Fiebern abgeben. — S. 34. *Bier*, fehlen seine Verfälschungen und Verunreinigungen durch Kalk, Kali, Bley, und die chemischen Methoden, dieselben zu entdecken. Auch hätte der Methoden des sogenannten Schönens oder Hellmachens gedacht werden sollen. — S. 43. *Bohnen*, fehlt die Methode des Räucherns derselben, welche besonders in einigen Gegenden der Schweiz und des südlichen Deutschlands gebräuchlich, und unstreitig die vorzüglichste unter allen Aufbewahrungsmethoden ist. — S. 45. Bey den *Saubohnen* hätte ihre Unverdaulichkeit für manche Individuen erwähnt werden sollen. S. 48 fehlt der Kartoffelbrantwein. — S. 49. Die Probe mit dem *Brantwein* auf Kupfer, welche hier angegeben worden, ist nicht genügend; besser die mittelst Ammonium. — S. 65. *Butter*, hätten ihre Verfälschungen mit Talg, Sand, besonders aber durch zu vieles Salz angeführt werden sollen. — S. 81. *Chocolade*, fehlen ihre Verfälschungen, besonders mit Mehl. — S. 123. *Fenchel*, fehlt seine blähungtreibende und milchvermehrende Kraft. — S. 210. *Kaffee*, tadelt der Vf. den Beysatz von Milch; aber gerade diese Beymischung nimmt ihm seine erhitzende Eigenschaft, und qualificirt ihn eher zum Nahrungsmittel, als welches er doch wegen seines häufigen Genusses bey einem grossen Theile der Menschen anzusehen ist. Ferner räth der Vf. den Kaffee zu kochen, nicht zu filtriren. Offenbar ist aber die letztere Methode der ersteren vorzuziehen, weil sich durch das Kochen gewisse in demselben enthaltene resinöse, der Gesundheit aber weniger zuträgliche

Bestandtheile lösen, welche beym Filtriren zurückbleiben; nur müssen dabey die bey dieser chemisch-pharmaceutischen Operation nothwendig zu beobachtenden Vortheile nicht ausser Acht gelassen werden. — S. 217. *Kartoffeln*, hätte der streitigen Frage über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit des frühen Genusses derselben gedacht werden sollen. — S. 255. *Lerchen*, ist der bekannte Geschmack nach Knoblauch nicht erwähnt. — S. 256. *Linsen*. Zur leichteren Verdaulichkeit derselben trägt es bey, wenn solche mit Regenwasser gekocht, und Tags zuvor eingeweicht werden. — S. 275. *Milch* darf von manchen Individuen nicht in Verbindung mit Säuren oder schwarzem Brod genossen werden. Besonders gut bekommt sie denen, welche Anlage zur Lungensucht haben. Wenn die Milch gut seyn soll, darf das Vieh nicht mit Brantweinspülich gefüttert werden. Auch ihrer Verfälschung mit Mehl, Stärke und Wasser hätte gedacht werden sollen. — S. 276. Der Artikel *Mineralwasser* ist zu kurz und unvollständig. — S. 279. Bey dem *Mohnsaft* hätte des häufigen und übermäsigen Genusses desselben von den Türken gedacht werden sollen. Ohne diese Bemerkung hätte der ganze Artikel füglich wegbleiben können, da der Mohnsaft für andere Menschen weder Genuss- noch Nahrungs- Mittel ist. — S. 280. *Molke*, werden die verschiedenen Bereitungsarten derselben durch Weinstein, Laab u. s. w. vermisst. Auch ist sie wohl ein bedeutenderes Heilmittel, als der Vf. wähnen mag. — S. 314. *Pfefferkuchen*, zu kurz; vorzüglich hätte die Hauptgeburtsstätte derselben, Nürnberg, erwähnt werden sollen. — S. 321. *Pontak*, und S. 339 *Rivesalte*, ist nicht einmal angegeben, wo sie wachsen. — S. 348. *Safran*, fehlen seine Verfälschungen, besonders mit den Blumenblättern der Ringelblume (*Calendula officin.*) und des Saflors (*Carthamus tinctorius*) und mit groben Rindfleischfasern. — S. 350. *Sahne*, fehlen die in anderen Gegenden gebräuchlichen Namen: Kern, Oberes u. a. m. — S. 352. *Salz*, sollte Kochsalz heissen, da das Wort Salz den generischen Begriff bezeichnet. — S. 359. *Schinken*, ist der vorzüglich in Ruf stehenden westphälischen nicht gedacht. — S. 393. *Rauchtabak*, fehlen seine Verfälschungen und ihr Entdeckung, so wie die schädlichen Wirkungen de Rauches auf die Augen, besonders bey Kurzsicht gen. — S. 399. *Schnupftabak*, ist die besonder Schädlichkeit mancher Sorten desselben, besonder der feineren, als Tonka u. s. w., nicht erwähnt. — S. 401. *Tauben*, sind zur Zeit der Leinsaat nicht ge niesbar. — S. 403. *Thee*, darf nicht zu heiss ge trunken werden, und kann leicht schädlich für hy sterische und nervenschwache Personen werden. — S. 451. *Zucker*; dass er bloss auf mechanische Weis den Zähnen schade, ist nicht wahrscheinlich. Viel mehr scheint er den Magen zu verderben und zu Erzeugung von Säure Veranlassung zu geben, wa dann mittelbar die Verderbniss der Zähne zur Folg hat; wenn nicht vielleicht gar eine specifische zer störende Wirkung desselben auf diese Organe Stat findet, was man beynahe zu glauben veranlasst wer den möchte, indem öfters der Genuss süsser Substan zen unmittelbar Zahnweh nach sich zieht. — Ohn eben darauf Jagd zu machen, haben wir beym Durch lesen des Buchs folgende Artikel vermisst: mehrer Weinsorten, als ofener, erlauer, Leistenwein; fer ner die Artikel Salep und Hopelpopel, ein in neue rer Zeit sehr bekanntes Getränk aus Eygelb un Arak u. s. w. Auch hätte die Erde, als ein Nah rungsmittel für gewisse wilde Völker, z. B. der Oto maken und Neucaledonier, erwähnt werden sollen Endlich müssen wir rügen, dass hie und da nich alle Provincialnamen eines Dinges angeführt worden sind, was um so nöthiger gewesen wäre, da da Buch doch zunächst für Leser bestimmt ist, welchen grösstentheils der technische Name ganz fremd ist Aber auch dieser fehlt bey manchen Artikeln ganz wie S. 8 bey *Goldamsel*, S. 225 *Klippenspringer* S. 258 *Lorch* u. s. w., so dass man gar nicht weiss welche Thiere mit diesen deutschen Benennungen bezeichnet werden sollen; oder es ist zwar das Ge nus, unter welches die Sache gehört, angegeben aber die Species fehlt, wie S. 5 *Alant*, S. 143 *Gal gant*, S. 408 *Thymian*, S. 439 *Wiedehopf*; oder e ist die Species und nicht das Genus angeführt, wi S. 477 *Wachtel* u. s. w.

Hbm.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Berlin*, b. Maurer: *Welches ist der wahre Zweck medicinisch-chirurgischer Lehranstalten? Welche Art des Unterrichts kann ihn befördern?* Eine Rede am 13 Stiftungstage der königl. medicinisch-chirurgischen Pepiniere zu Berlin, am 2 August 1807 gehalten von D. *August Friedrich Hecker*, königl. preuss. Hofrathe, Prof. der Pathologie und Semiotik bey dem königl. Collegio-medico-chirurgico u. s. w. 1807. 15 S. 8. (3 gr.) Auch unter dem französischen Titel: *Quel est le véritable But des instituts de Médecine et de Chirurgie? Quel mode d'enseignement doit-on y suivre?* (4 gr.)

Der für die Wissenschaften, welchen er sich mit regem Eifer widmete, zu früh verstorbene Vf. hielt diese Rede in der für die preussische Monarchie höchst unglückseligen Periode, während der französischen Occupation. Es ist uns unbekannt, ob Hr. *H.* dieselbe französisch gehalten hat; was ihre gleichzeitige Erscheinung in französischer Sprache, und der Umstand, dass mehrere französische Sanitätsbeamte jener Sitzung beywohnten, vermuthen lässt. — Diesem ist es auch wohl zuzuschreiben, dass sich der Vf. über die hier vorgelegte Frage, über den eigentlichen Zweck medicinischer Lehranstalten, nicht tief eingelassen, sondern sich begnügt hat einige Notizen über die Einrichtung und Geschichte der Pepiniere zu Berlin mitzutheilen. Zugleich finden sich hier einige Andeutungen über die Grundsätze, von welchen Hr. *H* bey dem Vortrage der von ihm gelehrten medicinischen Fächer auszugehen pflegte.

In dem, was Hr. *H.* von einem Lehrer fodert: zerstören soll er den Parteygeist, vernichten die Autorität der Secten und der berühmten Namen, und eigene Überzeugung von Wahrheit aus ihren Gründen und ihrer Anwendbarkeit in dem praktischen Wirkungskreise, nicht aus den Lehren der Schulen, und aus dem Glauben an Namen erwecken, die am häufigsten in den Zeitungen genannt werden", spricht sich der Zweck sehr deutlich aus, welcher Hn. *H.* bekanntlich bey allen seinen literarischen Arbeiten vorschwebte.

M + S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Gräff: *Der Feldzug der Franzosen und alliirten nordischen Völker im Jahre* (in den Jahren) 1806 *und* 1807. Herausgegeben von *Friedrich von Cölln*. I Theil. Mit 10 illuminirten Planen. 1809. IV u. 308 S. 4. (6 Rthlr.)

Der Zweck des Vfs. bey diesem Werke ist in der Vorrede nicht deutlich entwickelt. Wenn er im Eingange sagt: „er habe die Begebenheiten des Krieges selbst ein Jahr früher nicht so *erschöpfend* darstellen können, als jetzt, nachdem er die meisten Schlachtfelder selbst bereiset und alle darüber im Druck erschienenen Materialien gesammlet hätte": so glaubt man sich berechtigt, eine vollkommen historische Beschreibung jener denkwürdigen Feldzüge zu erwarten. Diese Aussicht wird jedoch bald wieder beschränkt. „So unrichtig", heisst es gleich nachher, „der angenommene Grundsatz ist, dass es noch zu früh sey, über so wichtige Dinge, als unter unseren Augen vorgingen, jetzt schon eine Geschichte zu schreiben: eben so anmassend würde es seyn, wenn man jetzt schon sich anmasste, eine Geschichte dieses Feldzugs pragmatisch zu liefern. Der Leser erwarte daher nicht mehr, als ihm dieses Geständniss sagt. Auf alle Fälle wird doch dieses Werk ein nützlicher Beytrag zur Geschichte werden, welche einst Preussens Historiographen zu schreiben sich veranlasst fühlen möchten." Unter einer nicht pragmatischen Geschichte scheint der Vf. hier eine blosse Sammlung von Materialien zu verstehen; aber er erklärt sich weiterhin, dass er doch noch etwas Anderes im Sinn habe, indem er hinzufügt: „es ist nicht meine Absicht, eine kritische Geschichte dieses Feldzuges zu liefern und jeden Zug einer Mäusepatrouille zu detailliren, sondern meine Geschichte soll eine Auseinandersetzung der Thatsachen enthalten."

Seltsam genug läfst der Vf. das Wesen einer kritischen Geschichte in der Aufzählung jedes geringfügigen Nebenumstandes bestehen. Überhaupt scheint ihm der Begriff der Geschichte nicht recht deutlich vor Augen geschwebt zu haben, weil er nach so manchen Bestimmungen seines Zwecks zuletzt bey der Auseinandersetzung der Thatsachen stehen bleibt. In seinem Werke nimmt diese die Form der über einen merkwürdigen Rechtsfall gesammelten Acten an. Wir finden hier Anklage und Vertheidigung, Antwort und Gegenantwort, Zeugenverhöre und das in der ersten Instanz gefällte Urtheil; dann aber noch in den, von einem militärischen Schriftsteller hinzugefügten, durchaus schätzbaren Anmerkungen gleichsam ein höheres Tribunal, welches nach einer zweyten Durchsicht des Processes den Ausspruch bestätigt oder mildert.

Dafs ein Buch in dieser Form auf den Namen einer Geschichte keinen Anspruch machen könne, versteht sich von selbst; aber auch eine zweckmäfsige Sammlung von Materialien hat ihren grofsen Werth. Als eine solche wird dieses Werk dem künftigen Geschichtsforscher sehr willkommen seyn, und das Verdienst des Herausgebers dabey in der Vollständigkeit seiner Sammlung, in der Auswahl des guten und besseren unter der Menge des vorhandenen, sehr ungleichartigen Stoffes, in der Zusammenstellung der einzelnen Stücke, in der Begründung ihrer Glaubhaftigkeit, und in einer kritischen Anleitung zu der Würdigung derselben bestehen. Sollte dann auch der spätere Leser bey der Benutzung dieser Sammlung mit den oft rasch ausgesprochenen Urtheilen des Vfs. nicht durchgängig einverstanden seyn: so hat er doch die Acten vor sich, nach welchen er selbst entscheiden kann. Aus diesem Grunde glaubt auch Rec. jene Urtheile, welche, so wie die eigenen militärischen Entwürfe des Vfs., durch die mit Kenntnifs und Unparteylichkeit geschriebenen Anmerkungen (z. B. S. 178—180 u. a. a. O.) gemäfsigt werden, übergehen, und sich nach den vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen auf eine kurze Anzeige des Inhalts beschränken zu dürfen.

Der vorliegende 1 Band enthält in zwey Abtheilungen: *die Vorbereitungen zum Kriege vom Anfang des Augusts bis zum wirklichen Ausbruch der Feindseligkeiten am* 8 *October bey Saalburg*, und die Geschichte des *Zeitraums vom* 8 *October bis zum Einzuge des Kaisers Napoleon in Berlin*. In dem folgenden Bande soll, gleichfalls in zwey Abschnitten, der Krieg am rechten Ufer der Oder bis an den Niemen beschrieben werden. Die vorausgeschickte *Einleitung* schildert das preussische Militär, seinen Zustand im Jahr 1806, und die Waffen und Fechtart desselben, „woraus sich in dem Buche manche (sonst unbegreifliche) Thatsache erklären wird," und enthält eine Vergleichung des alten Militärsystems mit dem neuen nach *Bährenhorst* und anderen angezeigten Quellen, welche der Vf. nicht zu überschlagen bittet, „da die Vernichtung der preussischen Militärmacht daraus gröfstentheils herrührt."

Diese Ankündigung deutet auf einen höheren historischen Zweck. Es sollen hier die Ursachen ent-

wickelt werden, aus welchen die bekannten Erfolge hervorgegangen sind und hervorgehen mussten. Aber so viel Wahres dieser Aufsatz auch im Einzelnen enthalten mag: so vermisst man doch im Ganzen die nothwendige Bündigkeit der Schlussfolgen. Die schon oft erhobenen Klagen über den Verfall der Armee werden wiederholt, und dabey gezeigt, wie Manches hätte besser seyn können; aber nicht alle Vorwürfe sind so völlig erwiesen, dass sie nicht auch von einer anderen Seite betrachtet werden könnten; und die Verbesserungsvorschläge möchten nicht durchgängig in einer, auf die Erfahrung gegründeten Prüfung bestehen. Die Anmerkungen finden sich häufig bewogen, ihre Dämpfer aufzusetzen, und nicht selten haben sie es mit den Vordersätzen zu thun, aus welchen der Vf. gerade seine entscheidendsten Folgerungen zieht. Lesenswerth sind die Gründe (Anm. 1. S. 4), mit welchen die Behauptung, dass das Feldherrgenie ohne allen Unterricht die Regeln der Kriegskunst finde, dass (S. 11) weder Kriegs- und Waffenkunde, noch die Beschaffenheit der Truppen oder die Lage der Staaten u. s. w., dabey in Betracht komme, beleuchtet wird. Man wird diese kleine Abhandlung mit erhöhtem Antheil lesen, wenn man bedenkt, dass gerade das Bedürfniss so mancher Kunst und so mancher Wissenschaft zu der Hervorbringung des Materials und zu der Führung der Kriege, in einem Zeitalter, wo das Schwerdt entscheidet, schon an sich selbst uns die Unmöglichkeit des Zurücksinkens in Barbarey verbürgen muss.

Der 1 Abschn. hebt mit einer Prüfung des Regierungssystems Friedrichs II an, und erörtert nachher sehr weitläuftig eine Streitigkeit zwischen den *vertrauten Briefen* und dem Journal: *Feuerschirme*. Dann folgt eine Schilderung der politischen Angelegenheiten vor dem Kriege, worüber Auszüge aus anderen Schriften mitgetheilt werden. Für den Zeitgenossen enthalten sie nichts Neues, aber der künftige Geschichtsforscher wird sie benutzen können; sie gehören zur Vollständigkeit, ohne jedoch ein vollständiges Ganzes zu bilden. Die Zergliederung der Operationsplane (S. 66 ff.) ist mit Einsicht und Sachkenntniss ausgeführt.

Im 2 Abschn. zeichnen sich die Berichte der vorgefallenen Gefechte und Schlachten durch eine auffallende Ungleichheit der Behandlung aus. Unter häufigen Wiederholungen, und mit grosser, oft ermüdender Weitschweifigkeit werden die Vorgänge von Prenzlau und Lübeck, die Übergabe von Magdeburg und was vorher zur Ausbesserung der Festung hätte geschehen können, und die Schicksale der kleineren Abtheilungen unter den Generalen Lecoq, Winning, Biela u. s. w. aus einander gesetzt; die grossen Hauptbegebenheiten aber, die Schlachten von Jena und Auerstädt, nur sehr oberflächlich beschrieben. Wir erfahren bey jenen minder wichtigen Ereignissen die verschiedenen Meinungen der Generale und Anderer über das, was man hätte thun und lassen sollen; die in den Journalen erschienenen Streitschriften werden wörtlich eingerückt; Persönlichkeiten, welche sich darin eingeschlichen haben und die billig der Vergessenheit überlassen bleiben sollten, werden durch Deutungen aufgefrischt, und mit Urtheilen begleitet, deren schneidender Ton kaum für den Ankläger, am wenigsten für den Richter sich eignet.

Der *Anhang* enthält, ausser den Schlachtordnungen und Beständen der Armeen, eine Erläuterung der Plane, und die Berichte des General *Jomini* über die Schlacht von Jena, und des Lieutenant *von Hink* über das Gefecht von Halle. Den ersten wird der Leser nicht ohne Nutzen mit den Angaben der preussischen Schriftsteller vergleichen; er verliert jedoch an Deutlichkeit und Brauchbarkeit durch die Weglassung des in der Zeitschrift *Pallas*, aus der er abgedruckt ist, beygefügten Planes, auf den sich die ohne weitere Erklärung stehen gebliebenen Nachweisungen durch Buchstaben beziehen. Neben der hinkischen Beschreibung hat der Vf. auch den dazu gehörenden Plan aufgenommen, und das Gefecht von Halle ist daher auch das einzige vollständig und deutlich beschriebene in dem ganzen Buche.

Billig hätten, auch nach der von dem Vf. gewählten Form, in der Geschichte eines Feldzuges die Gemälde der wichtigsten militärischen Begebenheiten nicht in den Anhang verwiesen, sondern in dem Werke selbst aufgestellt werden sollen. Eine Erläuterung der Plane würde zweckmässig gewesen seyn; aber den Mangel einer beschreibenden Darstellung dadurch ersetzen zu wollen, ist ein Behelf, da durch die, den Erläuterungen der Buchstaben eingeflochtene, magere Erzählung den Leser ermüdet, und durch die Dürftigkeit der Plane seinen Zweck ganz und gar verfehlt.

Von der Gegend um Jena hat der Vf. deren zwey geliefert, von denen der erste drey verschiedene Momente der Schlacht darstellen soll. Er ist aber viel zu klein, und dabey durch die Überhäufung der Buchstaben und hinein gezeichneten Stellungen, wobey man, um die Texturen zu ersparen, sich verschiedener Farben bedient hat, völlig unbrauchbar geworden. Auch der geübteste militärische Leser wird sich daraus schwerlich die Bewegungen der Heere versinnlichen können. Derselbe Vorwurf trifft, mit Ausnahme des hinkischen, mehr oder weniger die übrigen Plane. Sie sind gut gestochen; aber das kleine Format und die Menge der Gegenstände, womit sie bedeckt sind, macht sie verworren und undeutlich. Besonders ist dieses der Fall bey dem Riss der Festung Magdeburg, wo in der Erläuterung dieselben Zeichen mehr als einmal vorkommen, und nicht immer richtig zutreffen. Er erinnert an die alten Historienbücher, wo bey jeder Begebenheit ein Kupferstich, und bey jeder Belagerung ein aus dem Gedächtniss gemachter Plan beygefügt werden musste. Die versprochene Generalcharte, die auf zwey Blättern eine Übersicht des ganzen Feldzuges bis an den Niemen gewähren soll, wird erst mit dem zweyten Bande geliefert werden. — Druck und Papier sind schön, aber an der Correctur hat es gefehlt, denn nur ein kleine

Theil der gar zu häufigen Druckfehler ist in der Anzeige verbessert worden. Kf.

Aarau, b. Sauerländer: *Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand der spanischen und portugiesischen Völker.* Von *Heinrich Zschokke.* I Theil. 1813. 290 S. 8.

Nach der Vorrede enthält dieses Buch nur einen Abdruck der einzelnen, in den Jahren 1809, 10 u. 12, in den *Miscellen für die neueste Weltkunde* über den spanischen Krieg erschienenen Aufsätze. Rec. hat jene Zeitschrift nicht bey der Hand, um durch die Vergleichung bestimmen zu können, ob die darin zerstreuten Aufsätze verändert oder vermehrt worden sind: es ist aber genug, zu bemerken, dass der Leser hier ein vollständiges, in seinen Theilen innig verbundenes und zu einem Ganzen abgerundetes Werk erhält, dem man seinen Ursprung in Bruchstücken durchaus nicht ansieht. Natürlich kann über diese Gegenstände jetzt noch keine Geschichte geliefert werden, „wie wir sie *einst*, nachdem alle Zeugen geredet haben, alle Partheyen abgehört seyn werden, erwarten dürfen," und gewiss wird „ein Überblick des ungeheuern Trauerspiels jenseits der Pyrenäen, so viel sich davon *jetzt* schon erblicken *läst*, den Zeitgenossen willkommen seyn, „welchen von der Reihe zahlloser Schlachten und Glückswechsel, die sie von Zeit zu Zeit durch öffentliche Blätter flüchtig vernahmen, nur ein verworrener Eindruck im Gedächtniss blieb." Eine Kritik, die nach dieser Erklärung eine völlig pragmatische Geschichte von dem Vf. fodern wollte, würde ihm Unrecht thun; aber sie ist berechtigt zu fragen, ob er auch das geleistet habe, was er verspricht, ob seine Gemälde auch Alles enthalten, was sich bis jetzt schon deutlich erblicken liess. Sie wird zu dem Ende untersuchen müssen, woher er seine Nachrichten geschöpft, und wie er sie dargestellt hat.

Als Quellen werden angegeben: „weltbekannte Thatsachen, diplomatische Verhandlungen und Actenstücke, die theils durch Frankreich, theils durch Frankreichs Gegner öffentlich wurden, amtliche Heerberichte und öffentliche Flugschriften." Da unter der Benennung: weltbekannte Thatsachen, doch nur solche verstanden werden können, die durch öffentliche Schriften bekannt geworden sind: so scheint hier eine und dieselbe Quelle zweymal angeführt worden zu seyn. Indem Rec. dieses bemerkt, räumt er jedoch gern ein, dass der Vf., da er sich auf keine, ihm besonders zugekommenen Nachrichten beruft, auch aus keinen anderen, als den benannten Quellen, aus Zeitungen und Journalen, schöpfen konnte. Es giebt aber eine Kunst, die öffentlichen Blätter zu lesen, welche in den neueren Zeiten mehr als jemals geübt worden ist; ob der Vf. von ihr Gebrauch gemacht habe, muss aus seiner Darstellung erhellen. Er scheint Einwürfe von dieser Seite vorausgesehen zu haben, und verwahrt sich dagegen in der Vorrede, indem er sagt: „Es ist recht, dass in dem Kampfe der Meinungen jeder Geist seine Partey ergreife. Die Wahrheit bleibt zuletzt Siegerin, und sammlet nach dem Verschwinden hundert kleiner Leidenschaften die Besseren jeder Partey unter ihr ewiges Panier. Es mag zuweilen für Zeitgenossen trüglich seyn, ihr Urtheil auf die Thatsachen der Tagesgeschichte zu bauen; aber noch unendlich gefährlicher ists, den Eingebungen eigener Einbildungskraft und verwundeter Gefühle zu trauen." Niemand wird diesen Satz bestreiten; aber durch die Aufstellung desselben bezeichnet auch der Vf. den Gesichtspunct, aus welchem sein Werk beurtheilt werden muss.

Er hat diesen 1 Band in sechs Zeiträume getheilt, denen ein *Gemälde der Ereignisse in Spanien, welche die Revolution dieses Landes und die Auflösung der bourbonischen Dynastie daselbst nach sich zogen,* vorangeht, welches, indem es der Geschichte als vorbereitende Einleitung sich anschliesst, zugleich als ein für sich bestehendes Ganzes betrachtet werden kann.

Treffend werden darin die Fortschritte der Unzufriedenheit des, zuerst von dem Hofe und den höheren Ständen selbst, die nothwendig die Revolution in Frankreich feindselig betrachten mussten, zum Hass gegen die Franzosen angefeuerten Volkes geschildert. Gekränkt durch den unglücklich geführten Krieg, und noch tiefer verwundet durch die Folgen eines Friedens, der es zwang, die Waffen für seine Sieger und gegen seine eigenen Leidenschaften zu führen, wendete es, nicht ohne Anreizung des über das Emporsteigen des Friedensfürsten missvergnügten Adels, seinen Unwillen gegen die Regierung und besonders gegen diesen Günstling, welcher als der Urheber aller die Nation drückenden Übel betrachtet wurde. — Der bekannte Tractat von Fontainebleau soll die Uneigennützigkeit der französischen Politik beweisen, und die Ereignisse, welche die Verhaftung des Prinzen von Asturien zur Folge hatten, werden nur kurz berührt. Von diesem Zeitpunct an geht die Erzählung unvermerkt in den Ton einer Schutzrede über, und spricht die Anfangs nur angedeutete Meinung des Vfs. nach und nach immer bestimmter aus. Zu eigener Sicherheit, sagt er (S. 25), nahm ein französisches Heer Stellung in vier wichtigen Festungen, und den Argwohn des Volkes, dass wohl gar die Unterjochung des Königreiches mitten im Frieden beabsichtigt seyn könne, lässt er auf sich beruhen. Rasch geht er über die Reise Ferdinands VII nach Bayonne hin, und wenn der alte König aus eigenem Triebe dem Thron entsagt, und alle seine Blutsverwandten enterbt, heisst es (S. 36): „als beleidigter Vater hatte er das Verfugniss zur Enterbung eines Sohnes, — als Souverain das Recht, seine eigenthümliche Krone zu vergeben." — Die Gedanken Karls IV bey seiner Abdankung lassen sich freylich nicht bestimmen, und der gleichzeitige Geschichtschreiber muss bey den öffentlichen Äusserungen stehen bleiben; aber die Rechte eines Volkes bey der Erledigung des Throns sollten doch von dem Vf., wo er seine eigene Ansicht aufstellt, nicht so kurz abgefertigt werden. Erst später in der Geschichte selbst

(S. 45) werden sie durch den Mund der Missvergnügten ausgesprochen.

Mit der Ankunft des Königs Joseph in Spanien schliesst die Einleitung, die schon durch die zu den Überschriften der verschiedenen Abschnitte gewählten Denksprüche zeigt, dass sie mehr eine rechtfertigende Abhandlung als ein blosses Gemälde der Ereignisse zum Zweck gehabt hat. Ohne Überladung durch unnützen Schmuck in einer edlen, beynahe dichterischen Sprache abgefasst, und mehr darauf berechnet, durch kluge Stellung der Sätze, als durch rhetorische Kunst hinzureissen, würde sie, als Rede vor einer Versammlung gehalten, ihren Eindruck nicht verfehlen; dem kälteren Leser, der dem Kunstwerk Gerechtigkeit widerfahren lässt, wird jedoch die Schwäche mancher Schlussfolgen und besonders der Missgriff des Vfs. nicht entgehen, der bey Vorgängen, über welche allein die Politik richten kann, auch die Moralität der Handlungen zu verfechten unternommen hat.

Die nachfolgende Geschichte ist in dem Geist der Einleitung geschrieben; sie kann daher bloss ihrer Form nach beurtheilt werden. Der Vf. theilt sie in diesem 1 *Bande* in 6 *Zeiträume:* 1) *von dem Anfange der spanischen Unruhen bis zu der Ankunft Napoleons jenseits der Pyrenäen,* — 2) *bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich,* — 3) *bis zu der Schlacht von Occana und Girona's Fall,* — 4) *bis zu dem Einzuge Massena's in Portugall,* — 5) *bis zur Eroberung von Tarragona,* — und 6) *bis zu der Einnahme von Valencia.* Er hat zu seinen Abschnitten sehr glücklich solche Momente gewählt, wo irgend eine Reihe von Begebenheiten sich schliesst, irgend ein grosses Bestreben zum Ziel gekommen ist, und das Ganze endigt in einem Zeitraum, wo die französischen Waffen mit mehr als je vorher entschiedener Übermacht den grössten Theil des Königreichs behaupteten. Der ungeheure Kraftaufwand in einem Kampf, wo die gewaltsamsten Anstrengungen der Sieger doch die eiserne Beharrlichkeit eines Volkes nicht brechen können, das, an seine Selbstständigkeit Alles setzend, nach jeder seiner Niederlagen furchtbarer wieder aufsteht, bietet allerdings eins der ehrwürdigsten und anziehendsten historischen Schauspiele dar; aber Gegenstände dieser Art können nur in grossen Massen aufgefasst werden. Indem der Vf. das Einzelne schildern, keinen an sich bedeutenden, obgleich das Ganze nicht ändernden, Vorfall übergehen will, muss er in der ermüdenden Wiederholung zu beschreibender Gefechte, Schlachten, Belagerungen, Niederlagen und neuer Empörungen an der Klippe der Einförmigkeit scheitern. Vergebens sucht er durch seine Abschnitte den Leser zu Resultaten zu führen; was auf der Einen Seite gewonnen wird, geht auf der anderen eben so schnell wieder verloren, und der neue Zeitraum fängt immer wieder auf demselben Punct an, von dem der vorige ausging, und endigt, ohne weiter gekommen zu seyn, da, wo der vorige endigte. Dieser Mangel an Fortschreiten der Geschichte bey der raschen Folge der Begebenheiten erregt bey dem Leser ein unangenehmes Gefühl, das ihn nicht selten veranlasst, mit dem Vf. zu rechten, seine Behauptungen desto schärfer zu prüfen, und an seiner Darstellung Tadel zu suchen.

Die Schuld liegt allerdings an dem Stoff, der fast nichts als kriegerische Begebenheiten darbietet; aber musste denn der Vf. eine Art der Behandlung wählen, die es ihm an sich selbst unmöglich machte, seinen Stoff zu beherrschen? So sehr er sich auch bestrebt, Abwechselung in seine Darstellung zu bringen; so schön ihm einzelne Gemälde, z. B. die Belagerung von Saragossa u. a. m., gelungen sind: so lastet doch auf dem Ganzen der Druck der Eintönigkeit durch die unaufhörliche Wiederkehr des Einen oder des Ähnlichen. Die Beschreibung einer Hauptschlacht, einer Belagerung u. s. w. kann in einer geschichtlichen Darstellung die grösste Wirkung hervorbringen; aber wo von nichts als Schlachten die Rede ist, da eignet sich die ausführliche Auseinandersetzung jedes kriegerischen Ereignisses mehr für ein militärisches, als für ein rein historisches Werk. Die sich immer erneuenden Waffenthaten müssen den Leser ermüden, der solche Bilder sich nicht versinnlichen kann; und hat er eine Schlacht gesehen: so weiss er auch, dass es ganz anders darin zugeht als in Beschreibungen, die über dem Bestreben, sich nicht wörtlich zu wiederholen, nicht immer vermeiden können, hie und da in das Gebiet der poetischen Prosa, oder des prosaischen Heldengedichts, hinüber zu streifen.

Mehr als irgend einem, dem Rec. bekannten Schriftsteller sind die Verdeutschungen der, durch ihre buntscheckige Nüchternheit sonst dem höheren St[yl] so widerwärtigen, militärischen Kunstwörter dem Vf. gelungen. Er weiss darin das rechte Mass zu halten, verlangt nicht Alles zu übersetzen, und vermeidet die hohltönenden, schwerverständlichen Wörter. Nicht leicht hat man bey einem seiner Kunstausdrücke nöthig, über die Bedeutung nachzusinnen, und er kann von dieser Seite als Muster aufgestellt werden. Nur die *Schwinger*, für *Voltigeurs*, geben einen undeutlichen und noch dazu irrigen Begriff von einer Truppengattung, die weiter nichts ist noch seyn soll als leichtes Fussvolk, und die beynahe ausschliessend für den Amtstitel: *General*, angenommene Benennung: *Feldherr*, ist um so auffallender, weil nun durch die Beybehaltung des Marschallstitels in der Erzählung der Feldherr unter den *Marschall* gesetzt wird.

Möchte es doch dem durch andere Schriften rühmlich bekannten Vf., nachdem er in diesem Werke bey einer entschiedenen Gewalt über die Sprache zugleich sein Talent zu historischen Darstellungen bewährt hat, gefallen, diese Gaben an einem weniger widerstrebenden und, wenn er aus früheren Zeiten gewählt würde, auch weniger zum Parteynehmen im Kampfe der Meinungen reizenden Stoffe zu versuchen!

Druck und Papier dieses Buches, so wie die Sorgfalt der Correctur, machen der Verlagshandlung Ehre.

Kf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

ÖKONOMIE.

Berlin, b. Petsch u. Winkler: *Darstellung zu (?) einem System der freyen theoretisch-praktischen, wie auch höheren Landwirthschaft*, für Regierungen, Güterbesitzer und Ökonomiewesenverwalter, nach Naturgrundsätzen, mit Hinweisung auf die besten Versuche der Engländer, von *C. F. Meyer*, Regierungsrath, Director und Mitglied mehrerer ökon. Gesellschaften. Erster Band. Erster Theil. XXII u. 486 S. mit 2½ Bogen Tabellen. Zweyter Theil. VI u. 542 S. mit 1 Tab. 1812. 8. (Beide zusammen 5 Rthlr. 16 gr.)

Dasselbe Buch ist 1801 zu Berlin bey Lange unter dem Titel: *Anleitung eines Systems zur Kenntniss und Verbesserung der freyen technischen, wie auch höheren Landwirthschaft u. s. w.* Erster Th. Band 1 und 2. (4 Rthlr. 16 gr.) erschienen; und hat daher hier nur 2 neue, statt der ausgeschnittenen alten, eingelegte Titelblätter erhalten. Der Plan des Vfs. ist, in dem ersten Bande die wirkliche Landwirthschaft in ihrer ganzen Freyheit, also entbunden von den Fesseln, die ihr die positive Landwirthschaftsverfassung seither angelegt hat, welche der Vf. mit Recht durchaus abgeschafft, und aus dem Wege geräumt wissen will, systematisch zu lehren, im zweyten noch zu erwartenden Bande aber die höhere Landwirthschaft, oder, wie er sich in der Vorrede ausdrückt, *die eigentlichen Cameralwissenschaften* darzustellen. Unter letzterer wird nur die Lehre von der Bestimmung des Fonds, von Anschaffung des ökonomischen Grundstücks, von Verwendung des Fonds, von Einrichtung und Darstellung des Guts verstanden, wie auch Hr. *v. Seutter* sie in seinem *Versuch einer höheren Landwirthschaftswissenschaft*. Erster Theil. Lübeck 1801. gr. 8. genommen hat, wo sie denn dasselbe enthält, was Hr. *Beckmann* in seinen *Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft* den allgemeinen Theil der Landwirthschaft, oder die Landhaushaltungskunst nennt. Rec. aber begreift nicht, wie man eine solche höhere Landwirthschaft mit *der eigentlichen Cameralwissenschaft* für einerley halten, und wie man sie, nach S. 7, *finanzwissenschaftlich* bearbeiten könne, da vom Staate dabey gar nicht die Rede ist. Rec. muss daher gestehen, dass er aus dieser Verwechselung der bekanntesten Begriffe eben nicht grosses Zutrauen zu den rein-wissenschaftlichen und systematischen Ansichten und Ideen des Vfs. über sein Fach geschöpft hat, wenn derselbe sich gleich in der Vorrede S. W als einen, die meiste Zeit seines praktischen Geschäfts- und ländlichen Lebens hindurch gewesenen, die technische und höhere Ökonomie verbessernden Landwirth aufführt. Dieser erste Band enthält also das, nach Naturgrundsätzen gebildete System des Vfs. von einer freyen technischen Landwirthschaft selbst.

Der erste Theil giebt zuerst eine *Einleitung* über die Landwirthschaft, deren Nutzen und Nothwendigkeit überhaupt, und ihre Eintheilung in höhere und niedere u. s. w. Darauf folgen noch 7, eigentlich auch nur blosse Prolegomena enthaltende, Capitel: nämlich 1) Begriff einer Wissenschaft überhaupt; 2) Begriff einer praktischen Wissenschaft; 3) Begriff der theoretischen und der ökonomischen Wissenschaft überhaupt; 4) nähere Bestimmung ihrer Auflösung durch das Rechtssystem, Einleitung dieser ökonomischen Wissenschaft und Begriff der technischen Landwirthschaft; 5) etwas über die Aufgabe des landwirthschaftlichen Gewerbes, und den Begriff der Landwirthschaftswissenschaft; 6) Begriff der höheren Landwirthschaft; 7) Eintheilung der niederen oder technischen Landwirthschaft, oder der reinen Naturalproduction und die einzelnen Lehren derselben. Cap. 8—18 enthalten unter dem Titel: *Genereller Theil der technischen Landwirthschaft*, ebenfalls nur solche Gegenstände, die lediglich in eine Einleitung zur Landwirthschaft gehören; nämlich eine Darstellung der Hülfswissenschaften der Ökonomie, der Naturgeschichte, Physiologie, Chemie, Physik, Arzneykunde, Mathematik, Bauwissenschaft und Technologie, und endlich eine nähere Bestimmung des ökonomischen Studiums. Erst das 19 und 20 Cap. behandeln wirkliche Gegenstände eines generellen Theils der Landwirthschaft, nämlich die Lehren von den verschiedenen Arten des Bodens und vom Dünger; und mit dem 21sten folgt der *specielle Theil der Landwirthschaft* von der *Cultivirung des Bodens*, wovon aber der grösste Theil auch wieder in den ersteren oder generellen Theil gehörte. Cap. 22 enthält die Lehre von der Wechselcultur (ein sehr unstatthafter Ausdruck!), und Cap. 23 eine nähere Erklärung des ersten Schlags der behackten Früchte bey derselben, besonders in Rücksicht auf Kartoffelcultur, ferner der Möhren, Rüben, des Weisskohls, Tabaks, Leins, Hanfs und anderer Handelspflanzen. So werden denn im 2 Theil Cap. 24—30 auch die anderen Schläge des vorgeschlagenen Wechselsystems durchgegangen, mit mehreren Rotationstabellen und

ten und Kleefrüchten folgt; durch die mehrere Arbeit, die sie erfodert, beschäftigt und ernährt sie mehrere Menschen, als andere Systeme, und läst auch von einem kleinen, wohl angelegten Capital guten Gewinn hoffen, wie durch ein Beyspiel genauer Berechnung ihres Ertrags richtig dargethan wird; — und endlich nähert sie sich der Natur und den Zwecken des Schöpfers am meisten, der unendlich viele und verschiedene Wesen mit eben so vielen und verschiedenen Bedürfnissen geschaffen, und also nicht gewollt hat, dass die Menschen nur von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer leben sollen."

Auch diesem Urtheil des Vfs. über die Wechselwirthschaft kann Rec. seinen Beyfall nicht versagen; muss jedoch bemerken, dass der Anbau verschiedener anderer Früchte, ausser dem Getreide, auch bey der Dreyfelderwirthschaft, auf der gedüngten Brache, recht wohl möglich sey; und dass die Wechselwirthschaft vor der, schon oben erwähnten guten Dreyfelderwirthschaft, wo, beym Besitz schöner Wiesen, ein ganzes Drittheil der Felder jährlich gut bedüngt, und ganz, oder doch zum allergrössten Theil mit Klee, Erbsen und behackten Früchten, und mit Handelsgewächsen bebaut wird, wie oben gesagt worden, gar nichts weiter, als den jährlichen Wechsel der Samen- und Futter-Früchte, die dadurch bewirkte grosse Reinigung der Felder von Unkraut, und die sehr zweckmässige Folge der Sommerfrüchte nach behackten Früchten voraus habe. Der Vf. beruft sich nachher auf seine Erfahrungen, dass die behackten Früchte den Boden nicht sehr erschöpfen, ja meist verbessern; und führt dafür gründliche Beweise aus seinen eigenen Wirthschaftsberechnungen an, aus welchen überhaupt für die Wechselwirthschaft, sowohl in Hinsicht auf baaren reinen und schnellen Vortheil des Eigenthümers der Wirthschaft, als in Hinsicht auf Strohproduction und Dünger, endlich auch in Hinsicht auf das Allgemeine, besonders in Rücksicht der arbeitenden Tagelöhner, vollkommen günstige Resultate hervorgehen, durch welche sie sich vor einer blossen Getreidewirthschaft (d. h. nach Rec. Meinung, bey gewöhnlicher schlechter Dreyfelder- und bey der Koppel-Wirthschaft) in jeder Rücksicht sehr empfiehlt. Der Vf. beschwert sich hierauf darüber, dass die, auch von so vielen Anderen gemachten, vortheilhaften Erfahrungen über die Wechselwirthschaft nicht bekannt genug werden; fodert dann mehrere pommersche Gutsbesitzer namentlich zur Bekanntmachung ihrer Erfahrungen auf, und schaltet einige lesenswerthe Stellen aus *Pictet Betrachtungen über den französischen Ackerbau u. s. w.* (in *Thaers Annalen des Ackerbaues vom J.* 1811) ein, die sich über die anerkannte Nothwendigkeit einer naturgemässen Fruchtfolge verbreiten. Er schliesst hierauf mit folgendem Glaubensbekenntniss, welches Rec. gern unterschreibt: a) In Rücksicht der *Wechselwirthschaft* selbst habe er 1) es gefühlt, gesehen und erfahren, und sey davon innigst überzeugt, dass eine, nicht ängstlich durch ein unabänderliches und allgemeines System gebundene Fruchtwechselwirthschaft mehr, wie jede andere, geeignet sey, den Staats- und Lebens-Zweck, — das Wohlseyn, die Cultur und Menschlichkeit aller Bürger — zu erfüllen, um so mehr, je leichter sie zugleich mit anderen Wirthschaftsarten verbunden, und schnell, nach den Umständen, verändert werden könne; dass sie, besonders bey der jetzigen Lage des Continents, und insbesondere des preussischen Staats, die zweckmässigste Wirthschaftsart sey, da sie zur intensiven Wirthschaft führe, und dass also der Staat durch Belehrung, mittelst aufgestellter Thatsachen, für sie möglichst zu wirken, und sie besonders unter den künftigen kleineren Grundeigenthümern einzuführen suchen müsse; dass ferner die Schwierigkeiten derselben für grössere Güter bisher zu hoch angeschlagen worden seyen, und dass, wenn man auf Naturalverdung arbeiten lasse, bey weitem nicht eine so grosse baare Auslage nöthig sey, wie man gewöhnlich glaube. Er könne daher 2) den von Hn. KR. *Zimmermann* in seinen Schriften gegen die Wechselwirthschaft gemachten Ein- und Vorwürfen *nicht* beystimmen. b) In Rücksicht des Hn. Staatsraths *Thaer*, seiner literarischen Verdienste und seines Instituts äussert sich der Vf. so, dass ihm gewiss jeder unparteyische Kenner des älteren und neueren Zustandes der theoretischen und praktischen Landwirthschaft beystimmen wird. Seine innigste Überzeugung geht dahin, dass die Landwirthschaft überhaupt, besonders aber die des preussischen Staats, dem Hn. Staatsrath *Thaer* sehr viel zu danken habe; dass ohne ihn vielleicht noch lange Manches und Mancher geschlummert haben würde; dass der Staat Alles, was er in dieser Hinsicht gethan und angelegt habe, mit einem nicht wohl zu berechnenden Vortheil zurück erhalten habe und zurück erhalten werde (weil, wie Rec. hinzufügt, allerdings nicht bloss auf das, was Hr. *Thaer* in seiner eigenen Wirthschaft leistet, zu sehen ist, sondern überhaupt auf das, was durch ihn und seine Lehre erregt und veranlasst, von Anderen darin geleistet worden, und noch geleistet werden wird); dass indess Hr. *Thaer* nicht unfehlbar sey und bleiben könne; um so achtungswerther aber sich zeige, je mehr er etwanige Irrthümer selbst zu verbessern suche, die man jedoch nicht mit einem Mikroskop ängstlich suchen solle.

St. r. r.

FORTSETZUNGEN.

Halle, b. Kümmel: *Journal für Prediger.* Acht und funfzigsten Bandes drittes und viertes Stück. Auch unter dem Titel: *Neues Journal für Prediger.* Acht und dreyssigsten Bandes drittes und viertes Stück. 1813. S. 226—446. 8. (16 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Strauſs: *Der Krieg von 1809 zwiſchen Öſterreich und Frankreich.* Von einem öſterreichiſchen Officier. Mit Charten und Planen. Erſter Band. Erſter Abſchnitt. 1811. LXXXIV u. 333 S. gr. 8. ohne die Inhaltsanzeigen.

Die Darſtellung der Begebenheiten eines Feldzuges gehört zu den ſchwierigſten Aufgaben der hiſtoriſchen Kunſt, beſonders, wenn der Geſchichtſchreiber ſich ausſchlieſsend auf die militäriſchen Vorgänge beſchränkt, ohne ſie mit den politiſchen zu verbinden, ohne ſie an die Schickſale eines Staates oder irgend eines ausgezeichneten Mannes anzuknüpfen. Nur aus der Löſung des Problems, wie ein Feldherr, gegen alle Hinderniſse, welche die Kunſt des Gegners, der nicht immer vorher zu berechnende Gang der Begebenheiten oder der Zufall ihm entgegenſetzten, den entworfenen Plan bis zu der vollſtändigſten Erreichung der beabſichtigten Reſultate durchzuführen verſtand, kann das Intereſſe einer ſolchen Erzählung hervorgehen und ſie ſelbſt Einheit und Haltung gewinnen.

Eins der kühnſten militäriſchen Probleme wurde durch den viertägigen Feldzug des Kaiſers Napoleon in Baiern im J. 1809 gelöſet, und wir erhalten in dem vorliegenden Werke die Geſchichte dieſer, durch die Menge der einander drängenden, oft gleichzeitigen und doch ohne Ausnahme den Erfolg beſtimmenden Begebenheiten, ſo ſchwer zu beſchreibenden Tage, von einem Manne, der, ausgerüſtet mit tiefer Einſicht in alle Fächer der Kriegskunſt und einem ſeltenen Scharfblick, um das wahrhaft Entſcheidende aufzufaſſen, zugleich die beſten Quellen und eine genaue Kenntniſs der Mittel, welche in dieſem merkwürdigen Kampf von beiden Seiten aufgeboten wurden, ſich zu verſchaffen wuſste. Er verbindet damit ſtrenge Unparteylichkeit und eine ſchöne Ruhe der Darſtellung, die durch keinen Enthuſiasmus für irgend eine Individualität ſich hinreiſsen läſst, ſondern ſtets die Begebenheiten ſelbſt, als Hauptzweck, feſt im Auge behält. Als öſterreichiſcher General-Major ſpielte der Vf., der im December 1811 zu Wien in einem Alter von kaum 40 Jahren verſtorbene Feldmarſchall-Lieutenant, *Freyherr von Stutterheim*, ſelbſt eine nicht unbedeutende Rolle auf dem Schauplatz des Krieges, und er hat ſein Werk dem Heere, in dem er mit Auszeichnung diente, gewidmet; aber er ſchrieb es urſprünglich in franzöſiſcher Sprache, und lieſs die Überſetzung unter ſeinen Augen beſorgen, weil der Standpunct, auf welchen er ſich als Geſchichtſchreiber in ſeinem Fach erhoben hatte, ihn zu dem Anſpruch, von beiden Nationen geleſen zu werden, berechtigte. Beiden war er bereits durch ſeine von den Kennern geſchätzte Beſchreibung der Schlacht von Auſterlitz als Schriftſteller bekannt, und beide haben Urſache, mit ſeiner Gerechtigkeit zufrieden zu ſeyn. Indem er der Tapferkeit einer Armee, die in einem unglücklichen Feldzuge ſich die hohe Achtung ihrer Gegner erwarb, die verdiente Huldigung darbringt, ſetzt er zugleich ohne allen panegyriſchen Schmuck durch die einfache Darſtellung der Begebenheiten dem überlegenen Genie, das den Sieg zu beherrſchen verſtand, ein würdiges Denkmal.

In dem Vorbericht entwickelt er den Plan des ganzen Werkes, von dem leider nur der den 1ſten Band ausfüllende erſte Abſchnitt vor dem Tode des Vfs. erſcheinen konnte. Es ſoll die ſämmtlichen Feldzüge des Jahrs 1809, ſowohl den der Hauptarmee in Deutſchland, als auch den Krieg in Italien, in Tyrol und im Herzogthum Warſchau, ſelbſt die kleineren Unternehmungen des in Sachſen eingedrungenen Corps umfaſſen. Er will, ſagt er, „es der Geſchichte überlaſſen, aus den Wirkungen auf die Urſachen zu ſchlieſsen, aus den Thatſachen, welche er ihr darbietet, die richtigen Folgerungen abzuleiten; — — die Nachrichten, welche er geſammelt hat, will er ohne Commentar, ohne kritiſche Bemerkungen, aber auch ohne in irgend einem Falle der Wahrheit zu nahe zu treten, darzuſtellen ſich bemühen.“

In der Einleitung liefert er „alle die Angaben, aus welchen eine vergleichende Überſicht, ſowohl der gegenſeitigen Streitkräfte und ihrer Vertheilung, als auch der erſten Bewegungen, welche der Erklärung des Krieges vorhergingen, gezogen werden kann.“ Dieſe letzten waren für den Feldzug ſelbſt entſcheidend; jene Überſicht kann beym erſten Leſen ermüdend ſcheinen, aber ſie iſt nothwendig, weil ohne ſie, und beſonders ohne eine genaue Kenntniſs der Rüſtungen Öſterreichs und des Grades der Reife, zu welchem ſie bey dem Ausbruch der Feindſeligkeiten gediehen waren, durchaus kein richtiges Urtheil über das groſse Unternehmen des Krieges ſelbſt und über die Erfolge gefällt werden kann.

Die neue Organiſation der Armee, welche im Winter zwiſchen 1808 und 1809 vollendet wurde, war das Werk der Weisheit und der raſtloſen Thä-

tigkeit des Erzherzogs Karl. Die Eintheilung in *Armee-Corps*, von denen jedes, für sich ein Ganzes, alle Waffengattungen in sich verband, und so eingerichtet war, dass es, von der Hauptarmee getrennt, unabhängig handeln konnte und, mit dieser vereint, dem höheren Befehl sich von selbst untergeordnet fand, gewährte die Vortheile grösserer Schnelligkeit und Beweglichkeit. Jedes dieser Armeecorps hatte seinen commandirenden General, seinen Generalstab, seinen Artillerie-Chef, sein Verpflegungsamt.

Überzeugt, dass der Feldherr, dem das Schicksal der Monarchie anvertraut werden sollte, mit unbedingter Freyheit zu handeln und den Krieg zu leiten ausgerüstet seyn müsse, verband der Kaiser mit der Stelle des Generalissimus die uneingeschränktesten Vollmachten, und übertrug sie dem Würdigsten, dem Schöpfer des neuen Systems, dem die Armee und vorzüglich die Infanterie den Grad der höheren Bildung und die schöne Haltung verdankte, welche sie in diesem Kriege auszeichneten. Vielleicht waren die beträchtlichen Verminderungen, welche die Reiterey seit vier Jahren erlitten hatte, nicht ganz in seinem Plan gewesen; vielleicht hatte er gewünscht, dass die neue Eintheilung bey einem länger fortdauernden Frieden Zeit gewonnen haben möchte, sich völlig einzurichten, um zwischen den verschiedenen Armeecorps jenes innige Verhältniss, welches zwischen einzelnen Regimentern Statt findet, jenes so nöthige Ineinandergreifen der Räder des grossen Triebwerks, und den dazu erfoderlichen Verein der Ansichten der Befehlshaber und ihrer Umgebungen zu bewirken.

Nicht allein aber auf die Bildung der Armee, ihre Bewaffnung und innere Ordnung hatte der Oberfeldherr seine Sorge gerichtet; er hatte auch auf den Fall eines ungünstigen Erfolgs durch die Errichtung der unter dem Namen: *Landwehr*, bekannt gewordenen Miliz sich eine mächtige Hülfsquelle eröffnet. Sie war im Sommer 1808 nach einem zweckmässigen Plan organisirt worden.

Zwischen ihr und den Armeecorps bildeten die Reserven ein mittleres Glied. Sie waren bestimmt, den unvermeidlichen Abgang im Felde jederzeit schnell zu ersetzen, die Angriffsmassen durch Abgabe geübter Mannschaft und abgerichtete Pferde stets vollzählig zu erhalten, und in Verbindung mit der Landwehr, im Fall der Krieg sich den Grenzen nähern sollte, zu der Vertheidigung derselben mitzuwirken. Die ungarische Insurrection, ein für sich bestehender Körper, sollte die Streitkräfte der Monarchie verstärken.

Das von dem Erzherzog schon früher vorgeschlagene Befestigungssystem, nach welchem zu Enns eine Hauptfestung, um die Donau zu beherrschen, zu Bruck an der Muhr eine Festung zweyten Rangs, und an der Contrabrücke bey Altenmarkt ein befestigter Posten angelegt werden sollten, jene, um die Hauptoperationslinie aus Italien zu vertheidigen, und diese, um der Verbindung zwischen Österreich und Steyermark Meister zu seyn, musste den Besorgnissen nachstehen, welche die bis zum Herbst 1808 im Herzogthum Warschau und in Schlesien verweilenden fremden Armeen erregt hatten. Man fand sich dadurch veranlasst, die Befestigung von Komorrn vorzuziehen.

Frankreichs Streitkräfte in Deutschland im Anfang des Jahrs 1809 schätzt der Vf. auf ungefähr 109000 Mann; von diesen bildeten 68000 (darunter 12000 Mann Cavallerie), welche theils bey Erfurt, theils an der Elbe, im Baireuthischen und im Hannöverischen cantonirten, die *Rheinarmee* unter dem Marschall, Herzog von Auerstädt; gegen 17000 Mann (darunter 5000 Cavallerie) standen unter dem General Oudinot bey Hanau, und 25000 (dabey 1000 Mann Cavallerie), die nachher unter die Befehle des Marschalls, Herzog von Rivoli, kamen, waren im Marsch begriffen, zum Theil noch jenseits des Rheins, und versammelten sich, so wie sie eintrafen, an der Iller. Mit diesen drey Corps vereinigten sich bey der Eröffnung des Feldzuges die Baiern (27000 Mann, ohne 4500, die in Tyrol standen), die Würtemberger (10,000 Mann) und die Badener (4000) nebst einigen schwächeren Contingenten; die Sachsen erschienen erst später auf dem Schauplatz.

Die Armee in Italien glaubt der Vf. zu 50 bis 60,000 Mann, und das Corps in Dalmatien zu 12000 anschlagen zu können; 240,000 Mann blieben in Spanien.

Bestimmter wird die österreichische Kriegsmacht angegeben. Der Vf. schlägt sie zu 300,000 Mann (dabey 32,000 Cavallerie) unter den Waffen an, welche in neun Armee- und zwey Reserve-Corps vertheilt waren, und ausserdem noch einige kleinere Abtheilungen bildeten. Die Vertheidigungsmacht sollte auf 240,000 Mann gebracht werden, aber der Drang der Umstände hinderte ihre Vollzähligkeit, und selbst der Angriffsarmee fehlten beym Anfang des Kriegs über 30,000 Mann, die zwar bereit, aber noch nicht an den ihnen bestimmten Plätzen angekommen waren. Die Hauptarmee in Deutschland bestand aus den 6 ersten Armee- und den beiden Reserve-Corps, das 7te Armeecorps war zu einem Einfall in das Herzogthum Warschau, und das 8te und 9te zu den Operationen in Italien bestimmt. Die Geschäfte des Hauptquartiers wurden durch vier Departements, die Kanzley des Generalissimus oder das eigentliche Ministerium der Armee, das strategische Bureau, das Bureau des inneren Dienstes und das ökonomische, verwaltet.

Nach dieser Einleitung geht der Vf. zu der Erzählung der Kriegsbegebenheiten über, und beschreibt im 1 *Capitel* den Feldzug in Italien.

Wir sehen hier die beiden Armeecorps unter dem Erzherzog Johann (37,900 Mann Infanterie, 4700 Cavallerie und 148 Kanonen) durch kluge Bewegungen und kühne Angriffe die Pässe zwischen Friaul und Italien bezwingen, und durch die Gefechte von Venzone und Pordenone eine glänzende Laufbahn eröffnen. 1800 Gefangene und 4 erober-

te Kanonen sind der Preis der ersten fünf Tage. Am 16 April bey Sacile angegriffen, erfechten sie nach grossen Anstrengungen von beiden Seiten einen Sieg, der ihnen den Besitz des Schlachtfeldes nebst 4500 Gefangenen und 16 Kanonen gewährt; aber nicht rasch genug im Verfolgen lassen sie ihrem Gegner Zeit, über die Livenza zu geben, und dreytägige Regen schwellen die Gebirgsströme an, und sichern den Rückzug der französischen Armee. Sie setzt sich an dem Alpon, und zieht die Verstärkungen an sich, die ihr der General Macdonald aus Unteritalien zuführt. Ungeachtet der glücklichen Vorgänge in Tyrol, durch welche es dem General Chateler möglich wird, sich über Roveredo mit dem Erzherzog in Verbindung zu setzen, gelingen doch die ferneren Versuche, die Stellnng am Alpon zu überwältigen, nicht ganz, und indem beide Theile sich zu neuen Anstrengungen vorbereiten, rufen Nachrichten aus Deutschland den österreichischen Feldherrn zum Schutz des Mutterlandes zurück (den 1 May).

Das 2 *Cap.* handelt von den Begebenheiten in Tyrol. Der Aufstand der Bewohner dieses Landes war bey dem allgemeinen Operationsplan in Anschlag gebracht worden, und man begnügte sich, den Feldmarschall-Lieutenant Chateler mit 9 Bataillonen, 3 Escadrons und 17 Feldstücken ihnen zur Unterstützung zu schicken. Er fand die Insurrection bereits ausgebrochen, und ehe noch seine Hülfe ankommen konnte, hatten die Tyroler schon die 7000 Mann Franzosen und Baiern, die in ihren Gebirgen standen, zur Übergabe genöthigt. Der Aufstand wurde nun regelmässig organisirt; 12000 Einwohner bewaffneten sich im südlichen Tyrol; der General Baraguay d'Hilliers, der über Trient einzudringen suchte, musste sich nach einem unentschiedenen Gefechte zurückziehen, und die Verbindung mit dem Erzherzog Johann war eröffnet, als der Rückzug desselben auch hier die Lage der Dinge veränderte. General Chateler sah sich von nun an auf die Vertheidigung eingeschränkt; er behielt im Süden bloss Trient besetzt, und eilte an die nördliche Grenze, um diese gegen einen Einfall aus Baiern zu decken.

Cap. 3. Im Monat März belief sich die zu dem Feldzuge in Deutschland bestimmte österreichische Macht, die aber noch ansehnliche Verstärkungen erwartete, auf 175,000 Mann (darunter 19,000 Cav.) unter den Waffen, und 518 Feuerschlünde. Die disponible Macht des Kaisers Napoleon, welche er diesen Armeen entgegen setzen konnte, bestand in 99,000 Franzosen, von denen aber 25,000 noch über den Rhein her unterweges waren, und 41,000 M. Bundestruppen. Das stärkste Corps unter diesen, die Rheinarmee unter dem Marschall Herzog v. Auerstädt, zuerst anzugreifen, hatte der Erzherz. Generalissimus 5 Armee- und 1 Reserve-Corps im nordwestlichen Böhmen versammelt; 1 Armee- und 1 Reserve-Corps unter dem Feldm. Lieut. Hiller standen in Oberösterreich, um über den Inn in Baiern einzubrechen. Die Stellung in Böhmen wurde als ein Centralpunct betrachtet, von welchem aus, je nachdem die feindlichen Bewegungen die Veranlassung geben würden, man sich gegen Sachsen, gegen Franken, die Oberpfalz oder Baiern wenden könnte. Bey dem beschlossenen Offensivkriege scheint also bis dahin noch kein ganz fester Angriffsplan zum Grunde gelegen zu haben.

Die Versammlung der Baiern an der Iser, der Marsch des Gen. Oudinot von Hanau gegen Augsburg und der Aufbruch des Herzogs von Auerstädt von Erfurt, ohne dass man in Erfahrung brachte, wohin er seine Richtung nehmen würde, bestimmten den Erzherzog, Baiern zum Schlachtfelde zu wählen. Zwey Armeecorps, das 1ste und 2te unter dem Gen. Bellegarde und dem Feldzeugmeister Kollowrath, 49,000 M. stark, blieben in Böhmen zurück, der Rest zog sich südlich, um dem Feinde, der sich nach Westen gezogen hatte, durch den weiten Umweg über Linz auf einem entfernten Punct wieder zu begegnen, ein Zeitverlust, den die Beendigung mancher noch rückständiger Ausrüstungen ersetzen sollte.

Am 8 April standen am Inn 4 Armee- und 2 Reserve-Corps, 126,000 Mann, in gedrängter Masse zwischen Passau und Braunau versammelt; am 9ten wurde der Krieg erklärt. Zwar hatte man von dem Marsch der Rheinarmee noch keine sicheren Nachrichten; aber wenn ihre Absicht war, sich am linken Ufer des Lechs mit den anderen Corps zu vereinigen: so durfte der Erzherzog hoffen, von Donauwerth aus diese Vereinigung zu hindern, und so die glorreichen Erfolge des Jahrs 1796 zu erneuern. Auf diesen Punct wurde daher der Marsch gerichtet; aber die Schwierigkeit der Verpflegung einer so grossen Masse, zu welcher die Requisitionen nicht hinreichten, verursachte Zögerungen. Landshut konnte erst am 16ten genommen werden, die Baiern verschwanden von der Iser, um sich in nicht beträchtlicher Entfernung unter der Anführung des Marschalls Herzog von Danzig in den durchschnittenen Gegenden an der Abens zu setzen, und diese Stellung entging der Kenntniss der österreichischen Generale.

Cap. 4. Noch nachtheiliger wurde ihnen der gänzliche Mangel an bestimmter Nachricht von dem Marsche des Herzogs von Auerstädt. Man wusste, dass er sich gegen Ingolstadt gewendet habe; die beiden aus Böhmen in die Oberpfalz eingedrungenen Armeecorps unter den Generalen Bellegarde und Kollowrath trafen in einer Reihe von Gefechten mit der dem Herzog zur Seite marschirenden Division Friant zusammen, indem sie, ihrer Anweisung gemäss, sich gegen Eichstädt bewegten; die Franzosen waren zwischen ihnen und der Donau, es schien nicht wahrscheinlich, dass der Marschall in dieser Lage es wagen würde, den Strom abwärts zu marschiren, und die damals leichte Besetzung von Regensburg wurde versäumt. Der Feind kam den Österreichern zuvor,

und diese Stadt, so bald sie in französischer Gewalt war, versetzte die beiden Armeecorps auf dem linken Donauufer in Unthätigkeit.

Eine neue Anordnung wurde nun nothwendig. Die in Baiern eingerückte gedrängte Masse dehnte sich in einen vorspringenden, beynahe hakenförmigen Halbcirkel aus. Auf dem rechten Flügel gegen Regensburg hatte der Generalissimus, auf dem linken bey Landshut der Feldm. L. Hiller sein Hauptquartier, der Punct, wo beide Flügel zusammenfliessen, war bey Rohr; die Truppen, welche in München eingerückt waren, blieben ausser der Linie.

Dem Plan getreu, oberhalb Regensburg über die Donau zu gehen, und sich auf ihrem linken Ufer mit den Generalen Bellegarde und Kollowrath zu vereinigen, fühlte man jetzt, dass man nicht mehr Meister des rechten Ufers sey. Man beschloss, den Herzog von Auerstädt bey Regensburg und die Baiern an der Abens anzugreifen; aber in der Zwischenzeit war der Kaiser selbst in Ingolstadt angekommen, und der Gen. Oudinot, durch die Divisionen des Herzogs von Rivoli verstärkt, über den Lech gegangen. Der Herzog von Auerstädt verliess Regensburg, wo nur Ein Regiment zurückblieb, er stellte ein schwaches Corps oberhalb dieser Stadt am rechten Ufer der Donau auf, und zog, diesem Strom entlang, der Abens zu, um sich mit dem Herzog von Danzig und den Baiern zu vereinigen. Die waldige Gegend hatte diesen Marsch den Österreichern verborgen, zwey vorgeschobene Divisionen deckten ihn. Zwischen ihnen und dem dritten Armeecorps, das im Marsch war, um zu dem Angriff auf Regensburg, wo man die Rheinarmee noch zu finden dachte, mitzuwirken, entspann sich (den 19 April) das hartnäckige Gefecht bey *Tann*. Die Österreicher erreichten mit einem Verlust von 3200 Mann den ihnen bestimmten Punct, aber sie hatten die Absicht des Marschalls nicht hindern können. Durch diese Bewegung rechts war der Mittelpunct ihrer Stellung in eben dem Masse geschwächt worden, als die ihm gegenüber stehenden Corps sich verstärkt hatten. Das 5te Armeecorps unter dem Erzherzog Ludwig, welches zunächst links stand, konnte nicht hinlängliche Unterstützung absenden, weil es selbst bey Siegburg von dem General Oudinot gedrängt wurde, und sich am Ende auf den Feldmarschall Lieut. Hiller gegen Landshut zurückziehen musste. Zu gleicher Zeit griff der Kaiser, mit dem Herzog von Auerstädt vereint, den Posten von *Rohr* an (den 20 April), und durchbrach hier das Centrum, während die drey Corps des rechten Flügels gegen Regensburg manoeuvrirten. Die Österreicher verloren 6000 Mann in diesem Gefecht, und ihre Armee war nun in drey Theile zerschnitten, die einander nicht mehr die Hand bieten konnten, zwey Corps auf dem linken Ufer der Donau, drey andere auf dem rechten Ufer gegen Regensburg gewendet, und drey in der Gegend von Landshut.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Borussia: Über und wider das Werk: Preussens Zukunft.* Auch an das Vaterland. Von einem reinen Patrioten. Mit einem komischen Anhang über das Federrecht. 1808. 104 S. 8. (12 gr.) Mit Recht hat zu seiner Zeit die kleine Schrift: Preussens Zukunft, einiges Aufsehen erregt: der Inhalt sprach die Gemässigten an, die sich mehr den innigsten Wünschen für die Zukunft, als der Erbitterung über die nahe Vergangenheit, hingaben. Es fand aber auch Tadler. Zu ihnen gehört der ungenannte Vf. des angezeigten Werks. Im Ganzen müssen wir ihm nachrühmen, dass er den Anstand beobachtet, der auch von polemischen Schriftstellern zu fodern ist; auch sind einige Rügen nicht ungegründet, z. B. die Bemerkung S. 24 ff.: Preussen für die Wiege der Cultur zu halten, sey eine auffallende Übertreibung. Aber einige Mal wird der Vf. bitter und höhnisch, z. B. in der Note S. 38. 39; oder beleidigend, z. B. S. 50. 51: „Diess ist eine Infamie; — „— welcher Unsinn!" — Von den Fehlern der meisten Streitschriften ist auch die gegenwärtige nicht frey: durch Anführung der Worte des Gegners wird der Vortrag zerschnitten und unangenehm; überdiess ist hier die Rede grösstentheils von zu allgemeinen, zu oft schon durchgesprochenen, Dingen, ohne neue Gedanken, besonders in dem weitläuftigsten aller Abschnitte, dem fünften, der von der Wiederherstellung der preussischen Armee handelt. Die meisten Abschnitte der Schrift: Preussens Zukunft, werden von dem Gegner bloss auf einer oder zwey Seiten abgefertigt. Von S. 62 an folgt eine Vertheidigung Berlins gegen die, im bewussten Werke enthaltenen, Angriffe. Den komischen Anhang haben wir nicht gelesen. N N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Cassel*, b. Vf.: *Gedichte* von *Karl Heinrich Cnyrim*. 1811. 95 S. (8 gr.) Diese Gedichte charakterisirt eine gewisse Friedlichkeit des Gemüths, die nichts Hohes erstrebt, nur wenig giebt, und öfters mit Wenigem lieblich anspricht. Es ist ein leichter Wellenschlag, durch welchen die Heiterkeit immer durchschimmert. Der kleine Vorsatz gelingt, wo Vorstellung und Ausdruck ins Niedliche fällt, wie S. 16: der kleine Bote; oder ins Sinnreiche, wie S. 19: der Lerch (!) und die Wachtel; oder ins Zärtliche, wie S. 34: Schäferlied; oder in idyllische Schilderey, wie: an eine Linde. Zum Leidenschaftlichen fehlt das Feuer, zum Witzigen die Schärfe; nur die Naivetät berührt zuweilen die Grenze des Epigramms. In dem Erzählenden sind der Worte oft zu viel; grosse Ökonomie aber herrscht in den Liedern. Anderes lässt gleichgültig, weil es zu wenig enthält; doch — wir wollen das Bächlein nicht trüben.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Straufs: *Der Krieg von 1809 zwifchen Öfterreich und Frankreich.* Von einem öfterreichifchen Officier u. f. w.

(Befchlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenfion.)

Durch die Einnahme von Regensburg, wo das franzöfifche Regiment fich gefangen gab (den 20 Apr.), wurde die Gemeinfchaft mit der Oberpfalz wieder hergeftellt; aber unbekannt mit dem Schickfal des linken Flügels, liefs der Oberfeldherr die Generale Bellegarde und Kollowrath den Marfch gegen Eichftädt, der fie von ihm entfernte, fortfetzen, und glaubte fich noch ftark genug, in Verbindung mit feinem linken Flügel den Herzog von Auerftädt anzugreifen. Eine etwas rückwärts genommene Stellung follte diefe Verbindung erleichtern. Aber mit raftlofer Anftrengung hatte der Kaifer fchnell einen Theil der Baiern mit dem Corps des Herzogs von Rivoli und des General Oudinot vereinigt, fich gegen Landshut gewendet, und die drey Corps des linken Flugels völlig gefchlagen (den 21 Apr.). Mit einem neuen Verluft von 5000 Mann, 25 Kanonen und eines grofsen Trains mufste der Feldm. Lieuten. Hiller die Ifer verlaffen, um hinter dem Inn eine fichere Stellung zu fuchen. Zwey Divifionen verfolgten ihn, und keine Kunde von feinen Unfällen konnte das Hauptquartier des Erzherzogs erreichen.

Die Herzoge von Auerftädt und Danzig ftanden während diefer Zeit einer überlegenen Macht gegenüber. Sie begnügten fich, ihren Poften zu behaupten; der Erzherzog hatte befchloffen, fie anzugreifen, und das kollowrathfche Corps zu dem Ende vom linken Ufer der Donau an fich gezogen. Es bedurfte nach einem weiten Marfch einiger Erholung, und erft um Mittag (den 22 Apr.) konnten fich die Angriffscolonnen in Bewegung fetzen. Ihr rechter Flügel fuchte die linke Flanke der Marfchälle zu gewinnen, der Herzog von Auerftädt unterhielt ein ungleiches Gefecht, als plötzlich der Kaifer, der mit unglaublicher Schnelligkeit von Landshut herbeygeeilt war, den Ofterreichern in die linke Flanke und in den Rücken fiel. Drey Stunden lang dauerte der Kampf; vergebens kehrte der Erzherzog zur Unterftützung der ermatteten Truppen zurück; er konnte erft gegen Abend eintreffen, und fand die Schlacht von *Eckmühl* verloren. Seine Ankunft rettete die Überrefte, die am 23ften, vom Feinde hart gedrängt, über die Donau gingen. Beide Tage kofteten den Ofterreichern über 6000 Menfchen, und beynahe alles Gepäck und alle Feldgeräthfchaft der Armee. Regensburg mufste aufgeopfert werden, um ihren Rückzug zu decken.

Der Plan des Kaifers war nun entwickelt. Er hatte Baiern zur Eröffnung des Feldzugs beftimmt, und durch die Bewegungen des Herzogs von Auerftädt war der Schauplatz dahin verlegt worden; er hatte das Augenmerk der Gegner von Regensburg abgelenkt, und durch das kühnfte Manoeuvre mitten zwifchen feindlichen Heeren diefen wichtigen Punct in Befitz nehmen laffen; er hatte ihn wieder aufgegeben, fobald er, nachdem das Centrum der Öfterreicher durchbrochen war, ihm nicht mehr nothwendig blieb, überzeugt, dafs der Erfolg ihn wieder in feine Hände liefern würde; die beiden Flügel der feindlichen Heere hatten in weit trennender Richtung fich über den Inn und die Donau entfernen müffen; der Sieg des General Hiller bey Neumark über die ihn verfolgenden Divifionen konnte nicht mehr benutzt werden, Baiern war befreyt, und nichts vermochte den Kaifer in feinem Zuge nach Wien mehr aufzuhalten.

Im nächften Abfchnitt verfpricht der Vf. die ferneren Kriegsbegebenheiten in Deutfchland bis zu der Schlacht von Afpern, die Vorgänge in Tyrol, den Rückzug der italiänifchen Armee und den Feldzug im Herzogthum Warfchau zu befchreiben: und fo weit foll er das Werk im Manufcript vollendet, zu den folgenden Bänden aber vollftändige Materialien hinterlaffen haben. Mögen fie bald unverändert herauskommen, und einen fo trefflichen Überfetzer finden, als diefer erfte Band, der fich durchaus wie ein Original lefen läfst, und nur hie und da durch kleine Provincialismen an das Vaterland des Verdeutfchers erinnert.

Die diefem Abfchnitt beygegebenen Charten find: eine gut geftochene Poftcharte des Kriegstheaters, ein deutlicher Plan von der Schlacht bey Sacile, und eine topographifche Charte der Gegend zwifchen der Donau, der Abens und der Ifer. Druck und Papier find vortrefflich. Kf.

Schriften auf die Tagesgefchichte in Deutfchland bezüglich.

Ohne Angabe des Druckorts: *Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenftillftand.* Von einem Augenzeugen. 1813. 75 S. 8. (10 gr.)

Diefe kleine, zur Zeit des Waffenftillftands her-

ausgekommene, Schrift hat den Zweck, „die Pest der Muthlosigkeit“, die über Deutschland so lange geherrscht hat, zu bekämpfen. Der Vf. spricht zwar besonders nur zu den Preussen, aber was er sagt, geht alle Deutschen an. Nach der Vernichtung der französischen Heere in Russland hatte man sich rasch den kühnsten Hoffnungen überlassen, und fühlte sich nun eben so schnell niedergeschlagen bey den mehr glänzenden als entscheidenden Erfolgen der Schlachten von Gross-Görschen und Bauzen. Durch eine ruhige und klare Entwickelung der Begebenheiten in ihrer Folgenreihe zeigt der Vf., dass *nicht gewonnene Schlachten* noch keine *Niederlagen* sind, dass Feldherren durch höhere Gründe bestimmt werden können, selbst da, wo kein vortheilhafter Ausgang sich mit überwiegender Wahrscheinlichkeit voraussetzen lässt, den Kampf zu wagen, und wie voreilig die Urtheile sind, die nach jedem anscheinenden Unfall gleich an dem Plane oder der Ausführung verzweifeln, und nicht bedenken, dass bey dem Entwurf eines Feldzugs die Foderungen der Kriegskunst sehr oft durch Rücksichten der Staatsklugheit beschränkt werden müssen. Ohne sich in weitläuftige Untersuchungen zu verlieren, ohne durch Schmuck der Redekunst das Urtheil bestechen zu wollen, läst der Vf. aus der einfachen Erzählung dessen, was geschehen ist, und der Art, wie es geschah und unter den bestehenden Verhältnissen allein geschehen konnte, seinen Beweis so überzeugend hervorgehen, dass der Leser bereits die Folgerung gezogen hat, ehe er noch am Ende des Werks darauf aufmerksam gemacht wird.

Eben so vortheilhaft, als durch die Bündigkeit der Schlussfolgen, zeichnet sich diese kleine Schrift von der Seite der historischen Behandlung aus. Wenn auch der Folgezeit aufbehalten ist, neue Quellen zu entdecken, die dem gleichzeitigen Schriftsteller verborgen bleiben müssen: so ist es doch unmöglich, von so nahe liegenden Begebenheiten eine erschöpfendere und deutlichere Darstellung zu geben, als die, welche wir hier von dem Antheil der preussischen Armee, die in der ersten Hälfte des Feldzugs die Hauptrolle übernehmen musste, an den merkwürdigen Ereignissen des Frühjahrs von 1813 erhalten. Nachdem der Vf. eine zweckmässige Übersicht von dem Zustande dieses Heeres nach dem tilsitter Frieden und der fortschreitenden Bildung desselben bis zum Januar des verflossenen Jahres entworfen hat, geht er zu der Eröffnung des Feldzugs über. Der Plan der Unternehmungen der Verbündeten wird mit Sachkenntniss gerechtfertigt, und die Schlacht von Lützen oder Gross-Görschen kurz, aber anschaulich, beschrieben. Weitläuftiger musste, der Natur des Gegenstandes gemäss, das Gemälde der Schlacht von Bauzen ausgeführt werden, an welches dann die Geschichte des Rückzugs nach Schlesien sich anreihet. Eine gedrängte Schilderung des Zustandes der gegenseitigen Heere, der Verhältnisse der kriegführenden Mächte und der Erwartungen, zu welchen die Lage der Dinge für die, jetzt schon erfolgte, Zukunft berechtigte, machen den Beschluss.

Möchte es doch dem Vf. gefallen, und möge er Musse finden, auch die spätern Begebenheiten des Kriegs dereinst zu beschreiben! Seinen Beruf zum militärischen Geschichtschreiber hat er durch diese kleine Schrift bewährt, die eben so sehr durch eine lichtvolle, überall mit dem Stempel der Wahrheit und Unparteylichkeit bezeichnete Darstellung, als durch einen lebendigen und doch jeden überflüssigen Schmuck vermeidenden Vortrag, und durch die bestimmteste Deutlichkeit in gediegener Kürze, als Muster in ihrer Gattung aufgestellt zu werden verdient.

Sie wird gewiss bald in Jedermanns Händen seyn; um daher Lesern, die der Gegend des Kriegsschauplatzes nicht kundig sind, das Nachsuchen auf den Charten zu erleichtern, zeigen wir hier einige Druckfehler an, die sich bey den Ortsnamen eingeschlichen haben. S. 30 *Hahalsti*, l. *Hohenlohe;* S. 38 und *dem Heer*, l. und *der Spree;* S. 43 *Berg*, l. *Burk;* S. 49 *Prutitz*, l. *Preititz;* S. 50 u. a. *Barnti*, l. *Baruth*.

Übrigens ist von dieser Schrift bereits die dritte Auflage erschienen. Sie ist ganz unverändert, ein blosser wörtlicher Abdruck; sogar die Druckfehler sind stehen geblieben, nur, weil nicht, wie bey der Ersten, das Titelblatt in der Seitenzahl mit begriffen ist, findet man sie jedesmal um 2 Seiten später, z. B. was S. 30 Z. 6 von unten der ersten Ausgabe stand, steht nun S. 32. Z. 6 von unten in der dritten Auflage, und so durchgehends. Kf.

1) Berlin, b. Saalfeld: *Wie soll sich das deutsche Volk zum Landsturm und zur Landwehr bewaffnen?* 1813. 45 S. 8. (6 gr.)

2) Ebendaselbst: *Über das Exercitium mit der Pike, im Anfange des 17 Jahrhunderts.* Nach Anleitung von *H. J. v. Wallhausen*, Hauptmann der Stadt Danzig. In Hinsicht auf den Gebrauch der Pike, bey den (dem) Landsturm. 1813. 24 S. 8. (4 gr.)

Beide Schriften sind von Einem Vf., der sich mit den Buchstaben *L. C.* unterzeichnet. Er kündigt die in No. 1 in Vorschlag gebrachte Bewaffnung als „den Ertrag eines reinen auf Grundsätze der Mathematik gestützten Nachdenkens über den vorhabenden Zweck“ an. „Was hier rein theoretisch aufgestellt ist, soll hiemit der Prüfung der bewährtesten Sachkenner übergeben werden.“ — Deshalb, und „weil diese Angelegenheit nicht einen einzelnen Fürsten, eine einzelne Armee oder Provinz angeht, weil sie zum Nutzen und Frommen des gesammten deutschen Volks aufgestellt ist“, hat der Vf. sie, „mit Umgehung aller anderweiten Mittheilung an einzelne Behörden, durch den Druck dem Richterstuhl des Publicums vorgelegt.“

Zur schleunigen und kräftigen Bewaffnung der Landwehr werden (S. 7) erfodert: 1) höchste, der Natur des Kriegs angemessene Wirksamkeit der Waffen für Angriff und Vertheidigung; 2) möglichst kurze Zeit zu der Anfertigung, so wie 3) grösste

Leichtigkeit zur Erlernung des Gebrauchs derselben; 4) Wohlfeilheit der Anfertigung, und 5) Übereinstimmung mit der physischen und geistigen Organisation des Volks.

Durch ein weitläuftiges, auf mathematische Untersuchungen über die Wirkungen des Kartätschenschusses aus verschiedenem Caliber in gegebenen Entfernungen gestütztes Räsonnement wird ausgemittelt, dass die Bedingungen der ersten Aufgabe am vollkommensten durch kleine zweypfündige Kanonen, durch Büchsen und Piken erfüllt werden. Die Kanonen stehen auf zweyräderigen Lavetten, werden von Einem Pferde gezogen, schiessen auf 440 Schritte 40 zweylöthige Kugeln, und werden von 30 zu 30 Schritten in der Linie aufgestellt. Da aber der Gegner vielleicht schweres Geschütz haben könnte: so wird für zwey Bataillons noch eine zwölfpfündige Kanone erfodert, die, 20 Schritte vor der Linie aufgepflanzt, und nach allen Richtungen sich drehend, den parallel entgegenstehenden Feind abhalten muss, mit seinen Kugeln die Linie zu erreichen. Dass in dem ganzen Räsonnement bloss an einen parallelen, in geschlossener Linie ausgeführten Angriff gedacht ist, und dass gegen geübte Plänkler die ganze Berechnung sich aufhebt, fällt von selbst in die Augen.

Die Bataillone sollen aus 200 Büchsenschützen und 400 Pikenträgern zusammengesetzt seyn. Bey der Anweisung zu dem Gebrauch der vorgeschlagenen Waffen äussert der Vf. die Meinung, dass „in der neueren Kriegskunst alles auf die Gleichförmigkeit der Bewegungen in der Zeit, auf die Verschmelzung einer Anzahl von Individuen zu einer Einheit der mechanischen Wirkung ankomme." Er freuet sich daher, dass seine Schützen „ihren Schuss an keine Tempos und Exercitia zu binden" nöthig haben werden, giebt aber (S. 40) zu, „dass das Feuergewehr in der Infanterielinie gar nicht mit Nutzen wirken könne, wenn es nicht unter diesen Bedingungen angewendet werde." Ein einziger Besuch auf dem Übungsplatze der berliner Garnison in den letzten Jahren würde ihn von dieser Meinung zurückgebracht haben. Überhaupt scheint er in der Fertigkeit abgemessener Handgriffe, nicht in raschen und geordneten Bewegungen der Masse, den einzigen Zweck der neueren Kriegskunst zu suchen, auch nicht daran gedacht zu haben, dass Landwehren nicht immer für sich allein, sondern auch in Verbindung mit anderen Truppen zu fechten bestimmt seyn können.

In dem Anschlag der Kosten, No. 4, sind die Pulverkasten und Munitionswagen für die kleine Artillerie vergessen worden. Die Übereinstimmung der neuen Bewaffnung mit der physischen und geistigen Organisation der Deutschen, No. 5, wird durch einen rednerischen Ausfall gegen das Volk erwiesen, welches uns unsere steifen Paraden und die „Bestimmung des Soldaten zu nichts anderem, als sich ruhig in Reih und Glied zu erhalten, und sich gelassen von den eindringenden Kugeln niederschiessen zu lassen", aufgedrungen haben soll. Der Eifer des Vfs. für die Piken geht am Ende so weit, dass er die ganze Veränderung der Kriegskunst durch das Feuergewehr den Franzosen zur Last legt. Hoffentlich wird jedoch die Erfindung des Schiesspulvers den Deutschen nicht bestritten werden.

No. 2. Durch die Einführung der Pike bey den Landwehren fühlte sich Hr. *L. C.* bewogen, aus einem alten Reglement die Vorschriften zu den Übungen mit diesem Gewehr abzuschreiben. Er scheint jedoch die Schwerfälligkeit und unnöthige Vervielfältigung der von dem danziger Stadthauptmann angewiesenen Handgriffe selbst gefühlt zu haben, und schränkt sie daher am Schluss auf wenige unentbehrliche Übungen, von denen das bloss zur Parade bestimmte Präsentiren auch noch wegfallen könnte, ein.

Kf.

Berlin, zum Besten der lützowschen Frey-Schaar: *Kriegsberichte im deutschen Gewande.* Erste Lieferung. 1813. 63 S. 8. (6 gr.)

Ein Versuch, die fremden Kunstwörter der militärischen Sprache durch deutsche zu ersetzen. Der Vf. hat zu dem Ende eine Reihe von Zeitungsberichten vom 13 August bis zum 21 October des vorigen Jahres abdrucken lassen, und die technischen Ausdrücke, die darin vorkommen, mit neu gebildeten, oder aus alten Schriftstellern gezogenen vertauscht. Manche sind ganz glücklich gewählt, manche nicht mehr neu, andere bereits durch passendere unnöthig geworden, und der grösste Theil würde ohne das angehängte Wörterbuch ganz unverständlich seyn. Als Proben heben wir heraus: *das Banner,* — General-Lieutenants-Division; *das Gebanner,* — Infanterie-Division; *der Beschaffner,* — Commissar; *betraut,* — officiell; wir hatten bereits: amtlich; *die Dress,* — Reserve; Andere haben schon: Vorbehalt; *engseln,* — defiliren; *das Ergebniss,* — Resultat; *die Falknerey,* — berittenes Geschütz; eins ist so deutsch als das andere; *die Feldung,* — Terrain; warum nicht: Boden? *Feuereifer,* — Enthusiasmus; *Fleckler,* — Voltigeur; *der Fluchter,* — Deserteur; verständlicher war: Ausreisser; *Gespann* oder *Spann,* — Brigade; *Granne,* — Bayonnet, Stosseisen; *Hasler,* — Courier, Eilbote; *Heimold,* — Patriot; *Hildamtmann,* — Chef des Generalstabes; *Porschälter,* — Stabsofficiere; *Statt-Oberst,* — Obrist-Lieutenant; *Wernold,* — Adjutant u. s. w.

Der Vf. kündigt in dem Vorwort ein allgemeines „Verdeutschungs-Wörterbuch der Kriegssprache" an. Den Sprachforschern kann es Unterhaltung gewähren; unsere Heere werden aber einen Zeitpunct der Musse abwarten müssen, wenn sie alle die neuen Wörter einlernen sollen, die, indem sie nicht nur fremde, sondern auch deutsche Ausdrücke übersetzen, oft unwillkührlich an den Knöchler und die Rüden der einst beliebten Ritterromane erinnern.

Kf.

Liebau u. Mitau: *Fürs deutsche Vaterland.* 1813. 31 S. 8. broschirt. (5 gr.)

Nicht durch leeren Wortklang oder hochtönende

Redensarten fodert der Vf. die Deutschen auf zu dem, was Noth ist, sondern durch eine eben so einfache, als tief eindringende Untersuchung der Ursachen von Deutschlands Verfall, und der Mittel, durch die es allein sich retten und erheben kann. Um allen den treffenden Bemerkungen, den richtigen Ansichten, den goldenen Lehren, welche in dem engen Raume dieser zwey Bogen zusammengedrängt sind, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müsste Rec. sie geradezu abschreiben. Er begnügt sich, sie der Aufmerksamkeit jedes denkenden Mannes, und besonders derer, denen das Heil der Völker anvertrauet ist, zu empfehlen. Unparteyisch, ohne Erbitterung, aber mit Wahrheit und Freymüthigkeit werden die Mängel der Verfassungen und die Missgriffe einer engherzigen Staatskunst, die, vorzüglich seit dem Ausbruch der französischen Revolution, Deutschland dem Verderben entgegen geführt haben, beleuchtet, und, obgleich mit sparsamen Worten, dennoch erschöpfend dargestellt. Ein einziges zu hart ausgesprochenes Urtheil würde der Vf. selbst zurücknehmen, wenn es ihm bekannt wäre, dass gerade der Staat, den es betrifft, durch eine männliche Behauptung des eigenen Willens, oder, wo Lage und Kräfte dieses nicht gestatteten, doch wenigstens der Würde der Formen gegen die Anmassungen und den gebieterischen Ton der Gesetzgeber, von jeher sich ausgezeichnet hat.

Aus der Untersuchung der Übel geht der zweyte Theil des Werks, die Hinweisung auf das, was zur Rettung des Vaterlandes erfodet wird, von selbst hervor. Freuen muss es den Vf., der wahrscheinlich in der Mitte des verflossenen Jahres schrieb, zu sehen, dass Vieles von dem, was er so nachdrücklich den Deutschen ans Herz legt, bereits geschehen ist. Mögen alle seine Wünsche erfüllt werden; und mögen auch dann, wenn ein glücklicher Erfolg das grosse Werk gekrönt haben, wenn entschieden seyn wird, „was Alle besitzen sollen", bey der Frage, „was Jeder besitzen soll", seine auf das wahre Wohl der Völker hindeutenden Winke beherzigt werden!

Kf.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Giessen*, b. Tasché: *Reise ins Bad, mit Erzählungen und Mährchen*, von *St.* 1813. 184 S. 8. (20 gr.)

Die Vfn., die sich nach der Vorrede *Johanna* nennt, hofft, dass man sie schonend beurtheilen werde, weil sie kein Geschäft vom Schreiben mache, ein Frauenzimmer sey, und nur durch einen Zufall — den sie mit Erlaubniss des Lesers verschweigt — veranlasst worden, sich einen Verleger zu suchen. So soll denn unser Urtheil wenigstens so kurz, als möglich, ausfallen. Wie die Reise mit einem verunglückten Fuhrwerk ominös beginnt — die Kutsche liegt im Koth; alles wird lebendig: Hauben, Hüte, Braten, Wurst, Wein, liegt zerstreut um die Kutsche, *wie die Küchlein um die Henne* —: so ist das Ganze eigentlich eine solche verunglückte Fuhre in die Presse zu nennen. Alles ist, wie durch einen unglücklichen Stoss, durch einander gerüttelt; aber nichts will lebendig werden.

Die Braten lagen (und liegen)
Zerquetscht zu Brey,
Wie ward (und wird) dem Magen
So weh dabey!

Nicht zu übersehen ist, was S. 93 ff. über eine Darstellung mehrerer *goethe*- und *schillerischer* Gedichte gesagt ist. Die Kunstrichter können sich Manches daraus *ad notam* nehmen. Da bey der unglücklichen Fuhre auch einige Verse mit verschüttet und umgeworfen worden sind: so wird man, um nichts dahinten zu lassen, was des Aufhebens werth ist, auch von diesen ein Pröbchen geben müssen:

Bald rücket die Schwüle des Sommers herbey,
Bald folget die *Kälte vom Winter*.
Ach! dass ich verloren den köstlichen May,
Den Sommer *verlier' ich nicht minder*.

Vermuthlich hat unsere Freundin Johanna im Frühling und Sommer diess Büchlein zu Tage gefördert, und so wären die Verluste erklärlich.

12 X 37.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Gustav Herrmann, oder der pythagoräische Bund.* Ein psychologischer Roman von *Friedrich Waller.* Erster Theil. 1812. 226 S. Zweyter Theil. 1813. 309 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. lässt seinen Helden früh in die Hände eines Mitglieds des pythagoreischen Bundes fallen, eines ausgebreiteten Vereins tugendhafter Männer zur kräftigen Wirkung für eigenes und fremdes Wohl. Dieser Verein rettet nun, wo es Noth thut, den Helden aus Todesgefahren, schlechten Gesellschaften u. s. w., stets wie ein *Deus ex machina* dazwischen tretend, bis er endlich, als ein recht wohl erzogenes Mitglied, durch allerhand Ceremonieen (er muss Feuer- und Wasser-Proben, kurz alles wie Bliomberis ausstehen) in den pythagoreischen Bund eingeweiht wird. Der Bund selbst hat von dem des Pythagoras nur den Namen und einiges Äussere angenommen. Wie sich bey einer solchen göttlich maschinerirten Erziehung „das Reale zum Idealen, das praktische Leben zur Poesie erhoben haben werde", ist leicht zu begreifen; auch, welchen Gewinn sich die Psychologie von diesem Roman zu versprechen habe. Trotz alles Ziehens und Erziehens ist das Ganze ziemlich prosaisch geblieben: sowohl Gustavs Leben selbst, als die Darstellung desselben, welcher letzteren jedoch man eine gewisse Bildung der Sprache nicht absprechen kann.

Ba.

Neustadt a. d. O., b. Wagner: *Gedichte von J. C. Ölsner.* 1811. 130 S. 8. (12 gr.)

Eine besondere Hinneigung zur Poesie scheint den Vf. dieser Gedichte schon früh in den Stand gesetzt zu haben, sich Geschmack und Geschicklichkeit im poetischen Ausdruck zu erwerben, ohne dass deshalb eine vorzügliche poetische Schöpfungskraft darüber in ihm erwacht, und zur Thätigkeit gekommen wäre. Daher ist er in der Einkleidung glücklicher als in den Gedanken, und in der Zusammenfügung gegebener Einzelnheiten, so wie in der Behandlung eines schon vorhandenen, von Anderen bereits poetisch gedachten oder erfundenen Gegenstandes nicht ohne Wirkung. Dahin rechnen wir besonders das Gedicht: *Der Liebesgott*, das aus der Betrachtung eines Gemäldes hervorgeht. Auch ein anderes: *Das Bild der Unschuld*, hat in seinen Einzelnheiten würdigen Ausdruck und ein schickliches Gewand, aber einen unpassenden Schluss. In den *Liebenden* ist indess der Ton des Ganzen bey allem Wohlklange doch verfehlt, weil er gar nicht zum traurigen Ausgange stimmt. Überrascht und befremdet hat uns *das Gebet des Diogenes*, weil es mit kecker Naivetät ganz von der Beschaffenheit der übrigen Gedichte abweicht, und ein Talent zu verrathen scheint, das der Vf. noch gar nicht weiter geübt und ausgebildet hat. Übrigens halten wir dafür, dass diese kleine, recht sauber gedruckte Sammlung von Gedichten mehr für Freunde, als für das grössere Publicum bestimmt sey.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weygand: *König Oedipus.* Tragödie des Sophokles übersetzt von *Adolph Wagner.* 1813. XXXII u. 77 S. 8. (14 gr.)

Ein *Vorwort* von 32 Seiten geht der Übersetzung voraus. Es beginnt also: „Wenn Zweck und Ertrag der häufigen und vervielfältigten Übersetzungen, griechischer Dichter besonders, nur das *Griechenzen* wäre, welches auch unter uns seine Zeit erfüllen zu müssen scheint, und es gälte mithin, eine, auch noch so treffliche, versunkene Weltform aus dem Abgrund der Zeit wieder herauf zu beschwören, als unabweichliches, stereotypisches Muster für alle Zeiten und Völker: so hätte der Übersetzer wohl auch diesen kleinen Beytrag zurückgehalten. Denn er wagt nicht, dem jüngsten Gericht der Geschichte gegenüber, ein von dem Weltgeist auf seinem Gange vernichtetes Erzeugniss für unreif, oder zumal bey so nie wieder erreichter Vollkommenheit der Ausbildung, oder auch der Stetigkeit des Weltganges, für unzeitig zu erklären, noch zu leugnen, dass es hier weniger Potenzen als Summen gelte. Oder wäre diese seine Bescheidenheit etwa selbst unzeitig? Mit erhabener Gleichgültigkeit und grossartigem Hohne, ja Zorne, zertritt auch des Geistes Abbild, die Natur, hier das Besondere, indem sie dort sich in das Allgemeine, die Idee, zurücknimmt, streift und bricht dort Blüthen und Früchte, wenn sie hier neue und andere hervortreibt. Könnte es in der Geisteswelt anders seyn?" Unseren Lesern wird dieser Anfang genug seyn, wie er dem Rec. es war, um das Buch aus der Hand zu legen, weil hier eine Sprache herrscht, die verstehen zu lernen er weder Lust, noch Zeit hatte. Lieber wollte er sich den Vf. mit seinem *kleinen Beytrag* sammt dem *von dem Weltgeist vernichteten Erzeugnisse dem jüngsten Gericht der Geschichte gegenüber* bildlich vergegenwärtigen, und die Scene weiter ausmalen. Sie giebt ein gar interessantes Gemälde in grotesker Manier. Auch freuete es ihn, dass der Vf. wenigstens *nicht gewagt hat*, eine zugestandene *Vollkommenheit der Ausbildung für unzeitig* zu erklären, da so Etwas zu behaupten in unserer Zeit nicht unerhört scheinen würde. Ein Blick in die Übersetzung liess Rec. die Vorrede noch einmal vornehmen, um wenigstens zu erfahren, was der Vf. überhaupt nun mit diesem seinem Werke gewollt. Diess sollen auch unsere Leser erfahren. „Was auf andere vielfältige Weise, z. B. durch Herauffördernng unserer altdeutschen Dichterwerke, angestrebt wird, einmal die feste Gründung in der Idee unsrer Volksthümlichkeit, dann die Erschliessung des Sinnes für das allseitige Weltleben und die Erhebung zur lebendigen Weltansicht, dazu ist auch diese Übersetzung ein gewiss sehr geringer, aber doch gutgemeinter und hoffentlich nicht ganz misslungener und ungeschickter Beytrag." Rec. wundert sich nur, unter den Anstrebungen nicht auch die unmittelbare Vergöttlichung aufgeführt zu finden. Doch schon genug an dem Gesagten. Die Übersetzer kennen aber nun ihr hohes Strebeziel, und werden, das Weltleben, die Weltansicht, den Weltgeist im Auge, sich gross und stark fühlen, die Welt aus ihren drückenden Fesseln zu lösen, und die höchste Weltentbindung durch Übersetzungen vollenden.

So wenige Neugier Rec. für des Vfs. *neue Ansicht* hegte: so kann er doch nicht für das Interesse seiner Leser stehen, und sieht es als eine auferlegte Pflicht an, jene darzustellen und zu beleuchten. „Er (der Vf. und Übersetzer) urtheilt und fühlt, es gebe eine Region im Geiste, wo die Kunst nicht mehr als Andacht und Heiligthum, sondern nur als *muthwillige Verruchtheit und Sündensold* erscheine, welche freylich durchlebt und erlegt zu werden verlange." Er sagt sich los von der Kunstabgötterey, und kennt keine Patentkunst, wie etwa die Franzosen sie errungen zu haben meinen. Denn die Kunst ist ihm „ein Weltgewächs, dessen Bestandtheile so viel Völker sind, das unter Einfluss des Lichts und der Erde keimt, blüht, früchtet, welkt, und so seine Geschichte hat, wie alles Endliche, oder, welches Eins ist, gefallene Göttliche. Bey Vergleichung der früheren Welt des Orients mit der Griechenwelt fand er in dieser *einen besondern Leichtsinn, einen Muthwillen, einen Selbstverrath und ein Wegwerfen des Geistes an das Leibliche* (nämlich in dem Plastischen). Hiebey ward ihm auch *ein gewisser dem Norden fremder Frost* kund. Ging das Antike auf Verleiblichung aus, und verlangte Ruhe der Anschauung und kaltes besonnenes Bilden: so gründete sich das Moderne, als Vergeistigung, auf tiefe innere Lebendigkeit, auf ein stetes Auf- und Hervorquillen des Gefühls. (Ein Thema, das nun schon tausendmal gut und besser abgehandelt, abgesungen und abgeleyert worden ist.) Anschauung war dem Alten das Hauptprincip, dem Neueren ist Gefühl und Begriff die Hauptsache, und so musste erfolgen, dass der Antike die Natur von Seiten ihrer Ruhe, ihres

Beharrlichen, ihrer scharfen, ja herben *Umrissenheit* auffasste, wenn wir ihre Bewegung und proteische Wandelbarkeit besonders verfolgen. Hier wird zum wenigsten offenbar, dass der Vf. das Alterthum nicht kenne, nie durch unmittelbare Anschauung kennen gelernt habe, sondern zu der nicht geringen Zahl derer gehöre, die sich nach volltönenden, von Anderen überkommenen Formeln ein Traumbild zusammengesetzt haben, das ihnen für historische Wahrheit gilt. Wer die Alten und ihren Geist wirklich vernahm, der wird wissen, welche Bewegung sich in ihnen aussprach, und wie sie gerade die belebte, rege Seite der Natur auffassten und darstellten. Ruhe ist ja doch nur in der Abstraction; die Kunst aber geht aus der lebhaften Bewegung des Gemüths hervor, und was diese, oder die Begeisterung, in den Alten hervorbrachte, war nicht die harte Form der Natur, sondern das Gegentheil. Doch weiter! Es ist, sagt der Vf., merkwürdig, wie die ältesten Götterhymnen gleichsam nur stammeln, und was sie stammeln nur noch todte Behälter früherer religiöser Ideen und Weltansichten sind, wie ihnen dann mit dem erstorbenen Glauben des Cultus und seiner Frische alles zum Spiele, und immer tiefer an das äussere Leben verpfändet wird. Woher mag wohl der Vf. die historischen Belege zu diesem Urtheil nehmen wollen? Und soll hiemit ein eigenthümlicher Charakterzug der Griechen bezeichnet werden? Ehe auf Beides die Antwort fehlt, muss alle Entgegnung verschoben bleiben. Was der Vf. darauf vom Chor und dem Wesen der Tragödie spricht, ist lange schon, wenn auch nicht in dieser Sprache, gesagt worden. Denn über das Vorwalten des Allgemeinen in der alten und des Individuellen in der neuen Tragödie ist man wie über ein Ausgemachtes einig; auch dass der Chor die Idee ausspreche, welche in dem Helden zur Handlung wird. Wie der Satz, dass in der antiken Tragödie die Nothwendigkeit, in der modernen die Freyheit *vorzugsweise gelte*, und umgekehrt in der antiken Komödie die Freyheit, in der modernen die Nothwendigkeit *vorschlage*, wie dieser Satz zu nehmen sey, verstehen wir nicht. Denn was auch soll hier *vorzugsweise gelten*, was *vorschlagen* heissen? Der Ausdruck ermangelt aller Bestimmtheit. — In der Folge bemerkt der Vf., dass die Mimik der Alten dem Gesammtcharakter der Tragödie gleich sey, und dass man sich der Masken bedient, nicht etwa um des Locale willen, sondern um die Individualität des Schauspielers so viel als möglich zu verdrängen, und die Helden durchaus als nicht gewöhnliche Menschen darzustellen. Wenn wir auch im Allgemeinen die Annahme, dass die alte Mimik der Persönlichkeit, der Täuschung und der blossen Repräsentation ermangelte, gelten lassen: so kann sie doch nicht unbedingt aufgestellt, sondern nur im Gegensatz der modernen Darstellung gradual bestimmt werden. Wie liessen sich auch eine Menge Thatsachen wegräumen, dass man z. B. für jedes einzelne Stück und die Personen besondere Masken hatte (s. *Lessings* Leben des Sophokles S. 71. *Böttiger de personis scenicis, vulgo larvis* p. 9), dass der Schauspieler durch Personalität seiner Rolle mehr Bedeutung zu geben suchte, wie der Schauspieler nach der bekannten Erzählung seines Kindes Asche in der Urne des Orestes darbrachte, und mehreres Andere, namentlich in Hinsicht der komischen Darstellung. Dass Roscius oft ohne Maske auftrat, kann unmöglich als eine historische Prolepse, wie der Vf. will, angesehen werden. Von der Anordnung des Chors bringt der Vf. in der Folge nur das Bekannte vor, und *Hermann* hat in der Vorrede zu *Euripidis Hercules furens* diesen Gegenstand gründlicher und ausreichend behandelt, so dass wir hier nichts Neues finden, das wahr sey.

Wir kommen auf das, was vom Oedipus des Sophokles und der Übersetzung gesagt wird. Die Fabel vom Oedipus ist dem Vf., wenn nicht identisch, doch ähnlich dem indischen Mythus von *Lubdhaca* (*Labdakos*), *Linasu* (*Laios*), *Yocacashta* (*Jocaste*), *Yadupa* (*Oedipus*). Er will das Stück auf unseren Bühnen lieber in der ursprünglichen treuen Gestalt seiner Übersetzung als in den neuen Bearbeitungen (er meint die klingemannsche) vorgestellt sehen. Als Übersetzer sey er bemüht gewesen, das, was *Jakobs* im Deutschen vernachlässigt und was *Solger* durch die zu grosse Beobachtung des Griechischen gefehlt habe, auszugleichen, und so Dehnung und Schwerfälligkeit zu vermeiden. Diess ist Alles, was wir bemerkt fanden. Statt der allgemeinen Ansichten, welche die Vorrede, wie wir berichtet, enthält, wäre dem Leser mit Betrachtungen über den Oedipus, deren sich ungeachtet aller Vorgänger noch eine reiche Menge anstellen lässt, weit mehr gedient gewesen. Doch Jedem ist vergönnt, zu sprechen, wie er will. Allein was Hr. *W.* als neue Forschung darbietet, kann auf Neuheit nicht Anspruch machen, und bleibt in aller Beziehung ein Gemisch von Wahrem und Unwahrem, in einer Sprache, die einem Übersetzer der Alten nicht wohl steht. Unseren Lesern liegen die Beweise vor Augen. Wie auch immer die neue Kunstphilosophie sich abmühe, den Geist des Alterthums in Formeln und Gegensätze zu zwängen: sie stehen da, die ewigen Kunstwerke einer nicht nur sinn- und seelenvollen Zeit, sondern aus der tiefsten Regung der Natur, welche den ganzen Menschen ausspricht, hervorgetreten, und sprechen durch ihre Klarheit und Reinheit allem in einseitigem Irrthum und in Unklarheit befangenem Urtheile schon durch ihren Gegensatz, auch schweigend Hohn. Freylich verbleichen die Farben aller, auch der höchsten Schönheit, sobald Nebel und Qualm das Licht ersticken: doch noch ist nicht zu sehr zu fürchten; die Namen der *muthwilligen Verruchtheit* u. dgl. sind hohl und leer und selbst Erzeugnisse eines witzelnden Muthwillens.

Zum guten Glück steht es mit dem Vf. nicht so schlimm; denn die Übersetzung bildet gegen die Ansichten und die Darstellung der Vorrede einen erfreulichen Contrast, so dass man nach dem Bekenntniss, die Übersetzung sey schon vor einigen Jahren ausgearbeitet worden, auf die Vermuthung

einer Sinnesänderung in dem Vf. kommen kann. Es thut sich in der Bearbeitung ein löbliches Bemühen kund, den Schriftsteller treu und sprachgemäss zu verdeutschen. Über die Grundsätze des Übersetzens hat sich der Vf. weiter nicht geäussert, doch lassen sie sich aus dem Buche selbst abnehmen; auch ist dieser Gegenstand von Autoren und Recensenten nur gar zu oft abgehandelt worden. Die Kritik des griechischen Textes setzt der Vf. voraus, und lässt die Wahl der Lesarten und die Erklärung der schwierigen Stellen ohne besondere Rechtfertigung, sich mehr an die Vorgänger *Jakobs* und *Solger* als an die kritischen Herausgeber des Sophokles haltend. Lobenswerth bleibt auch bey einzelnen Missgriffen die Achtung, welche er gegen die Trefflichkeit und Bildsamkeit der deutschen Sprache hegt. Denn wir sind der Klagen müde, mit denen man die Masse, worin der deutsche Übersetzer abbilden soll, rauh und unvollkommen gescholten hat, um das Linkische und Ungeschickte der Behandlung zu verdecken. Wer die Masse des Gusses nicht zu bearbeiten weiss, der lasse das Werk, und bürde dem Werkzeug nicht die Schuld auf, die ihm zukommt. Betrachten wir, abgesehen von den nebenbey aufschossenden Wildlingen, die auf Verdeutschung der Tragiker verwendeten Bemühungen als ein zur Vollendung sich entwickelndes und so stufenweis aufstrebendes Beginnen: so können wir geradehin urtheilen, dass der Vf. auf einer höheren Stufe als seine Vorgänger erscheint, wobey freylich noch unausgemacht bleibt, ob dieselbe eine hohe und dem Ideal nahe sey. Wir bemerken jedoch, dass der Vf. sie weniger selbstständig, sondern an der Hand der Früheren erstiegen hat. Denn er schliesst sich an dieselben unmittelbar an, und nimmt von ihnen, was ihm gut schien, ohne Änderung auf, so dass die Arbeit zum Theil als eine Verbesserung des schon Vorhandenen gelten kann, und diess Verfahren an sich nicht getadelt werden darf. Bey vielem Guten aber, das geleistet worden, wurde es ungerecht heissen müssen, das Mangelhafte und Falsche zur Grundlage des allgemeinen Urtheils zu wählen, und wir werden daher unseren Lesern am besten zur eigenen Würdigung verhelfen, wenn wir einige Parthieen mit der *solgerschen* Übersetzung vergleichen. Der Anfang lautet bey *Solger:*

O Kinder, ihr des alten Kadmos neu Geschlecht,
Zu welcher Zuflucht kamet ihr daher geschreckt,
Geziert mit Ölgezweigen Hülfeflehender?
Die Stadt erfüllt auch überall Rauchopferduft,
Und auch mit Päanstönen rings Wehklagelaut.
Was nicht von Boten auszuforschen würdigend,
Ich, theure Kinder, selber mich hieher begab,
In allem Volke rühmlich Oedipus genannt.
Du aber, Alter, rede, weil du würdig bist
Ihr Wort zu führen; wessenhalb erscheinet ihr?
Was fürchtend, was begehrend? weil ich sicher euch
In allem beystehn will; und wär' unfühlend auch,
Ohn' inn'ges Mitleid solches Flehn mit anzuschaun.

Hr. *W.* übersetzt also:

O Kinder, ihr, des alten Kadmos' jung Geschlecht,
Auf was für Sitzen liesst ihr euch doch nieder mir,
Mit Ölgezweigen flehensvoll herausgeschmückt?
Die Stadt ist voll Rauchopferduftes überall,
Zugleich von Päanstönen und Wehklagelaut.
Diess wollt' ich selber, nicht von fremder Boten Mund,
Von euch vernehmen, Kinder; und so komm' ich her
Ich, allem Volke rühmlich Oedipus genannt.
Wohlan, o Alter, sprich, dieweil du würdig bist,
Ihr Wort zu führen; sag, warum erscheinet ihr?
Was fürchtet, was begehret ihr? Gern will ich euch
In allem beystehn; denn gefühllos müsst ich seyn,
Wenn dieser Auftritt nicht Erbarmung weckt' in mir.

Der erste Vers hätte ganz nach *Solger* beybehalten werden sollen, da *νέα* hier besser *neu* übersetzt wird und der Gegensatz *τοῦ πάλαι νέα* nicht so stark auffällt wie in *alt — jung.* Im 2 Vers folgt Hr. *W. Bruncken*, und wir glauben nicht mit Unrecht; denn der Ausdruck des Eilens scheint hier unpassend, und dagegen die Annahme zweyer verschiedener Verba *θοάζειν* billigenswerth. Die Frage aber: *auf was für Sitzen* — giebt nicht die griechische wieder, sondern an sich einen falschen Sinn. Der Grieche drückt die Frage *warum* durch *τίς*, wie der Lateiner durch *quid est quod*, aus. Der Ausgang des Verses ist bindungslos. Im 3 Vers muss das Adverbium *flehensvoll* wegen Verbindung und Bedeutung missfallen. Im 143 Vers übersetzt er: *des Flehens Ölgezweig.* Vorzüglicher ist die Übersetzung des 4 und 5 Verses bey *Wagner*, da *Solgers auch — und auch* aller Kraft entbehrt, und wie ein Flickwort lautet. *Solgers* Schwerfälligkeit im 6 Vers wird von Hn. *W.* beseitigt; doch hätte er sich näher an den Grundtext anschliessen und die Wendung: *und so komm' ich her*, vermeiden können. *Rühmlich* erschöpft den Begriff *κλεινός* nicht. *Ἀλλά* im 9 Vers drückt nicht *Wohlan* aus, sondern in der Unterbrechung der eigenen Rede *doch.* Die Participien V. 11 bey *Solger* schliessen sich leicht und gut an, und mussten beybehalten werden. Im 12 Vers muss *gern* wegfallen und mit *wohl* vertauscht werden. Das *solgersche unfühlend* wich mit Recht dem passenden *gefühllos*, wie überhaupt der ganze Gedanke besser von Hn. *W.* gefasst wurde. Wir wählen als zweyte Probe V. 1354 der erfurdt. Ausg. (denn die Übersetzung zählt die Verse nicht); doch wollen wir nur Hn. *Wagners* Übersetzung aufführen.

Chor. Ich fürchte höchlich, dass du schlimm berathen bist,
Denn besser war dir, todt zu seyn, als augenlos.
Oedipus. Dass dieses nicht am besten so geschehen sey,
Das sage nimmer, noch berathe mich darob.
Dann sag', mit welchen Augen hätt' ich, angelangt
Im Hades, jemals meinen Vater angeblickt,
Und wie die Leidensmutter dann, an welchen ich
Mehr als des Stranges werthe That hab' ausgeübt!
Und war etwa der Kinder Anschaun wünschenswerth,
So aufgekeimet, wie sie eben aufgekeimt?
Wahrhaftig meinen Augen nun und nimmermehr.
Auch nicht die Stadt, die Thürme, noch der Himmlischen
Geweihtes Abbild, deren ich Unseligster,
Ich, der in Theben waidlich aufgenähret ward,
Mich selber nun beraubet, selbst ankündigend,
Den Frevler auszustossen, den unheilig selbst
Der Gott erkläret und vom Stamm des Laïos.
Nachdem ich selbst nun solche Schmach an mir entdeckt,
Vermöcht' ich grades Blickes euch noch anzuschaun?
Mit nichten! Eher wär' es möglich, auch des Lauts
Stromquell im Ohr zu dämmen, wollt' ich säumen nicht,
Den Leib zu schliessen, diesen unglücksel'gen Leib,
Damit ich taub und augenlos nur wäre. Denn
Sinnlos dem Elend ferne seyn ist süsser Trost.
Warum, Kithäron, nahmest du mich auf? O dass
Du mich getödtet hättest, dass doch nimmerdar

Enthüllt vor Menschen meiner Abkunft Schande wär!
Ach Polybos und Korinthos und du altes, mir
Einst sogenanntes Vaterhaus, wie habt ihr mich
Als schönes unterschwier'ges Gift doch aufgenährt!

Der erste dieser Verse ist ganz verunglückt, und wie auch konnte der Vf. bey οὐκ οἶδα auf *ich fürchte höchlich* gerathen? — V. 1355 *todt zu seyn* μηκέτ' ὢν statt *nicht zu seyn.* — Auch *Solgern* geriethen diese beiden Verse nicht. V. 1357 bey *Solger: das lehre nimmer, weder gieb mir neuen Rath* (mit dem häufigen Missbrauch des *weder*). Sprachrichtig dagegen Hr. *W.*, doch missfällt bey ihm das überflüssige *darob.* V. 1358. *Denn sag'.* Diese Formeln kommen bey dem Vf. sehr oft und meistens an unrechter Stelle vor, Die folgenden 3 Verse lauten wörtlich wie bey *Solger* bis auf *dann, an welchen ich*, wofür jener weit besser hat: *welchen beiden ich.* Im 1362 Vers ist zwar mit Recht die Frage beybehalten worden, da *Schäfers* Vorschlag wegen der Härte nicht gebilligt werden kann, doch der Sinn verfehlt; denn βλαστοῦσ' ὅπως ἔβλαστε heisst ja nicht, *so aufgekeimt, wie sie eben aufgekeimt. Nun und nimmermehr* im Folgenden dient der blossen Ausfüllung des Verses. V. 1365 *der Himmlischen geweihtes Abbild.* Besser *Solger: der Himmlischen geweihte Bilder.* V. 1367 κάλλιστ' ἀνὴρ εἷς ἔν γε ταῖς Θήβαις τραφεὶς ἀπεστέρησ' ἐμαυτόν, *Solger* hatte nach *Triclinius* κάλλιστα mit ἀπεστέρησε verbunden, wie auch *Erfurdt* in der neuesten Ausgabe, nach unserer Meinung mit Unrecht. In εἷς liegt die Auszeichnung angedeutet *einzig vor allen*, und nun schliesst sich passend κάλλιστα an τραφεὶς an: *einzig aufs herrlichste*, wie Hr. *W.* es gefasst zu haben scheint. Das *waidlich aufgenähret ward* läuft Gefahr, komisch zu werden. Gut nachgebildet wurde im folgenden Vers: *den unheilig selbst der Gott erklärte*, da Andere den Sinn falsch gefasst hatten. V. 1371 μηνύσας *an mir entdeckt;* unrichtig. Oedipus sagt: *da ich nun solche Schmach, Sohn des Laios zu seyn, selbst aufgedeckt.* V. 1371 wurde von *Solger* entlehnt. Die Wiederholung V. 1375 *den Leib — diesen unglückseligen Leib* modernisirt. In den Worten: *damit ich taub und augenlos nur wäre*, macht die Partikel *nur* die Rede schleppend, und dient allein dem Verse. Der *süsse Trost* hat nicht alterthümliche Farbe. Die folgenden Verse stehen der *solgerschen* Verdeutschung voraus, aber κάλλος κακῶν ὕπουλον ist doch durch *schönes unterschwieriges Gift* nicht erreicht, schon da der Hauptbegriff κάλλος zum Beywort gemacht wurde.

Ungeachtet solcher Mängel lässt sich nicht leugnen, dass der Vf. dem, was vor ihm geleistet worden, mit Gewandtheit nachgeholfen, und seine Übersetzung in Hinsicht der Jamben mehr als Andere treu, leicht und *deutsch* hat werden lassen. Vermieden sind die ungelenken und unrichtigen Wortbildungen, mit welchen *Solger* kein Glück machen konnte. So übersetzte dieser V. 1264 (1266) πλεκταῖς ἑώραις ἐμπεπλεγμένην *in hohes Stranggeflechte eingeknüpft. Wagner* aber *fest eingeflochten in geflochtnen Strang;* so V. 215 πελασθῆναι φλέγοντ' ἀγλαῶπι πεύκᾳ, *Solger: zu nahn ungesäumt in flammender Tanne Lichtbrand; Wagner: dass annahend er — verzehre mit glüher Fackel* u. s. A. Oft wurden freylich solche Fehler umgangen, ohne dass man mit der Entschädigung ganz zufrieden seyn kann, wie V. 392 (390), wo *Solger: als die Hündin dunklen Sang den Bürgern spann, Wagner: als hier die hünd'sche Räthselsäng'rin sich befand.* V. 1269 *Solger: ihre Schmuckbefestigung, Wagner: welche sie zum Schmuck gebraucht.* Der vorzüglichen Stellen aber sind nicht wenige. Statt einzelner Beyspiele aus den Jamben, wollen wir eine Probe der melischen Parthieen geben und wählen einige Strophen des ersten Chorgesangs:

Liebliche Stimme des Zeus, wie erklingst du aus goldner Pytho
Herüber zur herrlichen Stadt
Theben! Furchtsam erstarret die Seele mir, Schreckengeschüttelt
(Heilbringender, Delios, Päan!)
Ahnend in Ehrfurcht, welch' eine neue wohl,
Oder im kreisenden Jahr abtragbare
Pflicht du erheischen wirst.
Sag' es, o goldener Hoffnung Tochter, o göttliche Fama.

Strophe 2:

Götter, o ich erduld' untragbare
Leiden; es erkranket mir
Die ganze Schaar, nimmer wehrt
Sorglicher Klugheit
Waffe das Leid ab. Weder die Aussaat
Des edelen Lands gedeiht,
Noch zu bestehen vermögen Frau'n
Des Gebärens unselige Qualen,
Und Mann um Mann stürzt,
Wie der flüchtige Vogel enteilet,
Rascher, als gieriger Flamme gewalt'ge Glut,
Zum Strand des nächt'gen Gottes hin.

Gegenstrophe 2:

Drob nun zahllos erliegt das Volk.
Jämmerlich auf dem Todtenfeld,
Ach! nimmer von Ältern beweint,
Lieget der Sprössling.
Gattinnen, greisende Mütter erheben dort,
An heiliger Heerde Strand
Zahllos gedrängt, ob der Schmerzen Qual,
Heilflehenden, stöhnenden Angstruf.
Päane leuchten
In der stöhnenden Stimmen Vereinung.
Darum, o goldenes Kind des Olympiers,
Huldreiche, send' Erlösung!

Diese Proben geben dem Leser hinreichenden Stoff zur Vergleichung und zu einem fürs Ganze gültigen Urtheil, welches das Vorzügliche nicht verkennen wird. Was das Metrische betrifft: so zeigt sich der Vf. von der Künsteley einiger neuer Übersetzer fern, und hat wirklich viele schöne und richtige Jamben gebildet. Nicht selten jedoch wird der Rhythmus durch mehrere einsylbige Wörter zerstückelt und bindungslos; doch hat der Vf. vermieden, die Verse durch den auch bey *Solger* zu häufigen Gebrauch der Daktylen und Anapästen ihrer Schwere zu berauben und gleichsam durchsichtig zu machen. Im Ganzen wäre mehr Mannichfaltigkeit zu wünschen, denn Verse, wie: *der Ältern | Antlitz | schauen | bleibt das | Süsseste*, kehren zu häufig und zur Beleidigung eines geübten Ohrs wieder.

Db.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland *).

1) Gotha, in der beckerschen Buchhandlung: *Deutschlands Gefahren und Hoffnungen.* An Germaniens Jugend, von *Friedrich Jacobs.* 1813. 29 S. 8.

2) München, b. Stöger: *Über die Unterdrückung und Wiederbefreyung Europens;* von *Anselm von Feuerbach.* 1813. 31 S. 8.

3) Ohne Druckort: *Das preussische Volk und Heer im Jahr* 1813, von *E. W. Arndt.* 1813. 52 S. 8.

Der beredte Vf. von No. 1 beginnt mit einem Bilde, welches ausführlich genug ausgemalt ist, um an der Spitze eines Gesanges von einem Epos zu stehen. Diese Breite der Phantasie passt nicht zu dem Tone, welchen wir über die kaum bestandene Zeit Deutschlands anstimmen mögen, und welcher in dieser Schrift sonst glücklich herrscht. Gedanke, Empfindung, That, stürmen nun auf das Unmittelbarste los. Sehr zweckmässig ist dagegen, dass wir auf den Anfang der französischen Revolution zurückgeführt werden. Denn dort ist der Standpunct, von welchem wir unsere Tage betrachten müssen. Die äusseren Epochen jener Revolution sind glänzend und treffend geschildert; und wie wahr ist, dass auch die gegenwärtige Regierung Frankreichs durchaus im revolutionären Geiste sey, „dass noch kein Curtius den Schlund des Verderbens geschlossen habe!“ Allein von dem Kern jener Weltbegebenheit, wodurch sie eine solche im Zusammenhange der Weltgeschichte wird, ist nichts gesagt, und darauf kommt es zuletzt doch an, was Gott mit ihr will, nicht auf den Missbrauch, welchen Menschen mit ihr getrieben und treiben. Wer die Geschichte seit der Gründung der germanischen Reiche überschaut, dem leuchtet als nothwendig die Bestimmung der französischen Revolution ein, dass dem Feudalismus, worunter wir nicht bloss das Lehnwesen, sondern auch alle die bürgerlichen Einrichtungen, Grundsätze und Sitten begreifen, die in desselben Geist entstanden und ihm anklebten, ein Ende gemacht werde, nachdem seit Bildung eines dritten Standes die Jahrhunderte ihn nicht bloss erschüttert, sondern auch allmählich abgebrochen haben. Nur war der Grund noch nicht umgeackert, auf welchem er so gross und mit so weit verbreiteten Ästen gewachsen war. Diess geschieht durch die Weltbegebenheit, welche wir die französische Revolution nennen, weil sie in Frankreich begann; aber geschieht nicht bloss in diesem Lande, sondern in allen germanischen Staaten, ausser in England, wo es nicht vonnöthen ist, weil sich dort die am reinsten gebliebene germanische Nation so gegen den Feudalismus wehrte, dass er sie nie verschlingen konnte, sich ihr unterordnen musste.

Von diesem Standpunct aus wird der Hass wider die Greuel, welche die Franzosen in ihrer Heimath und in anderen Ländern auf eine solche Begebenheit luden, unermesslich; aber auch unermesslich die Freude über das Heil, welches in Preussen erstanden ist, und aus sehr verschiedenen Elementen plötzlich eine Nation hervorrief. Uns ist gewiss gegenwärtig, wie mehrere Zeitalter und welches Licht vom Thron herab dazu beytrugen, dass eine solche Erscheinung im Preussischen möglich wurde; aber ohne die französische Revolution, und ohne den ungeheuren Missbrauch, welchen man von ihren Erfolgen gegen Preussen machte, wäre jene Erscheinung keineswegs so schnell hervorgetreten. Mochte Napoleon wollen oder nicht, die Begebenheit, deren Product und Werkzeug auch er selber ist, musste in Deutschland mehr Nationalmasse hervorbringen, als bisher vorhanden war, und früher oder später, doch einmal gewiss, stürzte diese Nationalmasse sein System wenigstens in Deutschland, worauf es sich dann auch anderweitig nicht halten konnte. Wir sind desswegen immer in Hoffnung auf etwas Besseres verharrt. Dass es so schnell einbricht, erwägen wir nur mit Anbetung gegen die Vorsehung.

Nach diesen Gedanken brauchen wir kaum noch zu sagen, wie wir Äusserungen, wie die folgende, ansehen: S. 12. „Es hätte noch eines Federstrichs bedurft, und die Diener der Douane hätten ihre Schränken und Waffen bis an die Ufer der Oder, des Inn und der Iser getragen; Deutschlands mannichfaltige Völker wären in den Weiher der französischen Universalmonarchie zusammengeflossen, und unter dem befohlenen Jubel der Zeitungen wären die *Seufzer* der edeln, unterdrückten Nation den *Blicken* der Geschichte entzogen worden.“ Die Schreckbilder, welche man sich von einer sol-

*) Von No. 1 und 3 sind zwar schon *Anzeigen* in unserer A. L. Z. 1813. No. 234. S. 369 und 375 geliefert worden, welche bloss eine möglichst schnelle Bekanntmachung dieser Schriften bezweckten; warum aber jenen noch diese *Beurtheilungen* folgen, davon wird man leicht den Grund in dem Inhalte derselben entdecken.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

chen Univerfalmonarchie macht, find durchaus eitel, weil feit dem Untergang der römifchen Weltherrfchaft fich ein Syftem von Staaten erhoben hat, welches fich nie an eine eigentliche Univerfalmonarchie verlieren wird. Bis zu welchem Grade diefe auch vorgefchritten feyn mochte: immer endigte fie damit, dafs fie für Vervollkommnung des Gleichgewichts der europäifchen Staaten gearbeitet hatte. Gleichwohl fey ferne, dafs wir nicht jegliches Volk anfrifchen möchten, jeglichen Augenblick wider ein Streben nach Univerfalmonarchie loszubrechen. Denn wir müffen auf uns vertrauen, wenn wir ein ächtes Vertrauen auf Gott hegen wollen; und wer will nicht lieber fein Blut daran fetzen, als auch nur eine Zeitlang in der Sklaverey fchmachten?

Der franzöfifche Defpotismus, wie er fein Unwefen in Deutfchland zu begründen fuchte, die Individualität des franzöfifchen Volks, wie fie in unferen Gauen gegen die deutfche gewandt, und auf Sieg vertrauend, fich gebehrdet hat, ift von dem Vf. geiftreich gefchildert. Scheufslich, empörend, waren auch uns diefe Schmach, diefer Druck, nie für die Zukunft gefährdend. Wohin wir hören mochten, der einzelne Deutfche, und wie wir auch gefchlagen waren, fühlte fich immer der Perfönlichkeit des einzelnen Franzofen überlegen. Das Volk empfand tief, alles Unglück komme daher, weil es nicht mehr eines fey mit feinen Regierungen; und kaum hatten Ideen und Unglück, veranlafst durch die franzöfifche Revolution und ihre Fortdauer unter Napoleon, fo mit feinem Willen, indem er revolutionäre Mafsregeln brauchte, als wider feinen Willen, indem er fie zu fürchten hatte, Volk und Regierungen nur in einigen Strichen Deutfchlands zu einer Nationalmaffe erhoben: fo ftürmte diefe frifch ins Feld, und fchlug die Univerfalmonarchie nieder.

Indem der Vf. den Zuftand befonders der deutfchen Staaten fchildert, wie er vor der Laft der androhenden Univerfalmonarchie und unferer letzten Schmach gewefen, fagt er mit Wahrheit: „in den Cabinetten war an die Stelle des Vertrauens, das ein Volk zu fich felbft haben foll, eine kalte ftatiftifche Rechenkunft getreten, die fich ohne Unterlafs in ihren Schlüffen betrog." Was er dann aber über einen verkehrten Kosmopolitismus fagt, „welcher dem Dienfte der Menfchheit fich widmend, von den läftigen Pflichten gegen das Vaterland zu entbinden fchien, und die Stelle des befchränkten, in Verachtung gefunkenen Patriotismus erfetzen follte", giebt freylich zu keiner Berichtigung Anlafs, denn die Bemerkung ift wahr; aber zu Gedanken, welche fchon in Deutfchland fehr Noth thun. Einen folchen Patriotismus, wie ihn die Alten hegten, die Schweizer und andere Völker noch jetzo haben, können die cultivirteften unter den deutfchen Völkern fchlechterdings nicht mehr brauchen; denn in dem weiten Horizont für Gefühl und Gedanke befteht der höchfte Vorzug der modernen, und befonders der deutfchen Cultur vor der antiken. Ein Patriotismus, welcher nicht zugleich kosmopolitifch empfindet, führt zu Befchränktheit und Roheit, wie fie bey den Franzofen fehr obwaltet und das befte Werkzeug zu einer Univerfaldefpotie wurde, indem fie fich unter polirten Manieren und Begriffen eine Zeitlang verfteckte. Kosmopolit dagegen kann man im ächten Sinne des Worts gar nicht feyn, ohne zugleich von Patriotismus zu glühen; denn nur der denkt und fühlt wahrhaftig für die Menfchheit, welcher für fie auch in feinem nächften Kreife denkt und fühlt. Dahin geht einer der Wendepuncte der deutfchen Cultur, dafs wir den Patriotismus durch den Kosmopolitismus läutern, und diefen durch jenen thätig machen follen. Wer hat mehr auf ein folches Ziel geblickt, als Jefus, welcher doch immer, wenn wir Alles wohl gegen einander erwägen, der gröfste Schöpfer der modernen Cultur bleibt.

Noch begeifterter wird die Beredfamkeit des Vfs., indem er fich von den Gefahren, welche Deutfchland bedroht haben, zu deffen Hoffnungen wendet. Doch macht er auch zu diefem zweyten Theile feiner Rede die Einleitung mit einer zu fehr durchgeführten Vergleichung, und bringt dadurch ein Frösteln in die fchöne Fülle fo lang unterdrückter und nun aufjauchzender Empfindung. „Es ift kund geworden, heifst es S. 23, dafs diefe (Frankreichs) Freundfchaft die der Medea ift. Seine Gefchenke waren das Unterpfand der Dienftbarkeit oder des Untergangs; glänzend von Anfehn, wie der Kreufa Gewand, aber verzehrenden Giftes voll. Es gab den Kindern des Vaterlandes, wie die colchifche Zauberin den Töchtern des Pelias, das Schlachtmeffer in die Hand, und zerftückte mit ihnen, was es zu verjüngen verhiefs. Die Macht *ihrer* Zauber ift geendet; *ihr* Stab zerbrochen; auf Deutfchlands Boden ftreut *fie ihre* giftigen Kräuter nicht mehr aus." Solche gänzliche *Verwechfelung* Frankreichs und Medea's, fo dafs diefe gar auf deutfchen Grund und in unfere Tage geführt wird, um jenes zu *feyn*, wird auch von der kühnften Redefügung nicht gutgeheiſsen, und ergreift die Phantafie nicht; aber die zu künftliche und durchgeführte *Vergleichung* zwifchen Frankreich und der colchifchen Zauberin verleitete zu diefer noch künftlicheren *Verwechfelung* derfelben.

In fchöner Sprache und Natur brechen dann die Hoffnungen Deutfchlands hervor. Auf die heilige Flamme, die im Bufen der germanifchen Jugend entbrannt ift, auf die Eintracht der deutfchen Völker, und auf die Gewifsheit, dafs der Ruhm der Tapferkeit forthin nicht mehr das Monopol Eines Standes bleibe, fondern ein Eigenthum der Nation werde, vertrauet der Vf. infonderheit, wenn er uns eine herrliche Zukunft weiffagt. Seine Hoffnungen gehen vorzüglich dahin, dafs der Zwiefpalt unferer Stämme in die Deutfchheit untergehen, dafs allen Deutfchen ein gemeinfames Vaterland aufblühen werde, dafs wir in einer dem Geifte germanifcher Völker gemäfsen Verfaffung leben follen, und Deutfchlands Literatur in der *nächften Zeit* einen ernfteren Gang, gröfsere Würde, einen feften Mittelpunct gewinne.

Man fieht leicht, dafs die übrigen diefer Hoffnungen von der Einen abhangen, die auf eine baldige uns zufagende Verfaffung gerichtet ift. Eine folche Verfaffung nun mufs fich für jedes einzelne

Land, jeden einzelnen Staat aus den reinen und allgemeinen germanischen Keimen des bürgerlichen Lebens, und den Individualitäten jeglicher Gegend entwickeln. Man glaube nicht, dass es dazu eines Umsturzes des bisherigen Zustandes bedürfe: Nein, nur leise Umwandlung mancher Form ist vonnöthen; denn die reinen germanischen Keime sind noch allenthalben vorhanden, und haben eine Lebenskraft, aus welcher nach Wegräumung einiges Schuttes ein herrliches bürgerliches Leben, das durchaus ein Product *unserer* Vergangenheit ist, schnell aufgehen wird. Um solche Specialverfassungen über das ganze Germanien hin zu begründen, dazu müssen sich die Regierungen und ihre Völker traulich zusammenthun. Wenn jene auf das alberne Predigen einiger Unklugen hörten, dass Alles zum Alten, d. h. zu dem, was man vor den letzten französischen Stürmen traditionsweise besass, nun zurückkehren solle: so veranlassen *sie* gewiss etwas Revolutionäres; denn die Zeit *will* einen *neuen* Geist, der sich freylich aus einem *sehr alten friedfertig* entwickele. Alle die rostigen Einrichtungen, in welchen wir uns vor unserem Unglück bequem oder unbequem befanden, *können* und *sollen* nicht wieder hergestellt werden. Schaut auf den preussischen Staat, ihr deutschen Fürsten! Vor allen erniedrigt, gedrückt von jener Macht, welche nur durch die französische Revolution wurde, hat er mitten in seinem Elend und Grimm gegen Frankreich sich Manches angeeignet, was die Tendenz jener Weltbegebenheit den Staaten zubringt; und dadurch ist er so mannhaft und glorreich geworden, dass er *vom Alten liess*, ohne das Gute desselben aufzuopfern. Oder schaut auf die evangelische Reformation, diejenige von allen Revolutionen, welche durchaus und am meisten auf deutsche Art entstand und vollbracht wurde. Ein deutscher genialischer Gelehrter, empört über den Druck, über die Verfinsterung des Verstandes, welche das ausländische Papstthum über sein Vaterland bringt, spricht gesunde Gedanken aus, und das *Volk* horcht auf ihn, wird *enthusiastisch* durch die *Einsicht*; aber auch die *Fürsten* hören auf ihn, und werden enthusiastisch durch die Einsicht. Da verbinden sich Fürsten und Volk auf das vertrauensvollste mit einander, und mit den Gelehrten, zu einerley Absicht, zu Bewirkung eines neuen Zustandes, welcher dem reger gewordenen Selbstgefühl, dem heller gewordenen Verstand entspreche. In dieser Eintracht führen sie eine der wesentlichsten eingreifendsten Reformationen durch, welche ihren Heerd, dasjenige Deutschland, das sie zum evangelischen umschuf, mit allen Greueln einer Revolution zu bedrohen schien, weil sie eine religiöse war, und daher jeglicher Schwärmerey, jeglichem frevelhaften Ungestüm leicht das Thor öffnen konnte. Und wo zeigten sich revolutionäre Bewegungen wider den Fürsten, die Obrigkeit, welche reformirten, wenn man nicht etwa den schnell gedämpften Bauernkrieg, die kurz aufflackernde Albernheit der Wiedertäufer und dergleichen so nennen will? Der Deutsche hat nicht eine *revolutionäre*, aber eine *protestantische* Gesinnung. Auf seiner helleren Erkenntniss, seinem gesunderen Gefühl besteht er, und nur die Regierung, welche ihn davon wegdrängen, zu alten Einrichtungen, über welche die bessere Masse des Volks oder gar die Mehrheit erhaben ist, zurückzwängen will, hat vom deutschen Charakter revolutionäres Beginnen zu fürchten.

Um deutsche Specialverfassungen der angegebenen Art nach ächtgermanischen Principien einzuleiten, möchten die allerhöchsten verbündeten Majestäten nicht früh genug eine Commission erleuchteter und besonders in die deutsche Historie eingeweihter Männer niedersetzen können, welche zuerst die allgemeinen Grundsätze, den in allen jenen Specialverfassungen nothwendigen Geist hervorhüben. In einer gegebenen Wirklichkeit sollten sie das ächtgermanische Wesen, dessen Geäder noch durch jene nach allen Richtungen geht, von den Schlacken sondern, keineswegs so verfahren, wie die früheren Gesetzgeber in der französischen Revolution, von welchen der edle Vf. der vorliegenden Schrift treffend und schön sagt: „alle Wünsche gutmüthiger Philosophen, alle Träume einer begeisterten Einbildungskraft, wurden in die Wirklichkeit gerufen; und wie die Bilder des Dädalus, so sollten die Ideen der Schule rüstig in das Leben schreiten."

Die angedeutete Arbeit der berufenen Männer bliebe natürlich gänzlich Privatsache, bis die höchsten verbündeten Mächte sie sanctionirt hätten. Dann aber gingen ihre leitenden Grundsätze und Formen in die deutschen Gauen aus, und ihnen gemäss schüfen sich das souveräne Oberhaupt und das Volk eine Verfassung, die auch ihren besonderen Bedürfnissen, ihrer Localität und Individualität entspräche.

Aus solchen ächtgermanischen Specialverfassungen erwüchse der grosse deutsche Völkerbund oder die sogenannte Reichsverfassung. Der Staat ist ein organisches Wesen, und so würde jene, würden das hohe kaiserliche Oberhaupt und der grosse germanische Nationaltag gleichsam die Krone seyn, die aus den Grundeinrichtungen der germanischen Stämme, aus den Wurzeln der germanischen Nation aufgestiegen wäre. Es ist unglaublich, wie viel Wesentliches der tiefere politische und historische Blick in unserer ehemaligen verachteten Reichsverfassung entdeckt, was auch in der neuen anwendbar seyn möchte. Haben wir einen solchen deutschen Völkerbund, ein solches kaiserliches Oberhaupt und einen solchen Nationaltag: nur dann wird *die nächste Zeit* da seyn, von welcher der Vf. in seiner Begeisterung eine wahrhaft einige deutsche Nation, und einen Mittelpunct erwartet, welcher das Chaos unserer Literatur zu einer würdigen Ordnung bringe.

An Beredsamkeit und Geschmack ist der Urheber von No. 2 dem Vf. der zuerst beurtheilten Schrift nicht gleich. Zu Anfang begegnen wir auch bey ihm einer künstlichen Vergleichung, welche wir schon an Flugschriften tadelten, die jetzt im Gedränge der Gefahren und Hoffnungen, Schmerzen und Freuden Deutschlands, sie aussprechen, trösten und erheben wollen; aber wir finden hier die Vergleichungen dazu noch platt ausgedrückt: „All das Beste, heisst es S. 3 und 4, was die Menschheit hebt und verherrlicht.

all das Schlechteste, was sie bis zur tiefsten Schmach erniedrigt und entwürdigt, drängte sich in grell abspringenden Gegensätzen schnellen Wechsels in dem grosen Weltschauspiele zusammen, *zu welchem wir mit eigenem Elende den Eintrittspreis bezahlten.*"

Unter den oft ungeschickt zusammengehäuften Phrasen entdeckt man bald einen freymüthigen und mannhaft denkenden Geist, welcher z. B. die Lehre unserer Zeitgeschichte bemerkt, „dass man wohl veraltete Staatsgebäude zertrümmern, nicht aber gesittete Völker unterdrücken, dass man auch gebildete Völker besiegen, nicht aber zu williger Knechtschaft unterjochen könne": welche Lehre indess nur von den Zeiten seit Gründung der germanischen Staaten und seit Entstehung eines Staatensystems durch dieselben gültig ist, nicht von dem Alterthum, wo allerdings selbst die Griechen in eine gänzliche Knechtschaft versinken konnten.

Überhaupt merkt man diesem Büchlein an, dass sein Urheber mehr als gewöhnliche Einsicht in die neuere Geschichte besitze. Darum nimmt er auch so grosse Erscheinungen, wie die französische Revolution, Napoleon u. s. w., nicht oberflächlich; und wo sein Verstand tiefer eindringt, hat er auch bisweilen unter seinem Wortgetöse einen glücklichen und schönen Ausdruck. Wie wahr sagt er, dass Napoleon „seine Grösse nicht bloss der Übermacht seines Talents, sondern hauptsächlich dem Umstand verdankte, dass er, ein Kind der Revolution, sich in den Wellen, die ihn emporgehoben hatten, geschickt zu bewegen, und den Geist jener Revolution sich selbst dienstbar zu machen verstand!" Weniger treffend ist seine Meinung, dass, „wenn der französische Kaiser, gleich jenem Eroberer Asiens, seine Unterjochten in gemächliche Ruhe eingeschläfert, und durch Wohlseyn mit der Knechtschaft ausgesöhnt, oder, gleich Octavian, auch nur mit einem Scheine der alten Freyheit spielend ergötzt hätte, vielleicht auf Jahrhunderte seine Ketten lasten konnten." Alle Lehre und Erläuterung in der grosen Politik, welche man aus der alten Geschichte für unsere Zeiten herbeyholt, taugt gar nichts, weil es im Alterthum nichts Ähnliches gab, wie unsere europäische Republik. So lange nur noch Eine unabhängige europäische Macht, noch Ein nicht zermalmtes europäisches Heer vorhanden war, konnte der französische Kaiser, wegen des grosen politischen Zusammenhanges der Welt, nicht einer einzigen seiner Eroberungen gewiss seyn. Er war also nothgedrungen, was ohnediess der Wunsch seines Herzens und Bedürfniss seiner zerstörenden Kraft gewesen seyn mag, nicht eher zu rasten, als bis er *alle* Glieder der europäischen Republik unter sich gebracht hätte. Wäre er nun zu einer sogenannten Weltherrschaft gelangt; so würde sie nur einen Augenblick gedauert haben, weil die Erinnerung, in welchem politischen Zusammenhang sie sonst frey neben einander standen, den unterjochten Nationen nicht zu entreissen war; aber er konnte gar nicht zu jenem Ziel gelangen, weil er zu Fortsetzung seines unterjochenden Planes die Kräfte der bis dahin besiegten Völker benutzen, ja auf das äusserste in Thätigkeit setzen und anspannen musste. So bekamen sie die Waffen in die Hand, um sie zu Wiedereroberung ihrer Freyheit gegen ihn zu richten, indem er vom Ziel seiner Weltherrschaft noch weit entfernt war. Also ist es in unseren Tagen geschehen. Man sieht leicht, welchen gänzlich unstatthaften Rath man ihm gegeben hätte, wenn man ihm Einschläferung der besiegten Völker durch Wohlbehagen, Ergötzungen und ein Spiel von Freyheit hätte anrathen wollen. Ungemein schwer ist, durch die Geschichte die Politik unserer Zeit erläutern und belehren zu wollen. Wer nicht zu dem geheimsten Kern der Historie und scharf in die Individualität der Gegenwart eindringt, treibt mit jener ein lächerliches Gaukelspiel in der Politik, und noch ein verderblicheres, als die Metaphysik in ihr getrieben hat, weil es von dem grosen Haufen eher für etwas Wahres genommen wird. In der deutschen Literatur, wo jede Verirrung des Geistes einmal an die Tagesordnung kommt, zeigt sich hie und da auch eine solche Gaukeley mit der Geschichte in den Staatswissenschaften, eigentlich eine jämmerliche Nachäfferey des Geschichtschreibers der Schweiz, der freylich bisweilen mit Kraft einen politischen Satz auf die Basis der Geschichte stellte, öfters von dieser im Predigertone keineswegs treffende politische Nutzanwendungen machte. Er besass bey weitem nicht das scharf sondernde Urtheil, das Eindringen in die Individualität, und besonders nicht die Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang der Begebenheiten, welche erfodert werden, um der Geschichte einen organisirenden Einfluss auf die Politik zu fördern. Man darf dergleichen behaupten, ohne der Genialität, dem überschwenglichen Gemüth, und der Gelehrsamkeit in *Johann v. Müller* zu nahe zu treten. Wer richtig würdigt, wie tief er als Historiker gegen einige grosse Genien steht, der kann wissen, wie hoch er über dem Gemeinhaufen der Historiker steht, und nur der weiss ihn würdig zu loben, was die Hunderte von Schwachköpfen nicht wissen, die stark scheinen wollten, indem sie ihn ungeheuer priesen.

Wir eilen bey dem lockeren Zusammenhang der gegenwärtigen Schrift, die sich weniger wie ein Ganzes nehmen lässt als No. 1, zu dem individuellsten der Sätze, welche der Vf. als Lehren der neuesten Geschichte aufstellt. Er heisst: „Was die Thronen befestigt und aus grosen Gefahren rettet, ist nicht bey *diesem* oder *jenem* Stande, sondern bey der *Gesammtheit* der Unterthanen, und in dem *Gemeinsinne* der Bürger." Wehe den Fürsten und Regierungen, welche diese Wahrheit, die jetzt so *handgreiflich* geworden, nicht fassen und nicht wollen! Lasse sich doch Niemand durch die Besorgniss schrecken, dass durch Vertrauen auf diese Wahrheit eine *Gleichheit*, wie sie in Frankreich den Abgrund des Verderbens öffnete, herbeygeführt werden könne. *Stände will die germanische* Nation; aber sie sollen *lebendige Adern in ihrem Körper* seyn, und das Blut des *ganzen* Volks soll *frey* durch denselben kreisen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

1) Gotha, in der beckerschen Buchhandlung: *Deutschlands Gefahren und Hoffnungen.* An Germaniens Jugend von *Friedrich Jacobs* u. s. w.

2) München, b. Stöger: *Über die Unterdrückung und Wiederbefreyung Europens* von *Anselm von Feuerbach* u. s. w.

3) Ohne Druckort: *Das preussische Volk und Heer im Jahr 1813*, von *E. M. Arndt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Urheber des unter No. 3 aufgeführten Büchleins steht an Geschmack und geistreicher Sprache weit hinter No. 1, an historischer und politischer Einsicht hinter No. 2 zurück: er überragt aber beide an Kraft des Gemüthes, wiewohl sie auch ihnen nicht entsteht. Glücklich stimmt diese ungemeine Kraft in dem Gesang auf die Schlacht bey Grossgörschen oder Lützen den lyrischen Ton der Hymnen von *Flemming*, *Günther* u. s. w. an. Doch wollen wir ihm nicht zugeben, was er den Preussen singt: *Beste Deutsche sollt ihr heissen, Wann der neue Bund sich schliesst.* Denn so sehr auch wir mit freudiger und staunender Liebe die preussischen Heldenmänner begrüssen: so soll sich im künftigen germanischen Bunde kein Volk das beste wähnen, und ehe er so, wie er einzig dauernd seyn kann, wirklich dasteht, werden alle unsere Stämme so viel thun, sich an Geist und Herz so läutern müssen, dass sie alle gleiches Ruhmes werden.

Was hier über die französische Revolution gesagt ist, greift wenig ein; was über die Bildung des preussischen Heeres mitten in Unglück und Schmach seines Vaterlandes, über die Tractaten und die Diplomatie, wodurch Frankreich das gefesselte Preussen immer tiefer erniedrigte, wissen wir vollständiger, bestimmter und authentischer aus den No. 1 S. 1, und No. 2 S. 14 von uns beurtheilten Schriften. Doch hat der Vf. eine grosse Wahrheit glücklich hervorgehoben, die in jenen beiden Schriften nicht gesagt ist, auch nicht zunächst in ihre Sphäre gehörte, dass nämlich diejenigen, welche während der trüben Jahre einen entscheidenden Einfluss auf die Geschäfte Preussens hatten, nicht bloss den Gesichtspunct festhielten, das Volk kriegsgeübt zu machen, sondern auch den höheren, *den Geist frey zu lassen.* Welche Wunder dadurch bewirkt wurden, kann Germanien und die Welt an den Preussen schauen. Sie sind Helden, Befreyer des Vaterlandes geworden; sie haben den kühnsten Sinn: aber ihre Wehr ist nur der Tyranney gefährlich, sie sind die *treuesten und gehorsamsten Unterthanen*, weil ihre Obrigkeit *mit* dem Geiste der Freyheit ist.

Über den Gang des Krieges in Russland und Deutschland finden wir hier nur das allgemein Bekannte. Begeisternd wird diese Schrift, als sie den Eindruck schildert, den die Nachricht von dem Waffenstillstand auf die preussische Nation machte. Sie war ganz verarmt, ausgequält, der Staat ohne Hülfsmittel; die Hoffnungen auf den glücklichsten Erfolg, womit sie den grossen Kampf anhuben, waren nicht ganz zur Erfüllung gelangt, vorzüglich weil der König von Sachsen die oft gerügte politische Stellung nahm, weil sein Reich eine Lage hatte, an welcher sich der Strom des Nationalkrieges und der Freyheit leicht brechen konnte. Dem Scheine nach waren jene Hoffnungen noch viel weniger erfüllt, als dem Wesen nach. Dennoch wollte das preussische Volk lieber Krieg, als einen Frieden, der ihm nicht in Vollkommenheit dasjenige gab, was allein dem Leben Werth verleiht. „Ich kann erzählen, sagt der Vf., was ich gesehen habe. Als den zweyten Pfingsttag Nachmittag die Nachricht von dem mit Napoleon abgeschlossenen Waffenstillstande nach Berlin kam, wurden plötzlich alle Gesichter blass, alle Herzen wie vom Donnerstrahl getroffen, bange Todesstille war in der eben noch so fröhlichen Menge der wandelnden Menschen, die Sonne des schönen Frühlingstages schien nur auf Verzweifelnde: bey dem Gedanken der Möglichkeit des Friedens waren alle wie versteint und verdonnert.“ Was könnte aus Beschreibungen solcher Scenen werden, wenn eine darstellende Phantasie, eine edle, energische historische Kunst sie unternähme! Welche grosse, mit den Werken des Alterthums wetteifernde Geschichtschreibung könnte sie über die Geschichte des preussischen Volkes und Heeres in diesem Kriege schaffen! Und dazu wird die *äussere* Möglichkeit eintreten, wenn sich ein Historiker dazu findet. Ein noch umfassenderes Werk über die ganze Geschichte des gegenwärtigen Kampfes, über die Theilnahme aller verbündeten Nationen an ihm, ist zu grossen äusseren Schwierigkeiten unterworfen, als dass es für die nächsten Geschlechter würdig zu Stande kommen könnte. Aber jene ächtpreussische Geschichtschreibung liesse sich wohl zu einer Ge-

ſchichte der ganzen germaniſchen Nation im gegenwärtigen Kampf erweitern, wenn dieſe erſt einen Nationaltag hat, und dieſem wiederum beliebt, einen Nationalgeſchichtſchreiber zu beſtellen.

Der Vf. des vorliegenden Büchleins ſtrömt noch am Ende deſſelben wieder ſolchen Jubel über die Freyheit, Rechtlichkeit und den Ruhm des preuſſiſchen Volkes aus, daſs er vor Allen entzückt ſeyn möchte, wenn die Hiſtorie einſt dieſem Ruhm ein Denkmal ächter Kunſt ſetzet. Ms.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Paris, b. Fr. Buisson, Treuttel u. Würtz: *Mémoire sur l'état actuel des Samaritains*, lu à la Classe d'Hiſtoire et de Littérature ancienne de l'Institut impérial de France; par M. *Silvestre de Sacy*. 1812. 71 S. gr. 8.

Die *Samaritaner*, welchen wir dieſen Namen von ihrer ehemaligen Hauptſtadt *Samaria* beylegen, die ſich aber lieber *Schomerim* — שׁוֹמְרִים — d. i. *Bewahrer des göttlichen Geſetzes*, nennen, eine Nation und Religionspartey, vornehmlich auch deſswegen merkwürdig, weil ſie den neueren Bezweiflern der Ächtheit des moſaiſchen Pentateuches im Wege zu ſtehen ſcheint, waren allen Leſern der jüdiſchen und chriſtlichen Religionsurkunden längſtens aus der Ferne bekannt genug, aber in der Nähe wurden ſie in unſerem Welttheile erſt vor ungefähr dritthalbhundert Jahren bekannter. Samaritaniſche Handſchriften kamen nach Europa, und europäiſche Gelehrte fingen an mit Samaritanern Briefe zu wechſeln. Das that *Joſeph Juſius Scaliger* um 1590, *Thomas Marſhal* bald nach 1670, und *Hiob Ludolph* um 1684. In der neueſten Zeit, ſeit 1807, hat der franzöſiſche Reichsgraf und Senator, Hr. *Grégoire*, wieder eine ſchriftliche Verbindung mit ihnen anknüpfen laſſen. Die Hauptreſultate derſelben ſind von dem um dieſe Literatur hochverdienten Hn. Kanzler *von Schnurrer* im erſten Bande der *Fundgruben des Orients* niedergelegt, und ein gedrängter Auszug davon iſt in unſerer Allg. Lit. Zeit. 1812. No. 58 gegeben worden. Was am Schluſſe des letzten geſagt wurde: „Es ſtehe zu hoffen, daſs nunmehr, da der Weg einmal gebahnt ſey, noch mehr Fragen jener uralten (ſeit faſt 28 Jahrhunderten beſtehenden, und jetzt, da ſie kaum noch 200 Köpfe zählt, dem Ausſterben nahen) Gemeine vorgelegt, und von ihren Vorſtehern beantwortet werden“, fängt ſchon an in Erfüllung zu gehen, wie aus dieſer kleinen gehaltreichen Schrift erhellet. Hr. Ritter *Silveſtre de Sacy*, der bereits 1783 im 13ten Theile des Repertoriums für bibliſche und morgenländiſche Literatur, 1800 im 10ten Bande der allgemeinen theologiſchen Bibliothek und zuletzt im 49ten Bande der *Mémoires de l'Acad. des inscr. et des belles lettres* unſere Kunde ſamaritaniſcher Sachen auf mancherley Weiſe zu berichtigen und zu vermehren geſucht hatte, macht es ſich zur Pflicht, die letzten Seufzer des Samaritanismus, ehe ſie ganz verhallen, zu vernehmen, und Alles, was in dieſer Rückſicht der Nachwelt intereſſant ſeyn möchte, aufzuſammeln. Das Vorläufige hat er in dieſem Memoire vor etlichen Monaten ſeiner Claſſe des kaiſerlichen Inſtituts vorgeleſen, und darauf im 50ſten Heft der *Annales des Voyages* drucken laſſen; er behält ſich aber vor, das Ganze, was ſchon in ſeinen Händen iſt und was noch in dieſelben kommen wird, dem Publicum dereinſt mitzutheilen.— Das Mem. enthält *zuerſt* dasjenige, was früher über die neueren Samaritaner erforſcht worden war, in einer lichtvollen Darſtellung, bis p. 22. (Billig hätte der gelehrte, obgleich phantaſtiſche Franzoſe, *Wilhelm Poſtellus* († 1581), der jenen Gegenſtand am früheſten wieder in Anregung gebracht hat, nicht vergeſſen, und *Scaliger*, nicht *Julius*, wie ſein Vater hieſs, genannt werden ſollen.) Was durch Hn. *Grégoire's* Bemühungen hinzugekommen iſt, wird p. 23—35 aus den vom Viceconſul *Guys* zu Tripoli, vom Generalconſul *Corancèz* zu Haleb, und vom Viceconſul *Pillavoine* zu Acca abgeſtatteten Berichten vorgelegt. Der erſte und der letzte ſcheinen ſich bloſs auf das, was ihnen Juden referirt hatten, zu gründen. Doch findet man in dieſem (dem von *Pill.*) etwas, das vielleicht beachtet zu werden verdient. Es iſt bekannt, daſs die Juden die Samaritaner beſchuldigt haben, ſie verehrten das Bild einer *Taube* (*Relandi Diſſ.* T. I. p. 147. *Basnage's Histoire des Juifs* T. V. p. 1982), und man hat das daraus zu erklären verſucht, weil die Samaritaner an ihren Geſetzrollen eine *Taube* oder Turteltaube haben ſollten. Etwas Ähnliches lieſet man hier p. 25 f.: „Oben auf dem Pulte, worauf ſie die heilige Schrift (die Thora) legen, iſt die Figur eines Vogels, den ſie mit einem nur bey ihnen gewöhnlichen Namen, *Achima* (*Aſchima*), benennen, angebracht. Er hat die Geſtalt einer *Taube*.“ Dieſs Wort erinnert unwillkührlich an אֲשִׁימָא, den Götzen der aus Hamath nach Samarien verſetzten Coloniſten 2 B. d. Kön. 17, 30, welchen man im Vertrauen auf jüdiſche Ausleger für die Abbildung eines *Bockes* gehalten hat; eben ſo gut könnte man, nach dem, was man ſo eben geleſen hat, an *eine Taube* denken. — Der Bericht von *Corancèz* iſt bey weitem wichtiger, weil er nicht auf Hörenſagen, ſondern auf das, was er durch eine Correſpondenz mit den Samaritanern zu Nablos oder Sichem ſelbſt erfahren hat, ſich gründet. Das Weſentliche deſſelben iſt aber ſchon in den Fundgruben a. a. O. und der erwähnten Rec. zu leſen. Nun zu dem, was unſerem Mem. ganz eigen iſt — p. 35—71. Der Vf. verfertigte auf die Bitte ſeines Freundes *Grég.*. einen Brief und einen Aufſatz, neue Fragen enthaltend, an den Prieſter *Salameh* (سلامة, auch *Salam*, سلام; hebräiſch ſchreibt er ſich שׁלמה d. i. *Salomo* oder auch *Salma*, *Schalma*), lieſs ihn durch den bekannten Syrer, Michael Sabbag, der jetzt bey der Specialſchule der lebenden orientaliſchen Sprachen zu

Paris angestellt ist, ins Vulgär-Arabische übersetzen und in drey Copieen wegsenden. Schon in der Mitte von 1811 kam eine Antwort, aus einem langen Aufsatz in verdorbenem Hebräisch und samaritanischer Schrift und einem arabischen Briefe bestehend, zurück. Der Hauptinhalt wird von S. 37 an unter gewisse Rubriken gebracht und mitgetheilt. 1) *Von Gott und der ihm, dem Einzigen, gebührenden Verehrung.* Die Samaritaner erklären sich, wie andere von ihrer Partey früher gethan hatten, sehr stark gegen allen Bilderdienst. — Hr. *Silvestre de Sacy* vertheidigt sie bey der Gelegenheit auch gegen *Lobstein*, welcher in seinem Buche: *Codex Samaritanus Parisinus S. Genovefae*, Fft. 1781, p. 17 ihnen, weil er eine Unterschrift missverstanden hatte, es Schuld gab, dass sie die *Sonne* anbeteten, und *Sonnenpriester* hätten. (Das Wort *Schammascha* kommt in Unterschriften samaritanischer Bücher öfter vor, und möchte vielleicht, wenn wir nicht irren, wie das eben so lautende Wort im Syrischen (sonst *Meschamschana*) einen Priester des zweyten Ranges, einen *Diakonus* bedeuten.) — Aus der Probe, die p. 41 f. gelesen wird, sieht man, dass die Samaritaner aus den Bibelstellen eben so sonderbare Consequenzen ziehen, als ihre Halbbrüder, die Juden. — 2) *Von den Opfern.* Nur das *Pascha-Opfer* hat sich, und zwar mit sehr grossen, von der Tyranney der Türken herrührenden, Einschränkungen erhalten. (Wir wissen wohl, dass neuere deutsche Theologen *das Paschalamm* nicht als *ein Opfer* gelten lassen wollen; allein das geht uns hier nicht an; sie mögen ihre Behauptung gegen die Opferfreunde im Orient verfechten.) Dass die Samaritaner ausser dem Pascha beym Grabe eines unbekannten Heiligen auf dem Berge Ebal noch ein ander Opfer brächten, wie *Corancèz* berichtete (p. 32), wird von ihnen für falsch erklärt (p. 45 f.). — 3) *Von dem Gesetze.* Es ist, nach *Salameh*, ganz dasselbe, welches die Juden haben, nur mit anderen Buchstaben geschrieben. Er kennet eine samaritanische Übersetzung, und scheint zu sagen, dass ein gewisser Nathanael ihr Urheber sey. Die Samaritaner gebrauchen die hebräische Sprache noch unter sich, und lehren sie ihre Kinder, reden sie aber nicht bey Fremden. Über die Frage: Wie sie das Hebräische aussprechen, ob wie die Juden, oder wie sonst? haben sie sich noch nicht bestimmt erklärt. Die Übersendung eines Gesetzbuchs lehnen sie so lang ab, bis sie wissen, dass ihre Correspondenten *so, wie sie selbst*, d. i. ächte Samaritaner — seyen. — 4) *Von den Engeln und den ewigen Vergeltungen.* Über die ersten erklären sie sich nicht bestimmt genug, bestimmter über die letzten, doch noch nicht völlig. Sie nehmen eine Auferstehung an, und Folgendes sind ihre eigenen Worte: „Dass die Todten am Tage der Rache auferstehen werden, das erkennen wir als wahr, nach dem Spruche: *Ihre Kleider werden nicht veralten und ihr Duft wird herrlichem Myrrhendufte gleichen.* Für die Bösen wird eine Zeit kommen, wo Jehova sagen wird: *Sehet ihr nun, dass ichs allein bin, und ist kein Gott neben mir: Ich kann tödten und lebendig machen, ich kann schlagen und kann heilen, und es ist Niemand, der aus meiner Hand errette.* Wir aber werden alsdann glücklich seyn, wie es dorten heisst: *Der Herr wird sein Volk richten und sich über seine Knechte erbarmen*, und: *er wird gnädig seyn dem Lande seines Volkes.*" — (Die letzten Stellen sind eine sonderbare Accommodation von 5 B. Mos. 32, 39. 36 u. 43; aber woher mag der erste Spruch genommen seyn?) — 5) *Vom Messias.* Die alten Sam. erwarteten ihn schon zur Zeit Jesu Christi (Joh. 4, 25, 29. 42), und ihre heutigen Nachkömmlinge geben die auf sie vererbte Hoffnung, ob sie gleich dem Untergange so nahe sind, noch immer nicht auf; sie drücken sich aber über alles, was dahin gehört, sehr zurückhaltend und räthselhaft aus. Auch darüber, weswegen der *Messias* bey ihnen *Haschhab* (השהב) oder *Hathhab* (התהב) heisse, haben sie sich nicht erklärt. (Hr. *S. d. S.* sagt mit Recht p. 51, „alle bisher versuchten Erklärungen dieser Benennung hätten nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit." Ob er den allerneusten Versuch in Hn. *Bertholdt's Christologia Judaeorum*, nach welchem jenes Wort, wie das arabische gleichlautende هتهب, *einen Tyrannen* u. s. w. bedeuten soll, kenne, wissen wir nicht: wir sind aber überzeugt, dass er denselben, wenn er ihn kennet, verwerfen werde; denn das vermeinte arabische Wort ist ein blosses Unding und nur daraus entstanden, weil der letzte Buchstabe von هَتَّثَ, *iniquum et violentum imperium exercuit dynasta*, das mit drey Puncten bezeichnete *Tse* oder *Se*, ث, in der Eile für ein *Be*, ب, angesehen ward. Wir wundern uns übrigens, dass so Viele, die hier rathen wollten, das, was ihnen vor den Augen offen lag, übersehen konnten. *Schaheb* (שָׁהֵב) oder *Thaheb* (תָהֵב) — denn so muss man es wohl nach der sam. Mundart aussprechen, kann, wie im Hebräischen שָׁב *Schab* und im Chaldäischen und Syrischen תָּאֵב, das Participium von תוב, שוב seyn, und so viel als *Reductor* oder *Restaurator* bedeuten. Die Sam. glauben ja, ihre Glaubensgenossen seyen in der weiten Welt, z. B. in Russland, Deutschland, England, zerstreuet, und erwarten, dass ihr Messias diese Zerstreuten versammeln, in ihr geliebtes Vaterland *zurückbringen* und ihren Wohlstand *wiederherstellen* werde; oder um es hebräisch und also auch samaritanisch zu sagen: הוּא יָשׁוּב שְׁבוּת יִשְׂרָאֵל Deut. 30, 3. Ps. 14, 7.) — 6) *Von den Priestern* — erfährt man eben nichts Neues. 7) *Von Ehesachen.* Die Antworten sind noch nicht bestimmt genug. Über die Polygamie scheint *Salameh* zu sagen: Ein Sam. dürfe zwey Frauen heirathen und behalten, so lange sie beide lebten; stürbe aber die eine: so dürfe er keine andere an deren Stelle nehmen. Stürben beide: so

dürfe er sich wieder verheirathen, so oft er Witwer werde, doch nur immer mit *einer* Frau. In Ansehung des Levirats soll man das Wort *Bruder, dem man Samen verschaffen soll*, tropisch von einem Samaritaner oder Religionsgenossen verstehen. — 8) *Vom Unterschied zwischen Samaritanern und Juden.* Die Sam. haben ihre eigenen Synagogen, Häuser und Todtenäcker, verheirathen sich nicht mit Juden, essen nicht mit ihnen, essen von keinem Thiere, das diese geschlachtet haben, gehen in den *Totafoth* (Stirn- und Arm-Bändern) und den *Zizioth* (Quasten an den Oberkleidern) von ihnen ab. Ihre Schrift und Aussprache ist zwar von der jüdischen verschieden; sie haben aber sonst eben dasselbe Gesetz und eben dieselben 613 Gebote und Verbote. (Von den 248 Geboten und 365 Verboten der Juden sehe man *Leusden's Catalogus 613 praeceptorum, in quae totus Pentateuchus ex sententia Judaeorum divisus est*, als einen Anhang zu seinem *Philologus hebraeus* p. 365 — 417.) Einiges von der Antwort der Sam. bedarf noch mehr Erläuterung. — 9) *Von den Beerdigungen.* (In Beziehung auf *Pillavoine's* Bericht, nach welchem die Samaritaner ihre Todten nicht selbst begraben, sondern von Türken oder Christen begraben lassen sollen.) „Wir lesen für die Sterbenden einige Stellen aus dem Gesetzbuch, und beten für sie auf dem Berg Garizim. Nach dem Verscheiden waschen wir den Leichnam mit reinem Wasser, und lesen das ganze Gesetz über ihm. Mit dem Lesen hören wir auf, wenn man zur Beerdigung schreiten will; und wenn man ihn nach seiner Ruhestätte trägt, so lesen wir von da an, wo wir stehen geblieben waren, bis zum Ende des Gesetzbuches. Wir sagen Lieder und Gebete her, damit der Herr den Todten vergebe, und der Priester reinigt sie durch seine Gebete." — 10) *Vom Kalender.* — Man hatte von demselben bisher noch nicht hinlängliche Kenntnisse, und die zwey durch *Scaliger* bekannt gewordenen waren nicht ganz verständlich; daher ergingen Fragen an die Samaritaner, welchen durch ihre Antwort noch nicht Genüge geschehen ist. Man wird zur Gewissheit kommen, wenn man die Tafeln, wonach sie die Neumonde und Feste berechnen, erhält, und hat sie um deren Übersendung gebeten. — 11) *Vom jetzigen Zustand der Samaritaner* — erfährt man wenig Neues. Es gebe, meldet *Salameh*, jetzt nur noch zu *Nablos* und zu *Jafa* Samaritaner. Es habe dergleichen sonst auch in Aegypten, zu Gaza und Damas gegeben. (Dem hat man neuerlich widersprochen, aber mit Unrecht, wie man unter andern aus folgenden Büchern lernen kann: — Repertorium für bibl. und morgenländische Literatur. Th. XIII. S. 275. 277. Allg. theologische Bibliothek. B. X. S. 37. *De Rossi's Specimen variarum lectionum ex Codice Pii VI.* p. 72 sq. *Lobsteins Codex Samaritanus S. Genovefae* p. 35 sqq. 46. *van Vloten's Specimen philologicum* p. 9. 10. 25.) Sie versichern wieder, es wohnten viele Tausende von ihren Brüdern im Lande oder der Stadt אשכנז, *Aschkenaz*, im Reiche der Franken. (*Aschkenaz* wird wohl bey ihnen so gut als bey den Juden *Deutschland* bedeuten, und eben das Wort wird man also auch in der Antwort an Hn. *Gregoire* — A. L. Zeitung 1812. N. 58. S. 459 — für das unverständliche *Aldschinawuz* zu lesen haben.) Das sagt *Salameh* im hebr. Aufsatze nicht allein, sondern auch im arab. Briefe, — und dadurch entsteht, wie Hr. *S. d. S.* richtig erinnert, ein schwer zu lösendes Räthsel. Er vermuthet, es habe vielleicht ein unbekannter Gelehrter in Deutschland mit den Samaritanern einen Briefwechsel gehabt, und sich zu dessen Behufe so ausgedrückt, als ob es Glaubensgenossen von ihnen in seinem Vaterland gebe, wie etwa der Engländer *Marshal* sich auf eine ähnliche Weise in Beziehung auf England ausgedrückt hatte, oder aber die karaitischen Juden in Polen u. s. w., die in verschiedenen Stücken den Sam. nahe kommen, seyen mit diesen verwechselt worden. (Beide Vermuthungen haben allerdings viel mehr Wahrscheinlichkeit, als die eines deutschen Recensenten, welcher annimmt, die Kreuzfahrer möchten wohl bey ihren Rückzügen Juden und Samaritaner mit nach Europa geschleppt haben, weil daselbst jene, vermuthlich also auch diese, Geldes Werth hatten.)

ل.

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Ulm*, in der Stettinischen Buchh.: *Institutiones ad fundamenta Chaldaismi biblici brevissime concinnatae.* Ed. II auctior et emendatior. 1810. 54 S. 8. (8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Appendix institutionum ad fundamenta linguae Hebraicae a Cel. Schroedero editarum, Chaldaismi biblici praecepta exhibens.

Die erste Ausgabe dieser kleinen chald. Grammatik erschien 1787. Ihr Vf., Hr. *J. Ferd. Gaum*, damals Lehrer am Seminarium zu Blaubeuern, jetzt Specialsuper. zu Calw im K. Würtemberg, giebt in der kurzen Vorrede die Vorzüge an, wodurch der 2te Druck den älteren übertreffen soll. Sie bedeuten nicht viel. Die Zusätze machen ausser dem Conspectus keine sechs Zeilen aus (S. 9. 12 u. 15). — Die Druckfehler der ersten Edition sind freylich zum Theil verbessert. Z. B. S. 34 steht nun אחַגלִינא u. S. 44 עִלָּי, wo ehemals אחגליגא und עלי stand; aber S. 44 l. penult. ist noch das unrichtige אַרְצָא statt אַרְעָא anzutreffen. An sehr vielen andern Stellen ist das neue Exemplar dem alten nicht vorzuziehen, weil es manche Fehler hat, die jenes nicht hatte, z. B. S. 17, 13 קַבֵּל für קַבֵּל, S. 19, 13 ת, als Kennbuchstabe der *Species Hophal*, für ה, S. 22, 4 מְרַעַ für מרעע, S. 41, 10 שְׁוִיא für שַׁנִּיא. S. 45, 16 *illud* für *illum*, S. 50, 5 שׁוּזנָא und שֵׁיזבוּתא, da doch in beiden Wörtern der 4te Buchstabe ein Beth seyn sollte. *Ibid. lin. penult.* קַבֵּל für קַבֵּל. Besonders in den Paradigmen sind die Puncte oft nicht die richtigen, vermuthlich, weil manche Typen zu sehr abgenutzt waren, so dass statt eines Zeris oder Segols ein Chirek erschien. — Über die Grammatik selbst urtheilen wir nicht, da sie schon 25 Jahre in den Händen des Publicums gewesen ist,

ל.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

RÖMISCHE LITERATUR.

Amsterdam, b. Peter den Hengst u. Sohn: *P. Ovidii Nasonis Heroides et A. Sabini epistolae*, e Burmanni maxima recensione editae. Cura *Davidis Jacobi van Lennep*, qui et suas animadversiones subjecit. 1809. VIII und 325 S. 12. (2 Rthlr.) Editio altera, priore auctior et emendatior. 1812. X und 335 S. 12. (3 Rthlr.)

Zu den noch nicht ganz ausgeglichenen Vorurtheilen gehört die Meinung, als sey für Ovidius schon hinlänglich gesorgt worden, der Text rein hergestellt und der Erklärung nur nachzuhelfen. Diess haben mehrere neuere Ausgaben von sich abnehmen lassen. Und doch öffnet sich hier für Kritik und Sprachuntersuchung das gröste Feld, an dem *Heinse* und *Burmann* und einige Frühere jeder nach seiner Art wacker und sorgsam gearbeitet haben, auf welchem aber eine neue Saat weit reichere und nutzbare Ärndten verspricht. Der Boden ist freylich durch die ehemaligen Bearbeiter wieder festgetreten worden, und an vielen Stellen von neuem Unkraut belastet, so dass man oft mehr mit den Kritikern als mit dem Dichter selbst zu schaffen hat. Um so willkommener muss uns Jeder seyn, der diesem langwierigen Geschäft ein volles und tüchtiges Bemühen widmet, und ausser der Eigenthümlichkeit des Dichters, auch die Sprache überhaupt durchdrungen hat. Bey den einzelnen Werken werden überdiess besondere Foderungen Statt finden, und nicht blosse Sprachkritik kann ausreichen; auch das Mythologische und Antiquarische will genauer als bisher behandelt seyn. Wir freuen uns, Hn. *Lenneps* (Prof. an dem Athenäum zu Amsterdam) Bearbeitung der Heroiden schon in einer zweyten Ausgabe anzeigen zu können, zumal da auch diese nur noch als Vorläufer betrachtet seyn will. Der Mangel an Exemplaren bey den jährlichen Vorlesungen im Athenäum (wir würden für Schulen ein anderes Buch auswählen) foderte den Herausg. zum Abdruck des *burmannischen* Textes auf; er konnte aber mit diesem nicht zufrieden seyn, und rief daher mehrere verdrängte Lesarten zurück, und änderte, wo es ihm nöthig schien, nach Conjecturen. Diess geschah in dem ersten Theil der Episteln weniger, mehr in dem letzten. Zur Rechtfertigung und zur Erläuterung anderer Schwierigkeiten fügte er Anmerkungen bey, über die er nur zu bescheiden urtheilt. Denn wenn er das Werk unvorbereitet aufgenommen zu haben bekennt: so widerspricht er einer seiner früheren Äusserungen, und, was freylich das Beste, das Werk selbst widerspricht ihm. Auch soll diese Ausgabe nicht als *justa editio*, sondern als *justa editionis prolusio et praemeditatio* gelten. Die grössere Ausgabe, an welcher er ununterbrochen arbeitet, soll sich auf die Vergleichung von 40 pariser, leidener u. a. Handschriften stützen, und die griechische Übersetzung des Planudes, die noch nicht edirt ist, enthalten. So viel wir wissen, hat Hr. *L.* sich diesen Apparat durch eine gelehrte Reise selbst verschafft.

Da wir von diesem Specimen auf das grössere Werk schliessen dürfen, und wir erwarten können, dass Hr. *L.* auch unsere Anzeige nicht unbeachtet lassen, vielmehr die Erinnerung an das, was noch zu leisten sey, wohlmeinend aufnehmen werde: so sey uns vergönnt, unser Urtheil vollständig darzulegen, und das Einzelne des Werks mit den nöthigen Bemerkungen zu begleiten. Durchaus bewährt sich in der Bearbeitung ein redliches Bemühen, dem es um die Sache und deren tiefere Gründe zu thun ist, eine Sorgsamkeit, die jede Schwierigkeit, vermöchte sie auch nicht dieselbe zu lösen, doch aufnimmt, eine nicht gemeine Kenntniss der Sprache und eine richtige Einsicht in die Eigenheiten des Schriftstellers. Mehr leistet Hr. *L.* als Erklärer denn als Kritiker, obgleich ihm zum Vortheil kommt, dass er auf die Vertheidigung guter handschriftlicher Lesarten hält, und so dem Dichter viele ächte, aber durch Missverständniss der Herausgeber verdrängte Gedanken und Worte vindicirt hat. Mehr auch ist er als Beurtheiler fremder Kritiken, als dass er an Schwierigkeiten, welche von Anderen noch zurückgelassen wurden, immer Anstoss nähme und Aufhellung gewährte. Wir würden sehr weitläuftig werden müssen, wenn wir erwähnen wollten, wie viele gute Lesarten der Handschriften auch Hr. *L.* in *Burmanns* und *Heinse's* Anmerkungen unbeachtet gelassen, und von den theils in den Text aufgenommenen, theils nur vorgeschlagenen Conjecturen können wir, wie sich unten zeigen wird, keine billigen. Daher aber beruht auch der Werth dieser Ausgabe mehr auf dem Negativen, indem die unpassenden Conjecturen und Erklärungen Anderer gut zurückgewiesen worden sind. Hierin zeigt der Vf. vielen Scharfsinn. Ein Hauptfehler aber dünkt uns die Unsicherheit des Urtheils, bey welcher der Vf., statt durchgreifend zu entscheiden, das richtig Gefundene noch wanken lässt; daher auch die auf allen Seiten wiederkehren-

de Formel *nescio an, nescio an non.* Hier hat er die Kraft noch zu stählen, und mit Selbstvertrauen auf den Abschluss von Regeln auszugehen; er zerstreue sich bey seinem Werke nicht durch die Unzahl der Meinungen, sondern gebe uns Resultate neuer, tieferer Forschung. Dass er diess vermögen werde, lässt sich aus den Proben, die er über prosodischen Gebrauch der Verbalsylben, über die Quellen einiger Fabeln u. A. hier schon gegeben hat, abnehmen. Man vgl. zu epist. XI. Der Nachahmung des Dichters geht er auf- und abwärts sorgsam nach, doch ohne in die verhasste Weise des Parallelisirens gewisser Interpreten zu verfallen; auch, glauben wir, wird er durch längeres Studium über das, was Ovidius zuerst in die Poesie und in die Verskunst einführte, künftig näheren Aufschluss ertheilen, und die Sprache des Dichters noch in weiterem Umfange erfassen. Weit mehr, als er hier, und gewiss zur belobenden Zufriedenheit geleistet hat, erwarten wir von der grösseren, auch durch äussere Hülfsmittel reicheren Ausgabe.

Wir wollen mit Sorgsamkeit das Einzelne, ohne jedoch einen Auszug zu geben, erwägen, und beide Ausgaben genau vergleichend, aufmerksam machen auf das, was in den Anmerkungen des Vfs. von uns vermisst wurde, und was der Auszeichnung werth schien. Epist. I, 2. *Nil mihi rescribas: attamen ipse veni. Heinse* interpungirte nach *attamen*, was sprachwidrig war. Mit *Burmann* billigt Hr. *L.* den Vorschlag von *Gronov*: *ut tamen; ipse veni.* Durch die in der zweyten Ausgabe beygebrachte Verbesserung von *Brink: tu tamen ipse, veni* wird im Verhältniss zur alten Lesart nichts gewonnen, ja es fällt der Gegensatz *tu tamen* zu stark auf. Lässt sich *Gronovs* Vorschlag auch rechtfertigen: so bleibt doch das nachgesetzte *ut tamen* an sich hart. Allein, dass *Marius Victorinus* p. 2559 f. *Putsch.* einstimmig mit den Handschriften die Lesart *attamen ipse veni* anführt, scheint uns hinreichender äusserer Grund, dieselbe zu vertheidigen, da sie selbst wegen des gehaltenen Tons der Epistel, wo nicht gefodert, doch vorgezogen werden muss. Man hatte den Sinn also ausgelegt, dass das Wort *tamen* alles Gegensatzes ermangelte, und dann war es unstatthaft. Wir sehen auf den Charakter der Epistel. Nicht weiche Klage oder zärtliche Bitte, nicht jammernde Sehnsucht spricht sich in ihr aus; ein tief gekränktes, durch das Aussenbleiben des Gatten erbittertes Gemüth und ein kräftiger Sinn, der sich dessen, was das Herz standhaft erduldet hat, bewusst ist, und immer wieder auf die Wünche für häusliches Glück zurückkommt, thut die letzte Anfoderung, und heisst selbst mit wechselndem Unwillen und Vorwurf den Säumenden zurückkehren. Verachtet glaubt sich Penelope (V. 77), und dabey fühlt sie doch, wie sehr sie durch Treue und Sorgsamkeit verdient habe, dass Ulysses als Gatte und als Sieger (V. 57) zurückkehre und die alte Ordnung herstelle. Mit einem Briefe ist ihr nicht geholfen. Daher beginnt sie also: *Dieser Brief kommt von deiner Penelope. Antworte mir nicht; doch selbst magst du kommen, doch selbst komme.* Die Worte *nil mihi rescribas* sind so gesprochen, als wolle sie sich erzürnt von ihm lossagen; doch fügt sie die Einschränkung bey, ausser der sie von Ulysses nichts wissen will. Die concessive Bedeutung des Imperativus, welche unser *mögen* und *können* ausdrückt, sollte aus den Komikern bekannt seyn, wird aber gewöhnlich nicht berücksichtigt. *Certe* im folgenden *Troja jacet certe* erklärt Hr. *L.*, nach Verwerfung der Verbindung *certe invisa* und der Verbesserung *per te*, also: *Hoc certe mihi non objicies, Trojam adhuc stare, Trojam etiam nunc in caussa esse, cur reverti ad me non possis; Troja jacet certe.* Sagte Penelope, dass Troja liege: so wäre diess eine für Ulysses sehr überflüssige Bemerkung; soll es heissen: *nun kannst du doch kommen, denn Troja liegt gewiss:* so giebt es einen sehr matten Gedanken. Wir finden in diesem Vers nur Beziehung aufs Folgende, und nehmen *certe* in der Bedeutung, in welcher es eine bekannte, anerkannte Sache nachweist und anderwärts als *sic certe* erscheint. Der Sinn ist: *So liegt nun das allen Mädchen verhasste Troja; eines solchen Mühe und Schmerz bereitenden Unternehmens war Troja nicht werth.* Einen engeren Zusammenhang wird man hier weiter nicht verlangen, noch mit *Burmann* auf eine Lücke rathen. — V. 24. Wir finden hier *in cinerem* nach *Burmann* aufgenommen, und diess ist das Richtige; nur musste *Burmanns* Unterscheidung von *cineres* und *cinerem*, welche gut widerlegt wird, darauf beschränkt werden, dass man wohl *cineres*, aber nicht *verti in cineres* sagen kann. — V. 33 *hic est Sigaea tellus.* Hiebey wird von Hn. *L.* nichts bemerkt, und doch war die Lesart von 8 Handschriften *haec est S. tellus*, als einzig richtige, in den Text aufzunehmen. So spricht nicht allein Ovidius, sondern jeder Römer mit zureichendem Sprachgrunde, der auch Hn. *L.* vielleicht unerkannt bewog, im 48 Vers *quod* der Correction von *Heinse* und *Burmann qua* vorzuziehen. — Zum 37 Vers berührt der Vf. das Abweichende in Ovidius und Homers Erzählung, wie er zum 15 Vers den Dichter einer Fahrlässigkeit beschuldigt. Wir erkennen in dem Verfahren die besonnenste Absicht; Ovidius wollte sicher die Fabel umgestalten, und suchte diess durch die durchaus verschiedene Haltung des Charakters zu schützen. So versuchte sich aber unser Dichter nicht selten. — Mit Recht wird V. 40 *dolo* trotz der gleichlautenden Clausel in Schutz genommen, und die Stelle V. 68 nach *Hubertinus* und anderen älteren Auslegern erklärt. Nicht anstehen durfte Hr. *L.*, um sich für den Vorzug der gewöhnlichen Interpunction Vers 83 *tua dicar oportet Penelope: conjux* — vor *Schrader's tua d. oportet: Penelope conjux* zu entscheiden; denn hier ermangelt *tua dicar* aller Kraft, nach vorausgegangenem *tua sum.* Das Ganze drückt den Gedanken aus: *Dein bin ich, und nur als Ulysses Gattin nenne man mich Penelope.* Keineswegs aber ist um dieses Sinnes willen *Penelope conjux*, nach *Heinse*, zu verbinden. — Bey Vers 86, wo die gewöhnliche Lesart keiner Än-

derung bedarf, war auf den griechischen Sprachgebrauch in *μένος* Rückficht zu nehmen, übrigens *vires* nicht als *vires potestatis et auctoritatis patriae*, fondern vom Zorn und der Heftigkeit zu erklären. Bey V. 103 *Hoc faciunt custosque boum etc.*, wo nicht einzusehen, auf was *faciunt* bezogen werden müsse, da, wie Hr. *L.* richtig bemerkt, *precor* als eingeschobenes Wort dieser Beziehung nicht fähig ist, ladet ein *judicent peritiores* auch uns ein, ohne Anspruch auf jenen Ehrentitel unsere Meinung abzugeben. Hr. *L.* will entweder *huc faciunt* i. e. *has partes sequuntur* lesen, oder das Distichon nach dem 108 V. setzen. Uns nimmt Wunder, dass auch die zweyte Ausgabe nicht Besseres beygefügt hat; denn *huc faciunt* kann nicht heissen *uns stimmen sie bey*, sondern *hiezu tragen sie bey*, wie in der aufgeführten Stelle des Cicero *ad Att.* VII, 3 *illuc faciunt*, nämlich *ut res maximo in periculo sit.* Bey der Versetzung aber wird das wohl Einpassende erst aus seinen Fugen gerissen. *Hoc faciant* i. e. *utque idem faciant custos et nutrix precor*, welches ein Recensent in den heidelberger Jahrb. 1809. S. 300 vorschlug, ermangelt aller Verbindung und eines befriedigenden Sinnes, da genug ist, dass Telemachus die Augen den sterbenden Ältern zudrücke, dabey aber der Hirte und die Amme nur im Wege stehen. Man könnte darauf sinnen, *facere* in der Bedeutung von *leben*, *in einer Lage seyn* zu vertheidigen; allein es möchte nicht viel dadurch gewonnen werden. *Faciant* geben Handschriften an die Hand. Penelope setzt aber im Einzelnen aus einander, dass Alles des Ulysses Hülfe bedürfe, und Alle verlassen seyen, Laertes, Telemachus, die treuen Hausgenossen. So vermuthen wir, der Dichter habe geschrieben: *Quid faciant custosque boum longaevaque nutrix, tertius — harae?* Der Beyspiele dieser Formel bedarf es bey ihrer grossen Zahl im Ovidius nicht; der Zusammenhang aber ist bündig, denn *sed neque Laertes, aber auch nicht Laertes*, greift in die Gedankenfolge ein. Epist. II. V. 3 *pleno quater orbe.* Hier hätte der Vf. seine Vertheidigung der alten Lesart mit mehr Bestimmtheit durchführen sollen, da *semel* an der Stelle von *quater* durch mehrere Gründe geschützt werden kann, und weder das Zeugniss des *Hyginus*, noch *Burmanns* Meinung überwiegt. Für *seine* Epistel hatte Ovidius der Voraussetzung einer längeren Zeit nöthig, und er *musste* von der Erzählung Anderer abweichen; dass aber das Mädchen nicht habe können bis zum vierten Monat warten, ohne zu schreiben, reimt sich nicht mit der ganzen Klage, die sich eben auf ein langes Harren stützt. Im 10 Vers erklärt Hr. *L. tarde, quae credita laedunt, credimus: invita nunc et amante nocent* also: *Tarde credere solemus ea, quae credita dolore nos afficiunt. Nunc quoque, etsi jam omnino cogor ita credere, malim posse non credere.* Wir sehen nicht ein, wie dieser Gedanke in des Dichters Worten liege, da er sagt: Spät glauben wir, was geglaubt uns schmerzt; und mich schmerzt es selbst jetzt, da ich dich nicht mehr lieben sollte, und ich dich wider Willen liebe. *Nocent* ist dem *laedunt* gleich. — Was *Burmann* über die Lesart des 36 Vers vorbrachte, finden wir bey Hn. *L.* richtig anerkannt und weiter durchgeführt. Im 20 Vers hat der Herausg. die Lesart *si valet, ipse venit* übersehen, welche nach ein oder zwey Handschriften in *si valet ille, venit* verändert worden ist, weil man *ipse* wie an anderen Orten für: *selbst, in eigener Person*, nahm. Allein *ipse* kommt in der Bedeutung nicht selten vor, in der es nur eine Hervorhebung der Person, als Herr, als Gatte, als Freund u. s. w., bewirkt. Diese nur zu oft verkannte Bedeutung, welche auch dem griechischen *αὐτός* eigenthümlich, hat hier Statt, und Phyllis sagt: er, mein Geliebter kommt, wenn er gesund ist. *Ille* stünde hier ohne alle Bedeutung. Zum 37 Vs. heisst es: *fictus praetuli cum Burmanno, neque tamen vera esse non potest altera plurimarum membranarum priscarumque editionum lectio falsus.* Warum aber wurde diese Lesart nicht in ihre alten Rechte eingesetzt? So ist auch Tacit. Ann. I, 1 *res ob metum falsae* zu rechtfertigen. *Heinse's* Erklärung wird, wie billig, zurückgewiesen. — Im 56 Vs. war *haec* statt *hoc* in den Text zurückzurufen, wie denn *Heinse* diese Sprechweise an sehr vielen Stellen verdrängt hat. (Wir sehen diess aber von *Heusinger* schon in den *Emendat. Guelferbytan.* in *Lessings* Beyträgen zur Geschichte und Lit. 3 No. S. 18 bemerkt.) Der Widerlegung beym 86 Vs. muss man beypflichten; warum aber in der zweyten Ausgabe der Tadel bey der *schraderschen* Erklärung *esset tamen paullo durior enallage* hinweggefallen, versteht man nicht, da solche Enallagen heutiges Tages nicht mehr gebilligt werden. — Der Zusammenhang in Vs. 115 u. f. wird gut verdeutlicht. — Vs. 121 f. Vortrefflich wird für die Lesart *aequora lata* gesprochen, und diesen Worten keine Beziehung auf *calco* eingeräumt. In der zweyten Ausgabe glaubt Hr. *L.* alle Schwierigkeit durch *Boissonade's* Interpunction (— *calco, quaque — meis, sive — humus, seu — sidera, prospicio, quis freta ventus agat*) gehoben. Man kann wohl auf diese Art die Stelle ordnen, allein nur mit Verlust der poetischen Darstellung. Das Ganze erhält dadurch oratorische Farbe, und wird zur Demonstration. *Moesta litora* und *quaque patent aequora* verbunden giebt ein volles Bild, felsichte Ufer und weite Aussicht; dann wird auch des fortwährenden Schauens gedacht, *sive die* etc. Nur muss nach *sidera* ein Komma stehen. Eine interessante Bemerkung ists, dass *Burmann fruticosa litora* nicht verstand, sondern änderte, weil er bloss die holländischen sandigen Meerufer kannte. Epist. III, v. 67. Gegen *Douza* und Andere wird *si tibi jam reditus placent*, wo *tam* gelesen werden sollte, in Schutz genommen, und diess gar recht; allein die Erklärung bedarf einer Änderung. Der Vf. sagt: *quovis enim alio tempore praematurus hic in patriam reditus et ignava, durante ad Trojam bello, domi quies Achilli, gloriae cupidissimo, non placuissent.* Diess muss

zu weit hergeholt scheinen, und leichter spricht der Sinn an, den *si jam* als *wenn nun*, εἴγε δοκεῖ σοι, gewährt. — Den Vorschlag von *Heinse* Vs. 121 *prae tutis* statt *pro tutis* hatte Hr. *L.* des Vorzugs werth gefunden, in der neuen Ausgabe verwirft er ihn, und allerdings charakterisirt die gewöhnliche Lesart den Achilles weit mehr. Dem 149 Vers hat der Herausgeb. wieder zu Sinn und Bindung verholfen, indem er *At* an die Stelle des unpassenden *Ah* einsetzte. Epist. IV, V. 16 *Adsit, et, ut nostras avido fovet igne medullas, Figat sic animos in mea vota tuos.* Auch Hr. *L.* nimmt an *figat animos*, wie *Burmann*, Anstoss, weil es wenigstens eine zu kühne und lose Redefigur ausmache, und will lieber mit dem Vorgänger *frangat*, oder mit einigen Handschriften *fingat* lesen. In der neuen Ausgabe wird bemerkt, dass *Oudendorp* und *Ruhnken* wegen der Schwäche des Bildes auch *fovet* für falsch erklärt haben: wie viel mehr muss *fingat* als schwach und matt auffallen! So hat Ovidius hier sicher nicht geschrieben. *Fovet* läfst sich retten, indem das fortdauernde Feuer der Liebe, nicht bloss das verzehrende (was die Emendationen *coquit* und *vorat* bezeichnen) gemeint wird. Rec. glaubt seiner Seits noch an die Möglichkeit, *figere* in Bezug auf Amors Pfeile zu vertheidigen; vor der Hand will er in dem Anfangsbuchstaben des Verses eine Corruption annehmen, und zu lesen vorschlagen: *stringat sic animos*, wie Virgilius Aen. 9, 294 sagt; *animam patriae strinxit pietatis imago*, nur dass in unserer Stelle das Bild der Geschosse zum Grunde liegt, Virgil. Aen. 10, 331 (*tela*) *stringentia corpus.* — Vs. 34 lesen wir das von *Heinse* aus einer einzigen Handschrift aufgenommene *peius adulterio turpis adulter abest*, wobey also *adulter pejus* eine Apposition bildet. Diese aber ist dem Lateiner nicht durch die Freyheit, welche dem Griechen zukommt, verstattet und unerweislich: daher die alte, auch von Hn. *L.* erklärte Lesart *obest* vorgezogen werden muss. — Vs. 46 wünschten wir *torquentem frenis ora fugacis equi* auch im Text mit der *heinsischen* Correction *sequacis* vertauscht, wenigstens nicht mit dem Grunde der blossen Autorität von *Burmann* zurückgesetzt zu sehen. [Auch die wolfenbütteler Handschriften haben *fugacis.*] — Vs. 86. *Non sum materia digna perire tua.* Indem *Burmanns* Erklärung *materia i. q. indoles* durchaus nicht ausreicht, tritt der Herausg. auf *Heinse's* Seite, und läfst *materia tua* für *causa tua* gelten. Um die Bedeutung von *materia* als Grund und Gelegenheit zu beweisen, werden drey Stellen angeführt: allein diese beweisen für die ovidische nicht, was sie sollen. Bey Sallustius nämlich Catil. 10, 3 *ea* (*pecuniae et imperii cupido*) *quasi materies omnium malorum*, und eben so beym Vellejus Paterculus II, 62, 8 und beym Justinus III, 2, 12 ist es der Stoff, der das Übel nährt und schafft, die hervorbringende Ursache, aber nicht die vermittelnde Gelegenheit. So darf wenigstens das Wort nicht genommen werden. Diess bedachte *Gesner* wohl, als er in f. *Lexico* schrieb: *comparat amorem suum cum igne, cui materiam et alimenta praebeat Hippolytus.* Dagegen wird *materia* nicht sowohl von Brenn- als vom Bau-Material gebraucht, und *Gesners* Erklärung, der Manches zur Empfehlung dient, scheint uns nicht als richtige zu gelten. Noch lassen sich wohl einige Deutungen in das Wort hineintragen, allein bey allen bietet der Ablativ und *tua* unauflösliche Schwierigkeiten dar. Uns dünkt nur eine Aushülfe möglich, so dass *materia tua*, als Nominativ genommen, in Apposition steht, mit dem passenden Sinn: ich bin nicht werth, ein Gegenstand deiner Vernichtung zu werden; so oben Epist. 3, 152 *materia caedis* und hier *tua*, statt *tuae caedis.* Und dieser Sinn liegt in den Worten, sobald die gewöhnlich verdorbene Form wiederhergestellt und gelesen wird: *Non sum materies digna perire tua.* — Bey den folgenden wenigen Anmerkungen zu dieser Epistel läfst sich nichts weiter erinnern. In der ersten Ausgabe vermissten wir bey der Angabe der Variante *indigno* im 8 Vs. der 5 Ep. eine genügende Würdigung derselben, in der zweyten finden wir das Urtheil beygefügt: *Equidem alterum* (*indignae*) *praefero. Agitur hic de feminis.* Und doch ists ein Gebrauch der Griechen und Römer in allgemeinen Sentenzen, das Masculinum auch in den Reden der Frauen ohne Beziehung auf das Geschlecht der Sprechenden zu setzen. Hier aber ist *indigno* überdiess vorzuziehen, weil sich das Besondere dann treffend ans Allgemeine anschliesst. — Es befremdet, zum 152 Vs. *et a nostro saucius igne fuit* die Erklärung zu finden: *ab eodem igne, quo etiam nos flagramus.* In der zweyten Ausgabe wird folgende beygefügt: *Apollo et Admeti amore flagravit et nostro.* — Epist. VI. V. 55 wird die Emendation *urbe virum vidua* und das Supplement *ut vidi* mit gleichem Rechte verworfen. Allein mit dem Urtheil: *elegantius videtur sine ista* (*vocula ut*) kann man sich nicht begnügen; vielmehr hätte Hr. *L.* den Sprachgebrauch erläutern sollen, nach dem *que* gesetzt wird, wo *und sogleich, und zugleich* erforderlich ist. Er findet sich fast bey allen Schriftstellern. V. 83. In der zweyten Ausgabe verwirft Hr. *L.* die von *Heinse, Oudendorp* und *Ruhnken* gebilligte Lesart *sed carmina novit* als matt. Unser Gefühl sagt das Gegentheil aus, und die auffallende Härte in *carmine movit* (wozu man aber keineswegs *te* zu verstehen braucht) rechtfertigt dasselbe. Vs. 87 *obliqua flumina. Burmanns* Erklärung *flumina decurrentia, curvato cursu, ex altis locis* wird verworfen, weil solche Flüsse leicht gehemmt werden könnten, und Hypsipyle die höchste magische Kunst übte. Vielmehr sey *obliqua* wie bey Lucan I, 220 und Valer. Flacc. II, 7 zu verstehen. *Stans Medea in ripa decurrentis fluminis vere dici poterat illud ex obliquo sive obliquum sistere.* Diess Alles vermögen wir nicht, weder mit den angeführten Stellen, noch mit der Bedeutung des Worts zusammenzureimen. Rec. stimmt *Broukhuysen* zu Tibull I, 2, 44 bey. —

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JANUAR 1814.

RÖMISCHE LITERATUR.

Amsterdam, b. Peter den Hengst u. Sohn: *P. Ovidii Nasonis Heroides et A. Sabini epistolae, e Burmanni maxime recensione editae. Cura Davidis Jacobi van Lennep etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mit Recht wird V. 95 *frui* und V. 114 *feror* vertheidigt, und diess durch *omnium ore celebror* erklärt. Eben so gegründet ist die Widerlegung *Burmanns* V. 125, wo allerdings *ferendos pro matre* zu verbinden ist; denn der Dichter würde *ducendos* gesagt haben, wenn er nicht durch *ferendos* auf die Natur der Neugeborenen hätte hindeuten wollen. Billigen muss man endlich die Wiederherstellung im V. 140 *quaelibet — arma i. e. quantumvis impia.* (Die Paraphrase des heidelberger Recensenten, mit welcher *quamlibet* vertheidigt werden soll, bringt nicht weiter.) Wenn aber Epist. 7, V. 21 *nec di tua vota morentur* emendirt, und der Text sogar also verändert wird, auch der heidelberger Recensent diess elegant nennt: so irren Beide, indem sie an der Redensart *morantur aliquem vota sua* im Vergleich mit anderen Stellen, in denen gesagt wird, *aliquis alicujus vota moratur*, Anstoss nahmen, ohne zu bedenken, dass beide Redensarten Statt finden können, nur jede ihren eigenen Sinn enthält. Wenn Ovidius Epist. 8, 5 von den Göttern sagt: *sed non sunt faciles; nam cur mea vota morantur?* so will er sagen: warum gewähren mir die Götter meine Wünsche nicht? Hier aber ist der Sinn folgender: Wenn dir nun auch Alles in Erfüllung gegangen ist, und dich nicht mehr die zu leistenden Gelübde aufhalten, beschäftigen (du also nun dem Genusse zueilst), wo wirst du denn eine liebende Gattin finden? *Vota* sind *vota facta*, oder so viel als Lösung der Gelübde, wie bey Virgilius u. A. — Glücklich ist der krankenden Stelle V. 33 durch Interpunction also geholfen worden: *castris militet ille tuis; aut, ego quem coepi (neque enim dedignor) amare, materiam curae praebeat ille meae.* Die erste Ausgabe ermangelt dieser Verbesserung aus Versehen noch im Texte, in der zweyten wird dagegen erinnert, dass schon *Hoeufft* in seinem *Pericul. crit.* und *Santen* auf gleiche Weise geschrieben haben. — Die Lesart *latus pontus* im 50 V. wird gegen *Hoeufft's laetus* und *Santens stratus* mit Recht vertheidigt, obgleich der Grund, dass, je breiter das Meer, desto mehr sich Gefahren darbieten, zu weit ausgeholt und gesucht scheint; denn nur von einem dichterischen Beyworte kann hier die Rede seyn. V. 96 emendirt der Herausgeber *Eumenides fati signa dedere mei.* Da Rec. bis jetzt nichts Besseres gefunden, enthält er sich alles Zweifels an diesem Vorschlag. Der absolute Gebrauch von *signa dare* ist vor Allem zu beweisen. — Die sichere und ausreichende Hülfe erwartet der 97 V. auch jetzt noch: doch kann der Dativus *Sichaeo*, wenn er nur handschriftliche Autorität hätte, recht wohl erklärt werden, indem die Verbindung der doppelten Construction *violate* und *servande Sichaeo* angenommen wird; denn was *einem* bewahrt wird, wird *einem* auch verletzt. — Gut wird V. 119 der Ausdruck *moenia fixi* erläutert. Die Anordnung der Worte V. 123 *qui coierunt, querentes, me praeposuisse thalamis suis nescio quem* hat schon *Scheller* in seinem Lexikon unter dem Worte *coëo* vorgeschlagen. Beym 152 V. thut Hr. *L.* wenigstens *Burmann* Unrecht, wenn er dessen Erklärung für unverständlich hält; denn das von *Burmann* gebrauchte *ibi* liegt wirklich in *hanc*, und *sceptra sacra* kann ohne Bedenken durch *que* mit *urbem* verbunden werden. Selbst schlägt Hr. *L.* vor: *nomen et hic regis sceptraque sacra tene.* — Epist. 8. V. 34. Die zweyte Ausgabe giebt eine richtige Erklärung von *prior ordine*, die dem Vf. von *Brink* mitgetheilt wurde, dass es nämlich nicht vom höheren Alter des Grossvaters, sondern von dessen früherem Versprechen zu verstehen sey. In V. 48 ist *Nodells* Verbesserung *si medios numeres* in den Text aufgenommen worden, und sie verdiente es. V. 65 findet man *Heinse's durat*, statt *errat*, im Text. Gilt es der Conjectur: dann liesse sich so manches Wort hier einsetzen; der Gebrauch von *errat* ist aber lange noch nicht vollständig, weder in den *Lexicis*, noch von den Kritikern aufgefasst worden. Epist. 9. V. 10. Statt *non tanti* ist aus einem Codex *non tanta* aufgenommen; einzig richtig. Es wird hier nicht allein der Begriff der Zeit erfodert, sondern die leider von Wenigen erkannte Vergleichung in *tanti est*, welche nicht aufsteigt, sondern aufs Geringere ausgeht, liegt von unserer Stelle weit entfernt. — Wäre der Vorschlag von *Heinse*, V. 15 *tuta aequora* statt *tota aeq.* zu lesen, auch von Seiten der Einfachheit zu empfehlen: so würden wir Hn. *L.* verargen, ihn nicht der Aufnahme gewürdigt zu haben; so aber billigen wir das in den Noten vorgebrachte Urtheil. — *Schrader* hat in seinen *Emendatt.* C. 11 die Verse 37 und 38 für unächt erklärt, weil der Numerus nicht ovidisch, die Redensart *esuros terna per ora canes*

nicht lateinisch, und der Pluralis von dem einen Cerberus lächerlich sey. Dagegen wendet Hr. L. ein, dass der Numerus nicht schlecht sey (gut hätte er ihn nicht nennen sollen), dass sich der Pluralis aus anderen Beyspielen erweisen lasse, und dass per das Instrument anzeige, wie bey den Griechen διὰ. Jene Beyspiele Ep. 3. V. 108 *per enses*, V. 119 *clypeos*, V. 145 *corpora* gehören insgesammt nicht zum Beweise; denn es ist hier von einem Individuum die Rede, zu welchem einzig *terna per ora* passt. Eben so wenig kann *per ora* durch *per amicum fallere, colnisse per artes* vertheidigt werden, was Jedem in die Augen springt. Den letzten von *Schrader* angeführten Grund: *votis et peculum fibris mulier inepte videtur interponere, se jactari inter serpentes etc., quae melius post somni simulacra legerentur*, übergeht unser Vf. ganz. Wir setzen hinzu, dass die dürre Aufzählung der Schlangen, Bären, Löwen und Hunde zu registermäsig, ganz unpoetisch und des Ovidius unwürdig sey, und halten die Meinung des sonst zu voreiligen Kritikers für wahr. — Vorzüglich zu loben ist die Aufnahme der Verbesserung von *Egnatius* V. 53 *referetur* [was sich auch in einer wolfenbüttelschen Handschrift findet] statt *refertur*, was *Heinse* mit *praefertur* vertauschte; dagegen muss es Wunder nehmen, auch in der zweyten Ausgabe V. 58 *collo; collo* dem *collo; illo* nach einer Handschrift vorgezogen zu sehen. Das Glossem ist ja offenbar. — V. 84 steht immer noch nach *tibi* das Punctum. Die Verbesserung *Schroders* (*Miscell. Obss.* VI, III. p. 532), welche Hr. L. verwirft, sollte gebilligt werden; indem das Futurum *narrabis* die Kraft des griechischen Optativs hat. — V. 86 wird *cunis* gegen *Heinse's caudis* gut vertheidigt, allein der absolute Ablativus bleibt hart. [Auch die wolfenbüttelschen Handschriften geben *caudis*.] V. 126, wo *tegendo* gegen das Metrum fehlt, und die Verbesserungen Anderer nicht genügen, hat Hr. L. drucken lassen: *fortunam vultus fassa decente suos*. Die Coruptel wird dadurch glaublich gemacht, dass *decente* in *tegente*, und diess in *tegendo* übergegangen sey, und erklärt wird: *fassa fortunam suam vultu decente i. e. dejecto, vel tecto, vel certe moesto.* [Wie wir sehen, hat *Heusinger*, den Hr. L. nicht kannte, eben so conjicirt.] Wir wollen uns bey dieser Vieldeutigkeit nicht aufhalten, und den Lesern unsere Meinung mittheilen, nach welcher die Lesart der Handschriften bis auf *suos* oder *suam* oder *manu*, wie gelesen wird, beyzubehalten ist. Wir schreiben: *Fortunam vultus fassa tegente SINU.* So steht Met. 4, 798 *aegide vultus nata Jovis texit.* Heroid. 12, 145 *lacrimasque tegebant.* — Mit Recht ist von dem Herausgeber V. 129 *sublimis ab Hercule victo* aus einer Handschrift aufgenommen worden. — In der 10 Epistel sind mehrere gute Lesarten unbeachtet geblieben, die theils sich aus besseren Handschriften darboten, theils durch Andere schon empfohlen wurden. So ist sogleich im 6 V. *proh facinus!* zu schreiben, wie auch *Burmann* zu Properz I, 3, 1 sah. In der zweyten Ausgabe wird erwähnt, dass *Ruhnken* V 40 *jactantes* nach *Douza's* Codex geändert habe, was Billigung verdiente. Bey den 85 und 86 V. stimmen wir eher der Meinung von der Unächtheit des Distichon bey, als dass wir die Lesart: *quis scit, an et saevas tigridas illa fuat* oder gar die Vulgata als richtig billigen sollten. Und mit vollem Grunde, dessen weitere Auseinandersetzung man selbst nachlesen muss, hat Hr. L. V. 94 und 95 als verdächtig in Klammern gesetzt, und dadurch sein gesundes Urtheil bewährt. Die neue Ausgabe giebt zu V. 137 den Vorschlag, *demissos lugentis more*, oder wenigstens *in ora* statt *in ore* zu schreiben. Fände sich eins von beiden in den Ausgaben [wie es sich wirklich in den ältesten und in den wolfenbüttelschen Handschriften findet]: so würde Rec. geradehin corrigiren, wie jetzt in den Ausgaben steht. Von *more* kann, wie von den heterogenen Beyspielen, die *Heinse* anführt, nicht die Rede seyn, und *in ore* darf keinesweges mit *demissos* verbunden, sondern auf *adspice* bezogen werden. So erhält der Vers dichterischen Ausdruck. — Epist. XI. V. 37. Handschriften bieten statt *aegra* — *membra* die Lesart *pigra m.* dar, und Hr. L. erklärt sie von dem schwerfälligen Gange der Schwangeren. Wir hätten auch das Poetische dieser Bezeichnung, welche sich auf die Haltung des ganzen Körpers bezieht, berücksichtigt, und *pigra* als das Achte vorgezogen. — Gegen *Heinse* wird V. 67 die richtige Erklärung von *fruges*, als Kornähren, beygebracht, gegen *Gronow* die Rechtfertigung von *admissa* im 106 V., nach dem Vorgang *Schröders* in *Miscell. Obss.* Vol. 6. T. 3. p. 534. — In der zweyten Ausgabe wird eine Emendation von *Oudendorp* und *Ruhnken* Epist. XII. V. 38 *Emicat* — *flamma* statt *eminet* erwähnt, doch zurückgewiesen; nur hätte bestimmt angegeben werden sollen, dass *eminere* von dem eigenthümlich gesagt wird, was man verdeckt halten will. V. 63 wo *Nodell adversa ora* vertheidigte, weil Niemand sagen werde *in aversa ora jacere*, finden wir eine scharfsinnige Vertheidigung des *adversa*. Wer auf dem Gesicht ruht, bey diesem enthält *adversa ora* ein überflüssiges Beywort; wer aber sich vor einem Kommenden abgewendet aufs Antlitz wirft, dieser kann *in aversa ora jacens* genannt werden. — V. 65 *orat opem Minyis: petit altera, altera habebit.* Der Vf. verlangt folgenden Sinn: *cum duae sorores essent, ita fortuna comparatum fuit, ut quam una peteret Minyis, altera etiam praebere posset, opem.* Diess würden wir nie in der Stelle gesucht, auch nicht gefunden haben. Wahrscheinlich führte das nicht verstandene *habebit* die Correctur *habebat*, und diess den aufgestellten Sinn herbey. *Nodell* hat in seinen *not. crit.* am *Avianus* S. 95 die Stelle, wie verlangt wird, erklärt, und die Lesart *alter habebit* hergestellt; nur irrt er, wenn er die Umänderung des *et* in *at* für nothwendig erachtet, da *et* in solchen verbundenen Gegensätzen nicht selten vorkommt. Warum Hr. L. in dem Pentameter *sibi* oder *suis* vermisst, sehen wir nicht ein, da diess schon durch *illa* angedeutet wird. *Habebit* aber steht rich-

tig in der Präsumption, wie es ohne neue Beyspiele bekannt seyn muss. — V. 72 *orsus es infido sic prior ore loqui.* Mehrere Handschriften [auch zwey wolfenbüttler] bieten *ausus es* dar, und Hr. *L.* äussert sich hierüber: *ego vulgatum praefero*, ohne Angabe des Grundes. *Ausus es* muss nach einem eleganten Sprachgebrauch wieder hergestellt werden; denn es wird dadurch nicht etwa ein Wagen, sondern das Beginnen und Unternehmen einer bald mehr bald weniger bedeutungsvollen Handlung bezeichnet. Die Verbindung hat bald mit Substantiven, bald mit dem Infinitiv Statt, und oft kann, wie auch hier, unser *unterstehen* gebraucht werden, oft auch nicht. Die Grundbedeutung liegt eigentlich in belieben, und *audeo* wird von *aveo*, wie *gaudeo* von *gaveo*, geformt. Medea will in unserer Stelle sagen: Vielleicht hast du den Ort wie mich vergessen. Dort war's, wo du dich nicht scheutest, mit falschem Munde mich anzureden. — In der zweyten Ausgabe theilt Hr. *L.* zu V. 103 eine Verbesserung von *Oudendorp ubi tunc Ephyreia conjux?* und zu V. 125 eine andere von *Ruhnken totidemque recellit* mit, verwirft aber jene mit Grund; doch finden wir nur diesen, auch kraftvollen Sinn in den Worten: wo war damals die Gattin aus Königsstamm? Der *ruhnkenschen* Emendation liegt die Lesart des *moretischen* Codex *recillet* zum Grunde, und sie scheint uns vorzüglich. *Recellit* drückt das Zurückschlagen der Wogen aus. Man sehe *Gronov. ad Liv.* 24, 34. *Observatt.* 1, 7; *resorbet* hätte der Dichter dem vorausgegangenen *vomit* nur zu genau angepasst. — Über *jussus* im 149 V. erhalten wir, da doch schon *Heinse*, *Burmann* und *Nodell* anstiessen, hier nicht näheren Aufschluss; denn was sollte durch *lusus* und *luju* gewonnen werden? — Im 151 V. erklärt Hr. *L.* *hic mihi, mater, abi* durch *foras abi, ut videas*, und das folgende *ducet* durch *pompam ducturus, curru jam conscenso, equos urguet.* Man wird hie und dort die Zustimmung nicht versagen können.

Epist. 13, 1 hat Hr. *L.* die einfache Erklärung des *Crispinus* der gesuchten von *Micyllus* vorgezogen, aber doch in beiden Ausgaben das Comma nach *ire* stehen lassen. Ob ihn wohl auch jene nicht ganz befriedigte? Missfallen muss der geistlose Gedanke in solchem mattem Ausdrucke: *mittit salutem et optat salutem ire, quo mittitur.* — V. 35 wird die alte Lesart *Phylaceia* wiederhergestellt, und in Hinsicht der Formation und des prosodischen Gebrauchs gut gegen *Heinse's* vorschnelle Änderung gerechtfertigt. Im 43 V. wollten *Heinse*, *Bentley* und Andere das in zwey Handschriften gefundene *Dyspari* statt *dux Pari* herstellen. In der ersten Ausgabe leugnete Hr. *L.* zwar nicht mit *Micyllus* und *Burmann*, dass Ovidius habe also schreiben können, wohl aber, dass bey so geringer Autorität diess Wort in einem lateinischen Dichter geduldet werden könnte. In der zweyten gesteht er den Gebrauch dieses Worts dem Dichter nicht bloss zu, sondern findet mit *Hemsterhuis* (*ad Lucian.* T. I. p. 410) auch in dem Folgenden Gründe zu dessen Billigung; doch hat er *Dyspari* noch nicht aufgenommen *ob molestiam dictionis in Latina, praesertim Nostri, epistola.* Die Autorität der Handschriften wird bey Verderbungen dieser Art nie ausreichen; und wie gegen den adoptirten Gebrauch des Worts sich kaum Etwas aufbringen lässt: so scheint nicht bloss in den Worten *damno formose tuorum* eine Erklärung zu liegen, sondern *dux Pari* unpassend und ohne Beziehung zu seyn. Wir hätten den Text geradehin verändert. — V. 83 zweifelt Hr. *L.*, ob nicht die Lesart *fortius ille potest multo, quam pugnat, amare* der gewöhnlichen — *quam pugnat amore* vorzuziehen sey. So viel wir wissen, ist diess nur eine Verbesserung von *Heinse*, welche *Burmann*, weil sie wirklich das Bessere ist, aufnahm. Die Gegensätze *pugnat amore*, *bella gerant* schliessen sich, wie es unser Dichter liebt, an einander. — Bey der Wahl, ob Epist. 14. V. 23 *magni sub tecta Pelasgi* oder *tyranni* zu lesen, vermissen wir klare Bestimmtheit in der Exposition. Zur Empfehlung des von *Burmann* gebilligten *tyranni* kann nur aufgebracht werden, dass *Pelasgi* an sich unerklärt bleibt, und wenn Danaus verstanden werden soll, dieser kein Pelasger war; allein diess für eine Glosse von *tyranni* zu halten, kann man sich eben so wenig geneigt fühlen, als die Erklärung von der Burg zu Argos missbilligen. Das folgende *socer* steht im Geringsten nicht im Wege; wem aber das Beywort *magni* schicklich zukomme, hat man ganz übersehen. — Gut vertheidigt wird V. 39 *vibrantur.* — Bey dem durch *Heinse* und durch die Abweichung der Handschriften verdächtig gewordenen Distichon V. 47. 48 giebt Hr. *L.* bloss die Meinung ab, dass er dasselbe lieber anerkennen, als mit *Heinse* das folgende *sed* in *et* verwandeln möchte. So lange wir noch nicht genaue Vergleichungen der Handschriften besitzen, lässt sich über den Ursprung solcher Interpolationen wenig entscheiden. Einer der Hexameter muss ja doch als unächt verworfen werden; und wenn man gefunden, dass die Verfälschung bey Ovidius nicht sowohl auf Bindung eines loseren Zusammenhangs, als auf Ausmalung pathetischer Stellen ausgeht: so wird die Wahl leichter seyn. Uns scheint das ganze Distichon überflüssig, vorzüglich nach dem vorausgehenden Verse. — Befriedigend werden 85 und folgende Verse vertheidigt, und die Bemerkung, dass, nach dem Glauben der Alten, der Zorn der Götter bis aufs späteste Geschlecht ausdauere, wird auf die Erwähnung der Io gut angewendet. — In der zweyten Ausgabe fragt sich Hr. *L.*, ob nicht das Comma nach *pellex*, V. 95, gestrichen werden müsse. Wir haben es bisher nur als Druckfehler angesehen, und *Ruhnkens* Vorschlag musste im Texte realisirt werden. Der Sinn ist: Du einst als Nebenbuhlerin der Schwester des grossen Jupiter furchtbar. — Der Gebrauch von *exuere* statt *nudare, detractis involucris proferre* wird zu V. 108 gut erläutert, auch V. 109 *ultima* richtig von den ältesten Geschichten des Geschlechts genommen; allein warum man *ultima quid refero?* schreiben solle, wie *Heinse* gewollt, lässt sich nicht einsehen. Bei-

des, *quid refero* und *referam*, ist ächt lateinisch, nur mit verschiedenem Sinne; dort fällt sich Hypermnestra tadelnd in die Rede, als spreche sie vergeblich, oder zu unpassender Zeit: *doch was spreche ich von der alten Zeit?* hier aber steht sie an, in der Erzählung weiter fortzufahren, und zu dem Gesagten noch Anderes hinzuzufügen: *doch warum soll ich von der alten Zeit erzählen*, d. i. ich will schweigen von der alten Zeit. Eben so verhält es sich mit *quid dico?* und *quid dicam?* — Zu Epist. XV. V. 32 findet man einen gehaltreichen Excurs über die Kürze in der Verbalendung *o*. Er umfasst das Ganze, und führt, was *Bentley* im Allgemeinen bestimmte, auch im Einzelnen begründend durch. Das Resultat ist folgendes. An sich ist die Endsylbe lang, und war es in der alten Zeit, bis man in der Umgangssprache gewisse Wörter, *scio*, *nescio*, *volo*, verkürzte, und diess später auf mehrere Wörter ausdehnte. Diess nahmen zuerst die Komiker an, einzelne Fälle kommen beym Catullus, beym Horatius in den Sermonen, in einer Stelle beym Tibullus, in wenigen bey Propertius vor; doch nirgends verkürzen die Endsylbe Lucretius, Virgilius, Horatius in den Oden, so wie in der späteren Zeit Manilius, Lucanus, Silius. Willkührlicher Gebrauch herrscht bey Valerius Flaccus und Statius. Ovidius läfst in den Metamorphosen (die Worte *volo* und *nescio* ausgenommen) und in den Fastis nie, dagegen in den übrigen Gedichten von weniger ernsterem Tone häufig, namentlich in zweysylbigen Verben, die Verkürzung zu. — Die weitläuftige Zurückweisung der nicht bloss gegen das Metrum fehlenden, sondern auch den besseren Sinn verletzenden Conjectur von *Medenbach-Wakker* zu V. 41 *at, mea cum legerem, etiam f. v.* hätte füglich wegfallen können. — *Nec data* im 82 V. ist nicht blosse Conjectur von *Heinse*, sondern findet sich auch in Handschriften. — V. 83 hat der Herausgeber *Heinse's* Verbesserung, *artisque magistra ingenium nobis molle Thalia facit*, in den Text aufgenommen, statt des gewöhnlichen *artesque magistras* oder des *heinsischen magistrae*. Man füge zu den Empfehlungsgründen, dass die Stelle hiedurch auch Bindung erhält, und sonst geradehin des Sinnes ermangelte. — Wie aber konnte V. 134 der Vorschlag von *Hoeufft: et juvat et sine te sic libet esse mihi* gebilligt, und der Vulgate vorgezogen werden? Diese giebt den besten Sinn. Und warum soll hier eine Obscenität verlangt werden, wie *Burmann* wollte? Wenn Sappho sagt, dass sie den Geliebten stets bey sich haben will: so versteht sich ja von selbst, was er des Nachts bey ihr soll. — Für die Vergleichung der Quelle mit dem klaren Bache liegt in der Stelle selbst V. 157 Beweis genug, und die Beobachtung, als seyen Quellen gewöhnlich klarer als Bäche, läfst sich hier nicht zum Grunde einer Änderung brauchen (wie *Heinse omni* statt *amni* schrieb, und Hr. *L.* zu billigen scheint). Der Dichter will nur sagen: die Quelle ist klarer als irgend ein Gewässer. Sonst würde der Gedanke: *durchsichtiger als Glas*, nicht unpassend seyn. — V. 207 wird die Vulgate *ecquid ago precibus? pectusne agreste movetur?* gegen *Heinse's* dreyfachen Verbesserungsvorschlag vertheidigt, und Metam. VIII, 133 angeführt. Allein *Heinse* nahm an der ganzen Formel *Ecquid ago?* Anstoss, und fand Varianten, die eine verdrängte Lesart zu enthalten scheinen. *Ecquid* fragt nicht geradezu, sondern, ob wohl die Sache sey. So läfst sich die angeführte Stelle übersetzen: ob wohl meine Worte von dir vernommen werden? In unserer Stelle aber kann *ecquid* nicht stehen, wenn nicht der Sinn gefasst wird: ob ich wohl etwas durch Bitten ausrichte? Weit passender zeigt sich das von *Heinse* Gefoderte. Eine dem Rec. vorliegende Handschrift des Catullus, welcher diese Heroide beygefügt ist, liest *Haec ego quid* mit den Correcturen *Ec* und *en* am Rande. *Ago* scheint nur Conjecturaländerung zu seyn. *Heinse's* Conjectur bleibt, wenn nach *movetur* ein Comma gesetzt und eine Doppelfrage angenommen wird, vorzüglich: *sed quid ego haec? precibus* —. Auszeichnungswerth dünkt uns die in der zweyten Ausgabe mitgetheilte Verbesserung von *Oudendorp* Epist. 16. V. 23 *faciles undas ventosque secundos*, obgleich noch auf die alte Lesart zu halten ist. — Beym Lesen der ersten Ausgabe hatten wir uns angemerkt, dass der V. 39 gemachte Vorschlag *si, sicut Amoris ab arcu missilibus telis eminus ictus*, *amo* das, was *Heinse* durch *sicut oportet ab arcu* verbessert hat, wieder verderbe. Mit Vergnügen sahen wir ihn in der zweyten Ausgabe ganz getilgt und unsere Billigung der *heinsischen* Verbesserung anerkannt. — Mit Recht wurde V. 75 *judex querebar* statt *verebar* im Texte geschrieben, und durch *Lucian deor. judic.* T. I. p. 259 *Reitz.* bekräftigt. — *Schroder* hatte in *Miscell. Obs.* VII, II. p. 290 ganz richtig emendirt V. 83 *Ne te, Pari.* Hr. *L.* zieht *nec* vor, weil es für *et ne* und (wie er in der zweyten Ausgabe hinzugefügt hat) für *et non* stehe. Diess Letzte hat Statt, allein nirgends steht *ne* für *et ne* als verbundener Begriff. Man vergleiche *Hand* zu *Gronov. Elench. Antidiatr.* S. 161. T. II, wo auch *ne te, Pari*, — verbessert wird. — Stillschweigend hatte die erste Ausgabe V. 143 *crede sed hoc nobis* im Texte, die zweyte giebt in einer Note die absichtliche Veränderung an. — Eine mit Rec. Bemerkungen einstimmende Untersuchung über das Wort *deprecor* findet sich zu V. 170. Wir empfehlen sie zur Nachlesung, und geben hier nur das Resultat an. *Deprecor* verleugnet nirgends den begleitenden Begriff des Übels, und gilt nicht für ein verstärktes *precor*; wird auch dabey ein Gut genannt: so wird diess stets als gefährdet gedacht, und nur von dem, welcher den Tod scheut oder den Krieg fürchtet, kann *deprecari vitam, pacem* gesagt werden. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

RÖMISCHE LITERATUR.

AMSTERDAM, b. Peter den Hengst u. Sohn: *P. Ovidii Nasonis Heroides et A. Sabini epistolae*, e Burmanni maxime recensione editae. Cura *Davidis Jacobi van Lennep*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Vs. 186 wird nach *Burmanns* Vorgang *una domus quasvis urbis habebat opes* aufgenommen, allein *una d. quaevis* für nachdrücklich gehalten, und durch Cic. Brut. c. 93 *quantum non quivis unus ex populo, sed existimator doctus et intelligens possit cognoscere* [was schon *Heusinger* anführt] und durch Ovid. epist. 4, 96 *quaelibet herba, i. e. obvia, vilis*, vertheidigt. Dass man also sprechen könne, daran hat wohl Niemand gezweifelt; allein der belebteren dichterischen Schreibart kömmt *quasvis opes* weit eher zu, als das prosaische *quaevis una domus*. — Vs. 221. Hr. *L.* billigt in der zweyten Ausgabe *Oudendorps* Vorschlag: *Rumpor ab invidia*. Wäre diess eine Variante: so würden wir sie einem Glossator zuschreiben. Beyläufig erwähnt, muss der oben erwähnte heidelberger Recensent *Heinse's* Ausgabe nicht vor Augen gehabt haben, da er als etwas Neues: *quid enim non omnia narrem*, vorschlägt, und von den zwey Handschriften, die eben so lesen, nicht weiss. Richtig scheint *Heinse* gefunden zu haben: *quid ni tamen etc.* Jener Rec. thut aber Hn. *L.* Unrecht, wenn er tadelt, dass V. 250 *Jove* für ursprüngliche Lesart und *cygno* für Glosse erklärt wird: denn so ist es wirklich. Auch *Burmann* zur Anthologie T. I. p. 29 wollte nicht anders. — Epist. 17, 4. Immerhin hätte der Herausgeb. dem Vorschlage *Schroders* folgen sollen, nach *fidem* statt des Fragzeichens ein Punct zu setzen: denn der Lateiner pflegt den Vorwurf so hingestellt dann durch Fragen, die er gern mit *scilicet* anfängt, aufzulösen. — Mehrere Anmerkungen zu dieser Epistel behandeln streitige Puncte, ohne dass ein entscheidendes Urtheil durchgreift; daher wir sie übergehen, und uns nur noch an einiges Wichtigere halten. Ob V. 102 *minus oris* von der Schaam verstanden, oder *magis oris* (d. i. Unverschämtheit) gelesen werden solle, läst Hr. *L.* zweifelhaft. Der genannte Recensent nimmt es sogar für *loquendi facultas, eloquentia*. Man ziehe nur den Gegensatz, *cor — os*, in Rücksicht, und dann wird sich das Wort in dem weiteren Begriff auffassen lassen, in welchem das anspruchsvolle und dabey herzlose Benehmen die eitle Ostentation enthalten wird. — Eine lange schon erwartete Verbesserung finden wir V. 228 *unde petam fratres*, da *fratris* wegen der Kürze in der Penthemimeris nicht zu dulden, und die Construction doch ausser allem Zweifel liegt. Virgil. Aen. VI, 115 *ut te supplex peterem*. [*Fratres* liest auch ein wolfenbüttler Codex.] — Auch *sunt* statt *sint* V. 253 aus Handschriften wird gebilligt werden. Vs. 256 *operis — tui*. Dreyfacher Grund bewog Hn. *L.*, *operis tuis* mit *Heinse* zu schreiben, einmal die Kürze in der Penthemimeris, dann weil man wohl *operam dare militiae*, aber nicht *opus d. m.* sagen könne, und weil das folgende *his* passender auf das nächste *operis* bezogen als im Allgemeinen genommen werde. Nur der erste Grund kann, wenn die Sache selbst als ausgemacht gelten mag, entscheiden: denn *opus* würde hier ganz eigenthümlich vom Kriegsunternehmen gesagt, wie bey Virgilius Aen. VIII, 516 *militiam et grave Martis opus*. *His* aber auf das Ganze zu beziehen, wird Keinem hart scheinen, dem ähnliche Stellen bekannt wurden; und deren sind Viele. — Gegen *Bentley* wird Epist. 18, V. 28 *insanum fretum i. e. turbidum, sollicitum* vertheidigt, und V. 147 die Vulgate *arte egeo nulla* gut ausgelegt: *si navigio uterer, etiam arte indigerem: jam vero, modo nandi mihi copia fiat, arte nulla egeo*, obgleich die Varianten eine andere Lesart vermuthen lassen. Im 116 Vs. der 19 Epist. hat Hr. *L.* die alte Lesart wieder aufgefunden und hergestellt: *caussaque sit certe femina nulla morae*. [Man s. *Heusinger* am ang. O.] Im 118 Vs. schlägt er vor: *Jam durus peccas* oder *Actutum peccas, si mea fata petis*. Allein das Erste möchte wegen seiner Mattheit, da wo ein hastiges Wort erwartet wird, nicht zu empfehlen seyn, und das letzte liegt schon in der Lesart aller Handschriften ausgedrückt. *Jamdudum* steht nämlich für *statim, continuo*, *Ars Am.* II, 457 *candida jamdudum cingantur colla lacertis*. Virgil. Aen. II, 103 *jamdudum sumite poenas*, wo *Burmann* nachzulesen. — An der Wiederherstellung der richtigen Namen im 133 Vs. verzweifelt auch Hr. *L.*, doch hat er einige zur Entscheidung führende Momente gut aufgefasst. Die 20 und 21 Epistel hält er nicht für unächt, sondern nur durch Interpolationen verderbt, und glaubt, dass der Gegenstand selbst, die Geschichte der Cydippe und des Acontius, welche Ovidius nicht unbearbeitet gelassen haben würde, sich zu einer spielenden Darstellung mehr als jeder andere eigene. Uns hat diess nicht so geschienen. Woher — diess muss die erste

Frage seyn — woher gerade bey diesen Episteln die auffallendsten Interpolationen? bey einem wenig behandelten, ja weniger gekannten Gegenstande? Der Zusammenhang bedarf überdiess nirgends der Nachhülfe so sehr als hier; und mit der Annahme von Lücken, deren Ursprung nicht erklärt werden kann, wird der Sache nicht geholfen. Der Darstellung gebricht es im Ganzen an Natürlichkeit, an leichter Bewegung, und durchaus thut sich ein künstelndes Bemühen, das Factum deutlich zu machen, kund, so dass selbst nach Ausmerzung der verdächtigen Stellen die Gedichte wenigstens dem Ovidius wenig Ehre bringen. Den 13 Vers erklärt Hr. *L.* *quod timebam ante spem a te mihi datam, ne tu amori meo non respondeas, idem nunc timeo*, und *idem illud*, als stehe *illud idem*, *jenes Ebenso* (Substantiv). Beidem können wir nicht beypflichten, so wenig als wir *Oudendorps* Verbesserung *teneo* statthaft finden. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir bey den übrigen verdächtigen Stellen, welchen der Herausg. auf verschiedene Weise aufzuhelfen sucht, verweilten. — Die zweyte Ausgabe zweifelt mit Grund an der Richtigkeit des 173 Vs. *ad quid, Cydippe, littera nostra redit*, was erklärt wird *attende, quid epistola nostra sibi velit.* Um nur einigen Sinn zu gewähren, musste die Lesart *ad te, Cydippe, l. n. r.* aufgenommen werden. Die *nodellische* Verbesserung V. 178 *et tu continuo, per te ego salvus ero* wird darum verworfen, weil *et* an unrechter Stelle stehe, und es vielmehr heissen müsse: *et per te ego.* Nein; so spricht der Dichter nicht, und *Nodell* mag Recht haben. Man denke sich nur die Stelle prosaisch: *si tu rivalem repuleris, et tu continuo valetudinem recuperabis; ego vero per te salvus ero.* Doch lässt sich die Vulgate *certe* recht wohl vertheidigen. — Richtig wurde *patiuntur* im 183 Vers und *casibus* im 189 Vers hergestellt (*cassibus* gehörte zu *Heinse's* schlechtesten Einfällen), so auch V. 204 *facit* nach *Burmanns* Vorschlag. Ep. XXI, V. 24 rechtfertigt Hr. *L.* die gewöhnliche Lesart *ficta nota* dadurch, dass er ein künstliches, nicht vom Husten herrührendes Räuspern versteht. Diess ist wahrlich zu künstlich. Es bedarf allerdings keiner Änderung, nur verstehe man irgend andere Zeichen, die schnell ersonnen wurden. — V. 55 will der Herausg. lesen *dic age nunc, solitoque tibi me decipe more.* Die Auslegung *responde ad hoc, si potes* lässt den Vorschlag nicht billigen, und was soll *dic age*, da der bekannte Gebrauch des eingefügten *dic* nur diess allein verlangt? Ganz richtig scheint *Crispinus* emendirt zu haben: *dic jam nunc*, was wir nicht mit *Burmann dic jam* (*nunc solitoque etc.*) schreiben, da *jam nunc* für *nunc* an anderen Stellen vorkommt. Stat. Theb. I, 15. — Den doppelten Zweifel, den *Heinse* an V. 159 nahm, sucht der Vf. auszugleichen, indem er zeigt, dass nicht Fackeln, sondern Lampen, die bey der Hochzeitfeyer in groser Zahl brannten, verstanden werden müssen, und dass man wohl sagen könne, *lumina infusa* nämlich *oleo.* Jene Annahme kann nicht geleugnet werden, diese hingegen ermangelt des Beweises; denn das Beyspiel aus Columella 12, 47 *olivas aceto infundere*, wo es *daraufgiessen, darübergiessen* heisst, wird Niemand passend finden. *Francius* verbesserte *perfusa*, was weit eher zu dulden. [*Heusinger* schlägt *incensa* vor.] — Vers 165 lesen wir nach desselben Gelehrten Verbesserung im Texte: *projicit ipse sua deductas fronte coronas.* — Vers 203 will der Herausg. verbessern: *quod gaudes, et te juvat ista voluntas* statt *voluptas*, und führt aus Cicero an *aliena et offensior voluntas.* Wie aber kann diess in dem einfachen *voluntas* liegen? [Schon *Heusinger* emendirte *voluntas.*] Wir glauben, die Stelle müsse also erklärt werden, dass *ista voluptas* durch Apposition zu verbinden, und der Sinn zu fassen ist: *Wehe mir, dass du dich freust und diess dich als Lust ergötzt.* Aufgelöst wäre es, *quod istud te juvat, tanquam voluptas:* So sagt Sallustius c. 29 *ea potestas magistratui maxima permittitur, diess wird als höchste Gewalt übergeben.* — Zu vorschnell hat Hr. *L.* seine Conjectur V. 205 *si mens aequa foret* statt *si mihi lingua foret* in den Text aufgenommen, und der oben erwähnte Beurtheiler gebilligt. [*Heusinger*, mit dem der Vf., ohne ihn zu nennen, übereinstimmt, schlug vor: *si tibi iniqua forem.*] Theils liegt der Sinn der Worte (*si tibi non praeter jus et aequum faveret mens mea*) sehr versteckt, theils giebt die Construction Anstoss *si — foret — eras*, theils muss die Abweichung der Worte auffallen. Die Stelle bedarf keiner Änderung. Das folgende *scribis — es procul* deutet schon an, dass hier unter *lingua* die mündliche Unterredung, das lebendige Wort verstanden und übersetzt werden muss: *Wäre mir doch mündliche Rede vergönnt.* So erhält der Gedanke auch Beziehung auf das Folgende, die ihm sonst abgeht. V. 213 stimmt der Text nicht mit der Note ein, denn es ist die *heinsische* Verbesserung in den *burmannischen* Text aufgenommen worden (*anne ut miserabile corpus — videas*), und doch billigt Hr. *L.*, und zwar mit Recht, *sane.* Diess steht, wie an anderen Orten *scilicet.* Selbst ändert Hr. *L.* *bina* in *digna*, was anscheinlich unter allen aufgestellten Conjecturen am meisten gefällt, weil es das dunkle *bina* aus dem Wege räumt. Allein wie der ganze Gedanke des Dichters spielend ist: so ist der Ausdruck auch gezwungen. *Bina tropaea* werden hier von dem doppelten Siege, welchen Acontius über Cydippes Seele und Leib davongetragen hat, gesagt, und müssen verstanden werden, wie Epist. IV, 66 *ponite de nostra bina tropaea domo*, und XVII, 242. So hätte die gewöhnliche Lesart der Handschriften nicht angetastet werden sollen. — Im 236 Vers schreibt Hr. *L.* *an desunt voto carmina nulla tuo?* i. e. *an igitur nulla plane carmina voto tuo desunt?* Die Frage nimmt aber der folgenden die Kraft, und der Gedanke soll seyn: So des Gottes, des Priesters und mein Gesang, und so gebrach es dir an keiner Art. *Nullus* wird in dieser Bedeutung oft gebraucht, wie bekannt, und die Partikel, welche diess *und so*, des Vfs. *igitur*, ausdrückt, kann keine andere seyn als *ac*, nach vorausgesetztem Punct oder Colon, wie der Grieche *καὶ* braucht.

Hier müssen wir des Raums willen schliessen, und die Bemerkungen zu des *Sabinus* Episteln übergehen, um noch das Verhältniss der beiden Ausgaben angeben zu können. Die zweyte Ausgabe ist nur als eine berichtigte zu betrachten; doch benutzte der Herausg. noch die Dictata von *Oudendorp* und *Ruhnken*, von denen mehrere Emendationen mitgetheilt werden. Ausser geringeren Umänderungen in der Diction und einzelnen Nachträgen, finden sich neue Anmerkungen zu IV, 56. VI, 66. VI, 83. VI, 117. VIII, 34. IX, 30. IX, 156. X, 137. XII, 38. XII, 103. XII, 125. XIII, 95. XV, 63. XVI, 15. XVI, 143. XVI, 221. XVII, 204. XX, 173. XXI, 55. Umgearbeitet worden sind die Noten zu XXI, 58. Sabin. II, 73. Eine unstatthafte Conjectur wurde ganz getilgt, wie wir oben erwähnt haben. Der Vf. hat bisweilen Gelegenheit genommen, angezogene Stellen anderer Schriftsteller zu verbessern, und wir geben hier ein Verzeichniss derselben, wobey wir die bloss verglichenen Parallelstellen auslassen. Hyginus p. 175 nach der ersten Ausgabe und p. 288. Propertius p. 186. 191. (254 der neuen Ausg.). Phaedrus p. 189. Statius p. 193. Charisius p. 250. Ovid. Fast. p. 257. Cicero ad Attic. p. 259. Coluthus p. 262. Dictys p. 271. Hesiodus p. 274. Galenus p. 274. Musaeus p. 278. Claudianus p. 281. Lucanus p. 287. Eudocia p. 288. Schol. Theocrit. p. 288. Antholog. Graeca p. 290. Tibullus (p. 254 der neuen Ausg.). Die zweyte Ausgabe hat einen doppelten *Index auctorum* und *rerum et verborum* als schätzbare Zugabe erhalten, und ist überhaupt weit schöner durch Druck und Papier ausgestattet worden. H.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE, b. Gebauer: *Rhapsodische Briefe auf einer Reise in die Krimm und die Türkey* von *Kosmeli*. I Th. 1813. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

„Die Briefe sind schon 1806—1807 geschrieben; der Zufall hinderte ihre Bekanntmachung; sie hätte eben so gut unterbleiben können, da sie nur hie und da meine zerstreuten Freunde an mich erinnern, und dann, wie sichs gebührt, vergessen werden sollen." — So urtheilt der Vf. von ihnen; ob aus Bescheidenheit, ob aus Gefühl der Wahrheit, das überlässt er dem Leser. Nach dem Motto aus *Sterne: I do affirm, that Writings, which divert or exhilarate the mind though ever, so arch or free provided they have no other scope, ought not to be reprehended with too methodistical a severity*, das zugleich den Gesichtspunct angiebt, woraus sein Werk betrachtet werden soll, scheint der Vf. es nicht so ernst mit seinem Urtheile über den Werth seiner Arbeit genommen zu haben, indem er die Strenge der Kritik auf sich nicht angewendet wünscht; und doch muss diese Strenge im ganzen Umfange eintreten, da seine Bildung (Belesenheit in den interessantesten Schriften des Alterthums und der Jetztwelt), mehrere kraftvolle Stellen, und seine Ausfälle sie fodern. Aus dem Gesichtspuncte der *Zerstreuung*, welches der eine Zweck des Werks nach diesem Motto seyn soll, muss man dann auch den Titel *rhapsodische Briefe* erklären, und in diesem Sinne tritt das Frauenzimmer, an welches die Briefe gerichtet sind, als Bürgin des Werths derselben auf, die ihm erlaubte, Alles durch einander zu schreiben, was ihm durch den Sinn fliegt; die sich nicht darum kümmert, ob die Prosa gut oder schlecht, holpericht oder eben ausfällt; der die Wichtigkeit und Tiefe der Materien nicht am Herzen liegt; die ihm statistische Bemerkungen und das Vergreifen an der Politik erläfst; die die Briefe um so lieber liest, je bunter und je mehr sie *à la Mosaique* (eigene Worte des Vfs.) ausfallen. Diesem Wunsche gemäss ist sein Vorsatz, sich nicht um die Namen der Dörfer zu bekümmern, sondern (S. 5) wie die Zugvögel zu seyn, die ohne ängstliche Rücksicht auf geographische Nomenclatur über die Länder wegfliegen; auch hält er es nicht (S. 119) der Mühe werth, die Gegend von *Tarakankut* zu besuchen, um der Congregation der bekannten grauen Schafe seine Aufwartung zu machen, und bey der Fahrt über die Donau (S. 167) dachte er an weiter nichts, als dass ziemlich viel Wasser darin ist, und viele Fische Platz haben, um friedlich neben einander her schwimmen zu können. Und eben daher würde man kaum wissen, durch welche Länder er reist, wenn nicht hie und da diese und jene Orte z. B. *Wierzbice*, *Berdiczew*, *Nikolajew*, *Cherson*, *Eskijurt*, *Baghtschiserai*, *Tscherkäss*, *Schuli*, *Achtiar*, *Balyklawa*, *Alupka*, *Aluschta*, *Dubassar*, *Darieli*, *Bukarest*, *Kysanlyk*, *Adrianopel*, *Konstantinopel*, *Pera*, *Skutari*, *Galata*, *Lampsak*, *Malta*, *Tscheme*, *Smyrna* angegeben wären. Da derjenige, der zerstreuen will, mannichfaltig seyn, und mit der Mannichfaltigkeit Leichtigkeit verbinden muss: so darf man sich nicht wundern, dass der Vf. mit eigenem Beyspiel vorangeht, und (S. 5) zu seinem Zeitvertreibe die Tauben mit Brodkrumen füttert, dass er Henkergeschichtchen mittheilt, und erzählt, dass ein Pastor zu Byalystok im Theater des Grafen Braniki agirte; dass ihm (dem Vf.) Jemand auf den Fuss getreten, dass ihm die Stimme verging; dass ihm ein von einem Hunde erschrecktes Huhn mit dem Fusse ins Auge getreten; dass er in Mosdok einem Büffelskalbe das Leben dadurch rettete, dass er ihm ein Stück Wassermelone, woran es ersticken wollte, aus dem Rachen riss; dass ein Falke, dessen jede Bewegung mit dem Siegel der Freyheit, Stärke und Grazie bezeichnet ist, spazieren flog; dass ein Putterhahn, wenn er über eine Hecke herübersetzt, ein leibhaftiger Pegasus des Boileau und seine *docte et sainte Ivresse* ist; dass die faustdicken Spinnen, die Sumarkow in der nikolajevschen Steppe gefunden haben will, wahrscheinlich mit einer Pigmaeenfaust gemessen sind, und die Lage der Stadt auf einem Berge vergebens mit der Brille von ihm gesucht werde; dass es am Grabe Potemkins (S. 23) klar wird, wie das Leben der *merkantesten* Menschen höchstens nur ein lebhaft erzähltes Mährchen sey, das einige Momente mit Klang und Tönen unterhält, übrigens aber nicht die geringste Bedeutung habe; dass wir, wenn wir die Mausoleen in *Eski-Jurt* (S. 50) sehen, die Todten glücklich preisen müssen, die das Getrampel über

sich nicht hören; dass im Sturme (S. 68) die Wellen gar zu respectlos und unsauberlich mit dem Portraite umgehen; dass zu *Achtiar* (S. 74) die Sonne im Meere untergehend einer umgekehrten Punschbole glich; dass Pallas *Balyklawa* nicht von *Pallakium* (S. 86), sondern von dem tartarischen Worte *Balyk-awla* (Fange Fische) herkomme; dass die Bergtartaren der drey Dörfer *Kikineis*, *Limena* und *Simeis* (wie Pallas behaupte und der seichte Remilly in seiner leeren Reise nachplappere) keine langen und krummgebogenen Nasen und seitwärts zusammengedrückten Köpfe haben, sondern nur gewöhnliche Gesichter sind, und dass Pallas auf eine dem Smalfungus nur verzeihliche Art (S. 93) aus einem Paar Köpfe eine Race gemacht hat; dass er (S. 147) eine Frau, die den Schluchzen hat, zum Niesen bringt; dass (S. 172) der Koch eines Gesandten einer Gans, die ihr böses Schicksal gerupft zu werden bestimmte, den Kopf abschnitt, und der Rumpf noch einen vernehmlichen Gänseschrey von sich gab, und dass man, wenn man auch ganze Reden ohne Kopf, doch nie einen solchen einzelnen Schrey gehört haben wird u. s. w. Der zweyte Zweck *Erheiterung* ist zum Theil schon Folge aus dem ersten, andererseits fodert er nach Beschaffenheit der Personen, an welche die Addressen gerichtet sind (hier ein Frauenzimmer und die zerstreuten Freunde), nach Beschaffenheit des Gegenstands, des Orts und der Zeit, wie der Umstände, eine Verschiedenheit der Modification. Von dem Frauenzimmer, an welches die Briefe geschrieben sind, sagt der Vf. selbst, dass sie ein schönes und zugleich liebenswürdiges Frauenzimmer zu seyn *das Vergnügen hat*, dass er in X. ihre reizende Gestalt lebendig vor sich sah, wie sie mit ihrer Grazie sein Auge bethörte, sein Ohr mit ihren *holden* Worten gefangen nahm, und sein Gemüth mit ihrem *grossen Sinne* erfüllte. Aber wie konnte er einem solchen Frauenzimmer so mit spielen, dass er sich (S. 78) des Lachens nicht enthalten kann, wenn Frauenzimmer so verschwenderisch ohne Noth mit ihrem *Thränenbeutel* umgehen? Wenn er auch Gründe zur Entschuldigung finden würde, dass er S. 232 diesem Frauenzimmer aus Lyttelons Briefe ins Gesicht sagt: *I am not very partial to litterary Ladies; they are in general of an impertinent encroaching disposition*, und dass er zu Alupka S. 95, wo er einige von Potemkin hieher verpflanzte Cypressenbäume antrifft, ihren schlanken Wuchs mit einer wohlgewachsenen *Mamsell* vergleicht, und indem ihm *die musterhaft spröde* Daphne einfällt, fragt: war es wirkliche Tugend, die ihr so schnelle Beine machte? oder Affectation oder Koketterie? Unverzeihlich ist es, dass er Ziegen bey Terakoy S. 103 bartige Frauenzimmer nennt, und die Zartheit aller, um so mehr also weiblicher, Gefühle so weit verletzt, dass er S. 162 die Götzen aller Nationen abgeschlachtet, ihre Leiber macerirt, und aus ihren Skeletten einen Knochenbrey für die Schweine gekocht, oder dass er S. 174 zu Adrianopel, wo ihn die Gravität der Türken beleidigt, den gravitätischen Türken das Fell mit scharfen Hecheln aufgekratzt wissen will, um sie zu humanisiren. — Nach Miltons *each rural Sound* stimmen die Milchkälber ein Morgenlied, nach der Amme blöckend, an; die Krähen lassen sich zum Lobe des Schöpfers hören; er sieht auf den Dörfern, wie sich jede Creatur mehr des Daseyns freuet (S. 4), wie die Hähne lauter krähen, wie die Enten lauter schnattern, und geschäftig mit den bunten Schnäbeln die Pfützen umrühren; wie die Gänse aus vollem Halse schreyen: *wir sind auch da*, und wie die Sperlinge mit *grillem Gezwischer* wecken, und wenn er unter der Ofenbank im Winkel eine graue Truthenne, das *lebendigste wahrste Bild der hingegebenen Geduld*, brüten, und die *gute rührend anspruchslos im stillen seligen Bewusstseyn erfüllter Mutterpflichten* (?) sitzen sieht: so quakt ihm das Kind in vermaledeiten Tonarten an; wenn der Kater in der Milchkammer gesperrt miaut, statt dem stillen Lauern auf Mäuse obzuliegen, sehnsuchtsvoll nach der Katze, die ganz unbekümmert um ihn auf dem Backofen schläft: so ruft er aus: *so pflichtvergessen macht die Liebe selbst Thiere*. — Sollte man nach allem diesem wohl glauben, dass der Vf. über den *Nutzen des Reisens* S. 125—155, über das *Reisen in einem Lande, wie Rumelien*, wo sich der Seele nur der Gedanke des Verderbens aufdringt, S. 177, über die grossen Männer jedes Zeitalters S. 278, über *das Poetische der katholischen Religion* S. 210 nichts Gemeines sagt, dass er drey schöne Gedichte aus dem Russischen S. 139, und eine schöne persische Fabel S. 183 mittheilt, und dass in seinem Werke folgende Stelle fast in Jean-Paulischer Manier vorkommt? „Aus der stillen Tiefe des Himmels traten die Sterne wie verklärte Seelen hervor; aus dem Abgrunde des Meers zieht die Nacht die leuchtenden Perlen der Plejaden, um ihren farbenlosen Schleyer zu schmücken. Das Auge sieht nur Fläche, aber die grambefangene Seele senkt sich in den ewigen Raum, und vergisst einen Augenblick ihre Trauer. Nur zu bald reisst der ermattende Körper mit den Banden, die seines Geistes kühnen Flügeln ein Ziel setzen, die verwegenen Gedanken aus dem durchwanderten Himmel zurück, und immer von Neuem strebt der Ruhe suchende Sinn ins Unendliche; das ist die Pein der besseren Seele, die so quälende nimmer befriedigte Sehnsucht nach dem unbekannten Etwas, das in ewiger Ferne täuschend, aber unerreichbar und wesenlos vorschwebt. Nichts als die sinnvolle Anschauung der Natur, die Heiligenerscheinung einer Blume in der Wüste, der Sternblumen am ruhigen Himmel lösen alle Martern der Sehnsucht in eine stille unschmerzliche Wehmuth auf." Das sagt der nämliche Vf., der S. 59 über den Mond klagt, dass er so impertinent helle scheine, der S. 103 einen Bock am Altarplatz in ehrerbietiger Andacht einen Vortrag halten lässt, und der sich S. 258 durch ein solides Frühstück dann gestärkt fühlt, wenn er es wie Philemons Esel mit Religion verzehrt. — Wenn der Vf. kein der Universität kaum entlassener Reisender ist: so beweist er, dass man bey vieler Belesenheit keinen Geschmack und bey einzelnen Gefühlen für das Wahre und Schöne keinen, wenigstens geläuterten Sinn für beides haben kann.

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JANUAR 1814.

PHYSIK.

MÜNCHEN, b. Lentner: *Über die Natur der Kometen, mit Reflexionen auf ihre Bewohnbarkeit und Schicksale.* Bey Gelegenheit des Kometen von 1811. Von Dr. *Fr. v. P. Gruithuisen.* 1811. 368 S. 8. und 4 Kupfer. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dass man in dieser Schrift eigentlich nicht Beobachtungen, auch nicht mathematische Betrachtungen über Kometen zu suchen habe, verräth schon der Titel; nach des Vfs. Absicht sollte sie ächt-philosophische Grundsätze über diese erhabenen Gegenstände des Weltgebäudes ausbreiten, — oder nach der Ansicht des Rec. wenigstens geistreiche, phantasievolle Gedanken und Meinungen an die vorhandenen Beobachtungen anknüpfen. Unsere Leser werden den Werth dieser Gedanken am besten würdigen können, wenn wir ihnen einen Auszug, nur mit wenigen Bemerkungen begleitet, vorlegen.

Zuerst *Nachrichten von Kometen.* Der Komet bey der Sündfluth und *Whistons* Rechnungen über ihn hätten hier wohl wegbleiben können; denn wie wollten wir im Stande seyn, den Lauf eines Kometen auf 4000 Jahre zurück zu berechnen, da es uns schon so schwer wird, nur einen einzigen Umlauf genau zu berechnen? — Die Nachrichten von Kometen, die bloss im Chronikstil erzählt werden, sind überhaupt nicht lehrreich, und das um so weniger, da die hier mitgetheilten Angaben auch da nicht correct sind, wo sie es schon mehr seyn könnten. Der Komet von 1743 im Jan. z. B. durchschnitt nicht die Erdbahn, sondern blieb nach *Prosperin* noch mehr als 250,000 Meilen von ihr entfernt. — Von den neuesten Kometen, besonders von dem des Jahres 1811, kommen interessante Notizen vor.

Gesetze der Bewegung der Planeten und Kometen. Bekanntlich lassen diese sich überaus fasslich und nach richtigen Grundsätzen erklären; das geschieht aber hier nicht, sondern der Vf. ist zufrieden, durch Experimente mit Pendeln, die kreisförmige Schwingungen machen, sie sehr unvollkommen zu erläutern. Diese nur sehr entfernt den Planetenbewegungen ähnlichen Schwingungen werden sogar gebraucht, um zu zeigen, dass Kometenbahnen durch fremde Kräfte mehr der Kreisform genähert, und dass rückläufige Kometen rechtläufig werden können. Das Erstere ist allerdings richtig, aber gewiss durch die Stösse mit Glasstäbchen sehr schlecht bewiesen; das Andere dagegen scheint zwar bey den aufgehängten Pendeln möglich, aber schwerlich bey den Himmelskörpern, es sey denn, dass diese auch mit Glasstäbchen gestossen, und nicht durch stetig wirkende Kräfte angetrieben würden. — Der Vf. meint, dem Physiker (das heisst wohl dem, der keine Mathematik versteht) genügten *Eulers* und *Laplace's* Erklärungen des Vorrückens der Nachtgleichen nicht; wir müssen dagegen bemerken, dass dem Astronomen so höchst oberflächliche, vage Erklärungen, wie hier gegeben werden, nicht genügen können. Wann wird es doch einmal unseren Physikern gefällig seyn, Mathematik zu lernen, ehe sie über mathematische Dinge urtheilen wollen! — Der Vf. stellt die Behauptung auf: „es sey ein ausgemachter Satz in der Physik, dass alle Kraftäusserungen in den Körpern Schwungkraft hervorbringen, auch die Attraction müsse also eine solche bewirken, die sich als Wurfbewegung äussere." — Rec. hat bisher sich auch einige Kenntniss der Physik zugetraut; aber er hat nie gehört, dess bey *allen* Kraftäusserungen, z. B. beym senkrechten Falle der Körper auf der Erde, Schwungkraft entstehe. — Die mathematischen Angaben für die heliocentrische Länge und Breite der Kometen in seiner Sonnennähe sind schlecht ausgedrückt; einen Sinus des Products aus dem Sinus eines Winkels in den Sinus eines anderen Winkels giebt es gar nicht, wohl aber kann dieses Product dem Sinus eines dritten Winkels gleich seyn, — und so sollte es eigentlich heissen.

Was der Vf. über die *Lage der Kometenbahnen*, über die *Anzahl der Kometen*, über die Frage, *ob sie Trabanten haben*, beybringt, liest sich recht gut, und Einwürfe, welche man machen könnte, z. B. wo sich denn die kometische Natur der Jupitersmonde zeige, sind von keiner Erheblichkeit. Die Betrachtungen über Rotation und wahre Grösse der Kometen sind richtig; auch Rec. ist der Meinung, dass man statt: Kometen ohne Kern, nur sagen sollte: Kometen mit sehr kleinem Kern. Über die Farbe und Gestalt der Kometen ist Manches zusammengetragen, das freylich, wie der Vf. bemerkt, nicht ohne Kritik gelesen werden darf, aber doch ganz interessant ist.

Die Untersuchung über *Natur und Ursprung der Kometen* eröffnet der Vf. mit einer philosophischen Betrachtung, die wir übergehen müssen, indem sie keinen Auszug gestattet, und wir überdiess uns nur an das halten dürfen, was den Hauptgegenstand zunächst betrifft. Zufolge der Ätherostatik, zu deren Lehrsätzen Hr. *G.* alsdann übergeht, giebt

es nur *Eine* durchs ganze Universum verbreitete elastische Flüssigkeit: denn die in der Höhe sich unendlich verdünnenden Atmosphären der Weltkörper haben keine Grenzen; in dieser allgemeinen Atmosphäre, die um die Sonne am dichtesten ist, und sich nach den Grenzen unseres Sonnensystems immer mehr verdünnt, steigt die leichtere Kometenatmosphäre auf, und bildet den Schweif, der in der Sonnenferne sich fächerförmig ausbreitet, in der Sonnennähe aber mehr cylindrisch ist. Dass sich diese Unterschiede nicht immer regelmäfsig einstellen, muss man zufälligen Umständen zuschreiben. Der Widerstand des Äthers soll die Krümmung des Schweifes bestimmen. Während der Komet sich der Sonne nähert, muss er hyperbolisch seyn; während er sich von ihr entfernt, parabolisch (warum? — wird nicht deutlich entwickelt); manchmal mögen Ätherwinde die Krümmung anders modificiren. — Hr. G. benutzt hiebey eine von *v. Zach* angegebene Hypothese zu Erklärung der Barometer-Oscillationen am Äquator, der wir eben so wenig als den Hypothesen unseres Vfs. unseren Beyfall schenken können. Die Krümmung des ganzen Schweifes hängt nach Rec. Überzeugung nicht von Ätherwinden ab, und läfst sich gewiss ohne alle Rücksicht auf diesen so gut wie gar nicht existirenden oder unendlich dünnen Äther erklären, ganz nach den Gesetzen, welche schon *Newton* lehrte. Dass diess bisher noch nicht im Detail geschehen ist, rührt davon her, dass die beschleunigende Kraft, welche die Schweifeltheilchen forttreibt, erst aus genauen Beobachtungen abgeleitet werden muss, wozu man bisher noch nicht vollständig hat gelangen können. — Der Kometenschweif ist, wie das Nordlicht, ein elektrisches Phänomen. Die Elektricität wird dort in so grosser Menge erzeugt, dass sie den Oxydationsprocess der Kometendünste mit dem Sauerstoff der Sonnenatmosphäre mächtig befördert. Da fast alle Körper, mit den Gasarten verbunden, sich verflüchtigen lassen: so ist es möglich, dass die Massen der Kometen einst ganz in Gas aufgelöst waren. Wenn nun verschiedene Räume des Äthers *verschiedene* solche Gassolutionen enthalten: so muss an den Grenzpuncten dieser Solutionen der Entstehungsort eines Kometen seyn. — Diese Grenzpuncte sind die Enden der Sonnenatmosphäre (die Gründe hiefür müssen wir weglassen), und nach den Statt findenden Verschiedenheiten bilden sich da verschiedenartige Kometen. — Bey allen diesen Processen kann der Komet, selbst von der Sonne weit entfernt, nicht kalt bleiben; in der Sonnennähe nimmt die Erwärmung zu, aber es bildet sich dann eine dicke Dunsthülle, die ihn gegen zu heftige Hitze sichert; indess bey allmählichem Verlust der Atmosphäre kann doch keine feste Masse grosse Hitze auszuhalten haben, wie denn auch die Erde Spuren solcher starker Temperaturwechsel, die auf kometarische Verhältnisse deuten, an sich trägt. — In der Sonnenferne zieht der Komet neue Massen (unter anderen meteorische Steinmassen) an sich, und wächst ungeachtet des in der Sonnennähe erlittenen Verlustes an. Wird nun einmal der Komet in eine planetische Bahn versetzt (wie das aus dem Anstossen oben als möglich dargethan ist): so verdunstet das Flüchtige, und er gewinnt nur noch an Meteorsteinmassen. Solcher Meteormassen sieht man viele im Monde, der ehemals auch ein Komet war, denn Crater sind die runden Berge (Ringgebirge) nicht(!), — sondern sie sehen aus, als hätte man Kugeln von weichem Ton in weichen Ton geworfen (!!).

Der Vf. geht nun zu den *Gesetzen der Statik und Mechanik auf den Kometen* über. Wir wollen davon nur Bruchstücke zur Probe mittheilen. Auf den kleineren Kometen kann es wohl Regentropfen von 1 Fuss Durchmesser geben. Dort steigt das Wasser in Haarröhrchen weit höher als bey uns. Es kann da vielleicht Bäume so hoch als unsere höchsten Thürme geben. (Diess alles gründet sich nämlich auf die Voraussetzung einer geringeren Schwerkraft bey gleichbleibender Adhärenz, und ist in sofern richtig; aber was wissen wir denn von der Adhärenz der dortigen uns ganz fremden Körper?) Die Organonomie und Meteorologie der Kometen müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen, und wir thun das mit desto wenigerem Bedenken, da unsere Leser hier schon Träume genug gelesen haben, und vielleicht müde sind, mehr phantastische Hypothesen zu hören, wenn gleich unser Vf. meint, diese Analogieen gäben eine Wahrscheinlichkeit, die sich zur Möglichkeit des Irrthums wie 10,000 zu 1 verhalte. (Das umgekehrte Verhältniss möchte nach unserem Dafürhalten bedeutend der Wahrheit näher kommen.)

Was die Erde bey der Annäherung eines Kometen zu fürchten hat. Die grossen Revolutionen, welche unsere Erde unstreitig erlitten hat, werden hier zum Theil dem Anstosse der Kometen zugeschrieben, besonders die vorletzte Fluth, welche eine ungeheure Menge Steinschutt unordentlich von SO. nach NW. aus den Gebirgen ins tiefere Land wälzte. Dieser Gedanke, den man im Allgemeinen nicht geradehin verwerfen darf, wird hier weiter verfolgt, als es die strenge Naturforschung erlauben möchte; indess wollen wir gern, bey den undurchdringlichen Dunkelheiten der Geologie, der Phantasie etwas mehr Spielraum gestatten, als man ihr in der eigentlichen Physik, oder bey den Erscheinungen, die unter unseren Augen vorgehen, erlauben darf. Das aber dürfen wir nicht unbemerkt lassen, dass die mechanischen Sätze, die Schlüsse über den Einfluss, den diese oder jene Stellung des Kometen auf die Bewegung des Mondes und der Erde haben werde, höchst unzuverläfsig sind. Der Vf. urtheilt hier nach sehr oberflächlicher Ansicht, und das ist gewiss sehr zu tadeln bey einem Gegenstande, der eine geometrisch strenge Untersuchung zulässt und erfodert. Selbst die ungeheure Höhe der Fluthen, die hier prophezeihet werden, möchte etwas vermindert werden, wenn man alle Umstände gehörig in Erwägung zöge. Der Komet verweilt nie sehr

lange bey der Erde, und die Gewässer können nicht in wenig Minuten oder einer Stunde die Reise vom Südpol oder auch nur von der Mitte des atlantischen Meeres bis auf die Alpen machen; diess allein würde den Meeresfluthen das Besteigen der Alpen schon ziemlich erschweren. Hiezu kömmt noch die Umdrehung der Erde, die im Wesentlichen keine Änderung leiden würde, und welche den Ort, welcher jetzt den Kometen im Zenith sieht, in 6 Stunden um einen Quadranten des Erdumfangs fortgeführt hat, also die Unruhe im Wasser mehr in ein wechselndes Oscilliren, als in ein Zusammenströmen nach irgend einem Puncte verwandeln würde. Nimmt man auch an, dass das Wasser mit Sturmes Schnelle vom atlantischen Meere her über Europa hereinbräche: so würde es doch, um von der Mitte dieses Meeres bis nach der Mitte Europas zu gelangen, etwa 2 Tage gebrauchen; ferner würde offenbar das Meer auch nicht ganz ausgeleert werden, sondern nur ein bis über das feste Land vorragendes Wassersphäroid bilden, welches überdiess bey unseren Antipoden eben so hoch als bey uns über die gewöhnliche Meereshöhe hinausreichen wird (wofern nicht etwa Jemand den festen Kern der Erde festhält, um alles Wasser auf Europa zu häufen). In diesen zwey Betrachtungen liegen schon wichtige Gründe zur Verminderung dieser gefürchteten Fluth, von der wir indess, wie auch Hr. *G.* bemerkt, nur in Millionen von Jahren allenfalls Einmal etwas zu fürchten haben.

Der letzte Abschnitt enthält eine Zusammenstellung der Hauptresultate der Kometenbildung, die keinen Auszug erlaubt. Wir glauben übrigens durch die ausgehobenen Bruchstücke genug gezeigt zu haben, dass in diesen Hypothesen eine allzu reiche Phantasie vorwaltet, und dass sie mehr zu einer angenehmen Unterhaltung, als zu wissenschaftlicher Belehrung dienen können.

Unter den Kupfern verdient die Abbildung des Kometen von 1811 eine rühmliche Erwähnung; sie ist eine der gelungensten, die uns zu Gesichte gekommen sind. Dass die Dimensionen des Kerns und Schweifkopfes in geometrischer Strenge genau seyn sollten, wird an dieser Stelle Niemand verlangen; aber das ganze Ansehen des Kometen ist sehr treu wiedergegeben. i. e. e.

Göttingen, in Comm. b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Beobachtungen des grossen Kometen von 1807, sammt einem Nachtrage zu den aphroditographischen Fragmenten*, von Dr. *J. H. Schröter*, königl. grossbrit. Justizrathe und Oberamtmann. Mit 3 Kupfern. 1811. 188 u. 92 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Da des würdigen *Schröters* Fleiss und Sorgfalt im Beobachten, und seine Genauigkeit in der Darstellung dessen, was die Beobachtungen angaben, bekannt genug ist: so würde jedes Lob, das wir hier einem so hoch geachteten Manne ertheilen könnten, überflüssig, ja beynahe anmassend seyn; wir begnügen uns daher, durch Aushebung merkwürdiger Beobachtungen oder Resultate auf dieses Werk aufmerksam zu machen, und allenfalls einzelne Bemerkungen, wo sie sich darbieten, beyzufügen.

Die Beobachtungen wurden grösstentheils mit dem schönen 15füssigen Reflector und mit 142mal Vergrösserung angestellt, da beträchtlich stärkere Vergrösserungen kein so scharfes Bild dieses nicht hinreichend lichtvollen Gegenstandes gaben. Mit diesem Instrumente unterschied man einen eigentlichen, mit Lichtnebel umgebenen Kern. Dieser ward bey den zu verschiedenen Zeiten angestellten Abmessungen des Durchmessers erheblich ungleich gefunden, weil der eigentliche Kern, der sich wie ein *fester* Körper zeigte, durch die nicht immer gleich durchsichtige Atmosphäre des Kometen bald vollständig, bald am Rande undeutlich und verdeckt zu sehen war. Nach den besten Beobachtungen betrug der Durchmesser dieses Kerns fast genau 1000 Meilen; und da sein Licht durch eine sehr hohe, ihn umgebende Atmosphäre dennoch so sehr glänzend erschien: so dürfe man ihn wohl mit Grunde, glaubt Hr. *Sch.*, für einen festen Körper halten. Dieser Glanz schien indess nicht bloss reflectirtes Sonnenlicht zu seyn, weil es sonst bey der ziemlich stark zunehmenden Entfernung von der Sonne allmählich merklich schwächer hätte werden müssen, was durchaus nicht der Fall war. Das Licht des Kometen war bald heller, bald trüber, bald mehr gegen den Rand des Kerns hin abfallend, bald weniger; aber im Allgemeinen blieb es immer dasselbe weisse Licht, welches also nicht ganz von der Sonne abhängig, sondern zum Theil dem Kometen eigenthümlich zu seyn schien — eine Behauptung, die auch dadurch sehr unterstützt wird, dass man keine dunkle Seite des Kometen oder Ungleichheit der Phasen bemerkte. — Es ist merkwürdig, dass diese letzteren Betrachtungen über das eigenthümliche Licht der Kometen auch *Herschel* angestellt hat, und dass er hierin ganz mit *Schrötern* einerley Meinung ist; dass er hingegen bey der Messung des Durchmessers gerade so von *Schröter* abweicht, wie es bey der Ceres, Pallas und Juno der Fall war. Es wäre sehr zu wünschen, dass einmal ein Beobachter es näher untersuchen möchte, ob diese Ungleichheit nur in den Fehlern der einen Messungsmethode gegründet ist (wie *Schröter* glaubt), oder ob *Herschel* zu starke Vergrösserungen gebrauchte, oder ob *Herschels* Teleskope den Gegenstand wirklich anders zeigen, als die *schröterschen*. Das Letzte würde wahrscheinlich seyn, da sich allerdings denken lässt, dass ein minder vollkommenes Fernrohr die dichtere Nebelhülle so zeigt, dass man sie mit für den wahren Kern ansieht; aber bey dem grossen Lobe, welches *Bessel* und *Schröter* dem 15füssigen Teleskope ertheilen, wird man doch zweifelhaft, ob die *herschelschen*, wiewohl sie mehr Öffnung haben, dieses sehr übertreffen können.

Über den Lichtnebel, welcher den eigentlichen

Kern umgab und den Kopf des Kometen bildete, hat Hr. *Sch.* sehr lehrreiche Beobachtungen angestellt, aus welchen sich ergiebt, dass dieser bey zunehmender Entfernung von der Sonne in 13 Tagen (vom 20 Oct. bis 3 Nov.) von 26,000 bis auf 44,000 Meilen Durchmesser zunahm. Auch in der Folge nahm dieser Lichtnebel wenigstens nicht erheblich ab. Denn während der Komet sich ansehnlich von der Erde entfernte, nahm der für uns kenntliche Lichtnebel nicht so stark ab, als man nach der grösseren Entfernung, wo die äussersten, matt glänzenden Theile uns unkenntlich werden mussten, erwarten konnte.

Der Schweif zeigte sich als eine blosse Verlängerung jenes Lichtnebels, und schien, wie dieser, mit eigenem Lichte zu glänzen. Er verlängerte sich bey zunehmender Entfernung von der Sonne, und dieses geschah auf die irregulärste, ungleichste Weise, so dass z. B. einmal innerhalb 24 Stunden der eine Schweif (denn er erschien damals als in zwey Schweife getheilt) um 1 Million Meilen länger geworden war. Man bemerkte in dem Schweife ein Strahlenschiessen, so dass wie bey Nordlichtern das Licht sich plötzlich durch einen Raum von mehreren Graden nach der Länge des Schweifes verbreitete, und dann wieder verschwunden schien. Diese Strahlen mussten, wenn sie nicht etwa in Ungleichheiten, welche in unserer eigenen Atmosphäre Statt fanden, ihren Grund hatten, im Schweife des so sehr entfernten Kometen 1 Million Meilen in einer Secunde durchlaufen.

Die Nachträge zu den aphroditographischen Fragmenten enthalten theils neuere Beobachtungen über die Rotationsperiode der Venus, theils eine genauere Untersuchung der aus den älteren Beobachtungen hergeleiteten Schlüsse, theils einige Beobachtungen über atmosphärische Erscheinungen auf der Venus und über das nächtliche Licht ihrer von der Sonne nicht erleuchteten Halbkugel. Unter den wolkenähnlichen Erscheinungen in der erleuchteten Venus zeichnete sich am 29 Aug. 1801 ein Streifen aus, der dem Äquator der Venus parallel war, und die Lage ihrer Axe genauer, als wir sie bisher kannten, anzeigte. — Die Schiefe der Ekliptik ist auf der Venus nicht gar sehr von der verschieden, welche auf der Erde Statt findet. — Die Rotationsperiode von 23 St. 21 Min. bestätigt sich immer mehr. — Über die merkwürdige Erscheinung, da Hr. *Schröter* und *Harding* die Nachtseite der Venus in mattem aschgrauem oder einmal röthlichem Lichte erblickten, lässt sich hier nichts weiter sagen, als dass Hr. *Sch.* mit Grund schliesst, diese Erscheinung werde durch eine Lichtentwickelung in der Atmosphäre der Venus hervorgebracht, die dann mit unseren Nordlichtern ungefähr zu vergleichen wäre.

Diese wenigen Notizen werden hinreichen, um auch auf diese Arbeit des verdienstvollen *Schröter* aufmerksam zu machen. Gewiss werden recht viele Leser dieser Schrift mit uns den Wunsch theilen, dass auch die Beobachtungen des Mars, worauf der Vf. in der Vorrede Hoffnung macht, bald erscheinen mögen.

i. e. e.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Paris*, b. Dentu: *Mon opinion sur la formation des aérolithes*, par *G. A. Marechal*. 1812. 40 S. 8.

Der Vf. glaubt, die Aërolithen bilden sich aus terrestrischen Bestandtheilen in der Atmosphäre. Dass sie vom Monde herkommen (wofür Rec. übrigens auch nicht gestimmt ist), bestreitet er unter anderen durch die Frage, wie es denkbar sey, dass der bey ihrem Herabfallen oft gehörte Knall von der Detonation herrühre, die durch die Explosion eines Mondvulcans bewirkt wird (!). — Seine eigene Theorie giebt zugleich Rechenschaft über die Natur des Feuers und Lichts, die Entstehung von Dampf und Gas, über die Natur des Sehens (die Gegenstände, meint er, werden dadurch sichtbar, dass die umgebende Luft sich an ihrer Oberfläche langsam zersetzt, und den in ihr als Licht gebundenen Wärmestoff absetzt); aber diess alles ist so leichthin abgethan, dass es nicht die Mühe belohnt davon zu reden. Für den Zweck, den der Titel angiebt, ist es genug, zu bemerken, dass alle Körper, selbst z. B. Metalle, schon bey ganz niedrigen Temperaturen durch Mitwirken des Feuers in Dampf und Gas verwandelt werden sollen, dass also, nach Hn. *M's.* Meinung, alle Bestandtheile der Aërolithen sich ganz füglich in der Atmosphäre finden können: — und sind sie nun erst einmal oben, — ey nun! so lassen sich leicht Umstände denken, welche sie wieder zum Herabfallen bringen. —

Wir hoffen, dass uns Niemand beschuldigen wird, des Vfs. Hypothese zu leichtsinnig behandelt zu haben; denn in der That des Vfs. Darstellung ist vielleicht noch leichtsinniger.

i. e. e.

MATHEMATIK. *Prag*, b. Haase: *Abhandlung über die oberschlächtigen Wasserräder*, von *Franz von Gerstner*, Ritter des k. k. Leopoldordens, Prof. der höheren Mathematik, Director der mathematischen Studien u. s. w. 1809. 62 S. 8. Mit 2 Kupfertafeln. (12 gr.)

In dieser sehr gehaltreichen Abhandlung trägt der Vf. darauf an, aus statischen Gründen für oberschlächtige Räder jene Construction zu finden, wobey ihre Wirkung vermehrt wird. Er bearbeitet desswegen zuvörderst die Theorie ihres *Zellenbaues*, wonach die Höhe der Zellen, ihr Abstand, Stellung, Form und Anzahl nach den Principien des Grössten und Kleinsten erwogen, und so von dieser Seite die Zellen das Ihrige zum grössten Effect des Rades möglichst beytragen können. Da ferner der grösste Effect des Rades noch ausserdem von seinem Mechanismus abhängig ist: so bearbeitet nach diesem der Vf. die mechanische Theorie der oberschlächtigen Räder, in soweit der Wasserstand im Gerinne, die Fallhöhe des Wassers, sein Einfallswinkel, der Centerwinkel des einfallenden Strahls, der Halbmesser des Rades, und die ihm in jeder Secunde zufliessende Wassermenge diese Theorie constituiren: so dass durch diese Bemühungen des Vfs. die Theorie, und die nach ihr sich ergebende vortheilhafteste Construction dieser Räder nichts mehr zu wünschen übrig lässt.

M. F. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

KIRCHENGESCHICHTE.

GIESSEN, b. Heyer: *Handbuch der christlichen Kirchengeschichte* von D. *Johann Ernst Christian Schmidt*, grosherzogl. hessischem geistl. Geheimen Rathe und Commandeur des Verdienstordens, erstem Prof. der Theol. zu Giessen. Fünfter Theil. 1813. 378 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Jedem Freunde der Kirchengeschichte wird diese Fortsetzung des schätzbaren und gründlichen Handbuchs, dessen vorhergehende beide Bände von einem anderen Rec. (J. A. L. Z. 1807. No. 277) beurtheilt worden, und das nur etwas zu langsam vorrückt, gewiss sehr angenehm seyn. Da das Werk bekannt ist, der Vf. einen so ehrenvollen Platz nicht bloss unter unseren Gelehrten, sondern auch unter unseren geistreichen, vielgebildeten und vielgewandten Männern einnimmt: so wäre es ganz überflüssig, hinzuzusetzen, dass dieser Theil mit derselben Gelehrsamkeit, Klarheit und Gründlichkeit gearbeitet ist, wie die vorhergehenden. Es wäre vermessen, einzelne Theile eines Werks, das ein Ganzes bilden soll, tadeln zu wollen, ehe es ganz dasteht. Man kann also von einem Recensenten nur einen treuen Bericht dessen, was er gefunden hat, gelegentliche Gedanken, seine Art, die Sachen anzusehen, einzelne Resultate, die nicht als Massstab oder Richtschnur dienen können, darüber erwarten.

In diesem Bande wird die im vorigen abgebrochene Geschichte des Papstthums fortgesetzt, und der in der Überschrift angekündigte Abschnitt derselben, in der Periode von Karl dem Grossen bis Gregor VII, beendigt. Der Vf., der darüber einige Worte in der Vorrede sagt, hat übrigens ganz Recht gehabt, dass er die Überschrift des Cap.: *Geschichte des Papstthums*, der *einer Geschichte der Päpste* vorgezogen hat; doch gestehen wir, dass es uns lieber gewesen wäre, wenn ihm der letzte Titel eher zugekommen wäre, als der erste. So wie es jetzt dasteht, ist es allerdings eine Geschichte des Papstthums nach protestantischer Ansicht. Es bleibt aber sonderbar, dass eine *christliche* Kirchengeschichte durch solche Behandlung anderen Religionsparteyen, als der, welcher sie angehört, unbrauchbar wird. Aber diese Behandlung ist die gewöhnliche, weil die Kirchengeschichte der Protestanten hartnäckig die einmal erhaltene Richtung zum Polemischen beybehalten hat, da diese doch mit den Zeiten und den Umständen hätte wegfallen sollen. Warum läfst sich in einer Geschichte des Papstthums, denn in einer Geschichte der Päpste versteht es sich ohnehin von selbst, nichts Erbaulicheres sagen, als wie allmählich die römischen Bischöfe zu ihrem Ansehen gelangt sind, und durch welche Schritte und Mittel sie dieses Ansehen befestigt haben? Diess anzudeuten ist allerdings wichtig, damit man es suchen kann, wenn man vielleicht es braucht: warum aber Alles darauf beziehen, und aus den Thatsachen nur solche aussuchen, die den einmal angenommenen Satz, dass alles erschlichen sey, erweisen? Am Ende muss man ja doch gestehen, dass, was auch die Meinung der früheren Kirche war, der Streit schon in diesen Zeiten nur ein Ringen mit der schon bestehenden Meinung seyn konnte, dass von dem Bischof in Rom eigentlich die kirchliche Gewalt ausgehe. Wie hätte man diess auch im Occident anders glauben können, da der stolzere Orient es oft halblaut anerkannt hatte, und selbst in den Streitigkeiten zwischen Ignatius und Photius diess deutlich hervorleuchtet. Hart ist es dabey, wenn auf alle Bischöfe, die sich dem päpstlichen Stuhle zu unterwerfen für Gewissenspflicht hielten, ein falsches Licht geworfen werden müsste. Wir billigen es allerdings, dass der, welcher Glauben und Grundsatz zu niedrigen Absichten missbraucht, hätte er auch den Nimbus der Heiligkeit um sich, entlarvt, und der ganzen Nachwelt zur Schande als einer der Menschen bezeichnet werde, die Dante in die unterste Hölle sammelt; aber wenn kein Beweis da ist: so sollte nicht die *praesumtio mali*, sondern die *praesumtio boni* gelten; es sollte vorausgesetzt werden, dass selbst in den verdorbensten Zeiten, geschweige in jenen Zeiten der Einfalt, von denen hier die Rede ist, eine Seele, die zu historischen Forschungen nicht aufgelegt war, von dem Gedanken, dass Petrus und Paulus, die Stützen der Kirche, ihre Macht von Christus gehabt, dass sie sie auf ihre Nachfolger mit apostolischer Macht und Wunderkraft übertragen, gerührt wurde, und dass bey ganz anderer Denkart der Zeiten diess ihre Handlungen leiten konnte. Ist es nicht trostlos genug, dass wir in jenen Zeiten, in welchen der Glaube oft so grosse Thaten hervorbrachte, so viel erwiesen eigennützige Geistliche finden, weil solche am meisten hervorstechen (da die Frommen sich und ihrem Sprengel lebten, also weniger genannt werden); sollen wir auch noch bey denen, die nicht überwiesen werden können, unsere durch Zeitumstände hervorgebrachten Zweifel, dass wah-

rer Glaube und reiner Eifer unter den Menschen zu finden sey, anbringen wollen? Ist es nicht genug, dass die politische Geschichte so behandelt werden muss, soll auch die Kirchengeschichte diesen Ton anstimmen? Uns fiel diess besonders auf, da dem Erzbischof Hatto von Mainz S. 21 vorgeworfen wird, „er betrug sich überhaupt sehr kriechend gegen den römischen Stuhl", und es doch S. 22 heisst: „Was Hatto suchte, ist ungewiss, seine Geschichte ist zu dunkel". Wir wollen nicht Hatto rechtfertigen, denn es scheint uns, als hätte er in weltlichen Händeln zu sehr der Seelsorge vergessen. Diess liegt sogar in dem Lobe, das ihm die Schriftsteller ertheilen. (*illustr. vet. script. etc. ex bibliotheca Joannis Pistorii.* Francof. 1613. Fol. Tom. 1.) Regino von Prüm sagt ad ann. 912 p. 74: *Hatto archiepiscopus vir adeo strenuus et prudens, cui Heringerus successit.* Dieser weiss auch von dem Betruge nichts, durch den Hatto den Adelbert von Babenberg soll getäuscht haben. Marianus Scotus erzählt S. 446 die Geschichte so, dass auf Hatto die Schuld fiele, charakterisirt ihn aber nicht weiter, und da er doch *quendam Lupoldum* noch hinzusetzt: so wäre auch Hatto's Antheil ungewiss. Bey Siegebert von Gemblours S. 576 heisst es aber: *Albertus quidam ex primoribus Austrasiorum per septennium Ludovico regi rebellis, dolo Hatonis Moguntini archiepiscopi ad regem deductus, decollatur,* und unten auf der Seite ad annum 918: *Hatonem, Moguntinum archiepiscopum, cujus dolo olim Adelbertus perierat, rex Conradus sollicitat contra Henricum, Saxonum ducem, propter potentiam sibi suspectum. Ad quod, cum jam torquem auream episcopus fabricasset, quae collo ducis secum convivantis mitteretur, dolo proditus frustratus est, et post triduum morbo et angore: vel (ut alii ajunt) fulminis ictu interiit."* Aber man scheint noch immer die Kirchengeschichte zu einer Sammlung anstössiger Anekdoten über Geistliche und Geistlichkeit zu machen. Ehedem, als man in den publicistischen Händeln dergleichen brauchen konnte, war diess mehr an seinem Orte. Dahin gehört S. 25: „Oft sah man gegen das Ende dieser Periode auffallende Beyspiele, wie Erzbischöfe der päpstlichen Obergewalt in der Kirche huldigten, wenn sie dieselbe als Werkzeug für ihr Interesse gebrauchen konnten, — wie sie aber derselben keck zu trotzen wagten, wenn dieselbe mit ihrem Interesse in Collision kam." Dass es zu allen Zeiten, besonders in den höheren und verweichlichten Classen, Menschen gegeben habe, die sich nicht geschämt, Alles nur ihrem Interesse dienstbar zu machen, beweiset die ganze Geschichte. — Die Sammlung anstössiger Anekdoten, die auf diesen Satz bey Hn. S. folgt, hätte man gern geringer gesehen, und dagegen andere von Aufopferung und Standhaftigkeit gewünscht, an denen es auch nicht fehlt. Da die Richtung des Ganzen durch den Anfang einmal bestimmt war: so ist es unnöthig, über diess Capitel, das bis S. 34 reicht, noch etwas zu sagen. — Dann kommt der Abschnitt von den inneren Verhältnissen des Clerus, dessen erste Abtheilung von dem Verhältniss der Metropolitane zu den Bischöfen handelt. — Auch dieser Abschnitt ist in dieser Weise gearbeitet, und die trefflich gestellten Thatsachen, die mit vielem Fleiss gesammelt sind, dienen nur zu politischen Zwecken. — Anders ist es mit dem 185 §., der entwickelt, wie die niedere Geistlichkeit nach und nach herabgedrückt ward, und sich den Druck gefallen liess. Die Gründe werden eben so kurz als klar und bündig aufgestellt. Bey Erwähnung der Patronatrechte §. 186 hätten wir gewünscht, herausgehoben zu sehen, wie die Bischöfe, indem sie gegen den rohen Adel, oft gegen die Könige selbst, kämpften, doch zu gleicher Zeit für Ordnung in der Kirche stritten, und die Zucht der rohen Geistlichen, die sie nicht vollkommen machen konnten, doch beförderten; wie sie Unterordnung und ordentliche Verwaltung in der Kirche erzwangen, und den Staaten das Beyspiel gaben, auf welche Weise den Übeln der damaligen Zeit könne gesteuert werden. Dann von den Archipresbytern und Landbischöfen, Archidiakonen und §. 190 von den Visitationen, wo man denn aus dem bey dem Vf. Angeführten das Wohlthätige der Einrichtung, deren Ausführung man freylich Menschen, d. h. gebrechlichen Wesen, vertrauen musste, sehen kann. Wollte man in unseren Zeiten, wo Schulen und Universitäten so vielen Reformen unterworfen gewesen sind, untersuchen, wie viel von dem, was das geduldige Papier trägt, zur Ausführung kommt: man würde sehr erstaunt seyn! §. 191 handelt von der Beschaffenheit des Clerus, wobey jedoch nicht zu vergessen ist, dass freylich die Geschichtschreiber über Vieles klagen, dass man aber nie mit seiner Zeit zufrieden ist, dass ferner Gelehrsamkeit nicht die Hauptsache ist, auf die man bey einem Geistlichen zu sehen hat. Solche Anekdoten, wie die von dem Priester, der *in nomine Patrua etc.* taufte, und vom h. Meinwerk verdienten kaum einen Platz in den Noten. Die alte Kirche hat überdiess nie Gelehrsamkeit von ihren Geistlichen gefodert, sondern Rechtlichkeit, Glauben, Genügsamkeit; und es fragt sich doch wohl nicht, ob man lieber mit dem h. Meinwerk beten wolle, oder mit einem rohen Studenten, der freylich ein wenig Griechisch und Latein gelernt, auch allerhand Sachen getrieben hat, den Weltsinn aber, den er in den Schenken seiner Universität erhalten, mitbringt, und zu den Rohheiten der Bauern, die doch Natur ist, noch eine andere Art Rohheit setzt, die viel ärger ist. Aus Peter Damiani Buch möchten wir wegen der Sittenlosigkeit der Geistlichen nichts schliessen, da man die rhetorische Art kennt, mit der die Geschichtschreiber die Dinge übertreiben. Doch wollen wir damit die Sache selbst nicht bestreiten, weil das Christenthum in vielen Ländern noch neu war, und die Heftigkeit der Leidenschaften, welche die tiefe Busse und ächte Reue eingab, auch Ausschweifungen hervorbrachte, die alle Grenzen überschritten. Sehr schön hat daher der Vf. in dem folgenden §. über das Verbot der Ehen der Geistlichkeit aus einander gesetzt, welche Folgen die-

fes der Enthaltsamkeit, des oft sehr spät in den geistlichen Stand getretenen, orientalischen Geistlichen nicht harte Gesetz in seiner strengen Anwendung auf den Occident hatte. — Dann über die Simonie §. 193, wo wir bey Gelegenheit von Peter Damiani, von dem Hr. *S.* (S. 77) sagt: „wahrscheinlich schon mit auf seinen Betrieb hielten die Päpste Clemens II im J. 1047 und Leo IX im J. 1049 in Rom Synoden gegen die Simonie“, die Bemerkung vermissen, dass diese Synoden damals desshalb nöthig waren, weil sich sonst in Italien die ganze Kirchenverfassung aufgelöset hatte. Unter Johann XX und Benedict IX war in Italien Alles käuflich geworden, und irrt sich gleich Rudolphus Glaber in Rücksicht auf das Alter des Papstes Benedict: so ist doch in Rücksicht auf seine Sitten, besonders der Simonie, das Zeugniss Aller für ihn. Glaber sagt: *Vae tibi terra, cujus rex puer. Nam et ipse universalis papa Romanus, nepos scilicet duorum Benedicti atque Johannis, qui ei praecesserant, puer ferme decennis* (das ist falsch) *intercedente thesaurorum pecunia electus exstitit a Romanis.* Papst Victor III im 3 Buche seiner Dialogen sagt: *dum negligentia sacerdotum a recto religionis tramite paulatim devians labefactaretur, in tantum mala consuetudo adolevit, ut sacrae legis auctoritate postposita divina humanaque omnia miscerentur, adeo ut populus electionem et sacerdotes consecrationem, donumque sancti Spiritus, quod gratis accipere ac dare divina auctoritate statum fuerat, data acceptaque per manus pecunia ducti avaritia venderent.* Peter Damiani selbst trägt in einem freylich heftigen rhetorischen und declamatorischen Stil, an dem man aber den frommen Eiferer erkennt, seine Beschwerden darüber noch lebhafter vor. Hier nur den Anfang des Briefs, der sich bey Baronius Annal. ad annum 1033 findet: *Ille nimirum (in quantum mihi videtur) absque ulla excusatione simoniacus est, quia vobis omnibus ejusdem urbis episcopis cardinalibus reclamantibus, obsistentibus, et terribiliter anathematizantibus nocturno tempore cum armatorum turbis undique tumultuantibus et furentibus inthronizatus est. Dehinc ad marsupiorum patrocinia funesta concurritur; pecunia per regiones, andronas, vel angiportus in populos erogatur; beati Petri venerabilis ara pervaditur; sicque per totam urbem, velut officinam male fabricantis Simonis factam, vix aliud quam (ut ita loquar) malleorum et incudinum tinnitus auditur.* Dann folgt §. 194 über die Entstehung des Instituts des kanonischen Lebens, wodurch bekanntlich diese Zeit für die Folge so ausserordentlich wichtig geworden ist, wo man die Regel, die Chrodegang vorschrieb, ausführlich bey Hn. *S.* findet. Daran reiht sich denn natürlich, nachdem die Veränderungen, die diess Zusammenleben erfuhr, angegeben sind, §. 196 über die Mönche und ihre Verhältnisse. Über den Einfluss der Mönche auf die Cultur des Bodens hätte Hr. *S.* leicht mehr sagen können, da er S. 92 nur das Gewöhnliche beybringt. Es ist diess freylich der Kirchengeschichte fremd, darum war es ihm wohl genug, es erwähnt zu haben. Aber bey Gelegenheit der orientalischen Mönche, besonders der Klöster von Tausend und mehreren, ganz besonders aber bey Anlass des Theodorus Studites S. 99 hätte der Vf. nicht unterlassen sollen, die ganz verschiedene Lebensweise, die Art, die Klöster zu erhalten und zu recrutiren, welche im Orient und im Occident Statt hatte, zu erwähnen. Im Orient waren alle Handwerke in einem Kloster vereinigt, und gab es eigentlich keinen Mönchsstand, sondern Jeder, der des Lebens satt war, oder der eine grosse Busse zu thun hatte, begab sich an einen Platz, der nach unseren Vorstellungen nur uneigentlich den Namen Kloster führt, und wo Jeder von seiner Hände Arbeit lebte. Im Orient hören wir wohl Klagen über Heftigkeit der Mönche, über Fanatismus, über Grausamkeiten und Herrschsucht, selten aber über Völlerey, Ausschweifungen und dergleichen. Diess hatte freylich seinen Grund zum Theil darin, dass das Institut des Mönchswesens dem Orient angepasst, vom Occident nur angenommen war, zum Theil aber doch auch in der Einrichtung, Verfassung und Erhaltung der Klöster. Wenn bey Gelegenheit (§. 199) von dem Verhältniss der Mönche zum Clerus auf Dunstan ein Seitenblick geworfen wird: so hätte der Vf. doch auch dagegen bedenken sollen, wie die Zucht der Klöster der Wildheit der Angelsachsen, die aus der Geschichte ihrer Könige sich so deutlich zeigt, doch einigermaßen Schranken setzte; wie der damalige Clerus nicht mit dem in Seminarien und Universitäten gebildeten Clerus der späteren Zeit kann verglichen werden, sondern aus ganz rohen, ohne innere Bildung oder äussere Zucht zu den Stellen erhobenen Menschen bestand. — Was aber S. 105—106 über das Einstürzen des Bodens in Calne erinnert wird, was der Vf. noch dazu wörtlich aus Hume entlehnt, ohne den Spötter als Urheber der Erzählung des Theologen zu nennen, ist durchaus ohne Grund; es wäre aber zu weitläuftig, uns darüber zu erklären. Es giebt eine Art, die Dinge zu betrachten, die nur gar zu leicht zur Herabwürdigung alles Grossen und Heiligen führen kann. Über Kleidung, Tonsur, Schenkungen an Kirchen, Oblationen das Gewöhnliche. Dann folgt §. 204 über Einkünfte der Geistlichen, besonders über Zehnten, ein allerdings sehr wichtiger Punct, den auch Hr. *S.* als solchen scheint erkannt zu haben, aber nicht als solchen behandelt hat. Es ist hier die Rede von der allgemeinen Kirche. Der Vf. beleuchtet aber den Gegenstand bloss in Beziehung auf Deutschland und Frankreich, da er uns weit interessantere Bemerkungen darüber aus den brittischen Reichen und aus Spanien, besonders aus den Gegenden der Ostsee, hätte mittheilen können. England wird S. 125 nur berührt, und der Norden so wenig wie die wendischen Länder erwähnt. Interessant wäre die Untersuchung gewesen, welchen Antheil die Ansprüche der Geistlichen an Versorgung, an der Unzufriedenheit der Norwegen unter Olav dem Dicken gehabt haben.

Denn da er mit Gewalt in den Gegenden, durch die er zog, Priester ansetzte: so musste er doch auch für ihren Unterhalt sorgen, welches ohne ein Analogon vom Zehnten nicht möglich war. Daher es denn auch wohl soviel Schwierigkeiten hatte (*Hist. reg. Norwegic. a Snorro Sturlesono* 1778 Fol. T. II. pag. 89). Es heisst ja in der *Saga Olafs Koneengs* Cap. LXXII: *Hoc pacto totam peragravit istam provinciam, nullo poenarum, quae potentibus quacque pauperculis statuebantur, discrimine constituens illis sacerdotes atque doctores, quotquot singulis in provinciis constitui ipsi optimum est visum.* Wir vermuthen, dass gerade desshalb die späteren Könige dieses Einkommen des Zehnten, dass als dem jüdischen Leviten-Gesetze nach den Priestern zukommend gedacht ward, und als einzig ausreichend kann angesehen werden, weil es nicht so dem Wechsel unterworfen ist, und dem Clerus, der, wenn er wirken soll, unabhängig seyn muss, seine Existenz sicherte, nicht einzuführen wagten, woher denn auch der Mangel ordentlich eingerichteter Bisthümer und guter Geistlichen unter Gregor VII noch allgemein gespürt wurde. Etwas dem Zehnten Ähnliches, welches Olav Kyrre einführen wollte, war zu unvollkommen, und scheint auch nicht zu Stande gekommen zu seyn. Als er nämlich verordnete, dass die Bischöfe jährlich in gewissen Fylben herumreisen sollten, gebot er zugleich, dass jeder Landmann dafür dem Bischof jährlich einen Oevetug, und jeder zu der Gilde gehörige Bruder auch die Strafgelder geben, und alle zusammen eine hölzerne Kirche in jeder Fylbe unterhalten und dem Bischof, so lange er reisete, freyen Unterhalt schaffen sollten. In Schweden war es darin besser. In Dänemark scheint man um diese Zeit an den Zehnten als Einnahme der Geistlichkeit gar nicht gedacht zu haben. Denn wenn auch die Keitbega Saga, wie daran wohl nicht zu zweifeln ist, nur für ihre Zeit d. h. 1108 brauchbar ist: so kann man doch soviel daraus gewiss auch für Canuts Zeiten hernehmen, dass in der Eintheilung in Bisthümer, die er gut fand, für die Subsistenz schlecht gesorgt war. Es ist schon aus Pontoppidans *Annal. eccles. Dan.* bekannt, dass von allen Bisthümern, welche Canut stiftete, nur das von Ripen durch Othiokars Freygebigkeit eine feste Einnahme hatte. Ob nun die übrigen Stifte und Kapellen, wie Pontoppidan meint, von dem unterhalten wurden, was jeder Priester sich für Amtsverrichtungen zahlen liess, ist ungewiss. Auch von König Swend Estritson hören wir wohl, dass er die Bischöfe reicher und mächtiger gemacht; aber nur durch Gaben und Schenkungen von Gütern, nicht durch Zehnten: denn sonst hätte er ihnen ja nicht ein Viertheil von seinen Kroneinkünften zu geben brauchen. Dann folgt über Schirmvogtey etwas, und hierauf der 2te Abschnitt: Verhältnisse des Clerus zum Staat. Wir folgen hier dem Vf. weniger genau, weil gerade dieser Punct seit der Entstehung des Protestantismus und besonders seit Voltaire und anderen Franzosen, die die Sache in Anregung brachten, oft und sehr gelehrt behandelt ist. Bey der Besetzung der geistlichen Stellen durch Krieger, oder durch Leute, die die Könige ohne Rücksicht auf die Wahlfreyheit der Capitel ernannten, hätte doch der Vf. mehr darauf Rücksicht nehmen sollen, dass die christliche Geistlichkeit die Stelle der alten Priester eingenommen hatte, dass sie zu Kronvasallen geworden war, und dass gerade diess die Zeit gewesen, wo sie gleichsam noch im Kampfe um ihre Organisation war, die dann, was auch die Päpste versuchten, dadurch unmöglich ward, dass auf Fürsten bald die Regel der alten Kirche, die doch zur Norm dienen sollte, nicht mehr anwendbar war, und auf Fürstendiener noch weniger. Über das Recht der Freystätten (*jus asylorum*) hat der Vf. §. 214 gehandelt; aber immer nur im Geiste unserer Zeit, wo es allerdings unglücklich war, dass man in Italien ein Recht, das für andere Zeiten und Umstände gut gewesen, noch so lange beybehielt. In jener Zeit, von der Hr. *S.* redet, gab es eigentlich gar keine Justiz; es war nur ein Wiedervergeltungsrecht, und der Jähzorn, der eben so leicht erregt, als besänftigt war, würde ohne jene Asyle noch viel mehr Unheil angerichtet haben, als er anrichtete. Es wäre die Pflicht des Kirchengeschichtschreibers, den Beyspielen, die die politische Geschichte anführt, wo diess Recht den Schuldigen der Strafe entzog, andere gegenüber zu stellen, wo es den Unschuldigen rettete. Es wäre diess doppelte Pflicht, da ja ihr süssestes Geschäft seyn musste, zu zeigen, wie die Gottheit, so sehr die Menschen auch die christliche Lehre entstellen und missbrauchen mochten, doch in ihr den Zügel der wilden Natur und das Mittel zur Busse dem Menschen gegeben hatte, wie diess in keiner Zeit aufhörte, am wenigsten da, wo Gefühl und frische Kraft grosse Tugenden und grause Laster erzeugten. Über die Ordalien scheint uns der Vf. viel zu weitläuftig zu seyn, was freylich bey der Richtung, die er einmal genommen hatte, nicht anders seyn konnte. Sehr trefflich und passend hat er aber, S. 170—173, die Urtheile verschiedener Geistlichen jener Zeit über diese Gottesurtheile und ihre Rechtmässigkeit, besonders die Gründe des Erzbischofs Agobard von Lyon dagegen, und des berühmten Hinkmar dafür, angeführt, wobey er doch hätte erinnern sollen, dass Agobard überhaupt von vielen Meinungen, die seiner Zeit eigen waren, abwich. Einen eigenen §. über den Gottes-Frieden (§. 217) hätten wir dem Vf. auch erlassen, da diess der politischen Geschichte näher liegt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JANUAR 1814.

KIRCHENGESCHICHTE.

Giessen, b. Heyer: *Handbuch der christlichen Kirchengeschichte, von Dr. Johann Ernst Christian Schmidt* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die dritte Abtheilung folgt S. 177: *Verhältniss des Clerus zum Volk.* Auch hier bleibt der Vf. dem Grundsatz getreu, der, mit klaren Worten ausgesprochen, heisst: Die ganze Anstalt der Kirche war nur dazu, die Unwissenheit des Volks zum Vortheil der Priester zu gebrauchen. Ein hartes Wort! Weil dieser Gedanke den mehresten Darstellungen der Kirche der früheren Jahrhunderte zum Grunde liegt: so ist es natürlich, dass auf die Vernachlässigung des Unterrichts in jenen Zeiten, ohne Rücksicht auf die Umstände, ein Seitenblick geworfen, dagegen die Bussanstalt, welche vortrefflich war, so in Schatten gestellt wird, dass man die armen Leute, welche damals lebten, als von Gott und Gewissen verlassen ansehen muss, da doch tausend Beyspiele das Gegentheil zeigen. Damit alles am Ende zum Geschwätz werde, musste man leider in unserer protestantischen Kirche das Predigen, das ohne Bussanstalt durchaus nichts wirkt, zur Hauptsache machen. Darum sind denn auch überall der Hörer so viel, der Thäter so wenig. Freylich lag in jenen Zeiten das Laster und die Leidenschaft in ihrer ganzen Nacktheit und Rohheit da; aber dafür steigerte auch oft die himmlische Andacht des Menschen schwaches Streben zu göttlicher Aufopferung und englischer Tugend. Das Ehewesen, welches Hr. S. §. 222 besonders behandelt, verdiente gewiss auf diese Weise ins Licht gesetzt zu werden, da man nur durch eine solche ins Einzelne gehende Erklärung dieses Puncts viele Begebenheiten der Zeit und den grössten Theil der Streitigkeiten der Bischöfe mit den Grossen recht einsehen kann. Dieser Artikel ist uns unter den vielen vortrefflich entwickelten dieses Bandes am interessantesten gewesen. Doch auch hier kann der Vf. den übeln Gedanken, den er einmal von allen Geistlichen zu haben scheint, nicht aufgeben. S. 196. Aber nicht immer gelang es der Kirche, bey Mächtigen und Grossen ihren Gesetzen Kraft zu verschaffen. Vielmehr sind merkwürdige Beyspiele vom Gegentheil vorhanden. So behielt Kaiser Conrad „seine Gemahlin Gisela ungeachtet des Widerspruchs der Kirche." Diess Beyspiel so hergestellt, musste frappant seyn. Wie aber, wenn das Ganze nur eine Cabale gegen die Gisela war, die von einigen Wenigen herrührte, wie diess nach den Stellen der Annalisten, die wir unten anführen wollen, doch gewiss scheint gewesen zu seyn? Gesetzt aber, es wäre mehr gewesen: so höre man, warum diessmal nachgegeben worden: weil man nicht im Stande war, dem Kaiser eine bessere Frau zu geben oder zu wünschen. Wippo S. 467 sagt: *Gisela in Dei servitio erat timorata, in orationibus et eleemosynis assidua, liberalis ingenii, illustris sollertiae, avida gloriae, non laudis, pudoris amans, foeminei laboris patiens, in cassum minime profusa, in rebus honestis et utilibus abunde larga, dives in praediis, summos honores bene tractare perita.* Nach zwey Annalisten erscheint in keinem Falle die Sache so, wie sie der Vf. vorstellt. Rudolphus Glaber sagt: *cum enim diu multumque de constituendo principe regni, ac praecipue inter praesules tractatum fuisset, visum est eis ipsum Conradum debere eligere, nisi quod unum intererat, propter quod Henricus etiam illum valde exosum habuerat. Habebat enim conjugem, quae illi erat affinis, quam etiam primitus quidam cognatus ipsius duxerat. Propterea innotuerunt ei pontifices, quid potissimum vellet, aut tale conjugium, quod manifeste sacrae auctoritati nimium repugnabat, tenere, seu eo dimisso coronam imperii sumere. Qui protinus dimittendum promisit talis incesti conjugium; seque parere diligentissime illorum dictis et obedire consiliis.* Wippo aber: *Hac quorundam hominum invidia, quae saepe ab inferioribus fumigat ad superiores, per aliquot dies a consecratione sua impediebatur. Caeterum an illud odium juste an injuste pertulerit, adhuc in quaestione moratur: tamen virilis probitas in femina vicit, et ex consensu et petitione principum consecrata necessaria comes regem sequebatur.* Damit stimmt auch die Nachricht bey Hermannus Contractus überein.

Auf diesen Artikel folgt der wichtige §. 223 über den Bann, und §. 224 über das Interdict, wo wir von einem so geistreichen Vf. wieder aus dem Geiste der Zeit, nicht aus der Klugheit unserer Zeit und ihrer Politik, deren Wege doch auch auf eine sonderbare Weise zum Heil führen, hergenommene Betrachtungen gewünscht hätten. Wie solche Zwangsmittel dem Eigennutze dienten, davon sind alle Geschichten, und, wie wir hören, sogar die Ritterromane einer gewissen Zeit voll; wir hätten gewünscht zu vernehmen, wie sie zum Guten dienten. So z. B. war der grausame Sohn des Harald Kesia, Olav Haraldsen, schon im Besitz des däni-

schen Reichs, als ihn der Bann aller dänischen Bischöfe und des Papstes dieses Reichs 1143 wieder beraubte. Diesen Bann hatte ihm aber der Tod des Bischofs Riko in Ramlöse, den er treulos ermordete, als er seinen Friedensvorschlägen aus dem Fenster zuhörte, zugezogen. Wer hätte die That an dem mächtigen Manne rächen wollen, hätte es nicht die Geistlichkeit gethan? War es nicht ein auffallendes Beyspiel für die Kleineren? Edgar, der mächtigste König unter den letzten angelsächsischen, ward durch die Drohung eines Banns gezwungen, nach dem Raube einer Nonne sieben Jahre ohne Krone zu erscheinen, derselbe Edgar, den acht tributpflichtige Könige nach denselben Geschichtschreibern, die das Obige erzählen, nach Chester rudern mussten. Wir wissen wohl, was Hume über die Begebenheit urtheilt, dass er wäre gezwungen worden, *to deprive himself of that useless ornament*; dass er hinzusetzt: „*A punishment very unequal to that of inflicted on the unfortunate Edwy*" u. s. w. Aber es ist hier nicht der Ort, das Sophism durch Erzählung der Sache nach den Quellen zu widerlegen; wir begnügen uns für den Verständigen, denn der Unverständige wird uns ohnehin bemitleiden, zu bemerken, dass eben jenes Entbehren des unnützen Schmucks dienen konnte, und diente, um dem Volke zu zeigen, dass auch über Könige noch eine Gewalt sey, und dass das göttliche Gesetz, nicht menschliche Willkühr, auf Erden herrschen solle. Wenn 872 Athanasius, Bischof von Neapel, als treuer Anhänger seines Kaisers Ludwig II von den Neapolitanern vertrieben wird, weil er ihre Verbindung mit den Feinden des Glaubens und Italiens, mit den Arabern, hindert: wer kann Neapel zur Reue bringen? Der Kaiser nicht; wohl aber der Bann des Papstes. Heisst das nicht in ungerechten Zeiten die Gerechtigkeit wahren? Liegt nicht etwas Ähnliches in dem Schreiben der Synode von Troyes an den Papst von 878 in einer Zeit, als im wilden Kriege Heiliges und Unheiliges angegriffen wurde, und die Bischöfe selbst nicht wagen den Bann auszusprechen, aber den Papst darum bitten. Da heisst es unter anderen: *Sed ut in sacra historia de plaga Aegyptiaca digne a deo illata legimus, quod non erat domus, in qua non jaceret mortuus, et non erat qui alium consolaretur, quoniam in domo sua unusquisque quod lugeret habebat, nos in nostris quoque ecclesiis lugenda lugemus, et ideo vestra auctoritate cum omni mentis humanitate deposcimus, ut promulgetis capitulum vestrae auctoritatis, qualiter nos erga ecclesiarum nostrarum pervasores agere debeamus, ut censura apostolicae sedis muniti robustiores ac promptiores, domino opem ferente contra perversos ecclesiasticarum rerum ac facultatum raptores et vastatores, sacrique ministerii episcopalis contemptores, nos successoresque nostri persistere concordi sententia valeamus.* Keiner endlich rächte die That der Einwohner von Metz, Niemand nahm nur Notiz davon, dass sie ihren Bischof geblendet; aber die Fortsetzung der Chronik des Regino von Prüm sagt uns, dass es die Bischöfe gethan, die eine Waffe in ihrer Hand hatten, durch die sie früh oder spät die Frevler, die sie mit der Faust nicht besiegen konnten, zur Busse und Reue trieben. *Chronicon Reginonis Script. Illustr. Germ.* I bibl. *Pistorii ed. Reuberi* S. 75 heisst es: *Anno dominicae incarnationis DCCCCXXVII Benno, qui Benedictus episcopus dicitur, a Metensibus excaecatur, et Synodo apud Duisburgenses habita omnes istius facti authores excommunicantur, et Adalbero nobilis episcopus pro illo instituitur.* Da uns diese Beyspiele nur zufällig aus sehr vielen, deren wir uns dunkel erinnern, beym Lesen dieses Werks einfallen: so musste es dem Vf., dem gewiss bey grösserem Forschen mehrere bekannt sind, wohl an gutem Willen fehlen, diese beyzubringen. Wir könnten uns allenfalls erbieten, die Zahl der Beyspiele zehnfach zu verstärken.

Dann folgt S. 208 die vierte Hauptabtheilung: *Geschichte des Gottesdienstes.* Hier beginnt sogleich wieder derselbe polemische Ton. „Und in diesen Ceremonien, fast als ob man gefühlt hätte, dass dieselben ausserdem keiner Rechtfertigung fähig seyen, suchte man denn einen geheimen Sinn." Suchte? wenn man auch in Vielem etwas suchte, worin gar nichts war, wenn alberne Menschen alberne Deutungen vorbrachten: war darum an der ganzen Sache nichts? Kann diess der Vf. behaupten wollen? Kann er es rechtfertigen, dass er sagt, man habe kaum daran gedacht, das Volk zu erbauen? Denn das Belehren wollen wir ihm zugeben, und legen darauf einen sehr geringen Werth, weil es beym Volke Schlaffheit erzeugt, und das Gefühl der Natur schwächt, ohne doch zur Erkenntniss zu führen. Wie war der Zustand der Lehranstalten bey den Alten, Griechen, Römern, Ägyptern, Orientalen überhaupt? Dass die Barbarey der Zeit die Lehranstalten oft heftig erschütterte, dass dadurch, dass Könige und Fürsten Bisthümer wie Lehen vergaben, Bischöfe ohne Kenntnisse an die Spitze des Clerus kamen, ist nicht zu leugnen, und war bedauernswerth genug, ward auch von den Edlen der Zeit hinreichend beklagt; soll man aber durch schiefe Stellung der Thatsachen auch das Gute der Zeit in Schatten stellen, und die ganze Kirchenanstalt verleumden? Über den Kirchengesang hätten wir von dem Vf. etwas Gelehrteres und Kunstmässigeres erwartet, da er nur das Gewöhnliche hat, dieser Punct aber für den ganzen Cultus von grosser Wichtigkeit ist. §. 228 über das Abendmahl, dann über die Taufe, und §. 230 über Festtage und die Feyer der Tage, wo in Rücksicht der letzteren das Beyspiel Frankreichs und zum Theil auch Deutschlands gezeigt hat, wie vorsichtig man dabey verfahren müsse, wie weise die Anstalten der alten Kirche gewesen, wie leicht man aus einem Extrem in das andere übergehe. Über Heiligendienst und Legenden hat der Vf. sehr gut im §. 232 Geschichten, die aus den Nachrichten jener Zeiten gezogen sind, zusammengestellt. Hätte er durchaus kein Urtheil beygefügt: so würde der §. noch schätzbarer seyn, da man alsdann nicht sogleich sich in die neuere Zeit

versetzt sähe, und Jeder nach seinem Gefühl urtheilen könnte. Denn wozu sollen uns, die wir doch über Reliquien keine Zurechtweisungen mehr nöthig haben, in einer Kirchengeschichte Noten, wie S. 248, wo die Reliquien aufgezählt werden, die Ägilbert von Centula zusammengebracht hatte, wo zu den Worten „von dem Holze der drey Hütten" gesetzt wird: sind denn hier die Hütten, die Petrus bey der Verklärung Christi *im Traum* bauen wollte, gemeint? Man sieht, diess kann kein Tadel von unserer Seite seyn. Soll einmal nur die profane Ansicht gelten: dann müssen dergleichen Bemerkungen dastehen; soll aber das, was je heilig war, wieder mit heiliger Scheu berührt, und der französische Geist aus unseren Schriften gebannt werden: dann verhält sich die Sache ganz anders. — Dann folgt die Geschichte der Streitigkeiten, und zwar zuerst des Bilderstreits. Der Vf. ist dabey den Weg gegangen, den er bey seinen Grundsätzen gehen musste, und hat eine so verwickelte Materie mit dem Lichte eigener Forschungen beleuchtet. Über die Äusserung Leo des Isauriers, dass er Priester und Kaiser zugleich sey, ist S. 264 die Vermuthung geäussert, diess beruhe darauf, dass er die Rückerinnerung gehabt, dass der römische Kaiser zugleich Pontifex maximus gewesen. Diess scheint irrig; in dem griechischen Reiche hatte der Kaiser nothwendig die ersten Weihen, oder er ward als Geistlicher betrachtet. Die Stellen dazu hat Leich zu dem Ceremoniale des byzantinischen Hofes gesammelt. Übrigens ist die ganze Darstellung so klar und vollständig, dass gewiss Keiner etwas dagegen einwenden wird, um so weniger, da der Vf. durchaus einen ganz ruhigen Ton angenommen hat, und wie es eines Geschichtschreibers würdig, weder dem einen noch dem anderen Theile, durch sein hinzugesetztes Urtheil, wie an anderen Stellen, geschadet. Nur sind wir verwundert, dass der Vf. von den neuesten Forschungen über den Antheil Pipins an den Bilderstreitigkeiten und seinen Verkehr mit dem griechischen Kaiser durchaus keine Notiz genommen; so wie, dass er von dem wesentlichen Unterschiede von λατρεια und δουλεια gar nichts gesagt hat, sondern den Faden nur dahin gezogen, wohin ihn Schröckh schon angeknüpft und nachgewiesen, obgleich nicht ausgesponnen hatte, welches in der Manier von Schröckh nicht liegt.

Was dann als Hauptabtheilung folgt: *Streitigkeiten zwischen den Morgenländern und Abendländern*, ist mit eben der Klarheit behandelt. Neues vorzubringen, lag nicht in dem Plane des Vfs., sonst hätte man besonders über die Streitigkeiten wegen der Bulgaren wohl mehr erwarten können, als ein blosses Hinwerfen; obgleich auch die folgenden Puncte des Streits leicht behandelt sind. Das letzte Stück des Bandes machen unter dem Titel *unbedeutende Streitigkeiten* zuerst der adoptianische Streit in Spanien §. 252, wo nach unserem Urtheil S. 332 hätte gesagt seyn sollen, dass Karl der Grosse ausdrücklich, um einen Bestreiter des Felix zu haben, der ihm gewachsen wäre, den Alcuin aus England kommen liess. Ferner hätten wir eher auf Karls Religiosität, als auf seine Politik den Plan, die Adoptianer durch eine Versammlung der Geistlichen verdammen zu lassen, zurückgeführt. Es ist uns zu modern, wenn es S. 333 heisst: „Für Karl war es nichts weniger als gleichgültig, wie die Christen in dem der arabischen Oberherrschaft unterworfenen Spanien über ihn dachten." Es scheint uns überhaupt, als wenn man Karln mit der modernen Weisheit, die man ihm hie und da aufdringt, sehr wenig Ehre erwiese. Dann folgen die Streitigkeiten des Paschasius Radbert, die doch Hr. *S.* wohl nur uneigentlich unter dem Namen unbedeutender Streitigkeiten begriffen hat. Wenigstens sind sie nicht, so weit sie das Abendmahl angehen. Eben so wenig kann man Gottschalks Streitigkeiten zu den unbedeutenden rechnen, und über dessen Meinung von der Prädestination möchten wir nicht so bestimmt entscheiden, wie der Vf. S. 347 gethan hat: wie er denn überhaupt die Sache viel zu leicht behandelt, welches um so unangenehmer ist, da gerade hier viele Gelegenheit war, sich Verdienste durch neue Forschung zu erwerben, wiewohl diess in dem ganzen Werk nicht als Hauptabsicht des Vfs. erscheint. Dagegen ist überall die politische oder pragmatische Ansicht vorherrschend. Hinkmar und Remigius von Lyon nebst ihren Anhängern streiten sich nach dem Vf. über die wichtige Frage, die, fast seit die Welt steht, die Menschen beschäftigt hat, nicht, weil ihnen diese Frage wichtig ist, weil der von einer Meinung über eine solche Sache Erfüllte Leib und Leben daran setzt, um sie zur herrschenden zu machen, weil er glaubt, nur dadurch sey Religiosität zu erlangen, weil er bey solcher Überzeugung jeden Gegner der Meinung für einen Gottlosen halten muss: nein! es ist Privatsache, es ist Politik! Arme Menschheit! wenn es wahr wäre, dass nur kleine Seelen sich deiner angenommen, dass auch in den Zeiten, in welchen das Heilige noch hochgeachtet war, kein inneres Interesse an der Sache irgend Einen belebt hätte: wer wollte noch Leben, Gesundheit und die edele Zeit opfern, um deine Sache zu verfechten! Wir trauen ja dem Vf. zu, dass *diess* Interesse, nicht das Kleinliche des Vortheils oder der Ehre ihn bey seinen theologischen Arbeiten leite: warum sollte es den Alten fehlen? Diess geht die Stelle S. 352 an, wo es heisst: „Um das Verhältniss dieser Synoden gegen einander richtig aufzufassen, darf man nicht vergessen, dass Hinkmar der erste Erzbischof im Reiche Karls des Kahlen war, seine Gegner aber unter der Oberherrschaft des Kaisers Lothar standen. Aus der Spaltung, die zwischen den beiden Regenten Statt hatte, muss es hergeleitet werden, dass sich die Synode zu Valence so anzüglich und bitter ausdrückte." So etwas sollte doch bewiesen werden, mehr bewiesen werden als andere Facta, so viel wichtiger es ist als ein anderes Factum: denn es greift ja in das innerste Wesen des Menschen ein. Über Berengar hat sich mit Recht der Vf. auf Lessings bekannte Schrift bezogen, und deshalb ist er auch nicht tiefer eingegangen, wel-

ches besonders in Beziehung auf das Ende Berengars zu wünschen gewesen wäre. Über die Paulicianer hat der Vf. sehr obenhin gehandelt, und nach unserer Meinung, wie an manchen Stellen, viel zu vornehm abgeurtheilt, da auch hier neuere Forschungen, als die schröckhschen Nachweisungen geben, auf andere Resultate geführt hätten, der Zusammenhang dieser Leute aber mit den nachherigen, unter tausend Namen entstandenen, sogenannten manichäischen Ketzern unstreitig ist. Wenn der Vf. S. 364 und 365 über die Ketzer in Orleans spricht, und dabey die zu gleicher Zeit in Toulouse hingerichteten übergeht, wo besonders die letzteren durch ihren Zusammenhang mit der Geschichte der folgenden Zeit sehr wichtig sind: so geht auch aus den unter dem Text citirten Stellen hervor, dass er *Pagi critic. Baronii ad annum* 1017 nicht zu Rathe zog. Diess wäre gleichwohl gut gewesen, weil man dort Alles zusammenfindet, und gerade diese Nachrichten bey Hn. S. fehlen. Ademar in seinem Chronicon hat darüber freylich sonderbare Sachen, die aber doch für die Beschaffenheit der Zeit wichtiger sind, als manche Betrachtungen, von denen man nicht weiss, in wiefern sie gegründet sind. Er sagt: *Ex tempore decem ex Canonicis sanctae crucis Amreliani, qui videbantur aliis religiosiores* (man merke diess), *probati sunt Manichaei. Quos rex Ratbertus, cum nollent aliquatenus ad fidem reverti, primo a gradu sacerdotii deponi, deinde ab ecclesia obliminari, et demum igni cremari jussit. Nam ipsi decepti a quodam rustico, qui se dicebat facere virtutes et pulverem ex mortuis pueris secum deferebat, de quo si quem posset communicare mox Manichaeum faciebat, adorabant diabolum, qui primum eis in Aethiopis, deinde angeli lucis figuratione apparebat, et eis multum quotidie argentum deferebat, cujus verbis obedientes, penitus Christum latenter respuerunt, et abominationes et crimina, quae dici etiam flagitium est, in occulto exercebant, et in aperto Christianos veros se fallebant. Nihilominus apud Tolosam inventi sunt Manichaei et ipsi destructi, et per diversas Occidentis partes nuncii antichristi exorti per latibula se occultare curabant, et quoscunque poterant viros et mulieres, subvertebant.* Ebendaselbst heisst es von ihrer Verbrennung und dem fanatischen Glauben, dass die Wunderkraft, die ihnen mitgetheilt sey, sie im Feuer bewähren werde: *Qui autem flammis judicati sunt, supradicti decem, cum Liscio, quem rex valde dilexerat propter sanctitatem, quam eum habere credebat, quasi securi, nihil ignem timebant, et flammis se inlaesos exire promittebant, etiam ridentes in medio ignis ligati sunt.* In einer anderen Chronik, denn Hr. S. hat bloss den Glaber, dem auch Baronius allein folgt: *Erant autem ipsi haeretici ex melioribus ipsius civitatis clericis. Communi vero consensu et voluntate omnium convicti, omnes perpessi sunt ignis incendium.* Helgold stimmt wörtlich mit der zuerst angeführten Stelle überein.

Dann folgt etwas Weniges *über die Schriftsteller der Zeit*, und zwar zuerst über den Orient. Wie konnte doch Hr. S. über Johannes Damascenus so kurz seyn! Dergleichen Sachen sollte man nicht als Weltmann, sondern als Theolog, dem das wichtig ist, was jener nicht ansieht, bearbeiten. Freylich gehören die Schriften, die wir unter Johannes Namen haben, nicht Einem Schriftsteller, noch Einer Zeit; das erwähnt aber Hr. S. nicht. Bezweifeln kann er es, wenn er sie gelesen hat, unmöglich; aber die Sichtung, *das* ist das Schwierige, so wie die Richtung anzugeben, die die ganze Theologie durch diese Schriften erhielt. Über Theodorus Studita nichts, als Einiges von seiner Geschichte. Über seine Schriften S. 369 bloss: „seine Briefe sind in historischen Hinsichten interessant. Was er sonst schrieb, zeichnet sich nicht aus. Überall spricht übrigens der Lobredner des Mönchswesens und eifrige Verehrer der Bilder.“ Das ist doch in der That zu wenig und zu allgemein, als dass es der Vf. auch nur Züge nennen könnte, die ein Erklärer seines Handbuchs ausführen möge; und von einem Manne, wie unser Vf., muss doch das Publicum überall etwas Eigenes fodern. Noch dürftiger fast ist Photius behandelt. Die folgenden Griechen, die uns weniger bekannt sind, erwähnen wir nicht; aber man merkt auch an der kurzen Charakterisirung der occidentalischen Schriftsteller, dass der Vf. zum Ende eilt.

D. u. A.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Neustadt a. d. O.*, b. Wagner: *Gedichte*, von *Ferdinand Frenkel*, Pfarrer in Weyra. 1811. 174 S. 8. (18 gr.)

Obgleich in diesen Gedichten Manches an bekannte Töne und Verse erinnert: so fühlt man doch, dass sie keine Nachäffung, sondern, wenigstens zum Theil, selbst empfunden sind; auch das Bekannte hat durch Ton und Fügung eine gewisse Einheit erhalten. — Zur Romanze scheint es dem Vf. an Erfindung zu fehlen, daher die noch am besten ihm gerathen, wo der Stoff gegeben ist, wie Pyramus und Thisbe und Hagar in der Wüste, die mit Würde behandelt sind. Am meisten aber spricht sich des Dichters Sinn in den Phantasieen der Liebe S. 66, und in dem folgenden: der Bund S. 71 aus. Mit Herzlichkeit ist gedichtet S. 87 Nachruf an mein gutes Weib. In den Reimen hat der sächsische Dialekt ihm öfters geschadet. Besondere Originalität können wir ihm nicht nachrühmen; doch ist ein Dichter seiner Art, der um sich her doch manche Stunde erheitert und manche Empfindung veredelt, wohl zu dulden, und wir erinnern uns dabey der Regel: Dem Kleinen auch kein Unrecht thu!

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

THEOLOGIE.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Kritik der neuesten Untersuchungen über Rationalismus und Offenbarungsglauben*, in Antithesen, nebst Anhang. Von M. *Joh. Gotthilf Sam. Leuchte*, P. 1813. VIII u. 255 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Aachen, b. Frosch: *Briefe über den Rationalismus.* Zur Berichtigung der schwankenden und zweydeutigen Urtheile, die in den neuesten dogmatischen Consequenz - Streitigkeiten über denselben gefällt worden sind. 1813. 461 S. 8.

Sehr gern übernahm Rec. die ihm aufgetragene Anzeige dieser Schriften, da er bey Vergleichung ihrer Zwecke und Resultate ein Wort zu seiner Zeit sprechen zu können hoffte. Zu diesem Behuf hat er beide neben einander gestellt. Sie erörtern und vertheidigen die entgegengesetztesten Ansichten vom Christenthum; die zuerst genannte den *reinen Supernaturalismus*, die letztere den *reinen Naturalismus*, oder, wie man jetzt lieber sagt, *Rationalismus*, zwey theologische Denkarten, welche, mit einiger Haltung, wie hier, dargestellt, deutlich zu bemerken geben, was für das Christenthum am Ende zu erwarten wäre, wenn keine *dritte* Statt finden sollte. Beide Schriftsteller gehen von dem, unter gewisser Voraussetzung wahren, Spruche *Reinhard's* aus, dass eine *Vereinigung* des christlichen Rationalismus mit dem Supernaturalismus *unmöglich* sey; beide verwerfen mit Recht die von *Tzschirner* (auf unrechtem Wege) versuchte Widerlegung oder Beschränkung dieser Sentenz: aber beiden ist auch die Offenbarung nichts anders, als was sie Reinharden war, eine übernatürliche (magische) Mittheilung von Religionswahrheiten, die der menschlichen Vernunft unbekannt sind: woraus denn der gedachte Ausspruch natürlich folgt. Der Vf. der letzteren Schrift musste daher, wie er wirklich thut, alle Offenbarung leugnen, und dem von ihm hoch gepriesenen Christenthum alles äussere göttliche Ansehn einer positiven Religionsanstalt absprechen; indess dass der erstere nur eine solche Offenbarung vertheidigen konnte, die mit zunehmender Aufklärung allmählich ihr Ansehn verlieren muss, wenn man sie nicht, auch unter den Protestanten, in eine mosaische Zwangsanstalt, wozu sie gar nicht geeignet ist, wieder zu verwandeln sucht. Von dieser Art sind also die vor uns liegenden Früchte jener imponirenden, auf falscher Voraussetzung fussenden, Sentenz. Sollten sie nicht Beweise von der Grundlosigkeit des Offenbarungsbegriffs seyn, aus dem sie hervorgingen? Sollten sie uns nicht auffodern, die Offenbarung, als etwas Äusseres, von der Inspiration zu unterscheiden, und *hauptsächlich* in diesem Äusseren das zu suchen, was der Menschheit Noth ist, anziehende Darstellung und Publicität des Gottgefälligen, als Erscheinung der heilsamen Gnade Gottes zur Beschämung, Ermuthigung und Vereinigung Aller? Wer sollte nicht endlich der unbeantwortlichen Kinderfragen müde werden, welche die auf innere Offenbarung beschränkten Untersuchungen herbeyführen mussten? Betrachten wir die Offenbarung als ein von Gott veranstaltetes Bekannt - und Geltendmachen der Religion, das, um für Alle zu taugen, und zur andächtigen Beherzigung und treuen Befolgung Alle zu vereinigen, zunächst und hauptsächlich auf Herz und Leben, nicht auf Wissenschaft, berechnet, aber auch kräftig zu ergreifen geschickt seyn musste: so fällt es in die Augen, dass eine Vereinigung des *Rationalismus* mit dem *Supernaturalismus*, oder eine Unterordnung des letzteren unter den ersteren, nicht nur möglich, sondern auch in einem gewissen Sinne nothwendig, mithin überhaupt vernunftmässig sey. Die Möglichkeit erhellet schon aus den gedachten beiden jetzt üblichen Benennungen. Die erstere (Rationalismus) bezieht sich zunächst auf den Inhalt, die letztere (Supernaturalismus) zunächst auf die Art und Weise der Offenbarung. Wer wird nun leugnen, dass vernunftmässige Heilswahrheiten auch durch übernatürliche Mittel öffentlich bekannt gemacht und empfohlen werden können, zumal da die Heiligkeit des Herrn der Natur sich äusserlich gar nicht darstellen lässt, als durch wundervolle Auszeichnung des Guten? Wo wäre hier der Widerspruch? Auch ist es schon, wie Kant einräumte, eine Anmassung, das Übernatürliche, selbst im strengsten dogmatischen Sinne genommen, in einer moralischen Ordnung der Dinge schlechthin leugnen zu wollen. Aber lassen wir auch diess dahingestellt; verstehen wir Offenbarungsmittel, welche wenigstens für uns, die wir sie nicht zu erklären vermögen, als übernatürliche gelten können, und die dem Gläubigen, sofern er hier Gottes *bestimmten* Fingerzeig verehrt, dafür gelten müssen, übrigens ethischen Zwecken und Eindrücken überall dienstbar und angemessen, nirgends entgegen, sind: so wird kein Mensch beweisen können, dass eine solche Offenbarung der Gottheit unwürdig, oder der Menschheit unnöthig sey;

es läſst ſich vielmehr das gerade Gegentheil in ein ſehr helles Licht ſetzen. Dieſs iſt nun dem Rec. der *wahre* Rationalismus, eben weil er das Übernatürliche und Wundervolle da, wo es hin gehört, ſelbſt verlangt und erwartet, ohne ſich durch genauere Beſtimmung deſſelben einer anmaſsenden Wiſſerey ſchuldig zu machen. — Hätte der gute Reinhard auch dieſs, nach *Böttiger's* Relation, für *Crämerey im Tempel* erklärt, und nur dem ſogenannten reinen Rationaliſten, wie wir hier einen vor uns haben, ſeine Verehrung zugeſagt: ſo müſste Rec., der dieſe Verehrung nicht verdienen kann, ſich jene Geringachtung zur Ehre rechnen. Gewiſs hat das Anſehn des unvergeſslichen Mannes (unſeres vieljährigen vertrauten Freundes) ungemein viel Gutes gewirkt. Eben daher konnte man ſich ſeines ſubjectiven Supernaturalismus, der dieſes Anſehn ſo ſehr erweitern und begünſtigen half, auch bey ganz verſchiedener Überzeugung, herzlich freuen. Allein ſoll dieſes groſse Anſehn nicht auch, beſonders durch die gedachten Äuſserungen, Böſes veranlaſſen, und die Verſuchungen zur Heucheley auf der einen, und zur Neologie auf der anderen Seite, für junge Theologen noch gefährlicher, als ſie ohnedieſs ſchon ſind, machen helfen; ſoll es nicht dem von ihm ſelbſt ſo innig geliebten Chriſtenthume noch in manchem Betracht nachtheilig werden: ſo darf man die Bemerkung nicht zurückhalten, daſs R., bey aller ſeiner intellectuellen und moraliſchen Treſſlichkeit, doch ein weder tiefdenkender noch weitſehender Mann war; daſs er wenigſtens dieſe Eigenſchaften durch ſeine Offenbarungsanſicht, die er ſelbſt in ſeinen *Geſtändniſſen* als etwas bloſs Subjectives behandelt und vertheidigt, und bey der er dem Offenbarungsleugner, als ſolchem, noch ſeine Verehrung widmen konnte (wodurch er, ohne es zu merken, der Gottheit ſelbſt eine Inconſequenz aufbürdete), gar nicht bewieſen habe. Dieſe Beſchränktheit darf uns indeſſen nicht wundern. R. war für ſeine Zeit der erſte gelehrte Kanzelredner Deutſchlands; und mit Recht ſtellte ihn Tzſchirner in ſeiner Gedächtniſsrede hauptſächlich von dieſer Seite dar. Wer nun als Redner ſehr viel vermag, wird eben daher ſchon geneigt ſeyn, das öffentlich Geltende, mit dem ſich allein viel ausrichten läſst, für gültig zu nehmen; und wie ſehr dieſs bey R. der Fall war, verrathen ſeine eigenen naiven Äuſserungen in jener bekannten Vorrede z. ſ. Moral, wenn er ſagt: er könne (oder wolle) es erſt erwarten, ob dieſe Philoſophie noch dürfte geltend werden u. ſ. w. Bedenkt man nun noch, daſs Er, erzogen zur Verehrung des bibliſchen Buchſtabens, befeſtigt in derſelben durch die cruſiſche Philoſophie, und nachher durch eigene philoſophiſche Skepſis, übrigens von Natur zu einer poſitiven Autoritäts-Sprache und zum elenchtiſchen Tone ſehr geſtimmt, die letzten Decennien ſeines Lebens ſich in einer Lage befand, wo auf ihn, als Prediger, aller Augen gerichtet waren: ſo wird Jeder leicht finden, wiefern es dem rechtſchaffenen Manne zur praktiſchen Nothwendigkeit werden konnte, das Geltende für gültig zu nehmen, und den Wechſel philoſophiſcher Syſteme, den er erlebte, für eine Beſtätigung ſeiner Maxime zu erkennen. Mögen junge Männer ſeiner edeln und ausnehmenden Thätigkeit nacheifern, ohne ſich einzubilden, daſs ſie, um ihn zu ehren, und die rechten Leute zu ſeyn, entweder Buchſtabengläubige, oder Offenbarungsleugner, werden müſsten! — Doch genug, um unſeren Leſern die Grundſätze anzudeuten, nach welchen die genannten beiden, in Briefform abgefaſsten, Schriften hier beurtheilt werden ſollen.

Der Vf. von No. 1, ein ſtrenger Supernaturaliſt, vertheidigt nicht ohne Erfolg jenen reinhardſchen Satz im 2 Br. (deſsgleichen im 3 und 4ten) wider die von *Tzſchirner*, in ſeinen *Briefen* und *Memorabilien*, verſuchte Vereinigungstheorie; auch liefert er noch im 7 und 8ten über deſſen Kritiken der reinhardſchen Kanzelberedſamkeit einige leſenswerthe Bemerkungen, nachdem er vorher (im 5 und 6ten, wie ſchon im 3ten Br.) andere, durch Tzſchirners Replik veranlaſste Aufſätze und Streitſchriften, zur weiteren Anwendung und Rechtfertigung ſeiner Grundſätze, beurtheilt hat; welches auch in einem beygefügten Anhange noch geſchieht. Seine Schrift iſt ein nutzbarer Beytrag zur Entſcheidung des Kampfes, der durch jene Lärmſchüſſe erregt wurde, in ſofern ſie den übereilten tzſchirneriſchen Verſuch wirklich zurückweiſt; aber ſie reicht nicht hin, um die Behauptung im Allgemeinen zu rechtfertigen, daſs ein bloſs vernunftmäſsiger Inhalt der göttlichen Offenbarung mit einer abſichtlich wunderſamen Offenbarungsweiſe, namentlich beym Chriſtenthume, unvereinbar ſey. Beides ſoll hier bewieſen werden. — Wenn Hr. Tzſchirner meint, die Vernunft könne den Inhalt einer durch Wunder beglaubigten Offenbarung nach ihrer eigenen Regel beurtheilen (mithin beſchränken, berichtigen), ſofern dieſe Offenbarung eine Beſtätigung der Vernunftreligion und die Begründung der Kirche zum Zweck habe: ſo erwiedert unſer Vf. S. 10 ff., „daſs die Vernunft auf dieſe Art in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt verwickelt werde, indem ſie *dieſelbe* Offenbarung, deren Inhalt ſie nach Befinden beſchränke und verwerfe, als ihre Beſtätigerin anerkenne"; auch giebt er mehrmals (z. B. S. 45) zu bedenken, „daſs eine Offenbarung, die der menſchlichen Kritik bedürfe, keine göttliche Beglaubigung durch Wunder verdienen könne." Dieſer an ſich klare und kraftvolle Einwurf trifft nicht, wie es ſcheinen könnte, jede die Vernunft und Offenbarung vereinigende Theorie, namentlich nicht die von Rec. oben angedeutete, welche Tzſchirner in ſ. Memorabilien unter dem Namen der *ethiſch-hermeneutiſchen* (ſollte heiſsen: *ethiſch-hiſtoriſchen*, im Gegenſatz der hiſtoriſch-ethiſchen, als der buchſtäblich-bibliſchen) nach einem kurzen Proceſs verwirft; wohl aber trifft er deſſen eigene, von ihm die *ethiſch-kritiſche* genannt, und zwar ſo ſcharf, daſs er ſie völlig vernichtet, wie aus einer näheren Beleuchtung ihrer Unrichtigkeiten und Widerſprüche deutlich hervorgehen wird. Dem beſonnenen

Rationalisten kann nicht Bestätigung der Vernunftreligion, als wenn diese schon vorher floriren müsste, *Zweck* der Offenbarung seyn, sondern Aufweckung, Belebung, fortdauernde kräftige Verbreitung derselben mittelst ihrer historischen und wundersamen Darstellung; wodurch dann erst eine äussere Bestätigung derselben entsteht, die jedoch nur in dem Masse deutlich dafür erkannt werden kann, in welchem man das Offenbarende von dem Geoffenbarten unterscheiden lernt. Lassen wir aber auch das Fehlerhafte jener Zweckbestimmung ungerügt: welches ist nach der wahren Vereinigungstheorie das göttliche *Offenbarungsmittel?* Soll, abgesehen von Inspiration, etwas Äusseres diesen Namen verdienen: so muss es, als Darstellung der Kindschaft Gottes, unverbesserlich, keiner Kritik bedürftig, jedes Herz und Gewissen ansprechend, überall und zu aller Zeit auch dem Ungelehrten für die Praxis verständlich, übrigens von der Vorsehung allein abhängig, aber auch unzweifelhaft und weltkundig, und *in sofern* von dem anderweiten mannichfaltigen Inhalte der Religionsurkunden, die dadurch erst veranlasst wurden, und die wegen menschlicher Zuthaten wohl einer Kritik bedürfen können, *unabhängig*, überhaupt also von der Art seyn, wie wir die öffentliche Geschichte Jesu, insonderheit die vornehmsten evangelischen Thatsachen, seinen Tod und seine Auferstehung, finden, welche Paulus selbst als das Wesentliche des Evangeliums (z. B. 1 Corinth. 15, 1 ff.) vorzustellen pflegt. Hier hätten wir denn ein Offenbarendes, das von jenem Einwurf nichts zu fürchten hat. Aber wie verhält sichs bey der ethisch-kritischen Theorie? Schon die Benennung ist eine Lossagung vom Offenbarungsglauben, und eine Anerkennung des christlichen Naturalismus. Wenn *Schleiermacher* der Philosophie ihr Geschäft beym Christenthum anweist: so nennt er das, was er sie treiben lässt, Apologetik, nicht Kritik; auf ähnliche Art äussert sich *Reinhold* in seiner neuesten Schrift; auch Rec. nannte schon mehrere Jahre vorher seine eigene Ansicht Apologie des Christenthums: hier aber erhalten wir eine christliche Offenbarung, die der gelehrten Kritik bedarf und nur erst durch diese gültig und zuverlässig werden kann. Das Offenbarungsmittel ist nämlich hier die Bibel, ohne weitere Bestimmung, oder das Ganze des biblischen Unterrichts; eine Voraussetzung, die noch fest in den Köpfen sitzt, die aber auch die gegenwärtige Verwirrung in der wissenschaftlichen Theologie erzeugen musste. Aus dem Ganzen jenes Unterrichts lässt sich freylich die Vernunftreligion, die Herz und Gewissen anspricht, eben so gut und noch besser herausfinden, als aus anderen (indischen, persischen, arabischen) Religionsurkunden. Geschieht diess aber nur mittelst menschlicher Kritik und ohne die Leitung eines äusseren göttlichen allgemeinverständlichen Fingerzeigs: so bekommen wir eine gemachte, nicht eine von der Vorsehung rein gegebene Offenbarung. Ein solches Machwerk ist nun das Resultat der ethisch-kritischen Theorie, welche Hr. Tzschirner der alten buchstäblich-biblischen, als gleich zulässig und von gleichem Werthe, an die Seite zu stellen wagt. Aber da steht sie denn wie ein gedungener Anwald der Offenbarung neben der sie liebenden Unschuld. Warum konnte der sonst hellsehende Mann sein Urtheil, gleich anderen würdigen Theologen, noch zurückhalten, wenn er nicht geneigt war, sich unter die Flügel des christlichen Naturalismus (den der Vf. von No. 2 sehr geschickt darstellt) zurück zu ziehen? Er glaubte, Vernunft und Offenbarung durch seine Ansicht vereinigen zu können. Allein diese vorgebliche Vereinigung war nur eine in der Eil ihr angesteckte fremde Schmuckfeder, welche hier, wo sie nicht gewachsen war, auch nicht haften konnte. Hr. *L.* hat sie ausgezogen, wie wir gesehen haben, und diess war allerdings ein verdienstliches Werk. Indessen hat dieser seinen Zweck im Ganzen damit noch keineswegs erreicht; und es dürfte ihm nicht gelingen, die oben gedachte andere (ethisch-historische) Ansicht, die nicht erst vor Kurzem in der Eile aufgefasst, sondern schon seit zwölf Jahren und drüber geprüft und gepflegt wurde, ebenfalls zu vernichten. Diess ist der zweyte Punct, über den sich Rec. hier noch erklären wollte. — Soll der reine Supernaturalismus wider *jede* Vereinigungstheorie sich behaupten können: so muss bewiesen werden, dass eine göttliche Offenbarung der blossen Vernunftreligion 1) keinen für die Menschheit hinreichenden Inhalt habe; dass sie 2) Wunder zu ihrer Einführung weder bedürfe, noch verdiene; oder dass sie doch 3) mit dem Inhalte der christlichen Offenbarung eben so wenig, als 4) mit ihrer Form, oder mit der Geschichte ihrer Einführung, und 5) mit einem biblischen Volksunterrichte, vereinbar sey. Was hat nun unser Vf. in dieser fünffachen Hinsicht beygebracht? 1) Den ersten Punct lässt er sich sehr angelegen seyn. Er versucht in einer dem 4 Br. beygefügten „philosophischen Rede über Etwas, das die Philosophie nicht erreicht", die Nothwendigkeit einer *übervernünftigen Gnadenlehre* zu beweisen. Allein wie hätte ihm diess gelingen können? Was er darüber sagt, beruht auf einer Selbsttäuschung, der man sich aus Liebe für das unrichtig gedeutete Christenthum hingiebt. An sich ist es ganz grundlos. Wenn die Natur uns sowohl den Ernst, als die Liebe Gottes, ankündigt, unser Innerstes aber beides für moralisch erklärt: so fühlen wir die Unmöglichkeit eines Widerspruchs zwischen beiden, und die Nothwendigkeit, bey unserer Abkehr vom Guten Alles zu fürchten, bey der Hinkehr Alles zu hoffen. Da unlängst in diesen Blättern mehrmals (s. *Ergänzungsbl.* 1813. No. 24. S. 185 ff. S. 199 ff. ingl. No. 77. S. 209 ff. u. 213 ff.) von der Sache die Rede war: so verweisen wir den Vf. dahin, und geben ihm nur zur eigenen weiteren Prüfung zu bedenken, dass Zweifel an der Gnade Gottes bey aufgeklärteren und zugleich unbefangenen Subjecten, nie diese Gnade selbst, sondern nur die Aufrichtigkeit ihres Herzens (ihre Empfänglichkeit) zum Gegenstande haben können, mithin keineswegs durch Offenbarung des Übervernünftigen, sondern nur durch sittliche Thätigkeit und Entschlossenheit zu heben sind. Um diese in allen Gemüthern aufzuwecken und lebendig

zu erhalten, bedurfte es freylich (für die durch Cultur sich verschlimmernde Menschheit) einer höheren Hülfe, das heisst aber, einer kräftigen Promulgation des öffentlich ganz vergessenen und verkannten ethischen Begnadigungsgrundes. Der unvergleichbare und ewige Werth des Christenthums beruht aber darauf, dass es ein solches Evangelium, eine solche das eitle und träge Herz moralisch anziehende und heiligende, und die Menschen zum Behuf dieser ersten Angelegenheit ihres Erdenlebens vereinigende Gnadenlehre ist. 2) Wenn der Vf. S. 14 f. meint, die Vernunft dürfe zum Behuf der Offenbarung *keine Wunder* postuliren oder gestatten, weil sie das Wunder selbst für einen Zeitbegriff erkläre: so bedenkt er nicht, dass der Begriff des Wunders im gemeinen Sinne (den er ja nach S. 110 sich will gefallen lassen, und der hier hinreichen kann) für alle Zeiten gültig ist, und dass er auch den strengen Wunderbegriff dem Rationalisten dadurch einräume, dass er (S. 194 Note) selbst die Bemerkung macht: „Gott konnte absichtlich die Offenbarung gerade *zu dieser Zeit* entstehen lassen u. s. w." Denn das war ja auch eine Zeit des allgemeinen Wunderglaubens. Doch Alles beruht hier auf dem Verhältnisse des Wunderbaren zum Endzweck der Weltregierung, mithin auf den beiden Fragen: *bedurfte* eine Offenbarung der blossen Vernunftreligion Wunder? und: *verdiente* sie Wunder? Das Bedürfniss ist wohl augenscheinlich. Bey dem gemeinen Hange der Menschen zum Aberglauben oder Unglauben, und bey ihrer Verschlimmerung durch das gesellige Leben, wird zum Heil der Welt ein *äusseres öffentliches allgemeingültiges* (jedoch nur moralisches) Ansehn der wahren Religion nöthig, das aber durch eine Veranschaulichung der Heiligkeit Gottes, d. h. durch wundervolle Auszeichnung des Sittlichguten, begründet werden muss. Nur solche Wunder können unter jenen Umständen, insonderheit bey öffentlich herrschenden falschen Religionsmeinungen, theils die allgemeinere Aufmerksamkeit der moralisch trägen Menschen auf sittlichen Werth und sittliche Wahrheit hinleiten, theils das aufgeregte sittliche Gefühl zum religiösen exaltiren, und auf diese Art einen freyen und festen Offenbarungsglauben vermitteln. Der Vf. wird zugeben, dass die Vernunftreligion nur auf solche Weise ein äusseres, für alle Zeiten und Völker gültiges, Ansehn erhalten könne. Wollte er aber zweifeln, ob sie das auch verdiene; so müsste sich Rec. Gewalt anthun, um ihm nicht das Bitterste zu sagen. Ist es denn übervernünftige Wisserey, was der Menschheit Noth thut? Vermag sich wohl der Vf. einen edleren und Gottes würdigeren Gebrauch des Wunderbaren zu denken, als zur Förderung der in den Gemüthern von innen und aussen gehemmten höheren Lebenskraft? Hoffentlich wird er nach reiflicher Überlegung selbst zurücknehmen, was S. 51 f. dagegen geäussert ist. 3) In Ansehung des *Inhalts* der christlichen Offenbarung macht der Vf. den Rationalisten (S. 12 und sonst) den Vorwurf, dass sie durch die Anmasung, viele biblische Lehren, als Zeit- und Volks-Begriffe, zu antiquiren, jenen Inhalt ganz unsicher und wandelbar, nämlich von „unendlich verschiedenen subjectiven Ansichten, Fähigkeiten und Perfectibilitätsgraden", abhängig machten. Hierin liegt etwas Wahres. Jene Behandlung wird allerdings die Offenbarung herabwürdigen und beynahe vernichten, wenn sie theils einer allgemeinen, nothwendigen und mit der Würde einer göttlichen Offenbarung vereinbaren Regel ermangelt, theils mit dem Wechsel der philosophischen Systeme sich selbst auch verändern muss. Aber es ist hier weder das Eine, noch das Andere, zu fürchten, wie sogleich einleuchtet, wenn jene Behandlungsweise richtiger bestimmt und ausgedrückt wird. Eine göttliche Offenbarung muss, als anschauliche Darstellung des Übersinnlichen, alle Religionsideen zu Zeitbegriffen (im weiteren Sinne) machen, nämlich zu einer wirklichen Geschichte, die jedoch, da sie selbst nicht überall hinreichen kann, dichterischer Vorstellungen (theils schon vorhandener, theils hinzukommender) zu ihrer Ergänzung bedarf. Denn sie soll ja jene Ideen zum Behuf gemeinschaftlicher Beherzigung veranschaulicht aufstellen; diess ist ihr heilsamer und nothwendiger Zweck: daher denn nicht nur ihre historischen, sondern auch die minder wesentlichen poëtischen Vorstellungen, welche beide zu keiner Schultheorie bestimmt sind, in praktischer und ästhetischer Hinsicht für alle Zeiten brauchbar bleiben. Nur wird es bey zunehmender philosophischer Aufklärung, um theoretischen Zweifeln zu wehren und ein wahres theologisches System, als Apologie des Christenthums, zu Stande zu bringen, nothwendig, das Darstellende überall von dem Dargestellten zu scheiden; wodurch freylich das bloss Poëtische in den Hintergrund zurückgetrieben wird, wo es jedoch zur Belebung, und in ästhetisch-religiöser Hinsicht, noch immer brauchbar seyn kann. Rec. macht sich anheischig, durch die vollständigste Induction zu beweisen, dass, von Abraham bis auf Paulus herab, alle biblischen Lehren und Vorschriften, aus denen die theologische Schule etwas Willkührliches und Übervernünftiges gemacht hat, zu einer angemessenen und stufenweise fortleitenden Offenbarung der Vernunftreligion nothwendig waren, und dass sie durch ihre ideale Grundlage ein wahres Religionssystem gewähren. Was die Philosophie dabey zu schaffen hat, beruht auf einem (nicht ätiologischen, wie es die *daub*'sche Theorie bedarf, sondern) bloss *teleologischen* Raisonnement, das den gemeinen und gesunden Verstand überall für sich, und kein System wider sich hat, mithin auch keinem Wechsel unterworfen ist. Übrigens kann diese theologische Behandlungsweise die christliche Offenbarung so wenig herabwürdigen, als dieses der mosaischen durch die späteren jüdischen Propheten widerfuhr. Diese Protestanten des alten Bundes widersprachen der unmoralischen Deutung und Anwendung des mosaischen Buchstabens, und wehrten dadurch zugleich dem Unglauben der Klügeren. Ihr eigenes Beyspiel kann daher uns lehren, welche Behandlung des evangelischen Buchstabens ein christlicher Protestantismus erfodere.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

THEOLOGIE.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Kritik der neuesten Untersuchungen über Rationalismus und Offenbarungsglauben*, in Antithesen, nebst Anhang, von M. *Joh. Gotthilf Sam. Leuchte* u. s. w.

2) Aachen, b. Frosch: *Briefe über den Rationalismus* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

4) Doch auch die *Art und Weise* der christlichen Offenbarung scheint einer jeden Vereinigungstheorie entgegen zu seyn, *theils* durch die hier nöthig werdende Voraussetzung eines Mangels an Kenntniss, oder gar an Aufrichtigkeit, bey gottbegeisterten Männern, *theils* wegen der allzu häufigen Wundergeschichten, die zum Theil auch Engelserscheinungen enthalten, mithin im Ganzen nur zur Beglaubigung des Übervernünftigen geeignet seyn dürften. Unser Vf. hat daher das Erstere mehrmals (z. B. S. 137, ingl. 187) sehr ernstlich gerügt, und auch auf das Letztere zuweilen hingedeutet. Wider jenes ist nun zu bemerken, dass nicht ein Geist metaphysischer Schulweisheit, sondern der Geist der Religion diese Männer regierte; dass folglich die bloss speculativen Fragen (z. B. ob ein absolutböser Wille wirklich existire, oder nur in den Gemüthern der Menschen, als endlicher Vernunftwesen, nach Existenz annähernd strebe,) ihnen gar nicht in den Sinn kommen konnten; dass sie, als Lehrer, die für praktische Religiosität lebten und webten, die vorhandenen concreten Vorstellungsarten des Übersinnlichen durch eine *nothwendige* und *unwillkührliche* Accommodation zu den ihrigen machen, und sie nur in praktischer Hinsicht berichtigen mussten; dass sie sich also hiedurch eines Irrthums, oder einer Ignoranz (d. h. einer Unwissenheit in Dingen, deren Kenntniss ihnen nöthig war), eben so wenig, als einer Unredlichkeit, schuldig machen konnten.

Was aber die Wundergeschichten anlangt: so sind freylich manche derselben zur Belebung des Offenbarungsglaubens weder Allen nöthig, noch für Alle brauchbar; insonderheit nicht für den Verstandsmenschen (der des Lichts nie genug haben mag), sondern nur, man erlaube diese Ausdrücke, für den Gefühlsmenschen, der möglichst ergriffen seyn will. Allein jener wird auch befugt seyn, sich an das Fundamentale oder Wesentliche der Offenbarungsweise, d. h. an die öffentliche und unzweifelhafte Geschichte Jesu, nebst seiner sie verständlich machenden Religionslehre, zu halten, und die übrigen Erzählungen für eine Frucht des frommen Gefühlsglaubens anzusehen, der sich jene Geschichte, so weit sie nicht bekannt war, mittelst der Phantasie ergänzte, und die etwa vorhandenen Geschichtsdata, seinen subjectiven Ansichten und Bedürfnissen gemäss, dichterisch ausmalte. Er wird sie daher als etwas, worauf der biblische Unterricht ohnediess kein besonderes Gewicht legt, auf sich selbst beruhen lassen können, ohne sie dem anders Gestimmten abstreiten zu müssen. Einmal sind beide natürliche Gemüthsstimmungen unter den Menschen vorhanden; diese Verschiedenheit ist auch heilsam und nothwendig: um so erwünschter sind Offenbarungsurkunden, die beiden zusagen können, weil sie durch Männer von beiderley Stimmung, nach etwas verschiedener Ansicht, abgefasst, nicht von der Gottheit selbst, gleichsam einseitig, dictirt wurden. So können sie ihren Hauptzweck, den Geist der Religion durch eine heilige Geschichte in Allen aufzuwecken und zu beleben, und nur mittelbarer Weise die speculative Vernunft ins rechte Gleis zu führen, um so eher erreichen; ja selbst beygemischte erweisliche Unrichtigkeiten, welche das: „Prüfet Alles!“ nöthig machen, sind jenem Hauptzwecke weit angemessener, als ein durch Infallibilität imponirendes Ansehen. Als göttliche Dictaten wären sie, gleich dem mosaischen Zwangsgesetze, ein gebietender Buchstabe, ungeschickt, eine eigene ganz freye Überzeugung und Theilnahme zu befördern, und in jedem Falle zweckwidrig, ihr Inhalt möchte nun übervernünftig, oder vernunftmässig seyn. Denn im ersteren Falle würden sie die menschliche Denkkraft durch aufgezwungene Dogmen hemmen, im anderen sie durch ein mitgetheiltes Vernunftsystem träge machen, und in beiden eine Wisserey zum Hauptzweck der Offenbarung zu erheben scheinen.

5) Was der Vf. über das Anstössige eines christlichen *Volksunterrichts* von rationalistischer Art, S. 47 ff., erinnert, verdient allerdings beachtet zu werden. Denn obwohl seine Rüge, welche zunächst gegen die ethisch-kritische Theorie gerichtet ist, die ethisch-historische an sich nicht treffen kann, da nach dieser die Geschichte Jesu, als ein für immer gültiges äusseres Wort Gottes, in hohen Ehren gehalten, und das einige wahre Heil der Welt, die *rechte öffentliche* Cultur und Verbreitung der wahren Gottseligkeit, von den vornehmsten evangelischen Thatsachen und von einer persönlichen Verehrung Jesu abhängig gemacht wird, so dass ein

ihr angemessener Volksunterricht sich von dem Alten und Herkömmlichen fast nur durch eine kräftigere und allgemeinere moralische Wirksamkeit unterscheiden kann: so ist doch nicht zu leugnen, dass auch bey dieser Theorie eine tölpische Anwendung, die Ärgerniss geben würde, leicht möglich ist; daher es auch rathsam scheint, sie gleich Anfangs auch durch Predigten, welche die richtige und vorsichtige Anwendung zeigen, allgemeiner bekannt zu machen. Indessen kann ihr leicht möglicher Missbrauch wider sie selbst nichts beweisen, sofern sie zur Erhaltung des Ansehns der christlichen Offenbarung dienlich, und den Umständen nach nöthig ist. Eine Religionsanstalt, die bey ihrer Entstehung der vorhandenen Verstandesbildung angepasst wurde, muss, nach bedeutenden Fortschritten der letzteren, hier Aberglauben, dort Unglauben veranlassen, wenn nicht durch eine allmähliche Veränderung des öffentlichen Unterrichts ihr Geist und ihre moralische Tendenz, die vorher nur das Gefühl ansprechen konnte, näher ans Licht gezogen wird. Eben daher mussten jene späteren jüdischen Propheten eine andere Sprache führen, als Moses und Samuel. Sie mussten, ohne den Anstoss zu achten, den man daran nehmen konnte, im Vertrauen auf das jedem Gemüthe beywohnende sittlich-religiöse Gefühl, den äusseren Cultus herabzusetzen, und anstatt Ausrottung der Heiden zu fodern, deren religiöse Erleuchtung und Beseligung ankündigen, überhaupt die mittelbar-universalistische und sittliche Tendenz der äusseren jüdischen Theokratie bemerklich machen. Nur so konnte der mosaische Offenbarungsglaube geläutert und aufrecht erhalten werden. Und ist es nicht eben diess, was uns jetzt in Ansehung des christlichen Noth thut? Der Verfall des äusseren Christenthums, ohne welches das innere nicht gedeihen und fortdauern und sich verbreiten kann, rührt von der Geringachtung her, die ihm jetzt, als einer alternden Anstalt, von den gebildeten Ständen widerfährt. Alles kommt darauf an, dass diese es für ihre heilige Pflicht erkennen, die christliche Offenbarung, als die allein zweckmässige, von der Vorsehung selbst uns bereitete und *anvertraute* geistliche Rettungsanstalt zu ehren und zu *fördern*. Glaubt unser Vf. wohl, dass sich dieser Zweck durch dringende Empfehlung seines Supernaturalismus erreichen lasse? Eine *conditio, sine qua non*, ist unstreitig diese, dass dem alten *historisch*-ethischen Buchstaben- und Gefühls-Glauben, der das Offenbarende mit dem Geoffenbarten noch für Eins nimmt, der Übergang in den erleuchteten, *ethisch*-historischen oder geistig-biblischen geöffnet und erleichtert werde. Eine Scheidung der Materie und Form, des Idealischen und Historischen, ist erfoderlich, damit beides fernerhin, auch bey dem Aufgeklärtesten, ungehindert zusammen wirken könne.

Diess alles hätte nun der Vf. zu berücksichtigen, wenn er wider *jede* Vereinigungstheorie, oder, wie es richtiger heissen könnte, wider den besonnenen und bescheidenen Rationalismus, den wir den *wahren* genannt haben, auftreten, und sich einen anderen Gegner wählen wollte. Da wurde es ihm denn auch je länger je mehr einleuchten, dass bey einem materialen Supernaturalismus die strenge und vollkommene Consequenz, deren Mangel man dem reinhardschen schon nachgewiesen hat, jetzt zur psychologischen Unmöglichkeit werde, weil diese Ansicht selbst nur aus einer Inconsequenz, die man der Gottheit aufbürden muss, und die man doch möglichst zu entfernen suchen wird, hervorgehen kann. Schon in diesen Briefen finden sich Spuren, nach welchen der Vf. seinem Supernaturalismus nicht ganz treu zu bleiben scheint. Wenn er z. B. (S. 161 f.) behauptet, „ein biblischer Widerspruch gegen die Gesetze menschlicher Wissenschaft sey eine Erklärung, dass man das Wissenschaftlichrichtige nicht liefern wolle“: so darf er diess nur auf das Ganze des biblischen Unterrichts, und auf dessen Verhältniss zur wissenschaftlichen Theologie anwenden, um die Ansicht des Rec. zu der seinigen zu machen. Und da er S. 180 sehr treffend sagt: „Die übernatürliche Offenbarung bringt freylich nicht erst den himmlischen Keim der Frucht des Lebens in die menschliche Seele herab; aber sie ist der Thau des Himmels, der ihre Tiefen befeuchtet u. s. w.“: so mag er doch überlegen, ob wohl übervernünftige, d. h. ihrem Inhalte nach unverständliche und unerbauliche Dogmen mit einem solchen Thaue verglichen werden können.

Wir kommen nun zu No. 2, einer Schrift, welche den alten Offenbarungsbegriff, den der Vf. von No. 1 in Schutz nimmt, einer sorgfältigen und systematisch geordneten Prüfung unterwirft, auch zur Widerlegung desselben reichhaltige gelehrte Beyträge in einer sehr ausgebildeten, den geübten Schriftsteller verrathenden Schreibart liefert. Sie stellt die Einwendungen, die man gegen diesen Begriff hin und wieder gemacht hat, in Reihe und Glied, und sucht sie mit vieler Gewandtheit und Selbstständigkeit, auch durch rednerische Fülle und Wärme des Vortrags, geltend zu machen. In sofern kann sie denn auch eine grossentheils nützliche und angenehme Lectüre gewähren. Aber auch diese Schrift geht von dem reinhardschen Spruche aus, nach welchem *die Offenbarung selbst mit ihrem alten Begriffe stehen und fallen soll;* einem Vorurtheile, welches, erzeugt durch das ungeduldige Verlangen, den (lösbaren) Knoten, auf Kosten der Vernunft oder der Offenbarung, zu zerschneiden, Jeden, der es befolgt, am Ende in Verlegenheit setzen, und den Rationalisten sowohl, als seinen Gegner, auf fühlbar unerbauliche und eben daher schwankende Resultate, die keinen von beiden seiner Consequenz froh werden lassen, führen muss. Denn da es weder der Supernaturalist mit der Vernunft, noch der Rationalist mit dem Christenthum, bey gegenwärtiger Aufklärung ganz wird verderben wollen, gleichwohl beide durch jene Voraussetzung genöthigt werden, der einen oder dem anderen empfindlichen Abbruch zu thun: so ist eine geheime Ängstlichkeit und Verle-

genheit, die sich durch ein Hin- und Her-Wanken äussert, die natürliche Folge davon. Beide werden wohl fühlen, dass eine innere Offenbarung Gottes, und eine, ihr entsprechende und sie aufweckende, äussere nöthig sey. Da sie nun fürchten müssen, die eine göttliche Offenbarung mit der anderen in Widerspruch zu bringen: so entsteht ganz unwillkührlich ein Hin- und Her-Wanken, wovon sich schon in jener ersten Schrift Spuren finden, das aber in dieser *zweyten* noch weit merklicher ist, so dass selbst die dem Ansehn des Christenthums nachtheiligen Eindrücke, die sie auf junge Leser machen kann, dadurch noch gemildert werden. Der Vf. giebt sich das Ansehn, den eigentlichen Offenbarungsglauben vernichtet, und das Christenthum als eine bloss menschliche Anstalt dargestellt zu haben, und doch legt er ihm wieder fast Alles bey, was man verlangen kann. Gleich einem gestrengen und zugleich gnädigen Herrn, nimmt er, was er gegeben, und giebt wieder, was er genommen hat, so dass man ihn am Ende fragen möchte, was er denn eigentlich gewollt habe. Freylich musste sich bey einem Naturalisten von gesundem Verstande und Herzen jene Verlegenheit auffallender zu erkennen geben, als bey irgend einem Supernaturalisten. Aber die schwankenden Resultate beider haben die nämlichen näheren und entfernteren Ursachen. Sie sind unmittelbare Folgen einer fehlerhaften Beweisführung, diese aber geht aus dem theologischen Grundirrthum beider Parteyen, dem *mehr theoretischen als praktischen Gesichtspunct*, hervor, aus welchem man die christliche Offenbarung, der Vernunft und Schrift entgegen, zu beurtheilen gewohnt ist. Der unrechte Gesichtspunct muss eine verstellende Ansicht des Gegenstandes gewähren. Rec. wird diess wegen der Wichtigkeit der Sache näher ins Licht zu setzen suchen, jedoch die Inhaltsanzeige von No. 2 nebst eingeschalteten einzelnen Bemerkungen vorausgehen lassen.

Nachdem der Vf. im I Briefe den Zweck und Plan seiner Schrift angegeben, auch die von Reinhard behauptete Unvereinbarkeit des Supernaturalismus und Rationalismus eingeräumt, und sich für den letzteren erklärt hat: sucht er im IIten beide Denkarten im Allgemeinen zu bestimmen, missbilligt aber vorläufig die tzschirnersche Unterscheidung zwischen Rationalismus und Naturalismus. [Ein Unterschied kann, auch abgesehen von dem bisherigen wankenden Sprachgebrauche, *in sofern* nicht wohl geleugnet werden, als das letztere Wort sich zunächst auf die Form, das erstere zunächst auf den Inhalt der christlichen Offenbarung bezieht. Ein formaler Naturalist, wie unser Vf., *muss* freylich auch Rationalist seyn, aber nicht umgekehrt. Wir nennen daher den Vf. lieber einen christlichen Naturalisten.] Er legt nun S. 15 die reinhardsche Bestimmung zum Grunde, lässt seinen Rationalisten von einer übernatürlichen und wunderbaren Veranstaltung Gottes zu religiösen Zwecken ganz abstrahiren, und ihn diese Veranstaltung bloss in der Natur des Menschen selbst finden. Das System desselben nennt er, wie Tzschirner, das *ethisch-kritische*, verwirft aber den Vereinigungsversuch des letzteren, und mag auch von einer *mittelbaren* Offenbarung nichts wissen, von der schon *Lessing* gesagt habe, dass sie *nichts offenbare*. [Möchte man doch diese lessingsche Äusserung, auf die sich auch Reinhard berief, obwohl bey dem Vf. der Schrift „von der Erziehung des Menschengeschlechts“ für ihn kein Trost zu suchen war, jetzt immer ruhen lassen! Der tiefforschende Lessing, der mit den damaligen theologischen Reformatoren nicht zufrieden seyn konnte, wollte ihnen eine Nuss, die sie auch nicht aufzubeissen vermochten, hinwerfen, aber sich dadurch weder für den materialen Supernaturalismus, noch für den formalen Naturalismus erklären. Er sah, dass jene Theologen das Wesentliche des Christenthums zu vernichten anfingen, war aber selbst über dessen Bestimmung, ob es in der Materie, oder in der Form, und wiefern in der letzteren, zu suchen sey, noch nicht im Klaren.] Nun folgt im III Briefe die nähere Anwendung jener Grundsätze auf das Christenthum, als eine rein-menschliche Erscheinung; zunächst auf die *heilige Geschichte*. „Jesus (lässt der Vf. seinen Rationalisten S. 26 f. sagen) war in der vollsten Bedeutung des Worts Mensch, wie wir, aber an Weisheit, Tugend und Religiosität von keinem Sterblichen übertroffen; ein Heros der Menschheit im erhabensten Sinne.“ „Seine Geschichte hat, im Geiste der damaligen Welt, ein unerklärliches Dunkel über ihn verbreitet. Aber sein Ursprung war gewiss der natürliche Ursprung aller Menschen; denn von einem übernatürlichen hab' ich keinen Begriff.“ „Seine Schicksale und Thaten haben in der Hauptsache für mich völlige historische Glaubwürdigkeit. Das Wundersame lasse ich auf sich selbst beruhen, ohne zu leugnen, dass sich die Providenz solcher Thatsachen bediente, um auf diesen seltenen Lehrer der Wahrheit aufmerksam zu machen.“ „Seine Wiederbelebung im Grabe ist mir historisch beglaubigter und unzweifelhafter, als vielleicht irgend ein anderes wichtiges Ereigniss des Alterthums.“ „Wie sie vor sich ging, weiss ich nicht. Ob Gott dieselbe mittelbar oder unmittelbar veranstaltete, kann mir in sofern auch gleich gelten, als dieses Ereigniss in jedem Falle ein Act seiner Weltregierung bleibt.“ [Man sieht, dass eine absichtlich wundersame Auszeichnung von Seiten der Gottheit eingeräumt wird.] „So nimmt michs nicht Wunder, wenn die Freunde dieses seltenen Mannes ihn einen Sohn Gottes nennen, ihm die höchste Würde nach Gott beylegen, und als dem König der ganzen sittlichen Welt huldigen. Lassen sie aber ihn selbst in ähnlichen Ausdrücken von sich sprechen: so weiss ich nicht, wie viel sie ihm dabey, und namentlich Johannes, von ihrer eigenen Ansicht unterlegen, und halte mich lieber an diejenigen Äusserungen, wo der bescheidene Weise sich geradezu einen Menschensohn nennt.“ [Aber war es denn diese Benennung, die ihm nach Matth. 26, 64 u. s. w. den Kreuzestod

zuzog? Und müfste fich Jefus nicht der Kindfchaft Gottes im ausnehmendften Sinne, und des Berufs, fie als fein Eigenthum allgemein geltend zu machen, bewufst feyn, wenn das öffentliche und beharrliche Bekenntnifs derfelben, dem er fich am Ende nicht mehr entzog, und das feine Hinrichtung zur Folge hatte, pflichtmäfsig feyn follte? Die Skepfis des Vfs. ift hier, wie weiter unten S. 308 f., übertrieben, und in fofern eine Frucht feines unbefchränkten und anmafsenden Naturalismus. Sollte der vollkommene fittlich-religiöse Sinn, als das Höchfte und wahrhaft Gottgefällige (gleichfam als Theanthropie), und mit demfelben das ethifche Verhältnifs Gottes zur Menfchheit, auf eine *angemeffene* Art weltkundig werden: fo mufste Jefus, auch abgefehen von der jüdifchen Meffiaswürde, zum Heil Aller, feiner *Perfon* das beylegen und beylegen können, was der wahren Gottgefälligkeit oder Kindfchaft Gottes in der *Idee* zukommt, und was als Gegenftand der Liebe Gottes deffen ganze äufsere Thätigkeit, infonderheit die gegenwärtige und zukünftige, oder feine Regierung und Vergeltung, begründet. Diefs thut er nun wirklich in praktifcher Hinficht (um unmittelbar den rechten Offenbarungsglauben, und mittelbar den wahren Religionsglauben zu befördern), nicht nur beym Johannes, fondern auch bey den übrigen Evangeliften, z. B. beym Matthäus, 10, 32, 37. 11, 27. 16, 27. 19, 29. 22, 45. 25, 31 ff. 26, 64. 28, 18. Johannes und Paulus unterfcheiden fich nur dadurch, dafs fie die praktifch finnvollen und nothwendigen Äufserungen Jefu von feiner Eminenz gnoftifch (theoretifch) ausbildeten und ergänzten; daher fie ihm auch die Schöpfung beylegten; eine poetifch-wahre Veranfchaulichung des moralifchen Endzwecks der Weltfchöpfung, der zwar der praktifche Vernunftglaube, für den Jefus allein forgte, und fchon hinlänglich geforgt hatte, minder bedurfte, und die fich mit dem theoretifchen (durch Unterfcheidung des Offenbarenden und Geoffenbarten) nicht fo gefchwind, als die Beylegung göttlicher Regierung und Vergeltung, vereinigen läfst, auf die fie aber, als treue und gewiffenhafte Schüler, ohne die Veranlaffung jener eigenen Äufserungen Jefu, gar nicht gerathen feyn würden.] „Von dem erhabenen Zwecke, den Jefus hatte, leuchtet mir fo viel ein, dafs er die köftlichen Schätze feiner Weisheit zu einem Gemeingute der Menfchheit zu machen wünfchte; ob ihm aber dabey eine chriftliche Kirche, wie fie fich nachher ausbildete, vor Augen fchwebte, laffe ich billig unentfchieden." [Diefer Zweifel, der weiter unten S. 351 in Anfehung der von Jefu mit ausnehmender Weisheit Matth. 18, 13 ff. angeordneten Kirchenzucht noch einmal zum Vorfchein kommt, fcheint Rec. fonderbar und anmafsend. Soll diefs fo viel heifsen, als habe Jefus von einer fittlich-religiöfen Verbindung feiner Anhänger, als fichtbarer Darftellung und Förderung des unfichtbaren Reiches Gottes, einen beftimmten Begriff weder gehabt, noch berückfichtigt: fo macht man diefen Heros der Menfchheit wieder zu einem fchwärmerifchen Tropf, der den gröfsten Zweck fich vorfetzte, aber an das Mittel, worauf Alles ankommen müfste, wenig dachte. Verdient wohl eine Interpretation, oder, wie hier der Fall ift, eine Kritik, den Namen der *hiftorifchen*, wenn man bey felbiger die fo fehr beurkundete fittliche Weisheit und Gröfse Jefu nicht auch als hiftorifche Thatfache gelten läfst; fie vielmehr ganz vergifst, um nur einem gelehrten Einfalle Luft machen zu können?] „Ich erkläre (heifst es weiter S. 32) die Stiftung und Fortfetzung feiner Religionsanftalt für einen der deutlichften Beweife einer weifen und gütigen Vorfehung." „Mag auch feine Lehre, entkleidet von allem Localen und Temporellen, nichts enthalten, als was der vernünftige Geift des Menfchen auffinden kann: *fein* Verdienft um die Welt ift ewig und unausfprechlich, weil er die Vernunftreligion zuerft, und [man höre!] vielleicht um viele Jahrhunderte früher, als fonft der Fall gewefen wäre [wie mag fich doch der Vf. diefen fonftigen Fall gedacht haben?], zu einem Gemeingute der niedrigften Menfchenclaffen und für den gemeinften Verftand durch feine Gefchichte anfchaulich und intereffant gemacht hat." [Diefer letztere Hauptpunct, den er tiefer unten noch einmal erwähnt, hätte ihn auf eine beffere Anficht leiten follen. Aber er wollte fich in feinem unbefchränkten Naturalismus durch nichts ftören laffen.] Nun folgt S. 34 ff. eine Skizze des *rationalen Glaubensfyftems*, nach welcher alles Übervernünftige von der Theologie und Anthropologie ausgefchloffen, und die *Chriftologie* nur als gefchichtliche Einleitung vorausgefchickt, oder auch als erläuternder Bey- und Nachtrag hinzugefügt wird. [Man fieht denn doch, dafs er mit fich felbft noch nicht ganz einig war, was mit der letzteren vorzunehmen fey.] Am Ende erhalten noch Bibel und Kirche ihre Elogia. Von der Kirche heifst es S. 38: „fie fey dem Rationaliften theuer und heilig; denn wenn fie auch *feiner* Erbauung, *feiner* religiöfen Fortbildung halber, gegenwärtig aufhören könnte: fo fey ihm doch das Intereffe der Menfchheit im Ganzen viel zu wichtig, als dafs er je die Antiquirung diefes Inftituts wünfchen und deffen Gebräuche herabfetzen und vernachläffigen follte." [So läfst er ihn denn um Anderer willen, gleichfam aus Grofsmuth, einen Chriften feyn, oder zu feyn fcheinen! Diefe Beftimmung der eigenthümlichen *Chriftenpflicht* ift fehr dürftig und unrichtig. Wir haben als Chriften den Beruf, fo weit unfere Kräfte reichen, Weltheilande zu werden, und zwar vermittelft der Verherrlichung Jefu, die mit unferer eigenen Herzensgüte in Wechfelwirkung fteht, mithin perfectibel ift und bleibt, aber auch immer vollkommener werden foll, weil unfer eigener fittlicher Einflufs nie wirkfamer feyn kann, als wenn er den Eindrücken jenes Einzigen Vorbildes dienftbar wird. Der Vf. denkt und empfindet wohl noch zu wenig bey den Worten: Alfo hat Gott die Welt geliebt u. f. w., und wenn es heifst: Wer mich bekennet vor den Menfchen u. f. w.]

(*Die Fortfetzung folgt im nächften Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

THEOLOGIE.

Aachen, b. Frosch: *Briefe über den Rationalismus* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die übrigen Briefe, die eine kürzere Anzeige gestatten, beschäftigen sich mit der Rechtfertigung des christlichen Naturalismus, zu welcher der IVte die *Einleitung* enthält. Dieser deducirt die rationalistische Denkart aus dem Gange, den menschliche Cultur und Aufklärung genommen hat. „Die religiöse Weltansicht, die alle wichtigen Ereignisse unmittelbar von der Gottheit ableitet, musste vor den Zeiten der Philosophie und Naturkunde herrschen, nachher aber in die physische, welche überall Mittelursachen voraussetzt, übergehen. Der christliche Rationalismus wird also von der Wiedergeburt der alten Literatur zu datiren seyn. Die Reformation wurde die Pflegemutter desselben. Denn indem sie die Infallibilität des römischen Bischofs auf *geschriebene Religionsurkunden* (S. 54) übertrug, musste das richterliche Entscheidungsamt in Religionssachen stillschweigend auf die menschliche Vernunft übergehen." [Diess muss freylich vorausgesetzt werden, wenn der Protestantismus nicht inconsequent bleiben soll. Müsste es aber ganz nach dem Sinne des Vfs. geschehen: so würde die römische Kirche vollkommen Recht haben, wenn sie den Protestantismus einer Tendenz zur Vernichtung des Offenbarungsglaubens beschuldigt. Übrigens konnte der wahre und bescheidene Rationalismus nicht schon durch die physische Weltansicht, sondern erst durch die Cultur der ethischen völlig begründet werden. Insonderheit war eine genauere Scheidung des Moralischen von dem Physischen nnd des Idealischen von dem Historischen, wie wir sie der kritischen Philosophie verdanken, erfoderlich, um die rechte wissenschaftliche Ansicht vom Christenthum zu fassen.] Mit dem Vten Br. beginnt die *Rechtfertigung* selbst, die im Allgemeinen darauf beruht, „dass sich für den Begriff einer unmittelbaren Wirksamkeit Gottes überhaupt, und für den einer übernatürlichen Offenbarung insbesondere, in der ganzen Natur kein Erfahrungsbeweis finde." [Diess ist ein offenbarer Cirkelbeweis. Auf diesem ätiologischen Wege, den der Supernaturalist selbst einschlägt, läst sich wider ihn nur wenig gewinnen, und zur fühlbaren Evidenz bringen. Denn da die Naturordnung der moralischen unterworfen seyn muss: so müssten wir beide völlig zu übersehen vermögen, um jede Beschränkung der ersteren durch die letztere mit Zuversicht leugnen zu können.] Im VIten Br. schickt sich der Vf. zur Prüfung der heiligen *Urkunden* an, die ihm, nach seiner Voraussetzung, als Erfahrungsbeweise für den Supernaturalismus entgegengesetzt werden. Mit dem *Alten Test.* wird im VII bis IXten Br. der Anfang gemacht. Die Beweise für deren Inspiration, die man aus dem Glauben an Einen Gott, den sie der Urwelt schon beylegen, und einer unmittelbaren Belehrung Gottes zuschreiben, ingleichen aus den ihr göttliches Ansehn bestätigenden neutestamentlichen Aussprüchen herleitet, werden widerlegt; auch wird die rationalistische Ansicht noch durch den allmählichen stätigen Fortschritt religiöser und moralischer Einsichten, der in jenen Schriften selbst vor Augen liegt, treffend und einleuchtend bestätigt. [Damit ist indessen noch nicht bewiesen, dass die jüdische Religionsverfassung für keine göttliche Anstalt, und der mosaische Offenbarungsglaube für grundlos zu achten sey, ein Resultat, das allerdings auch den christlichen wankend machen könnte. Auch hier kommt es auf ein offenbarendes, von der Vorsehung abhängiges, und der Hauptsache nach historisch gewisses Factum an; und diess war die durch furchtbare Naturbegebenheiten auf eine wundersame Weise beförderte und begünstigte Befreyung eines Volks, das den Monotheismus von seinen Vätern geerbt hatte, von der tyrannischen Herrschaft einer weit mächtigeren polytheistischen Nation. Dadurch wurde nicht nur die particuläre Theokratie selbst, welche auf eine allgemeine Theodidaskalie vorbereiten sollte, sondern auch der nachherige Glaube der Propheten an diese, dabey vorwaltende, höhere Absicht der Weltregierung begründet.] Im Xten Br. geht der Vf. zu den Schriften des *Neuen Test.* über, und behauptet, dass die Entstehung der christlichen Religionsanstalt aus einer ursachlichen Verknüpfung natürlicher Umstände, ohne unmittelbare göttliche Causalität, zu erklären sey, welches er dann in Ansehung der Bildung und Geschichte ihrer Stifter in den drey folgenden Briefen zu leisten sucht. So werden die Weisheit und moralische Superiorität *Jesu* im XIten, seine Thaten und Schicksale im XIIten, und die Kenntnisse, Thaten und Verdienste der *Apostel*, insonderheit des Paulus, im XIIIten, natürlich erklärt, auch mehrere Wundergeschichten durch historische Kritik, oder Skepsis auf die Seite geschafft. [So viel Wahres und Treffendes hier wider den materiellen Supernaturalismus und dessen Voraussetzungen, in-

ſonderheit wider die magiſchen Einwirkungen, welche das rechte und erreichbare Vorbild der Menſchheit in unſeren Augen nur verunſtalten und unwirkſam machen müſſen, geſagt und zuſammengeſtellt iſt: ſo hat doch das Ganze wegen der vom Vf. vorausgeſetzten Unvereinbarkeit der Vernunft und Offenbarung eine ſchiefe Richtung erhalten, führt daher auch auf kein Reſultat, das Verſtand und Herz befriedigen könnte. Die übertriebene Wunderſcheu des Vfs. macht ihn anmaſsend und einſeitig. Er leugnet das Wunderbare in der heiligen Geſchichte überhaupt keinesweges, räumt auch ein, daſs der Urſprung deſſelben problematiſch ſey, daſs z. B. bey der Frage, ob die Wiederbelebung Jeſu natürlich erfolgt ſeyn möge, weder das Für, noch das Wider, (S. 237) ſich hiſtoriſch erhärten laſſe: gleichwohl erklärt er ſich beſtimmt für den natürlichen Hergang der Sache, weil ihm die Vernunft näher iſt, als die Offenbarung, und er beides nicht zu vereinigen weiſs. So macht er dann den ganzen Offenbarungsglauben von der unnöthigen und am Ende unbeantwortlichen Frage abhängig, ob jene Wunder natürlich oder übernatürlich bewirkt wurden. Bey dieſer Kinderfrage bleibt er ſtehen. Zu einer anderen, weit wichtigeren, ob nicht Jeder, der an eine ſittliche Weltregierung glaubt, jene Wunder, von welcher Art ſie immer ſeyn mochten, für einen beſtimmten Fingerzeig Gottes, für göttliche Empfehlung des Wahren und Guten und für eine Auszeichnung des aufgeſtellten Vorbildes der Menſchheit zu erkennen habe, — zu dieſer allein nöthigen und mit fühlbarer Gewiſsheit beantwortlichen Frage läſst er es nicht kommen. Denn da müſste es einen anderen, vernunftmäſsigen, für Theologie und Chriſtenthum gleich brauchbaren, Offenbarungsbegriff geben, von dem er nichts weiſs, oder vielmehr, ſeinem Vorurtheile getreu, nichts wiſſen will. Und doch iſt göttliche Promulgation der ἀλήθεια der allein brauchbare und in der Bibel ſelbſt vorherrſchende Offenbarungsbegriff.] Hierauf folgt vom XIV—XVII Br. eine *Vertheidigung* des Rationalismus wider die Einwendungen, daſs derſelbe 1) den Schriften des N. T. überhaupt widerſpreche, 2) Jeſum und ſeine Apoſtel zu Betrogenen und Betrügern mache, 3) die chriſtlichen Urkunden ihrer Glaubwürdigkeit beraube, 4) Jeſum und die Apoſtel zu gemeinen Menſchen, und 5) das Chriſtenthum zu einer gemeinen menſchlichen Angelegenheit, herabwürdige; auch 6) daſſelbe, als Religionsanſtalt, antiquire, und ihm den Charakter einer poſitiven, auf äuſsere und höhere Autorität gegründeten Religion entziehe. Die Widerlegung der fünf erſten Einwendungen verdient ſehr, der Aufmerkſamkeit des ſtrengen Supernaturaliſten empfohlen zu werden. Rec. iſt mit derſelben, einige Übertreibungen abgerechnet, ganz einverſtanden, ja oft iſt ſie ihm aus der Seele geſchrieben. Deſto weniger kann er in die Äuſserungen über die 6te Einwendung einſtimmen. Dieſe wird von dem Vf. ganz eingeräumt. „Allerdings muſs der Rationaliſt einen groſsen Theil der bibliſchen Lehre antiquiren“ (S. 397). „Leider hat Jeſus (S. 399) nicht ſelbſt das Weſentliche ſeiner Religion, vom Zufälligen geſondert, auf die Nachwelt verpflanzt.“ [Durch dieſes Leider wird es ſehr merklich, daſs dem Vf. der praktiſche Geiſt der chriſtlichen Offenbarung, *als Offenbarung* betrachtet, noch nicht erſchienen iſt.] „Dieſes Weſentliche kann daher nur nach ethiſch-kritiſchen Principien conſtituirt, und nach dem Axiom, daſs Jeſus eine Univerſalreligion ſtiften wollte, auf Wahrheiten der theoretiſchen und praktiſchen Vernunft reducirt werden; mithin iſt die Chriſtologie und Geſchichte Jeſu als *auſserweſentlich* zu entfernen“ (S. 407). [Nichts kann ſchiefer und unrichtiger ſeyn, als dieſe Behauptung. Nicht das Materiale, nicht die Vernunftreligion, die ja ſchon bey den Propheten des A. T. und ſonſt zu finden war, ſondern das Formale, die Offenbarungsweiſe, iſt das *Eigenthümliche* und Weſentliche, der Preis, dieſer groſsen Anſtalt Gottes!] „Mithin muſs auch die chriſtliche Lehre, nach rationaliſtiſcher Anſicht, den Charakter einer poſitiven Religion verlieren.“ (S. 408.) „Denn das *ſollte* und konnte ſie, als Univerſalreligion, nicht ſeyn. (S. 410.) Der Glaube an Jeſum war nur eine Foderung für die Zeiten ihrer Einführung.“ [Ohne ein bleibendes und allgemeingültiges äuſseres Anſehn der Vernunftreligion konnte der Menſchheit nicht geholfen werden. Dazu aber war eine öffentliche Anerkennung des Gottgefälligen in der *Perſon Jeſu*, mithin von Seiten des letzteren ein heldenmüthiges Bekenntniſs ſeiner Kindſchaft Gottes, unumgänglich nöthig. Hätte Jeſus, ohne für dieſes Anſehn zu ſorgen, nur das Materiale der wahren Religion gleichſam ins weite Blaue hinſchleudern wollen und ſollen: ſo verdiente er allerdings den Namen des Weltheilandes nicht; aber ſo war auch ſeine Aufopferung unnöthig, ja pflichtwidrig, und ſein Bekenntniſs vor dem Pilatus (er ſey dazu geboren, um die wahre Religion durch *ſein Zeugniſs* und Anſehn geltend zu machen) der Wahrheit entgegen. Poſitiv muſste die *Form* ſeiner Lehre und Anſtalt nothwendig ſeyn. Sie muſste das äuſsere Anſehn haben, zwar nicht von einem göttlichen Zwangsgeſetze, das von Unmündigen Glauben und Gehorſam aufs Wort verlangt, wohl aber von einem göttlichen Unterrichte, der alle, die Ohren haben zu hören, in Gottes Namen zum Hören und Beherzigen auffodert, um den kindlichen Geiſt in ihnen aufzuwecken und einen freyen Offenbarungsglauben zu befördern: eine Unterſcheidung des göttlichen Anſehns der früheren und der ſpäteren Offenbarung, auf deren Wichtigkeit Rec. ſchon im Jahre 1802 durch mehrere akademiſche Schriften aufmerkſam zu machen ſuchte.] Wenn endlich der Vf. S. 415 ff. behauptet, Jeſus habe kein Bekenntniſs ſeines Namens, keine beſondere Religionsverfaſſung mittelſt gewiſſer Gebräuche, alſo keine *chriſtliche* Religion, ſtiften wollen; alles dem Ähnliche in ſeinen Lehren und Verordnungen habe nur auf ſeine Zeiten Beziehung gehabt: ſo iſt das freylich dem Obigen ſehr gemäſs, vollendet aber

auch die bereits gerügte Anmaſsung und erblendung. Doch unser Vf., der das Zweckwidrige seiner Behauptungen wohl fühlen muſste, weiſs das alles wiederum gut zu machen. Sein vermessener Rationalist zeigt sich am Ende wieder als den billigsten Mann von der Welt. Er übereilt sich nicht mit seinem Antiquirungsgeschäfte. (S. 421.) Da einmal die Universalreligion Jesu [*per errorem*] eine positive Religion und Verfassung geworden ist: so wird er eben dadurch aufmerksam gemacht auf die Bedürfnisse der Menschheit, und läſst nun, aus weiser Rücksicht auf selbige, das äuſsere göttliche Ansehn dieser Anstalt mit ihren Gebräuchen und Urkunden (zumal da letztere wegen Versinnlichung der Heilswahrheiten durch die Geschichte des groſsen Mannes einen unschätzbaren Werth haben) fernerhin gelten, ja auf *ewige Zeiten* hin (S. 423) gelten; auch will er gestatten, daſs, wie bisher, diese Religion die *christliche* heiſsen möge. So zeigt denn sein Rationalist in der That mehr praktische Weisheit, als der Stifter des Christenthums selbst, der jene Bedürfnisse der Menschheit, wie hier vorausgesetzt wird, nicht gekannt und beachtet, mithin nur zufälliger Weise ein ihnen für alle Zeiten höchst angemessenes Werk begonnen und vollbracht hat. Allein diese Herabwürdigung Jesu foderte nun einmal das naturalistische System. Dafür wird er durch die gröſsten Lobsprüche entschädigt. Er heiſst bald eine *himmlische* Erscheinung (S. 26), bald der *einzige* Mensch (S. 241), bald die *heilige* Gestalt, die alle Individuen des menschlichen Geschlechtes mit ihrem sittlichen Glanze überstrahlt (S. 142). Wir sehen, die strenge Consequenz unseres Vfs. muſste am Ende sich selbst aufreiben, und in Inconsequenz übergehen.

Woher nun diese unerbaulichen und schwankenden Resultate, auf welche wir unsere beiden Schriftsteller, als Sprecher der entgegengesetztesten theologischen Parteyen und Denkarten, in fast gleichem Maſse, gerathen sehen? Und, da beide das Christenthum hochachten: woher kommt der unvereinbare Widerspruch ihrer Ansichten? Wir wollen bey der letzteren Frage stehen bleiben, da mit dieser auch die erstere beantwortet seyn wird. Eine gewisse Verschiedenheit unserer Ansichten vom Christenthum ist, wie schon oben gedacht wurde, unschädlich, ja wohl nützlich, und bey der Verschiedenheit unserer natürlichen Gemüthsstimmungen in Ansehung der Religion (entweder das Gefühl, oder den Gedanken, vorwalten zu lassen, mithin das Wunderbare mehr oder weniger vertragen zu wollen,) unvermeidlich, selbst unter den Gebildeten und Aufgeklärten. Allein darum ist ein unvereinbarer Widerspruch in der Hauptsache, wie er sich unter jenen beiden Parteyen hervorthut, keineswegs nothwendig, sobald sie nur über den ethischen Zweck und Werth des Christenthums einig sind, oder es leicht werden können. Dieſs ist nun wirklich der Fall; und so ist das Vereinigungsprincip in ihnen schon vorhanden. Sie halten beide das Christenthum zur öffentlichen Cultur der wahren Religiosität für unentbehrlich. Wie sollten sie es nicht für das gröſste Kleinod der menschlichen Gesellschaft, für ein heiliges, von der Vorsehung uns anvertrautes, Depositum erkennen? Darüber werden sie sich gewiſs am leichtesten vereinigen. Aber so ist es auch der *teleologische* Weg, der sich ihnen selbst zeigt und empfiehlt, um sie zur richtigen Deutung und Beurtheilung des Christenthums zu leiten, und auf diese Art, ihrer subjectiven Verschiedenheit ungeachtet, in Einstimmung zu bringen. Der Hauptzweck der menschlichen Gesellschaft, sofern er eine, den sittlichen und psychologischen Bedürfnissen derselben angemessene, von der Vorsehung abhängige, und von dieser zu erwartende, öffentliche Hülfe nöthig macht, führt auf eben den Vernunftbegriff von Offenbarung, den Rec. oben angegeben und hin und wieder erläutert hat, auf den Begriff einer göttlichen Promulgation der Heilswahrheiten durch anziehende Thatsachen von allgemeinverständlicher und fühlbarer Bedeutung; und nun kommt es darauf an, ob nicht eine genaue Vergleichung der heiligen Geschichte mit diesem Begriffe auf eine feste und befriedigende Überzeugung führen werde. Rec. ist es gelungen, unter der Leitung dieses teleologischen Princips zu einer freudigen Gewiſsheit in seinem Offenbarungsglauben zu gelangen. Von Jugend auf sehnte er sich, und strebte er nach derselben. Ihm trat einst in seinem Jünglingsalter über das, was er glauben sollte und nicht konnte, eine Thräne des Unmuths und der Verzweiflung ins Auge, und lange waren seine Bemühungen, in diesem hülflosen Zustande sich selbst zu helfen, vergebens. Aber auf dem gedachten Wege kam er allmählich dahin, daſs auch an ihm das Wort in Erfüllung ging, das ein groſser Dichter auf den zweyten Theil seines autobiographischen Werks geschrieben hat: „Was der Mensch in der Jugend wünscht, hat er im Alter die Fülle.“ — Wie kommt es nun, daſs unsere beiden Sprecher und deren Committenten diesen Weg verschmähen und ganz ignoriren? Die *nächste* Ursache davon liegt unstreitig in eben dem Vorurtheile, in welchem der gute Reinhard seine gelehrte Beruhigung suchte, und dem jene Teleologie in keinem Falle zusagt. Der ethische Hauptzweck der menschlichen Gesellschaft, als Princip der Deutung und Würdigung des Christenthums betrachtet, muſs beide Ansichten bedrohen; nicht nur die supernaturalistische, deren übervernünftige Dogmen ihm nicht entsprechen, sondern auch selbst die naturalistische. Denn dieser Zweck verträgt es gar wohl, daſs ein heiliges Dunkel die Person und Umstände des Weltheilandes umgebe, daſs er selbst das gröſste Wunder in unseren Augen bleibe, daſs Wunder, auch wohl im strengsten Sinne des Worts, ihn auszeichneten, zum Theil auch das Bewuſstseyn von seinem groſsen und einzigen Beruf in ihm aufwecken und befestigen halfen; sobald nur Alles, was von ihm und für ihn geschah, durch seine moralische menschliche Kraft und Herzensgüte begründet, und in sofern geschickt

wurde, der Menschheit das, was sie seyn kann, und werden soll, in Gottes Namen empfehlend darzustellen. Da nun weder der Naturalist diese, noch der Supernaturalist jene Beschränkung vertragen mag: so sind Beide genöthigt, auf einem ätiologischen Wege von Erfahrungsbeweisen auszugehen, die aber unmittelbar weder für, noch wider das Übersinnliche (einen Gegenstand des Glaubens) völlig zu entscheiden vermögen, und zu deren Deutung und Würdigung Beide des allein sicheren teleologischen Princips ermangeln, welches zu diesem Behuf wenigstens gefühlt seyn will. Zwar brauchen sie mitunter selbst teleologische Gründe; der Naturalist bedient sich derselben mit allem Erfolg wider den materialen Supernaturalismus: aber sie machen doch, nach einer, hier verkehrten, Ordnung, die Erfahrungsdata zur unabhängigen, an sich schon verständlichen, Grundlage, und bringen zur Deutung und Anwendung von diesen willkührliche Maximen mit, deren Untauglichkeit sich durch ihre Früchte offenbart. Der Supernaturalist muss durch seine Deutung die Materie oder den Inhalt des Christenthums, der Naturalist die Form desselben verunstalten; jener den blinden Glauben, dieser den Unglauben begünstigen; alles zufolge des gedachten Vorurtheils. Fragen wir nun nach der Quelle des letzteren, oder nach der *entfernteren* Ursache der beiden Ansichten, deren Vertheidiger wir vor uns haben: so ist diess unstreitig der *falsche Gesichtspunct*, aus dem man das Christenthum in den gelehrten Schulen von jeher zu betrachten gewohnt war, und der sich, wenn man weiter forschen will, nur aus der uns anhängenden *moralischen Schwäche* und Verkehrtheit erklären läst. Man ist geneigt, Beförderung der Religionskenntniss für den unmittelbaren Zweck des Christenthums anzusehen, nicht anders, als wenn der Menschheit durch diese schon geholfen werden könnte. Die Urquelle unseres Verderbens, auf die wir höchst ungern hinsehen, ist ja nicht Unwissenheit oder Irrthum, sondern ein Hang zur Gewissenlosigkeit, der beides erzeugt und pflegt, und dem durch Religionskenntniss an sich noch gar nicht gewehrt wird, da er bey zunehmender Verstandesbildung vom Aberglauben zum Unglauben überführt. Das Heil der Welt, oder die äussere geistige Hülfe, die von der Vorsehung zu erwarten war, musste daher nicht sowohl Religionskenntniss, als vielmehr das ächte religiöse Gefühl, überhaupt wahre Religiosität, und deren fortdauernde gemeinschaftliche Verbreitung unmittelbar bezwecken; hiezu also das allgemeinwirksamste Mittel darreichen. Diess wird aber weder vom Supernaturalisten, noch vom Naturalisten, gehörig erkannt und beachtet. Beide machen eine Wisserey, eine übervernünftige, oder vernunftmäsige, zum Hauptzweck des Christenthums; daher auch der letztere dasselbe dem Gebildeten für entbehrlich hält, übrigens es beklagt (wie der Vf. von No. 2. S. 399), dass Jesus kein allgemeingültiges *Credo* seiner Universalreligion in ganz unzweydeutigen Ausdrücken auf die Nachwelt verpflanzt habe. — So betrachten sie denn beide eine Anstalt, die durch den Geist der wahren Religion gestiftet, diesen Geist mittheilen und dessen Herrschaft befördern, und durch die Geschichte, auf welche sie gegründet war, Herz und Gewissen kräftig ansprechen sollte, aus dem alten unrichtigen, mehr theoretischen als praktischen, Gesichtspuncte. Die *Folgen* und Wirkungen dieser verkehrten Schulweisheit waren von jeher traurig. Der falsche Gesichtspunct machte, dass man die Religion selbst, welche das Christenthum mit der, sie darstellenden, historischen Offenbarung in *praktischer* Hinsicht hatte *vereinigen* müssen, mit der letzteren *theoretisch vermengte*, und auf diese Art beide verunstaltete. Zwar konnte die heilige Geschichte, ungeachtet der Dunkelheit des theoretischen Sinnes, den man ihr beylegte, ihren heilsamen Einfluss, insonderheit beym Volksunterrichte, noch lange behaupten. Man fühlte ihren praktischen Sinn, und diess war zur Erhaltung ihres Ansehns hinreichend, so lange jener theoretische keine Zweifel erregte und keinen öffentlichen und ausgebreiteten Widerspruch fand. Aber was ist nicht *jetzt*, selbst für die Praxis, zu fürchten, wenn bey der immer mehr sich verbreitenden Verstandesbildung, die Unvereinbarkeit des Vernunft- und Offenbarungs-Glaubens öffentlich proclamirt wird, und sowohl Naturalisten, als Supernaturalisten, durch jenen Gesichtspunct verleitet, eine strenge Consequenz affectiren? Eine vernunftmäsige *Theorie*, welche allein das göttliche Ansehn des Christenthums für alle Zeiten sicher stellen, und allen theoretischen Zweifeln wehren kann, findet nicht Statt, sobald diese beiden Ansichten, als die einzig möglichen, neben einander geltend werden. Sowohl bey der einen, als bey der andern verbirgt sich unseren Blicken das herrlichste Eigenthum der christlichen Offenbarung, die unübertreffliche Angemessenheit ihrer Form zur öffentlichen Cultur und leichten Verbreitung der ächtkindlichen Gesinnung gegen Gott: einer Form, deren praktische Tendenz so gross und vielseitig ist, dass wir sie nur zu bewundern, nicht zu übersehen, vermögen. Wie aber Naturalismus und Supernaturalismus die würdige Schätzung der christlichen Religionsanstalt hindern: so erhalten sie auch beide einen verderblichen Einfluss auf die ihr angemessene *Praxis*, da sie in der wichtigsten Angelegenheit des gesellschaftlichen Lebens, in der gemeinschaftlichen Fortsetzung und Förderung jener äusseren Offenbarung Gottes, die menschliche Trägheit begünstigen. Hiezu stimmen sie, ihres unvereinbaren Widerspruchs ungeachtet, gleichsam verabredeter Massen, zusammen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

THEOLOGIE.

Aachen, b. Frosch: *Briefe über den Rationalismus* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenn man zugiebt, dass eine ächte Religiosität bey einzelnen Gliedern der Gesellschaft nicht fortdauern und zunehmen könne, ohne sich zugleich gegen Andere zu äussern, und Anderen sich mittheilen zu wollen, und dass diese Mittheilung, die der eigenen religiösen Bildung so sehr zuträglich ist, auch schon an sich Menschenpflicht sey, dass sie aber in jedem Betracht um so wirksamer seyn werde, je gemeinsamer, je leichter und je einstimmiger der Art und Weise oder der Hauptregel nach sie ist, welches alles sie nur durch öffentliche Anerkennung eines und desselbigen, von Gott dargestellten, Vorbildes der Menschheit werden kann; wenn also eingeräumt wird, dass zum Heil der Gesellschaft, in der wir leben, Christus durch Wort und That von uns gepriesen werden müsse: was wird wohl jetzt, bey dem durch steigende Aufklärung sinkenden äusseren Ansehn des Christenthums, in dieser Hinsicht erfoderlich seyn? Alles wird darauf ankommen, dass unter den gebildeten Ständen ein warmer Eifer für die christliche Offenbarung rege und lebendig werde. Gelehrte, Künstler, Vornehme, Vermögende, Mächtige, müssen sich je länger je mehr vereinigen, um das Bekenntniss Christi zu veredeln und zu vervollkommnen, um zur freywilligen Theilnahme an demselben zu reizen, um die kirchliche Verbindung den Christen wiederum ihrer ersten ethischen und freyen Verfassung, welche ursprünglich durch Zeitumstände befördert, und späterhin von schwärmerischen Parteyen nur nachgeäfft wurde, auf eine zweckmässige Art allmählich zu nähern, und hiezu die Mitwirkung weiser Regierungen zu veranlassen. Die dazu nöthigen Mittel (z. B. Verkleinerung und Vervielfältigung der einzelnen Gemeinden, grössere Kirchenfreyheit der gebildeteren und besseren u. s. w.) werden sich finden, wenn man sie sucht; und man wird sie suchen, wenn ein ethischer Gemeingeist in ruhigeren Zeiten aufzuleben und sich zu verbreiten anfängt. Aber so müssen ja jetzt hauptsächlich die Gebildeten und Vielgeltenden, wie ehedem die Armen und Unmündigen, das Evangelium lieben lernen. Wer wird es ihnen nun so predigen, dass sie ihre Christenpflicht lebhaft fühlen und in Erfüllung derselben ihre Ehre suchen? Der Supernaturalist verleidet es ihnen durch seine übervernünftigen Dogmen, und der Naturalist bildet ihnen ein, dass sie desselben für sich nicht mehr bedürften. Weder des Einen, noch des Anderen christliche Theorie wird ihr Gewissen rühren, und in ihnen den Gedanken klar und lebendig machen, dass *durch sie* der Einfluss des Christenthums erhalten und hergestellt werden müsse. Beide werden vielmehr die gebildeten Stände in einer trägen Gleichgültigkeit gegen das vorhandene Heilmittel der menschlichen Gesellschaft bestärken. — Da sehen wir denn die Früchte der gerühmten Consequenz, deren sich der Supernaturalist und der Naturalist wetteifernd befleissigen. Sollten sie sich ihrer wohl freuen können? Sollten sie nicht leicht inne werden, dass diese strenge Consequenz eine Affectation, dass sie nur die Consequenz des Pedanten sey, der seine Schulsprache, oder seine Hofmanier, wie sie ihr Übernatürliches, oder ihr Natürliches, am unrechten Orte, ohne Noth und Frommen, auf eine zweckwidrige Art, geltend zu machen sucht?

Wenn endlich der Vf. dieser Schrift in seinem XVIII und letzten Briefe über die Vereinbarkeit des Rationalismus mit dem *christlichen Volksunterrichte*, insonderheit mit der Verpflichtung des Lehrers auf die Bekenntnissschriften seiner Kirche S. 446 ff., *Garve'n* für sich sprechen lässt, nach dessen Urtheil es erlaubt seyn müsse, in *Predigten* bey den allgemein zugestandenen Wahrheiten am meisten zu verweilen, und bey den streitigen die alten Ausdrücke beyzubehalten, im *Jugendunterrichte* aber den Kindern aus den gebildeten Ständen, wie *Hermes* in seinem Handbuche gethan, die Kirchenlehre mit ihrem Für und Wider vorzutragen, und sie der eigenen künftigen Prüfung anheim zu geben: so dürfte das doch, bey der Ansicht des Vfs., nicht hinreichen, um mit Vermeidung alles Anstoses aus wahrer Überzeugung sprechen zu können, und einen ächt-christlichen Offenbarungsglauben, der mit dem Glauben an eine sittliche Weltregierung in der genauesten Verbindung stehen muss, in den Gemüthern aufzuwecken und zu beleben. Der christliche Volks- und Jugend-Unterricht des Rationalisten wird zwar immer Vorsicht nöthig machen, aber wenig Schwierigkeit haben, wenn man, nach der von Rec. empfohlenen Ansicht, die ewigen Wahrheiten, die uns Gott durch die heilige Geschichte vor die Augen treten lässt, überall besonders ins Licht stellt, und nun den hohen Werth dieser biblischen und geschichtlichen Darstellung, unter Empfehlung ihres praktischen

Gebrauchs, fühlbar macht. Hier wird der Lehrer von dem Wesentlichsten des Christenthums ohne Zurückhaltung, und doch unanstösig, auch ebendaher um so herzlicher und kräftiger, sprechen können. Es wird da von einem einigen Welterlöser, von einem äusseren Worte Gottes, von einem äusseren Unterpfande seiner Gnade, im ganz eigentlichen, nicht überveruünftigen, sondern historischen Sinne die Rede seyn. Das Unanstösige und Erbauliche eines solchen Unterrichts wird ein Jeder von selbst, und je länger je mehr, finden, wenn er jene Theorie nicht, wie diese beiden Schriftsteller, verleugnen und als widerlegt ansehen zu können glaubt, sondern es der Mühe werth achtet, sie sorgfältig zu prüfen und genauer kennen zu lernen, um, nach Befinden, zu ihrer Ausbildung, Berichtigung und Vervollkommnung beyzutragen. Rec. wird sie fernerhin ausbilden, obwohl er sich oft mit ihr in dem Falle zu befinden scheint, wo es — wie *Goethe* irgendwo sagt, — unglaubliche Mühe kostet, Anderen das begreiflich zu machen, was sich von selbst versteht.

N.

Wittenberg, b. Gräsler: *Jul. Frid. Winzer*, Philos. D. Mor. et Civ. Prof. P. O. et Theol. extraord., *de daemonologia in sacris N. T. libris proposita.* Comment. I. 1812. 57 S. Comment. II. 1813. 22 S. 4.

Die Lehre von dem Teufel und seinem Einflusse auf die Erde und ihre Bewohner wurde, vorzüglich seit *Semler's*, durch die bekannte Betrügerey der *Lohmann* veranlassten, Schriften über diesen Gegenstand, mit einem so glücklichen Erfolge angegriffen, dass sie schon nach einigen Decennien ihre Stelle in der Dogmatik der luther'schen Kirche gröſstentheils verlor, und selbst von den meisten Theologen, welche sich den Ruf der Rechtgläubigkeit zu erhalten suchten, aufgegeben wurde. Die Furcht, sich lächerlich zu machen, die auf theologisches Wissen und Meinen von jeher einen, nicht immer genug erkannten Einfluss gehabt hat, brach jede weitere Untersuchung darüber ab, weil es allgemein für widersinnig gehalten wurde, das Daseyn höherer, erschaffener Geister anzunehmen, welche eigene und fremde Unsittlichkeit und Elend zum Ziele ihres Strebens und Wirkens machen könnten. Nur als *Kant* das radicale Böse in der menschlichen Natur wieder nachzuweisen wusste, und einige Philosophen nach ihm das Bedürfniss, ein Ideal der Bosheit zu haben, aussprachen: wagten es die biblischen Theologen, vorzüglich auf die grammatisch-historische Interpretation gestützt, in der Bibel, besonders im N. T., den Teufel und seine Wirkungen wieder zu finden. Freylich sind die Meinungen und Behauptungen über diesen, für Exegese und Dogmatik gleich interessanten Gegenstand noch sehr schwankend und sich widersprechend; und es ist daher zu wünschen, dass der Faden der, früherhin mehr durch Spott abgerissenen, als durch ruhige Abwägung der Gründe beendigten, Untersuchung wieder aufgenommen werde.

Hr. *W.* hat in den vorliegenden Commentationen, von welchen die erstere als Disputation *pro gradu Doctoris Theol.*, die letztere als Programm bey dem Antritte einer ordentlichen Professur der Theologie zu Wittenberg ausgegeben worden ist, einen sehr erfreulichen Anfang dazu gemacht. Denn vielseitige Gelehrsamkeit, ruhige Forschung und Besonnenheit im Urtheile reichen sich in seinen beiden Abhandlungen freundlich die Hand. Es würde voreilig seyn, nach dem kleinen, bis jetzt gegebenen Theile das Ganze beurtheilen zu wollen. Rec. muss sich daher begnügen, mit dem, was der Vf. gegeben hat, die Leser bekannt zu machen, und diesem einige Bemerkungen und Wünsche beyzufügen.

Nach dem Plane, den sich Hr. *W.* vorgezeichnet hat, will er das Ganze in 4 Cap. abhandeln, *quorum* 1) *ad existentiam*, 2) *ad naturam et vires*, 3) *ad consilia, studia et operationes*, 4) *ad conditionem externam malorum geniorum et sortem spectabit.* Die erste Commentation enthält die Einleitung in 10 §§. S. 1—27 und das Cap. *de existentia malorum geniorum.* Die Einleitung geht von der, hier unentschieden gelassenen Behauptung einiger Neueren, dass Indien die Wiege aller Weisheit sey, zu einer gedrängten, mit einer fast ganz vollständigen Literatur versehenen Darstellung von den Meinungen über den Ursprung des physischen und sittlichen Übels über, welche sich in den verschiedenen Zweigen der orientalischen Philosophie finden, und bahnet sich durch die Bemerkung, dass von diesen Philosophemen des Orients die Vorstellungen der späteren kanonischen und der apokryphischen Schriften des A. T., und insbesondere auch des N. T., nicht sehr abweichen, den Weg zu den Gründen, aus welchen sich gegen die, jetzt herrschende Meinung ergebe, dass Jesus und die Apostel, wenn sie von dem Daseyn und den Wirkungen böser Geister sprechen, sich weder zu einem Wahne ihrer Zeitgenossen herabgelassen, noch auch jenen Glauben in der Folge der Zeit, als leer und eitel, hätten antiquiren wollen. Die Gründe des Vfs. für seine Behauptung sind: 1) Jesus erwähnt gegen die Juden absichtlich und ohne alle äussere Veranlassung, selbst da, wo er seine Wahrheitsliebe auf das heiligste versichert, die bösen Geister. 2) Jesus spricht im vertrauten Kreise seiner Apostel und Schüler von dem Teufel, als einem wirklich existirenden Wesen, und rechnet 3) die Lehre von der angefangenen und einst zu vollendenden Zerstörung des Reiches des Satans zu den wichtigeren Gegenständen, welche die Apostel nach seinem Tode vortragen sollten. 4) Den vierten Grund will Rec. mit des Vfs. eigenen Worten anführen, um den Sinn nicht zu verfehlen, und zugleich eine Probe von dem Stile desselben zu geben (§. 7. S. 24): „*Stat nimirum haec nobis sententia, non solum, quae nova omnino et ante adventum suum hominibus ignota tradiderit J., verum etiam, quae tum ipse, tum app., disciplinae Domini convenienter, ex Judd. decretis, cum religione quoquo modo cohaerentibus, retinuerint, in usus suos converterint, suaque con-*

firmaverint auctoritate, imo ne haec quidem in se tantum et veluti nude spectata, sed ipsam adeo formam et speciem, qua fuerint ab illis induti, ad percipiendam universam Christianismi naturam et indolem ejus veram ac peculiarem requiri." 5) Die Lehre vom Teufel ist sogar, nach dem Sinne der neutestamentlichen Schriften, eine Hauptlehre des Christenthums; denn sie steht mit den Begebenheiten in dem Leben Jesu in dem genauesten Zusammenhange, und ohne dieselbe kann weder der Umfang des Jesu von Gott aufgetragenen Geschäfts ermessen, noch die Gröse der durch ihn erworbenen Wohlthaten eingesehen, noch der Werth der Erlösung durch ihn richtig geschätzt werden. Nachdem noch die Beschuldigung, dass diese Lehre der Religiosität, Sittlichkeit und Ruhe der Menschen schade, als nichtig kurz zurückgewiesen ist, führt der Vf. in dem ersten Capitel von §. 11—18 nach den einzelnen Schriftstellern des N. T. die Namen einzeln auf, welche den bösen Geistern und ihrem Oberhaupte beygelegt werden, wobey er sorgfältig unterscheidet, ob Jesus, das Volk u. s. w. diese Benennungen gebrauche, und in den zahlreichen und langen Noten die schwereren Namen mit vieler Kenntniss und Belesenheit erläutert. Das Resultat, welches Hr. *W.* aus seinen vor uns liegenden Untersuchungen gezogen hat, ist §. 18. S. 56 f. enthalten: „*Hoc utique efficietur, ut auctores librorum N. F. omnes ac singulos, tum Servatoris menti, tum suae ipsorum persuasioni, tum denique aequalium omnino et popularium opinionibus convenienter, de geniis malis, tanquam naturis, quae dicuntur, vere subsistentibus, plus uno modo disputasse adpareat. Numerum tamen et ordines daemonum, praeterquam quod princeps ab adseclis et legatis suis distinguitur, nusquam definiverunt aperte.*" — Die zweyte Commentation liefert den Anfang des Cap. *de geniorum malorum natura et viribus.* Sie werden πνεύματα genannt, woraus aber keineswegs folgt, dass sie ganz körperlos sind; denn das A. und N. T., so wie die späteren Juden und Kirchenväter bis in das Mittelalter, legen allen Engeln ohne Unterschied (S. 9) *corpus quoddam, subtilissimum illud, aethereum nempe aut igneum,* bey. Übrigens lehrt das N. T., dass die bösen Geister in Ansehung des Verstandes, Begehrens und Wirkens sehr grose Kräfte haben. In dieser Commentation hat aber der Vf. nur von dem Erkenntniss und Urtheilsvermögen, so wie von der Kenntniss, welche das N. T. den bösen Geistern von der Person und den Absichten Jesu und ihrem künftigen Elende zuschreibt, gehandelt.

Ohne den grosen Fleiss zu verkennen, welchen Hr. *W.* auf die Darstellung der orientalischen Philosopheme verwendet hat, scheint es doch Rec., als wenn dieser Theil der Abhandlung zu wenig mit dem Ganzen in Beziehung stehe. Bis jetzt hat wenigstens auf dem Wege der Geschichte nicht sicher dargethan werden können, ob und welchen Einfluss jene Philosophie auf die Lehren des Christenthums gehabt habe. So viel aber ist ausgemacht, dass die christliche Dämonologie aus der jüdischen hervorgegangen sey, und sich aus derselben entwickelt habe. Um so nöthiger war es daher wohl, sorgfältig zusammenzustellen, was in den kanonischen und apokryphischen Schriften des A. T. von den bösen Geistern gelehrt wird, und aus dem N. T. selbst nachzuweisen, wie sich diese Lehre bis auf Jesum fortgebildet, und welche Gestalt sie unter Jesu Zeitgenossen angenommen habe, da vorzüglich in diesem Theile der jüdischen Dogmengeschichte noch so viel Willkühr herrscht, und häufig aus Hypothesen und Stellen späterer Rabbinen Lehrsätze und Meinungen abgeleitet werden, welche die Juden vor und zu Jesu Zeiten gehabt haben sollen. Auf diese Art würde sich noch reiner haben abscheiden lassen, was Jesus und die Apostel von dem Glauben der Juden an böse Geister nur bestätigt haben, und was ihnen eigenthümlich zugehört. — So schätzbar ferner auch die Absonderung der Namen nach den Schriftstellern, bey welchen sie im N. T. vorkommen, ist: so liess sich doch, um die mehrmalige Wiederholung derselben Namen zu vermeiden und den Lesern die Übersicht zu erleichtern, die Aufzählung derselben so anordnen, dass zuerst diejenigen Benennungen, die sich bey allen Schriftstellern finden, dann die, welche einige gemein haben, endlich die, welche jedem Evangelisten oder Apostel eigenthümlich sind, aufgeführt würden. — Bey λεγεὼν wird §. 13. Not. 55 bemerkt: „*Judd. huic ipsi legionis vocabulo immunditiei notionem adjunxisse constat*", und als Beleg eine Stelle aus dem Talmud angeführt. Sie beweiset aber diesen Nebenbegriff von λεγεὼν nicht, wenn man den gleich folgenden, von dem Vf. weggelassenen Satz noch liest: „*non enim est ulla legio, quae non habeat aliqua Carcaphalia.*" (Über diess Wort vgl. *Lightfoot opp. omn.* T. II. p. 442.) Man hielt also die Legion nicht für unbedingt unrein, sondern nur das Haus, in welchem Einquartierung gewesen war, aus Besorgniss, dass irgend ein Legionär ein Karkaphalion bey sich gehabt haben könne. — §. 15. Not. 67 trägt Hr. *W.* eine, von den gewöhnlichen abweichende Meinung über den Antichrist vor, welche mit der des *Grotius ad* 1 Joh. II, 22 viel Ähnlichkeit hat. Er versteht unter dem Antichrist einen, alle an Bosheit übertreffenden, falschen Lehrer, und die ἀντίχριστοι, wie τὸ τοῦ ἀντιχρίστου, sind diesem ähnliche Lehrer. So sehr diese Erklärung durch ihre Leichtigkeit sich empfiehlt: so wenig möchte die Vermuthung Beyfall finden, als hätten die Apostel in dem Wahne gestanden, dass nach vielen Widersachern des Messias endlich Einer auftreten würde, „*qui personam susciperet, Eliae partibus plane contrariam*", weil die Zeitgenossen Jesu den Elias und andere Propheten als Herolde des Messias erwartet hätten. *Theodoret* (Rec. setzt noch hinzu *Joh. Damasc. orth. fid.* l. IV. c. 27) sind von jenem Zeitalter zu entfernt, um als Zeugen für jene Vermuthung zu gelten. Noch mehr scheint auch die Stelle eines Schülers von Johannes, des *Polykarpos* (*ep. ad Philipp.* c. 7), ent-

gegen zu seyn, wo ἀντίχριστός ἐστι, ἐκ τοῦ διαβόλου ἐστι und πρωτοτόκος ἐστι τοῦ Σατανᾶ in Gradation sich folgen. — Was Not. 68. S. 74 über den Unterschied zwischen θάνατος als Satan und ᾅδης als *diabolus* gesagt wird, ist Rec. nicht ganz deutlich geworden. — Die in der 2 Commentation gegebenen Beweise für die Körper der Engel dürften nicht Alle bindend finden, weil im N. T. nur in sofern von ihnen die Rede ist, sofern sie als Menschen, die nur durch die Sinne das Daseyn der Wesen ausser sich bemerken können, erscheinen. Überhaupt darf man wohl unsere feinen und abgezogenen Begriffe in der einfachen Schreibart der Bibel nicht suchen. — §. 22. Not. 10. S. 11 — 19 streitet nach Rec. Einsicht Hr. *W.* sehr siegreich gegen diejenigen, welche die Versuchungsgeschichte als Vision erklären, namentlich gegen *Bertholdt*, und nimmt jene Erzählung als eine Begebenheit, von deren Wahrheit die Evangelisten überzeugt waren, in Schutz. Allein wozu die Verwahrung, er wolle nur *interpretari*, nicht *explicare*? — Zum Schlusse noch zwey Wünsche. 1) Möchte es dem Vf. doch gefallen, die oben unter den Gründen für das Daseyn böser Geister sub 4 mit seinen Worten angeführte Behauptung einmal näher zu bestimmen, genauer zu begründen und ausführlicher zu erörtern! — 2) Hr. *W.* liefert, wenn er seine Untersuchungen über die Dämonologie des N. T. erst ganz mitgetheilt hat, einen Stoff, welchen der Dogmatiker durchaus nicht unbeachtet lassen kann. Allein dieser wird sich doch in einiger Verlegenheit befinden. Soll er diesen Stoff geradezu in sein System verarbeiten? Die Vernunft glaubt bedeutende Zweifel gegen diese Lehre zu haben, und lässt sich nicht durch den Machtspruch beschwichtigen: ihr stehe in Sachen des Geisterreiches kein Entscheidungsrecht zu. Soll er, der Vernunft folgend, der Dämonologie, wie bisher geschehen ist, den Eintritt in seine Grenzen, so gut wie versagen? Dann muss er auch gestehen, dass Jesus und die Apostel sich geirrt haben, und der Grund seines Systems wankt; noch mehr, es fehlt in demselben eine Hauptlehre der christlichen Offenbarung. Es bedarf daher eines Vermittlers, der, mit Hinsicht auf den jetzigen Standpunct der Philosophie und Exegese, den anscheinenden Widerstreit zwischen Vernunft und Offenbarung in Ansehung des Satansreiches löse. Möge Hr. *W.* sich dieses neue Verdienst erwerben, und die Resultate seiner grammatisch - historischen Forschungen über das Reich der Dämonen auch für das System der christlichen Glaubenslehre verarbeiten!

O. P. B.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Königsberg*, b. Degen: *Historisch-kritische Würdigung einer hochdeutschen Übersetzung eines ansehnlichen Theils der Bibel aus dem 14 Jahrhundert mit Beyfügung der ersten neun Capitel der Apostelgeschichte und anderer Proben, auch Nachrichten über noch unbekannte altdeutsche Gedichte*, von D. *Ernst Hennig*, Director des königl. Geh. Archivs, Prof. der historischen Hülfswissenschaften, wallenrodschem Bibliothekar u. s. w. 1812. XXX u. 114 S. 8.

Es ist wahrer Gewinn für die altdeutsche Literatur überhaupt, und für die altpreussische insbesondere, dass der Vf. nun endlich auf seinen rechten Standpunct gestellt, und auf immer für eine Wissenschaft fixirt ist, zu deren Vervollkommnung er Beruf, Talente und Vorkenntnisse hat. Das vor uns liegende kleine Werk ist ein neuer Beweis davon. Es wird aus dem ehemaligen geheimen Ordensarchive ein hochdeutscher Codex ans Licht gezogen, der eine prosaische Übersetzung der sämmtlichen Propheten, der Apostelgeschichte, und eine Periphrase des Buches Hiob enthält. Letztere ist vom Jahre 1338. — Der Vf. hält aus Gründen dafür (S. 6), dass die verschiedenen Bücher auch von verschiedenen Übersetzern (der Vulgata nämlich) herrühren, und dass der Codex selbst, den Schriftzügen zufolge, nur erst im Anfange des 15 Jahrhunderts gefertigt sey. Hierin muss man wohl dem Manne unbedingten Glauben beymessen, der die Ordenspapiere nicht bloss von Jahrhundert zu Jahrhundert, sondern viel specieller noch von Jahrzehenden zu Jahrzehenden durchstudirt hat. Sehr schön erklärt sich der Vf. S. 32 ff. über den Werth dieses Codex. Die Exegese kann durch denselben äusserst wenig gewinnen, wohl aber die Geschichte der deutschen Dichtkunst und der deutschen Sprachliteratur. Um auf dieses äusserst interessante Buch recht aufmerksam zu machen, darf man nur die Überschriften der einzelnen Abschnitte hersetzen. Sie sind folgende: Nachrichten über die Handschrift, als Einleitung. Das Äussere des Codex, die Schrift und Schreibart. Der Verfasser. Vorläufige Bemerkungen über die Periphrase des Hiob. Historische Aufschlüsse aus Hiobs Periphrasen. Vorläufige Bemerkungen über den Dialekt im Hiob. Beschreibende Anzeigen und Proben des Inhalts. Würdigung der poetischen Periphrase des Hiob. Merkwürdigkeit der prosaischen Übersetzung der Propheten und der Apostelgeschichte in diesem Manuscript. Einrichtung der prophetischen Bücher und ihre Behandlung durch den Übersetzer. Würdigung der Übersetzung. Die Übersetzung der Apostelgeschichte. Sprachbemerkungen über den ganzen Codex. — Nun folgen die Beylagen. I. Die Vorrede in Versen. — II. Das LIII Jesaiä. — III. Das 13 Cap. Daniel's. — IV. Die ersten neun Capitel der Apostelgeschichte.

Die Schrift ist dem Jubelgreise, Hn. Ober-Consistorialrathe D. *Borowski* zu Königsberg, am Tage seiner funfzigjährigen Amtsfeyer geweiht. Möge der Wunsch des Vfs. in Erfüllung gehen, dass der gelehrte Greis die Herausgabe der pisanskischen preuss. Literaturgeschichte weiter besorgen, und bis auf unsere Zeiten fortsetzen wolle. Dass er Geist, Kenntnisse und Hülfsmittel in einem vorzüglichen Grade besitze, und also recht eigentlichen Beruf dazu habe, ist bekannt. In der Vorrede theilt Hr. D. *Köpke* die Resultate seiner Untersuchung der Handschriften der königl. Bibliothek zu Königsberg mit. Diese verdienstliche Arbeit wird ebenfalls den Liebhabern altdeutscher Literatur sehr willkommen seyn.

240.

Vermischte Schriften. *Königsberg*, b. Hartung: *Beschreibung der Amts-Jubelfeyer des* D. *Ludwig Ernst Borowski* u. s. w. Ein Denkmal für seine Freunde und Verehrer. Hiebey die kirchliche Anfangsrede des Hn. Superintendenten *Weis*, die Schlussrede des Hn. Consistorialrath *Krause*, nebst mehreren Gedichten. 1812. 8.

Die oben erwähnte Feyerlichkeit, welche zur Ehre des verdienten Jubelgreises gehalten wurde, wird hier umständlich beschrieben. Von den angehängten Gedichten hat jedes seinen eigenthümlichen Werth. Die feyerlichen Reden sind ihrer Vff. und des gefeyerten Jubelgreises würdig.

240.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

JURISPRUDENZ.

Landshut, b. Krüll: *Betrachtungen über das Geschwornengericht* von *Feuerbach.* 1808. VI u. 242 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Als der verdienstvolle Vf. diese Betrachtungen dem Druck übergab, konnten sie sogar als ein Beweis der Unerschrockenheit angesehen werden, welche immer dazu gehört, wenn unparteyisch und freymüthig die Mängel einer Anstalt angedeutet werden sollen, deren Stifter oder Begünstiger nicht bloss Federkriege führt, und dabey mit dem Ruhme des Kriegers auch den des Gesetzgebers verbinden möchte.

Damals als die Rede davon war, allen den französischen Fahnen folgenden Völkern auch nach und nach die französischen Staatsformen und Gesetze aufzudringen, und man wenigstens in vielen deutschen Ländern kaum wagte, die Auffoderungen der französischen Gesandten abzulehnen, konnte daher wohl nichts erwünschter kommen, als eine ernsthafte gründliche Beurtheilung einer gerichtlichen Einrichtung, die von zwey Seiten her, von den brittischen Inseln herüber, wie von der anderen Seite des Rheins, gepriesen, und überdiess noch als altes ächt germanisches Stammgut empfohlen wurde.

Daher würde man aber auch dem vor uns liegenden Werke sehr Unrecht thun, wenn man es als blosse Gelegenheitsschrift betrachten wollte, deren Werth nach der veränderten Lage der Dinge, die uns wieder ein freyeres Wählen des Besseren gestattet, vermindert wäre. Es ist vielmehr ein bleibendes Denkmal deutscher Gründlichkeit, und der übrigen Schriften, durch welche der Vf. sich die Hochachtung und den Dank seiner Landsleute erwarb, nicht unwürdig. Eben desswegen kommt auch eine Anzeige dieser Schrift hier nicht zu spät, sondern, nach Rec. Ansicht, da nun die legislative Thätigkeit in Deutschland wieder mehr Freyheit und manche neue Antriebe von aussen bekommen wird, vielmehr gerade zur rechten Zeit.

Wenn in bürgerlichen Streitigkeiten über das Mein und Dein nur sehr selten der Fall eintritt, dass das grössere Publicum, die Nation, an dem Ausgange derselben Antheil nimmt: so findet bey der Handhabung der Strafgesetze gerade das Gegentheil Statt. Jedes wichtigere Verbrechen wird zur öffentlichen Angelegenheit, und die Menge wird immer eben so geneigt seyn, es einer mangelhaften Einrichtung der Rechtspflege zur Last zu legen, wenn eine That unbestraft bleiben muss, weil der allgemein genannte Thäter rechtlich nicht überführt werden kann, als sie nur das Verdammungsurtheil abwartet, um den Unglücklichen zu bedauern, dass er zu hart, oder gar unschuldig bestraft worden. Wenn die öffentliche Unzufriedenheit bey der bürgerlichen Rechtspflege gewöhnlich nur gewisse Formen und Nebendinge zum Gegenstand wählt, als ihren langsamen Gang, oder ihre Kostbarkeit: so hat sie es bey der Criminaljustiz fast immer mit der Sache zu thun, und wird wohl, so lange die Welt steht, nicht zum Schweigen gebracht werden.

Denn es wird wohl nie dahin kommen, dass die einzige beruhigende Ansicht aller Strafanstalten des Staates, nach welcher sie nichts bezwecken, als durch Zurückwendung der Rechtsverletzung auf ihren Urheber das Unrecht von sich abzuthun, jemals die herrschende werde. Gleichwohl ist es diese Ansicht allein, welche über das Verfehlen aller anderen Zwecke der strafenden Gerechtigkeit tröstet, und den Widerspruch zwischen Theorie und Erfahrung lösen kann. Es ist nach ihr genug, wenn der Staat oder das Volk durch Gesetz und dessen Ausübung die Reinheit seines Wollens bewährt, und gleichgültig, ob die Besserung des Verbrechers bewirkt wird, ob andere abgeschreckt werden, ob der psychologische Zwang seine Absicht erreicht — oder nicht.

Doch es ist hier nicht der Ort, eine Begründung jener Ansicht zu versuchen; die Stimme des Volks verlangt etwas Anderes. Der Urheber einer strafwürdigen Handlung soll nicht unentdeckt, noch ungestraft bleiben; und selten sind die Fälle, wo nicht einer als der Schuldige von der allgemeinen Meinung bezeichnet würde. Diesen zu fassen, sein Leugnen zu Schanden zu machen, die Schutzwehr, zu denen er die rechtlichen Formalitäten missbrauchen möchte, nieder zu stürzen, mit der Rache des Gesetzes das schuldige Haupt zu treffen: das ist es, was die Welt von dem Richteramt erwartet.

Und was so leicht und oft die Richter sich selbst als Ziel und Gesetz ihres Strebens aufgestellt haben. Wo das menschliche Auge nicht in die Verborgenheit dringen konnte, mussten Gottesurtheile helfen, so lange der Glaube an sie halten wollte. Tortur und Reinigungseide sind weiter nichts als siedendes Wasser und glühendes Eisen in anderer Form. Sie wurden erst dann nach und nach verworfen, als der Glaube an eine sinnlich wahrnehmbare Einwirkung übersinnlicher Gewalten ebenfalls gefallen war.

In Frankreich war man schon seit sehr langer Zeit über die Verlegenheit, welche entstand, als der Zweykampf für Schuld oder Unschuld und andere Ordalien aus den Gerichten verbannt waren, ganz leicht hinweggekommen. Der Reinigungseid war dort so wenig als in England in Gebrauch, dagegen hatten aber die Gerichte auch nie einen vollen Beweis, oder gar das Eingeständniss der Angeschuldigten nöthig, um die Todesstrafe auszusprechen. Wahrscheinlichkeiten reichten dazu hin, und diese wurden oft desto leichtsinniger zur Verdammung der Unglücklichen angewendet, je weniger auch sonst die Richter beschränkt waren. Die Actenversendung war ganz unbekannt, der untersuchende Richter auch der erkennende, und die höheren Gerichte nicht verbunden, nur die Verbrechen in ihren Erkenntnissen anzugeben, geschweige denn Gründe. Nicht einmal die Tortur, welche ein Angeschuldigter ohne Geständniss aushielt, machte ihn von weiterer Strafe frey, da es dem Gericht auch dann noch vorbehalten blieb, auf die nächste Strafe nach der Todesstrafe zu erkennen.

In Deutschland hingegen (ein künftiger Bearbeiter der Geschichte der Menschheit wird gewiss diese beiden Züge des Nationalcharakters nicht unbemerkt lassen) wagte man sich in neueren Zeiten, nachdem die Tortur schon lange vor der gesetzlichen Abschaffung ausser Gebrauch gekommen war, nicht weiter, als bey unvollständigem Beweise auf eine ausserordentliche Strafe zu erkennen, die weit unter der Todesstrafe zurück blieb. Ja man wurde immer ängstlicher, und wo noch die entfernteste Möglichkeit eines Zweifels übrig blieb, wurde selbst ein bündiges Eingeständniss der That zur ordentlichen gesetzlichen Strafe nicht für hinreichend gehalten.

So führten beide Extreme, in Frankreich die traurige Reihe von Schlachtopfern criminalistischer Übereilung und richterlicher Strafluft, in Deutschland die einreissende Kraftlosigkeit der Criminaljustiz, zu einem und demselben Puncte, zu unbedingtem Lobreden auf die Gerichtsverfassung eines grossen freyen Volks, worein dieses selbst das Palladium seiner bürgerlichen Freyheit und Sicherheit zu setzen gewohnt ist. Wie in den ersten Zeiten der französischen Revolution überhaupt die englische Staatsverfassung das Vorbild war, nach welchem die Meisten die Reform ihres Vaterlandes vorzunehmen wünschten: so war das Urtheil durch Geschworne eine der ersten Neuerungen, die wirklich eingeführt wurden. Bey allen ihren Mängeln vielleicht doch eine Wohlthat, wenn man damit die alte Criminalgerichtsverfassung in Frankreich vergleicht; ob sie aber die Vergleichung mit unseren deutschen Gerichten aushält, das ist eben die wichtige Frage, durch deren gründliche Untersuchung der Vf. sich nach der Überzeugung des Rec. ein neues grosses Verdienst erworben hat.

Er geht (in der ersten Betrachtung S. 1—46) davon aus, das Gericht der Geschwornen historisch zu entwickeln, und die Begriffe über das Wesen derselben zu berichtigen. Die Iury, sagt er, ist rein politischen Ursprungs. Sie ist den Völkern von jeher ein Mittel gewesen, die Bestrafung der Verbrechen von dem Streben nach Herrschaft und dem Einfluss des Parteygeistes unabhängig zu erhalten. Eine uneingeschränkte Strafgewalt ist das wirksamste Mittel zur allgemeinen gesetzlosen Unterdrückung, und um sich dagegen sicher zu stellen, wurde es unter die Grundgesetze der Verfassung aufgenommen, dass an keinem Unterthan eine Strafe an Leben oder Freyheit verhängt werden dürfe, er sey denn von Mitunterthanen, deren politisches Interesse dem seinigen gleich ist, der angeklagten That schuldig erkannt worden. Hiedurch war eigentlich das gesammte Volk zum Richter gesetzt, und übte diess Amt nicht durch ständige Beamte, sondern durch einen, für jeden Fall beynahe neu gewählten, Ausschuss. So war es in Athen, so in Rom wenigstens in den älteren Zeiten, so bey allen Völkern von germanischem Stamme.

Vielleicht liesse sich gegen diese Darstellung, in sofern sie geschichtlich ist, Mancherley einwenden; wenigstens hat bey Einführung der Volksgerichte wohl häufig der Zufall mehr gethan, als gerade der klar gedachte Zweck, sie als Gegenmittel gegen willkührliche Gewalt und Unterdrückung zu brauchen. So lange in den Völkern der Gedanke lebt, dass die Gesammtheit des Volkes das Subject der obersten Gewalt sey: so lange ist es an und für sich selbst der oberste Richter, ohne dass an ein Entgegenwirken gegen eine Unterdrückung dabey gedacht würde. Indessen ist diess uns hier ziemlich gleichgültig, da in den uns näher liegenden Zeiten das Gericht der Geschwornen unstreitig als Sicherungsmittel der allgemeinen Freyheit und wesentlicher Bestandtheil der Verfassung betrachtet werden muss, wenn diess gleich nicht dessen einziger Zweck seyn dürfte.

Durch diesen vom Vf. herausgehobenen Zweck des Geschwornengerichts sind denn seine meisten Bestimmungen von selbst gegeben. Die Wahl der Geschwornen durch einen Beamten, aber auch das ihr entgegenstehende Recht des Angeklagten, von den Gewählten alle zu verwerfen, von welchen er keine unbefangene Beurtheilung erwartet. Ferner, das Richten derselben nicht nach Gründen einer positiven Rechtswissenschaft, sondern nur nach dem einem jeden Menschen beywohnenden Gefühl für Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, nach einer natürlichen Logik. Daher aber auch das Urtheil bloss über die Wahrheit der Thatsachen, nicht über ihre Unterordnung unter das Gesetz. Weiter, die Gegenwart der Geschwornen bey der ganzen Verhandlung, dem Verhör des Angeschuldigten und der Zeugen. Endlich die unbedingte Gültigkeit ihres Ausspruchs, ohne höhere Instanz oder Revision, so wie ohne Verantwortlichkeit der Geschwornen wegen desselben, aber auch die entgegenstehende Öffentlichkeit der Verhandlungen als Correctionsmittel, der grossen, der Jury anvertrauten Gewalt.

In dem zweyten Abschnitt (S. 47—80) betrachtet der Vf. die Jury als politisches Institut, als Theil der Staatsconstitution, und führt den Satz aus, dass

sie in einer demokratischen Staatsverfassung nothwendig, und auch einer gemischten wesentlich, einer festgegründeten ungetheilten Regierungsverfassung hingegen keinesweges angemessen sey. In der Demokratie könne es keinen lebenslänglichen Richter, kein stehendes Richtercollegium geben, weil diess dem Princip und Wesen der Regierungsform geradezu widerspreche. Auch Richter, die auf bestimmte Zeit gewählt sind, würden die Verfassung in grosse Gefahr setzen, und es bliebe also für die Demokratie nichts übrig, als dass entweder die ganze Masse des Volks das Richteramt ausübe, oder dass solches einem Ausschuss der Volksgemeinde unter der Leitung eines auf den Ausspruch der Schöppen, Geschwornen, oder wie man diese Stellvertreter des Volks noch nennen möchte, gebundenen Magistrats übertragen werde. Das Erste sey nicht rathsam, welches man dem Vf. gern zugeben wird; es bleibe also nur das Zweyte übrig.

Auch in der gemischten Regierungsform sey eine solche Bestellung der Criminalgerichte wesentlich, wodurch die Strafgewalt allen Bestandtheilen gemeinschaftlich werde. Denn einem der Stände allein anvertraut, würde sie den Einfluss dieses Theils, es sey der König, oder das Corps der Aristokratie, oder die Gemeinen und ihre Stellvertreter, so sehr erweitern, dass er alsobald das Übergewicht über die anderen erhalten müsse. Diess wird durch das Beyspiel Englands, welches freylich immer ins Auge gefasst wird, so oft von den Geschwornengerichten die Rede ist, belegt.

Dagegen widerspreche das Institut der Jury einer ungetheilten monarchischen oder aristokratischen Verfassung. Denn in dieser könne sie nichts wirken, weil ihre ganze Fortdauer nur vom Willen des Einen oder des politischen Körpers abhange, dessen Willkühr sie in Schranken halten solle. Sie sey also entweder überflüssig, wenn der Wille des Machthabenden ohnehin gerecht sey, oder vergeblich, weil sie aufhören werde zu seyn, sobald er es nicht sey. Vielmehr sey in dieser Hinsicht nur ein eigener Richterstand, auf Lebenszeit ernannt, nur durch Urtheil und Recht absetzbar und in Collegien vereint, überdiess durch gute Besoldungen über die Verführung der Armuth erhoben, und aus Gelehrten bürgerlichen Standes erwählt, endlich für den Inhalt ihrer Rechtssprüche nur dem Gesetz und ihrem Gewissen, nicht dem Regenten verantwortlich, nur ein solcher halb unabhängiger Richterstand sey das Mittel, wodurch in monarchischen Staaten die Herrschaft des Gesetzes, und durch sie die Freyheit der Bürger und ihre Sicherheit gegen willkührliche Gewalt aufrecht gehalten werden könne. Denn ein jeder Regent, auch wenn er zu Ungerechtigkeiten geneigt sey, suche doch gerecht zu scheinen, und die Organisation dieser Richter-Collegien sey von der Art, dass er das Recht selbst nicht antasten könne, ohne zugleich sich öffentlich als ungerecht darzustellen. Wenigstens würden solche Collegien in keiner Hinsicht für Recht und Sicherheit der Bürger eine geringere Gewährschaft leisten, als die Jury thun könne.

Diese Deduction möchte wohl die schwächste Seite des Buches seyn, und Rec. muss sich um so mehr die Erlaubniss nehmen, seine Zweifel und Erinnerungen zur Sprache zu bringen, je mehr der Name und der warme eindringende Vortrag des Vfs. bestechen kann.

Zuvörderst scheint es ihm, als sey nur die eine Seite von dem Wesen des Geschwornengerichts hervorgehoben worden, von welcher dasselbe als Schutzmittel gegen willkührliche Gewalt und Unterdrückung zu betrachten ist, die andere aber verdiene auch einiger Beleuchtung, obgleich jene unstreitig wichtiger ist. Wir haben oben schon der Unzufriedenheit mit der Handhabung der Strafgerechtigkeit erwähnt, welche sich in der öffentlichen Meinung fast immer und überall ausspricht, wo Beamte, vom Landesherrn ernannt, zu Gericht sitzen. Sie wird in der Regel eben nicht sehr beachtet, gehört aber doch zu den Dingen, welche das Vertrauen des Volkes zu seiner Regierung zuweilen schwächen, und den Staat zu einer blossen Zwangsanstalt machen, an welche der Bürger nur durch Gewalt, nicht durch Liebe gekettet ist. Diess Vertrauen wird durch einen Beamtenstand, welcher den vom Regenten ihm übertragenen Theil der Regierung gewöhnlich herrischer und fühlbarer ausübt, als der Regent selbst, gar nicht hergestellt, und ist doch in vielen Fällen so unentbehrlich. Je mehr nun solche Handlungen der obrigkeitlichen Gewalt in die Hände der Bürger selbst gelegt werden können: je weniger werden die Unterthanen den Druck der Regierung gewahr, je grösser wird ihr Vertrauen zu derselben seyn, je williger werden sie, wenn es das Wohl des Staats betrifft, Gut und Blut zum Opfer bringen, je fester an ihrem Vaterlande hangen. Die Kunst des Regierens besteht darin, das Regieren nicht bemerken zu lassen; die schönsten Entwürfe edler Regenten misslangen, weil der Wille des Herrn zu stark darin hervortrat. Gerade in die Monarchie könnten daher Einrichtungen, bey welchen das Volk sich gewissermassen selbst überlassen scheint, vielleicht am meisten passen, wie man umgekehrt in den Republiken den Beamten fast immer den willigsten Gehorsam, die grösste Ehrfurcht beweist. Hienächst wollen wir mit dem Vf. darüber nicht streiten, ob nicht auch ständige Richter in Demokratieen vorkommen können. Die Geschichte weist Beyspiele davon auf; allein Rec. will sie für keinen Beweis gegen den Vf. annehmen. Die Demokratie ist überhaupt eigentlich wohl keine Regierungsform, sondern eine Regierungsunform, nur allenfalls für unverdorbene und nicht sehr zahlreiche Hirten- und Gebirgs-Völker von Zweckmässigkeit und Dauer. Hingegen Monarchie und Republik lässt Rec. ungern gegen einander stellen. Wehe dem Lande, das keine Republik, kein Gemeinwesen mehr ist, wo nicht das Gesammtwohl, sondern Waffenruhm des Alleinherrschers, Glanz der Hauptstadt und Ähnliches Zweck des Staats ist! Auch die Monarchieen sind auf das repräsentative Gesetz gegründet, der Monarch ist der erste Stellvertreter des Gesammtwillens der Nation, alle Staatsdiener sind es, denn sie dienen der Sache und dem

Gesetze, zu dessen Handhabung sie bestellt sind, und sie müssen, wo das Volk nicht durch Stände vertreten wird, von Rechts- und Amtswegen deren Stelle ersetzen. Der Vf. hat gewiss Unrecht, den Satz aufzustellen, dass einst in Rom nur die Nothwendigkeit, ihre Alleinherrschaft zu begründen, den noch von allen Seiten wankenden Thron zu befestigen, einen Tiber, Caligula, Claudius, Nero hervorgebracht habe; was haben sie denn gethan, als die Gewalt, die ihnen schon August erworben hatte, roh und zwecklos zu missbrauchen? Befestigt hätten sie dieselbe gerade durch die entgegengesetzten Mittel, durch Milde und Gerechtigkeit, durch Gründung zweckmässiger Regierungsanstalten, einer guten Finanzverfassung und bestimmter Grundgesetze, die damals von ihrem Willen allein und mehr als in einer späteren Periode abgehangen hätten. Günstigere Gelegenheiten, der Wohlthäter einer Welt zu werden, hat wohl nie ein Regent versäumt, als Tiber und seine Nachfolger. — Das Geschwornengericht passte also, wenn es sonst eine vorzügliche Criminalanstalt wäre, an sich eben so gut in die Monarchie, als in eine andere vernünftige Regierungsform. Der Vf. setzt auch nur eine constitutionelle Monarchie voraus; wenn nun der Monarch diese Gesetze heilig hält: warum sollte nicht das Institut des Geschwornengerichts ebenfalls durch solche Gesetze, die der Regent nicht umändern kann, ohne sich eines öffentlichen Unrechts schuldig zu machen, sanctionirt werden können? Auch ein, in der angegebenen Weise, vom Regenten halb unabhängiger Richterstand geniesst diese Unabhängigkeit nur so lange, als der Regent will, und es giebt tausend Mittel, ihn gänzlich abhängig zu machen.

Das Resultat von diesen Bemerkungen ist aber ebenfalls nur noch negativ, und weiter nichts, als dass nach den Ansichten des Rec. die Geschwornengerichte an und für sich mit den Grundsätzen einer constitutionellen Monarchie doch wohl vereinigt werden könnten, wenn sonst Gründe vorhanden wären, es zu wünschen. Es ist aber, wie es Rec. vorkommt, überhaupt etwas Missliches, aus solchen Gründen, welche nicht in der Sache selbst liegen, ihre Tauglichkeit für eine bestimmte Verfassung zu beurtheilen. Denn die Erfahrung aller Zeiten giebt den Beweis, welcher unendlichen Combinationen die Formen der Verfassungen und die politischen Institute fähig sind. Es kommt also nur auf das Princip der Gerechtigkeit und der inneren Zweckmässigkeit an, und was vermöge dieses als gut und nützlich erscheint, kann wohl leicht mit allen Staatsverfassungen, in sofern auch sie nichts Ungerechtes enthalten, in Einklang gebracht werden. Die dritte Betrachtung, von der Standesgleichheit oder der Pärschaft, ist eigentlich nur die Widerlegung eines Vorurtheils, welches in den Lobreden auf die Geschwornengerichte auch gewöhnlich als einer ihrer grössten Vorzüge gepriesen wird, nämlich, dass der Unterthan immer von seines Gleichen gerichtet werde. Selbst der scharfsinnige Sieyes, der sonst die politischen Begriffe so genau zergliedert, rühmte es in der ersten Nationalversammlung (1790) von der Jury, dass nach ihr ein Jeder von solchen Männern gerichtet werd, welche die besonderen Gesetze des Standes, zu dem er selbst gehört, aus eigener Erfahrung am besten kennen müssten. Hätte er gesagt, Vorurtheile oder eigenthümliche Arten des Betrugs und andere besondere Standesverbrechen, wenn wir so sagen sollen: so wäre er wohl der Wahrheit näher gekommen; und wenn er allgemeine Straflosigkeit solcher Vergehungen verlangt hätte: so wäre es allerdings das beste Mittel gewesen, nach dem alten Sprichwort: eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus, immer Standes- und Gewerbs-Genossen zu Richtern zu setzen. Wenn nun gar politische Ideen bey der Anschuldigung ins Spiel kommen: so dürfte man immer nur Standesgenossen des Angeschuldigten zu seinen Richtern machen, um ihn für das, was er gethan hat, statt der Strafe mit Bürgerkronen belohnt zu sehen. Wie ungereimt diess wäre, bedarf keines Beweises. Aber mit eben solcher Unwiderleglichkeit zeigt der Vf., dass diese Standesgleichheit bey der Jury auch wirklich weder in England, noch in Frankreich zum Wesen der Einrichtung gehört. In England nicht: denn da kennt man politisch nur zwey Stände, den hohen Adel, das Haus der Lords, und den Bürgerstand, und beyläufig gesagt, man hat sogar nicht einmal Recht, den englischen hohen Adel einen besonderen Stand zu nennen. Es sind nur Staatsbeamte, welche durch Erbrecht oder Ernennung die Pflichten und Vorrechte der Pärschaft, der Baronie für ihre Person erhalten, die aber übrigens mit ihren Familien in staatsrechtlicher Hinsicht sich wieder an den Bürgerstand anschliessen. Und eben diess ist wohl eine der der schönsten Seiten der englischen Staatsverfassung, dass, während auf der einen Seite die alten grossen Familien durch die unvermeidlichen Zufälle von Zeit zu Zeit zusammenschmelzen, von der anderen jedes eminente Verdienst um den Staat neue kräftige Mitglieder zuführt. Nur die Baronen des Reichs werden von ihres Gleichen gerichtet, für die ganze übrige Masse müssen die Geschwornen aus der Zahl der freyen Grundeigenthümer oder Erbpächter gewählt werden. Auch in Frankreich nicht: denn nach mancherley Hin- und Herschwanken ist endlich in der Criminalprocessordnung von 1809 nur eine ziemlich beschränkte Auswahl getroffen worden, nach welcher die Geschwornen immer aus Männern von wissenschaftlicher Bildung, aus den ersten Classen der Kaufmannschaft, wohlhabenden Grundbesitzern oder ansehnlichen Staatsdienern genommen werden müssen. Der Arme wird also auf beiden Seiten des Canals immer nur von Reichen, oder doch der, welcher gar nichts besitzt, von solchen, welche etwas besitzen, gerichtet, und die gerühmte Standesgleichheit erscheint als ein leeres Hirngespinst, welchem eines Theils gar nichts Vorhandenes entspricht, das aber auch anderen Theils nicht ohne die grösste Ungereimtheit und Ungerechtigkeit zur wirklichen Ausführung gebracht werden könnte.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

JURISPRUDENZ.

Landshut, b. Krüll: *Betrachtungen über das Geschwornengericht*, von *Feuerbach* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Aber eben so ungerecht findet es der Vf., wenn die Wahl der Geschwornen an gewisse Stände, oder an ein bestimmtes Vermögen gebunden wird, die ohne Unterschied über alle ihre Mitunterthanen das Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen haben. Nur gewissen Ständen diess Recht einzuräumen, hält er für gefährlich und unrecht. „Während der eine Theil der Nation, sagt er (S. 100), in den begünstigenden Schutz von seines Gleichen gestellt ist, wird der Andere der untheilnehmenden Strenge, oder der ungerechten Standesparteylichkeit einer *höheren* Bürgerclasse überantwortet", wodurch eine wahre Justizaristokratie begründet werden würde. Man sieht, der Vf. hatte hier nur erbliche Standesunterschiede vor Augen, wie er denn kurz vorher als einen Grund der Missbilligung einer solchen Einrichtung anführt, dass auf solche Weise dem Stande, welchem die ausschliessliche Besetzung der Geschwornengerichte anvertraut würde, neben dem ursprünglichen Vorzuge *vor* den übrigen Bürgern, auch noch eine davon abhängige Macht *über* dieselben eingeräumt werden würde, so dass seine Mitglieder als *geborene* Blutrichter der übrigen ihnen gegenüber stünden. Allerdings möchte ein solches Vorrecht, von einem erblichen Standesunterschiede abhangend, gefährlicher und gehässiger seyn als viele andere; aber in der Folge verläst der Vf. diesen eingeschränkteren Begriff, und wendet das Resultat auf die verschiedenen Classen der Bürger an, welche zwar rechtlich zu einerley Stand gehören, aber durch verschiedene Stufen der geistigen Ausbildung und ihrer Beschäftigung sich sondern. Damit aber sind wohl bey weitem nicht die Nachtheile verknüpft, welche aus dem von der Geburt abhangenden Rechte, Geschworner zu seyn, nothwendiger Weise entspringen müssten. Denn der Zugang zu diesen Classen ist einem Jeden geöffnet, und die Vorrechte eines Jeden nur von den besonderen Fähigkeiten und Fertigkeiten abhängig, oder eine nothwendige Folge ihrer Beschäftigungen. Dass die Ausübung irgend eines öffentlichen Amtes an individuelle Bedingungen geknüpft ist, liegt so sehr in der Natur der Sache, dass daraus keine unrechtmässige Begünstigung des Einen vor dem Anderen entstehen kann. Wenn der Vf. schon hierin, in der auf einen gewissen Grad geistiger Ausbildung, wie sie bey den höheren Bürgerclassen die Regel ausmacht, beschränkten Wahl der Geschwornen, eine Verletzung der rechtlich nothwendigen Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz gewahr wird: wie konnte er oben einen Richterstand mit Rechten, welche ihn vom Oberhaupte des Staats fast unabhängig machen, in Schutz nehmen? Freylich steht auch zu ihm der Eintritt einem Jeden gesetzlich offen, welcher sich die Brauchbarkeit dazu erwirbt. Allein die Erfahrung zeigt, dass gerade in solchen Richtercollegien sich gar zu leicht eine wahre Richteraristokratie auf einem doppelten Wege bildet, erstlich durch den *Esprit de corps*, welcher sich in ihnen um so schneller entwickelt, je mehr für ihre Unabhängigkeit von der Willkühr des Regenten, für ihr sicheres, reichliches Auskommen auf Lebenszeit gesorgt ist, und zweytens durch das Forterben der richterlichen Stellen vom Vater auf Sohn und Enkel. Dem Sohne eines Rathes wird es leichter, Assessor zu werden, als einem Fremden, und da richterliche Stellen nicht leicht zu Reichthümern führen, aber Gewalt und Ehre, hingegen auch Anstrengung und beschwerliche Arbeit mit ihnen verbunden ist: so ist auf keiner Seite die Versuchung gross, weder dass die Söhne den Stand des Vaters verlassen, um in einen anderen überzugehen, noch auch, dass die höheren Stände die Mehrzahl der richterlichen Stellen einnehmen. Desswegen wird auch jedes kleine oder grosse Land Familien aufweisen können, welche seit Jahrhunderten im Besitz der Richterämter sind, wie z. B. in Frankreich die *anciennes familles de robe* eine eigene Classe des Adels ausmachten. Wo nun diese factische Erblichkeit der Richterstellen recht um sich gegriffen hat, und wo durch eine nicht ausbleibende Wechselwirkung durch sie der *Esprit de corps* des Richterstandes sich immer mehr stärkt und absondert, da ist die wahre Justizaristokratie, wie der Vf. es nennt, zu Hause. Ein Blick auf die Geschichte der Magistratur in Frankreich wird diese Bemerkungen nicht nur bestätigen, sondern auch zugleich die Gewissheit geben, dass die vorzüglichsten Gebrechen der ehemaligen französischen Criminalrechtspflege mit diesen politischen Verhältnissen des Richterstandes, und der Souveränetät der Parlementer in naher Verwandtschaft standen. Doch es ist hier nicht der Ort, diess weiter auszuführen.

Für noch weit schlimmer erklärt es der Vf., wenn, um Geschworner zu seyn, eine gewisse Vermögenssumme erfodert wird, wenn die Vermöglichen und Reichen zu geborenen Richtern über Le-

ben und Tod, Freyheit und Sclaverey der Armen gemacht werden. Auch hier sey es Rec. erlaubt, die Sache etwas von der anderen Seite zu beleuchten. Der Vf. führt selbst an, wie schlecht die Jury beschaffen war, als man sich in Frankreich von demokratischem Fanatismus hatte verleiten lassen, eine Zeitlang die gemeinste Volksclasse darin aufzunehmen, wie unwissend und untauglich damals die Mehrzahl der Geschwornen war, wie zugänglich jeder Verführung durch Bestechung oder Vorurtheil, und Rec. erinnert sich, Beyspiele gelesen zu haben, wo selbst die Mitschuldigen der Angeklagten Mittel gefunden hatten, Mitglieder der Jury zu werden, um als solche ihre Genossen desto sicherer frey zu sprechen. Wenn aber auch diess nur zu den seltensten Fällen gehörte: so ist doch bey den ganz Niedrigen und Armen die Gesinnung und Geistesbildung, welche zur Ausübung des Amts der Geschwornen gehört, nur als eine eben so seltene Ausnahme anzutreffen. Ein gewisser Neid, ein Gefühl von Unrecht, als hätten sie nicht rechtmäſsiger Weise von den Gütern und Genüssen der Wohlhabenderen ausgeschlossen werden können, erfüllt gemeiniglich die Herzen der Armen, und sie finden sich dadurch gegen den Staat und die Reichen in eine Art von Krieg gesetzt, welcher oft ein Reiz und ein Entschuldigungsgrund der Verbrechen wird.

Aber eben darum, weil die ganz Armen auf solche Weise von dem Antheil an dem Geschwornengericht ausgeschlossen werden müssen, kann es nicht Unrecht seyn, sie wirklich auszuschliessen. Es würde nur dann zur Ungerechtigkeit werden, wenn gerade nur Reiche, d. i. solche, denen Arbeit und Entbehrung ganz fremd wäre, in dieselben gezogen würden. Diese würde ihre gänzliche Unbekanntschaft mit der Noth und der Gewalt des Elends zu harten, gefühllosen Richtern machen. Wenn aber nur ein Besitzthum erfodert wird, welches auch der Arme, wenn er Fleiſs und einiges Glück hat, erwerben kann, ein Grundstück von 10 Pfund reinen Ertrags: so fällt diese Besorgniſs wieder weg. Diese Classe kennt aus eigener Erfahrung die Last der Arbeit, den Werth des Besitzes, aber auch den Werth der Freyheit. Sie ist gleich weit entfernt vom Streben nach höheren gefährlichen Dingen, und von der Gleichgültigkeit des Bettlers; sie hat, zumal in Ländern, wo die öffentliche Meinung sich so frey ausspricht und so viel Gewicht hat, als in England, Gefühl für Ehre ohne Ehrgeiz, und ist in allen Vorfällen der bürgerlichen Gesellschaft die parteyloseste. Sie ist der Stamm, aus welchem sich immer alle übrigen Classen der Gesellschaft bey ihrem immerwährenden Aufstreben wieder ergänzen. Wenn daher einmal eine Jury seyn soll: so scheint es Rec., daſs gerade diese Classe die *homines legales de vicineto* am zweckmäſsigsten liefern werde, und daſs hier noch nicht von einer unrechtmäſsigen Unterdrückung des Armen durch den Reichen die Rede seyn könne. Ja der Vf. gesteht selbst weiter unten S. 238, daſs der einfache, natürliche, durch keine Halbwisserey verblendete Verstand dieser Leute sie mehr als die sogenannten gebildeteren Classen zu Mitgliedern der Jury brauchbar mache. Dieſs wäre denn die politische Seite der Jury, und Rec. muſs auch in der Beziehung auf die angebliche Standesgleichheit das Bekenntniſs ablegen, daſs ihm durch sie ein Verdammungsurtheil gegen das Geschwornengericht nicht begründet zu seyn scheine.

Desto mehr ist Rec. mit dem Vf. in den Resultaten der vierten Betrachtung einverstanden, welche die Jury bloſs als strafrechtliches Institut beleuchtet (S. 112 bis 166). Hier entwickelt sich uns auch das, worin nach der Überzeugung des Rec. das eigentliche wahre Wesen der ganzen Anstalt zu suchen ist, indem der Vf. die alte Einfachheit und Härte der englischen Strafgesetze, zugleich aber auch die Art und Weise, wie sie von den Geschwornen unter Mitwirkung der Oberrichter gemildert, umgangen und durchlöchert werden, berührt. Wir werden auf diesen Punct weiter unten zurückkommen.

In diesem Abschnitte seines Werks führt der Vf. den Satz aus, daſs das Urtheil der Geschwornen, das ist, des gemeinen natürlichen Verstandes, über die Gewiſsheit, oder den Grad der Wahrscheinlichkeit einer Thatsache, unmöglich zuverläſsiger oder richtiger seyn könne, als das Urtheil, welches von Männern, die sich gerade zu dieser Beurtheilung durch Studium und Übung vorbereitet haben, über denselben Gegenstand gefällt wird. Da nun der Zweck aller Rechtspflege dahin geht, daſs nur die Wahrheit und das Recht geltend gemacht werde: so folgt von selbst, daſs Gerichte mit redlichen und geschickten Rechtsgelehrten besetzt, auch besser seyn müssen, als ein Gericht aus Leuten zusammengesetzt, deren Urtheil nur durch dunkele Gefühle und undeutliche Vorstellungen von den Regeln der Wahrscheinlichkeit bestimmt wird.

Die Sache ist so einleuchtend, daſs es beynahe unbegreiflich ist, wie man dieſs verkennen konnte. Die Gründe der Gegner, oder der Lobredner der Jury, grenzen auch hier oft an das ganz Unbegreifliche und Sinnlose. Die Proben, welche der Vf. S. 118 u. f. davon giebt, wollen wir hier nicht wiederholen. Ein Wahrheitsinstinct soll die Geschwornen leiten, ihr Geist ohne alle Einwirkung des Willens die Eindrücke aufnehmen, die Gesetze des Denkens, Urtheilens, Schliessens ohne alle Einmischung von Selbstthätigkeit und Reflexion auf diese Eindrücke anwenden, und am Ende, wenn der Gang der Verhandlungen abgelaufen ist, wie eine Maschine das Resultat durch einen „Schrey der Natur" von sich geben. Man sieht, auf welchem philosophischen Standpuncte des crassesten Materialismus solche vortreffliche psychologische Entwickelungen gedeihen können, nach denen man die Seelen der Geschwornen als Automaten oder Rechenmaschinen betrachten möchte, welchen man ein richtiges Facit nur ableyern kann. Von zwölf solchen Maschinen werden doch wenigstens sieben richtig gehen! Daſs aber dieſs wirklich nicht der Fall ist, beweisen die grellen, von dem Vf. angeführten Beyspiele gedankenloser Aussprüche der Geschwornen aus der neueren französischen Rechtspflege. Es würde keine groſse Mühe dazu gehören, diese

Beyspiele sehr zu vervielfältigen. Es ist den französischen Geschwornen ein Kleines, den Angeschuldigten eines Diebstahls oder Betrugs schuldig zu finden, und ihn von der Absicht freyzusprechen, Jemanden um das Seine zu bringen, den Haupturheber einer That für straflos zu erklären, die Gehülfen zu verurtheilen u. dgl. Triebfeder eines Verbrechens und Vorsatz werden häufig verwechselt, hingegen eben so oft die sträfliche Absicht geleugnet, wo sie doch, wie bey der Ablegung eines wissentlich falschen Zeugnisses, mit der unleugbaren Handlung ganz in eins zusammenfällt.

Die Scheingründe, welche man zu Gunsten der Jury noch vorbringt, lassen sich hauptsächlich auf zweyerley zurückführen: 1) dass es eine vergebliche Aufgabe der Gesetzgebung sey, durch Vorschriften das Reich der Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten zu erschöpfen, und 2) dass es viel sicherer sey, das Urtheil über die Gewissheit oder Wahrscheinlichkeit angegebener Thatsachen auf den lebendigen Eindruck der Verhandlung selbst, auf die unmittelbare Beobachtung des Angeschuldigten, auf die eigene Anhörung der Zeugen zu bauen, als auf den unvollständigen und todten Buchstaben der von einem Dritten niedergeschriebenen Aussagen und Bemerkungen.

Beides sind eigentlich nur Nebendinge. Denn man könnte den urtheilenden Justizcollegien auch erlauben, unbeschränkt durch Gesetze über die Kraft der Beweise und die Bedingungen voller rechtlichen Gewissheit, ihre Urtheile, wie die Geschwornen, nach ihrem Wahrheitsinstinct, ihrer blossen innigen Überzeugung zu fällen, und diese Überzeugung aus mündlichen Verhören zu schöpfen. An sich wenigstens wird man die Möglichkeit nicht ableugnen.

Aber weit entfernt, diese Dinge als Vorzüge der Geschwornengerichte anzuerkennen, müssen wir sie vielmehr mit dem Vf. nur für eine Vermehrung ihrer Gebrechen erklären.

Der erste Punct zerfällt wieder in einen doppelten Vorwurf für die Richtercollegien und eine die Jury nicht annehmende Gesetzgebung. Auf der einen Seite könnte es ihr zur Last gelegt werden, dass sie die Förmlichkeiten des Beweises zu sehr häufen müsse, wodurch denn oft ein Mensch, an dessen Verbrechen Niemand zweifeln kann, der Strafe der Gerechtigkeit entzogen wird, sobald nicht gerade die Beweise seiner Schuld vorhanden sind, welche das Gesetz fodert, auf der anderen aber wird etwas im Gesetz als juridische Gewissheit aufgestellt werden, was dennoch in einem oder dem anderen Falle trügen kann.

Das Erste hat der Vf. übergangen, weil dieser Grund freylich von der Gegenseite nicht leicht angeführt werden wird. Man preist es ja als einen der herrlichsten Vorzüge der Jury, dass sie lieber zehn Schuldige losspricht, als einen Unschuldigen verdammt. Mit Recht erinnert der Vf., dass diess ein schlechter Ruhm sey, da es der Zweck aller Criminaleinrichtungen sey, keinen Schuldigen unbestraft zu lassen, aber auch keinen Unschuldigen zu verurtheilen. Freylich in Frankreich war die ältere Criminaljustiz wegen ihrer vielfältigen Übereilungen berüchtigt, und da mag es für einen Vorzug der neuen Einrichtung gelten können, wenn durch sie die Fälle seltener werden, wo die völlige Unschuld hingerichteter Personen an den Tag gezogen werden kann. Aber in Deutschland könnte beynahe ganz das Entgegengesetzte verlangt werden, dass die Gerichtshöfe nicht so geneigt wären, durch Subtilitäten den Thatbestand der Verbrechen, und die gesetzwidrige Absicht des Verbrechers schwankend zu machen.

Aber in keiner von diesen Beziehungen kann die Jury mehr leisten, als rechtsverständige Richter. Diese haben doch in den Gesetzen einen Leitfaden, aus der Erfahrung abgezogene Regeln der Wahrscheinlichkeit; die Jury nicht. Rechtsverständige Richter müssen die Gründe ihrer Aussprüche sich selbst deutlich machen, und sie sogar meistens schriftlich darstellen; bey der Jury darf man nach Gründen nicht fragen. Jene können durch die Prüfung ihrer Gründe nicht bloss von den höheren Instanzen, sondern von dem Publicum und den Theoretikern controllirt werden; die Jury nicht, denn was sie sagt, ist wahr, weil sie es sagt, und wenn es noch so widersinnig wäre. Rechtsverständige Richter erlangen Übung und eigene Erfahrung, ihre Urtheilskraft wird dadurch immer mehr gestärkt; die Jury kommt immer neu und unerfahren an ihr Geschäft. Wie wichtig diess sey, zeigte sich in Frankreich auch darin, dass die schiefen Urtheile der Geschwornen immer zu Anfang der Session zum Vorschein kamen, und die Jury sich dann immer mehr verbesserte, je mehr Übung sie erwarb.

Nicht haltbarer ist der zweyte gewöhnlich vorgebrachte Grund, dass die Jury, oder dass der Richter überhaupt eine klarere, vollständigere Überzeugung aus den unmittelbaren vor seinen Augen und Ohren vorgehenden Verhandlungen schöpfen könne, als aus todten Buchstaben und Protocollen. Es ist wahr, in vielen Fällen wird man den Verhörsprotocollen mehr Bestimmtheit, mehr Darstellungsgabe psychologischer Erscheinungen wünschen; der untersuchende Richter ist nicht immer geschickt genug, die Hauptmomente der That fest ins Auge zu fassen: aber alles diess ist noch nicht hinreichend, dem Entscheiden auf mündliche Verhöre und Vorträge den Vorzug vor dem Urtheilen aus schriftlichen Verhandlungen zu geben. Sehr einleuchtend führt der Vf. aus, welche Schwierigkeiten es hat, selbst für einen in solchen Dingen geübten Verstand, den Faden der Thatsachen, der Wahrscheinlichkeit einer jeden und ihres Zusammenhanges unter einander bey dem blossen Anhören der Untersuchung fest zu halten, wie sehr der Anblick des Angeschuldigten schon allein die Unparteylichkeit des Urtheils gefährdet, wie leicht das Spiel ist, welches hiebey dem Irrthum, dem Vorurtheil gegeben wird. Es ist fast psychologisch unmöglich, setzt Rec. hinzu, dass sich nicht in dem ersten Eröffnen der Verhandlung, bey dem ersten Auftritt des Angeschuldigten eine günstige oder ungünstige Meinung für oder wider ihn in dem Gemüthe der Richter entwickele, wenn sie nicht vorher durch persönliche Bekanntschaft oder das tausendzüngige Gerücht schon entstanden war. Wider unseren Willen sind wir ge-

nöthigt, uns eine Vorstellung von dem ganzen inneren Menschen des Angeklagten zu entwerfen, und auf solche Weise mehr oder weniger bestimmt, mit mehr oder weniger deutlichem Bewusstseyn schon zu urtheilen, wo wir bloss noch die Gründe zum Urtheil sammeln sollten. Diess Vorurtheil im eigentlichsten Sinne beschleicht schon zuweilen den bloss die Acten lesenden Richter, der untersuchende, und jeder, welchem der Angeschuldigte selbst vor die Augen gestellt wird, kann ihm schlechterdings nicht entgehen. Wie der bekannte rothe Faden im Tauwerk der englischen königlichen Marine zieht es sich durch alle Eindrücke und die ganze Thätigkeit der Urtheilskraft hindurch, und ist selbst dann nicht ohne Wirkung, wenn der Richter zur entgegengesetzten Meinung übergeht.

Allem diesem ist der Richter nicht ausgesetzt, wenn er mit ruhigem, kaltem Nachdenken die schriftlichen Verhandlungen prüft, wenn er selbst die Stunden wählen kann, da seine Geistesthätigkeit am freyesten und lebendigsten ist, wenn es von ihm abhängt, bey einem Puncte zu verweilen, auf andere Momente zurück zu gehen, zu vergleichen, und so auch die Methode seiner Arbeit nach den Foderungen seiner Individualität einzurichten. „Er sieht nicht die Person, sondern nur die Sache; jene kann ihn durch ihre sinnliche Gegenwart weder für noch gegen ihre Sache bestimmen, weder zum Hass, noch zur Liebe oder zu unzeitigem Mitleid." Wenn die Geschwornen mit verbundenen Augen zu Gericht sitzen müssten, wie einst der Areopagus im Finstern richtete, um von dem Anblick der Parteyen nicht bestochen zu werden; so würde man auch diess für einen Vorzug dieser Gerichtsform erklären, wie man jetzt das Gegentheil dafür ausgiebt.

Nachdem nun der Vf., wie wir glauben, mit siegenden Gründen dargethan hat, dass das Urtheil der Geschwornen auch über die blosse Thatfrage, über die blosse Gewissheit oder Wahrscheinlichkeit der Thatsachen, schlechterdings nicht für richtiger und zuverlässiger gehalten werden könne, als das Urtheil rechtsgelehrter ständiger Richter, ja dass vielmehr diese eine bey weitem grössere Sicherheit für die Handhabung der Gesetze gewähren: so geht er in der fünften Betrachtung (S. 167—200) noch einen Schritt weiter, und zeigt, dass ein solches reines Urtheil über die blosse Thatfrage, abgesondert von aller Anwendung des Gesetzes auf sie, ganz unmöglich sey. In den meisten Fällen mischt sich eine rechtliche Beurtheilung mit hinein. Denn es ist nicht bloss die Frage: Sind gewisse angebliche Thatsachen historisch wahr? als womit für die Schuld oder Unschuld noch sehr wenig gewonnen seyn würde; sondern es knüpft sich daran unmittelbar die zweyte an: Haben diese Thatsachen auch die Merkmale an sich, wonach ihnen der Begriff einer strafbaren That überhaupt oder eines bestimmten Verbrechens insbesondere beygelegt werden muss? Dem Einwurfe, dass man also die Geschwornen nur über das erste, die historische Wahrheit der Thatsachen, urtheilen lassen solle, ist sehr leicht zu begegnen. Die Jury würde ihren ganzen politischen Werth verlieren, wenn ihr die Entscheidung über die Subsumtion der für wahr erklärten Thatsachen unter das Gesetz genommen werden sollte. Sie würde ein leeres Formenspiel werden, ein Werkzeug, das sich jedem Missbrauche, auch dem schrecklichsten, leihen müsste.

Wirklich wird auch sowohl in England, als in Frankreich, die Entscheidung über die rechtlichen Eigenschaften einer Handlung mit zur Thatfrage gerechnet. „Alles, was die Schuld oder Nichtschuld bestimmt, die Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit der Beweise, das Daseyn oder Nichtdaseyn der zum Begriff des Verbrechens erfoderlichen gesetzlichen Merkmale, die Zurechnungsfähigkeit oder Unfähigkeit der Person, ihre sträfliche oder unsträfliche Absicht bey Begehung der Handlung; alles diess wird als Gegenstand der bejahenden oder verneinenden Antwort der Geschwornen ausgestellt."

Dass nun dieses Urtheil über den Horizont der meisten Geschwornen hinausgeht; dass dazu alles das gehört, was in dem Begriffe eines rechtsgelehrten Richters liegt; dass diess um so mehr der Fall ist, je vollkommener die Strafgesetze sind, je mehr sie unterscheiden, und je schärfer sie für jede Classe der strafbaren Handlungen das Mass der Strafe bestimmen: das wird man wohl dem Vf. ohne Weiteres zuzugeben geneigt seyn. So interessant daher auch seine aus allgemeinen Gründen und Beyspielen geführten Beweise sind; so können wir sie hier doch übergehen.

Wie soll man nun dieser Unfähigkeit der Jury, über den Rechtpunct zu urtheilen, zu Hülfe kommen? Das einzige Mittel ist die Leitung des Rechtsverständigen, welcher als Oberrichter oder Präsident die Seele des Ganzen seyn soll. Er wird die Hauptmomente der ganzen Untersuchung am Schlusse derselben in eine gedrängte Übersicht zusammenfassen, die Rechtspuncte erklären und aus einander setzen, wie sie sich zu den Thatsachen verhalten, wodurch denn die Geschwornen — entweder zu blinden Nachbetern dessen werden, was der Präsident ihnen vorsagt, oder unfähig und untauglich zum Richten bleiben, wie zuvor. Im ersten Falle sind sie entbehrlich, weil auch ohne sie geschieht, was geschehen soll, und sie das, was nicht geschehen soll, nicht hindern; im zweyten verwerflich.

Dazu kommt die Gesetzgebung mit dieser Information des Präsidenten noch in ein anderes schlimmes Dilemma. Sie muss entweder grausam genug seyn, dem Angeklagten alle Ausführung seiner Straflosigkeit am Schlusse der Untersuchung zu versagen, oder sie muss sich gefallen lassen, dass der gelehrte, beredte und für seinen Clienten alle Rednerkünste brauchende Vertheidiger Alles wieder umstösst, was der Präsident zu rechtlicher Belehrung seiner ungelehrten, und auch wohl ungelehrigen Urtheilsfinder mühsam aufgebaut hatte, ja dass er selbst die Überzeugungen wieder vernichtet, welche die in der Verhandlung erhaltenen Eindrücke in dem natürlichen Verstande der Geschwornen mit Recht hervorgebracht hatten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

JURISPRUDENZ.

Landshut, b. Krüll: *Betrachtungen über das Geschwornengericht* von *Feuerbach* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

So stehen wir hier selbst daran, unter der Leitung des Vfs. das Verdammungsurtheil, das *Verwerflich* über die Jury als strafrechtliches Institut auszusprechen. Nur müssen wir noch die letzten Vertheidigungsgründe derselben hören, die der Vf. in dem VI Abschnitte, welcher überschrieben ist: Von der Theilung der Thatfrage und einigen anderen Mitteln, die Gebrechen der Jury zu heilen, näher beleuchtet.

In Frankreich sind verschiedene Mittel versucht worden, um den augenscheinlichen Gebrechen der Jury abzuhelfen, deren Erfolg hier noch vom Vf. angegeben wird. Zuerst suchte man durch eine Zergliederung der Hauptfrage in so viel einzelne Fragstücke, als einzelne Thatsachen zur Sprache gekommen waren, oder einzelne Momente zur Entscheidung gehörten, die Geschwornen vor Missverständnissen zu bewahren. Eine jede Frage durfte wie unser articulirtes Verhör nur einen einzigen Umstand betreffen, damit die Geschwornen ja in der Antwort nicht irren könnten. Aber nun zeigte sich das Übel, die Unfähigkeit der Geschwornen, zu urtheilen, erst in seiner ganzen Grösse. Denn nun erschienen die widersprechendsten ungereimtesten Antworten. Man muss aber auch die Auflösung der Hauptfrage in ihre einzelnen Bestandtheile recht pedantisch übertrieben haben, da tausend Fragen an die Jury eine ganz gewöhnliche Erscheinung gewesen seyn sollen, und die Schriftsteller über die Jury von Verhandlungen sprechen, wo dieselbe 20 — 30,000 Fragen zu beantworten hatte. In der neuesten französischen Criminalgerichtsordnung ist man daher zu der Einfachheit des englischen Verfahrens zurückgekehrt, und es wird am Ende den Geschwornen nur die einfache Frage vorgelegt: Ist der Angeklagte schuldig befunden, das und das Verbrechen mit allen den in der Anklagsacte angegebenen Umständen begangen zu haben? worauf denn nur noch die Fragen wegen der erschwerenden Umstände, der Entschuldigungsgründe und, wenn der Angeklagte nicht 16 Jahre alt ist, der Verstandesreife desselben hinzukommen. Aber mit Recht behauptet der Vf., dass diese Art der Fragen das Übel nicht heilen, sondern nur verstecken könne. Denn nun erscheint nur der Irrthum selbst, bey der Zergliederung der Fragen aber auch der Sitz desselben, der falsche Grund, worauf das irrige Urtheil beruht oder die unrichtige Folgerung. Diese Abänderung ist also durchaus keine Verbesserung.

Das Cassationsgericht hat daher in zwey verschiedenen Perioden Vorschläge gemacht, welche mit einigen Abweichungen in Nebensachen beide darauf hingingen, die Jury bloss über die eigentliche Thatfrage aburtheilen zu lassen, die Bestimmung aber, was aus den für wahr erklärten Thatsachen folge, ob und was für ein Verbrechen in der Handlung enthalten, und wie solches zu bestrafen sey, lediglich dem Gerichtshof aufzutragen. Dass aber dann die Jury gar nichts mehr bedeutet, dass sie ganz überflüssig wird, ist schon in der V Betrachtung vom Vf. erwiesen worden. Die Geschwornen sprechen zwar ihr Schuldig aus, aber der Gerichtshof giebt diesem erst einen Sinn, und der Spielraum seiner Entscheidung ist das ganze Feld der gesetzlichen Strafen von der schwersten bis zur leichtesten.

Andere wollten durch genaue Definitionen der Verbrechen helfen, welche in die Fragen gelegt werden sollten. Aber wenn damit nicht zugleich das ganze System der Rechtskenntnisse dem Geschwornen durch einen Zauberschlag beygebracht werden kann: so ist auch diess ein vergebliches Bemühen. Eine Frage ob der Versuch eines Verbrechens schon in äusseren Handlungen bestanden habe, beantwortete die Jury verneinend, weil diese Handlungen im Innern des Hauses vorgefallen waren! Definitionen, sagt der Vf., sind freylich ein Schlüssel, aber er öffnet nicht jedes Schloss; und Jeder wird seiner Meinung über die Unzulänglichkeit dieses Mittels beypflichten, welcher Gelegenheit hatte, sich selbst davon zu überzeugen, wie unendlich schwer es ist, auf Andere mit blossen Verstandesgründen, Begriffen und logischen Beweisen zu wirken. Nur bey solchen Hörern ist damit in der Regel etwas auszurichten, welchen diese Begriffe und Schlüsse schon vorher geläufig und gültig sind, d. i. bey Rechtsverständigen. Die Meinung Anderer ist wohl durch Überredung, durch Anregung der Gefühle, durch Witz und Phantasie zu leiten; aber alles diess wollen wir gerade aus den ernsten Urtheilen über Schuld, Leben und Freyheit der Bürger verbannen.

Eben darum müssen wir aber auch dem Vf. darin beistimmen, dass mit der letzten Verbesserung der Jury in Frankreich, vermöge deren die Geschwornen nur lediglich aus den gebildeteren Ständen gewählt werden, wenig gewonnen sey. Sie bringen gerade nicht mehr von den zu ihrem Geschäfte

Servitut beweisen, gleichviel, ob er besitzt, oder nicht. Diese mit *Hufelands* Grundsätzen über die hier behandelte Frage im Ganzen übereinstimmenden Theoreme sucht der Vf. hier ziemlich weitläuftig gegen *Weber* und *Glück* zu rechtfertigen, wobey aber auch *Hufeland* selbst zurecht gewiesen wird, weil seine Gründe für seine Meinung den Vf. so wenig befriedigen, als *Webers* und *Glücks* Argumentationen dagegen. Ob der Vf. durch seine Untersuchungen der schon so lange dauernden Fehde unter den Rechtsgelehrten über die Entscheidung der vorliegenden Frage ein Ende gemacht habe, lassen wir an seinen Ort gestellt seyn. Nur so viel wollen wir bemerken, dass uns die Argumentationen des Vfs. nicht überall ganz richtig zu seyn scheinen. In seiner Gesetzauslegung herrscht zu viel Kunst und Gesuchtes, und zu wenig Natürlichkeit. In *Webers* Gründen für die Unrichtigkeit der Regel *affirmanti incumbit probatio, non neganti*, wird gewiss jeder unbefangene Leser mehr für die Negative finden, als in den Deutungen der treffenden Gesetzstellen des Vfs. (S. 32 f.) für die Affirmation. Uns selbst scheint aber, nach diesen Deutungen zu urtheilen, als sey das Wesen des Beweises der Negative dem Vf. ganz und gar nicht klar, und verbinde er damit einen ganz anderen Sinn, als die Gesetzgebung und der gemeine juristische Sprachgebrauch damit verbinden. Auf directem Wege kann freylich keine Negative bewiesen werden; diess widerstrebt dem Wesen der Dinge und den ersten Elementen des Beweises. Aber wenn die Gesetze in den von *Webern* für seine Behauptung angeführten Stellen in einzelnen dort angegebenen Fällen den Beweis der Negative fodern: so fodern sie ihn auch keinesweges auf directem Wege, sondern sie fodern ihn auf indirectem Wege, durch Beweis von Thatsachen, aus welchen die Nichtexistenz einer als richtig angenommenen Thatsache geradezu hervorgeht, oder darauf geschlossen werden muss, d. h. auf dem Wege, auf welchem überhaupt der Beweis der Negative möglich ist, und geführt werden kann. Es ist daher wirklich eine sehr überflüssige Untersuchung des Vfs. (S. 64 f.), ob *Nichts* ein Rechtssubstrat sey, und ob der Beweis einer *nackten* Negative, als *blosse Ableugnung der Erfahrung*, möglich sey. Selbst *Weber*, wenn er vom directen Beweise der Negative spricht, hat dabey die Negative nicht in diesem Sinne genommen, sondern sein directer Beweis ist nur eine eigene Art des indirecten, d. h. diejenige, wo die Nichtexistenz einer als richtig angenommenen Thatsache durch Thatsachen geführt wird, aus welchen diese Nichtexistenz geradezu hervorgeht. Und wenn der Vf. (S. 69) als Resultat seiner Untersuchungen den Satz giebt: „der Beweis einer Negative, wenn er überhaupt etwas seyn soll, muss nothwendig ein solcher seyn, der, indem er negirt und aufhebt, auch zugleich setzet und affirmirt, und indem er setzet und affirmirt, auch zugleich aufhebt und negirt": so hat er damit wirklich nichts weiter geleistet, als dass er eine längst bekannte unbestreitbare Lehre in einer zwar sehr gelehrt klingenden, aber doch dabey sehr unverständlichen, Sprache vorgetragen hat.

Am allerwenigsten können wir einsehen, wie darin, dass die nackte Verneinung nicht bewiesen werden könne, ein Grund für die Beweispflicht des Besitzers eines Dienstrechts bey einer angestellten Negatorienklage zu suchen seyn möge. Die Freyheit des Eigenthümers vom Beweise bey der Negatorienklage mag eine Folge des Eigenthumsrechts *an sich* seyn, wofür sie *Glück* hält, oder eine Folge der Vermuthung für die natürliche Freyheit, wofür sie die gemeine Meinung unserer Rechtsgelehrten erklärt: immer lässt sich keinesweges mit dem Vf. (S. 90) sagen, der Kläger, von dem man den Beweis der Freyheit seiner Besitzung in dem Falle fodert, wenn der Beklagte im Besitz des Dienstrechts sich befindet, werde zu einer *reprobatio directa* oder *indirecta* verdammt, ehe ein Beweis gegen ihn geführt worden ist, weil die Servitut eigentlich eine *Exceptio* sey, und daher von dem Beklagten bewiesen werden müsse, der hier als Affirmant zu betrachten sey, und nach der bekannten Rechtsregel: *affirmanti incumbit probatio, non neganti*, also den Beweis übernehmen müsse. Der Vf. dreht sich bey dieser Argumentation in einem offenbaren Cirkel. Der Beweis für die Richtigkeit der Thatsache, welche der Beklagte als Einrede vorschützt, liegt ja in dem Besitze der von ihm behaupteten Berechtigung; und da er seiner Seits dadurch den Beweis führt: so lässt sich gewiss keinesweges mit dem Vf. sagen, man bürde dem Kläger einen Gegenbeweis einer vom Beklagten noch nicht erwiesenen Thatsache auf; sondern dass er beweisen muss, liegt in der Natur der Sache. Denn er behauptet etwas, das schon constatirten Thatsachen widerspricht. Der Grund für die Freyheit des Klägers in einem solchen Falle vom Beweise kann also, unserer Überzeugung nach, nirgends hergenommen werden, als aus der Lehre von Vermuthungen, wo denn Alles wieder auf die Frage ankommt: *ob die Vermuthung für die natürliche Freyheit nicht durch den Besitz des Dienstrechts überwogen werde;* — eine Frage, welche der Vf. (S. 97) verneint, „weil die Vermuthung für die natürliche Freyheit des dienenden Guts schon unter der negativen Bedingung, dass eine Einschränkung des Eigenthums durch die Servitut nicht erweislich ist, zur Gewissheit werde, also die Regel sey, die für die Existenz der Servitut aber Ausnahme von der Regel, indem die Vermuthung aus dem Besitz nur unter der positiven Bedingung Gewissheit werde, dass noch ein besonderes, die Servitut als Recht begründendes Factum nachgewiesen werde; worüber wir nicht mit ihm rechten wollen, ungeachtet wir offenherzig gestehen müssen, dass seine Ansichten vom Wesen dieser Verhältnisse den unserigen geradezu widerstreben. Beides, das Eigenthum und der Besitz des Dienstrechts, sind nach unserer Ansicht factische Dinge, die sich an Gewichte ganz gleich sind, und wer ein Factum, durch welches sein Recht bedingt ist, constatirt hat, braucht solches nicht zu beweisen. Der Unterschied, welchen der Vf. zwischen negativ und positiv bedingten Vermuthungen macht, liegt nicht in der Natur der Sache, sondern ist eine blosse Willkührlichkeit.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

MEDICIN.

Leipzig, b. Barth: *Recepte und Curarten der besten Ärzte aller Zeiten.* Von einem praktischen Arzte. Th. I. Fieber, Entzündungen. 1808. VI u. 394 S. Th. II. Localentzündungen, Ausschläge. 1809. IV u. 388 S. Th. III. Schwindsuchten, Nervenkrankheiten, Gicht, Ruhr, Krankheiten des Blutgefässsystems. 1810. 500 S. Th. IV. Syphilitische Krankheiten und die des Lymphsystems überhaupt, der Verdauung, der Harn- und Zeugungs-Organe. 1810. 395 S. 8. (5 Rthlr. 20 gr.)

Wenn man diese Schrift nach dem Titel beurtheilen darf, so enthält sie zu Viel und zu Wenig. Zu Wenig: denn anstatt der Curarten und Recepte der besten Ärzte aller Zeiten, liefert sie nur Heilmethoden und Recepte einiger Neueren. Zu Viel: denn das durchaus vorherrschende Bestreben, Alles aus einem einzigen, individuellen Gesichtspunct, dem der Sthenie und Asthenie, so lange als möglich herzuleiten und zu erklären, macht jede unbefangene Ansicht und Aufstellung der Curarten Anderer unmöglich. Doch wir wollen den Titel nur als Aushängeschild betrachten, und den Inhalt an sich beurtheilen. Wer in diesem Buche etwas Historisches, nach einem zweckmässigen Plane, mit Kritik, Sachkenntniss und Fleiss Aufgestelltes, über die verschiedenen Systeme, Curarten und Recepte der besten Ärzte aller Zeiten suchen wollte, der würde sich sehr täuschen; es ist nichts weiter, als eine specielle Therapeutik, aus mehreren neueren therapeutischen Schriften von *Vogel, Jahn, Hufeland, Hecker* u. s. w. zusammengetragen, nach den einseitigen Ansichten von Sthenie und Asthenie aufgestellt, und in einer durchaus vernachlässigten Sprache, ohne Fleiss, und nicht ohne Unrichtigkeiten abgefasst. Dem zufolge lässt sich leicht einsehen, dass diese Schrift viel Brauchbares, Gutes und Wahres enthalten müsse: denn sie ist ja aus den besseren Schriften zusammengeschrieben; allein diess kann dem Vf. schwerlich zum Verdienste angerechnet werden, da es nur einer fertigen Hand zum Abschreiben bedurfte, und er nicht selten lange Stellen von 2, 4, 6 Seiten aus *Hecker, Jahn, Chortet* u. A. wörtlich eingerückt hat: aber das ihm Eigenthümliche möchte auf eine so unbedeutende Summe zusammenschmelzen, dass es einer eigenen Aufstellung und Bekanntmachung schwerlich würdig wäre. Die Idee, die Recepte und Curarten der besten Ärzte aller Zeiten neben einander aufzustellen, würde, mit Belesenheit, Kritik, Darstellungsgabe und Fleiss ausgeführt, nicht ohne Interesse und Nutzen für den denkenden Arzt seyn; allein dass diese Schrift, ausser dem Titel, gar nichts mit einem solchen Werke gemein habe, zeigt auch schon ein flüchtiger Blick in dieselbe. Der Vf. wollte bloss ein therapeutisches Handbuch *à la Consbruch* liefern, und um die Bequemlichkeit, mit welcher er seine Vorgänger ausschrieb, gegen eine missbilligende Kritik zu schützen, wählte er jenen Titel. Dessenungeachtet ist und bleibt sie Compilation.

Gleich die allgemeine Einleitung ist grösstentheils ein Auszug aus *Heckers* Schrift: *Die Heilkunst auf ihren Wegen zur Gewissheit.* Denn den Anfang ausgenommen, wo der Vf. etwas über die Erfahrung sagt, findet man hier nicht selten *Heckers* Ausdrücke wörtlich wieder, vgl. z. B. S. 25 mit *Hecker* S. 96 (2 Ausgabe), S. 26 mit S. 112, S. 27 mit 113, S. 30 mit S. 144 und 154, nur dass der Vf. hier *van Hoven* zu einem *van Hasen* umtauft!

In der besonderen Einleitung sagt der Vf. etwas über Erregbarkeit, Incitamente, Gesundheit, Krankheit, Heilmittel u. s. w. Alles nach der älteren, einseitigen Ansicht von Sthenie und Asthenie; und so setzt er S. 80 hinzu: „Man sieht hieraus, nach welchen Grundsätzen diese Schrift ausgearbeitet seyn soll." — Leider! — Es ist hier nicht der Ort zur Widerlegung dieser hypothetischen Ansichten; die Zeit hat zum Theil schon den Stab über sie gebrochen, und wäre diese Schrift nicht schon vor einiger Zeit aufgesetzt, — wie der Vf. selbst gesteht —: so würden die Ansichten gewiss auch freyer und weniger einseitig seyn. Denn es ist in der That unbegreiflich, wie der Vf., gleich als ob ihm die Augen gehalten würden, das oft so in der Nähe liegende Wahre und Naturgemässe nicht ergreifen konnte, während er nur immer in dem magischen Kreise von Sthenie und Asthenie herumirrt! Diess gilt von der ganzen Schrift, von der Abhandlung aller Krankheiten! — So fest aber auch der Vf. in der Theorie an dem System der Sthenie und Asthenie hängt: so wenig trägt er doch Bedenken, im Praktischen seinen Grundsätzen schnurstracks entgegen zu handeln, sobald die Erfahrung oder die Schriften, welche er excerpirte, eine gewisse Curmethode ausschliessend empfehlen, so dass er, unbeschadet seines Systems, in sogenannten sthenischen Krankheiten die sthenisirende, in asthenischen die asthenisirende Methode befolgt und empfiehlt, übrigens sich mit seinem Sy-

ſtem durch die Bemerkung abfindet: man müſſe ſich an die Erfahrung halten! — Wohl! allein wozu das Syſtem?

S. 85 eröffnet der Vf. ſeine Receptensammlung mit den *Fieberkrankheiten*, und ſagt erſtlich im Allgemeinen, es ſey unmöglich, zu beſtimmen, was bey dem Fieber, als ſolchem, weſentlich und auſserweſentlich ſey; hierauf theilt er die Fieber in zwey Hauptclaſſen: ſtheniſche, Synoche; aſtheniſche, Typhus. Bey jedem Fieber müſſe auf dieſe Eintheilung zuerſt und hauptſächlich Rückſicht genommen werden, um den ſtärkenden oder ſchwächenden Heilplan zu befolgen. Nun geht er zum *Typhus* und ſeinen Arten, Faulfieber und Nervenfieber, fort. *Faulfieber.* Die nächſte Urſache deſſelben ſey entweder übermäſsige oder zu geringe Reizung! Hierüber das Bekannte und Gewöhnliche. S. 162. Der Gebrauch der Sinapismen und Veſicatorien ſey im Faulfieber nicht zweckmäſsig. Im Gegentheil! beſonders im Anfange können ſie oft die Ausbildung des Faulfiebers verhindern. Die angeführten Gegenindicationen, Schmerz, Säfteverluſt u. ſ. w., ſind von keiner Erheblichkeit. S. 165. Der Vf. kennt *Currie* nicht; auch ſcheint ihm S. 166 der groſse, wichtige Unterſchied der momentan und ſchnell einwirkenden Kälte von der anhaltend wirkenden ganz unbekannt zu ſeyn. S. 171. *Das Nervenfieber* ſey ein Typhus (was iſt ein Typhus?), bey welchem vorzugsweiſe die Werkzeuge der Empfindung und Bewegung angegriffen ſeyen, auch ihm liege als nächſte Urſache Sthenie oder Aſthenie zum Grunde! — O, der unbegreiflichen Einſeitigkeit! Kann denn nicht Miſsverhältniſs in der Wirkung einzelner Syſteme oder Organe, nicht eine geſtörte Ausſonderung, nicht eine gehemmte Reſorption, nicht die qualitative Umänderung einer Flüſſigkeit, nicht die qualitative Umſtimmung der Nerventhätigkeit durch irgend ein Miasm u. ſ. w. die nächſte Urſache ſeyn? Werden wir wohl irgend einmal die genauere Kenntniſs der nächſten Urſachen der Krankheiten hoffen dürfen, wenn wir durch die unglückliche Barriere der allgemeinen Sthenie und Aſthenie uns ſelbſt jede Annäherung unmöglich machen? Weit nützlicher iſt es, geradezu unſere Unwiſſenheit einzugeſtehen, als uns ſelbſt auf eine ſo nachtheilige Weiſe zu blenden. *Vom ſchleichenden Nervenfieber.* Man könne ſich im Anfange leicht täuſchen laſſen, und ein beginnendes Nervenfieber für ein Katarrhalfieber halten. Wie, wenn nun aber wirklich nicht ſelten ein Katarrhalfieber ſich in ein Nervenfieber umwandelt? — wie ſehr oft der Fall iſt. — *Vom hitzigen Nervenfieber.* Hier ſind die Vorſchriften über Sthenie und Aſthenie ſo ſchwankend, daſs der Vf. ſich ſelbſt nicht herauszufinden weiſs, und in dieſem „kitzlichen Falle, wo der Arzt nicht weiſs, ob er es mit Sthenie oder Aſthenie zu thun hat, die ſtheniſirende Heilmethode mit der örtlich ſchwächenden zu verbinden" räth, und hinzuſetzt: „was in der Theorie ſo viel Schwieriges, in der Praxis allerdings viel Schwandes, in einzelnen Fällen aber doch ſehr viel Gutes hat"!! Traurige Einſeitigkeit! — S. 187. „Die gelbe Farbe des Geſichts verſchwinde des Abends"; — nein, ſie kann nur nicht bemerkt werden, weil gelb des Abends ſich dem weiſs ſehr nähert. S. 193. „Brechmittel wirken durch Erſchütterung"; gewiſs noch wohlthätiger durch dynamiſche Affection des Hautorgans! — S. 210. *Synoche* „ſey jedes Fieber, deſſen nächſte Urſache nicht indirect oder direct verminderte Erregung iſt. Es entſtehe dadurch, daſs alle oder mehrere Reize in einem Grade einwirken, der die Erregbarkeit in einem höheren Grade anſpornt, als es mit dem Wohlſeyn verträglich iſt." Wie iſt es möglich, daſs auf dieſe Art eine Krankheit entſtehen könne? Ein Incitament bringt ſo lange eine geſundheitsgemäſse Erregung hervor, als der Organismus ihm in einem gleichen Grade reagiren kann, ſey der Grad der Einwirkung des Incitaments, welcher er wolle. Dieſs iſt ein allgemeines Geſetz der Natur, welches auch ſo ausgedrückt werden kann: der individuelle Organismus befindet ſich ſo lange wohl, als er den univerſellen aſſimilirt. Sey das Incitament noch ſo mächtig, kann ihm nur der Organismus eine gleich groſse Summe der reagirenden Energie entgegenſetzen, und ihn dadurch zwingen, ſich nach ſeinen Geſetzen zu modificiren: ſo befindet er ſich wohl, lebt und iſt geſund. Ein Glas oder drey Flaſchen Wein ſind in dieſer Hinſicht gleich. Kann der Organismus ſie aſſimiliren ohne Nachtheil: ſo iſt der höhere Grad der Erregung, den die letzteren hervorbrachten, immer nur Geſundheit. Sobald aber der individuelle Organismus den Incitamenten keine gleich groſse Summe der Energie entgegenſetzen kann: ſo iſt er krank, aber nicht wegen zu groſser Erregung, ſondern wegen Erſchöpfung. Es muſs mithin eine ganz andere Urſache der ſogenannten ſtheniſchen Krankheiten und der Synoche geben. — S. 226 ſagt der Vf.: gegen einen geringeren Grad der Synoche mehr als dieſs zu thun, würde überflüſſig ſeyn; und doch hat er die verſchiedenen Grade nicht charakteriſirt, wie kann man daher ein paſſendes Verfahren anwenden? S. 231 — 240. Alles vag, ſchwankend und unſicher, ewig nichts als ſtärken und ſchwächen! — *Wechſelfieber*, könne Synoche und Typhus ſeyn. Die nächſte Urſache ſey Sthenie oder Aſthenie! In vielen indirecten Fällen müſſe man den reizenden mit dem örtlich ausleerenden Heilplan verbinden u. ſ. w. China und Opium ſeyen die Hauptmittel, auch Arſenik empfiehlt der Vf., durch einen argen und gefährlichen Druckfehler S. 280 bis zu dreyviertel Gran täglich. *Gaſtriſches*, *Schleim-*, *Saburral-* und *Wurm-Fieber*. Das Gewöhnliche. S. 306. Ekel, kann eben ſo oft von Krampf herrühren, dann ſind nicht Brechmittel angezeigt. S. 308 iſt in den Heilanzeigen No. 5 und 6 eine ſtarke Inconſequenz. Wenn ſich erwarten läſst, daſs äuſserſt ſchwachen Organen durch die reizend ſtärkende Methode die nöthigen Kräfte mitgetheilt werden, um ſich ihrer läſtigen Stoffe zu entledigen: ſollte dieſs nicht weit eher bey nicht geſchwächten geſchehen? Dieſs gilt auch

von den Behauptungen S. 320. S. 311. Alle halbe Stunden 2—3 Esslöffel Citronensaft würden wohl eine nachtheilige Wirkung auf die Verdauungsorgane haben. S. 333. Würmer verhalten sich zu Schleimanhäufungen, wie Wirkung zur Ursache? — nicht auch zugleich umgekehrt? *Fieber mit Entzündungen*, im Allgemeinen. Auch hier ist Alles sthenisch und asthenisch. Die Theorie der Entzündung ist ganz nach *Chortet's* Ideen vorgetragen, und schon oben bey der Synoche abgehandelt. Allein dessen Hypothese passt wohl auf Ecchymosen und Suggillationen, wo sich die Gefäſse und das Parenchyme gewissermassen leidend verhalten, aber ganz und gar nicht auf Entzündungen, wo nicht bloss wegen Schwäche der Gefäſse ein Zufluss und Stocken der Säfte ist, sondern wo eine thätig wirkende Ursache das Blut hinlockt, und das entzündete Organ eine neue eigenthümliche Function ausübt, deren Product Eiter ist! S. 346 sagt der Vf.: Entzündungshaut des Blutes und rother Urin fehlen im asthenischen Fieber ganz. Diess widerspricht der Erfahrung. S. 349. Es scheint nicht richtig zu seyn, dass Kälte an sich eine Entzündung hervorbringen könne, wenn nicht Abwechselung mit Wärme hinzukommt.

Theil II. *Localentzündungen. Entzündungen des Gehirns.* S. 2 sagt der Vf., Schmerz sey dabey durchaus nicht wahrzunehmen, und S. 3 klagen die Kranken doch über zusammenschnürenden Kopfschmerz! Unter den Symptomen hat der Vf. Trismus und Ohrenbrausen nicht aufgeführt. S. 8. Dass Eiterung am äusseren Rande der Gehirnsubstanz nicht so sehr gefährlich sey, soll aus den Hospitallisten erhellen, wo Viele, die Kopfwunden hatten, genasen! — Unter 50 Kopfwunden *in Hospitälern* findet man kaum eine, wo beide Lamellen des Hirnschädels durchbohrt wären; diejenigen, bey denen diess der Fall ist, kommen selten ins Hospital!! S. 10. Die Heilung der Entzündung des Gehirns richte sich nach der sthenischen oder asthenischen Natur desselben; der Vf. hat aber vergessen, sie zu charakterisiren. *Entzündung des Rückenmarks* auf 1½ Seite. *Entzündung der Augen.* Ziemlich mangelhaft. S. 30. *Blepharophthalmia* ist nicht bloss Entzündung der Augenlieder, wie der Vf. meint. S. 42. Die gefährliche Augenentzündung nach Unterdrückung eines Trippers hält der Vf. derjenigen ähnlich, die durch Verunreinigung des Auges durch Trippermaterie entsteht! Unter den Mitteln gegen chronische Augenentzündungen verdienten auch Haarseile und Fontanelle aufgenommen zu werden. *Entzündung der Ohren.* Sehr heilsam sind auch, besonders anfänglich, Dämpfe durch Baumwolle mit Opiumtinctur getränkt und ins Ohr gesteckt. *Entzündung der Zunge. E. der Speicheldrüsen. E. der Organe des Schlingens*; bey der sthenischen empfiehlt der Vf. Safran, und bey der asthenischen Salpeter! *Entzündung der Respirationsorgane, häutige Bräune und Millar's Asthma.* Die Veränderung der Stimme in ein Kreischen bey der ersteren leitet der Vf. von der Verengerung der Luftröhre durch die polypöse Masse her; allein erstlich ist bekannt, dass der Theil der Luftröhre, in welchem die Membran gefunden wird, zur Höhe und Tiefe der Stimme nichts beyträgt, und dann wird ja das Kreischen lange zuvor bemerkt, ehe die Haut sich bildet! Sie soll nach S. 86 bloss sthenischer Natur seyn, doch empfiehlt er auch reizende Mittel. *Brustentzündung.* Je stärker die Entzündung, desto heftiger sey der Schmerz! Widerspricht der Erfahrung. S. 101. Nicht bloss Erkältung, sondern auch plötzliche Erhitzung kann eine Pneumonie veranlassen. Der Vf. handelt bloss die Heilung der sthenischen Brustentzündung ab, wegen der asthenischen verweiset er auf das Nerven- und Faul-Fieber; allein beym ersten findet man gar nichts hievon, und beym zweyten sehr wenig, so dass diese wichtige Krankheitsform sehr oberflächlich behandelt worden ist. S. 118 sagt der Vf., das Opium bey asthenischen Pneumonieen mache Beklemmung, — im Anfange nicht. — *Entzündung des Herzens* und *Herzbeutels*, auf Einer Seite, keine Diagnose. *Entzündung des Zwerchfells.* Der Vf. schreibt Zwergfell. *Entzündung der Organe des Unterleibes. Entzündung der Gebärmutter.* Das *Kindbetterinfieber*, sagt der Vf. S. 204, ist ein Unding! Es ist nichts als ein Typhus mit örtlichen Leiden, und bedarf also keiner besonderen Abhandlung. So sehr er in den Prämissen Recht haben mag: so wenig consequent scheint der Schluss. Denn es kommen bey dieser Fieberform so mannichfaltige Rücksichten in Betracht, dass sie wohl einer eigenen Abhandlung bedarf. Von der *Entzündung der Arterien*, einer Krankheit, die besonders der Folgen wegen bedeutend ist, hat der Vf. gar nichts gesagt. *Fieber mit Ausschlägen. Blattern.* Wiederum Alles nach sthenischen und asthenischen Ansichten. *Schutzpocken. Masern. Rötheln.* Das Gewöhnliche. *Scharlach.* Die Zeit, welche der Kranke nach dem überstandenen Scharlachfieber sich inne halten muss, bestimmt der Vf. auf 20 Tage im Sommer; allein sie hängt hauptsächlich von dem mehr oder minder warmen Verhalten während dieser Krankheit ab. — Nicht sowohl Fehler des Lymph- als des Haut-Systems im ganzen Umfange sind die Folgen dieser Krankheit. Die Vergleichung des alten und neuen Scharlachs S. 331 ist recht gut und wahr. *Nesselfieber.* Das *Friesel.* Der Vf. nennt es stets *der* Friesel. *Petechien.* Nicht Petetschen! *Rose*, nach ihren Verschiedenheiten. Opium innerlich im Anfang angewendet, ist als ein sehr heilsames Mittel noch hinzuzusetzen. Es hebt den Hautkrampf auf, und befördert die, bey der Rose so heilsame Ausdünstung. *Pamphigus. Schwämmchen.*

Im Allgemeinen ist bey der Abhandlung der einzelnen Krankheiten noch diess zu tadeln, dass der Vf. ganz und gar nicht auf die Grade derselben Rücksicht nimmt, weder bey Entwerfung des Bildes der Krankheiten, noch bey Bestimmung des Heilplans. Wie nützlich und nöthig diess sey, leuchtet ein.

Auch im III und IV Theile herrscht das Bestreben, Alles aus dem einseitigen Gesichtspuncte der Sthenie und Asthenie zu erklären, doch ist es gemildert besonders im vierten Theile; aber auch ihnen sieht man die Oberflächlichkeit und die wenige Sorgfalt an,

die auf die Ausarbeitung gewendet ist; auch in ihnen sucht man vergebens nach einer scharfen Diagnose, Prognose und fein individualisirten Heilanzeigen.

Im III Theile handelt der Vf. zuerst *die schleichenden Fieber und Schwindsuchten* ab. Bey vielem Wahren und Richtigen vermisst man nicht selten das genaue Sichten der empfohlenen Mittel, z. B. S. 45. Der häufige Gebrauch von Kampher in der Rückendarre möchte weniger zu empfehlen seyn, als es hier geschieht. Zumischungen des Eiters zum Organismus S. 49 ist sehr unbestimmt gesagt, und in der Hauptsache nicht richtig. S. 53 sagt der Vf.: „Es giebt zur eiterigen Schwindsucht ferner Gelegenheit jede Überfüllung mit Säften in einem (eines) zur Aufnahme derselben besonders geeigneten Organe (s). Daher (entstehen? oder was?) zurückgetretene, plötzlich in ihrem Verlaufe unterbrochene chronische und acute Ausschläge. Es folgt eine heftige oder schleichende Entzündung — vornehmlich in den Lungen — und dann, bey der schleichenden zumal (??), leicht Eiterung." Welche nachlässige Schreibart! welche Unbestimmtheit! welche Unrichtigkeiten! Eine Überfüllung des Herzens mit Blut giebt also Gelegenheit zur eiterigen Schwindsucht? Denn das Herz ist ja ein Organ, zur Aufnahme des Blutes geeignet? Zurückgetretene Ausschläge bringen aber nicht durch Überfüllung eines Organs mit Säften Schwindsucht hervor, sondern aus ganz anderen Ursachen. Wie oberflächlich ist das auf jene Zeilen folgende Räsonnement über die Ursache, warum nach Unterdrückung gewohnter Aussonderungen bisweilen Schwindsuchten entstehen! Doch diese Oberflächlichkeit herrscht in der ganzen Schrift, sobald der Vf. nicht seine Gewährsleute sprechen läfst, sondern selbst auftritt. Die Schwindsucht von Eiterung der Lendenmuskeln ist auf einer halben Seite abgehandelt, und nichts empfohlen, als der Troikar und Fontanelle. Wenn der Vf. keine zweckmäsigeren Mittel wufste: so hätte er diese ganze Krankheitsform lieber übergehen können. *Katarrh* definirt der Vf. S. 113 als gereizten, mäsig entzündeten Zustand der serösen und Schleim-Häute. Allein nur die Entzündung der schleimabsondernden Häute gehört unter die Rubrik Katarrh, die Entzündung der serösen Häute hat einen ganz anderen und verschiedenen Verlauf; auch sind bey einem Katarrh die Schleimhäute nicht immer nur mäsig, sondern bisweilen in einem hohen Grade entzündet, und der Reflex der Entzündung kann sich selbst bis ins Gehirn erstrecken. Nach S. 115 soll das Wesen des Katarrhs in der abnormen serösen Secretion und in der Entzündung „*solcher* dazu bestimmten Organe" bestehen. Ausserdem ist die ganze therapeutische Behandlung des Katarrhs höchst einseitig, und die Hauptsache gänzlich übergangen worden. S. 119 sagt der Vf.: „immer kommt es mehr auf das örtliche Leiden und das dagegen zu beobachtende Verfahren an." Allein sehr oft, und bey dem gemeinen Katarrh der Respirationswerkzeuge hauptsächlich, hängt die baldige Hebung der katarrhalischen Affection von glücklicher Wiederherstellung der örtlich oder allgemein gestörten Hautfunction ab. Nicht ein kühles Verhalten im Allgemeinen ist zu empfehlen, wie der Vf. thut, sondern man muss sehr wohl unterscheiden und bestimmen, was kühl gehalten werden soll. Allein diefs hat der Vf. nicht gethan, eine Menge Mittel angeführt, und die Hauptindication nicht angegeben. Es ist nämlich folgende: Bey den katarrhalischen Affectionen muss die Haut durch Bedeckungen und Kleidungen warm gehalten werden, allein die Atmosphäre, in welcher die Kranken athmen, die Luft muss kühl seyn. Die Gründe davon liegen am Tage. *Rheumatismus und Gicht.* Im weitläuftigen Sinne nenne man jeden Schmerz in äusseren Theilen Rheumatismus, sagt der Vf. Allein diefs ist nicht richtig, wie Jeder sogleich sieht. Bey diesem sowohl, als bey der Gicht, erwähnt der Vf. kein Wort von den verschiedenen Perioden, und den nach denselben verschiedenen Heilanzeigen. Daher verwirft er auch mit Unrecht die eiskalten Umschläge bey der Gicht, die im ersten Anfange unter manchen Umständen vortreffliche Dienste leisten. Von der *Ruhr.* S. 173 hat der Vf. auch noch sehr vage Begriffe. Er unterscheidet Ruhr ohne Entzündung und mit Entzündung. Von S. 209 an handelt er die *Nervenkrankheiten* ab, und giebt S. 206 die Ursachen derselben an, allein ohne alle Ordnung und Eintheilung, unvollständig und tautologisch und in der nachläfsigsten Schreibart. So führt er z. B. No. 5 an: alle auf die Seele physisch und moralisch heftig wirkenden Eindrücke; und No. 9 zählt er wiederum alle heftigen Leidenschaften auf. Die *Hypochondrie* ist dem Vf. mehr Seelen- als Körper-Krankheit, und eine fixe Idee liegt ihr zum Grunde! — Diefs ist eine Verwechselung der Wirkung mit der Ursache; die Hypochondrie ist eine rein körperliche Krankheit, bringt aber in der Thätigkeit des Geistes solche Erscheinungen hervor, die regelwidrig sind, hauptsächlich durch Affection des *Ganglii solaris.* Dasselbe gilt von der Hysterie. S. 268 ff., wo der Vf. von dem *Schlagfluss* und der *Ohnmacht* spricht, hat er nichts von der *Asphyxie* gesagt, und auch an keiner anderen Stelle seiner Schrift. Ausserdem ist der charakteristische Unterschied dieser drey Anomalieen ganz verfehlt, und das Organ, welches primär bey diesen Unterbrechungen des Lebens leidet, nicht angegeben worden, ausser beym Schlagflusse. Der *schwarze Staar*, sagt der Vf. S. 300, entsteht nicht aus einer Desorganisation der flüssigen oder festen Theile des Auges. Gehört denn aber die Retina, der Nerv nicht unter die festen Theile des Auges, und kann durch Entzündung nicht eine Desorganisation desselben hervorgebracht werden? Und die Ursachen der *Amaurose* S. 301, wie verworren, wie mangelhaft und nachläfsig angegeben, so wie die Eintheilung derselben S. 303! Übrigens sind die Kennzeichen der Amaurose nicht so äusserst unsicher, wie der Vf. sagt, wenn man Alles, was verglichen und erwogen werden muss, wohl ins Auge fasst. Die Krankheiten der Ohren, des Geruchs und des Geschmacks sind auf drey Seiten abgehandelt!

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
FEBRUAR 1814.

MEDICIN.

Leipzig, b. Barth: *Recepte und Curarten der besten Ärzte aller Zeiten.* Von einem praktischen Arzte u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Bey der *Epilepsie* hat er nichts vom *Lapis chelidonius* gesagt. Der *St. Veitstanz* ist auf einer einzigen Seite abgehandelt, und kein einziges Mittel angegeben, auch die Aetiologie sehr unvollständig. Beym *Starrkrampf* ist nichts gesagt von der *Belladonna*, dem glühenden Eisen, dem Durchschneiden des Nerven, welches insgesammt Mittel sind, die sich wirksamer erwiesen haben, als die vom Vf. empfohlenen. Das *sardonische Lachen* ist in vier Zeilen abgehandelt. Bey der Eintheilung der Ursachen des *Magenkrampfes* ist eine wichtige und sehr gewöhnliche Ursache desselben vergessen worden, welche auf die Heilanzeigen einen grossen Einfluss hat, nämlich die Blähungssucht und Blähungen. Ob ihnen gleich auch Schwäche zum Grunde liegt: so bedarf es doch in therapeutischer Hinsicht eines ganz eigenen Verfahrens, um schnell und glücklich diese Art von Magenkrampf zu heben, da die gewöhnlichen krampfstillenden Mittel ihn verschlimmern. Von der Behandlung des *chronischen Erbrechens* sagt der Vf. nichts. Die *Tinct. Belladonnae* hat Rec. hier oft vortreffliche Dienste gethan, allein oder mit gewürzhaften Mitteln verbunden. Bey der Abhandlung der *Blutergiessungen* giebt der Vf. mehrere blutstillende Mittel an, doch nicht vollständig und ohne alle Ordnung. Die mechanischen, chemischen und dynamischen sind so scharf getrennt und unterschieden; allein er wirft sie alle unter einander, und giebt nicht einmal die richtigen Indicationen an, wenn diess oder jenes anzuwenden sey. Als diätetisches Mittel gegen *Hämorrhoidalbeschwerden* hätte hauptsächlich ein immer gelind offen gehaltener Leib empfohlen werden sollen, da ohne diese Rücksicht alle anderen Mittel von wenig dauernder Wirkung sind. Von den unterdrückten *Lochien* hat der Vf. auf einer halben Seite so gut als nichts gesagt. Bey der *Mundfäule* ist die vortrefflich wirkende oxygenirte Salzsäure nicht empfohlen worden.

Theil IV. *Syphilitische Krankheiten, und die des Lymphsystems überhaupt, der Verdauung, der Harn- und Zeugungs-Organe.* Die Beschreibung oder Definition, die der Vf. S. 10 vom *Tripper* giebt, ist nicht richtig. Er sagt: „Wenn Theile, die von der Natur zu einer Aussonderung bestimmt sind, von dem venerischen Gifte afficirt wurden: so erhält die Form der Krankheit, welche darauf folgt, den Namen Tripper." *Atqui* die serösen Häute, die allgemeinen Hautbedeckungen sind zu Aussonderungen von der Natur bestimmt; *ergo* muss, wenn sie von venerischem Gifte afficirt werden, Tripper entstehen. — *Quod non*, sagt die Erfahrung, sondern es entstehen dann Chanker oder syphilitische Geschwüre. Nur die schleimabsondernden Häute und Oberflächen allein sind der Sitz des Trippers. S. 18 sagt der Vf., der äussere Gebrauch des Quecksilbers oder das Einreiben wäre in den neueren Zeiten ziemlich ausser Cours gekommen. Wenn er von Deutschland spricht: so hat er zum Theil Recht, obgleich es jetzt von mehreren Ärzten in manchen hartnäckigen Formen der Syphilis dringend empfohlen wird; im Auslande aber, besonders in Frankreich, wird fast nur äusserlich der Mercur von den meisten Ärzten und Chirurgen angewendet. Die Diät der an Syphilis Leidenden empfiehlt der Vf. in Hinsicht auf Quantität nicht zu beschränken; allein die Erfahrung hat zu allen Zeiten gelehrt, dass hartnäckige syphilitische Übel bey einer reichlichen Diät oft entweder gar nicht, oder doch weit langsamer beseitigt werden können, als bey einer sparsamen. Kalte Umschläge im ersten Stadio des Trippers werden nicht erwähnt, und doch sind sie von vortrefflicher Wirkung. Die *Hodengeschwulst*. Der Hauptfehler, der bey der Behandlung der Hodengeschwulst begangen wird, ist die Anwendung von zu heftigen Reizmitteln gleich bey oder nach ihrer Entstehung, z. B. reizende Einreibungen u. s. w. Dadurch wird Überreizung und Verhärtung hervorgebracht; da im Gegentheil Antispasmodica, örtlich und allgemein angewendet, vortrefflich wirken. Allerdings ist Impfung des Trippers, wenn er unterdrückt war und üble Folgen nach sich zog, ein Mittel, welches zu empfehlen ist, gegen die Meinung des Vfs. S. 94, und es ist dazu kein Trippergift nöthig, sondern irgend ein anderes reizendes Menstruum, das Entzündung zu erregen im Stande ist, z. B. *Liqu. Ammonii caust.* Bey der *Phimose*, welche der Vf. ganz mit Unrecht S. 101 spanischen Kragen nennt (denn so wird die *Paraphimose* genannt), hat er die Unterscheidung in entzündliche und in ödematöse nicht angeführt, welche in Hinsicht der Prognose und Therapeutik doch von Wichtigkeit ist. *Bubonen* zertheilen sich oft von selbst bey zweckmässiger in-

nerer Behandlung, auch die idiopathischen. Der Begriff *verlarvte venerische Krankheiten* ist kein leerer Begriff, noch von wenig Nutzen für die Praxis, wie der Vf. S. 133 meint, wenn er nur richtig bestimmt wird. Hinter der Larve einer anderen Krankheit oder den Symptomen eines anderen Übels liegt Syphilis verborgen. In der Abhandlung der *Skrophelkrankheit* vermissen wir die bekannte Unterscheidung der Skrophelkranken in sensible und phlegmatische, welche auf die Behandlung dieses Übels einen nicht zu verkennenden Einfluss hat. Daher ist auch bey den therapeutischen Anzeigen von dem Vf. keine Rücksicht darauf genommen, sondern die Mittel, wie gewöhnlich, *promiscue* aufgezählt worden. Die *Brustwassersucht* sah Rec. oft auch nach misshandelten Wechselfiebern entstehen, besonders wenn die Kranken in der Periode des Schweisses sich der Feuchtigkeit und Kälte aussetzten. Bey der *Gehirnwassersucht* schwankt der Vf. zwischen sthenischer und asthenischer Entzündung, und weiss nicht, wofür er sich erklären soll; die Hauptsache aber, die Perioden der Entzündung und die davon einzig abhängende therapeutische Behandlung, lässt er ganz und gar ausser Acht, und doch liegt hierin der Talisman, welcher in die widersprechenden Meinungen der Ärzte Licht und Zusammenhang bringt. Gegen die *Würmer* ist eins der wirksamsten Mittel die *Geoffrea Surinamensis*, wovon die Tinctur wegen der harzigen Theile, die sie enthält, besonders kräftig ist, nicht empfohlen. Eben so wenig finden wir das Einreiben der Wurmtreibemittel bey Kindern erwähnt, und doch ist diese Art, die Mittel anzuwenden, oft die bequemste und einzige bey Kindern, besonders bey denen, die durchaus keine Arzneyen nehmen, oder sie sogleich wegbrechen. Unter die Veranlassungen der *Gelbsucht* S. 278 gehört auch längerer Aufenthalt in feuchten Umgebungen, verbunden mit fortdauernder Nässe, die auf die Haut einwirkt. Bey zurückgetriebenen *Hautausschlägen* dürfe man nicht an einen zurückgetriebenen Krankheitsstoff denken, S. 290. Warum nicht? Die *Harnruhr* ist sehr kurz abgehandelt; diess gilt auch von den *Steinbeschwerden*. —

Doch diess sey genug, um das von dieser Schrift gefällte Urtheil zu beweisen. Nur noch ein Wort über die Arzneyformeln. Auch in dieser Hinsicht ist die Nachlässigkeit des Vfs. sichtbar. Er schrieb die Recepte ab, wie er sie fand, ohne nur eine gleiche Nomenclatur zu beobachten. So heisst das *Kali carbon.* bald *Alkali vegetab.*, bald *Sal herbarum*, bald *Sal tart. pur.*, bald sogar *Sal tart. essent.* Diese Benennung kommt sowohl im Texte als unter den Recepten vor. Hoffentlich weiss der Vf., welcher Unterschied zwischen *Sal tart.* und *Sal essent. tart.* ist. Dann sind die im Texte vorkommenden Recepte noch einmal nach der Reihe am Ende abgedruckt. Einmal sind sie überflüssig. Dadurch und durch die Zerstückelung des Vortrags, wo oft jeder Satz, jedes Wort einen eigenen Absatz ausmacht, ist das Buch um mehrere Bogen voluminöser gemacht worden. Der Vf. spricht mehrere Male von *Bitebädern*, wahrscheinlich meint er *Bidetbäder*. Von einer halben Drachme *Aether* auf 13 Unzen *Infusum* wird der Kranke nach den ersten Löffeln nicht viel mehr bekommen! Ein Kampherpflaster 4 — 6 Wochen liegen zu lassen scheint nicht zweckmässig zu seyn. Die bisweilen Sinn entstellenden Druckfehler und besonders die Nachlässigkeiten des Stils, von welchen die ganze Schrift wimmelt, dienen ihr zu keiner Empfehlung.

ff. ff. ff.

Leipzig, b. Barth: *Recepte und Curarten der besten Ärzte aller Zeiten.* I Theil. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1813. 390 S. 8.

Diese neue sogenannte vermehrte und verbesserte Ausgabe, die wir genau durchgesehen und mit der ersten Ausgabe Seite vor Seite verglichen haben, ist durchaus noch das alte Werk. Denn ausser zwey ausserwesentlichen Noten in den Einleitungen, einem Recepte zu einer Bereitung von Phosphorarzney von D. *Schulz* S. 145, 5 Zeilen von dem Spinnewebenmittel gegen das Wechselfieber S. 280, 11 Zeilen über das Kochen durch Dampf S. 284, einer dreyzeiligen ausserwesentlichen Anmerkung und ein paar Parenthesen von 4 — 5 Worten, hat Rec. keine Zusätze, Vermehrungen oder Verbesserungen gefunden. Ja im Gegentheil, er muss diese Schrift nun als verschlimmert und im Werthe verringert ansehen, da sie die Fortschritte, welche die Heilkunde seit den Jahren vor 1808 gemacht hat, ganz und gar unbenutzt gelassen hat. Wer nicht fort geht, geht zurück! Jene einseitige Ansicht, welche dem ganzen Buche zum Grunde liegt, die alle Krankheiten aus dem Standpuncte der Sthenie und Asthenie betrachtet, die schon zur Zeit der Erscheinung der ersten Ausgabe im Jahr 1808 von den meisten Ärzten als einseitig, unfruchtbar und unrichtig anerkannt und verlassen war, legt der Vf. im Jahre 1813 von Neuem einer Schrift zum Grunde, welche den Titel führt: *Recepte und Curarten der besten Ärzte aller Zeiten.* Die Curarten der besseren und besten Ärtzte der neuesten Zeiten und die daraus hervorgehenden Recepte werden nicht mehr durch die einseitige Ansicht der sthenisirenden und asthenisirenden Methode eingeleitet und dictirt. Nur der Vf. bleibt aus Bequemlichkeit dem alten Schlendrian treu: denn sonst hätte er ja müssen sein ganzes Machwerk umarbeiten! Es ist unverzeihlich, und muss hart gerügt werden, dass der Vf. nach den neueren Beobachtungen z. B. über das Nervenfieber und den Typhus, welche die Natur dieser Krankheit fast ausser Zweifel gesetzt, die alte Ansicht ganz unbrauchbar gemacht, und eine weit glücklichere, und auf die Natur dieser Krankheit selbst gegründete Heilmethode eingeführt haben, auch nicht eine Zeile in seiner Schrift abzuändern, hinzuzusetzen oder wegzulassen fand, und immer noch, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Perioden dieser Krankheit, den unglücklichen rei-

gend stärkenden Heilplan vom Anfange an empfiehlt. Rec. hält es für seine Pflicht, vor der Schrift in dieser Hinsicht zu warnen. ff. ff. ff.

Leipzig, b. Barth: *Pathologisches Taschenbuch für praktische Ärzte und Wundärzte*, von Dr. *Georg Wilh. Consbruch*, königl. preuss. Hofrathe, königl. westphäl. Med. - u. Sanitäts-Rathe, und prakt. Arzte zu Bielefeld u. s. w. 1813. X u. 340 S. 8. (20 gr.)

Auch unter dem Titel:

Allgemeine Encyklopädie für praktische Ärzte und Wundärzte. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. *G. Wilh. Consbruch* u. s. w. und Dr. *Joh. Christoph Ebermaier*, grossherzogl. bergischem Departementsphysico des Ruhrdepartements und prakt. Arzte zu Dortmund, hochgräfl. bentheim - teklenburgischem Hof - und Medic. - Rathe u. s. w. Zweyten Theiles zweyter Band.

Zu einer Zeit, in welcher unsere theoretische Medicin überhaupt noch einer gährenden Masse zu vergleichen ist, deren verschiedene Stoffe in widerstreitenden Bewegungen begriffen sind, und aus welchen sich die roheren noch nicht von den geistigeren geschieden haben, ist es eben keine leichte Sache, ein Lehrbuch der Pathologie, einer Lehre, welche gerade an jenem Gährungsprocesse den meisten Antheil nimmt, zu fertigen. Diess scheint der Vf. dieses Taschenbuchs wohl gefühlt zu haben, wenn er dabey grösstentheils den alten Zuschnitt solcher Lehrbücher beybehielt, und nur hie und da die neueren Ansichten und Meinungen mit einfliessen liess. Aber mit eben dieser Maxime, es jeder Partey recht machen zu wollen, ist es eine eigene und schwierige Sache. Gewöhnlich macht man es auf solche Weise keiner zu Dank, und wir fürchten, es möge auch unserem Vf. ein ähnliches Loos treffen. Uns zum wenigsten hat sein Buch gerade an solchen Stellen, wo das Alte mit dem Neuen amalgamirt werden sollte, am mindesten befriediget. So können wir, um dieses Urtheil nur mit einigen Beyspielen zu belegen, keinesweges billigen, dass der Vf. neben jenen drey Grundkräften, Sensibilität, Irritabilität und Reproduction, auch noch die Erregbarkeit mit ihren zwey Factoren, der Reizfähigkeit und dem Wirkungsvermögen, bestehen lässt, als wenn diese nicht schon in dem Begriffe jener Kräfte enthalten wären. Wie leicht kann eine solche Annahme besonders bey Anfängern in der Wissenschaft, für welche doch die Schrift wohl zunächst bestimmt ist, zu Irrthümern und Missverständnissen führen! Eben dasselbe gilt in Bezug auf die Annahme von Hypersthenie und Asthenie, obwohl in der Folge (§. 147 ff.) diese Zustände selbst, als allgemein und gleichmässig über den ganzen Organismus verbreitete, geleugnet werden. Aber auch die Äusserungen einer erhöhten Thätigkeit in jenen drey Grundfunctionen können nur mit Unrecht auf jene Zustände von Hypersthenie und Asthenie bezogen werden, wenn man nicht von der einen Seite diesen Zuständen ganz andere Begriffe unterlegen will, als sie bisher und dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zufolge geführt haben, oder von der anderen die qualitativen Veränderungen, deren jene Grundfunctionen fähig sind, ganz übersehen und auf bloss quantitative zurückführen will, wobey man freylich aus jenem Grundirrthum der brownschen Schule, nach welchem die Erregbarkeit überhaupt nur einer quantitativen Vermehrung oder Verminderung fähig ist, nicht heraus kommt. Wollte aber auch der Vf. nur bey einer quantitativen Veränderung jener drey Functionen stehen bleiben, und die dadurch bewirkten Zustände mit dem Namen Hypersthenie und Asthenie belegen: so können doch unmöglich jene Ursachen, welche diesen Zuständen im brownischen Sinn des Worts zum Grunde gelegt worden, auf gleiche Zustände aller drey Functionen bezogen werden, wie der Vf. §. 150 ff. thut. Wer wollte z. B. behaupten, dass jugendliches Alter, männliches Geschlecht, kräftiger vollblütiger Körper, der Genuss vieler nahrhafter, reizender Speisen u. s. f. immer Ursachen einer erhöhten Irritabilität seyen? Findet nicht diese oft gerade unter entgegengesetzten Bedingnissen Statt? Ja, schon die Irritabilitisten bemerkten, dass ihre sogenannte Hypersthenie oft gerade bey Individuen vorkomme, die nichts weniger als gut genährt, stark von Körper u. s. w. seyen.

Was die Anordnung dieses Werks betrifft: so ist auch hier der Vf. der herkömmlichen Sitte getreu geblieben, und nur selten, aber, wie uns scheint, dann eben nicht mit Glück davon abgewichen. So z. B. handelt er im 2 Capitel von den Zufällen oder Symptomen der Krankheiten im Allgemeinen, schaltet in mehreren Capiteln die Lehre von den Ursachen, den allgemeinen Verschiedenheiten der Krankheiten und den schädlichen Einflüssen ein, und kommt im 14 Capitel auf die Erklärung der merkwürdigen Zufälle derselben zurück. Unfehlbar würden sich diese beiden Capitel besser in eines haben verbinden lassen; oder wollte der Vf. dieses nicht: so würden sie doch schicklicher neben einander Platz genommen haben. So behandelt er im 10 Capitel die fehlerhafte Beschaffenheit der Gefässe besonders, aber im 11 mit der Überschrift: Fehler der Form, die Krankheiten der Muskeln, Knochen u. s. w. überhaupt; nicht bedenkend, dass sehr viele der dort vorkommenden Krankheiten, als die Erweiterungen, Aneurysmen, Verengerungen u. s. w., eben so gut unter die Fehler der Form gehören, als jene.

Diesen Bemerkungen über die Schrift im Allgemeinen fügen wir noch einige über specielle Gegenstände hinzu. Nach S. 68 ist Erweichung, wenn ein natürlich harter Körper, z. B. ein Knochen,

sich ausdehnen läſst, ohne zu zerreiſsen, da doch gerade der weichere Körper durch die Erweichung leichter zerreiſsbar wird, als der härtere. — S. 85. Unter den aus dem Blute abgesonderten Flüſsigkeiten sollen nur diejenigen an der Vitalität des Blutes einigen Theil nehmen, welche dazu bestimmt sind, wieder in den organischen Proceſs einzugehen, als Saamen, Speichel, Galle u. s. w.; dagegen Harn, Schweiſs u. s. w. nicht. Aber sind denn die letzteren unter Umständen nicht auch fähig, in den organischen Proceſs einzugehen? Beweist dieses nicht ihre Absonderung auf anderen Wegen, als den gewöhnlichen, so z. B. des Harnes durch die Haut u. s. w.? Oder dürfen wir annehmen, daſs sie in diesen Fällen als *leblose* Substanzen in die Mischung eines lebenden Fluidums des Blutes aufgenommen werden, und mit ihm an dem allgemeinen Kreislauf Theil nehmen? Unfehlbar finden in Bezug auf die aus dem Blute abgesonderten Flüſsigkeiten verschiedene Stufen der Vitalität Statt, wie solche auch den festen Theilen zukommen, und in dieser Hinsicht stehen freylich Harn und Schweiſs der Galle, dem Speichel u. a. nach. — S. 100 heiſst es: Übrigens hat sie (die Galle) eine groſse Neigung zum Waſſerstoffgas, weſshalb in heiſsen und sumpfichten Gegenden die Gallenkrankheiten endemisch sind. Wir gestehen, diesem Satz keinen Sinn abgewinnen zu können. Soll es heiſsen, die Galle nimmt von auſsen Waſſerstoffgas auf, woraus dann Gallenkrankheiten entstehen: so gehört das Ganze unter die unerwiesenen Hypothesen. — Unter den Fehlern der abgesonderten Säfte S. 96 ff. fehlen die des panemaliſchen Saftes, so wie S. 104 die zu häufige Saamenabsonderung. — S. 116 nimmt der Vf. *plethora ad spatium* und *pl. partialis* für eine und dieselbe, welches sie aber nicht immer ist. Es läſst sich ja wohl ein krankhafter Zustand denken, wobey sämmtliche Gefäſse an Verengerung und Beschränkung ihres Lumen leiden. Dagegen kann die *plethora ad vires* füglich der wahren *plethora* beygezählt werden, da jede auch nur relativ zu groſse Blutmaſse (und eine andere giebt es, die übrigen von dem Vf. angegebenen Arten ausgenommen, nicht) doch immer eine wahre ist. — S. 235 läſst der Vf. das Waſſer aus Sauerstoff und Waſſerstoff, gemäſs der älteren *lavoisier'schen* Lehre, bestehen. Neuere Unterſuchungen haben aber, wie bekannt, gelehrt, daſs solches zu den einfachen Stoffen gehöre. — Unter den schädlichen Einflüſsen unordentlicher Ausleerungen S. 262 ff. fehlen der zu häufige Monats- und Kindbetterinnen-Fluſs, der weiſse Fluſs und die Harnruhr; S. 330 unter den verletzten natürlichen Verrichtungen, die verschiedenen Arten des Schweiſses, der *sudor halituosus*, *frigidus*, *glutinosus etc.*, und die trockene Haut.

Ungeachtet dieser Mängel hat dieses Taschenbuch auch seine guten Seiten, unter welchen besonders zweckmäſsige Kürze und dabey Deutlichkeit des Vortrages ausgezeichnet zu werden verdienen. Wir tragen daher kein Bedenken, es sowohl zum Lehrbuch, als zum Lesebuch für diejenigen, welche an keinen mündlichen Vorträgen über die Pathologie Theil nehmen können, oder nach diesen einer wiederholenden Lectüre bedürfen, bestens zu empfehlen. Druck und Papier sind gut, der erstere nur zu fein und angreifend für schwache Augen.

Hbm.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Breslau*, b. Korn d. Ält.: *Beschreibung des im österreichisch-schlesischen Antheil gelegenen Bades Carlsbrunn oder Hinnewieder und seiner Umgebungen.* Als Anleitung für die diesen Ort besuchenden Badegäste und Naturfreunde. 1812. 59 S. 12. (6 gr.)

Eine sehr unbedeutende Schrift über einen unbedeutenden Brunnen. Der ungenannte Vf., wie er selbst sagt, weder Naturforscher noch Mediciner, hat über Carlsbrunn bloſs in ökonomischer und topographischer Hinsicht einige Notizen geben, und so seine Landsleute, besonders in Niederschlesien, auf dieses Bad aufmerksam machen wollen. In Hinsicht des Entstehens und der Kräfte desselben bezieht er sich auf des dortigen Brunnenarztes *Preiſs* Schrift: *Der Sauerbrunnen und die Schlackenbäder in Carlsbrunn* u. s. w. 1807. Man findet hier eine dürftige Beschreibung der sehr unvollkommenen Sohlackenbäder, einige gute Wünsche zur Abhelfung manches bestehenden Mangels, eine Preiscourante der Lebensmittel und der Bäder im Jahr 1811, und eine Beschreibung der nächsten Umgebungen, Berge und Lustparthieen. Das Ganze wird keinen groſsen Beytrag zur Vertreibung der Langenweile den dortigen Badegästen darreichen.

A.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Berlin*, b. Hayn: *Der nordische Krieg* (im Jahre) 1812. — *Ein Blick auf seine Ursachen und Folgen.* 1813. 126 S. 8. (12 gr.)

Polens Theilung, Ruſslands Stellung und Benehmen gegen Frankreich, Österreich und England, gegen Preuſsen im letzten Kriege mit Frankreich, sein Angriff auf Schweden, die Diplomatik des englischen Ministeriums, die Ursachen, warum Napoleon Krieg mit Ruſsland führt, und die Beantwortung der Frage: wird Napoleon Ruſsland besiegen? diese Gegenstände sind es, womit sich das geographisch-historische, physische und politische Gemengsel dieser Flugschrift beschäftigt. Wahres und Falsches, ein vielfältig Gewiſses und Ungewiſses, Schiefes und Schwankendes läuft hier mit Raisonnements, die eben den Anstrich haben, mit Visionen, Ahnungen bunt unter einander. An einen Winter, wie ihn das XXIX Bülletin schildert, hat der Vf. nicht gedacht, als er die Eroberung von Ruſsland so leicht hielt, eben so wenig, als daran, daſs ein Freund und Feind, wie der Vf., dem Kaiser Napoleon und dem Kaiser Alexander sehr gleichgültig seyn können.

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Sur le système continental et sur ses rapports avec la Suède.* 1813. 124 S. 8.

Diese treffliche Schrift, welche einen bekannten deutschen Gelehrten und Dichter zum Verfasser haben soll, wurde, wie man aus der später geschriebenen Vorrede sieht, ausgearbeitet, ehe noch der gigantische Zug Napoleons nach Rufsland seine Endschaft erreicht hatte. Sie kann und soll daher auch nur die Lage der Dinge, wie sie damals war, darstellen. Mit Einsicht, und wie es sehr zu loben ist, in einem vollkommen gemäfsigten Tone wird in derselben über das System und über die Reihe der Begebenheiten gesprochen, welche seit Napoleons Rückkehr aus Ägypten, und besonders seit dem Anfange des jetzigen, nun bald eilfjährigen Krieges, dazu dienen mussten, um diesen ausserordentlichen Mann auf eine Höhe zu bringen, zu welcher, wenn man Alles erwägt, nie ein Sterblicher emporgestiegen war. Neue Aufklärungen, und neue Ansichten über die grossen und kleinen Begebenheiten und Mittel, wodurch dieses bewirkt, wodurch ein Gebäude geschaffen wurde, wie es die kühnste Phantasie im Voraus sich zu bilden kaum fähig gewesen wäre, werden dem nicht gegeben, der mit Aufmerksamkeit und Verstand dem Völker höhnenden und Menschenwürde verspottenden Spiel zugesehen, und sich durch die eben so pomphaften als verächtlichen Reden und Schriften feiler oder beschränkter Wortführer nicht hat irre leiten lassen. Der Vf. weiss diess selbst, und sagt deshalb S. 5: *J'aurais presque honte d'insister sur des vérités généralement reconnues, s'il n'existait pas de pays, où il est encore possible de se faire illusion sur ses véritables intérêts, parcequ'on n'a été que de loin spectateur des événemens, et qu'on n'a pas encore fait la funeste expérience de ce système, ou en d'autres termes de la domination de Bonaparte. Sur le continent européen la Suède seule est aujourd'hui dans cette heureuse position.* Aber auch unter uns, die wir in dieser glücklichen Lage keineswegs gewesen sind, wird Mancher mit Nutzen die Wahrheiten hier lesen, welche, wenn gleich von einer sehr grossen Mehrzahl anerkannt, doch immer noch nicht so allgemein und so unbedingt anerkannt werden, als es für die gute Sache und zur festen Begründung einer allgemeinen Harmonie in den Gesinnungen zu wünschen ist.

Die Untersuchung beginnt mit der Bemerkung, dass die Welt im mindesten nicht über das Übel, welches auf ihr lastet, und über den Urheber desselben im Dunkeln sey; dass selbst im alten Frankreich Napoleon vollkommen richtig gewürdigt werde. Weil man aber dort die gegenwärtige Lage nicht mit der im 18 Jahrhundert, sondern mit der Lage vergleiche, wie sie zur Zeit der Revolution war, und dann irriger Weise dem Kaiser N. es zuschreibe, dass dieser unglückselige Zustand aufgehört habe, auch dabey in der Angst stehe und erhalten werde, dass, wenn N. nicht mehr über Frankreichs Schicksale wache, die Schreckenszeit wiederkehren werde: so füge man sich willig in und zu Allem. — *Etrange sophisme! par une crainte chimérique on pense convertir en bienfaits les maux les plus graves. La terreur revolutionaire marchait à front découvert: elle provoquait la résistance, et par sa nature même ne pouvait durer long-temps. Aujourd'hui c'est aussi la terreur, mais c'est une terreur à sourdine qui énerve le courage en déguisant le danger. C'est le chef d'oeuvre de la politique de Napoléon d'avoir su donner un air de stabilité à un état vraiment violent et insupportable.* Wohl wahr! Denn kann es eine grössere Unbeständigkeit und Anarchie geben, als die des Despotismus, dem nichts heilig ist, und der morgen umstöfst, was er heute erbauet? Das französische Volk, dessen Heere den Ruf der Tapferkeit, den sie von jeher verdienten, aufs Neue für die Ewigkeit begründet haben, wird wegen der sclavischen Hingebung an Jeden, dem es in der Hauptstadt beliebte, den Herrscher zu spielen, dereinst in der Weltgeschichte sehr erbärmlich erscheinen, und einem Tacitus wird es leicht an Ausdrücken fehlen, um die Verwerflichkeit des gesetzgebenden Corps und des Senats — *le conservatoire impérial de la flatterie* — in ihrer verdienten Gestalt darzustellen.

Sehr wahr ist es übrigens, dass sowohl die Greuel der Revolution, als die Gefahren, von welchen Frankreich durch dessen äussere Feinde im J. 1799 bedrohet wurde, gröfstentheils vorüber waren, als Napoleon aus Ägypten zurückkehrte und an die Spitze trat. Er ärndtete, was Andere gesäet.

Die Gründe, aus welchen man nach dem Frieden von Lüneville und Amiens eine lange Ruhe hätte erwarten können, wie auch die Ursachen, weshalb es so bald wieder zwischen England und Frankreich zum Bruche kam, werden gut aus einander gesetzt. Kein Verständiger wird es England ver-

argen, dafs es zu den Waffen griff, wenn gleich die Ursachen, die man anführte, eines Kampfes auf Leben und Tod, zu dem man sich anschickte, nicht werth schienen. — *Quoi qu'il en soit de l'origine de cette seconde guerre, l'Angleterre la continue depuis près de dix ans avec des succès toujours croissans, mérités par une persévérance héroique, que l'histoire saura faire valoir, en la mettant en contraste avec la soumission des deux tiers de l'Europe. C'est là l'ennemi, devant lequel l'étoile de Napoléon pâlit! C'est l'Angleterre qui foudroya ses flottes près d'Aboukir et Trafalgar, qui arrêta les cours de ses conquêtes en Egypte, en Sicile, en Portugal et en Espagne.* Ja, setzen wir hinzu, England ists, dem Europa seine Befreyung hauptsächlich verdankt. Hätte dieses grosse Volk nicht willig jedes Opfer gebracht, um Ehre und Freyheit zu retten; hätten nicht die grosen unbiegsamen Männer, die dieses hochherzige aufgeklärte Volk im Rathe und im Felde leiteten, jedem Sturme von Innen und Aussen unerschütterlich widerstanden: Europa läge eingeschläfert in Fesseln, welche nicht zu lösen wären.

Über die Mäfsigung, welche man von den Friedensschlüssen Napoleons, nicht ohne einigen Grund, rühmt, wird S. 21 sehr treffend geurtheilt. N., der Feldherr und Sieger, würde überhaupt nie die ganze Welt gegen sich aufgebracht und mit Hafs erfüllt haben; aber was von ihm in Frieden, oder wenigstens ohne Waffengewalt geschah, das ist es, was sein Regiment brandmarkt. Der Vf. hat Alles, was dahin Bezug hat, wie dasjenige, was zu den Kriegen und Friedensschlüssen seit 1805 gehört, sehr geschickt anzuführen gewufst. Bey Gelegenheit der Katastrophe mit dem unglücklichen Herzog von Enghien wird S. 31 ein Zug von dem Kronprinzen von Schweden erzählt, der diesen edeln Fürsten und dessen ächt-ritterlichen Geist auf eine schöne Weise charakterisirt und ziert. Der Herzog war im Sommer 1799 in Paris, zu einer Zeit, da Vieles zusammentraf, was die Hoffnungen der Bourbons begünstigen konnte, und der General Bernadotte Kriegsminister war. Der Herzog liefs ihm wissen, dafs er in Paris sey, und ihm die Stelle eines Connetable antragen, wenn er sich für die Bourbons erklären wolle. *Je ne peus pas servir leur cause,* antwortete der edle Mann, *mon honneur me lie à la volonté de la nation française, mais puisque le descendant d'un héros, mais puisqu' un homme s'est confié à moi, il ne lui en arrivera point de mal. Que le duc d'Enghien parte donc à l'instant: car son secret en trois jours ne pourrait plus être le mien, et je le devrais à la patrie.*

Die Vorwürfe von ehrgeizigen Absichten, welche beym Ausbruch des Krieges 1805 von Seiten Frankreichs Österreich gemacht wurden — S. 38 —, erinnern an die grosse Schamlosigkeit, welche den Gegnern Frankreichs nicht das Mindeste hingehen läfst, sondern jeden Schritt und jedes Wort derselben nach einer Moral beurtheilt, die nicht strenger gedacht werden kann, während man sich von Frankreich aus Alles, so schändlich es auch seyn möge, erlaubt. Wen hat es nicht empört, dafs in der merkwürdigen gleisnerischen Rede des Grafen von Fontanes der trefflichen Erklärung der Alliirten vom 1 Dec. der Vorwurf gemacht wird, man suche das Volk von dem Monarchen zu trennen? Wäre es Unrecht, wenn es geschehen wäre? Hat aber nicht Napoleon unter ganz anderen Umständen die Ungarn, Polen, Litthauer und Irrländer zu wirklichen Empörern machen wollen und gemacht? Hat er nicht Völker gezwungen, neuen Landesherrn zu huldigen, ehe der wahre Landesherr darein gewilligt hatte, und ist dieses nicht schändlicher, als alle Auffoderung zu Trennungen?

Über die Behandlung Spaniens, welche als politischer Mifsgriff von der ersten Gröfse gehörig gewürdigt wird, urtheilt der Vf. unter anderen Folgendes: *Il traita la nation espagnole comme un troupeau de bêtes, que son propriétaire peut vendre à qui bon lui semble, pour une rente viagère. Quand bien même la cession de Ferdinand VII en faveur de la dynastie Napoléon eut été volontaire, elle n'aurait eu aucune validité sans le consentement de la nation. Il en est tout autrement des propriétés particulières et des prérogatives politiques. La souveraineté héréditaire est un droit purement personel et par conséquent elle n'est transmissible que dans l'ordre établi de succession.* — Wie viel Unglück wäre verhütet, wenn diese Wahrheit nie verkannt worden wäre! Und möge man, wenn in unseren Tagen, wie kaum zu vermeiden seyn wird, Völker und Provinzen ihre Herren zu wechseln genöthigt werden, mit mehr Schonung zu Werke gehen, als von dem Völkertreiber bis jetzt geschehen! Dafs es nicht ohne Noth, nicht um eines kleinen gemeinen staatswirthschaftlichen Gewinns willen, und auch da nicht geschehen werde, wo ein langgenährter entschiedener Widerwillen entgegensteht; dafür bürgt uns die Gerechtigkeit und Weisheit derer, die die Schicksale der Völker leiten.

Die neutrale Rolle, welche die Staaten mit unglaublicher Verblendung bey den Kriegen Anderer mit Frankreich spielten, und die, wie der Kurzsichtigste sah, keinen schützen und retten konnte, wird gehörig gewürdigt. Was nach dem Kriege von 1805 hierin geschah, läfst sich mit Ausnahme einiger Parthieen entschuldigen. Jetzt dürfen wir uns freuen, dafs der Wunsch des Vfs. erfüllt ist, *que les puissances continentales s'accordent mutuellement une amnistie plenière pour tout ce qui s'est passé sous cette maligne influence, aussi-tôt que l'une d'elles donne des preuves qu'elle veut fortement sa propre indépendance garantie par l'affranchissement de l'Europe.*

Wohl verschwand mit Napoleons Vermählung im Jahr 1810 alle Hoffnung, dafs Europa von dem Joche, so auf ihm lastete, je würde befreyt werden. Die grosse Revolution, so sprach man, und so schien es auch wirklich, wurde damit geschlossen und gleichsam besiegelt. Rufsland, die einzige Macht auf dem festen Lande, welche noch nicht ganz ge-

fesselt war, war ja mit Frankreich Freund, und Rusland war ja, ungeachtet es an Polen grenzte, doch mit Frankreich so wenig in Berührung, dass es leicht werden musste, die etwa sich erhebenden Differenzen durch einige Nachgiebigkeit und Opfer — welche nie von Bedeutung seyn konnten — beyzulegen. Aber anders war es im Rath des Weltbeherrschers beschlossen. Ein Übermuth, der sich am besten in der bekannten Glaubensformel, die Napoleon von aller Welt anerkannt wissen wollte, ausspricht: — *Souvenez-vous toujours que vos premiers devoirs sont envers MOI, les seconds envers la France, les troisièmes envers le peuple confié à votre gouvernement* — dieser Übermuth verleitete den, von dem man sagen kann, dass er es nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu seyn, zu Schritten, die Russland missfallen, zu Foderungen, die Russland empören mussten, und dann zu dem Kriege von 1812. Die Welt weiss es, wie er in Russland fand, was er auch in Spanien gefunden hatte — ein Volk — und dazu einen Fürsten, dieses Volks werth, und wie dann durch die Hand, die den Würgengel über die stolzen Heerschaaren sandte, das grosse Werk, die Befreyung Europa's, begründet wurde: auf dass kein Volk und kein irdischer Herrscher jetzt und künftig sagen könne: Sehet, das ist mein Werk allein!

Nachdem der Vf. entwickelt hat, was Napoleon gethan und was von ihm zu erwarten, wendet er sich S. 70 zur anderen Seite, gegen England, um den Grund oder Ungrund der Beschuldigungen zu prüfen, welche dieser Macht so oft gemacht worden sind. *Les assertions les plus denuées de fondement sans cesse répétées avec assurance, inculquées avec emphase, finissent par faire impression sur les esprits irréfléchis, dont l'inertie se repose dans des idées vagues.* Das wusste Napoleon, und zur Rettung der Wahrheit und zur Beruhigung manches bangen Gemüths ist es zu wünschen, dass ein verständiger und unterrichteter Mann — kein Scribent, wie wir deren leider wieder so viele auftreten sehen — unter uns aufstehe, und Englands Betragen sowohl, als das Segenreiche einer möglichst freyen Verbindung mit England ausführlich beleuchte. Es ist dieses um so mehr zu wünschen, weil schon vor dem letzten Jahrzehend viele irrige Vorstellungen von dem Druck im Umlauf waren, welchen Englands Handel und Industrie auf das feste Land ausüben sollte, und weil, hauptsächlich mit durch des guten Bülch zu weit getriebene Behauptungen, — Englands Benehmen gegen die Neutralen in ein zu ungünstiges Licht gestellt war, dasjenige hingegen, was auch den Neutralen zur Last fällt und von der Natur des Krieges unzertrennlich ist, zu wenig beachtet wurde. Was unser Vf. darüber giebt, ist vollkommen richtig; aber er konnte nur berühren, nicht ausführen, noch weniger ziemt dieses uns. Doch erwähnen müssen wir, dass gleich zuerst über den Zauberspruch Napoleons, *die Freyheit der Meere*, die höchst natürliche Bemerkung vorkommt, dass in Friedenszeiten von einer Klage über Seeherrschaft die Rede gar nicht seyn kann, und dass in Friedenszeiten von einem Seedespotismus nie die Rede gewesen. Diese ganze Klage also, wofür so viel gestritten seyn soll, fällt weg, so wie der Zustand eintritt, der doch hoffentlich einmal wieder die Regel werden wird. Was hingegen über das Betragen gegen die Neutralen im Kriege gesagt wird, scheint Rec. nicht genügend. Die ganze Frage ist nicht scharf genug gefasst, nicht genug aus der Tiefe erörtert, zu sehr durch Fragen und zu weit getriebene Consequenzen abgethan. Rec. würde sich getrauen, noch mehr gegen die Foderungen der Neutralen beyzubringen. Der Eigennutz, der auf der Seite der Neutralen sein mächtiges und listiges Spiel treibt, und die Macht, welche in Kriegszeiten der Herr zur See in Händen hat, lassen nicht hoffen, dass je ein ehrliches und festes Arrangement über diesen Punct getroffen werden kann. Auch ist die Geschichte des Processes zwischen England und Frankreich nicht vollständig erzählt. Zwischen dem Decret von Berlin, durch welches England in Blocadezustand erklärt wurde, und dem Decrete vom 17 Dec. 1807, welches alle Schiffe entnationalisirt, die in englische Häfen eingelaufen sind, liegt ein englischer Blocadebefehl in der Mitte, dessen hier nicht erwähnt ist, und worauf dieses Decret gleichsam die Replik ausmacht. Die Neutralen kommen bey diesem furchtbaren System des Überbietens gar nicht in Betracht. Einer wollte den Anderen zum Rücktritt bringen, und gleichsam versuchen, wie weit sich der Bogen spannen liesse, ehe er bräche. Dass es einen Willen giebt, der fester ist, als Eisen, daran glaubte keiner von beiden Theilen; aber das feste Land hat es gefühlt. Denn grössere, und auch wohl hie und da unheilbarere Wunden, als das Eisen, hat dieser Wille geschlagen. Zur Rechtfertigung der Britten, dass sie ein Kaufmannsvolk seyen, werden S. 80 schöne Betrachtungen aufgestellt. Fabius, Hannibal, Wellington und seine Heerschaaren haben gezeigt, dass das Kaufmannsvolk nicht verlernt hat zu siegen; und ist denn das Menschengeschlecht nur geschaffen, um die Muskete zu tragen, und ist ein Soldatenvolk ein Volk von Heiligen? Englands Interesse ist es aber allerdings, dass das feste Land ruhig, frey und wohlhabend sey. Denn das feste Land ist seinem Handel wichtig, obwohl dieser Handel nicht sein einziger Handel ist, wie dieses von dem Handel des festen Landes mit England gesagt werden kann. Denn, wie die Sachen jetzt sind, hängt aller ultramarinische Handel von England ab, und ist in dem Handel mit England begriffen, und der innere Handel bleibt, ohne einen auswärtigen Handel, besonders bey der Menge von Artikeln des ausländischen Handels, die nun einmal ganz unentbehrlich geworden sind, immer etwas sehr Unvollkommenes. Und begünstigten denn Frankreichs Handels- und Finanz-Institute den inneren Handel? Liess es sich nach dem Allen, was man sah und hörte, je hoffen, dass ein freyer Verkehr mit Frankreich, das von den Grenzen Dalmatiens bis zur Trave Europa umklammert hatte,

würde entstanden seyn? Frankreichs Freundschaft war niemals und nirgends wohlthätig, immer bloss egoistisch, und mehr als egoistisch. Dieses zeigte sich auch bey den Contingenten, welche, so oft sie gewürgt werden mochten, immer ergänzt werden mussten. Dadurch sind die Staaten von Menschen und Geld so erschöpft und so in Schulden gestürzt, dass eine lange Ruhe, in welcher man keines grossen, kostbaren, stehenden Militärs bedarf, durchaus nothwendig ist, wenn sie bestehen und wieder zu Kräften kommen sollen. Der erweckte kriegerische Sinn unserer Jugend kann auch erhalten werden, ohne ein grosses stehendes Heer zu haben, und wird besser erhalten werden ohne grosses Soldatenspiel. Die Erfahrung hat genugsam gelehrt, dass das schönste Heer ein sehr unkriegerisches Heer seyn kann. Wer Preussens Soldaten dem 14 October 1806 entgegen ziehen sah, und wer diese edlen Krieger — wahre Spartaner in mehr als einer Hinsicht — aus den Schlachten des jetzigen Feldzugs hat ziehen sehen, wird daran nicht zweifeln.

Nachdem der Vf. die Segnungen des Continentalsystems kurz zusammengefasst hat, geht er zu der Frage: Was für eine Parthie Schweden zu ergreifen habe? Für uns, die wir wissen, was geschehen ist, hat die ganze sehr schön entwickelte Antwort wenig Interesse. Es ist durchaus geschehen, was nach dem Vf. geschehen sollte, und weil Schweden sehr bestimmt und zu rechter Zeit gewusst hat, was es gewollt, und nicht mehr gewollt hat, als ihm zukam, hat Schweden offenbar das beste Theil erwählt, und mit weniger Opfern erkauft, als irgend ein Staat in Europa. Was über die sogenannten natürlichen Allianzen gesagt wird, ist sehr zu beherzigen. Ein thörichter Glaube an ewige natürliche Freunde und Friede und Mangel an richtiger Einsicht hierüber, Mangel an Kritik, möchte Rec. sagen, hat über Europa unsäglich viel Verderben gebracht, und alles Gute, was jetzt geschehen kann, wird unvollführt bleiben, wenn die verbündeten Mächte es vergessen, dass nur der je und allezeit ein natürlicher Feind ist, der des Anderen Unabhängigkeit bedroht; und wenn nicht der Zuruf des Vfs. — *Les rivalités, les prétentions particulières, les récriminations doivent être oubliées, pour travailler d'un commun accord à leur salut dans un danger si urgent* — bis aufs Äusserste befolgt wird. Auch was von Dänemark vorkömmt, hat die schnell enthüllende Zeit zur Erfüllung gebracht; aber mit dem Sündenregister Dänemarks ist es doch wohl etwas zu genau genommen, wenn gleich Rec. Dänemarks Politik nicht durchgehends vertheidigen möchte. Aber wahr ist es, Schweden geht ein schöner Tag auf. Dass ein baldiger, dauerhafter und harmloser Friede dieses brave Volk schnell die Früchte seiner Anstrengungen geniessen lasse: wer wünscht, wer hofft dieses nicht? Viel, mehr als man je geglaubt, ist ja bereits geschehen: *Mais qu'on ne s'endorme pas dans une trompeuse sécurité. Si après un grand revers on laisse respirer cet homme, il montrera encore au monde, ce que peuvent la ruse et l'audace réunies* — er hat es gezeigt, und zu Europa's Glück, er hat es zu bald gezeigt. — *Il ne suffit pas, qu'il n'ait point eu de succès dans telle guerre d'envahissement; il faut qu'il soit mis hors d'état d'en faire; il faut qu'il soit forcé de renoncer à son système de domination universelle, à ses prétentions incompatibles avec l'indépendance des nations et la tranquillité du monde. Il faut* — doch Rec. will nicht hinzusetzen, was noch geschehen muss. Was durch die Waffen begründet werden kann, wird ohne Zweifel wohl begründet werden, und ist vielleicht jetzt schon in jenen Fluren, in welchen einst Attilas verwüstende Heerscharen ihr Verderben fanden, begründet worden. Aber damit ist noch nicht Alles geschehen; es ist nur die Möglichkeit einer besseren Zeit erkämpft. Dass sie wirklich werde, ist ein zweytes, gleich wichtiges Werk. Viel, sehr Viel lässt sich hoffen, hauptsächlich wenn Preussen kraftvoll auf dem Wege fortgeht, den es betreten, und wenn andere Staaten daran ein Vorbild nehmen. Aber die warnende Stimme darf nie verstummen. Vergessen dürfe es nie werden, dass nicht Menschen allein es waren, die die Macht des Stolzen brachen, der mit gleichem Übermuthe auf dem Nacken der Fürsten wie der Völker lastete, und vor dem die Grossen so wenig bestanden, als die Kleinen. Vergessen dürfe es nie werden, dass Fürsten und Völker, Hohe und Niedrige in schöner Gemeinschaft, und durch diese schöne Gemeinschaft das herrliche, mit Gott begonnene und von Gott gesegnete Werk vollführt haben, auf dass kein Stand und kein Geschlecht sich über das andere ungebührlich erhebe, und durch verwerfliche Anmassungen die Segnungen, welche Alle errungen und Allen gebühren, sich über Recht aneigne. Dann wird Niemanden gereuen, was er gethan und geopfert, und eine glückliche, in freundlicher Eintracht lebende Nachkommenschaft wird segnend sprechen: Unsere Väter waren *tapfer*, *weise* und *gerecht*; darum stehet unser Haus so fest!

PN.

Druckfehler in der Recension von Le Musée français 1813. No. 178. 179. S. 426. Z. 52 zeichften l. weichsten, S. 427. Z. 9 Natur l. Statue. S. 429. Z. 20 Farbenwurf l. Faltenwurf. Z. 34 εκων l. εκοισι. S. 430. S. 30 Nerhadkes l. Versailles. Z. 46 Parther l. Panther. S. 432. Z. 28 Neapoleonische l. Napoleon. Z. 40 Centombe l. Centocelle. S. 433. Z. 53 Dapperie l. Drapperie. Z. 53 Trascati l. Frascati. S. 435. Z. 26 Wange l. Spange. S. 437. Z. 4 reiche l. weiche. Z. 24 Agasos l. Agasias. Z. 25 Le l. Ce.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
FEBRUAR 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag, gedruckt b. Sommer: *Heldengesang vom Zuge gegen die Polowzer, des Fürsten vom sewerischen Nowgorod Igor Swätslawlitsch*, geschrieben in altrussischer Sprache gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. In die deutsche Sprache treu übertragen, mit einer Vorrede und kurzen philologischen und historischen Noten begleitet von *Joseph Müller*, der Philos. Dr. und ehemals Prof. am Gymnas. z. Heiligenstadt. 1811. 82 S. in kl. 4. *).

Zu einer Zeit, wo die Deutschen ihre Dichter aus dem Mittelalter mit inniger Liebe hervorsuchen und bearbeiten, werden sie ihrer Art nach bald den Blick weiter richten; und was könnte für jenes Studium mehr Aufschlüsse geben, vor einer einseitigen Bewunderung der Producte seiner Nation mehr bewahren, als wenn der Germane zugleich um das Mittelalter, und insonderheit um die poetische Seite desselben, bey dem grossen slawischen Stamme, welcher sich neben dem germanischen als ein ursprünglicher erhielt, und mit ihm sich beynahe in das ganze Europa theilte, auch einige Sorge trüge? Überhaupt ist doch jetzt ein Zeitpunct, wo die Eigenthümlichkeit der slawischen Nation durch dasjenige, was die Russen für Befreyung der europäischen Republik gethan haben und thun, und ob der neuen Gestalt, welche diese gewinnen soll, von der grösten Bedeutsamkeit wird.

In dem eilften und zwölften Jahrhundert des russischen Mittelalters entdecken wir eine Bardenwelt, von welcher wir wenigstens schon soviel wissen, dass sie in genialischer Fülle, und eingreifend in den Zustand, die Thaten der Nation, aufgeblüht sey. Wir wissen es aus einer einzigen Urkunde, dem vor uns liegenden Heldengesange, welcher die sorgfältigste Betrachtung verdient. Er ward im J. 1795 aufgefunden, und von dem Grafen *Alexei Mussen Puschkin* zu Moskau im J. 1800 mit einer Übersetzung in die jetzige russische Mundart herausgegeben: wobey wir uns sogleich die Bemerkung erlauben, dass es uns nicht gut gethan scheint, wenn die Russen ihre alten Nationalwerke in die jetzige Sprache übertragen. Das Altrussische nämlich des eilften und zwölften Jahrhunderts ist jetzt noch so verständlich, dass wenige Wörter einer Erklärung bedürfen, ist dem gegenwärtigen Russen nicht mehr entfremdet, als uns die deutsche Rede des sechzehnten Jahrhunderts. Da man nun immer Ausbeute für die Vervollkommnung einer Sprache hoffen darf, wenn man ihre veralteten Ausdrücke wieder an das Tageslicht zieht und prüfet: warum wollten die Russen sich diese kleine Mühe verdriessen lassen, und lieber von ihren alten Nationalwerken einige ehrwürdige Eigenthümlichkeiten verwischen?

Die vorliegende deutsche Übersetzung macht keinen Anspruch auf poetischen Werth, sie soll nur wörtlich und treu seyn, was sie aber auch nicht immer ist: dabey darf man dem Übersetzer nicht zugestehn, was er hofft, dass sie nicht bisweilen undeutsch sey. Solche ungelenke Wortfügungen, wie schon auf dem Titel, vom Zuge gegen die Polowzer des Fürsten u. s. w. statt vom Zuge des Fürsten u. s. w. gegen die Polowzer, kommen öfters vor. Vorzüglich ist die Sprache geschraubt in den ästhetischen Bemerkungen. Diese selbst treffen nicht ganz den Gesichtspunct, aus welchem man das Gedicht betrachten muss. Wenig dringen die kritischen und historischen Noten ein. Den allgemeinen Charakter des Zeitalters, in welches der Gesang fällt, hat der Übersetzer im Ganzen richtig aufgefasst. Die Thatsachen entlehnt er aus den Aufsätzen über die russische Geschichte, welche *C. G. Arndt* aus dem Russischen verdeutscht hat. Sie wären wohl einiger Bemerkung werth gewesen; denn Kaiserin Catharina hat sie mit grosser Sorgfalt nach den besten russischen Geschichtschreibern verfasst, damit sie zum Unterricht für ihre Enkel in der Geschichte der Nation dienten, zu deren Beherrschern sie geboren waren. So hat es nie einen Regenten von Kraft und Einsicht gegeben, welcher nicht glaubte, dass ein Monarch die Geschichte des Volkes, welches er regieren will und soll, durchaus kennen müsse. Übrigens ist dort eine grosse Menge von Thatsachen mit Klarheit und Bestimmtheit, aber mit einer sehr trockenen, gegeben. Dazu reichte noch nie der weibliche Geist aus, einer Masse von Notizen über verschwundene Zeitalter historisches Leben einzuhauchen. Gleichwohl ist zu bedauern, dass in deutscher Übersetzung nur zwey Bände (Riga b. Hartknoch 1787) erschienen, also vier Theile des Originals unübersetzt geblieben sind.

Nur eine einzige Handschrift, welche in der

*) Der vorläufigen Anzeige dieser merkwürdigen Schrift (1811. No. 247) folgt hier eine genauere Beurtheilung, das Resultat eigener kritischen Prüfungen über diesen lange vernachlässigten Theil der poetischen Literatur.

Bibliothek des Herausgebers dieses Heldengesanges aufbewahrt wird, ist bisher von diesem aufgefunden; und sie ist dazu gewiss sehr interpolirt. Wir werden uns bemühen, bey näherer Beleuchtung der merkwürdigen Urkunde auf die Stellen aufmerksam zu machen, welche uns Einschiebsel zu seyn scheinen.

Die Unternehmung, welche hier besungen ist, fällt in trübe Zeiten der russischen Nation. Der Grofsfürst von Kiew sollte ihr Mittelpunct seyn, ihr allgemeiner Anführer wider die feindlichen Völker und Staaten, von welchen sie nach allen Seiten umgeben wurde; aber er war es so wenig für Rufsland, als die deutschen Kaiser im eilften und zwölften Jahrhundert es für Deutschland waren; und wie diese sich mit den einzelnen deutschen Fürsten, die immer mehr zu Souveränen aufstiegen, herumschlagen mussten: so konnte auch jener nicht von Fehden mit den russischen ausruhn, wodurch das Verderben um so höher ward, weil die Fürsten Rufslands nicht aus verschiedenen Häusern, wie die germanischen, stammten, sondern wenigstens einer grofsen Mehrzahl nach Sprösslinge der grofsfürstlichen Familie zu Kiew waren, dafs also ihre Fehden mit dem Oberhaupte nicht nur als ein bürgerlicher, sondern auch als ein häuslicher Krieg wütheten. Aus dieser Verschiedenheit im Mittelalter der deutschen und russischen Nation entwickelten sich manche merkwürdige Verschiedenheiten, welche hier zu verfolgen nicht der Ort ist. Ein Fürst von Kiew, der solche Eigenschaften besafs, wie der wahrhaft grofse Jaroslaw, der fünf und dreyfsig Jahre wie er regierte (J. 1020 — 1054), zwängte die feindseligen Kräfte des Reichs wohl wieder zusammen; aber nach Ablauf einer solchen Regierung fielen sie um so feindseliger wieder aus einander. Die innere Zwietracht Rufslands lockte die räuberischen tatarischen Horden hinein, und vorzüglich eine derselben, die Polowzer, welche sich hart an der russischen Grenze niedergelassen hatten. Gegen sie schlugen sich voll Rachelust bald diese, bald jene russischen Fürsten; und was sie alle zu einer Nationalunternehmung unter Einem Oberhaupte hätte vereinigen sollen, riss sie noch mehr von dem Grofsfürsten zu Kiew los. Solche Zwietracht in Rufsland hatte zur Folge, dafs der Tataren Sturm in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts auch Deutschlands Cultur und Freyheit bedrohen konnte. Der Russen Reich war schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts immer von Neuem der Polowzer Raub, in welchen Zeitpunct die hier besungene Unterternehmung Igors fällt. Sein Vetter, der Grofsfürst Swätslaw von Kiew, hatte kaum mit einigen Fürsten einen Zug wider die Polowzer unternommen, und es scheint, dafs der Fürst vom sewerischen Nowgorod trotz seines brennenden Eifers von seinen Bojaren aufgehalten wurde, zur rechten Zeit sich an das Heer seines Vetters anzuschliessen. Zu seinem Verdruss vernahm er einen herrlichen Sieg desselben, an welchem er keinen Theil genommen hatte, und glühte um so mehr, um auf eigene Gefahr als Haupt eines neuen Rachezuges mit wenigen Verbündeten wider die Polowzer zu streiten. Im J. 1185 brach er auf.

Indem wir so den politischen Standpunct für den Inhalt des vorliegenden Heldengesanges erreicht haben, liegt uns noch ob, den Grad der geistigen Cultur anzudeuten, zu welchem die russische Nation damals gelangt war. Bekanntlich führte die Grofsfürstin Olga, eine so kraftvolle als listige Frau; zuerst die christliche Religion in Rufsland ein. Aber die Nationalität, und besonders der Heroensinn der Grofsen, waren dem neuen Glauben so entgegen, dass er nicht Wurzel fassen konnte, und die Grofsfürstin vermochte selbst nicht, ihren Sohn Swätslaw, wiewohl er lange unter ihrer Vormundschaft stand, zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Ungefähr ein Jahrhundert später konnte der erwähnte Grofsfürst Jaroslaw zur Verbreitung desselben glücklicher wirken, er, welcher zur Ausbildung des Volks überhaupt ungemein viel beytrug, sein Gesetzgeber ward, und bey dem Zusammenhang zwischen den Höfen von Kiew und Constantinopel viele griechische Werke in die slawische Sprache übertragen liess. Gleichwohl blieben die alten Nationalvorstellungen über das Verhältniss des Menschen zu höheren Wesen in frischer Kraft, und die Nationalpoesie, welche sich an den Thaten der Helden aufrankte, und durch das gesellschaftliche Leben hinwebte, liess von der alten slawischen Mythologie nicht los, gegen deren phantasiereiche Sagen und Bilder ihr das Christenthum keinen Ersatz bot. Unser Heldengesang, wiewohl er noch beynah anderthalb Jahrhunderte später, als Jaroslaw blühte, gedichtet seyn muss, zeigt uns hinlänglich, wie so gar nicht in fast drittehalb Jahrhunderten seit Olga's Taufe das Christenthum die Dichtkunst, und sie bestimmt eigentlich bey roheren Völkern die Eigenthümlichkeit ihrer geistigen Bildung, *umgewandelt* hatte.

Das Manuscript hat nach der vorliegenden Übersetzung S. 30 die Überschrift: „Sermon über das Heer Igors, Igors Sohn des Swätslaw (des Sohns von Swätslaw), Enkel (des Enkels) der *Olga*.“ Welche Olga ist hier gemeint? Will etwa aus Unwissenheit oder Prahlerey der geistliche Abschreiber und Urheber des Manuscripts seinen Helden zum Enkel der berühmten heiligen Grofsfürstin machen? Keinesweges; Olga ist im Russischen der Genitiv von Oleg, und dessen Enkel war Igor allerdings. Der Übersetzer hat sich übereilt, und wird wohl wissen, dafs von Olga der Genitiv Olgi lauten würde. Übrigens ist diese Überschrift gewiss nicht von dem Dichter des Gesanges selbst, und eben so halten wir den Anfang: Wäre es uns nicht angenehm, Brüder! anzufangen mit alten Worten die traurigen Ereignisse vom Heer Igors, des Sohns von Swätslaw! anfangen aber muss dieses Lied nach der Sitte dieser Zeit, und nicht nach bojanischer Erfindung. Denn“ — bis auf dieses letzte Wort mit Einschluss desselben für unächt, und für eine Interpolation des späteren Geistlichen, der das Bardenlied christlich zu-

stutzen wollte, und ihm auch jene Überschrift gab. Er gesteht diess selbst sehr naiv; denn die *alten Worte*, mit welchen er anfangen will, können doch nichts anderes heissen, als dass er ein *altes Lied* vernehmen lasse. Diess beweiset zugleich, dass unser Mspt. eine geraume Zeit nach Entstehung des Heldengesanges verfasst seyn müsse, jedoch in einem solchen Zeitpuncte, wo das Schicksal Igors und seiner Gefährten noch im Gedächtniss war und lebendige Theilnahme erregte.

Wir beginnen nun die erste Strophe des Gesanges mit den Worten: „Wollte Bojan, der begeisterte Sänger u. s. w."; und die zweyte Strophe hübe an: „Der Fehden alter Zeit gedenkt die Sage; zehn Falken liess man damals los auf eine Heerde Schwäne u. s. w." Sie spielt auf die Sitte an, dass noch im Zeitalter Jaroslaws *der* Barde zuerst dem Grossfürsten den Helden singen durfte, dessen Falke zuerst die Schwäne eingeholt hatte. In der dritten Strophe wendet sich der Sänger wieder auf Bojan, dessen Genius sich über den alten Brauch hinaus schwang, und „die begeisterten Finger auf die lebendigen Saiten legte, dass sie selbst vom Ruhm der Fürsten tönten." Wir haben hier also nicht nur eine ausgebildete Bardenzunft im Mittelalter Russlands, sondern sehen auch zwey Perioden derselben. In der ersten war sie durch bestimmte Gebräuche verbunden und gebunden, und zünftiger, wie in der zweyten, deren Urheber Bojan war, welcher dem Gesange einen freyeren Schwung gab, dass in ihm, nach dem Ausdruck dieses Gedichtes, „die Gedanken durch Wälder wie der graue Wolf auf der Erde, unter Wolken wie der bläuliche Adler stürmten." Auch gesellte er zuerst die Harfe zu dem Liede. Die Kunst war also bey ihm zwar freyer, aber auch grösser, wie bey seinen Vorgängern, und es leitet irre, wenn der Übers. ihn einen alten *Naturdichter* nennt, wahrscheinlich durch die kühnen Bilder verführt, welche die Gewalt seines Genius anzeigen sollen. Bojan eröffnete das gebildete Zeitalter der Nationaldichtkunst.

In welchen bestimmten Zeitpunct nun fallen diese beiden Perioden der russischen Bardenwelt? Die erste ist leicht zu bestimmen, denn unser Sänger sagt selbst, dass die Barden derselben dem alten Jaroslaw und seinem Bruder Mstislaw gesungen hätten. Sie lebten also in der früheren Hälfte der langen Regierung des ersten: denn der Held Mstislaw, Fürst von Tmutarakan, starb schon im J. 1034. Jaroslaw schuf die goldene Zeit des russischen Mittelalters, und im J. 1035 fingen die Früchte derselben an, sich herrlich zu zeigen. Schon darum wird wahrscheinlich, dass mit der zweyten Hälfte seiner Regierung auch eine reinere Periode des Bardengeschmacks eintrat. Nun giebt es einen Beweis, welchen wir hier noch nicht, erst im Verfolg der Erläuterung unseres Gedichtes, führen können, dass Bojan Jaroslaws Thaten besang, also unter ihm lebte. Man wird einwenden, dass er dieselben als etwas längst Vergangenes, und lange nach dem Tode des Grossfürsten, besingen konnte. Allein die Stelle, auf welche wir uns späterhin berufen werden, deutet zugleich an, dass der Barde Bojan auch in Jaroslaws Gegenwart und ihm selbst seine Thaten sang, wahrscheinlich ihn sogar auf seinen Zügen begleitete. Ausserdem zeigen alle Spuren, die wir von der russischen Bardenwelt haben, dass ihre Sänger, die mit den fürstlichen Geschlechtern zusammenlebten, bisweilen aus ihnen entsprossen waren, nur dem Ruhm der noch lebenden Helden einen besonderen Gesang weihten, nur solche zum *Hauptgegenstand* eines Liedes machten, wenn sie auch im Erguss desselben älterer Zeiten erwähnten. Endlich können wir durch die bestimmteste Thatsache darthun, dass Bojan in der zweyten Hälfte von Jaroslaws Regierung, als dessen Schöpfungen ihre goldenen Früchte trugen, wirklich blühte. In diesem Heldengesange kommt S. 58 und 59 vor, dass der Knäs Wseslaws im siebenten Zeitalter Jaroslaws den goldenen kiewischen Thron mit dem Lanzenholz berührte. Ein Zeitalter bedeutet hier einen Zeitraum von fünf Jahren, und der Grossfürst, welcher fünf und dreyssig Jahre regierte, hatte also deren sieben, und Wseslaw, der im Jahr 1041 in Polozk zur Regierung kam, übte also seinen Trotz gegen den Oberherrn in den Jahren 1050—54. Ihm nun, diesem übermüthigen, harten und kühnen Fürsten, *sagte* nach S. 60 und 61 des vorliegenden Gesanges der sinnige Dichter Bojan den warnenden Spruch: „Weder der Kluge noch der Glückliche, auch nicht der glückliche Vogel, kann dem Schicksal Gottes entgehn." Diese letzte Spur zur Bestimmung des Zeitalters von Bojan hat auch der Übers. gewittert. Doch ist es grundfalsch, wenn er, seinen Beweis zu führen, behauptet, Bojan habe den Wseslaw besungen. Er hat das Gegentheil gethan, ihm eine tüchtige Warnung gegeben; und hätte er ihn auch besungen, der Übers. wenigstens konnte damit keinen Beweis führen: dass der Barde und Wseslaw Zeitgenossen waren; denn ihm ist nirgends bemerklich geworden, was wir oben geäussert haben, dass die russischen Barden nur lebende und gegenwärtige Helden besangen. Nach ihm also hätte Bojan auch den längst verstorbenen Fürsten Wseslaw besingen können.

Was nach der dritten Strophe folgt, von „Lasst uns nun u. s. w." bis „für Russland S. 34", gehört unfehlbar nicht zu dem Gesang, und ist ein späteres prosaisches Einschiebsel. Darum ist es auch nicht der Mühe werth, zu grübeln, wie es in demselben heissen könne, dass diese Sage vom alten Wladimir bis auf den jetzigen Igor anheben solle? Der Geistliche, welcher sich erlaubte, den herrlichen Heldengesang zu verunstalten, hatte wohl gemerkt, dass damit auch der Vorzeit gedacht war, und Jaroslaws Vater, der gleich grosse Wladimir der Erste, war der älteste Grossfürst, welchen der Interpolator nennen wollte, weil er der erste Christ unter den Grossfürsten war. Prächtig erhebt sich nun die vierte Strophe: *„Igor blick auf die helle Sonne, sah wie*

sie mit Finsternifs alle seine Heere deckte u. s. w." Aber selbst in ihr glauben wir die Zeilen: „Die Begierde u. s. w." bis auf das Wort „denn" für eine prosaische Bemerkung des Geistlichen halten zu müssen, welche den Bardenschwung lähmt. Übrigens kann nichts lyrischer seyn, als wie hier der Held des Gesanges in seinem trotzenden Heroensinn und Glanz plötzlich hingestellt wird. Weil er das warnende Zeichen nicht achtet, schlägt der Barde einen schwermüthigen Ton an, und so spielt schon in den Eingangsstrophen das Helldunkel, welches auf dem ganzen Gedicht liegt, und durch stolze Freude über die russische Tapferkeit, durch Schwermuth über ihr Unglück hervorgebracht wird.

Die fünfte Strophe wendet der Barde dann wieder an Bojan. Das Bild des Helden, der schauerliche Eindruck der unglückweissagenden Vorzeichen, haben sein Gemüth übermannt: „*Falken nicht vertrug der Sturm über weite Felder; Krähen laufen heerdenweise an den grossen Don. Gottbegabter Sänger Bojan, Weles Enkel, sängest du es doch.* (Weles war der Hirtengott der alten Slawen, welchen sie sich gesangreich, und gleichsam als den Stammvater ihrer Barden dachten. Bey Anführung solcher Stellen haben wir uns eben nicht an die vorliegenden Übersetzung gehalten.)

Nach dieser Einleitung, die an lyrischem Schwung nicht übertroffen werden mag, stellt uns der Barde die Rüftung Igors und seiner Verbündeten in ein paar Zeilen dar. Igors Worte an seinen jüngeren Bruder, Wsewolod strömen in ein Lob seiner Kurianen, eines kriegerischen Volksstamms, aus; „*Eingewindelt bey Trompeten, eingelullet unter Helmen, aufgenährt an Lanzenspitzen, wissen sie die Pfade, kennen sie die Gräben, halten die Bogen gespannt, offen die Köcher, scharf die Säbel, rennen wie gräuliche Wölf' im Gefild, spüren Ehre sich, Ruhm dem Fürsten auf.*"

Gleich dichterisch ist die Beschreibung der unglücklichen Vorzeichen. Der eigentliche Unglücksvogel der alten Slawen, der Diw, schreyt am Wipfel des Baums." Gleichwohl war der erste Tag der Schlacht siegreich für die Russen, und schöner konnte der Barde seine Beschreibung desselben nicht schliessen, als mit einem Aufjauchzen, dass die unglücklichen Weissagungen an diesem Tage nicht erfüllt waren. Geschlagen, hatten sich die Polowzer vom Strom Donez weg hinter eine Anhöhe gezogen; doch die russischen Vortruppen drangen auch dort bis in ihr Lager, und schickten viele Gefangene zu dem Hauptheere. Weil indess Igor hörte, dass die Polowzer von allen Seiten her zusammenströmten; so beschloss er einen allgemeinen Rückzug zu dem Strom; aber sein Sohn Wladimir und sein Neffe Swätslaw, welche die Vortruppen befehligten, machten Einwendungen dagegen, weil ihre Rosse zu ermüdet wären, und Held Wsewolod stimmte ihnen bey. So brach das Heer erst kurz vor Aufgang der folgenden Sonne nach dem Donez auf. Aber schon war es von allen Seiten umgarnt von den Polowzern. Diese kommen vom Don und vom Meere: „*Sieh, die Winde, Enkel Striborgs* (des slawischen Gottes der Winde), *wehn vom Meer Pfeile her, auf die tapfren Schaaren Igors.*" Alle Fürsten stiegen vom Pferde und setzten zu Fuss den Rückzug an den Donez fort, um gleiche Gefahr mit den Ihrigen zu theilen. Das Gefecht dauerte ununterbrochen, Igor ward verwundet, sein Bruder Wsewolod hielt vornehmlich den Kampf aufrecht: „*Wohin der Auerochs sprang, leuchtend mit goldenem Helm, liegen der Polowzer Heidenköpfe.*" Auch die folgende Nacht ward der Rückzug fortgesetzt; aber am dritten Morgen war der Nachtrab Igors, der aus einem mit den Russen verbündeten Stamm der Polowzer bestand, so in Unordnung gebracht, dass der Held wieder zu Pferde steigen, und zu demselben hinsprengen musste. Er vermochte nicht die Flüchtigen aufzuhalten, warf seinen schwarzen Helm ab, um schneller zu entkommen, wurde von den Polowzern erkannt, umringt und gefangen.

Alle diese Thatsachen muss man sich aus den russischen Geschichtschreibern gegenwärtig erhalten, um den lyrischen Erguss des Barden über die unglückliche Schlacht in der dritten Abtheilung seines Gesanges zu verstehn, so wie diejenigen, welchen er sie sang, vollkommen davon unterrichtet waren. Igors Gefangenschaft erwähnt er übrigens hier noch nicht, so wie er überhaupt noch von der entschiedenen Niederlage der Russen schweigt. Ehe er ihrer gedenkt, macht er, mit überaus zarter Schonung gegen die Fürsten, welchen er sang, eine Abschweifung in vorige Zeiten, um anzudeuten, wie die eigentliche Stärke der Polowzer durch den Fehdengeist der russischen Fürsten gegen einander erwuchs, und die Grundursache sey, warum auch Igors tapfere Schaaren ihr erliegen mussten. „*Sie waren, die Zeiten Trojans, entwichen sind die Jahre Jaroslaws* u. s. w."

Der Übersetzer bemerkt, dass man in den russischen Jahrbüchern keinen Herrscher mit dem Namen Trojan finde, der Dichter scheine vielleicht wegen der Besiegung einiger Gegenden Daciens die älteren Fürsten vom Kaiser Trajan ableiten zu wollen; oder ob Trojan gar ein von Troja nach Russland gerathener Abenteurer seyn solle? Allein solcher halsbrechenden Vermuthungen bedürfen wir nicht. Wenn auch von Trajans Unternehmungen in Dacien keine Sage, kein Andenken unter den Russen erhalten war; so kannten sie seine lange ruhmvolle Regierung, die goldene Zeit der Welt unter ihm, gewiss hinlänglich durch ihren Verkehr mit dem byzantinischen Reich und ihre Kunde von dessen Literatur. Was war natürlicher, als dass sie die vielen glücklichen Jahre unter dem Scepter Jaroslaws mit dem Zeitalter Trajans verglichen, und die beiden grossen Häupter durch Apposition zusammenstellten? Es wird also in obigen Worten des Heldengesangs nur eines und ebendesselben Herrschers gedacht: Jaroslaw und Trajan sind Eine Person. Darum können wir nun auch durch eine frühere Stelle S. 35 beweisen, dass Bojan ein Barde unter jenem Grossfürsten war. Es heisst daselbst von ihm: „*Du, regnend in die Fährte Trojans durch Gefilde auf Berge!*" und gewünscht wird, dass er, wie die Zeit von *jenem*, so Igors Ruhm besingen könnte.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag, gedruckt b. Sommer: *Heldengesang vom Zuge gegen die Polowzer, des Fürsten vom sewerischen Nowgorod Igor Swätslawlitsch,* geschrieben in altruss. Sprache, gegen Ende des 12 Jahrh. In die deutsche Sprache treu übertragen, mit einer Vorr. und kurzen philolog. und hist. Noten begleitet von *Joseph Müller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Um die Schande von der Niederlage seiner Helden zu mildern, gedenkt aber der Barde nicht bloss der unglücklichen Jahre, als die bürgerlichen Kriege der Fürsten nach Jaroslaws goldenem Zeitalter Russland verwüsteten, sondern stellt dieselben noch in Contrast mit der Schlacht Igors; denn damals wüthete der Kampf in der *Russen* Land, jetzt im *unbekannten* Gefilde mitten im *polowzischen* Lande. Die dichterischen Farben, womit dieser Contrast gehoben ist, sind trefflich.

Nun erst wagt der Sänger, zu Anfang eines neuen Abschnitts seines Liedes, den dritten unglücklichen Tag zu berühren. Aber seine Poesie ist nur ein matter vorübergleitender Strahl, welcher auf die Niederlagen der Schaaren Igors fällt. „*Am dritten Tag gegen Mittag sanken seine Standarten*", ist fast die einzige bestimmte Thatsache, welche er von derselben anführt; und doch nahmen die Polowzer beynahe alle Russen, die nicht gefallen waren, mehr als fünftausend Mann, nebst den sämmtlichen Fürsten gefangen. Ausführlich schildert der Barde dagegen das Unglück, welches nun der eindringende übermüthige Feind durch seine Verheerungen über Russland brachte. Die Schmach war um so grösser, weil Swätslaw von Kiew noch kaum durch seinen siegreichen Zug den Polowzern Grauen erweckt hatte. Merkwürdig ist, dass der Dichter die Deutschen und Venetianer, die Griechen und die Mähren nennt, welche den Ruhm Swätslaws besungen und den Fürsten Igor betrauert hätten. Die Griechen und Deutschen werden nicht nur als die beiden grössten Nationen genannt, mit welchen Russland in Berührung war, sondern insonderheit, weil der grossfürstliche Hof von Kiew sehr nach Verbindung mit den beiden Kaiserhöfen derselben strebte. Von den italiänischen Mächten war Venedig damals die bedeutendste, und wirkte durch seinen Handel am meisten auf Russland ein; aber warum werden von den slawischen Völkern gerade die Mähren genannt? Nun erst, nach solchen Zwischenmelodieen, durch welche immer wieder der Hauptsatz des Gesangs spielt, dass die innere Fehde zwischen den russischen Fürsten der Quell alles Unglücks für das Vaterland sey, kann sich der Barde überwinden, die Gefangenschaft Igors auszusprechen, und nur mit Einem, aber ganz meisterhaften Zuge: „*Fürst Igor setzte sich aus seinem goldnen Sattel, und setzte sich in Koschtsschew's Sattel.*"

Das sechste Lied singt die Trauer des Grossfürsten Swätslaw über Igors Unglück, welchen er ungemein liebte. Der Anfang: „Und Swätslaw sah einen traurigen Traum", so wie in der dritten Zeile die Worte: „versetzte er", sind gewiss Einschiebsel. Wir sehen den Grossfürsten sogleich, wie er seinen Traum den Bojaren erzählt; und wie herrlich beginnt alsdann der sechste Gesang: „*Diese Nacht, auf den Höhen, überhüllet ihr, von Abend her, mich mit schwarzer Decke auf dem Bett' aus Eibenholz. Blauen Wein mit Gift gemischt* u. s. w." Das Weigern der Bojaren, für die Befreyung der Fürsten etwas zu wagen und zu opfern, ist von gleicher poetischer Pracht, wie jener Traum. Dasselbe gilt von der Klage des Grossfürsten darauf, deren Hauptthema wiederum ist, dass die Fürsten nicht mit ihm zusammen wirken. Es läst sich genau bestimmen, in welche Zeit diese Scene zwischen dem Grossfürsten und seinen Bojaren fiel. Jener sagt, dass *Wladimir* unter den Wunden aufschreye, und *Glebs* Sohn Noth und Bedrängniss leide. Wladimir war Fürst von Perejaslaw, welche Stadt der polowzische Heerführer Kontschak nach Igors Niederlage einschloss, als plötzlich ihr Fürst hervorbrach und mit wenigen Reitern in die Mitte des Feindes sprengte. Sein Ross fiel unter ihm, er kämpfte zu Fuss, von drey Spiessen verwundet, von allen Seiten bedrängt. Alles flog aus der Stadt herbey, ihn zu befreyen. Dem Hinsinken nahe, ward er plötzlich von den Seinen umringt, zu Pferde gesetzt und glücklich zurückgebracht. Die Polowzer zogen sich darauf freylich etwas zurück; weil Wladimir indess einen neuen Angriff auf Perejaslaw befürchtete: so liess er den Grossfürsten dringend um Hülfe ersuchen, und darauf hielt dieser ohne Zweifel jenen Vortrag an seine Bojaren. Aber wer war der zugleich genannte Sohn Glebs? In den Anmerkungen zu der vorliegenden Übersetzung, wo gar nicht erwähnt ist, wer Wladimir war, heisst es: wer unter Glebs Sohn zu verstehn ist, kann *nicht ausgemacht* werden, da es *damals* mehrere Gleb gab. Dieses *damals* ist unbestimmt. Soll es auf das Jahr 1185

gehn, wie es kaum anders kann: so ist die Behauptung unrichtig, denn damals war unter den regierenden Fürsten in Russland gar keiner oder *vielleicht* der einzige unbedeutende von Dobrowiz, welcher Gleb hiess. Offenbar nun ist in der angeführten Stelle gar nicht von zwey Personen die Rede, sondern einzig von Wladimir Glebowitsch von Perejaslawl, der allerdings Glebs Sohn war, wie sein Name anzeigt. Es gab freylich damals auch noch andere Glebowitsche, aber sie passen nicht in die hier angegebene Beziehung.

Wir könnten noch mehrere dergleichen Bemerkungen zur Aufhellung des Gedichts und zur Widerlegung von Irrthümern, die es verdunkeln, bey dem sechsten Gesang anbringen. Allein es sind uns noch wichtigere Aufgaben zu lösen übrig. Doch müssen wir bemerken, dass wir den sechsten Gesang viel früher schliessen möchten, als der Urheber des Mspts. und die bisherigen Herausgeber gethan haben. Der alte Barde hat sein sechstes Lied wahrscheinlich mit den angeführten Worten des Fürsten von Kiew über Wladimir beschlossen. Die Scene zwischen Swätslaw und seinen Bojaren scheint uns hier beendet, S. 53, und mit den Worten: „O grosser Fürst Wsewolod!" hebt der Barde selbst wieder zu reden, und sein siebentes Lied an, welches dann forttönt bis S. 61. Dass man alles diess, was wir der Person des Dichters hier beylegen, noch als fortgehende Rede des Grossfürsten nimmt, ist unstatthaft. Denn erstens war dort, wo wir sie abbrechen, Alles gesagt, was er den Bojaren zu sagen hatte, und das Lied rundet sich so vortrefflich; das Weitere ist ihm fremdartig, und macht sich wiederum zu einem Ganzen, als lyrisch-epischen Erguss des Sängers. Dann ist der Ton, wie in demselben zu einzelnen Fürsten geredet wird, nicht geziemend für den Grossfürsten, aber wohl für den Dichter, wie z. B.: „Steiget, Herren, in die goldnen Bügel!" oder: „Schiesse, Herr, den Kontschak u. s. w." Endlich wird hier schon solcher Thatsachen gedacht, die erst nach der Scene zwischen Swätslaw und seinen Bojaren anfingen, z. B., dass sich, indem der Don dem Igor, dessen tapferes Heer Niemand erwecken kann, die Fürsten zum Siege ruft, die Olgowitschen und die drey Mstislawitschen stürmisch zum Gefecht aufmachen.

Aus dem Bisherigen folgt denn auch, dass die Stelle S. 57: „Er raffte sich auf dem Lager auf und sagte u. s. w., unmöglich auf den Grossfürsten Swätslaw gedeutet werden könne, der während seiner Erzählung sich aufrichtete und sagte: Dein Gefolge, Knäs, u. s. w. Der gefallne Isäslaw rafft sich auf dem blutigen Grase noch einmal auf: diess mochte Thatsache seyn, die Geschichte erwähnt ihrer nicht. Nun ist das, „und sagte", offenbar eine Interpolation von dem Urheber des Mspts., welcher die Begeisterung des Sängers nicht begriff, der den gefallenen Helden anredet: *„Deine Gefährten, Fürst, decken Vögel mit den Flügeln, wilde Thiere lecken ihr Blut."* Überhaupt aber ist der siebente Abschnitt des alten Gedichts noch ein verworrenes Dickicht, in welches Historiker und Kritiker nur mühsam Licht bringen werden.

Das achte Lied ist von der zartesten Schönheit. Ein Jahr vor seinem unglücklichen Zug in der Polowzer Land hatte sich Igor mit Euphrosyne, der Tochter des Fürsten Jaroslaw von Halitsch vermählt. Ihre Klage um den gefangenen Gemahl läfst der Barde in vier Strophen zerfallen, und einer jeden präludirt er *„Jaroslawna's Stimme wird gehört. Wie ein Guckguck, ungesehn, guckt sie früh."* Diess Präludium gehört wesentlich zu der Romanze, und ist nicht, wie der Übersetzer meint, als eine Aufschrift zu nehmen. Dichterischer hat der Schmerz nie geweint, als in diesem Liede Jaroslawna's. Erst wenn man über den Rhythmus und Reim der altrussischen Poesie im Reinen ist, übertrage es ein Dichter wie *Goethe*.

So gross die Anstrengungen des Fürsten von Kiew, so siegreich sein Sohn Olg Swätslawitsch und der ruhmvolle Feldherr Tudor gegen die Polowzer waren, dauerte Igors Gefangenschaft. Der Fürst Kontschak hatte ihn in Verwahrung genommen, und liess ihn auf die anständigste Weise behandeln. Das Lösegeld für ihn hätte man wohl aufgebracht; aber die Polowzer wollten zugleich alle übrigen gefangenen Fürsten und Befehlshaber ausgelöst wissen. Indessen fand sich ein geborner Polowzer, genannt Lawer, Sohn einer Russin aus dem severischen Fürstenthum, welcher sich gegen Igor erbot, ihn ungefährdet und wohlbehalten in die Heimath zurückzubringen. Der Fürst fand Bedenken bey diesem Vorschlag, weil er die eigentliche Beute des Hauptes der Torken war, und Kontschak für ihn Bürgschaft geleistet hatte. Allein auf die geheime Kunde, welche er erhielt, dass sein Leben bey Rückkunft der polowzischen Heere, die wegen des unglücklichen Feldzugs auf das äusserste erbittert wären, in Gefahr schwebe, vertraute er sich der Schlauheit und Entschlossenheit Lawers an. Seinen Wächtern gab er ein Gastmahl und berauschte sie, ging von ihnen, indem sie spielten, in's Zelt, und sie glaubten, dass er schlafe, als er schon unvermerkt das Zelt wieder verlassen hatte. Rosse waren für ihn bereit, und noch in derselben Nacht kam er glücklich alle Lagerplätze der Polowzer vorbey. Die Rührung und Freude seiner Gemahlin, seines Fürstenthums und Russlands über seine Rückkehr waren unbeschreiblich.

Diese Thatsachen über seine Befreyung sind der Inhalt des neunten und letzten Liedes, erscheinen aber daselbst etwas anders wie in den russischen Jahrbüchern. Der Barde sagt nichts von der Rolle, welche Lawer als Urheber der Flucht Igors spielte. In einer prachtvollen Einleitung deutet er nur an, dass ein Wunder des Himmels dem Knäs den Weg aus dem Polowzer Lande zum väterlichen goldnen Thron gezeigt habe. Dann fällt er in den eigentlichen Balladenton, und berichtet, wie das Pferd um Mitternacht am jenseitigen Ufer des Don von Owlur bereit gehalten ward, dieser über den Strom pfiff, um von Igor gehört zu werden. Owlur, der nachher

auch Wlur genannt wird, soll nach dem Übers. und Anderen der Reitknecht von Igor gewesen seyn; ist aber wahrscheinlich einerley mit Lawer. Denn in der Aussprache konnten beide Namen leicht verwechselt werden. Davon abgesehen, dass man von jenem sogenannten Reitknecht im Übrigen nichts weiss, konnte der Sänger nicht umhin, den eigentlichen Retter des Fürsten in seinem Gesang zu nennen, weil Lawer am Hofe zu Nowgorod-Sewerskoi in Ansehn blieb, Igor ihn unter seine Grossen aufnahm, und nach seiner Taufe mit der Tochter von einem derselben vermählte.

Das Gespräch zwischen dem Fürsten auf der Flucht und dem Fluss Donez übertrifft alles Ähnliche, was wir in Dichtern des Alterthums und der folgenden Jahrhunderte kennen; und wie schön lobt der Held den guten Fluss, indem er ihm die bösartige Stugna entgegenstellt, die den jungen Fürsten Rostislaw verschlang. „*Da vergeblich vor Gram die Blüthe, senkte Kümmer das Gehölz zur Erde, und die Elstern huben ihr Geschwätz an.*" Hievon nimmt der Sänger wieder einen Gegensatz auf. Die polowzischen Heerführer Gsak und Kontschak reiten auf der Spur des glücklich fliehenden Igor: „*Damals schwatzten Elstern nicht, Spechte nur rankern hin und her auf Ästen* zeigen klopfend zu dem Fluss *die Bahn, und die Nachtigallen künden durch das frohe Lied den Tag an.*" Das Gespräch zwischen den beiden verfolgenden Polowzern ist so dichterisch, wie jedes Wort in diesem neunten Gesang, und drückt trefflich die Freundschaft aus, welche Watschak für Igor hegte, und von welcher auch die Geschichte redet.

Hier würden wir den neunten Abschnitt schliessen, und den Rest noch als ein besonderes Lied, gleichsam als den Epilog nehmen, so wie das Gedicht auch seine besonderen Eingangsstrophen hatte. Die ersten Worte bis „Rogans Braut" sind unfehlbar eine Anmerkung, wahrscheinlich von dem Urheber des Mspts., d. h. nämlich des einzigen bisher aufgefundenen Mspts., einem schlechten Abschreiber; denn wir wollen keinesweges behaupten, dass die russischen Sanger, vornehmlich seit Jaroslaws des Grossen Zeit, nicht selbst schon ihre Gesänge aufgeschrieben hätten, da die Bücher, welche man zu Constantinopel besass, schon bey ihnen eingewandert waren. Dergleichen Interpolationen müssen schlechterdings aus dem Text geworfen werden, wenn wir diesen Heldengesang geniessen sollen. Das Schlusslied finge also an mit den Worten: Schwer ist u. s. w. Der geringe christliche Anflug der Erzählung in demselben ist einem russischen Sänger zu Ende des zwölften Jahrhunderts nicht ganz fremdartig. Das Amen mag übrigens der Interpolator hinzugesetzt haben, welcher den Heldengesang zu einem christlichen Sermon zustutzte.

Dass der bisher entwickelte Heldengesang in ächter altrussischer Sprache verfasst sey, hat Niemand bezweifelt, und man hat angenommen, der Urheber desselben sey ein Geistlicher aus Kleinrussland, welche Meinung auch in dem vorliegenden Buche aufgestellt ist. Allein sie gründet sich bloss auf die geistliche Form, welche dieses alte Gedicht habe. Dass sie aber nichts sey, als unverschämte Interpolation, und dieser Heldengesang eine ganz andere und durchaus politische Form habe, glauben wir durch den Gang unserer Untersuchungen hinlänglich dargethan, und mithin fällt jene Meinung in ihr Nichts zurück. Der alte Barde und sein Interpolator müssen streng geschieden bleiben. Jener nun, den Ideen zufolge, welche wir über die russische Bardenwelt versuchten, blühte und sang ohne Zweifel in Gegenwart Igors selbst, und wahrscheinlich nach dem Jahre 1188, denn er singt am Schluss: „Lasst uns singen dem Igor, dem *Wladimir*, Igors Sohne." Dieser aber kam erst in jenem Jahr mit seiner geliebten polowzischen Fürstin Kritschakowna aus seiner Gefangenschaft zurück. So lange überhaupt noch Glieder des fürstlichen Hauses Gefangene des Feindes durch Igors Niederlage waren, scholl ein Gesang über dieselbe schwerlich an seinem Hofe. Auf jeden Fall muss das Gedicht zwischen dem Jahr der Befreyung Igors und seines Todes, der im Jahr 1200 erfolgte, gesungen seyn.

Über den hohen poetischen Gehalt desselben brauchen wir nichts mehr hinzuzufügen. Wenn man, wie der Übers., es mit der Ilias irgend vergleicht, oder gar, wie eben dieser, dem Barden zum Verbrechen macht, wofern er den Homer kannte, nicht mehr im reinen epischen Geist der Griechen gedichtet zu haben: so verkennt man gänzlich seinen Charakter, und mag leicht finden, dass es ihm an Haltung fehle. Er ist als altrussischer Barde so viel werth, wie Homer als altgriechischer. Zu einem Epos hatte sich der gesellschaftliche Zustand, die Geschichte und Sprache seiner Nation nicht ausgebildet, werden sich Himmel, Land und die starre Energie im Norden nicht leicht eignen. Aber lyrisch hat er einen historischen, auch etwa episohen Stoff auf eine meisterhafte Weise genommen. Will man ein Product anderer Zone mit ihm vergleichen: so erinnert er am meisten an die altspanischen Romanzen über den Cid, nimmt indessen einen viel höheren und kühneren Schwung, als diese, und ist bey weitem nicht so erzählend, sondern abgerissener. Was den unbehülflich oratorischen Gang betrifft, welchen der Übers. in dem Heldengesang wahrnehmen will: so kommt diese Wahrnehmung wohl daher, weil er den Interpolator nicht von dem Dichter schied, und der altslawische Rhythmus uns noch zu sehr Geheimniss blieb.

Wir können nicht enden, ohne die russische Nation aufzufodern, dass sie nicht säume, ihre Barden des eilften und zwölften Jahrhunderts an das Tageslicht zu fördern; denn sie hat jetzt nichts gegen dieselben aufzugreifen, und ihnen muss sich ihre Nationaldichtkunst anschliessen. Wo sind die göttlichen Gesänge von *Bojan?* sie können doch nicht alle verhallt, vermodert seyn? Selbst in dem

Codex, welchem unser Heldengesang entnommen ist, sind altrussische romantische Erzählungen, welche noch nicht, so viel wir wissen, zum Vorschein gekommen sind. Mögen die russischen Grossen wetteifern, Kunst und Ruhm *ihrer* Nation zu sichern, was am besten auf die bemerkte Weise geschieht, anstatt einer französischen Oberflächlichkeit nachzujagen; mögen sie auf den Admiral *Schiskow* schauen, der die altrussischen Barden commentirt, die vaterländische Literatur und Kunst über alle liebt und pflegt, und nach ihr die deutsche!

Ms.

Aschaffenburg, b. Wailandt und Sohn: *Gedichte* von *Helmina von Chezy* (Enkelin der Karschin). 1812. Erster Band. 120 S. Zweyter Band. 128 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mild strahlend und sanft erwärmend wie die reine Flamme des häuslichen Heerdes locken und fesseln diese Gedichte das empfängliche Gemüth, und durchdringen das Herz mit liebevollen, wohlthuenden Empfindungen, die ein Ausdruck sind ächter edler Weiblichkeit. Eine gewisse Haltung in den lyrischen Ergiessungen, die aus der Tiefe hervorquillend bey aller Frische, bey aller Regsamkeit und Innigkeit zur gelind hinströmenden Melodie werden, deutet auf eine innere Klarheit und Harmonie der Seele, der man, auch bey stärkeren Gefühlen, sich gern überläst, weil man der Rückkehr zum Gleichgewichte bey der herrschenden Kraft stets gewiss ist. Deshalb möchten wir die meisten und gerade die schönsten dieser Gedichte keinesweges mit dem Charakter der Sentimentalität bezeichnen (mit welchem Worte jetzt überhaupt ein grosser Missbrauch getrieben wird), sondern sie lieber sanfte Schwärmereyen eines gefühlvollen Herzens nennen. Diess gilt besonders von der ersteren Hälfte des zweyten Bandes, worin das Sehnen, Zweifeln und Verlangen wie Seufzerlaute unmittelbar aus dem Herzen hervorquillen, und oft wenige Worte einen ganzen Zustand schildern. — Etwas Schmerzlichsüsses hat S. 8 das *Abendlied*, und S. 35 erinnert das *Ständchen* an den Ton in manchen Volksliedern:

Ich kenn' ein Wörtlein silberrein,
Das Wörtlein führt in Himmel ein,
Das heisst allein: ich liebe dich!
Sagst du es nicht, so sterbe ich,
Hört ich's an deinen Lippen an,
O einmal nur, gern stürb' ich dann!

Ich kenn' ein' Rose wundersüss,
Die Rose ist das Paradies,
Von zarten Lippen ist's ein Kuss,
Nach dem ich ewig schmachten muss —
Du, aller Huld und Schönheit reich,
Gieb mir den Kuss, den Tod zugleich!

Nur selten streift die Dichterin durch Einfachheit an Leerheit, und läst kleine Gedichte ungerundet und unvollendet. Das Unbedeutende dieser Art überfliegt man leicht. In den meisten Liedern hat sie ihre Eigenthümlichkeit rein erhalten; nur selten spürt man den schädlichen Einfluss der Schule in affectirtem Bestreben, sich der Gegenwart zu entfremden, durch ein Spiel mit Blümelein, durch Ausdrücke wie *Glutenbronne*, durch Flickwörter, *will* und dergl. und durch die Steifheit im Gebrauch von lauter weiblichen Reimen. Am eigenthümlichsten wirkt sie durch die Einfachheit solcher Sätze, wie sie in *Eginhardt und Emma* vorkommen:

Ach! wie kann Liebe quälen,
Wie selig Liebe seyn.

—

Gieb mir den Tod im Kusse,
Weil ich ja scheiden muss.

Solche Herzensausdrücke machen die schönste Zierde ihrer Poesie aus. — Zartheit und edle Einfachheit verbindet sie mit Naivetät und der Schilderung des Gemäldes: die heilige Familie von Raphael. Weniger gelingt ihr der Scherz, wie z. B. der mit dem Strohmann; besser ist *alte Zeit und neue Zeit* und geistreich und belehrend zu nennen. — Noch vorzüglichen Genuss gewähren ihre orientalischen Dichtungen, die zum Theil nicht bloss Übersetzungen, sondern wirkliche Verdeutschungen sind, worin die orientalischen Reize mit der Anmuth und der edlen Einfachheit ihrer Sprache sich in der That zauberisch vermählen. Die schöne Sclavin, nach Dschamy, z. B. ist wahrhaft entzückend. Wer möchte aus solchen Händen nicht noch mehr Schätze des Orients empfangen!

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Salzburg*, in d. mayerschen Buchhandlung: *Die Jahrszeiten.* Eine Liederlese für Freunde der Natur von *L. L. Pfest.* 1812. 476 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Sammlung von Gedichten, welche ihre besondere Bestimmung dadurch erhält, dass sie Lieder an einander reiht, die die Schönheiten der Natur, und vorzüglich die Veränderungen derselben nach den verschiedenen Jahrszeiten besingen, kommt uns fast wie ein Erbauungsbuch vor, das diejenigen in die Hand nehmen, die einer Lieblingsneigung nachhangen oder eine vorwaltende Stimmung in der Seele gern lange erhalten wollen. In dieser Hinsicht hat diess Buch mehr Einheit als andere seines Gleichen, und es verfehlt seinen Zweck nicht; aber es hat auch mehr Einförmigkeit, die leicht ermüdet, indem dieselben Gedanken hinter einander oftmals widerkehren, wie es auch nicht anders seyn kann, da derselbe Gegenstand, von vielen besungen, allen dieselben Eigenschaften darbietet. Statt so vieler einzelner Lieder z. B. über den Frühling muss denn freylich ein ganzes grosses Gedicht, wie das von Kleist, worin die Parthieen in eine Ordnung und in einen gewissen Zusammenhang gebracht sind, einen angenehmern und grössern Genuss gewähren. Der Werth der Lieder selbst ist sehr verschieden, und wir bemerken, dass die, welche die Sache mit Naivetät aussprechen, sich eindrücklicher machen als die, in welche man noch besonders Geist hat legen wollen; ja es findet sich sogar, dass, weil die Naturgegenstände in ihrer Erscheinung schon unmittelbar lyrisch wirken, die matthissonschen Lieder, welche nur mit einem sanften Antheile des Gemüths die Sachen an einander reihen, keinesweges so wirkungslos und verwerflich sind, als Viele nach blossen Theorieen bisher haben glauben wollen. — Dergleichen Betrachtungen, wozu die verschiedene Behandlung desselben Gegenstandes in der Zusammenstellung der Gedichte hier Anlass giebt, erhöhen noch den Werth des Buchs, und können für die Einförmigkeit desselben noch einige Entschädigung geben.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

PHYSIK.

1) PARIS, in der kaiserl. Druckerey: *Recherches physico-mathématiques sur la théorie des eaux courantes*, par *R. Prony*, membre de l'Inst. nat. et de la Lég. d'honneur, Direct. de l'Ecole des ponts et chaussées. An XII = 1804 v. st. XXXII u. 130 S. gr. 4. Mit 5 Tabellen und 2 Kupf. (in Hamburg 5 Rthlr.)

2) GIESSEN, b. Heyer: *Theoretisch-praktische Abhandlung über die Leitung des Wassers in Canälen und Röhrenleitungen*, von *Prony*. Aus dem Französischen mit vielen Anmerkungen und Erläuterungen von *K. Ch. Langsdorf*, Prof. zu Heidelberg u. s. w. Mit 3 Kupfern und 5 Tabellen. 1812. LIV u. 134 S. 4. (3 Rthlr.)

Der Inhalt von No. 1, eines interessanten, aber durch den splendiden Druck allzu sehr vertheuerten Werks, ist folgender: In der Einleitung wird als Hauptgegenstand die Untersuchung über die Bewegung des Wassers in Röhren und Canälen, mit Rücksicht auf den Widerstand, welchen es bey dieser Bewegung leidet, angegeben. Der Vf. erwähnt die Verdienste *Eulers*, *Chezy's*, *Dubuats*, *Lespinasse's*, *Coulombs* und *Girard's* um diese Lehre, und theilt dann eine ausführliche Übersicht über den ganzen Inhalt seines Buchs mit. Endlich enthält diese Einleitung noch eine Constructionsmethode, welche zur Correction der Anomalieen in Beobachtungen brauchbar ist; nämlich eine Methode, um aus einer Reihe von Beobachtungen, deren jede etwas fehlerhaft ist oder seyn kann, diejenige reguläre Reihe abzuleiten, welche sich an alle Beobachtungen am vollkommensten anschliesst, oder zwischen allen in der Mitte liegt. Diese Methode leistet durch Zeichnung eben das, was *Laplace* in der *Mécanique céleste Livre III. Art.* 39. 40 lehrt.

Die Untersuchungen, welche den Gegenstand des Werks selbst ausmachen, leitet der Vf. durch Betrachtungen über die Bewegung fester, von einander abgesonderter, aber dicht an einander gereiheter Körper ein, welche in einer willkührlich gebildeten Rinne oder Röhre herabgleiten. Betrachtet man irgend einen dieser Körper: so ist die Kraft, die ihn herabwärts treibt, erstlich seine nach der Richtung der Röhre zerlegte Schwere, und zweytens der Unterschied des Drucks, um welchen der zunächst obere Körper ihn stärker vorwärts, als der zunächst untere Körper ihn zurück drückt; die Kraft hingegen, welche seine Bewegung hindert, ist erstlich die durch seinen Druck auf die Röhrenwand bestimmte Reibung, und zweytens der Widerstand, der etwa durch ein gewisses Ankleben an der Wand entstehen kann, und welcher der Grösse der Fläche, mit welcher der Körper die Wand berührt, und irgend einer Function der Geschwindigkeit proportional ist. Die hierauf gegründete Rechnung giebt für die Beschleunigung einen Ausdruck, dessen Zähler die algebraische Summe aller auf die sämmtlichen Massen wirkenden bewegenden Kräfte, der Nenner aber die Grösse der gesammten bewegten Masse ist, und dieser Ausdruck leitet zuerst zur Bestimmung des Drucks, welchen jeder Körper zu jeder gegebenen Zeit leidet. Um die Geschwindigkeit für jeden Augenblick anzugeben, muss man zwey Fälle unterscheiden: den einen, da sich eine immer gleich bleibende Reihe von Körpern in einer Rinne von unbegrenzter Länge fortbewegt, wo also die bewegten Körper immer dieselben bleiben, aber der Raum, wo das ganze System sich befindet, jeden Augenblick verändert wird; den zweyten Fall, da eine Röhre von bestimmter Länge ganz mit diesen an einander gereiheten Körpern gefüllt ist und gefüllt erhalten wird, indem statt der am einen Ende herausfallenden Körper stets andere am anderen Ende wieder eintreten. Man sieht leicht, dass dieses alles völlig demjenigen analog ist, was man auch bey *Euler* in der Untersuchung der linearischen Bewegung flüssiger Körper findet.

Bey der Bewegung dieses Systems von Körpern kann es sich ereignen, dass die vorangehenden nicht so schnell fortgehen, als die nachfolgenden vermöge der auf sie wirkenden Kräfte fortgehen würden, wenn sie allein wären; in diesem Falle entsteht in jedem Puncte ein Druck, indem die nachfolgenden Körper die vorangehenden gleichsam zu durchdringen streben. Dagegen kann es auch kommen, dass die nachfolgenden Körper zu geringerer Bewegung angetrieben werden, als die vorderen, und nur von diesen, wenn sie kettenartig mit ihnen verbunden sind, mit fortgerissen werden; dann entsteht an einer solchen Stelle eine Dehnung, und es kann eine Trennung der vorangehenden und nachfolgenden Körper erfolgen, wenn diese Dehnung stärker ist, als das Band, welches die einzelnen Körper an einander knüpft. Bey einer wenig gekrümmten Röhre, deren Endpuncte in wenig verschiedenen Höhen liegen, und die ohne Wendungspuncte, einförmig gekrümmt ist, kann eine solche Dehnung nie Statt finden, wenn die Concavität der Richtungslinie nach

oben gekehrt ist; sie ist hingegen möglich, wenn die Convexität nach oben gekehrt ist, also die Richtung der Röhre am unteren Ende stärker, als weiter hinauf gegen den Horizont geneigt ist. Man kann auch den Punct finden, wo bey einer oberwärts concaven Röhre der Druck am gröfsten, oder bey einer unterwärts concaven Röhre der Druck am kleinsten oder die Dehnung am gröfsten wird. Dieser Punct liegt, wenn auf die äufsersten Körper an beiden Enden gleiche Kräfte drücken, da, wo die Tangente der Richtungslinie mit der durch beide Endpuncte des Systems von Körpern gezogenen Sehne parallel ist. Der in diesem Puncte befindliche Körper rückt so fort, wie er thun würde, wenn er allein vorhanden wäre und sich an eben der Stelle befände; dieser Punct kann der Mittelpunct des Druckes heifsen.

Wenn man eine Scale für den Druck so zeichnet, dafs die Abscissen den Längen der Röhre bis zu einem gewissen Puncte, dagegen die Ordinaten dem Drucke in diesem Puncte proportional sind: so erhält man für das ganze System von Körpern *den mittleren Druck*, wenn man den durch die Abscissenlinie und jene Scale begrenzten Flächenraum durch die Länge des ganzen Raums, welchen das Körpersystem einnimmt, dividirt, und man kann nun die Frage aufwerfen, wie bey einer gegebenen horizontalen Länge des Canals und bey einem bestimmten Gefälle die Krümmung des Canals in der Verticalebene beschaffen seyn mufs, damit dieser mittlere Druck ein Kleinstes werde. Die Variationsrechnung ergiebt, wenn man den Widerstand bey der Bewegung nicht beachtet, für diese Krümmung des Canals eine Kettenlinie, und man findet zugleich, dafs bey einerley Länge und Gefälle des ganzen Canals der mittlere Druck (welcher eigentlich mit dem durch Integralrechnung gefundenen arithmetischen Mittel zwischen der Gröfse des Drucks in allen einzelnen Puncten einerley ist) am gröfsten wird bey oberwärts, und am kleinsten bey unterwärts gekehrter Concavität derselben Curve, wenn zugleich im ersten Falle derjenige Punct der Curve den höchsten Punct des Canals ausmacht, welcher im anderen Falle in den untersten oder letzten Punct des Canals, der hier als ganz mit jenen Körpern gefüllt zu betrachten ist, fällt. Statt dieser Kettenlinie kann man einen Kreisbogen oder Parabelbogen gebrauchen, wenn das Gefälle so geringe ist, dafs man die wahre Länge des Canals mit der Länge seiner horizontalen Projection verwechseln darf. Bey allen diesen Untersuchungen gesteht Hr. *Prony*, in den Schriften des Ingenieurs *Girard*, nämlich dem *Essai sur le mouvement des eaux courantes* und dem *Rapport sur le canal de l'Ourcq*, welche in Deutschland wenig bekannt geworden zu seyn scheinen, sehr lehrreiche Vorarbeiten gefunden zu haben.

Der Vf. kehrt nun zu den Formeln für die Geschwindigkeit der bewegten Körper und den Druck, welchen jeder Körper leidet, zurück, um sie auf Fluida anzuwenden. Die Änderungen, welche die Natur der flüssigen Körper nöthig macht, lassen sich leicht übersehen. Bey jener Reihe von Körpern war (die Fälle, wo eine Trennung entsteht, ausgenommen) die Geschwindigkeit aller in irgend einem Zeitpuncte gleich grofs, hier aber ist diese Geschwindigkeit ungleich in verschiedenen Querschnitten, wenn diese nicht alle gleich sind; und auch der Druck ist hier von anderer Beschaffenheit, wegen der Eigenschaft flüssiger Körper, dafs der Druck nach allen Seiten sich gleichförmig mittheilt. Alle diese Überlegungen führen dann endlich genau zu eben den Gleichungen, die für die Bewegung in Röhren bekannt, und unter anderen von *Euler* auf einem anderen Wege gefunden sind (vgl. *Eulers* Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung flüssiger Körper, übersetzt von *Brandes* §. 283). Rec. kann hiebey die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs *Eulers* Darstellung der hier gewählten weder an Klarheit noch Gründlichkeit nachsteht. Auf den Widerstand war bis hieher noch keine Rücksicht genommen. Der Vf. fängt daher S. 38 eine Recapitulation aller der Erfahrungssätze an, welche bey einer genaueren Theorie von der Bewegung des Wassers zum Grunde liegen müssen. Die Erfahrung zeigt nämlich, dafs das Wasser in geneigten Canälen nicht dem Gefälle gemäfs beschleunigt wird, sondern zu einer gleichförmigen Bewegung gelangt, wenn die Länge des Canals grofs genug und er nicht zu sehr geneigt ist. Dieses rührt von dem Widerstande her, welchen das Wasser an den Wänden des Canals leidet, und dieser Widerstand ist in jedem Querschnitte dem vom Wasser berührten Umfange des Querschnitts und einer Function der Geschwindigkeit proportional. Da auf solche Weise die an den Wänden liegenden Wassertheilchen gleichsam fest gehalten werden: so rauben diese, vermöge ihrer Adhäsion, auch der nächsten Wasserschicht einen Theil ihrer Geschwindigkeit, und diese Mittheilung des Verlustes geht so in vermindertem Grade von einer Schicht zur anderen fort, so dafs die von den Wänden am meisten entfernten Theilchen sich am schnellsten, die unmittelbar an denselben fortrückenden sich am langsamsten bewegen. Es giebt also in jedem Querschnitt eine mittlere Geschwindigkeit, und man kann den Widerstand als eine Function dieser mittleren Geschwindigkeit ansehen, da sie selbst durch die dicht an den Wänden Statt findende Geschwindigkeit bestimmt wird.

Wenn man diesen Widerstand in die Formeln einführt: so findet man, dafs in Röhren, deren sämmtliche Querschnitte einander ähnlich und gleich sind, der Druck gar nicht von dem Widerstande abhängt. Weil nämlich der Widerstand dann die Bewegung aller Wassertheilchen gleich sehr verzögert: so drängen sich die nachfolgenden Theilchen nicht mehr gegen die vorangehenden, als ohne den Widerstand geschehen würde. — Die Rechnung zeigt ferner, dafs ein Widerstand, welcher in gröfserem Verhältnisse, als dem einfachen Verhältnisse der Geschwindigkeit wächst, fähig sey, die Bewegung in einer gegen den Horizont geneigten Röhre zur Gleich-

förmigkeit zu führen, statt dass ohne Widerstand die Geschwindigkeit ohne Ende wachsen müsste. Man findet nämlich bey der Voraussetzung eines solchen Widerstandes eine Grenze, welche die Geschwindigkeit nie übertreffen kann, so lange auch die Bewegung fortdaure.

Über die Function, welche die Abhängigkeit des Widerstandes von der Geschwindigkeit ausdrückt, sind die Schriftsteller verschiedener Meinung. *Coulomb* und *Girard* nahmen an, diese Function bestehe aus zwey Gliedern, deren eines der ersten, das andere der zweyten Potenz der Geschwindigkeit proportional sey, und *Girard* glaubte auch physische Gründe für diese Meinung anführen zu können. An den Wänden der Röhre nämlich bleibt die sehr dünne Wasserschicht, welche die Wand befeuchtet, unbeweglich hangen, und die daran hinfliessenden Wassertheilchen werden durch die Adhäsion an diese Schicht aufgehalten mit einer Kraft, welche der Geschwindigkeit einfach proportional ist. Aber ausser diesem von der Rauhheit der Wand unabhängigen Ankleben des vorbey fliessenden Wassers, entsteht noch ein zweyter Widerstand aus dem Anstosse an die Unebenheiten der Wand, und dieser ist dem Quadrate der Geschwindigkeit proportional. Obgleich nun unser Vf. einiges an *Girards* Formel tadelt, insbesondere, dass derselbe nicht auf die Gleichheit der Dimensionen in den verschiedenen Gliedern der Formel gesehen, und dadurch seiner Formel die allgemeine Anwendbarkeit geraubt habe: so folgt er ihm doch in der Hauptsache, und setzt, da jede Function $\varphi(U)$ sich in eine Reihe von der Form $a + \alpha U + \beta U^2 + \gamma U^3 + +$ u. s. w. verwandeln lässt, diese Form, oder vielmehr ihre ersten drey Glieder, als die Function an, welche den Widerstand durch die Geschwindigkeit U ausdrückt.

Der Vf. schiebt hier den Beweis ein, dass der Widerstand, welchen die schneller bewegten Wasserschichten an den langsameren leiden, bey unserer Untersuchung gar nicht in Betrachtung kömmt. Stellen wir uns nämlich den in einer cylindrischen Röhre fortrückenden Wasserkörper in concentrische Schichten getheilt vor: so raubt zwar die erste, dicht an der Wand fortgehende, der zweyten einen Theil ihrer Geschwindigkeit, und so die zweyte der dritten u. s. w. Dagegen aber reisst auch die zweyte die erste, und die dritte die zweyte mit sich fort, und so hebt der gesammte Gewinn und Verlust sich gegenseitig auf, und bloss die Verzögerung, welche von der Wand verursacht wird, hat einen reellen Einfluss auf die mittlere Geschwindigkeit, auf deren Bestimmung die Untersuchungen dieses Werks allein gehen. Wollte man dagegen, wie bey einer vollkommenen Theorie der Flüsse verlangt wird, die Scale der Geschwindigkeiten vom Boden bis an die Oberfläche in einerley Querschnitt bestimmen: so müsste man gerade hierauf, dass jede Schicht an der anderen einen Widerstand leidet, Rücksicht nehmen; und das würde dann freylich eine interessante, aber auch äusserst schwierige Untersuchung seyn, an die sich, so viel Rec. bekannt ist, noch Niemand gewagt hat.

Kehren wir zu der für den Widerstand angenommenen Function zurück: so ist für die gleichförmig gewordene Bewegung in Röhren, deren Querschnitte alle gleich und ähnlich sind, $\frac{g\omega\zeta}{\lambda\chi} = c + \alpha U + \beta U^2$, wenn der Druck an beiden Enden gleich ist, und hier hat g den bekannten Werth, ω ist der Querschnitt, χ der Umfang, λ die Länge der Röhre, ζ das gesammte Gefälle. Der Werth von c wird durch folgende Erfahrung bestimmt: Da bey sehr engen Röhren U verschwindet für jeden Werth von $\frac{\zeta}{\lambda}$, und ferner auch bey einer sehr geringen Neigung keine Geschwindigkeit Statt findet: so kann man, wenn für jenen Fall $\frac{\omega}{\chi} = \varrho$ und für diesen $\frac{\zeta}{\lambda} = i$ ist, $c = g\left(\frac{\omega i}{\chi} + \frac{\zeta\varrho}{\lambda}\right)$ setzen, weil das Product $\varrho \cdot i$ höchst unbedeutend ist, da die Grössen selbst sehr klein sind.

Die Bestimmung der Grösse c ist für die praktische Hydraulik gleichgültig, da c zu klein ist, um bey erheblichen Werthen von U einen Einfluss zu haben; die Werthe von α und β müssen durch Beobachtungen bestimmt werden, und Hr. *P.* findet durch Hülfe der in der Einleitung erläuterten Constructionsmethoden für offene Canäle $\alpha = 0,000436$ und $\beta = 0,003034$, für cylindrische Röhren $\alpha = 0,00017$ und $\beta = 0,003416$, wenn alles in Metern ausgedrückt wird. Bey der letzteren Untersuchung über die Bewegung in Röhren nimmt der Vf. auf die Wassermasse, welche sich in dem beständig voll erhaltenen Behälter befindet, aus dem die Röhre ihr Wasser erhält, keine weitere Rücksicht, als indem er die über der oberen Öffnung der Röhre stehende Wasserhöhe als auf diese Öffnung drückend mit in Rechnung bringt. Dieses macht zwar in dem Resultate keine Änderung, sobald man die Formel bloss auf cylindrische Röhren von *einerley* Durchmesser anwendet; aber es führt zu Irrthümern, wenn man alsdann bey verschiedenen Röhren die Werthe von α und β ungeändert lässt. Dieser Fehler der *pronyschen* Formel zeigt sich auch dadurch, dass bey einigermassen bedeutenden Werthen der Geschwindigkeit, diese der Grösse $\sqrt{\frac{\omega}{\chi}}$ beynahe proportional seyn soll, wenn die Wasserhöhe des Behälters und der Abhang des Canals ungeändert bleiben; es ist aber offenbar, dass z. B. in einer horizontalen Röhre die Geschwindigkeit nie grösser als $\sqrt{4g \cdot z}$ werden kann, wenn z die Wasserhöhe über dem Centro der Röhre und g der Fallraum in der ersten Secunde ist. Dass dieses mit der *pronyschen* Formel nicht übereinstimmt, ist leicht zu ersehen. Denn wenn z. B. *Dubuat* bey einer Wasserhöhe von 3 Fuss in der 1zolligen Röhre, 84, 94 Zoll Geschwindigkeit fand: so würde nach

Prony, wenn sonst alles gleich bliebe, in einer 4 Zoll weiten Röhre die Geschwindigkeit = 14 Fuss 2 Zoll beynahe gewesen seyn, da doch die Geschwindigkeit des Ausflusses aus dem Gefässe nur = 13 Fuss 6 Zoll seyn konnte, und für eine 9zollige Röhre würde man ungefähr 21 Fuss Geschwindigkeit finden, die doch gar nicht Statt haben kann. In dieser Hinsicht hat also die Formel, welche der Übersetzer des schon oben erwähnten *eulerschen* Werks angiebt, einen reellen Vorzug, indem sie die Grenze der Geschwindigkeit, welche selbst bey verschwindendem Widerstande nicht überschritten wird, richtig angiebt. Was die Übereinstimmung beider Formeln mit den Versuchen betrifft: so schliesst sich die von *Prony* besser an diejenigen an, wo die Geschwindigkeit klein war, und hat daher auch den Vorzug, für die Versuche von *Couplet* zu passen, von welchen die andere Formel sich zu weit entfernt; dagegen ist die Formel von *Brandes* passender bey den Versuchen, wo eine grössere Geschwindigkeit Statt fand. Führt man die Vergleichung genauer durch, indem man die Differenzen zwischen den einzelnen Resultaten der Formel und den Beobachtungen (mit Ausschluss der *coupletschen*) sucht, und dann die mittlere positive und negative Differenz bestimmt: so ist bey *Prony:* mittlere positive Differenz = 0,01984, mittlere negative = 0,03687; bey *Brandes:* mittlere positive Differenz = 0,01477, mittlere negative = 0,01049. Drückt man dagegen die Differenz jedesmal in Theilen der zugehörigen beobachteten Geschwindigkeit aus; so hat *Prony* den Vorzug, weil seine Rechnung gerade für die kleinsten Geschwindigkeiten so genau passt.

Nach diesen Untersuchungen, zu denen 3 Tabellen gehören, welche die Vergleichung der Formel mit den Versuchen enthalten, kömmt der Vf. auf die Bestimmung der mittleren Geschwindigkeit eines Flusses aus der an der Oberfläche beobachteten. Da die Formel von *Dubuat* zwar brauchbar, aber nicht allgemein anwendbar ist, indem nach ihr die mittlere Geschwindigkeit nicht mit der an der Oberfläche zugleich verschwindet: so setzt *Prony* die mittlere Geschwindigkeit $= \frac{V.(V+2,37187)}{V+3,15312}$, wenn V die Geschwindigkeit an der Oberfläche ist, und alles in Metern ausgedrückt wird. Die 4 und 5 Tabelle zeigt, dass diese Formel noch etwas besser, als die von *Dubuat*, mit den Beobachtungen zusammentrifft; indess will der Vf. selbst sie nur als eine bloss empirische Regel betrachtet wissen, da er glaubt, eine vollkommene Formel müsse eine Abhängigkeit der mittleren Geschwindigkeit von der Figur und Grösse des Querschnitts, vom Gefälle des Canals u. s. w. anzeigen. Rec. hat eine Vergleichung dieser Formel mit anderen Versuchen angestellt, findet aber, dass die Versuche von *Brünings* sämmtlich eine grössere mittlere Geschwindigkeit gaben, als man nach dieser Formel aus der nahe an der Oberfläche beobachteten herleiten würde, und diese Formel hat also in Hinsicht auf diese Versuche eben den Fehler, wie (nach Hn. *Woltmanns* Bemerkung) die von *Dubuat*. Eben das findet bey den Versuchen Statt, deren Resultate in *Funks* Beyträgen zur Wasserbaukunst (Lemgo 1808) S. 60. 61 vorkommen. Es scheint daher dieser Gegenstand noch einer neuen Untersuchung zu bedürfen, wobey dann auch insbesondere die Zuverlässigkeit der erwähnten Versuche genauer geprüft werden müsste.

Der noch übrige Theil des *pronyschen* Werks ist einigen praktischen Aufgaben gewidmet: z. B. wenn ein Wasserhälter, der täglich eine Wassermasse = Q empfängt, durch Leitungsröhren diese Quantität abführen und davon mehrere Bassins in gewissem Verhältnisse Wasser zuleiten soll, wie weit müssen die Röhren seyn, die nach den einzelnen Bassins führen, wenn das Gefälle für jede gegeben ist? Auch über die offenen Canäle kommen mehrere interessante Probleme vor. Der Vf. nimmt dabey immer an, dass die Geschwindigkeit überall im ganzen Canale gleich ist, wenn bey gleichförmigem Gefälle der Canal überall gleich breit ist. Diese Supposition scheint aber Rec. nicht strenge richtig, da schwerlich die Oberfläche ganz genau dem Boden parallel bleibt. Der Vf. erwähnt von der Bestimmung des Längenprofils der Oberfläche bloss da etwas, wo er von Canälen mit veränderlichem Gefälle handelt, hält aber Untersuchungen hierüber für wenig anwendbar. Die allgemeine Formel, welche er hier angiebt, beweist zwar, dass bey *veränderlichem* Gefälle *nicht zugleich* die Wassermenge in jedem Querschnitte, und die Grösse und Gestalt des Querschnitts überall gleich seyn könne; aber sie beweist nicht umgekehrt, dass bey gleichförmigem Gefälle die Gleichheit der Wassermenge bey überall gleichen Querschnitten Statt findet. Um dieses zu erweisen, müsste man nämlich festsetzen, dass die Richtungslinie der Bewegung (*directrice*) überall dem Boden parallel sey; aber dieses wäre ja ganz offenbar eine *petitio principii*, da man über die Figur der Directrix nichts bestimmen kann, ohne auch die Oberfläche schon als bekannt anzunehmen.

Den Beschluss des Buchs machen einige Tabellen, deren erste für alle Geschwindigkeiten an der Oberfläche eines Canals zwischen 0 und 3 Meter die mittlere Geschwindigkeit angiebt. Mittelst der zweyten Tabelle kann man aus dem bekannten Querschnitte und Umfange, nebst dem Gefälle des Canals, oder dem Durchmesser und gesammten Gefälle der Röhre die mittlere Geschwindigkeit finden. Die dritte bezieht sich bloss auf cylindrische Röhren, und giebt das Gefälle für gegebene Durchmesser der Röhre und bestimmte Wassermengen. Die vierte endlich giebt für trapezische Canäle die Werthe von ω und $\frac{\omega}{\chi}$ an.

Diese Inhaltsanzeige wird genügen, um zu zeigen, wie viel Werth man diesem Werke beylegen könne, und was dadurch die theoretische und praktische Hydraulik gewonnen hat.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

PHYSIK.

Giessen, b. Heyer: *Theoretisch-praktische Abhandlung über die Leitung des Wassers in Canälen und Röhrenleitungen* von *Prony*. Aus dem Franz. mit vielen Anmerk. u. Erläut. von *K. Ch. Langsdorf* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was diese Übersetzung des *pronyschen* Werkes anlangt: so ist Hr. *L.* zu sehr als guter Schriftsteller bekannt, als dass es nöthig wäre, besonders zu bemerken, dass auch diese Arbeit ihm wohl gelungen sey. Einzelne Kleinigkeiten, die man der Übersetzung vorwerfen könnte, sind von keiner Erheblichkeit; — z. B. dass er *couche* durch *Wasserrinde* ausdrückt, an einer Stelle, wo von Schichten die Rede ist, welche als von der Röhrenwand überall gleich entfernt gedacht werden sollen, oder dass er flüssige Körper unpressbar nennt, da sie doch allerdings gepresst werden können, aber nur keine Zusammenpressung in einen engeren Raum gestatten, u. dgl. Aber Hr. *L.* hat sich besonders durch die zahlreichen Anmerkungen, welche dem Texte beygefügt sind, ein Verdienst um die weniger geübten Leser erworben. Diese Anmerkungen sind theils erläuternde, theils polemische oder berichtigende. Jene werden von ungeübten Lesern gewiss mit vielem Dank aufgenommen werden, da *Prony's* Vortrag allerdings oft der Erläuterung bedarf. Hr. *L.* hat sie zum Theil durch neu hinzugefügte Figuren noch belehrender gemacht, und dem Leser oft vielleicht gar zu sehr das eigene Nachdenken erspart. Die kritischen und polemischen Anmerkungen könnten uns manchen Stoff zu Bemerkungen geben, die aber hier zu weitläuftig werden würden. So richtig diese Verbesserungen an mancher Stelle sind (z. B. S. 115): so möchte doch an anderen Stellen Hr. *Prony* sich leicht gegen die Einwendungen und Vorwürfe des Übers. rechtfertigen können. Bey einigen Bemerkungen (z. B. S. 73) muss man sich wundern, warum Hr. *L.* überhaupt ein Werk übersetzt hat, das so viel Unnöthiges enthält; und in der That, wenn bloss von praktischer Brauchbarkeit die Rede seyn soll: so hätte der Übersetzer sich begnügen können, nur die letzten Abschnitte in etwas veränderter Form uns mitzutheilen, und die schwierigen analytischen Untersuchungen, die uns nicht eben weiter bringen, als schon *Euler* uns gebracht hatte, wegzulassen. Darin hat Hr. *L.* überhaupt nicht ganz Unrecht, wenn er sagt, die grosse Gelehrsamkeit habe für den eigentlichen Hauptgegenstand der Schrift keine so wichtigen Vortheile, als man glaubte erwarten zu dürfen; es bedürfe der sehr künstlichen Methoden gar nicht, um in der Formel S. 84 die beständigen Coefficienten zu finden u. s. w. — Aber Hr. *P.* hatte wohl den Zweck, die Praktiker mit Methoden bekannt zu machen, die allerdings ihre Aufmerksamkeit verdienen, wenn gleich die hier verglichenen Versuche eben so gut nach einer leichteren Methode behandelt werden konnten, — und diesen Zweck zu befördern, wäre wohl immer der Mühe werth. Allemal verdient Hn. *L's.* Bemühung, auch durch leichtere Methoden eben so gute, den Erfahrungen entsprechende Formeln zu finden, den aufrichtigsten Dank. Auch ist es sehr wahr, dass die Beobachtungen noch manche anderweitige Discussion erfoderten, ehe man sicher seyn konnte, das aus ihnen hergeleitete Gesetz sey ganz sicher, zuverlässig und selbst auf Fälle anwendbar, die von den in den Beobachtungen vorkommenden erheblich verschieden sind. Über den Inhalt der Vorerinnerung des Übersetzers würden wir etwas mehr sagen, wenn wir es nicht für besser hielten, Hn. *L's.* versprochene ausführlichere Bearbeitung abzuwarten, von welcher wir uns im Voraus etwas recht Brauchbares versprechen.

i. e. e.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Cnobloch: *Rosaliens Nachlass, nebst einem Anhange.* Herausgegeben von dem Verfasser des Allwin und Theodor. 1812. VIII u. 522 S. 8. (2 Rthlr.)

„Die Bekanntmachung dieser Blätter, sagt der Herausgeber (Vorrede S. V), wird sich hoffentlich von selbst rechtfertigen.“ — Sie hat es gethan. Rec., der aus dem Munde vieler gebildeter, gemüthvoller Menschen Urtheile über Rosaliens Nachlass gehört, fand sie einstimmig in dessen Preis. Und was zu jener Stelle hinzugefügt wird: „In einer Zeit, wo die Begierde nach Genuss wie ein übergetretener Strom die Jugend wie das Alter verheert, wo oft edle Gemüther in der frühen Gewöhnung an gehaltlose Zerstreuungen untergehn, dürfen die einzelnen Erscheinungen einer frommen und ernsten Jugend, welche tröstend und wohlthätig in das Leben hineinleuchten, nicht verheimlicht werden“ — dieser Erinnerung bedurfte es kaum von Seiten des

Herausgebers. Rec. aber führt sie gern an, um vorläufig im Allgemeinen zu sagen, was der Leser hier zu hoffen hat. — Ob übrigens dieser Nachlass ächt sey, und von einer Rosalie herrühre — wie in der Vorrede behauptet wird —, hierüber erlauben wir uns kein Urtheil. *Das* Verdienst wenigstens hat der Herausgeber, dass er das Würdige erkannt und schön geordnet und auf eine anziehende Weise geschmückt einem größeren Kreise übergeben hat.

Rosalie, die Tochter eines wackeren, durch Geburt und Herz adelichen, zu früh verstorbenen Vaters und einer gleich edlen bürgerlichen Mutter, lebt, von dieser getrennt, bey einer Tante, die, in niedrige Passionen verstrickt, und unfähig, eine edlere Natur zu verstehen, diese, die durch eine traurige Krankheit frühe dem Tode geweiht ward, dem Untergang schneller entgegenführt. Eine Tochter ist mit dieser Mutter in Verbindung, ihrer würdig, und in Allem der vollkommene Contrast der edlen Rosalie. Diese ergiesst ihr volles Herz in Briefen an eine Freundin; doch, wie es Edlen eigen ist, mehr in geistreichen, religiösen Bemerkungen und in liebevoller Theilnahme, als in Klagen. Gleiches Inhalts, nur mehr allgemein betrachtend, sind die Mittheilungen aus ihrem Tagebuche. Und damit es nicht an Abwechselung fehle, zerstreuen und unterhalten auf eine anmuthige Art die Begebenheiten des trefflichen Bruders und der Freundin Rosaliens. — Diese Anordnung und Verflechtung ist es, die uns aus des Herausgebers Geist geflossen scheint. Ist aber Rosalie die Verfasserin der Briefe und des Tagebuchs: so wäre sie würdig, Tochter, oder Schülerin des würdigen Lehrers zu seyn.

Nicht auf Kunst macht das Buch Anspruch. Auch wir fodern diese nicht von ihm, und hüten uns vor dem Fehler, in den Manche unserer Tage verfallen, die, jegliche freye Erfindung des Geistes nach den ächten oder unächten Maßstäben der Kunst abmessend, sich mancher geist- und herzvollen zu herzvollem Genuss nicht hinzugeben vermögen. Wahrlich, unser Geschlecht ist in dieser Hinsicht arm, und ärmer wird das künftige seyn. Wie viele Bücher sind nicht in dem Katalog unserer schönen Geister ausgestrichen, die unsere Väter ergötzten und geistreich beschäftigten! Der Verehrung wahrer, großer Kunst wird es aber bey Einsichtsvollen nicht schaden, wenn sie sich neben den Romanen eines Cervantes und Goethe an einem Tom Jones und einem Landprediger von Wakefield ergötzen; eben so wenig als es unserem großen Historiker den Genuss des göttlichen Homer trübte, wenn er sich neben ihm der liebenswürdigen und gebildeten Muse Virgils erfreute; um hier der Impietät nicht zu gedenken, von der ein solches Vernichtungssystem, das ohne Scheu angreift, was Tausenden werth und heilig war, das lebendigste Zeugniss ist.

„Das in der neueren Erziehungskunst so beliebte Beyspiel (heisst es, um noch einmal die Vorrede zu berühren, S. V), als bloßer Träger der Lehre, hat in sittlicher Rücksicht ein sehr beschränktes Verdienst; während ein einziges begeisterndes Muster hinreicht, um ein ganzes Leben zu befruchten, und ihm die lebendigen Quellen des Guten zu öffnen." — Als ein solches Muster ist Rosalie dargestellt; und die Seele erheben wird ihre hohe, auf Religiosität gegründete Sittlichkeit; losreissen wird sie — die Kraft dazu ist da — manchen Sinn von jener obengerügten, gehaltlosen Zerstreuung.

Denn wenn irgend etwas dieser wehren kann: so ist es das früh geweckte und belebte Gefühl für Religion. — Das ist so oft gesagt und in Anwendung gebracht worden; aber nicht immer, besonders selten in unseren Tagen, ist der Weg eingeschlagen, den Rosalie als Kind betreten hat. — Da giebt man, wenn man sich etwa über das Auswendiglernen des Katechismus erhoben hat, dem Kinde in dürren Worten den Inbegriff der Sittenlehre, macht sie mit Christus bekannt, dass er ihnen erscheint wie ein Mensch unserer Tage, und umschreibt diesem gemäss seine Worte; während Lehrer, aus den neueren philosophischen Schulen hervorgegangen, ihre Ideen und Ansichten auch dem Kinde vorzutragen sich nicht scheuen: — und das Alles heisst christliche Religion.

Anders war es bey Rosalien. Sie lernte frühe das Christenthum als eine *göttliche* Kraft und Gabe kennen, die durch einen *Gottgesandten* dem Menschengeschlechte gebracht ward. Sein Leben, einfach, wie es uns überliefert ist, war ihr heilig; und an dieses Gefühl knüpfte sich das Gefühl einer höheren Welt, eines höheren Lebens. War es *so* nicht natürlich bey dem Kinde? — Denn abstracte Begriffe und moralische Vorschriften werden diesem nimmer der Boden, auf dem sich das erzeugt, was dem Leben einen Halt geben soll. — Sie fragte weiter nicht, sie forschte nicht; die unendliche Wohlthat, dass einem großen Theil des Menschengeschlechtes das Gute als das einzig Wahre geboten wird und erscheint (was der in der Sinnenwelt befangene Mensch nicht fasst), dass, was früher nur den Weisen klar war, eine waltende Gottheit, die Quelle jenes Guten, sey, und ein ewiges Leben, das war ihr genug. Sie fühlte an ihrem eigenen Selbst, was die Welt seyn würde ohne das, was Alles in Verbindung mit der Gottheit hält. Hören wir Rosalien selbst: „Dass das Christenthum, nachdem es in einer Reihe von Jahrhunderten die allerheftigsten Erschütterungen bestanden, nachdem es von unsinnigen Eiferern untergraben, von gemüthlosen Feinden verhöhnt und verspottet worden, dennoch täglich Tausende von Menschen tröstet, denen jeder andere Trost gebricht; dass es den Ärmsten und Niedrigsten zu gleichen Würden mit dem Reichsten und Vornehmsten erhöht; dass es auch dem Einfältigen seinen labenden Kelch reicht: das allein beurkundet seine Göttlichkeit, und hebt es weit über andere stolzere und prun-

kende Religionen hinauf." — Und so ward auch ihr das Christenthum Freude im Leben, und Trost im Leiden; und was sie in christlichem Sinne, das heisst im Sinne der Liebe, sich angeeignet, Freundschaft und Natur und Kunst, sie standen wie lindernde Engel ihr zur Seite in den trübsten Tagen. Denn trüb waren vor allen die letzten Tage ihres Lebens. Nur auf diese bezieht sich der Nachlass. Der Herausgeber wollte nichts weiter geben, als diese Krone ihres Lebens. „In der Gluth der Krankheit, sagt er, reifte ihr Geist mit überraschender Schnelle." — Es ist unendlich rührend zu lesen, wie diese schöne Seele (so dürfen wir sie mit Recht nennen) duldend und liebend das bitterste Geschick, Krankheit, Härte der Menschen, Verlust des Theuersten, überwindet. Es wird Niemand zweifeln, dass es eine göttliche Kraft war, die mit dieser Liebe sie durchhauchte; wie gewiss Viele seyn werden, die, selbst anderer Meinung, um ihren Glauben die Dulderin beneiden. — Wir können uns nicht enthalten, noch eine Stelle aus dem Tagebuche mitzutheilen: „So froh war ich lange nicht, schreibt sie am Weihnachtsfeste, wenige Tage vor ihrem Tode, als an diesem heiligen Tage. Ich habe noch einmal meine Stimme vereinigt mit denen, die sich der Menschwerdung Gottes erfreuen. Ach ich war so glücklich! Meine Thränen flossen so leicht und erquickend! Hätt' ich doch mit ihnen den kleinen Überrest meines Lebens an den Altären der ewigen Güte vergiessen können! — Ich habe meine Sünden vor Gott niedergelegt, und die Zusicherung seiner Gnade hat mein Herz erfreut. Ich habe an seinem Altar gekniet, und mein letztes Abendmahl gefeyert. Jetzt sind alle Wolken zerronnen, die auf meiner Seele lagen. Mit einem tiefen Frieden seh' ich die Sanduhr meines Lebens zu Ende rinnen. Ich weine auch nicht mehr den geliebten Ältern nach, sondern freue mich, dass sie bey Gott sind, und dass ich in wenigen Tagen mit ihnen vor dem Thron des Ewigen anbeten werde." (S. 337)

Diess Wenige wird den Charakter Rosaliens darlegen; Rec. fügt noch hinzu, dass er sich auch in den kleinsten Zügen vortrefflich ausspricht, und dass Alles, was ihre Freunde und Feinde über sie reden und an ihr thun, die Schilderung desselben vollkommener und lebendiger machen.

Was in unseren Tagen wahrer christlicher Gesinnung besonders schadet, sind gewisse allgemeine Ideen, wie man sie nennt, die, wie über die Kunst, gerade so über das Christenthum in Umlauf sind, leicht zu gewinnen, aber nicht nährend und stärkend, nicht die Seele des Menschen durchdringend, in deren Besitz viele sich Christen wähnen. Dass wahrhafte, die geistige Welt umfassende Ideen dem Christenthum zum Grunde liegen, welcher Denkende wird dieses bezweifeln? Die tiefsten unserer Philosophen haben sich mit Begeisterung vor ihnen gebeugt. Möchten diese mehr als das innere Mysterium der Religion, als das Esoterische, betrachtet werden! Dieses zu durchschauen, wenn es anders möglich ist, vermögen nur Wenige; wem der Glaube nicht verkümmert ist, der betet sie mit einem kindlichen Sinne an. Aber für das äussere Christenthum, welches in das Leben des Tages eindringen und dem Leben das Licht, die Milde und den Trost ertheilen soll, dessen es bedarf, wenn es in der Sphäre des Geistes gelebt seyn will — für dieses wissen wir keine Weise und keinen Weg, als den, den Rosalie ging.

Schön ist noch in dem Buche gezeigt, wie edle Naturen durch die Wärme, die von Rosalien ausgeht, angezogen werden, und sich ihrer liebevollen Nähe freuen. Und, weil das Buch zu Muster und Lehre bestimmt ist, darum durften die schlechten Charaktere nicht fehlen, damit das gewöhnliche Weltleben in seiner Gemeinheit, in seinem falschen Glanz erscheine. Diese Personen sind keine Caricaturen; sie begegnen einem nur zu oft. Auch sie sind vortrefflich gezeichnet, und sprechen ihr Wesen in deutscher und französischer Zunge auf das deutlichste aus. — Auf eine andere Weise, aber gleich bedeutend, ist der leidenden, dem Tode geweihten Rosalie ihre edle, lebensfrohe und glückliche Freundin Antonie gegenübergestellt. Die wahre Religiosität sollte als Freundin und Begleiterin sowohl der Lebendiggeniessenden, als der Sterbenden erscheinen.

Was den Stil des Buches betrifft: so werden die ausgehobenen Stellen schon von dessen Bildung Zeugniss gegeben haben. Er ist durch das ganze Buch gleich gehalten, leicht und gehaltvoll.

Der auf dem Titel angegebene Anhang besteht in den *Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Gräfin Katharina von Sendoval, von ihr selbst beschrieben.* Hier legt eine ältere gereifte Frau ein treues Bekenntniss über ihren Glauben ab. Darin unterscheidet sich dieses von Rosaliens Nachlass, dass die Bekennerin lange und viel in der grossen Welt lebte, und vielfach versucht ward, ehe sie sich dem Besseren hingab; aber beide vereinigen sich in demselben Glauben. Ein gereifter Verstand, der in Allem erscheint, ein edler Stil, mancherley merkwürdige Begebenheiten, vor allem eine herzlichrührende Geschichte, S. 421 erzählt, und die natürliche, das Leben beglückende und erhebende Ansicht von der Religion, machen diese Lectüre sehr anziehend.

Und so danken wir, und gewiss Viele mit uns, dem würdigen Herausgeber für die schöne, reiche Gabe, die er seinem ernsten Studium abgewonnen und uns mit Liebe gereicht hat, und empfehlen zum Schluss das beurtheilte Buch allen Müttern und Erzieherinnen als die vortrefflichste Gabe, die sie ihren Töchtern und Pflegekindern zu reichen vermögen.

α. β. γ.

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *Weimar*, im Verlage des geographischen Instituts: *Der Feldzug der Österreicher in Italien im Jahre* 1805, dargestellt von *Alexander August von Einsiedel*. Mit einem Schlachtplane und einer Charte. 1812. VI u. 72 S. gr. 8. (15 gr.)

Die österreichische Armee, welche unter dem Erzherzog Karl im Herbst 1805 mit den gegründetsten Hoffnungen auf glänzende Erfolge nach Italien zog, fesselte die Aufmerksamkeit von Europa nur in einem kurzen Zeitraum. Der Schlag, der bey Ulm das Hauptheer vernichtete, lähmte auch ihre Thätigkeit, und das Treffen von Caldiero, so wie der unter den grössten Schwierigkeiten ausgeführte Rückzug von den Ufern des Adige bis an die Donau, wurde neben den folgereichen Begebenheiten in Deutschland kaum erwähnt. Mit Unrecht würde jedoch der Feldzug der einzigen glücklichen Armee der Österreicher in diesem Kriege von der Geschichte mit Stillschweigen übergangen werden, und Hr. v. E. verdient durch seine Bemühung, ihn in einer zusammenhängenden Erzählung darzustellen, den Dank des Publicums.

Er beginnt den 1 Abschnitt mit einer charakteristischen Schilderung der Stimmung des Heeres bey der Aussicht auf den nahen Krieg. Der österreichische gemeine Soldat ist nicht gewohnt, über das, was geschehen soll und was geschieht, eine Meinung zu äussern; sehr verschieden waren aber die Ansichten der Officiere. Der ältere Theil, der seit dem Türkenkriege 1787 wenig Ruhe genossen hatte, verliess ungern seine Besatzungen, und unter den jüngeren waren Viele durch den Kauf ihrer Stellen oder durch Familienverbindungen emporgestiegen. Diesen schien die Gelegenheit, ihre Ansprüche durch Thaten zu bewähren, weniger willkommen zu seyn, als den Übrigen, denen nicht dieselben Nebenwege, ihr Glück zu machen, offen gestanden hatten.

Der Aufstand des wiener Pöbels, dessen nähere Umstände man hier beschrieben findet, hatte einen Theil des Heeres in der Nähe der Hauptstadt versammelt. Man benutzte diese Zeit zu einer neuen Einrichtung der Regimenter, und die dadurch veranlassten Beförderungen, die Einführung leichterer und einfacherer Bewegungen, der abgeschaffte Chargenverkauf und die Bezahlung in baarem Gelde erregten allgemeine Freude. Die Soldaten fanden bey dem Einmarsch in Italien wohlfeile Lebensmittel und Wein im Überfluss, und äusserten nun ihren frohen Muth, „so, sagt der Vf., dass man schwerlich je eine zufriednere und besser gestimmte Armee gesehen hat, als diese."

Sie war stolz darauf, dass ihr Feldherr sich die Regimenter selbst ausgesucht hatte, und vergalt diese Auszeichnung mit dem unbeschränktesten Vertrauen (Abschn. 2). Nur unter den Generalen, selbst unter den Adjutanten des Erzherzogs glaubte man seine eigene Wahl nicht durchgehends zu erkennen. Desto vollkommener war dagegen die Armee mit der Zusammensetzung des Generalquartiermeisterstabes einverstanden. Mit allen Bedürfnissen reichlich versehen und 80,000 Mann stark hoffte sie unter dem geliebten Anführer, als er in Padua das Commando übernahm, gegen den Marschall Massena, der mit nicht mehr als 50,000 Mann bey Verona stand, nun schnell vorzurücken.

Politische Rücksichten fesselten ihren guten Willen. Vom September bis in die Mitte des Octobers verstrich die Zeit unthätig; als man endlich vorwärts ging, deuteten die weitläuftigen Verschanzungen bey Caldiero auf Vertheidigung, und schon liess die Stimmung des Hauptquartiers üble, wenn gleich sorgfältig verborgene Nachrichten aus Deutschland vermuthen. Die Feindseligkeiten hatten durch kleine Gefechte begonnen. Der Marschall Massena erhielt Verstärkungen und fing den Angriffskrieg an, indem er den österreichischen Theil von Verona nahm, und sich dadurch in den Besitz beider Ufer des Adige setzte.

Schon war der Rückzug beschlossen. Er musste im Angesicht des Feindes ausgeführt werden, über reissende Ströme, die oft von Regengüssen plötzlich anschwellen, über Gebirge, durch eine weite Strecke Landes und mit vielem Geschütz und Gepäck. Das Heer musste eilen, und doch stets schlagfertig seyn; es kam darauf an, der Monarchie die letzte noch bestehende Armee zu retten, und da man vielleicht in Deutschland einem anderen feindlichen Heere zu begegnen erwarten konnte, musste ein Vorsprung vor Massena's Armee gewonnen werden. Die eben so schwierige als gelungene Lösung dieser Aufgabe hat der Vf. mit Klarheit dargestellt.

Nicht ohne sich mit dem Feinde gemessen zu haben, wollte der Feldherr aus Italien zurückkehren; die Franzosen gaben ihm die Gelegenheit dazu durch ihren Angriff auf die Verschanzungen von Caldiero. Rec. gesteht, dass es ihm unbegreiflich ist, wie der Marschall Massena, dem doch die Nothwendigkeit des Abzuges der Österreicher bekannt seyn musste, seine Truppen in diesem fruchtlosen dreytägigen Sturm auf den stärksten Theil des Gegners, die Mitte der Werke, aufopfern und sich auch noch in Verona durch ein abgeschicktes Corps umgehen lassen konnte. Die Österreicher verloren 5,000 Mann, die Franzosen wahrscheinlich weit mehr. Am Abend des vierten Tages wurde der Rückzug angetreten. Das unglückliche, dem Hause Österreich ergebene Vicenza musste aufgeopfert werden, um Zeit zur Sammlung der entsendeten Haufen und des Nachtrabes zu gewinnen. Nicht ohne lebhaften Antheil wird man das Gemälde lesen, welches der Vf., der, einer der letzten, die Stadt verliess, von diesem traurigen Tage entwirft.

Mit Recht werden die musterhaften Anstalten gepriesen, durch welche der Erzherzog und sein Generalstab die Ordnung des Zuges und die nie fehlende, und doch für die Provinzen am wenigsten drückende Verpflegung des Heeres möglich machte. Durch das Corps aus Tyrol verstärkt, erschien es, 110,000 Mann stark, ohne Verlust an Geschütz und Gepäck erlitten zu haben, und von der besten Stimmung beseelt, bey Odenburg, als der Frieden seine Auflösung nach sich zog.

Die Erzählung des Vfs. begann mit den Unruhen in Wien, er beschliesst sie mit einer Schilderung des frohen Jubels der Einwohner bey der Rückkehr des Kaisers. Gerührt fragte ein zurückgebliebener französischer Officier einen Bürger: „Wie würdet ihr euern Kaiser erst empfangen haben, wenn er nicht nach einem unglücklichen Kriege, sondern siegreich zurückgekehrt wäre?" — „Vielleicht nicht mit solchem herzlichen Jubel, antwortete der Wiener, denn jetzt bedarf er ja unseres Trostes." — — So wie diese Anekdote den Geist jenes guten Volkes schildert: so mag auch ihre Anführung in unserer Recension von der Art, wie der Vf. durch Auffassung sprechender Züge seine Darstellung zu beleben weiss, ein Beyspiel geben.

Die Charte und der Plan sind schön gestochen, und eine eben so angenehme als nothwendige Zugabe. In dem letzten scheint die Lage von S. Gregorio nicht ganz richtig bestimmt zu seyn. In der Nachschrift des Oberquartiermeisters vom Generalstabe, Lieutenant Streit, dem der Vf. die Plane verdankt, so wie in einigen von ihm beygefügten Anmerkungen ist ein Tableau der Märsche und die Berichtigung verschiedener, im Hauptquartier besser als in der Linie bekannt gewordener Umstände enthalten. Druck und Papier sind sehr schön.

Dn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

CHEMIE.

Leipzig u. Basel, b. Rottmann: *Theorie und Praxis der pharmaceutisch-chemischen Arbeiten, oder Darstellung der Bereitungsmethoden der wichtigsten pharmaceutisch-chemischen Präparate*, nach den neuesten Erfahrungen und rücksichtlich ihrer Brauchbarkeit und Vorzüglichkeit geprüft; nebst den theoretischen Erklärungen der dabey vorkommenden Erscheinungen, Beyfügungen der vorzüglichsten Eigenschaften der abgehandelten Präparate, des zweckmässigsten Prüfungsverfahrens auf die Ächtheit oder Verfälschtheit der letzteren und der nöthigen Literatur und des Geschichtlichen. Von *Christ. Friedr. Buchholz*, der Pharmacie Doctor u. s. w. Erster Th. 1812. XIV u. 707 S. 8.

Non quantitate, sed qualitate, tentaminum lux desiderata accenditur. Dieser Wahlspruch des unsterblichen *Bergmann* schwebte uns vor der Seele, als wir abermals ein pharmaceutisches Lehrbuch, hinter einem paracelsischen Titel, in die Hände erhielten. Als wir aber am Ende des Titels den Namen eines Chemikers fanden, dem die Pharmacie so grosse Fortschritte, die Ausfüllung so vieler Lücken, und selbst ein vor noch nicht langer Zeit erschienenes Lehrbuch verdankt, eines Mannes, den sein tiefes Nachdenken, seine vielfältigen Erfahrungen über die praktische Pharmacie in die Classe der Ersten versetzt, die bey Verbesserung pharmaceutischer Gegenstände eine Stimme erhalten dürften: so gewannen wir eine andere Ansicht, und die in der Vorrede aufgestellten Gründe zur Verfertigung dieses Werks: „1) die neuesten und besten von dem Vf. geprüften Vorschriften zur Bereitung der vorzüglichsten chemischen Präparate, die nicht selten in vielen Schriften zerstreut befindlich sind, und deren Auswahl dem Ungeübten oft sehr schwer wird, zur leichten Übersicht zusammenzustellen, und so zu beschreiben, dass sie auch bey einem mittelmässigen Arbeiter gut ausfallen müssen; 2) durch eine jeder Arbeit beygefügte Ätiologie oder Erklärung des Vorgangs dabey mehr Licht zu verbreiten, um dadurch sowohl ihr Gelingen zu erleichtern, als auch Wissenschaftlichkeit in das Gemüth des Arbeiters zu pflanzen, oder vielmehr darin zu erwecken; 3) jeden Arbeiter die Präparate nach ihrer wahren Natur kennen zu lehren u. s. w.; 4) den Arbeiter in den Stand zu setzen, sowohl die selbstgemachten, als in Fabriken angefertigten Präparate auf mögliche Verunreinigung und Verfälschung zu prüfen; 5) auf Geschichte und Literatur der Präparate, und deren verschiedene Bereitungsmethoden, als sehr vernachlässigte Gegenstände, Rücksicht zu nehmen, damit unter anderen Manchem die Lust benommen werde, sich mit den Federn Verstorbener (nicht auch noch Lebender?) auszuschmücken", — überzeugten uns sehr bald von dem musterhaften Bestreben des Vfs., auch die letzten Lichtstrahlen auf die Pharmacie zu werfen, welche sie von der reinen Chemie entlehnt. — Es ist wahr, dass die Gegenstände in keinem ähnlichen, eigentlich pharmaceutischen Werke alle zugleich in dem Verhältnisse berücksichtigt sind, wie diess der Zweck des Vfs. bey dem gegenwärtigen ist: allein es muss auch den angeführten Gründen in einem sehr hohen Grade Genüge geschehen, wenn die Welt mit einem neuen chemisch-pharmaceutischen Lehrbuch beschenkt werden soll. Im entgegengesetzten Falle lässt sich viel dagegen einwenden. Denn 1) fehlt es nicht an sehr trefflichen Werken, welche sich den 4 ersten Puncten, und zum Theil auch dem letzten ungemein genähert oder sie erreicht haben; wir führen nur an *Doerfurth's* Apothekerbuch, 3 Theile, *Grens* Pharmacologie von *Meyer* und *Rose*, *Hagen's* neue Ausgabe seiner Pharmacie, *Fischers* Praxis von *Hermbstädt*, die preussische Pharmacopöe, *Trommsdorffs* und endlich des Vfs. eigenes pharmaceutisches Lehrbuch; 2) findet der wissenschaftlich gebildete Pharmaceut Hn. *B's.* schätzbare Verbesserungen der pharm. Präparate in seinem Taschenbuch, in *Trommsdorffs* nützlichem Journal, in *Grindels* Jahrbuch u. s. w., und er weiss auch chemische Lehrbücher zu benutzen; 3) würde der Zweck, in Rücksicht solcher Individuen, welche sich mit jenen Werken noch gar nicht bekannt gemacht, ungeachtet sie sich zu mittelmässigen Laboranten gebildet haben, wohl nur in sehr seltenen, ja wir möchten sagen, nur in ausserordentlichen Fällen erfüllt werden; 4) sind die in der Pharmacie gemachten Fortschritte, wenn auch in Betreff einzelner Präparate zahlreich, doch nicht eben metamorphosirend; 5) kann diess Werk nicht eigentlich Anfängern als Lehrbuch der Pharmacie dienen, weil der wichtige Hauptheil, die Lehre von den rohen Medicamenten, fehlt; 6) würde die vermehrte Anzahl brauchbarer Werke dieser Art dem in der Literatur Unerfahrenen die Anschaffung derselben nur erschweren. — Dass gegenwärtiges Buch von Mängeln nicht ganz frey ist, ja dass selbst hin und wieder, beson-

ders in der Literatur und der Geschichte (die ein besonderes Studium ausmachen dürfte), abgesehen von Druckfehlern, Versehen vorgefallen sind, welche leicht hätten vermieden werden können, wird sich ergeben, wenn wir einen, auch nur flüchtigen Blick auf den Inhalt desselben werfen. Das Buch zerfällt in zwey Theile, von denen der erste vor uns liegt.

1 Abschnitt. *Vom Sauerstoffgas*. Der Entdecker des Sauerstoffgases ist, wie Hr. *B.* sehr richtig bemerkt, *Priestley*; allein nicht im Jahre 1774, sondern 1771 erhielt er dasselbe aus dem Salpeter (und wie es in der Übersetzung seiner Versuche über Luftarten u. s. w. Wien 1778. S. 152 heisst, auch aus Alaun); jene wichtige Entdeckung wurde 1772 verfolgt; am 1 Aug. 1771, nicht aber noch später als 1774, wie es in Hn. *B's.* Werke heisst, entdeckte dieser scharfsinnige Kopf es schon im rothen Quecksilberoxyd, und gab ihm damals den Namen *dephlogistisirte Luft*; einige Jahre darauf fand er, dass die Mischung der Salpetersäure mit der der Atmosphäre viel Analogie habe, und er erhielt daraus ebenfalls Sauerstoffgas. — *Scheele's* Entdeckung wurde nicht 1775, sondern erst 1777 bekannt; er fand es sowohl in der Atmosphäre, als in dem Salpeter, und 1778 bestimmte er das Verhältniss seiner Feuerluft zu $\frac{9}{33}$ in der Luft. — Überhaupt theilten sich jetzt diese beiden grossen Männer durch Correspondenz ihre Entdeckungen mit, und *Bergmann's*, *Kirwan's*, *Crawford's*, *Cavendish's*, *Hales's*, *Magellan's* u. A. Versuche fingen jetzt an einander zu durchkreuzen. — *Ingenhouss*, durch *Priestleys* Beobachtungen, dass die Luft von frischen Pflanzentheilen unter gewissen Umständen zerlegt werde, und reine Lebensluft zurücklasse, aufmerksam gemacht, machte 1779 seine wichtigen Versuche bekannt (*Experim. upon veget.* Lond. 1779). — Ferner war nicht *Scheele* der Erste, welcher aus dem schwarzen natürlichen Manganoxyd (mit Schwefelsäure) das Sauerstoffgas bereitete, sondern *Priestley* erhielt aus 8 Unzen Braunstein, 1777 — 1779, an 40 Unzen Luft dem Volumen nach. — Schon im Jahre 1777 machte *Lavoisier* seine früher angestellten Versuche bekannt, und bewies ebenfalls die Mischung der Luft. — *Cavendish* setzte 1782 das Wasser wirklich aus Sauerstoffgas und Wasserstoffgas zusammen u. s. w. — Der erste unter allen (Chemisten), welche so zu sagen eine Ahndung von dem Sauerstoffgase hatten, und im Grunde zu *Lavoisier's* Theorie die Basis bildeten, war *Johann Rey*. Schon im J. 1630 behauptete er, dass die Metalle, namentlich Zinn und Bley, bey der Calcination durch Absorption von Luft ihre Gewichtszunahme erhielten. — Noch weiter gehen *Hooke's* Erfahrungen. Durch seine Versuche mit dem Salpeter und der atmosphärischen Luft kam er auf den Gedanken, dass die atmosphärische Luft eine Substanz enthalte, die mit dem Salpeter viel Ähnlichkeit habe. *Mayow* nannte diesen Stoff 1667 *particul. nitro-aeris*, und in seiner scharfsinnigen Abhandlung (*de nitro et spirit. nitro-aeris*) finden wir die ganze Grundlage zur antiphlogistischen Chemie und die Entdeckung des Sauerstoffgases, welches Letztere auch schon *Scherer* in seiner 1793 zu Wien erschienenen Schrift zu beweisen bemüht war. — §. 2. Es ist in der That merkwürdig, dass die Menge des Sauerstoffgases, welche man aus einer gewissen Menge Manganoxyds von einer und derselbigen Farbe und äusseren Charakteren zieht, so äusserst verschieden ausfällt, so dass, wie Hr. *B.* bemerkt, von einem Pfund 30, und nach Anderen 80 Mass Gas erhalten werden. — Neu ist Rec. die §. 3 angeführte Bemerkung, dass das Manganoxyd (ausser der atmosphärischen Luft) Stickgas enthalte. Hier aber ist der Vf. den Beweis schuldig geblieben. — Ferner heisst es: „Das Sauerstoffgas ist in Wasser lösbar.“ Nach *Henry's* und *Dalton's* Versuchen verbinden sich mit 100 Cubikzoll Wasser nicht mehr als 3,7 Sauerstoff. — 2 Abschnitt. *Von den gasförmigen oxygenir- und oxydirbaren Stoffen.* Warum der Vf. hier, so wie an anderen Orten, zwischen oxygenir- und oxydirbaren Stoffen einen Unterschied macht, lässt sich nicht einsehen, da alle Chemiker beide Ausdrücke als Synonyma anwenden, oder theils den einen, theils den anderen vorziehen. — Übrigens hätte in der Überschrift das Wort „*einfache* oder *unzerlegte Stoffe*“ noch hinzugefügt werden müssen. Dass *Scheele* schon um das J. 1774 die atmosphärische Luft zerlegt habe, und folglich vor *Lavoisier*, lässt sich aus seiner Abhandlung über Luft und Feuer wohl nicht ersehen, und daher darf man *Scheele's* Entdeckung der *lavoisier'schen* nicht nachsetzen. — *Fourcroy* schrieb schon 1788 (*Ann. de chem.* T. I. p. 32) eine Abhandlung, worin er das Stickgas als Bestandtheil thierischer Körper darzuthun bemüht war. — Am besten hätte das Stickgas gänzlich übergangen werden können, da dieses Werk nur die pharmaceutischen Präparate enthält. — §. 11. Vom *Wasserstoffgase*. *Cavendish* erhielt die brennbare Luft nicht, wie Hr. *B.* erwähnt, im J. 1781, sondern schon eine lange Reihe von Jahren zuvor. Dass die Metalle bey der Bereitung des Wasserstoffgases durch Wasser, letzteres unmittelbar zerlegen, und den Sauerstoff desselben aufnehmen, ist noch gar nicht erwiesen, und Rec. hält es, in vielen Fällen wenigstens, für wahrscheinlicher, dass die Säure dem Metalle das Oxygen übergiebt, und die zerlegte Säure durch Zersetzung des Wassers ihre Mischung wieder ins Gleichgewicht zu setzen strebt, und dadurch das Hydrogengas entwickelt. — Übrigens ist das mit Zink und Salzsäure bereitete Gas keineswegs ganz rein. — Wenn der Vf. §. 14 sagt, dass der Wasserstoff von keinem Körper absorbirt werde, welche Sauerstoff einsaugen, z. B. Phosphor: so hat er wohl nicht an die Verbindung des Phosphors mit Wasserstoffgas, und vor allen der Kohle mit letzterem gedacht. — 3 Abschn. *Von der festen oxygenirbaren und oxydirbaren nicht metallischen Substanz.* Hier durfte der Kohlenstoff nicht fehlen, und das Radical der Boraxsäure musste wenigstens angezeigt werden. *Phosphor.* Das Jahr 1669 als Entdeckungszeit des Phosphors hat *Wiegleb* in Zweifel gezogen, welches

dem Vf. entgangen ist. *Kraft* soll *Brand's* Geheimniss erkauft, und fast um dieselbige Zeit Urinphosphor bereitet haben. *Alberi* will 1688 den Phosphor im Senf und der Kresse entdeckt haben. — Die neuern Entdeckungen über die Mischung des Phosphors waren vielleicht Hn. *B.* bey Verfassung seines Buchs noch nicht bekannt. — 4 Abschn. *Metalle. Gold. Silber.* §. 31. Des Vfs. Methode, das Hornsilber durch Kali zu reduciren, indem man ersteres portionenweise in glühendes Kali wirft, und dann das Feuer zur Beförderung des Zusammenschmelzens der Kügelchen zu verstärken, ist in der That weit umständlicher, und erfodert mehr Geschicklichkeit, als wenn (versteht sich, unter Beobachtung der gehörigen Cautelen) die Reduction auf einmal nach der gewöhnlichen Methode unternommen wird. Hn. *B's.* zweyte Methode, kupferhaltiges Silber durch Auflösen in Schwefelsäure und Fällen des Silbers durch Kupfer zu scheiden, führt, wie derselbe sehr richtig bemerkt, zu dem Übel, dass man Silber erhält, welches nicht völlig kupferfrey ist; indess — fügt Rec. hinzu — kann man das gefällte Silber durch schickliche Behandlung mit etwas Salzsäure von dem schon etwas oxydirten Kupfer befreyen. — §. 36. *Quecksilber.* Bey 30½° R. hat Rec. nie Quecksilber zum Gefrieren bringen können, sondern diess geschieht erst unter 32°. — §. 41. *Kupfer.* §. 46. *Eisen.* Kupfer und Eisen kannte man nicht erst 1500 Jahre, sondern schon 3400 vor Chr. Geb. Tubal wusste beide Metalle zu schmieden und zu hämmern. — §. 50. *Zinn.* §. 56. *Zink.* Wenn gleich die alten Griechen das Zink nicht in Metallgestalt kannten: so war es ihnen als Galmey — *Cadmia* — doch sehr gut bekannt, und die Mösogoten bedienten sich desselben zur Bereitung des Messings (*John's* chem. Laborat. 1 Forts. 1810). — §. 58. *Bley.* — §. 62. *Wismuth.* Dass das Bismuth eins der am längsten bekannten Metalle sey, hört Rec. zum ersten Mal. Schade, dass Hr. *B.* darüber keine näheren Notizen giebt, die wir in keinem alten Autor finden. — §. 66. *Spiessglanz.* Warum hat der Vf. nicht *Butmanns* Vorschläge über die Benennung einiger Metalle auch hier benutzt? Rec. möchte den Namen *Antimonium* empfehlen. — §. 71. *Arsenik.* — §. 75. *Mangan.* — 5 Abschn. *Von den oxydirten metall. Stoffen.* §. 78. *Goldoxyd.* Seit der Herausgabe dieses Werks sind die Goldpräparate in Frankreich wieder in Flor gekommen. §. 83. *Silberoxyd.* Ausser den angeführten Oxyden des Silbers scheint es noch ein schwarzes zu geben, dessen schon *Scheele* erwähnt. Man erhält es, wenn man das durch Kalk aus der salpetersauren Auflösung gefällte Oxyd der Einwirkung der Sonnenstrahlen aussetzt, wodurch es desoxydirt und schwarz wird. — §. 88. *Quecksilberoxyd.* Das unvollkommene Oxyd kannte schon *Aristoteles;* er erhielt es durch Reiben des Quecksilbers mit Speichel, *Boerhave* (und Rec.) bereitete ebenfalls dieses *Aethiops per se* dadurch, dass er Quecksilber in einer kleinen Flasche an einem Windmühlenflügel befestigte und herumtreiben liess. Den Sauerstoffgehalt des rothen Oxyds giebt Hr. *B.* nur 10 Procent an, während nach *John's* neuen Versuchen 16 Procent darin enthalten sind. — Dieser Abschnitt ist mit vielem Fleiss ausgearbeitet; indess bleibt der Wunsch übrig, dass endlich einmal der grosse Schwall von entbehrlichen Quecksilberpräparaten, die unter den Namen Oxyde bekannt sind, aus dem Arzneyschatze verbannt, und besonders, dass zur Bereitung der vorzüglichsten Oxyde, z. B. des rothen und schwarzen Oxyds, allgemein eine und dieselbe Vorschrift in allen Ländern angewandt würde. — §. 109. *Bleyoxyd.* — §. 114. *Eisenoxyd.* Der Vf. nimmt nur zwey Grade der Oxydation an, nämlich den, in welchem das Eisen schwarz, und den, worin es roth erscheint. Dass über diesen Gegenstand die Meinung der Chemiker noch sehr getheilt ist, indem einige bis auf 5 Arten annehmen, ist bekannt; Rec. glaubt, dass sich 3 Arten von Oxyden wirklich darstellen lassen. — Hn. *B's.* verbesserte Bereitung des schwarzen Oxyds durch Zusammenreiben des braunen Oxyds mit metallischem Eisen ist sehr nachahmungswerth. — §. 124. *Spiessglanzoxyd.* Auch hier nimmt Hr. *B.* nur zwey Arten von Oxyden an, während es nach anderen Chemikern, z. B. *Thenard,* mehrere giebt. — Unter den Chemikern, welche sich um diesen Gegenstand verdient gemacht haben, hätte der verewigte *Rose* nicht übergangen werden dürfen, nach welchem beyläufig das *Stibium vitrificatum* 4 Procent Schwefel und 16 Procent Sauerstoff enthält. — Das weisse Oxyd, das ehemals so grosses Aufsehen erregte, sollte billig gar nicht mehr officinell seyn, da es im Magen gänzlich unauflöslich bleibt. — §. 141. *Zinkoxyd.* Ausser dem vom Vf. angeführten weissen Oxyde giebt es offenbar noch ein zweytes, welches weniger Sauerstoff als jenes enthält, und dessen Sauerstoffgehalt *Clement* und *Desormes* auf 12 Procent bestimmen. — Woher mag es wohl kommen, dass das Zinkoxyd bey dem Glühen eine gelbe Farbe annimmt, und diese bey dem Erkalten bis auf einen unmerklichen Stich ins Gelbe wieder verliert? — Ungern vermissen wir in diesem Abschnitte das dem Apotheker unentbehrliche *Manganoxyd,* das *weisse Arsenikoxyd,* und selbst das *Kupferoxyd.* — 6 Abschn. *Von den erdigen Stoffen.* §. 147. *Bittererde.* Sie sey unauflöslich. Diess ist keineswegs der Fall; aber sie ist viel schwerer auflösbar als Kalk oder gar Baryt. — Wenn auch die Bittererde nur eine sehr schwache Verwandtschaft zur Kohlensäure hat: so entzieht sie dieselbe doch endlich der Atmosphäre, und säuert sich, welches Hr. *B.* nicht unangeführt lassen durfte. — Die Verbindungen der Bittererde mit Schwefel oder Phosphor lassen sich darstellen; allein ihre Bereitungsart erfodert Aufmerksamkeit und Gewandtheit. — 7 Abschn. *Von den alkalischen Stoffen.* §. 150. *Kali.* Dass *Geber,* welcher das Kali kannte, ein Araber gewesen sey, wie Hr. *B.* hinzufügt, ist nicht der Fall, sondern er war höchst wahrscheinlich aus Griechenland gebürtig. — In dem Geschichtlichen hätte *Klaproths* Entdeckung des Ka-

li's in Steinen nicht überfehen werden dürfen. — Auffallend ist es in der That, dafs Hr. *B.* feinen Lefern kein Wort von den neueren Erfahrungen über die metallifche Natur der Erden und Alkalien mittheilt, fondern fie durchaus im alten Sinne befchreibt, und auch danach feine Eintheilung macht. Man findet letzteres Verfahren überhaupt nicht felten in neueren Lehrbüchern. Wenn man ein folches Werk in die Hände nimmt: fo fallen einem die alten Halbmetalle ein, und man kann fich des Gedankens nicht erwehren, dafs einige Chemiker, felbst wenn fie zu den Ersten gehörten, welche die Trompete über die neue Geburt der Metalloïde erfchallen liefsen, letztere in Gedanken noch unter die Halbmetalle verfetzen. Hier ist Hr. *B.* von feinem Ziele entfernt geblieben, und viele Pharmaceuten, welche in der Ferne von den Erde- und Alkali-Metallen gehört haben, werden fie den Modeneuigkeiten beyzählen. — Die Begriffe, welche wir jetzt von den Alkalien erhalten, find den ehemaligen fehr entgegengefetzt. Früher betrachtete man fie gleichfam als Subftanzen, welche in Hinficht auf Säuren fich wie Nord- und Süd-Pol verhielten; jetzt kennt man fie als Oxyde, und wenn, was nicht unmöglich ist, ein Zuftand derfelben entdeckt wird, in welchem fie mit einer noch gröfseren Portion Sauerftoff verbunden find, als diejenige beträgt, welche *Davy* und *Berzelius* als den zweyten Oxydationsgrad entdeckt haben: fo würden fie fich an die Ordnung der Säuren unmittelbar anreihen. — §. 157. *Natrum.* Das (kohlenfaure) Natrum ist eine von den ältesten Subftanzen, welche die Alten kannten; denn ihr Nitrum, womit der Sand des Nils durchdrungen ist, war Natrum. — Mit Recht verweilt Hr. *B.* bey dem *Kalipräparate* fo wie hier. Denn wenn es darauf ankömmt, beide im völlig reinen Zuftande, d. i. als reine Oxyde darzuftellen: fo müffen fie den Präparaten hinzu gezählt werden, deren Bereitung die allergröfste Delicateffe in Auswahl der Gefchirre, in der Bereitungsart, in der leicht erfolgenden Aufnahme fremder Körper, in der Schwierigkeit, fie von allen Vermifchungen gänzlich zu befreyen u. f. w., erfodert. — §. 162. *Kalk.* Hier hätte wohl die Schwierigkeit, den Kalk durch bloſses Brennen völlig von Kohlenfäure zu befreyen, fo wie der Vortheil, welchen Wafferdämpfe dabey gewähren, erwähnt werden können. — Die Ätiologie des Kalklöfchens ist fehr oberflächlich genommen. — §. 167. *Baryt.* — §. 172. *Ammonium.* Vor *Bafilius Valentinus* hatte fchon *Lullius* einige Kenntniffe von dem Ammonium; er kannte es als Product der Fäulnifs. — Wenn an diefem Ort der Linimente Erwähnung gefchehen kann: fo durfte das Opodeldock — *Linimentum faponato-camphoratum, Pharm. Bor.* — als ein fehr vorzügliches äufserliches Mittel nicht fehlen. — 8 Abfchn. *Von den Säuren,* a) *mit einfacher Bafis.* §. 177. *Schwefelfäure.* Aufser dem angeführten *Bafilius Valentin,* gab fchon *Dornaeus* Anweifung zur Bereitung. *Kunkel* zeigte den Unterfchied des fogenannten Vitriolgeiftes von Vitriolöl, und *Stahl* fuchte 1797 die Bildung der Schwefelfäure aus Schwefel zu erklären. — Über die Natur der rauchenden Schwefelfäure hat *Vogel* einen interelfanten Auffatz im *fchweiggerfchen* Journal eingerückt. — Die concentrirte Schwefelfäure, im Zuftande wafferfreyer Salze, enthält nach *Klaproth* 42, 3 Schwefel und 57, 7 Sauerftoff; die flüffige concentrirte Schwefelfäure hingegen befteht nach demfelben aus 31,5 Schwefel, 42,9 Sauerftoff, 25,6 wefentliches Waffer. Mit jenen Angaben ftimmt Hn. *B's.* Analyfe; allein die von *Richter* und *Berzelius,* welche in der concreten Säure 59½ Procent Sauerftoff angeben, weichen davon um einige Procent ab. §. 183. *Salpeterfäure.* Nicht *R. Lull,* wie Hr. *B.* bemerkt, fondern *Geber,* der mehrere Jahrhunderte vor jenem lebte, lehrte zuerft das Scheidewaffer brennen. — Wenn gleich die durch Fällung der Salpeterfäure mit Silberauflöfung u. f. w. bereitete chemifch reine Salpeterfäure in Hinficht der Reinheit u. f. w. keinen Wunfch übrig läfst: fo kann man fich doch zu pharmaceutifchem Behufe fehr vortheilhaft eine reine Salpeterfäure dadurch bereiten, dafs man gewöhnliche Salpeterfäure für fich (oder in Vereinigung mit ein wenig Salpeter, wenn viel Schwefelfäure damit verbunden feyn follte) forgfaltig bey gelinder Wärme destillirt, und die erften Portionen Säure fo lange, als noch Silberauflöfung dadurch gefällt wird, befonders aufbewahrt, dann die Vorlage wechfelt, und nun den übrigen gröfsten Theil falzfäurefreyer Salpeterfäure, unter Zurücklaffung eines fehr kleinen Antheils, überdeftillirt. Durch diefs Verfahren erhält Rec. feit vielen Jahren eine wirklich chemifch reine Säure. — §. 190. *Phosphorfäure.* Wenn, wie Rec. jetzt nicht entfcheiden will, *Boyle* der erfte Entdecker der Phosphorfäure ift: fo entdeckte fie doch *Homberg* ein paar Jahre fpäter zuverläffig auf einem ganz befonderen Wege ebenfalls. — §. 196. *Kohlenfäure.* — §. 201. *Effigfäure.* — §. 208. *Citronenfäure.* — §. 213. *Weinfteinfäure.* Lange Zeit vor *Scheele* wufste *Kunkel* die Zerlegung des Weinfteins mit lebendigem Kalk zu bewirken. — Hr. *B.* hätte eben fo gut, wie er die Citronenfäure, welche (aufser als Citronenfaft) im reinen Zuftande in der Pharmacie gar nicht angewandt wird, befchreibt, auch ein paar Worte über die Blaufäure fagen können, von der in der Medicin wirklich Gebrauch gemacht wird, z. B. als Mandelwaffer, als Kirfchlorbeerwaffer u. f. w. — §. 214. *Bernfteinfäure.* Die Reinigung der Bernfteinfäure mit Kohle nach *Lawitz,* wird von Hn. *B.,* wie fast allgemein, fehr zweckmäfsig befunden; allein es fragt fich dennoch, ob nicht *Rofe's* Einwendung, dafs die kryftallifirbaren Säuren durch die Behandlung mit Kohle eine Art von Veränderung ihrer Grundmifchung erleiden, Grund habe. — Rec., welcher mit dem Bernftein viele Verfuche gemacht hat, überzeugte fich, dafs die Bernfteinfäure im Bernftein bereits präexiftire, welches auch der Vf. S. 420 anzunehmen fcheint. — §. 223. *Benzoefäure.*

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

CHEMIE.

Leipzig u. Basel, b. Rottmann: *Theorie und Praxis der pharmaceutisch-chemischen Arbeiten, oder Darstellung der Bereitungsmethoden der wichtigsten pharmaceutisch-chemischen Präparate* u. s. w. Von *Christ. Fried. Buchholz* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von den Säuren, deren Gehalt an Sauerstoff noch nicht nachgewiesen werden kann. Hydrothionsäure §. 229. Schon bey einer anderen Gelegenheit hat Rec. von dem unzureichenden Grunde, die Auflösung des geschwefelten Wasserstoffs in Wasser mit dem Namen einer Säure zu bezeichnen, gesprochen. Dass aber auch Hr. *B.* geneigt ist, sich zu diesem Glauben zu bekennen, ist zu bewundern. Wenn eine Säure aus der Verbindung des Sauerstoffs mit einer oder mehreren Basen entspringt, und dadurch die Eigenschaft erhält, auf dem Geschmacksorgane die Empfindung, welche wir mit dem Namen sauer bezeichnen, zu erregen: wie kann dann die Verbindung des reinen Schwefels mit reinem Wasserstoffgas eine Säure genannt werden? — *Scheele* entdeckte, wie auch Hr. *B.* berichtet, die stinkende Schwefelluft; allein Rec. hält es für wahrscheinlich, dass *Geber* schon einige Kenntniss von diesem Gas hatte, denn dieser Chemiker wusste sehr gut, dass der Schwefel in ätzendem Kali auflöslich sey, und durch Essigsäure daraus gefället werde. — §. 233. *Von der Salzsäure.* Der Vf. spricht in diesem Abschnitt unter anderen von der durch *Meyer* (in Stettin) zuerst angegebenen Reinigung der Salzsäure von ihrem stinkenden Geruch, um sie zur Selterwasserbereitung anwendbar zu machen. Rec. kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, den Unterschied zu berühren, der zwischen der flüchtigen, stinkenden Salzsäure und der geruchlosen, weniger flüchtigen Säure Statt findet. Es ist nicht der Geruch und die Flüchtigkeit allein, wodurch sich beide von einander unterscheiden, sondern das Verhalten beider zu verschiedenen Körpern, z. B. einigen Metallen, ist sehr von einander unterschieden, und macht sie zu zwey verschiedenen Säuren: ein Umstand, den man bisher ausser Acht gelassen hat, indem man fast allgemein die Verbindung beider, in der Meinung, sie sey eine einfache Substanz, anwandte, und daher die Wirkung der einen oder der anderen dieser gemeinen, aus zwey Gattungen von Salzsäure zusammengesetzten Säure auf das ganze Gemische bezog. — 238. *Oxydirte Salzsäure.* Unbegreiflich ist es, dass der Vf. weder in dem §. der gem. Salzsäure, noch hier, der wichtigen Erfahrungen *Humphry* und *John Davy's* Erwähnung thut, welche die oxydirte Salzsäure, die wir als zusammengesetzt betrachten, für einfach, hingegen die gemeine Salzsäure, die wir als einen einfachen Körper mit Wasser verbunden ansehen, für zusammengesetzt halten. Wenn, was leicht möglich seyn kann, Hr. *B.* den scharfsinnigsten Schlüssen dieses grosen Chemikers auch Einwendungen entgegen zu stellen geneigt seyn sollte: so ist doch ausgemacht wahr, dass es zwey verschiedene Substanzen giebt, die wir bisher mit dem gemeinschaftlichen Namen der oxydirten Salzsäure bezeichneten, von denen die eine, welcher *Davy* nur allein einen Sauerstoffgehalt beymisst, (Euchlorine) sich durch ihre heftigen explodirenden Wirkungen höchst auffallend auszeichnet, und die schon *Klaproth* früher beobachtet hatte. Diese hätte bey Prüfung der oxygenirten Salzsäure (*Davy's* Chlorine) auf fremde Beymischung berücksichtigt werden müssen. — Auch *Gay-Lussac's* und *Thenard's* viele Erfahrungen sind nicht beachtet. — §. 243. *Boraxsäure.* Dieser Abschnitt beweiset offenbar, dass Hr. *B.* die neuen Entdeckungen zum Theil gar nicht nachgetragen hat: denn weder *Gay-Lussac's* und *Thenard's*, noch *Davy's* gelungene Zerlegungen der Boraxsäure findet der Leser hier beschrieben. Zu tadeln ist ferner, dass *v. Crells* Versuche gar nicht berücksichtigt sind. Ungern vermissen wir auch die Äpfelsäure, welche in der Pharmacie, wenn gleich nicht als reine Säure, doch mit Eisen verbunden, in der ganzen Welt angewandt wird. — 9 Abschn. *Von den Salzen.* §. 250. *Schwefelsaures Kali.* §. 252. *Schwefelsaures Natrum.* §. 256. *Schwefelsaures Bittersalz.* Bald nach *Grew's* Entdeckung des Bittersalzes, bereiteten *Georg* und *Franciscus Moult* dasselbe in groser Menge durch Verdampfung des Quellwassers zu Schootershill in Kent. Dass der *Alaun*, ein in der Pharmacie gar nicht zu entbehrendes, und schon sehr altes Medicament, in diesem Abschnitte, ja in dem ganzen Buche nicht aufgenommen ist, bleibt unverzeihlich. §. 263. *Schwefelsaures Silber.* Warum diess hier? Ausser als Reagenz, kennt man diess Präparat in der Pharmacie kaum. — §. 265. *Schwefelsaures Quecksilber.* — §. 270. *Schwefelsaures Kupfer.* Der Name *vitriolum de Cypro* stammt allerdings von der Insel Cypern ab, so wie überhaupt das Kupfer seine Ablei-

tung davon hat; dafs indefs zu Cypern das Kupfervitriol Anfangs künftlich bereitet worden fey, findet Rec. in keinem darüber nachgefchlagenen Werke, und daher ift er vielmehr der Meinung, dafs man den auf Cypern vorkommenden natürlichen Vitriol, der Anfangs fehr häufig gewefen feyn mufs, benutzt habe. §. 274. *Ammoniumhaltiges fchwefelfaures Kupferoxyd.* §. 276. *Schwefelfaures Eifen.* Der käufliche grüne Vitriol kann fehr gut durch blofse Behandlung mit Eifen und wiederholte Kryftallifation, wobey man zu pharmaceutifchem Behuf nur die erften Anfchüffe ausfucht, gereinigt werden, und es ift gerade nicht nothwendig, dafs diefs Präparat unmittelbar aus feinen Beftandtheilen bereitet werde. — §. 284. *Schwefelfaurer Zink.* — *Salpeterfaure Salze.* §. 289. *Salpeterfaures Kali.* §. 294. *Salpeterfaures Natrum.* Es ift wohl kaum mehr officinell. Eben fo wenig wird von dem *falpeterfauren Baryt* in der Pharmacie Anwendung gemacht, von dem der Vf. §. 299 eine weitläuftige Befchreibung giebt. Übrigens enthält diefs Salz nach *Vauquelin* nicht 58 p. C. Salpeterfäure, wie S. 562 vielleicht durch einen Druckfehler fteht, fondern nur 38 p. C. Schwerlich möchte es Hn. *B.* gelingen, ein wenig mit diefem Salze verbundenes falpeterfaures Strontian durch die gefärbte Flamme, welche diefes für fich unter den bekannten Umftänden erregt, zu entdecken. §. 304. *Salpeterfaures Silber.* Das Gefchichtliche ift auch hier fehr oberflächlich behandelt. — Den Höllenftein in einem filbernen Gefäfse zu bereiten, ift eben fo überflüffig, als koftfpielig; ein Porcellangefäfs thut diefelben Dienfte. — Das gefchmolzene falpeterfaure Silber enthält nach *Prouft* ein wenig Waffer. §. 309. *Salpeterfaures Queckfilberoxydul.* Dafs die nach der preuffifchen Pharmacopöe *vorfichtig* bereitete falpeterfaure Queckfilberauflöfung auf dem niedrigften Oxydationsgrade zugleich vollkommenes Oxyd enthalten follte, ift wohl nur eine Redensart, die fich auf keine Erfahrung ftützt; nur dann möchte diefs gefchehen können, wenn man unvorfichtig in Anwendung der Wärme zu Werke geht. Von Säureüberfchufs ift es aber nicht frey; und letzteres ift zuweilen des Arztes Wille. Diefs Salz fchiefst auch in rhomboidalifchen Kryftallen unter anderen an. §. 319. *Salpeterfaures Wismuth.* — *Salzfaure Salze.* §. 320. *Salzfaures Kali.* §. 323. *Salzfaures Natrum.* §. 328. *Salzfaurer Kalk.* §. 329. *Salzfaures Baryt.* Zu bemerken ift in diefem Abfchnitte noch die leichte, nach *John* zu bewirkende Zerlegung des fchwefelfauren Baryts durch ätzenden Kali, wie diefs in deffen 2ter Fortfetzung feiner chemifchen Analyfe in der Abhandlung über den Hepatit zu lefen ift. §. 338. *Salzfaures Ammonium.* §. 342. *Eifenoxydhaltiges falzfaures Ammonium.* §. 347. *Salzfaures Queckfilberoxydul.* — Unbegreiflich ift abermals, dafs hier der Abfchnitt von dem corrofivifchen Sublimat fehlt!! — §. 353. *Ammoniumhaltiges falzfaures Queckfilberoxyd.* §. 358. *Salzfaures Eifen.* §. 363. *Salzfaures Spiefsglanzoxydul.* §. 368. *Algarothpulver.* — *Von den überoxydirt-falzfauren Salzen.* §. 373. *Überoxydirt-falzfaures Kali.* — Auch hier vermiffen wir *Davy's* Entdeckungen, und es laffen fich diefelben Rügen, wie oben, anbringen.

Diefer nothwendigen Verbefferungen ungeachtet, dürfen wir diefs Werk dem pharmaceutifchen Publicum wegen des Vfs. trefflicher verbefferter Vorfchriften zur Bereitung vieler Präparate fehr angelegentlich empfehlen, und wir wünfchen, dafs derfelbe zum Beften der Pharmacie fein gefchwächtes Gefichtsorgan, wie wir diefs in der Vorrede mit Bedauern lefen, bald wieder geheilt fehen und gebrauchen möge.

I. A.

ÖKONOMIE.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Der Boden und fein Verhältnifs zu den Gewächfen; oder: Anweifung, den Boden, vorzüglich vermöge der darauf wildwachfenden Pflanzen kennen zu lernen und feinen Werth zu beurtheilen.* Nebft einer Befchreibung der Mergelarten, Moderarten und der Torflager. — In vorzüglicher Hinficht auf die Landwirthfchaft bearbeitet von *G. E. W. Crome*, Prof. und Lehrer am ökonomifchen Inftitut zu Mögelin u. f. w. 1812. 272 S. 8. (22 gr.)

Diefer berühmte Ökonom hat fich abermals durch diefes gehaltvolle Werk um die Cultur des Bodens um fo mehr verdient gemacht, als vor ihm Wenige fo tief in die Analyfe der Bodenarten eingedrungen find. Er hat eine Menge Erfahrungen gefammelt, und felbft mehr als 100 chemifche Analyfen verfchiedener Bodenarten angeftellt, deren Refultate er hier mittheilt. Seine Beobachtungen betreffen hauptfächlich die den *deutfchen* Gewächfen eigenthümlichen Bodenarten, woran uns auch vorzüglich gelegen ift. Im I Abfchn. handelt er *vom Boden im Allgemeinen*, zeigt die Hauptbeftandtheile deffelben, die phyfifche Lage und Befchaffenheit des Bodens, den Untergrund u. f. w. II Abfchn. *Von den verfchiedenen Bodenarten, befonders ihrem Einflufs auf die Vegetation und ihrer Benutzungsart.* Zuvörderft giebt er eine auf die chemifchen Beftandtheile der Bodenarten gegründete Claffification derfelben, wobey er 8 Claffen annimmt, von denen jede wieder in 3 bis 4 Unterabtheilungen oder Ordnungen zerfällt; diefe erläutert er durch Befchreibung verfchiedener Bodenarten im Mecklenburgifchen, Oldenburgifchen, Altenburgifchen, um Göttingen, im Braunfchweigifchen, in der Uckermark, befonders um Mögelin herum und deffen Grenze; er zeigt, wie und wodurch fie verbeffert nnd am beften benutzt werden können, benennt die auf jeder Art Boden wachfenden Unkräuter mit linneifchen Namen, und giebt zuletzt verfchiedene Refultate an. III Abfchn. *Von den Mergel- und Moder-Lagern.* — Da diefe beiden natürlichen Verbefferungs- und Düngungs-Mittel für

den Landwirth höchstwichtig sind, und diese wahren Schätze für den Ackerbau in vielen Gegenden in Menge enthalten, aber unbenutzt liegen: so hat sich der Vf. durch die treue Darstellung der Lager, der Beschaffenheit u. s. w. dieser wichtigen Materialien nicht wenig verdient gemacht. Er redet 1) *vom Mergel*, dessen Lagerstätten, den verschiedenen Mergelarten, mergelichtem Thon, Thonmergel, eigentlichem Mergel, Lehmmergel, Kalkmergel, thonichten Kalk, Erdkalk. 2) *Vom Moder* (einer Erdmasse, die mit den Rückständen verwester Thier- und Pflanzen-Körper innig gemengt ist), dessen Lager, Fundarten, Eigenschaften, chemischen Bestandtheilen und Werthe. IV Abschn. *Vom Torf*, dessen Lagerstätten, Bestandtheilen und Werth; so wie von den am häufigsten auf ihm vorkommenden Gewächsen.

XP.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Ceres, oder Beyträge zur Beförderung der Landwirthschaftskunde.* Herausgegeben von *Friedr. Karl Gustav Gericke*, D. der Philos. und Generalpachter der Domäne Lüdgeri bey Helmstädt. I Band. Drittes Stück. 1810. 184 S. 8. (16 gr.)

Dieses Stück liefert I eine *Beschreibung der Bauernwirthschaft im nordwestlichen Holstein, auf der Geest.* — Eine grosse Ausbeute für die Landwirthschaftskunde giebt eben diese Beschreibung nicht, zumal da die vielen Provincialwörter und Benennungen, ausser Niedersachsen, ganz unbekannt, den Ausländern das Meiste sehr unverständlich machen, so angenehm übrigens Manchem die Kunde von diesem Landvolk und ihrem Landbaue zu lesen seyn mag. — Interessanter ist II *über das Unterpflügen grüner Saaten, als ein wirksames vegetabilisches Düngungsmittel.* Von *J. H. C. Klusmann.* — Der rheinische Bauer sagt, grüne untergepflügte Saat (Erbsen, Wicken, Buchweitzen, besonders Klee) sey halber Dünger; aber nach Rec. Erfahrung und nach den hier beschriebenen Proben düngt sie mehr, als halb, wenn anders diese Gewächse kurz vor ihrer Blüthezeit oder mit Anfang derselben untergepflügt werden. — III. *Bemerkungen über den Ackerbau in der Gegend von Rethem an der Aller bis nach Hoya.* Von *Klusmann.* — Fast durchgängig Muster von fehlerhafter Bewirthschaftung der Länderey. — IV. *Die gute Sache der Wechselwirthschaft.* Diese Numer hat mehrere Abschnitte, von nicht geringer Wichtigkeit in dem Feldbau, und sehr gut abgehandelt. Sie widerlegt den Kammerrath *Zimmermann*, Gegner der Wechselwirthschaft, (in seinem *ohnmassgeblichen Bedenken über die Wechselwirthschaft*, Neustrelitz 1809). Der erste Abschn. beschäftigt sich mit Erörterung einiger Präjudicialfragen *über die Vortheile der Abwechslung der Getreidearten mit Futtergewächsen und Hackfruchten.* Dieser wichtige Punct ist sehr gründlich abgehandelt. — Ferner *vom Einflusse der Ruhe auf die Fruchtbarkeit überhaupt, insbesondere aber beym Getreidebau.* — *Von dem Einflusse der Hackfrüchte und Futterkräuter, insbesondere der Kartoffeln, auf die folgende Getreideart.* — Dass die Gerste nach Kartoffeln besser geräth, als Winterkorn oder Roggen, darin hat der Vf. ganz Recht, man müsste denn einen Überfluss an Dünger haben: ein Anderes ist nach Klee, Wickfutter u. s. w. wie das Alles auch in dem classischen Werke des G. R. *Thaer*: *die Ackerbausysteme*, deutlich gezeigt ist. — *Über den Einfluss der Hackfrüchte, insbesondere der Kartoffeln, auf die Milchergiebigkeit der Kühe.* — *Über die fettmachende Kraft der Hackfrüchte, insbesondere der Kartoffeln.* — Beide Artikel sollten weiter und entscheidender ausgeführt seyn. Übrigens ist *Zimmermann* und Consorten sehr gründlich und einleuchtend widerlegt. — V. *Über den Kornwurm* von *J. Adam Weiss.* (Beschluss der in den beiden ersten Heften befindlichen Abhandlung.) Viele und vielerley Mittel wider denselben. VI. *Kurze Nachrichten und Bemerkungen*, wie sich der Fleisch- und Fett-Ansatz gegen das verzehrte Futter bey einem Mastochsen verhalte. Etwas vom Kartoffelbau. — Zum Beschluss folgen *Auszüge aus landwirthschaftlichen Berichten über das Johannisquartal.* Ockerdepartement des Königreichs Westphalen.

XP.

MATHEMATIK.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Kleines theoretisch-praktisches Tafelrechenbuch, zunächst für die Hofschule in Hannover bestimmt; enthält die Grundregeln in ganzen und sortirten Zahlen und Brüchen.* Von *Conr. Friedr. Stang*, Lehrer an der königl. Hofschule zu Hannover. 1813. IV u. 188 S. gr. 8. (6 gr.)

Den Inhalt dieses in seiner Art sehr brauchbaren Werkchens spricht der Titel im Allgemeinen deutlich aus. Mit Wohlgefallen ersieht man aus der Darstellung der einzelnen Lehren, dass der Vf. das Talent besitzt, die Begriffe deutlich zu entwickeln, die Regeln klar vorzutragen, und sich in wohlgewählten Beyspielen vom Leichteren ohne schädlichen Sprung zum Schwereren allmählich zu erheben. Kinder, welche auf solche Weise unterrichtet werden, müssen sich, auch bey mittelmässigem Talente und Fleiss, die Elemente des Rechnens so tief einprägen, dass sie solche niemals vergessen können; besonders da bey dieser Lehrmethode nicht bloss die Hand, sondern vorzüglich der Kopf des Schülers in Anspruch genommen wird. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass die bessere mathematische Lehr- und Lern-Art in dem In- und Auslande sich immer mehr verbreitet, und den allen Sinn und Geist tödtenden Schlendrian zur Ehre des Menschenverstandes immer mehr verscheucht. — Einige kleine Flecken, die uns in dem Buche aufgefallen sind, können wir jedoch nicht unbemerkt lassen. Des Vfs. erste Erklärung (§. 1): „Man versteht unter Rechnen diejenige Kunst, nach der man aus bekannten Zahlen unbekannte herleitet," ist unvoll-

ständig, da es bey dem Rechnen nicht bloss *darauf* ankömmt, sondern *vorzüglich* auf eine *schickliche* Verbindung des Gegebenen, um auf eine bestimmte Frage eine bestimmte Antwort zu erhalten. Die zweckmäsige Auswahl der hiezu nöthigen Rechnungsarten ist ein Werk der Urtheilskraft und in vielen Fällen des Scharfsinns; die Ausführung der Rechnung selbst dagegen wird, bey häufiger Übung, gleichsam mechanisch. — Die Zahl ist nicht, wie §. 2 sagt, eine Wiederholung von Eins, oder mehr als Eins; denn das *blosse Wiederholen* der Einheiten, ohne Synthesis derselben zu einem neuen Ganzen, bildet niemals eine Zahl. — Auch missfallen uns die *neuen* Kunstwörter, deren sich der Vf. bey den 4 Rechnungsarten bedient. Bey der Subtraction wird die Zahl, wovon der Abzug geschieht, sehr uneigentlich das *Ganze* oder die *Summa*, die abzuziehende Zahl der *Abzug* genannt. In der Multiplication heisst der Multiplicand das *Einfache*, der Multiplicator der *Anzeiger*, das Product das *Vielfache*. Endlich wird bey der Division für Dividend das *Ganze* und für Quotient die *Theilantwort* gesetzt. — So lange noch die halblateinischen Ausdrücke: Addiren, Subtrahiren, Multipliciren, Multiplicator, Multiplicand, Factoren und dergl., das einmal seit langen Zeiten her erworbene Bürgerrecht behaupten, mag man sich auch noch der wenigen übrigen bedienen, wofür der Vf. rein deutsche gewählt hat. — Die Brauchbarkeit des Buchs, sein guter Druck und wohlfeiler Preis werden demselben viele Abnehmer verschaffen, die es in der That auch verdient. Δ.

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Berlin*, in der neuen Societäts-Verlagsbuchhandlung: *Versuch einer durch Erfahrung erprobten Methode, den Weinbau in Gärten und Weinbergen zu verbessern*, von *J. S. Kecht*. 1813. 48 S. 8. mit 1 Kupfer. (9 gr.)

Diese Abhandlung hat viel Gutes für den Bau des Weinstocks an Spalieren, aber für den Anfänger und Laien in dieser Pflanzung, für welchen der Vf. doch schreiben wollte, ist er sehr unvollständig und nicht fasslich genug. Z. B. §. 1 *von Pflanzung des Weinstocks* sagt Hr. K., er bediene sich zu Schnitthölzern 4—5 Fuss langer Reben. — Will er etwa 3, 4 Schnittlinge daraus machen? Oder ist *Fuss* ein Druckfehler statt *Zoll?* dann wären sie zu kurz. Bey dem Einsetzen derselben in die Erde bestimmt er nicht, *wenn* und zu welcher Zeit im Frühjahr solches geschehen soll, *wie* sie in die Erde gelegt oder gesteckt werden sollen, ob senkrecht oder schräg u. s. w. — S. 14 will er die Söhne (Ableger), die er im Sommer gezogen, im Herbst vom Stock abgeschnitten und an ihren Ort verpflanzt wissen; aber die Erfahrung hat gelehrt, dass alles Schneiden und Verpflanzen der Weinstöcke im Frühjahr viel sicherer ist, als vor dem Winter. Übrigens ist der erste Schnitt und die Leitung des Weinstocks richtig beschrieben, und im Kupfer gut versinnlicht. Bey dem weiteren *Schnitt* §. 3 aber, worauf sich Fig. 1 bezieht, ist er allzukurz und ganz unbefriedigend. Denn in 25 Zeilen lässt sich nicht sagen, in welchem Fall man den Weinstock kürzer oder länger schneiden müsse, wie er nach einem vorhergegangenen sehr fruchtbaren Jahre zu behandeln, oder wenn er den Winter zuvor durch den Frost hart gelitten, wenn er nach seiner Art stark in Holz treibend, wenn er besonders fett steht, jung ist u. s. w. — Bey der Frage, *wann* der Weinstock beschnitten werden soll, giebt der Vf. dem Herbstschnitt (wenigstens am *alten* Holze) den Vorzug, und zwar wegen des allzugrossen Verlustes an Saft bey dem Frühjahrsschnitt. Allein wenn man nicht allzuspät im Frühjahre schneidet: so schadet dem Weinstock das sogenannte Weinen nicht, und die gedoppelte Mühe, im Herbst das alte und im Frühjahr das junge Holz zu schneiden, ist ganz überflüssig, ja bey strengen Wintern und öfterem Holzverlust durch Frost schädlich. — Das *Ausbrechen der Blätter*, nach §. 6, zur vermeintlichen Beschleunigung der Trauben wird billig verworfen, wenn anders der Weinstock den Sommer hindurch richtig behandelt worden. — Der *Pyramidenzug* des Weinstocks nach §. 7 ist auf einer einzigen Octavseite gar unvollständig beschrieben. Der Vf. nimmt dabey 4 Leitreben an, welches offenbar zu viel sind; Rec. hat bey einer einzigen genug zu thun, die Reben in der Ordnung des Spirals unterzubringen. Überhaupt aber taugen die Weinpyramiden nicht ins Alter, und müssten sehr gross angelegt werden. — Fig. 3 der Kupfert. wird eine *Einfassung der Rabatten* im Garten mit Weinstöcken vorgestellt. — §. 7 zeigt der Vf., wie nach seiner Methode der Weinstock auch *auf Weinbergen* vortheilhaft gezogen und behandelt werden könnte. Dagegen wäre nichts einzuwenden. Es fände dabey eine Art von Spalier an 3 siebenschuhigen Pfählen Statt. Aber — das nun fast überall theure Holz! — Zum Schluss macht der Vf. §. 12 die Gartenliebhaber mit einer 12 Fuss hohen Himbeeren-Pyramide bekannt. XP.

Schöne Künste. *St. Gallen*, b. Huber u. Comp.: *Gedichte* von *Felix Huber*. Nebst der Schilderung seines Lebens und Charakters. 1811. 338 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Über den Werth dieser Gedichte, die zunächst nur für die Freunde des Verstorbenen bestimmt, und von Pränumeranten willig aufgenommen sind, pflichten wir zwar gerne dem Urtheile des Herausgebers bey wenn er sagt, dass sie edeln Ernst, Aufschauung zum Besseren und Edelsten der Menschheit, Reinheit des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung offenbaren, indem wirklich überall eine liebevolle und religiöse Gesinnung aus ihnen hervorleuchtet; aber besonders poetische Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit können wir an ihnen nicht rühmen. Vielmehr ist das Ganze mehr eine durch poetische Form veredelte Prosa, wovon sich hie und da nur etwas zur Poesie erhebt. In Absicht der Sprache bemerken wir weiter keine Unrichtigkeit, als dass öfters *er weisst* statt *er weiss* vorkommt. In den künstlicheren Formen, wie z. B. in den Hexametern, herrscht viel Unvollkommenheit. Zu den besseren Gedichten rechnen wir S. 65: *Vaterwonne*, und S. 118: *An meine lieben Ältern*, obgleich auch diese, wie die meisten, nur Gelegenheitsgedichte sind. An Kraft zeichnet sich vor allen übrigen aus S. 287: *die Zeit*. Ganz artig ist auch Folgendes:

An das Flüsschen Arge bey Wangen.

Rausche sanft um meiner Freundin Wohnung,
Liebes Flüsschen! Hemme deinen Lauf,
Sieh! sie lächelt dir; für deine Schonung
Schenkt sie dir ihr Bildchen; zur Belohnung,
Liebe Arge! nimm es zärtlich auf.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

MATHEMATIK.

1) Leipzig, b. Bruder: *Gründliches Rechenbuch für die Jugend, besonders aber zum Gebrauche derjenigen, die Kaufleute und Banquiers werden wollen.* Von *Meyer Fürth.* 1813. Erster Theil. VIII u. 230 S. Zweyter Theil. 186 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Amberg, b. Uhlmann: *Die Rechenkunst, besonders die reesische Regel in sehr interessanten, praktischen Beyspielen. Nebst der Decimalrechnung, den Anfangsgründen der Algebra und der Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzel.* Kurz und fasslich dargestellt von *Joh. Georg Prändel,* Prof. der Mathematik und Physik u. s. w. 1812. VIII u. 334 S. 8. (20 gr.)

3) Stuttgardt, b. Metzler: *Belehrungen in (der) Geometrie, zur Nachhülfe für Praktiker in Feld- und Bau-Messungen bestimmt,* von *C. L. Schübler.* 1813. VIII u. 166 S. 8. Mit 1 Kupfertafel. (12 gr.)

No. 1 erhebt sich, unter der grofsen Menge ähnlicher Lehrbücher, bey Weitem über das Mittelmäsige. Seinem Vf. haben wir bereits früher unseren Lesern als einen Mann vorgestellt, der ein schätzbares Talent mit Gründlichkeit und Klarheit verbindet. Bey Bearbeitung dieses Werks legte er den Plan von *Clausberg's* Rechenbuch zum Grunde; doch wich er öfters davon ab, weil *Clausberg* für den Mathematiker und Kaufmann zugleich schrieb, der Vf. dagegen mehr auf den Letzteren Rücksicht nahm, um diesem das Studium der Mathematik möglichst zu erleichtern. Rec. hat diese Schrift sehr aufmerksam durchgelesen, und sie im Allgemeinen ihrem Zwecke entsprechend gefunden, besonders wenn ein geschickter Lehrer dem Schüler zur Seite ist, der die theils grösseren, theils kleineren Mängel derselben gehörig zu verbessern weiss.

Der *erste* Theil behandelt die vier Rechnungsarten in ganzen, gebrochenen und benannten Zahlen, die gerade und verkehrte Regel Detri, und die sogenannte *Practica*, worunter der Vf. eine Fertigkeit versteht, die 4 Species der Rechenkunst mit Vortheil anzuwenden, welches er vorzüglich bey der Multiplication und Divifion auseinandersetzt. — Um die Brauchbarkeit der Schrift für Lehrer, die sich ihrer beym Unterricht bedienen, zu erhöhen, fassen wir unsere Bemerkungen darüber in Folgendem zusammen. — Der Begriff von dem, was man *Eins* nennt, ist (§. 2) nicht deutlich genug bestimmt. Wenn es heisst: „Das *wahre Eins* ist ein solches Wesen, desgleichen nicht vorhanden ist", und sodann: „Das *wahre Eins* ist einzig und allein; das *Einzig* bedeutet, dass es nicht zusammengesetzt ist, und das *Allein* zeigt, dass nicht noch ein solches Ding vorhanden ist: daher kann man nur von Gott sagen: Er ist *einzig* und *allein*": so wäre wohl der strenge Schluss hieraus der, *dass Gott nicht vorhanden ist.* Warum verbreitet sich der Vf. hier über Dinge, die nicht zur Sache gehören, und dem Anfänger die Begriffe eher verdunkeln, als aufhellen? — §. 3 sagt: „Dasjenige, was wir *Eins* nennen, hängt von unserer Willkühr ab." Bestimmter drückt man sich hierüber so aus: Der Begriff von der Einheit ist ein fester, unveränderlicher Begriff; aber die Grösse der Einheit in der Wirklichkeit ist veränderlich und willkührlich. — Auch der Erklärung der Zahl (§. 10) durch *das Mehrere oder Wenigere als Eins* müssen wir unseren Beyfall versagen, weil sie dem Anfänger unmöglich verständlich seyn kann. — Die Definitionen von *benannten* und *unbenannten* Zahlen (§. 11) sind unrichtig; wenigstens sprachwidrig, da z. B. *Drey, Acht, Zwölf* unbenannte; *drey Thaler, acht Centner, zwölf Linien* dagegen offenbar benannte Zahlen sind. — §. 64 soll erwiesen werden, dass zwey gleiche Factoren, auch in umgekehrter Ordnung, gleiches Product geben. Es werden die beiden Fälle unterschieden, ob die Factoren gleich oder ungleich sind. Im ersten ist die Sache von selbst klar. Für den zweyten seyen die Factoren z. B. 8 und 5. Hier räth der Vf. an, $8 = 5 + 3$ zu setzen, und nun sey offenbar, dass $5 \times (5 + 3) = (5 + 3) \times 5$ seyn müsse. Allein wodurch ist die *Evidenz* dieser Behauptung dargethan? Kein Beweis dieses Satzes schien uns scharfsinniger, als der von *Legendre* (*Essai sur la théorie des nombres*), welchen wir hier, da er vielen unserer Leser unbekannt seyn wird, kurz mittheilen wollen. Es sey $A > B$ und $A - B = C$: so ist $A = B + C$, und folglich $A \times B = B \times B + C \times B$. Eben so ist $B \times A = B \times B + B \times C$. Hieraus ist ersichtlich, dass $A \times B = B \times A$ seyn müsse, wenn $C \times B = B \times C$ ist. Diese Gleichheit von $C \times B$ und $B \times C$ beruht aber wieder auf der Gleichheit zwey kleinerer Producte $C \times D$ und $D \times C$ u. s. f., bis man zu zwey Producten von der Form $1 \times H$ und $H \times 1$ kömmt, deren Identität von selbst evident ist. Beyspiele in Zahlen können diess Jedem sehr leicht erläutern. — Indem wir diesen directen Beweis niederschrieben, sind wir auf eine indirecte Beweisart des Satzes gekommen, der wir hier deshalb eine

Stelle gönnen, weil ſie kurz und uns auch ſonſt nirgends eine ähnliche vorgekommen iſt. Wenn $A \times B$ nicht $= B \times A$ wäre: ſo müſste $A \times B \gtrless B \times A$ ſeyn. Es ſey I) $A \times B > B \times A$: ſo müſste, wenn man beiderſeits mit B dividirt, $\frac{A \times B}{B} > \frac{B \times A}{B}$ ſeyn. Allein $\frac{A \times B}{B} = A$, denn A wird zuerſt B mal gröſser, und ſodann wieder B mal kleiner gemacht. Aber auch $\frac{B \times A}{B} = A$, denn B wird hier zuerſt A mal gröſser, und ſodann B mal kleiner gemacht; ob aber B *zuerſt* A mal gröſser, und *hierauf* erſt B mal kleiner, oder *zuerſt* B mal kleiner, und *ſodann* erſt A mal gröſser gemacht wird, iſt wohl einerley. Wenn aber B ſelbſt B mal kleiner wird: ſo iſt das Reſultat offenbar $= 1$, und dieſes 1, welches noch A mal gröſser werden muſs, giebt A. Daher folgt aus der Vorausſetzung I) $A > A$, was widerſprechend iſt. Eben ſo führt auch die Annahme II) $A \times B < B \times A$ auf den Widerſpruch $A < A$. — Dieſer Beweis kann auch auf Producte von mehr als zwey Factoren angewendet werden. — §. 66 fehlt der Unterſchied zwiſchen Primzahlen *unter ſich* und den *abſoluten* Primzahlen. — Auch können wir nicht billigen, daſs §. 95 bloſs das Verfahren angegeben wird, um das gröſste gemeinſchaftliche Maſs zwey ganzer Zahlen zu finden, ohne den Beweis über die Richtigkeit deſſelben zu führen, da dieſer Beweis weder ſchwer noch verwickelt iſt. Daſs der Vf. ſich deſsfalls auf ſeine Anfangsgründe der Algebra (3 Th. §. 13) bezieht, kann ihn nicht rechtfertigen. — Die Proberechnungen §. 100, 101 und 102 ſollten durch paſſende Beyſpiele erläutert ſeyn, um dem Anfänger ihre Anwendung verſtändlich zu machen. — Die Rechnung in gemeinen Brüchen iſt (S. 105—149) zweckmäſsig vorgetragen. Doch wünſchten wir für die Multiplications- und Diviſions-Regeln der Brüche durch Brüche (§. 130 und 134) faſslichere Beweiſe. Auch wäre ein Anhang von Decimalbrüchen ſehr paſſend geweſen, da dieſelben auch in der Praxis ſo häufig vorkommen. — Mit der Art, wie der Vf. die Regel Detri (S. 167—184) behandelt, können wir nicht einverſtanden ſeyn. Er hat ſich hier allzu viel von der ihm ſonſt eigenthümlichen Gründlichkeit vergeben. Was und wie vielerley die Verhältniſſe und Proportionen ſind, die Hauptlehren, die ſich auf jene Begriffe gründen, der Übergang von der geometriſchen Proportion zur Regel Detri, Alles dieſes iſt mit Stillſchweigen übergangen. Hätte der Vf. ſeine Schrift einzig für Solche geſchrieben, die *praktiſch* rechnen lernen wollen: ſo könnte dieſer Mangel ungerügt bleiben. Aber der Titel: *gründliches* Rechenbuch, berechtigt zu anderen Erwartungen. Lehrer, welche ſich dieſes Buchs als Leitfadens bey ihrem Unterricht bedienen, werden, um ihre Schüler hier nicht zu bloſs handwerksmäſsigen Rechnern zu bilden, dieſe Lücken gehörig auszufüllen ſuchen. — Auch miſsfällt uns der Unterſchied zwiſchen der *geraden* und *umgekehrten* Regel Detri. Wer den Anſatz der drey gegebenen Zahlen als Proportionsglieder gehörig zu machen weiſs, verfährt immer nach *Einer* Regel dabey, und obige Eintheilung iſt hier nur Nebenſache. Überhaupt fanden wir dieſe Regel Detri, obgleich ſie der Vf. (und dieſs mit Recht) für ſehr wichtig hält, ſowohl an ſich, als in Verhältniſs mit den früher behandelten Materien allzu kurz abgefertigt. — In der *Practica* kommen viele recht nützliche Rechnungsvortheile vor, die an gut gewählten Beyſpielen erläutert werden. Sie zeigen, daſs der Vf. ein recht geübter praktiſcher Rechner iſt. Doch findet man manche Vorſchriften als *Vortheile* aufgeführt, die es eigentlich gar nicht ſind, indem ſie das *ganz gewöhnliche* Verfahren enthalten. Dieſs gilt z. B. von §. 151, wo Fälle von dieſer Art: $876 \times \frac{1}{2} = \frac{876}{2}$; $876 \times \frac{1}{3} = \frac{876}{3}$ u. ſ. f. als Rechnungsvortheile beym Multipliciren mit Brüchen genannt ſind, weil ſich die Multiplication mit $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ u. ſ. w. in eine Diviſion mit 2, 3 . . . . verwandelt. — §. 152 würde die Aufgabe: 624 mit $\frac{7}{8}$ Thlr. zu multipliciren, wohl ſchneller aufgelöſt, wenn man den 8 Theil von 624, der 78 iſt, ſiebenmal nimmt, wodurch 546 Thlr. entſtehen; oder indem man dieſen 8 Theil (78) von 624 ſubtrahirt, wodurch daſſelbe Reſultat erſcheint. Der Vf. zerlegt die $\frac{7}{8}$ in $\frac{4}{8}$, $\frac{2}{8}$ und $\frac{1}{8}$, d. h. in $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$, nimmt von 624 dieſe Stücke und addirt ſie ſodann. — Deſsgleichen würden wir §. 153, No. 1, worin 846 Thlr. mit $\frac{15}{16}$ multiplicirt werden ſollen, leichter ſo rechnen: $846 \times \frac{15}{16} = 846 - \frac{846}{16} = 846 - 52\frac{7}{8} = 793\frac{1}{8}$ $= 793$ Thlr. 3 gr. — Eben ſo in No. 3, wo 945 mit $\frac{13}{15}$ Thlr. multiplicirt werden ſollen. Sehr kurz iſt hier $945 \times \frac{13}{15} = 945 - \frac{2}{15} \times 945 = 945 - 2 \times 63$ $= 945 - 126 = 819$ Thlr. Der Vf. zerlegt $\frac{13}{15}$ in $\frac{5}{15}$, $\frac{5}{15}$, $\frac{2}{15}$ und $\frac{1}{15}$, die von 955 erſt einzeln berechnet und ſodann addirt werden. Seine Erklärung dieſer Operation füllt eine Seite an. — Das Beyſpiel S. 212. No. 16: 4 Pfund koſten 8 gr. 6 pf., was koſten 12 Pfund 8 Loth? würden wir kürzer dadurch berechnen, daſs zuerſt geſucht wird, was die 12 Pfund, und ſodann was die 8 Loth ($= \frac{1}{4}$ Pfund) koſten. Jene 12 Pfund koſten hier 8 gr. 6 pf. $\times$ 3, oder 25 gr. 6 pf., d. h. 1 Thlr. 1 gr. 6 pf. Dieſes $\frac{1}{4}$ Pfund aber koſtet $\frac{8\text{ gr. }6\text{ pf.}}{16} = \frac{102\text{ pf.}}{16} = 6\frac{3}{8}$ pf. Folglich iſt der Preis des Ganzen 1 Thlr. 2 gr. $\frac{3}{8}$ pf.

Der *zweyte* Theil beginnt mit den Aufgaben über die Regel de Quinque. Sie ſind, wenn man die einfache Regel Detri als begründet vorausſetzt, befriedigend dargeſtellt. Doch wünſchten wir auch ſolche Fälle abgehandelt, worin mehrere Bruchglieder vorkommen, weil dieſe ſich häufig darbieten, und den Anfänger leicht verwirrt zu machen pflegen. — Unter der *Zeitrechnung* verſteht der Vf. die Fälle, wo z. B. A verſchiedene Capitalien zu verſchiedenen Zeiten, aber zu gleichem Procent von B zu fodern hat, und dieſelben in *Einer* Zeit zu empfangen wünſcht, ſo daſs die Zinſen davon zu dieſer Zeit ſo

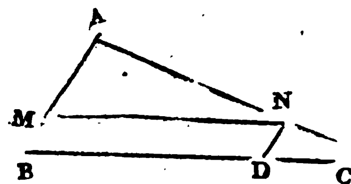
viel betragen, als sie in den verschiedenen Zeiten betragen hätten. Mehrere hieher gehörige Aufgaben sind sehr befriedigend aufgelöst. Eben so wohl ist das Capitel von Thara und Rabat, von Stich und Tausch, von der Kettenrechnung, von Gewinn und Verlust, von der Arbitrage, von der Gesellschaftsrechnung, von der Alle(i)gation und Regula Cocci in theoretischer und praktischer Rücksicht gerathen. Weniger Beyfall verdient die folgende Quadrat- und Cubik-Rechnung, d. h. die Lehre von Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzel. — Bey Erklärung der *Figur* §. 26 ist der so nöthige Begriff der *Ebene* vergessen. Was ferner noch von *Cirkel* (Kreis), *Oval* und *Abschnitt eines Cirkels* (Kreisabschnitt) gesagt wird, ist höchst mangelhaft. — Auch die Erklärungen §. 28 vom *Körper* und *Cubus* könnten fasslicher seyn. Bey einer Cubikzahl wird die Zahl nicht dreymal, sondern nur zweymal mit sich selbst multiplicirt, obgleich Cubikzahlen Producte aus drey gleichen Factoren sind. — Dem Verfahren §. 39, die Quadratwurzel durch Näherung in zehntheiligen Brüchen zu finden, fehlt die nöthige Klarheit und Strenge. Ähnliche Bemerkungen lassen sich bey dem Ausziehen der Cubikwurzel machen. — Der *Anhang* (S. 164—186) enthält schätzbare Bemerkungen über praktische Rechnungen im Allgemeinen, und vorzüglich über mehr verwickelte Fälle derselben. — Papier, Druck und Correctheit des ganzen Buchs sind empfehlungswerth.

No. 2 wird sich den Beyfall jedes sachverständiden Lehrers erwerben, der seinen Schülern die Arithmetik nicht bloss ihres formellen Nutzens halber, sondern auch wegen ihrer mannichfachen Anwendungen auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens vorzutragen hat. Zwar erstreckt sich das Werk in seinem *Haupttheile* nur über die gewöhnlichen Lehren von ganzen und gebrochenen Zahlen, und über die bekannte *reesische Regel*, und auch in diesen Materien bietet es im Wesentlichen eben nichts Neues dar: aber des Vfs. Verdienst zeigt sich in einem lichtvollen gründlichem Vortrage; vorzüglich in einer grossen Menge sehr nützlicher Aufgaben aus den mannichfaltigsten Gegenständen des Lebens, wovon mehrere zur unmittelbaren Erläuterung der Theorie aufgelöst sind, andere aber zur Übung des Schülers unaufgelöst bleiben. Der mehrfache Nutzen, welchen solche Aufgaben gewähren, ist bekannt; wir fügen daher nur das Einzige bey, dass uns keine in dem Buche vorgekommen ist, welche ihrem Zwecke nicht entspräche. In dieser Hinsicht wird dasselbe auch für viele Lehrer Interesse haben, welche wegen Auswahl schicklicher Übungsaufgaben in Verlegenheit sind.

Auf dieses allgemeine Urtheil lassen wir einige besondere Bemerkungen folgen, welche uns bey aufmerksamer Durchlesung der Schrift entgegenkamen, und nicht sowohl der Kritik wegen, sondern zur Beurkundung unserer Theilnahme an des Vfs. Werk dastehen. — §. 12, wo von dem Falle die Rede ist, dass bey Addition vieler Zahlen die Summe der Einer eine Zahl von 3 Ziffern giebt, wäre dem Anfänger zu rathen, die lange Reihe der zu summirenden Zahlen durch Horizontalstriche in mehrere Reihen zu sondern, diese einzeln zu addiren, und die sich ergebenden Theilsummen sodann in Eine Hauptsumme zu bringen. — In dem Beyspiele des §. 43 fehlt, durch einen Schreib- oder Druck-Fehler, zwischen 3 und 2 eine 4. — Die Fälle von Vermehrung und Verminderung der Brüche durch Multiplication und Division §. 74 und 75 wünschten wir, ihrer Wichtigkeit wegen, mit grösserer Ausführlichkeit dargestellt und erwiesen. — Von der Aufgabe §. 81: einen Bruch zur kleinsten Benennung zu bringen, sollte auch der Beweis der Auflösung angeführt seyn, damit der Schüler hier nicht bloss *mechanisch* rechne. Dieser Beweis kann ohne Algebra und höhere Arithmetik geführt werden. Eben dieses gilt von der Abkürzung der Brüche durch Annäherung, wovon §. 90. 91 u. 92 bloss praktisch die Rede ist. — Die sogenannte *reesische* Regel ist (S. 131—242) mit vieler Klarheit, Vollständigkeit und Schärfe abgehandelt. Sie wird zugleich auf die Kettenregel und Gesellschaftsrechnung und einige verwickelte Aufgaben der Arithmetik angewendet, und die Theorie immer mit sehr passenden Beyspielen erläutert. Eine kurze Abhandlung von den Decimalbrüchen macht den Schluss der Arithmetik, worauf (S. 291—321) das Wissenswürdigste aus der Algebra folgt. Der Vf. hat hier allerdings auf wenig Seiten Vieles befriedigend aus einander gesetzt. Doch wünschen wir, der Deutlichkeit der Begriffe wegen, von *positiven* und *negativen* Grösen eine befriedigendere Erklärung, als die §. 161, vermöge welcher die Glieder mit dem Zeichen + die ersteren, die mit dem Zeichen — dagegen die letzteren seyen. — §. 162 fehlt ein strenger, aus der Natur der entgegengesetzten Grösen abgeleiteter Beweis über die Richtigkeit der bekannten Subtractionsregel: Man verändere die Zeichen der abzuziehenden Grösse in die entgegengesetzte, und addire sodann. — Desgleichen wünschten wir scharfe Beweise für die Regeln der Zeichen bey der Multiplication (§. 163) und Division (§. 164), die sich bekanntlich ohne Weitläuftigkeit geben lassen. — Eine kurze Anleitung zur Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzel, der es wegen ihrer Kürze (S. 322—334) bisweilen an Gründlichkeit gebricht, macht den Beschluss des Werks, welches sich auch durch gute typographische Ausführung empfiehlt.

Der Vf. von No. 3 wurde durch seine amtliche Function, die anzustellenden Geometer zu examiniren, zur Herausgabe dieser Schrift veranlasst. Er hat durch diese Prüfungen die Gebrechen in den Schlüssen solcher Praktiker und die Dürftigkeit ihrer Kenntnisse beobachtet, und trägt nun hier in einzelnen, nicht unter sich zusammenhängenden, Abschnitten solche Materien nach, welche von vorzüglichem praktischem Interesse für sie sind, und denen verständlich seyn werden, die sich mit den Elementarlehren der Arithmetik und Geometrie vertraut

gemacht haben. Aus der Rechenkunst kommen nur 3 Capitel vor. In No. 1, wo von Summirung ungleichartiger Brüche gehandelt wird, vermissten wir die Auflösung der Aufgabe, wenn mehr als zwey Brüche gegeben sind. Bey No. 2 hätten wir die überzeugenden Gründe von dem Regel-Detri-Satz lieber auf folgende sehr einfache Vorschriften gegründet: 1) Der Satz, der mit dem zu findenden gleichartig ist, wird immer als 3tes Glied in die zu bildende Proportion gesetzt; 2) man erwäge nach der Natur der Aufgabe, ob das zu findende 4 Glied grösser oder kleiner als das 3te werden müsse, und ordne in *jenem* Falle die noch gegebenen 2 Sätze in ein Verhältniss vom Kleinen zum Grossen; in *diesem* vom Grossen zum Kleinen; 3) dividire man das Factum der mittleren Glieder durch das erste, so erhält man das vierte. — *Die Schreckbilder der Buchstabenrechnung* in No. 3 würden aus der Phantasie der Anfänger sicher noch um so eher verscheucht, wenn der Vf. die *Allgemeinheit* dieses Calculs in den einfachen und sehr belehrenden Beyspielen gezeigt hätte, nach welchen $a+b$ jede zweygliedrige Summe; $a-b$ jede Differenz; $a \cdot b$ jedes zweyfactorige Product, und $\frac{a}{b}$ jeden Quotienten bedeuten kann. Sodann hätte sich durch Ausführung der sehr leichten Multiplicationen $(a+b) \times (a+b) = a^2 + 2ab + b^2$ und $(a+b) \times (a-b) = a^2 - b^2$ u. s. f. sehr lehrreich zeigen lassen, wie geschickt die Buchstabenrechnung ist, auf einfache Art *allgemeine arithmetische Lehrsätze* zu erfinden. — Besser gelungen sind dem Vf. die geometrischen Gegenstände. No. 4 spricht von dem Verfahren, bestimmte Stücke von Dreyecken durch Parallellinien mit der Grundlinie abzuschneiden, welches recht befriedigend aus einander gesetzt ist. Für den *einfachsten* Fall, das Δ durch eine solche Parallele in zwey gleiche Theile zu theilen, möchten wir folgende *rein-geometrische* Auflösung, die uns bey dem Durchlesen des Vfs. in den Sinn gekommen ist, dieser letzteren beyfügen. Da sich $\Delta AMN : \Delta ABC = 1 : 2$ verhalten soll, und $\Delta AMN \sim \Delta ABC$, so ist auch $\Delta AMN : \Delta ABC = MN^2 : BC^2$, folglich $MN^2 : BC^2 = 1 : 2$, und auch $MN : BC = 1 : \sqrt{2}$. Wird daher über BC $(= \sqrt{2})$ als Hypothenuse ein gleichschenkliches rechtwinkliches Dreyeck beschrieben: so ist jede dieser gleichen Seiten $= 1$ $(= MN)$. Trägt man daher diese Seite von B in D, zieht durch D eine Parallele DN mit



BA, und durch N eine zweyte NM mit CB: so ist $NM = BD$, und folglich $\Delta AMN : \Delta ABC = 1 : 2$. — Für jedes andere Verhältniss dieser Dreyecke in ganzen Zahlen lässt sich der Beweis auf ähnliche Weise führen. — No. 5 enthält Bestimmung der *Höhen* solcher Dreyecke, wovon im Vorhergehenden gehandelt worden ist. — In No. 6 wird befriedigend gelehrt, wie man ein Stück Feld von bestimmter Grösse einem anderen beyfügen, oder von ihm wegnehmen kann, und in No. 7, wie die Quadrate der Grund- und der Seiten-Linien in gleichschenklichen Dreyecken verglichen werden. — Da der kürzere Weg, zum Ziele zu gelangen, dem längeren vorzuziehen ist: so hätte in No. 8, worin lehrreiche Bemerkungen über Berechnung der Sehnen u. s. f. vorkommen, die Linie AB sogleich durch die einfache Proportion $AE : AD = AD : X$ $(= AB)$ bestimmt werden können. Dass der Vf. zuerst AL findet, ist offenbar ein Umweg. — Im 9 Abschnitte von der Kreisrechnung sind manche für den Praktiker nicht sehr brauchbare Regeln vorgetragen. Indess hätten sie noch leicht mit Berechnungen des Ausschnitts, Abschnitts, Ringes u. s. f. bereichert werden können. — Von dem Verhalten runder Stämme, und vierkantiger, die daraus behauen werden, so wie von Bestimmung des Abfallens handelt No. 10 in mehreren die Sache sehr erläuternden Beyspielen. — In No. 11 sollten auch die *Beweise* über die Vorschriften zur Berechnung der Kugel, der Kugelabschnitte u. s. f. beygebracht seyn, da sie aus der blossen Elementargeometrie geführt werden können. Der praktische Geometer soll in sofern wenigstens ein theoretischer seyn, dass er kein praktisches Verfahren blindlings auf Treue und Glauben seines Autors, sondern nur aus eigener Überzeugung ausübt. Aus diesem Grunde, und weil dergleichen Berechnungen dem gewöhnlichen Praktiker nicht leicht vorkommen, hätten wir den Gegenstand der 4 letzten Numern von elliptischen Flächen, von Gewölbeberechnungen, von Prüfung der Krümmungen bey Gewölben, Brückenbogen u. dgl., und endlich von Berechnung der Flächen unter *gedrückten* Kreisbogen dieser Schrift lieber nicht einverleiben mögen, als blosse Regeln ohne die Beweise über ihre Richtigkeit vorzutragen, die der *bloss praktische* Rechner eben desshalb schnell wieder vergisst, da er sie nie dem Verstande, sondern nur dem Gedächtnisse eingeprägt hat. Schliesslich bemerken wir noch, dass das Buch in Frag und Antwort abgefasst, und durch seinen populären Vortrag besonders geeignet ist, nützliche Kenntnisse unter der niederen Classe der ausübenden Geometer zu verbreiten.

A.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Giessen*, b. Tasché: *Aminta, Favola Pastorale di Torquato Tasso.* Mit einem erklärenden Wortregister zum Selbstunterricht. Von *Johann Heinrich Emmert*, Prof. zu Tübingen. 1813. 178 S. 8. (16 gr.)

Der Titel giebt die Bestimmung des Büchleins hinlänglich zu erkennen. Der Abdruck ist fehlerfrey, und das angehängte Wortregister enthält nach der Ordnung der Seitenzahlen die vorkommenden Wörter kurz und richtig erklärt. Da der Herausgeber das Wortregister nicht alphabetisch einzurichten für gut fand: so wäre es doch auf alle Fälle bequemer gewesen, die Wörter auf jeder Seite dem Texte unterzulegen.

Rl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

GESCHICHTE.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Leipzig, b. Engelmann: *Der Krieg der Franzosen und ihrer Alliirten gegen Rufsland.* Von . . . r. Erstes Bändchen. (Auch unter dem Titel: *Der Krieg der Franzosen und ihrer Alliirten gegen Rufsland* 1812 und 1813. Von . . . r.) 1813. XIV u. 271 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Aus der Unterschrift der Vorrede sehen wir, dafs der Vf. sein Buch in einem Zeitpunct vollendet hat, der ihm manche Rückfichten nothwendig machte. Wir dürfen uns daher an die vorausgeschickte Gunstbesprechung nicht stofsen; einige Monate später würde er vielleicht einen anderen Eingang gewählt haben. Er eilte, „weil er durch diesen Versuch Besserunterrichtete zur Verbreitung ihres Lichts zu bewegen hoffte.“ Nur „eine Skizze des schrecklichen Feldzugs“ will er entwerfen; berichtigende Mittheilungen mit Dank annehmen, und als Nachträge im zweyten Theile bekannt machen, und er rechnet auf eine billige Beurtheilung, indem er die Schwierigkeit, „nur die Existenz von dem, was wirklich geschehen ist, auszumitteln“, und die noch weit gröfsere, „die Ursachen jener merkwürdigen Erscheinungen aufzufinden“, in Erwägung zu ziehen bittet.

Mit so vieler Einficht aber auch der Vf. die Verwickelung der Umstände, welche diese, alle Erwartung übertreffenden Ereignisse hervorgebracht haben, zu enthüllen versucht hat: so ist er doch in diesem Bestreben weniger glücklich gewesen, als in der Darstellung einzelner Begebenheiten. Er hat seine Nachrichten mit Fleifs aufgesucht und mit Sorgfalt geprüft; aus seinen Berichten sowohl, als aus den Untersuchungen leuchtet ein geübter militärischer Überblick hervor, und durch eine geschickte Vergleichung und Zusammenstellung der Theile ist es ihm gelungen, über manchen im Dunkel liegenden Vorfall Licht zu verbreiten. Er verbindet mit diesen Eigenschaften eine richtige Kenntnifs des Kriegsschauplatzes, oder wenigstens der besten Charten, und das Verdienst eines, wo nicht ganz fehlerfreyen, doch einfachen, deutlichen und durchaus anständigen Vortrags, der nie, weder zu Lobreden, noch zu unbilligen Angriffen herabfinkt; aber er theilt das allgemeine Loos gleichzeitiger Berichterstatter, die stets von der Einen Seite fich mehr, als von der Anderen, angezogen fühlen. Überall, wo er den Hergang des Geschehenen erforscht und die Begebenheiten erzählt, haben Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe seine Feder geleitet; in seinen Untersuchungen läfst er fich oft durch vorherrschende Neigung zu Einer Partey hinreifsen. Sie zeigt fich noch mehr in seinen Urtheilen, und verwickelt ihn nicht selten in Widersprüche, die gegen den, bald durch die Zusammenstellung einseitiger Berichte bald durch Worte, ausgesprochenen Tadel, und noch mehr gegen die im ganzen Buche zerstreuten Andeutungen und Winke mitunter auffallend abstechen. Man fieht, dafs die Wahrheit dem Vf. theuer ist, dafs er aber, entweder aus einmal gefafster Vorliebe, oder vielleicht auch aus Bedenklichkeit nicht selbst entscheiden, sondern es dem Leser überlassen will, die Folgerungen zu ziehen, zu welchen er ihm den Leitfaden in die Hand gegeben hat.

Das Werk selbst, welches in 34 Abschnitte getheilt ist, trägt die Geschichte des Kriegs, von dessen Ursprung bis zum Übergang der russisch-preussischen Heere über die Elbe (März 1813), in einer fliessenden Erzählung vor. Die angreifende Hauptarmee ist mit Recht der vornehmste Gegenstand der Darstellung, die Begebenheiten der Seitencorps werden an den Stellen, wo fie auf das Ganze einwirken, nachgeholt und eingeschaltet. Durch diese Anordnung erhält der Leser einen richtigen Überblick des Feldzugs im Allgemeinen, und der verschiedenen Ereignisse in ihrem Zusammenhange. Einen Auszug leidet die Erzählung nicht, nur einzelne Gegenstände glaubt Rec. als Belege seines Urtheils näher betrachten zu dürfen.

Die von dem Vf. unerörtert gelassene anfängliche Entfernung des schwarzenbergischen Corps von den Sachsen könnte vielleicht durch den früheren Marsch der Letzten gegen Minsk, von wo fie schnell zurück gerufen wurden, um die Österreicher am Bug abzulösen, und durch die Abreise des Königs von Westphalen von der Armee erklärt werden. — (S. 46).

Eben so schön als richtig wird S. 50 bemerkt, dafs die Preussen durch die ausgezeichnete Tapferkeit, mit welcher fie bey Eckau fochten, „den loyalen Sinn des Deutschen bewährten, der eine einmal übernommene Pflicht, auch wenn er bey der Sache selbst nicht interessirt ist, dennoch treu erfüllt.“ Wie oft hat fich dieser Fall nicht in den Kriegen wiederholt, welche die Bundestruppen für fremde Vortheile führen mufsten! —

Der Aufstand der Polen in Littauen und Vollhynien ist (S. 85) viel zu bedeutend geschildert. Weit entfernt, „den Verlust an Menschen bey den französischen Heeren allmählich wieder gut zu machen“, beschränkte er fich wohl nur auf den vorübergehenden Eifer eines kleinen Theils der Adlichen, der aber bey der schwachen Unterstützung von den Franzosen

und ihren Verwüstungen in dem Lande, das sie befreyen wollten, schnell wieder verrauchte. —

Der russische Vertheidigungsplan und die Ursachen des Untergangs der französischen Armee werden in einer weitläuftigen Untersuchung abgehandelt. Der Beschreibung und dem Schicksal der Hauptstadt sind dabey drey eigene Abschnitte gewidmet. Nach des Vfs. Meinung war es nicht sowohl der Brand von Moskau, der die Franzosen zum Rückzug nöthigte, als ihre fehlerhafte Stellung in einem ungeheuren Dreyeck, dessen Grundlinie an der Weichsel angenommen werden muss. Die weite Entfernung der Spitze machte jede Verbindung auf den überall durchbrochenen Linien der Schenkel unmöglich, um so mehr, da die Armee des rechten Flügels ohne alle Anlehnung in Vollhynien stand, und bey ihrer unverhältnissmässigen Schwäche von dem aus dem türkischen Kriege zurückkommenden Heere auf allen Seiten umfasst wurde. Der Marsch der Russen nach Kaluga bedrohte alle Verbindungslinien, und die Verstärkungen, welche sie an sich gezogen hatten, ihre Überlegenheit an Cavalerie, die Jahrszeit und der Mangel an Bedürfnissen aller Art vollendeten das Verderben des mächtigsten, am vollständigsten ausgerüsteten Heeres, das seit Jahrhunderten auf Eroberung ausgezogen war. — Rec., der den Marsch nach Kaluga vorzüglich für eine entscheidende Massregel hält, fügt zu den von dem Vf. angeführten Gründen noch hinzu: die bey den französischen Armeen herrschende, in gewisser Rücksicht beynahe systematische Unordnung, die Raubsucht der Commissariate und der meisten Anführer, die daraus entspringende schlechte Kriegszucht, den muthwilligen Zerstörungsgeist, der sich selbst der reichsten Quellen des Unterhalts beraubt, und die Ungeschicklichkeit vieler französischer Feldherren in der Behandlung der Cavalerie, die sie in unnöthigen Anstrengungen zu Grunde richten, ohne jemals ihren zweckmässigen Gebrauch begriffen zu haben.

Im Ganzen ist diese Untersuchung mit Scharfsinn durchgeführt; sie steht jedoch hie und da im Widerspruch mit dem Tadel, den der Vf. früher über das Vertheidigungssystem der russischen Heerführer ausgesprochen hat. Ob sie es gleich von Anfang sich in seiner ganzen Ausdehnung vorgezeichnet hatten, können nur sie selbst wissen; gewiss haben sie nicht verhehlt, dass es grosse Opfer nothwendig machen würde; aber man hatte auch einen bis dahin unbesiegten Gegner vor sich, und ein Heer, dem der eigene Glaube an seine Unüberwindlichkeit in offener Feldschlacht kein geringes Übergewicht gab. Dem französischen Kaiser war bisher Alles gelungen, weil man seinen, auf den Geist des Volks berechneten, raschen Angriffen sich dargeboten hatte, und so in seine Plane eingegangen war, ohne sich in der Ausführung gleicher Vortheile versichert zu haben. Der Versuch, seine Entwürfe durch geschicktes Ausweichen zu vereiteln, und durch Ermüdung den Muth seiner Krieger zu lähmen, war bereits in Spanien gemacht worden; hier wurde er noch mehr im Grossen, und mit einer Beharrlichkeit durchgesetzt, welche die unerhörtesten Erfolge hervorgebracht hat. Sollten daher auch einzelne Unternehmungen in diesem Feldzuge nicht ganz geglückt, oder gar misslungen seyn: so kann diess bey der Beurtheilung des Ganzen nicht in Anschlag kommen. In der Ausführung eines grossen militärischen Plans werden sich allemal Lücken finden; ist aber der Plan mit Weisheit entworfen: so füllen die Lücken von selbst sich aus, und feste Ausdauer führt zum Ziele.

In der Aufsuchung der Ursachen, welche den französischen Kaiser abgehalten haben sollen, bey Kaluga noch eine Schlacht zu liefern (S. 185 ff.), scheint der Vf. der gebieterischen Nothwendigkeit, die gar oft das Folgerechte der Handlungen aufhebt, zu wenig Einfluss einzuräumen. Er wird dadurch genöthigt, Bewegungsgründe anzunehmen, von denen oft einer den anderen zerstört. Die Frage: „was würde aus der Armee geworden seyn, wenn sie den Feind nicht völlig geschlagen, zerstreut hätte“? beantwortet sich nicht nur von selbst durch das, was wirklich aus der Armee geworden ist, sondern steht auch im Widerspruch mit dem späteren Geständniss (S. 188), „dass man so weit gekommen war, sich schlagen zu müssen, sowohl um zu bleiben, als um zurück zu gehen“, dass man (S. 191) auf dem Schlachtfelde von Mozaisk „mit Seufzen des Tages gedachte, wo hier Tausende für die Erreichung eines Zwecks bluteten, der nun wieder mit blutigen Anstrengungen aufgegeben werden musste.“ — —

Nach diesen herausgehobenen Stellen wird man auf das Ganze schliessen können. Der spätere Geschichtsforscher findet hier eine schätzbare Sammlung bewährter Nachrichten, der Leser, der bloss die vor seinen Augen vorübergegangenen grossen Erscheinungen sich ins Gedächtniss zurückrufen will, eine unterhaltende Erzählung und eine bequeme Übersicht, und der Militär Untersuchungen, die ihn zu fernerem Nachdenken reizen werden. Die eigene Meinung des Vfs. ist zu offen dargelegt, um das Urtheil Anderer bestechen zu können, und in der Geschichte müssen auch nothwendig die Ansichten beider Theile aufbewahrt werden. Aus der Zusammenstellung der gegenseitigen Angaben, aus der Vergleichung einander widersprechender Berichte geht dereinst die Wahrheit hervor. Keiner von beiden hat vielleicht die Absicht gehabt, sie zu entstellen, und dennoch erscheint sie oft in einer ganz anderen Gestalt, als die, worin sie das Auge des theilnehmenden Erzählers zu sehen glaubte. **Kf.**

SCHÖNE KÜNSTE.

1) FRANKFURT a. M., in d. andreäischen Buchhandlung: *Die Weihe der Unkraft.* Ein Ergänzungsblatt zur deutschen Haustafel, von *Friedrich Ludwig Zacharias Werner. Cum notis variorum*, die besser sind als der Text. (*Dixi sed — animam salvavi —?! —*) 1814. 40 S. 8. (6 gr.)

2) FRANKFURT a. M., b. Wenner: *Kriegslied für die zum heiligen Kriege verbündeten deutschen Heere*, von *Demselben*. 1813. 7 S. 8. (3 gr.)

3) LEIPZIG, b. Hartknoch: *Der gute Geist.* Nach einem Gemälde von *Gerhard von Kügelgen*. Der allerhöchsten Geburtsfeyer Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen *Alexanders I*, am Vorabende des Weihnachtsfestes 1813 gesungen von *Friedrich*

Kind: Allerunterthänigst überreicht von *Joh. Friedr. Hartknoch* aus Riga. 8 S. 4. (3 gr.)

4) Berlin, in der maurerschen Buchhandlung: *Klopstocks drey Gebete eines Freygeistes, eines Christen und eines guten Königs.* Herausgegeben zum Andenken des Sieges bey Kulm von Dr. *Theodor Heinsius*, Professor. Ein Anhang zu Klopstocks Werken. 1813. 40 S. 8. (8 gr.)

5) Berlin, b. Salfeld: *Des Preussen und des Franken Tod auf dem Schlachtfelde*, ein Gedicht von *Franz Theremin.* 1813. 15 S. 8. (4 gr.)

6) Berlin, b. Maurer: *Die Völkerschlacht bey Leipzig.* Ein Heldengesang von *Heinrich Schmidt*, Prediger in Teltow. 1814. 42 S. 8. (8 gr.)

7) Berlin, b. Salfeld: *Drey Gedichte* von *B....g.* 1813. 19 S. 8. (6 gr.)

8) Ebendaselbst: *Jägerlieder.* Gesammelt und vermehrt von einem Jäger, beym Regimente Colberg; im Frühlinge 1813. 16 S. 8. (4 gr.)

9) Ebendaselbst: *Herzenserleichterungen eines deutschen Patrioten*, von *Pacidives Stringladius.* Zum Besten der Schwarzen im königl. von lützowschen Freycorps. 1813. 126 S. 8. (16 gr.)

10) Deutschland: *Kriegslieder der Deutschen.* Zum Besten der Errichtung der königl. preuss. schwarzen Freywilligen-Schaar. 1813. 59 S. 8. (12 gr.)

11) Ohne Druckort: *Zeitlosen.* Auf den verwüsteten Fluren Sachsens gesammelt. 1813. 85 S. 8. (10 gr.)

Diese Gelegenheitsschriften, welche wir hier zusammenfassen, finden ihren Ursprung theils in dem Drange des Gefühls, der bey grossen, wichtigen Weltveränderungen eine Äusserung der eigenen inneren Thätigkeit zum Bedürfniss macht, theils in der Absicht, noch mehr zur öffentlichen Mitwirkung des gemeinsamen guten Zwecks aufzumuntern und zu beleben. Wir haben hier Hn. *Zacharias Werner* mit seiner Haustafel und mit seinem Kriegsliede vorangestellt, weil Viele neugierig seyn werden, wieder einmal etwas von ihm zu hören. Er giebt bey Gelegenheit der allgemeinen Änderung Deutschlands auch Nachricht von *seiner* Sinnesänderung, rühmt sich in aller Demuth einer erlangten besseren Einsicht, und macht sich wegen seiner bisherigen Bestrebungen gewaltig herunter, ähnlich jenen Geisslern, die mit Sang und Klang durch Städte und Dörfer zogen, und ganz öffentlich vor den Augen der Welt sich wund und blutig schlugen, so dass man mit ihnen ein grosses Mitleid und Erbarmen hatte, sie als Heilige pries, und mitunter auch reichlich beschenkte. — Also lallet sein Mund:

Gott grüss' dich schön, mein deutsches erwachtes Vaterland!
Zu dem von Rom, der schönen, mich trieb ein Liebesbrand.
Zum vollen Gotteskasten gab jener Wittwe Hand
Ihr Scherflein, nimm das meine, Land, dem mich Gott verband!

Und bald darauf bekennt er von sich:

Durch falsche Lust verlocket, und durch das Spiel der Sinne,
Doch wissend, dass aus Liebe der Quell der Wesen rinne,
Setzt' ich der kranken Wollust Bild keck auf der Liebe Thron,
Und durch diess Gaukelblendwerk sprach ich der Wahrheit Hohn.

Gegen das Ende heisst es sogar:

Als ich Euch 'mal geschrieben, worauf ich blick mit Spott:
Die Weih' der Kraft, da schrieb ich: Glauben an Uns und Gott!
Der Spruch fand Abgang, aber ging's —? — Wie man auch auf sich dunst,
Umgekehrt wird ein Schuh draus: *Glaubet an Gott* und — uns! —

Wir fügen statt des Urtheils nur noch die Versicherung hinzu, dass diese und ähnliche Verse wirklich da stehen, und dass sie mit vielen langen Noten versehen sind, die, reich an biblischen Sprüchen, an lateinischen und italiänischen Stellen, wieder ihre Noten haben. Man kann allerdings die Kindschaft des Frühergrauten (wie er sich selbst nennt) wohl eine *Unkraft* nennen, die durch das Alter eine Art von *Weihe* bekommt, und es giebt eine Weisheit, die durch den besonderen Lauf des Lebens entsteht, welche man aber desshalb noch keineswegs als allgemein brauchbar anbieten kann. Überhaupt scheint uns der Vf. seinen Einfluss auf Deutschland zu hoch anzuschlagen, sich bey aller christlichen Demuth ein zu grosses Auffsehen — wenn auch nicht Ansehen — zuzuschreiben, und mit seiner Frömmigkeit noch nicht bis zu dem Verse gekommen zu seyn: wenn du betest, so geh' in dein Kämmerlein, und schleuss die Thür hinter dir zu. — Sein *Kriegslied* lautet etwas besser, ob es gleich ebenfalls der Hoffnung seiner früheren Kraft keineswegs entspricht. —

Das *Gedicht* von *Fr. Kind* trägt die Spuren wahrer Begeisterung an sich, und gleicht mit einem etwas starken Aufwande von Pomp und Pracht einer Glorie, die sich um das Haupt eines Heiligen verbreitet. Es hat in der Abwechselung von Chören und Liedern, womit Himmel und Erde sich einander zujauchzen, die Form einer Cantate, und müsste als eine solche, mit würdevoller, klangreicher Musik aufgeführt, keinen geringen Eindruck machen. Echo wiederholt die Rückkehr der Liebe, Hoffnung, Sanftmuth und Unschuld. Den Ausdruck „Mumienband" wünschten wir hinweg.

Die *drey Gebete Klopstocks*, mehr Selbstbetrachtungen, eines Freygeistes, eines Christen und eines guten Königs, sind von Hn. *Heinsius* dem Könige von Preussen, „dem Vater seines Landes, dem Stolz seines Volks, dem Schützer deutscher Freyheit", gewidmet, und der Herausgeber sagt in der Zueignung: „Als Ew. königl. Majestät treue Berliner das erhebende Dankfest Ihrer grossen Siege mit den lebhaftesten Wünschen für ihres guten Königs Erhaltung feyerten: da wagte es der Geringste unter den Treuen, seine edeln Mitbürger an das Gebet eines guten Königs von Klopstock zu erinnern, in der festen Überzeugung, dass diess die schönen Gefühle Ew. königl. Majestät sind, die, vielleicht in der nämlichen Stunde, mit den dankbaren Gefühlen Ihres Volks in Einklang traten." — Auf Verlangen liess nachher der Herausgeber diess Gebet Klopstocks, das schon im Jahre 1753 vom Vf. erschien, in Verbindung mit zwey anderen Gebeten, auf welche es eine schwache Beziehung hat, noch einmal abdrucken, und es dünkt uns, dass er die darin enthaltenen tief ergreifenden und würdig erhebenden Gedanken und Gefühle nicht zur Unzeit (im September 1813) durch die Seelen so vieler Geängsteten, Hoffenden, Vertrauenden wie neue Lebensgeister schauern liess. Die Andacht bey

diesen Gebeten wird noch verstärkt durch die Nachricht, welche der Herausgeber über den nach der Schlacht bey Culm unter freyem Himmel gehaltenen öffentlichen Gottesdienst hinzufügt. „Unter Trompetenbegleitung sangen die Krieger: Nun danket alle Gott! Der Feldprobst hielt eine herzerhebende Rede. Beym Gebet selbst sank der König und der Kronprinz zuerst aufs Knie, und mit ihm alle versammelten Truppen."

Das *Gedicht von Theremin*, das ein Gespräch zwischen einem auf dem Schlachtfelde gebliebenen Preussen und einem Franzosen auf ihrer Heimfahrt ins andere Leben enthält, wovon der erstere Zufriedenheit, und der letztere Missmuth über sein Schicksal und seinen vorigen Zustand äussert, hat in den Gedanken zu wenig Originalität, um Aufmerksamkeit und Gefühl in einem vorzüglich hohen Grade zu erregen, liest sich indess mit den langen, mild und sanft hinfliessenden Versen nicht unangenehm. — Kraftvoller ist der *Heldengesang* (No. 6), die Völkerschlacht bey Leipzig, in vier Tage eingetheilt, und in selbstgewählten zehnzeiligen Stanzen vorgetragen. Man muss aber nicht erwarten, dass jene Schlachten mit ihren Einzelnheiten hier klar vor die Augen treten werden, sondern das Meiste geht in allgemeinen Schilderungen fort, und verweilt vorzüglich bey den Gräslichkeiten des Kriegs überhaupt. Das Interesse steigt, sobald etwas Specielles und mehr Handelndes als Geschehenes hervortritt. Diess ist der Fall in der Schilderung des zweyten Tages, wo der französische Kaiser auf Waffenstillstand anträgt, und in der Versammlung von Friedrich Wilhelm es heisst:

Was können, sprach er, Friedensreden taugen,
So lang' ich fremd in deutschen Vesten bin! u. s. w.

Bis zur Dichtung erhebt sich der Vf. gegen Ende des dritten Tages, wo des Besiegten Schicksal entschieden ist:

Urschnell erscheint ein Ritter ihm zur Linken,
In alte Waffentracht gehüllt,
Auf dessen Haupte graue Federn winken,
Und dem ein rostig Schwert die Rechte füllt.
Er neigt die Lippen dicht zu seinen Ohren,
Und spricht: Warum entfliehen, Kriegesheld?
Viel besser, hier den freyen Tod erkohren,
Als leben für den Hohn der Welt!
Du bist gerichtet, deine Thaten sterben;
So nimm mein Schwert, und lass dein Blut es färben.

Als N. auf ihn den Stahl wendet, verschwindet das Schattenbild mit den Worten:

Was sucht dein Arm? Ein Herz? Ich hab' es nicht.
Ich bin entrückt dem finstern Erdengrimme,
Und komme nur, wo Rath gebricht.
Bezwungen ward auch ich in diesen Auen.
Zu Ingolstadt ist meine Gruft zu schauen.

Etwas Biederherziges haben die *drey Gedichte* von *B . . g*: preussisches Kriegslied; der Ritter; Britannia; aber sie sind an müssigen und allgemeinen Redensarten noch viel zu reich, als dass sie über das Gefühl und die Phantasie des Lesers eine grosse Gewalt ausüben könnten. —

Die *Jägerlieder*, fünf an der Zahl, von *Fouqué*, *Seegemund*, *Kretzschmer* und *Kr.*, nach bekannten Melodieen gedichtet, in einem halb geistlichen, halb kriegerischen Ton, erregen mit guten Gedanken mehr den Geist und das Herz, als die leicht beweglichen, im dunkeln Gefühl handelnden Sinne, wie diess den gebildeten Kriegern der freywilligen Jäger allerdings zukommt; sonst würden wir daran eine stärkere Naivetät vermissen, und diess an den Liedern zwar keinen Fehler, aber eine Schwäche nennen.

Die *Herzenserleichterungen* sind gleichfalls Poësieen, und zwar von sehr mannichfacher Art, Spott-, Kriegs-, Gesellschafts-Lieder, Epigramme u. dgl., wovon die kriegerischen Gesänge sich zum Theil dadurch auszeichnen, dass sie sich im Ton dem Soldatischen und Volksmässigen nähern, und mit leichtem Wohlklange sich als singbar dem Ohr gefällig machen, so dass man sie auch im Lesen schon wirklich als Gesang zu vernehmen glaubt. Es kommen aber auch viel redselige, matte und müssige Verse vor. Unpassend scheint uns, die deutschen Mädchen in einem Freudenliede *selbst* singen zu lassen: *Keiner wird uns nun mehr schänden*: Manches ist launig. An's Witzige und Sinnreiche grenzt: *Danksagung der russischen Wölfe an Napoleon*, die ihn auf den Fall der höchsten Noth einladen, ihr Herr zu werden. So auch *der Blumenstrauss*, wozu der Hofgärtner nach dem Verluste der Lorbeeren, Immortellen, Palmen, Kaiserkronen u. s. w. nur noch Tollkraut und Kreuzdorn liefern kann. Das Ganze empfiehlt sich zur kriegerisch-häuslichen Erbauung, und rechnet statt des Kaufpreises auf reiche Beyträge für die Schwarzen.

Weniger charakteristisch sind die *Kriegslieder der Deutschen* No. 10; nur Einiges schliesst sich bekannten Melodieen gut an, Vieles ist geleyert. — Überhaupt muss Rec. bekennen, dass, so viel Kriegslieder er bis jetzt auch, zum Theil mit grossem Vergnügen, gelesen hat, doch noch keins ihm vorgekommen ist, das an Kraft uud edler deutscher Einfachheit den bekannten *gleimschen* Kriegsliedern zu vergleichen wäre, oder auf eine andere Weise ganz den Ton der wirklichen Soldatenlieder träfe, die gewöhnlich mit genauer Beziehung auf Ort und Zeit, und mit fröhlicher Erinnerung des Erlebten muthwillig der Gefahr spotten. Doch noch wichtiger bleibt die glückliche Erfindung einer passenden Melodie, die von selbst durch das Volk und die Provinzen hinläuft, womit es, wie es scheint, in den letzten zwey oder drey Jahren unseren Componisten gar nicht mehr hat gelingen wollen. Die Geschicklichkeit überflügelt die unwillkührliche Kraft des Genie's.

Auch No. 11 beschäftigt sich mit den Zeitbegebenheiten und äussert sich über die Vorfälle des Tages. Die Liebe für Wahrheit und Gerechtigkeit und den patriotischen Eifer darin muss man ehren, aber der Poësie — denn es sind lauter Gedichte — kann man nicht viel zum Lobe nachsagen. Schlechte Hexameter drücken ohne sonderliche Erhebung des Geistes und ohne besonderen Aufwand von Gedanken den Unwillen über das Erlebte, das in einer ungelenken Sprache erzählt wird, und den Fluch über die Zerstörer aus. In Reimen gelingt es dem Vf. ein wenig besser, und er bringt auf diese Weise ein paar nicht üble Epigramme zu Stande, wie z. B. Marten und Kunz S. 19. Zu seinen besseren Distichen ist noch zu rechnen S. 8:

Napoleons Allianztractate.

Mit mir gehst du! das ist an Dich die einzige Fodrung;
Sonst geht *über Dich* hin mein Dich zermalmender Fuss.

rh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Leipzig u. Züllichau, in der darnmannschen Buchhandlung: *Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften.* Von *W. Tr. Krug.* Dritten Theiles erster Band, welcher die zum ersten Theile gehörige Literatur enthält. Zweytes Heft u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Encyklopädisches Handbuch der wissenschaftlichen Literatur. Herausgegeben von *Wilhelm Traugott Krug*, als Fortsetzung von dessen Encyklopädie der Wissenschaften. Ersten Bandes zweytes Heft, die encykl.-hist. Literat. enth. u. s. w.

Oder auch:

Encyklopädisch-scientifische Literatur. Zweytes Heft, die *encyklopädisch-historische Literatur* enthaltend. Verfasst von *Karl Heinrich Pölitz*, Professor der Geschichte zu Wittenberg. 1813. 295 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Amsterdam u. Leipzig, im Kunst- u. Industrie-Comptoir: *Handbuch der deutschen Literatur*, von *Joh. Samuel Ersch*, Prof. u. Bibliothekar auf der Universität zu Halle. I Band 1. 2. 3. 4 Abtheilung.

Auch unter den besonderen Titeln:

1 Abth. *Literatur der Philologie, Philosophie und Pädagogik.*
2 Abth. *Literatur der Theologie.*
3 Abth. *Literatur der Jurisprudenz und Politik.*
4 Abth. *Literatur der Medicin.*

II Band 1. 2 Abtheilung.

Auch unter den besonderen Titeln:

1 Abth. *Literatur und Gewerbkunde.*
2 Abth. *Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften* seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von *Joh. Samuel Ersch* u. s. w. 1813. 834 S. in gespaltenen Columnen. gr. 8. (2 Rthlr.)

Zwey Bücher, die von Anfang bis zu Ende aus blossen Büchertiteln bestehen. Solche Bücher schreibt nur der Deutsche! Dass sie, wenn zweckmässig geordnet, *nützlich* sind, leidet keinen Zweifel; und also den Verfassern derselben, die mit Liebe sich dieser trockenen Arbeit hingeben und mit treuem Fleisse sammeln und zusammenstellen, dafür Dank zu sagen, ist Schuldigkeit. Freylich will verlauten, als ob die grössere Zahl solcher Bücher dem *wissenschaftlichen* Geiste der Deutschen weder im Auslande zu sonderlicher Ehre gereiche, noch ihm in der Heimath eben förderlich sey. Wollte man dem entgegenstellen *Johann Albert Fabricius:* so ist diess unstreitig ein Heros, vor dem jeder ehrerbietig sich neigt, und dessen literärische Werke, von den Gelehrten aller Völker mit Bewunderung benutzt, seinen und des deutschen Vaterlandes Namen ehrenvoll trugen durch ganz Europa. Aber sammelte er blosse Büchertitel? — Auch des wackern *Nösselt* Anweisung zur Kenntniss der besten Bücher in allen Theilen der Theologie können wir mit Ehren nennen. Aber sammelte er blosse Büchertitel? — Gewiss sind auch beide Vff. der vorliegenden Schriften zu bescheiden, um darauf Anspruch zu machen, einem *Fabricius* gleich gestellt zu werden: sie nannten freylich ihre Arbeiten *Literatur* der Geschichte; indess wissen wir ja nun schon längst, dass der Deutsche darunter vorzüglich Nachweisung der in ein Fach gehörenden *Bücher* versteht, und unsere Vff. wenigstens wollten nichts anderes geben als *Büchertitel.*

Von dem *krugischen* Werke sind die übrigen, von verschiedenen Verfassern besorgten Hefte (bloss mit Ausschluss der von Hn. *Wrede* bearbeiteten *encyklopädisch-mathematischen Literatur*) bereits von einem anderen Recensenten (J. A. L. Z. 1808. No. 73) beurtheilt worden. Von dem *erschischen* Werke sollen die übrigen Abtheilungen, deren Titel wir oben angegeben haben, künftig beurtheilt werden. Gegenwärtige Kritik beschränkt sich bey beiden nur auf die Literatur der Geschichte. Denn einzelne Fächer müssen der Beurtheilung einzelner Recensenten anheim fallen.

Hr. *Pölitz* umfasst die *ganze* historische Literatur, aber *encyklopädisch;* Hr. *Ersch* die historische Literatur eines bestimmten Zeitraums und einer einzelnen Nation, aber diese möglichst vollständig. Hr. *P.* hat die schwierigere Arbeit: sie erfodert eine sehr umfassende wirkliche Bücher*kenntniss* und ein geläufiges wohlabwägendes Urtheil; denn er soll aus dem vorhandenen Vorrathe *auswählen.* Von Hn. *E.* werden wir besonders Sammlerfleiss und Vollständigkeit erwarten. Beide aber werden ihren Arbeiten vorzüglich durch systematische, der Wissenschaft angemessene und bequeme Anordnung Werth und Brauchbarkeit geben. In dieser Hinsicht zeichnet sich die Schrift von Hn. *E.* vortheilhaft aus. Erst sind die Bücher in der That systematisch geordnet: I. Schriften zur historischen Bücherkunde, allgemeine encyklopädische und propädeutische Schrif-

ten, allgemeine Geographie, Chronologie, Epigraphik, Numismatik, Diplomatik, Genealogie. II. Geschichte: 1) Allgemeine. 2) Alte Geschichte (vorauf gehen die Hülfswissenschaften, Geographie, Chronologie, Numismatik u. s. w. Dann) a) allgemeine, b) einzelner Völker und Perioden. 3) Neuere Geschichte (vorauf Geographie, Statistik, Chronologie): a) Allgemeine. b) Europa, α) überhaupt, β) nach einzelnen Perioden, γ) nach einzelnen Staaten und Völkern (und dabey sind jedesmal unterschieden Geschichte im Allgemeinen, Geschichte der Verfassung, der Cultur und Sitten, Geschichte der literärischen Cultur). c) Asien, das Ganze, die einzelnen Länder. Eben so d) Afrika. e) Amerika. f) Australien. — Dann ein doppeltes alphabetisches Register. 1) der Autoren, 2) der Materien. Und die Numerirung der Bücher, wobey für Auslassungen und Nachträge die leichte Aushülfe mit Beyfügung kleiner Buchstaben zu den Zahlen, z. B. 223^{a}), 223^{b}) u. s. w., so wie der ökonomische Druck in gespaltenen Octavseiten, tragen nicht wenig dazu bey, den Gebrauch des Buches möglichst leicht und bequem zu machen. Was uns daher nicht lieb, ist, dass Hr. *E.* öfter auf andere Hefte seines Werkes verweist, z. B. über *Hanno's* Seereise s. *philol.* Lit., über die Geschichte der *Hebräer* s. *theol.* Lit., über die *Erziehung der Griechen* s. *pädagog.* Lit. u. s. w. Es würde, wenn die Numern, auf welche verwiesen ist, hier wieder abgedruckt wären, das Buch kaum um *einen* Bogen stärker geworden seyn, was doch gegen die dadurch gewonnene Bequemlichkeit und wahre Nützlichkeit des Buchs gar nicht in Anschlag zu bringen. Denn die kaufmännische Schlauigkeit, durch solche Zertheilung und Rückweisung denjenigen, der bloss die historische Literatur gebrauchen will, zu nöthigen, dass er auch die anderen Theile des Werkes kaufe, muss der Literator doch nicht unterstützen, sondern muss ihr vielmehr entgegenzuwirken suchen.

Bey Hn. *Pölitz* fehlen alle Register; die Anordnung des Ganzen ist weit unbequemer, weil er, zum Theil freylich durch *Krugs* Encyklopädie gebunden, I. *Geographie und Statistik* (A. Propädeutik. B. Systeme der Geographie u. Statistik. C. Specielle Geographie u. Statistik) ganz abgesondert von No. II, der *Historie* im engeren Sinne (A. Propädeutik. B. Allgemeine Weltgeschichte. C. Specialgeschichte: a) Geschichte der Menschheit, der menschlichen Cultur, der Literatur, der Religion; b) Staats- und Völker-Geschichte nach der neuesten Geographie Europa's von Anfange des Jahrs 1813; c) Geschichte nach Zeitaltern): worauf dann III. *historische Hülfswissenschaften* folgen (1. Historiographie. 2. Chronologie. 3. Genealogie. 4. Heraldik. 5. Numismatik. 6. Diplomatik. 7. Epigraphik. 8. Mythologie. 9. Archäologie). Der Sache angemessener und für den Gebrauch viel bequemer ist, nachdem man, der Propädeutik zunächst, die *allgemeinen* Werke über Geographie, Chronologie, Numismatik u. s. w. voraufgestellt hat, dann bey jedem *einzelnen* Volke und Staate die ihn *speciell* betreffenden Schriften in der einmal gewählten Folge der Hülfswissenschaften und der Eintheilungen der Geschichte selbst *zusammenzufassen.* Bey Hn. *P.* muss man jetzt wenigstens unter zwey Rubriken, Geographie und Specialgeschichte, ja oft noch unter alter und neuester Geschichte, unter Mythologie, Archäologie u. s. w. nachsehen und nachsuchen, und oft ohne zu finden. Denn geht man bey Hn. *P.* ins Einzelne: so findet man Willkührlichkeiten in der Anordnung, eine gar sonderbare Unverhältnissmässigkeit der einzelnen Theile zu einander, Mangelhaftigkeit, und in dem Gegebenen eine solche Menge von Unrichtigkeiten, dass, wenn er *Zapfs* Literatur der Geschichte S. 159 *unkritisch und dürftig* nennt, auch das härtere Urtheil über ihn selbst noch milde scheinen muss. An Ergänzung und Berichtigung ist bey dem Buche nicht zu denken: das gäbe ein neues Buch; nur zum Belege unseres Urtheils stehe hier Folgendes.

Willkührlichkeiten in Anordnung: S. 6 ist eine Rubrik *geographische Methode;* und S. 20 steht unter den geographischen Compendien *Polycarp. Leyser de vera Geographiae methodo.* Eine Rubrik *historische Methode* dagegen ist nicht vorhanden. — *Posselt's* europäische Annalen S. 9 und *Voss* Zeiten S. 10 stehen unter *Geographie.* — Wie gehört ein *Conservationslexikon* S. 13, *Ludovici Akademie der Kaufleute* S. 36 in eine überdiess *encyklopädisch*-historische Literatur? — S. 27. „Zur *alten Erdbeschreibung* gehören auch *Gronovii Thes. Antiqu. Graec.* und *Graevii Thes. Antiqu. Rom.*" (!) — *Assemani* (so heisst er, nicht *Assemanni* wie S. 28) *Bibliotheca Orientalis* steht — unter *Geographie* des Mittelalters. Hätte Hr. *P.* doch nur den Titel des deutschen Auszuges von *Aug. Friedr. Pfeiffer* vollständig angeführt (*Nachrichten von syrischen Schriftstellern, zwey* Theile 1776 und 1777); er hätte zur Besinnung kommen können. — Wer sucht hier wohl unter *Ethnographie* S. 51: *Blumenbach's* und *Batsch's* Handbücher der *Naturgeschichte?* Selbst *Adelung's Mithridates* S. 55 wird Manchen hier überraschen. — Campbel's *Geschichte* der balearischen Inseln, Armstrong's *Geschichte* der Insel Minorca stehen S. 58 unter Geographie und Statistik. — Eben so muss man die *Staatsgeschichte* des Kurhauses Baiern S. 84, Schwelin's wirtembergische *Chronik* S. 88, Kirchner's *Geschichte* der Stadt Frankfurt a. M. S. 100 unter Geographie und Statistik suchen; und *Meiner's* und *Spittler's historisches* Magazin, Hannover 1787—94, steht unter *Geographie und Statistik* des Königreichs *Westphalen!!* (wir können keinen Grund herausfinden, als Weil die Herausgeber in *Göttingen* lebten, das Magazin in *Hannover* herauskam, und weil Göttingen und Hannover im Anfange des J. 1813 zu dem ephemeren KR. Westphalen gehörten.) — Wer wird *Böttiger's* Sabina S. 268 unter *römischer Geschichte* suchen, da ein eigener Abschnitt über *Archäologie* da ist, der eine Reihe ähnlicher Werke über griechische und römische Alterthümer aufzählt? — Dagegen stehen *Frdr. a Raumer emendationes in tabb. genealogicas*

Dynastiarum Arabicarum et Turcicarum S. 282 ganz einsam unter lauter *allgemeinen* Werken über Genealogie. — Für Manchen gar ergötzlich wird S. 258 die Literatur der *Alten Geschichte* seyn. Sie beginnt also: „*Herodot* und *Heeren's* Ideen f. bey der alten Geographie. *Diodori Sic. Bibl. Hist. rec. P. Wesseling* (Eichstädt's Ausg. existirt nicht). *Justin edd. Gronov.* 1760; *Fischer* 1757 (die zweybrücker Ausg., die Ausg. von Wetzel, die Übers. von Ostertag — Hr. *P.* führt sonst fleissig die *deutschen Übers.* alter Autoren an — fehlen). *Rollin. Remer. Bredow* (die neue Ausg. seines Handbuches von 1808 ist nicht angeführt) u. s. w. Darauf nun plötzlich S. 260 hinter einander: *Vossius de Historicis graecis — de Hist. latinis* (gehört doch wohl unter Literatur der Geschichte). *Wetzels* Alterthumskunde. *Heyne Opuscula Academica. Plessing Memnonium.* — Dann folgen Ägypten, Karthago, Babylonien, Persien, Griechen, Syrien, Parthien, Juden, Römer; bunter hätte diess Alles kaum gewürfelt durch einander fallen können. (S. 263 *John Gast*, der auch ins Deutsche übersetzt ist, Leipz. 1796 gr. 8, gehört zu *Gillies*, dessen Geschichte Griechenlands er fortsetzt.)

Unverhältnissmässigkeit der Theile zu einander. In einer historischen Literatur, in der das Königreich *Westphalen sechs volle Seiten* einnimmt, in der S. 220 *Isenburg — Von der Leyen* ihre eigenen Rubriken haben, wird die Geschichte des ganzen Erdtheiles Asien und aller seiner einzelnen Länder, Persien, Indien, China, Hunnen und Mogolen, auf *anderthalb Seiten* abgefertigt; eine Geschichte der *Phönicier* sucht man vergebens, das *pergamenische* Reich hat nicht existirt, und die *Mithridate* mögen sehen, wo sie unterkommen: bey Hn. *P.* war neben dem Grossherzogthum Berg S. 102 und 103, S. 216 und 217, neben Lucca S. 71 und 194, neben Montferrat S. 191 u. s. w. für sie kein Raum.

Mangelhaftigkeit und Unrichtigkeiten endlich liessen sich wohl auf jeder Seite nachweisen. Wo Rec. aufgeschlagen, hat er hingehörige Bücher vermisst oder in den angeführten Titeln Ungenauigkeiten und falsche Angaben zu berichtigen gefunden. Über *Ägypten* findet man Bücher nachgewiesen unter Alter Geographie, unter Geographie und Geschichte der Türkey, unter Alter Geschichte, hie und da unter den historischen Hülfswissenschaften; allein es *fehlen*: *Vansleb's* Schriften über Ägypten; *Granger Voyage en Egypte*, Paris 1745. 8; *Jablonski de Memnone*, Frankf. a. d. Od. 1753. 4; — *Dess. Opuscula, quibus lingua et antiquitas Aegyptiorum etc. illustr., ed. Te Water.* Leyden 1807. 2 Tom. 8; *Relation de l'Egypte par Abd-allatif, par Silvestre de Sacy*, Paris 1810. 4; *Mémoires Géographiques et Historiques sur l'Egypte et sur quelques contrées voisines, recueillis et extraits des Manuscrits Coptes, Arabes etc. de la Bibliothèque Impériale. Par Et. Quatremère*, Prof. de litter. grecque à l'académie de Rouen etc. Paris. 2 Vol. 8. 1811, wozu 1812 noch ein *Supplement*bändchen kam, das vorzüglich gerichtet ist gegen die *Recherches sur l'Egypte par M. Champollion jeune*, die bald nach Quatremère's Mémoires erschienen (Tom. I. *Introduction Géograph.* Paris 1811, 8.) und in den französischen Blättern sehr gepriesen waren. — Es fehlen: *Berthier Relation des campagnes du général Bonaparte en Egypte et en Syrie.* 1 Vol. in 8; *Pieces officielles de l'armée d'Egypte*, 2 Vol. in 8. nicht zu erwähnen die Schriften von *Fourmont*, von *Alb. L. F. Meister*, *Witte*, *Grobert* (Paris, an IX; deutsch Gera 1801,) über die Pyramiden, *Corn. v. Pauw* über die Ägypter und Chineser u. s. w. (s. die Register bey Ersch): ist doch nicht einmal angeführt: *Heyne de genio seculi Ptolemaeorum.* — Dagegen steht S. 138: „*L. Langlès Mémoires sur l'Egypt., publiés pendant les campagnes du Général Bonap., dans les années VI et VII.* 4 Voll. à Paris 1799—1803." Hienach muss man glauben, 1) *Langlès* sey, wo nicht Vf., doch Herausgeber dieser *vier* Voll., und 2) die *Mémoires* seyen alle aus den Jahren VI und VII. Allein dem ist nicht so. Im J. VIII (es war bereits zu Anfange des J. 1800) erschienen: *Mém. sur l'Eg., publ. pendant les camp. du Gén. Bonap., dans les ann. VI et VII*, ohne Namen eines Herausgebers, und ohne Beyfügung eines Wortes, das eine Fortsetzung erwarten liess; nur am Ende der *Table des Pieces etc.* S. VIII steht als „Nota: *Les notes signées [L—s] sont du citoyen Langlès, membre de l'inst.*" *etc.*, welche Worte wohl von dem eigentlichen Herausg. *J. J. Marcel* beygefügt sind, der, wie es scheint, einen und den anderen der zu druckenden Aufsätze dem *citoyen Langlès* zur Durchsicht gegeben hatte; es finden sich von diesem nur einige wenige Anmerkungen. Mit Ehren hätte aber der Titel die beiden beygefügten *Charten v. Andréossy* nennen können, die auch bey der deutschen Übers. (Berl. 1800) nachgestochen sind. Als darauf *unerwartet* auch nach Bonaparte's Abreise aus Ägypt. das Institut zu Cairo sich nicht bloss erhielt, sondern auch seine Arbeiten fortsetzte: da erschien An X: *Mémoires sur l'Egypte, publiés dans les années VII, VIII et IX. Tome Second.*; und bald darauf *T. III et IV*, in denen sich durchaus keine Note von *Langlès*, hie und da aber erklärende Bemerkungen und Zusätze von *J. J. Marcel* finden. (Diese 3 letzten Theile sind, so viel Rec. weiss, nicht ins Deutsche übers.) — Dann folgt bey Hn. *P.*: „*Vivant Denon, Voy. dans . . Eg. à Paris fol. 3 Tom. à Paris*, 1802. — Deutsch, 2 *Th.* Berl. 1803." Das doppelte *à Paris* mag man entschuldigen; aber dass das Original aus *drey Folianten*, und die berliner Übers. v. 1803 aus *zwey* Theilen bestehe, ist doch wohl nicht zu entschuldigen: das Original sind 2 Vol., *l'un in 4. de texte, et l'autre de planches, format Atlantique.* Dann aber ist auch der blosse Text in 3 Vol in 12. *sans planches* gedruckt. Und die deutsche Übers. macht nur *einen* Theil, der zugleich der 25 Band des Magazins von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen ist. Dass *Denon* vor der Revolution *de St. Non* hiess, an der *Voyage pittoresque d'Italie*, wie er selbst S. 18 des Orig. sie nennt, oder *Voy. pitt. de Naples et de Sicile*, wie der gewöhnliche Titel ist, wich

tigen Antheil hat, dass die deutsche Übers. von *Diet. Tiedemann*, Prof. in Marburg, und von ihm „*mit einigen Anmerkungen begleitet*" ist, wie gleich der Titel sagt, hätte ein genauer Literator gewiss beygefügt. — Darauf folgt bey Hn. *P.*: „*Description de l'Eg., ou recueil des observ. et recherch.* — — *publié par les ordres de S. M. l'Empereur et Roi.* à Paris, 1810. Fol." Wenn man den Titel eines seltenen und merkwürdigen Buches angeben will: so muss er genau seyn: *et Roi* aber steht nicht da, sondern *l'Empereur Napoléon le Grand;* 1810 ist falsch, alle 3 Hefte der ersten Lieferung haben die Jahrsz. *MDCCCIX;* und dann ist der Titel nicht vollständig: auf den 3 Heften steht noch, auf einem *Histoire Naturelle. Tome Premier;* auf dem anderen *Antiquités, Descriptions. Tome Premier;* auf dem dritten *Antiquités, Mémoires. Tome Premier.* (Im J. 1813 ist eine 2te Lieferung erschienen, welche die 2ten Tomes der 3 Abtheilungen liefert.) — *Irwins* Reise auf dem rothen Meere, an der arab. u. ägypt. Küste, u. durch die thebaische Wüste, deutsch v. Engelbrecht, Leipz. 1781; Ägyptens Merkwürdigkeiten, ein Auszug aus älteren und neueren Geschichtschreibern u. Reisenden, Leipz. 2 Thle. 1786—87; *Antes* Bemerk. über Äg., a. d. Engl. Weimar 1801; *Galland's* Bemerk. über Äg. während der J. 1798—1801. Weimar 1804, fehlen. Der nach Persien geschickte franz. General heisst *de Gardane*, nicht *Gardanne*, wie S. 141 steht, und sein Bruder, der als Secretär ihn begleitete, der Vf. der gedruckten Reisebeschreibung, nennt sich zur bestimmten Unterscheidung: *Ange de Gardane.* Die *Asiatic Researches* der gel. Gesellsch. zu *Calcutta* werden S. 145 so ganz nebenbey erwähnt; nicht einmal die von *Kleuker* mit Anmerk., ausführlichen Erläuterungen u. Zusätzen bereicherte deutsche Übers. mehrerer dieser Abhandlungen v. *Fick*, 4 Thle. Riga 1795—97, 8. wird genannt. — Ausserdem, wo wir aufschlagen, Lücken u. Fehler; 22 *Strabo;* die franz. Übers. von *Coray, Dutheil* u. *Gossellin* (so heisst er, nicht *Gosselin*, wie S. 26, u. wie auch *Ersch* No. 349 unrichtig schreibt) ist nicht angeführt; ja von *Pomponius Mela* ist zwar die deutsche Übers. von *Diez* genannt, aber die Ausgabe von *Tzschucke*, Leipz. 1807 in 7 Bänd., existirt nicht. *Pausanias* wird weder unter den Geographen angeführt, noch finden wir ihn sonst wo erwähnt; wie sollte also gedacht seyn des *Dicuil de Mensura Orbis Terrae, ex duobus codd. Mss. Bibl. Imper. nunc primum in lucem editus a Car. Athan. Walckenaer.* Paris. 1807, 8. (s. die Rec. J. A. L. Z. 1808. No. 250); wie des doch auch unter uns bekannten Engländers *Vincent* über *Nearchs* Entdeckungsfahrt, über den Periplus des rothen Meeres! *J. Laurentii Lydi Philadelph. de magistratibus reipubl. Rom. libri tres, nunc primum in lucem editi a Fuss et Hase* sind erst 1812 in Paris erschienen. — *Gossellin Recherches sur les connoissances Géographiqu. des Anciens le long des côtes Méridionales de l'Arabie; u. sur la Sérique des Anciens, et sur les limites de leurs connoissances dans la Haute Asie.* Paris 1805, 4. führen wir an, weil sie in Deutschl. eben nicht bekannt zu seyn scheinen. Noch weniger vielleicht kennt man: *Considérations sur l'origine et l'Histoire ancienne du Globe, ou Introduction à l'Hist. anc. de l'Europe, par M. de Fortia d'Urban.* Paris 1807, 8, woran sich anschliesst *Hist. anc. des Saliens; Hist. de la Chine* von demf. Vf. — *A. Dureau-de-Lamalle, fils, Géographie Physique de la Mer noire, de l'Intérieur de l'Afrique et de la Méditerranée,* m. 2 Chart., Paris 1807, 8, und *C. F. Volney Chronologie d'Hérodote.* 2 Thle. Paris 1808 u. 1809. 8, (gegen *Larcher*) sind doch in den götting. gel. Anzeigen recensirt worden. Und wohin gehören, wenn nicht unter historische Literatur, die 50 Bände *Histoire* u. *Mémoires* der *Academie des Inscriptions*? die *Extraits des Mss. de la Bibl. Nationale* od. *Imperiale*? welcher Historiker hätte sie nicht benutzt? oder wenn sie ihm fehlten, nicht nach ihnen verlangt? Hr. *P.* hat sie nicht. — Auch bey der *parischen Chronik* S. 289 müssen wir uns mit *Wagners* Ausgabe behelfen; nicht *Seldeni Marmora Arundeliana* 1628, nicht *Humphrey Prideaux* 1676, nicht *Richard Chandler Marmora Oxoniensia* 1763 sind genannt; wie sollte *Joseph Robertson* erwähnt seyn, der ungenannt zuerst die Authentie dieser Chronik bestritt! Doch man vergl. das, was Jedem geläufig ist, z. B. S. 257 u. 258 die Rubrik *Biographik:* sie hat *zehn* Numern; aber wahrscheinlich das Ausgewählteste? *Schirach's* Biogr., *Niemeyer's* Charakteristik der Bibel, *Schlichtegroll's* Nekrolog u. s. w. Aber *Plutarch*, dessen Name fast zum prosaischen Appellativ biographischer Sammlungen geworden, steht *hier* nicht; und *Arndt's* Einleit. zu histor. Charakterschilderungen, Berlin 1810, 8, ist eben so wenig genannt, als *Vogel's* Biographieen, als *Müller's* u. *Seybold's* Sammlungen von Selbstbiogr., als *Blanchard's* neuer Plutarch u. s. w. — *J. L. Hug* Untersuchungen üb. den Mythos der berühmteren Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen; dessen Entstehen, Veränderungen u. Inhalt. Mit Kpf. u. Vignetten. Freyburg u. Constanz. 4. fehlt auch bey *Ersch* noch, wiewohl es schon 1812 zu Ostern ausgegeben ward. Aber dass Hr. P. auch *Saalfeld's* allgemeine Colonialgeschichte des neueren Europa. Erst. Band: Gesch. des portugies. Colonialwesens in Ostindien, Gött. 1810, 8. Zweyt. Bandes 1 Abth.: Gesch. des holländ. Colonialw. in Ostind. Erst. Th. 1812, nicht anführt; ja, dass er in dem so weitläuftig behandelten KR. Westphalen dennoch *Venturini's* Handbuch der vaterländischen Geschichte für alle Stände braunschw.-lüneburg. Landesbewohner. 4 Th. Brschw. 1805—10, 8, nicht nennt, beweist, dass man in neuer Literatur eben so wenig durch ihn befriedigt wird, als in alter. Das Schlimmste aber ist, dass durch das Daseyn dieses Buchs das Erscheinen eines Handbuchs für die histor. Lit. mit angemessener Vollständigkeit und zweckmässiger Auswahl verhindert wird. Wenn *Beck's* allgemeine Welt- u. Völker-Geschichte einmal vollendet seyn wird; dann freylich haben wir in dieser zugleich die zweckmässigste Literatur, und überall sofort da, wo wir sie suchen u. brauchen; denn *Ersch* umfasst nur einen Zeitraum v. 60 Jahren, und nur die Bücher, die in Deutschland gedruckt u. verlegt sind. Umfasste er die ganze hist. Lit.: er würde unstreitig ein mehr genügendes Werk geliefert haben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

FEBRUAR 1814.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Leipzig u. Züllichau, b. Darnmann: *Encyklopädisch-scientifische Literatur.* II Heft, die *encyklop. historische Literatur* enthaltend. Verfasst von *K. H. Pölitz* u. s. w.

2) Amsterdam u. Leipzig, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften* — von *Joh. Samuel Ersch* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die verständige und bequeme Einrichtung des *erschischen* Buchs haben wir oben gerühmt. Auch die Ausführung in den einzelnen Theilen genügt meist; denn dass nicht hie und da auch dem sorgfältigsten Fleisse ein mitunter selbst wichtiges Buch entgehen, dass nicht dann und wann kleine Unrichtigkeiten sich einschleichen sollten, das ist fast unvermeidlich. Unangenehm sind die bey dem im Allgemeinen sehr correcten Drucke die vielen Druck- oder Schreib-Fehler in den Zahlen, z. B. S. 795 „Biographieen, 123" statt 223. S. 806 muss bey Hebräer 57—59 stehen, und S. 809 bey Juden 2242 (nicht 2240). S. 4 müssen 28 und 27 umgesetzt werden. S. 758 ist unter Voltaire 2155 (nicht 2154) zu lesen; S. 733 bey Creuzer 3617 (nicht 3517) und S. 753 bey Kayssarow 1139. S. 783 ist bey Ukert zu setzen F. A. (statt J. A.), und beyzufügen 4529. — Jablonski *Pantheon Aeg.* No. 502 a) und 502 b) *de Memnone* sind nicht *Frankf. a. M.*, sondern *Frankf. a. d. Oder* herausgekommen. Bey den Artikeln *Chronologie* S. 8, und *alte Geographie* S. 43 ff. wird man versucht, Mehreres nachzutragen, bis man am Ende, dort auf die mathem. Chronologie, hier auf die philolog. und theol. Literatur verwiesen wird, welches Hin- und Herweisen das Unangenehmste bey dem Buche bleibt: *Hegewisch* Chronologie indess fehlt überall. Bey 436 vermissen wir *Stäudlin* über die lamaische Religion, theils in seinem Magazin, theils in einem eigenen Programm, Gött. 1808. Bey No. 509 fehlt (steht auch nicht in der theol. Lit.): *St. Varga interpretatio historica vaticiniorum selectorum V. T., quae intelligi recte nisi ex historia Assyriorum non possunt, et in quibus obscura et incerta Assyr. historia lucem aliquam et certitudinem accipit. Gotting.* 1804. 4. Zu No. 1143: *Hegewisch Geschichte der Regierung* Kaiser Karls des Gr., Hamburg 1791. 350 S. 8, ist von dem *Versuch einer Geschichte* Kaiser Karls des Gr., Leipz. 1777. 164 S. 8, durchaus verschieden: daher der Vf. das neuere Werk auch weder zweyte Auflage noch Umarbeitung nannte. Dann nach No. 1146 Dippoldt's Leben (falsch ist gedruckt Dippold's Leb.) fehlt: *Jenisch* Lebensbeschreibung Karls des Gr., die zwar No. 43 mit genannt ist, wohin aber weder hier noch im Register unter Karl dem Gr. verwiesen worden. Gänzlich fehlt: *Bonnaire de Pronville Pouvoir législatif sous Charle-magne.* 2 Theile. 8. Braunschweig, Fauche u. Comp. 1800. Denn in Deutschland herausgekommene französische Werke gehören in den Plan des Hn. Prof. *E.*, wie No. 1141. 2115 u. a. beweisen. Bey No. 3205 fehlt: *J. Rud. Becker's* umständliche Geschichte der kaiserlichen und des heil. röm. Reichs freyen Stadt Lübeck. Lübeck, auf Kosten des Verfassers. 1782 u. 84. 2 Bde. 4 (gehen bis 1658; und dass das Werk fortgesetzt sey, finden wir nicht). Hinderten politische Gründe, *Cevallos* bekannte Schrift über die Thronveränderung in Spanien, wahrscheinlich mehr als einmal ins Deutsche übersetzt, zu nennen? Da aber No. 1348 b) (im Register steht S. 724 abermals falsch) *Arndt's* Geist der Zeit genannt ist: so hätten auch wohl genannt seyn können: *Friedr. v. Gentz* authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bey dem Ausbruche des Krieges zwischen beiden Mächten. 1806. 8 (mit dem Verlagsorte *St. Petersburg* auf dem Titel, weil „in Deutschland kein Censor wagen wollte, den eigentlich-charakteristischen Stellen das Imprimatur zu ertheilen"); und *D'Ivernois* über die Blocade des Continents, besonders über Englands Hülfsquellen. Aus dem Franz. übersetzt. Hamb. 1809. 8. Auch hätte bey 1192 die *Allgemeine Zeitung*, seit 1799 bey Cotta, besonders angeführt zu werden verdient. Den Namen *G. Schöning* finden wir nirgends, und keines seiner für nordische Geschichte und Geographie so wichtigen Werke. Doch wird gewiss bis zum Jahre 1811 des Nachzutragenden wenig seyn: wir haben viele Artikel genau verglichen, ohne ein dahin gehörendes Buch zu vermissen; mit Vergnügen aber haben wir bey mehreren Büchern, die anonym erschienen sind, hier die Namen der Verfasser gefunden: z. B. wird 4974 *Hegewisch* als Verfasser der Geschichte der neuesten Revolution in Schweden, Hamb. 1811, genannt; mit Recht aber zu 1120 *Attila* hinter *J. v. Müller* ein? gesetzt. Vollständig indess, wiewohl 1813 auf dem Titel steht, ist die Literatur doch nur bis zu Ende des Jahres 1810: von den 1811 erschienenen historischen Büchern fehlen, wo nicht alle, doch die meisten; und das Jahr 1812 fehlt ganz. Wir machen Hn. *E.* diess nur in sofern zum Vorwurfe, weil der

Titel: *bis auf die neueste Zeit*, auch die *neuesten* Bücher erwarten läfst; hiefse es dafür lieber: *bis zum Jahre* 1810.

Xx.

Während obige Recension zum Theil schon abgedruckt war, ging von dem politischen Werke, welches, weil es unter zwey Titeln erschienen, zufälliger Weise zwey Recensenten zur Beurtheilung übertragen worden, auch eine zweyte Recension bey uns ein, von welcher wir das Wesentliche hier mitzutheilen uns verpflichtet halten.

Die Vollständigkeit, welche von Hn. *P.* versprochen ist, und nach dem Mafsstabe des Bedürfnisses der zunächst ins Auge gefafsten Leserclasse gewürdigt werden mufs, ist in diesem Werke keineswegs befriedigend. Es werden vermifst, um nur Bedeutendes anzuführen, S. 10 *Hormayr's* Archiv, S. 15 *Ramusio's* und *Purchas* Sammlungen von Reisebeschreibungen; S. 16 die berliner Sammlung bey Mylius, und die von *Malthe-Bruun*, welche doch viele bisher ungedruckte Beyträge zur Länder- und Völker-Kunde enthält; S. 62 die zur Kenntnifs Frankreichs so ergiebigen *Annuaires statistiques* der einzelnen Departements; S. 130 *Buffe* petersburgisches Journal; S. 142 die Missionsberichte der Jesuiten aus China; S. 175 der auch neben dem gröfseren Werke nicht wohl entbehrliche Auszug aus *Hamberger's* zuverläſsigen Nachrichten; S. 185 die für französische Historiographie national-charakteristischen und überhaupt höchst anziehenden Memoiren von *Sully*, *Rohan*, *Rochefaucauld*, *Retz* u. s. w.; S. 186 die in Deutschland zu wenig beachtete, in gewissen Hinsichten classische Geschichte der französischen Revolution von *Lacretelle*; S. 188 die in verschiedenen Beziehungen hochwichtigen Werke über den niederländischen Freyheitskampf von *Reidan*, *Aitzema*, *Bor*; S. 193 *Marini* diplomatisch-reichhaltiges Werk über Venedig; S. 244 *Rühs* Geschichte von Schweden; S. 246 *Crag's* dänische Geschichte; S. 257 *Munoz*, auch von *Sprengel* übersetzte, Geschichte von Amerika; S. 272 die von *Benzler* übersetzte Geschichte der neuesten Weltbegebenheiten im Grofsen; S. 276 *Rühs* Propädeutik des hist. Studiums; S. 277 die noch immer achtbaren Schriften über die historische Kunst und Methode von *Besnart*, *Fox*, *Mascardi* und von *Bierling* über den historischen Pyrrhonismus; S. 278 die Werke über Zeitrechnung von *U. Emmius* und von *Beveridge*; S. 281 *Bredow's* vielgebrauchte synchronistische Tabellen; S. 284 *Lipsii Bibliotheca numaria*, *Mionnet Description de Medailles*, *Sestini's* Schriften u. m. a. Ohne die Bogenzahl zu vermehren, hätte dieses und Mehreres beygebracht werden können, wenn das entschieden Überflüssige, und wenigstens hier Entbehrliche weggelassen worden wäre. So S. 1 die meisten der namhaft gemachten Abhandlungen über Geschichte und Werth der Geographie; S. 39 *Pauli* von dem Begriff u. s. w. der Staatskenntnifs; S. 96 *Rosenmeyer* elendes Archiv für die Geschichte des K. Westphalen; S. 218 *Götz* Geschichte des Hauses Hessen; S. 280 *Coppen* Grundrifs der Chronologie; S. 287 *Schwabe Introductio in rem diplomaticam*; S. 290 *Wagner* Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt u. v. a.

Was die Genauigkeit betrifft: so läfst auch diese viel zu wünschen übrig. Einige Schriften sind offenbar an falscher Stelle aufgeführt: z. B. S. 25 *Oberlin orbis antiqui monumentis suis illustrati primae lineae* gehören mehr zur Archäologie als zur Geographie; S. 97 *Meiners* und *Spittler* götting. hist. Magazin, befindet sich unter den geogr. statistischen Werken über Hannover; eben so S. 100 *Kirchner* Geschichte der Stadt Frankfurt, bey der Landesbeschreibung; S. 104 *Martin* topogr. statistische Nachrichten von Niederhessen, bey dem Grofsherzogthum Hessen, von dem es auch nicht Ein Wort enthalten kann; auch würde man die S. 106 genannte *gallettische* Geschichte und Beschreibung des Herz. Gotha nicht unter den geographischen Büchern gesucht haben. *Stritter Memoriae* S. 269 hätten gleich nach den *Scriptt. hist. byzant.* S. 268 genannt werden sollen u. s. w.

Viele Angaben sind mangelhaft: z. B. S. 13 ist nicht bemerkt, in welchem Jahre das frankfurter genealogische Reichs- und Staats-Handbuch zuerst erschien; S. 36 wird *Zimmermann's* Übersetzung von *Malthe-Bruun Précis de la Géographie* nicht genannt; S. 96 werden von „Westphalen unter Hieronymus" 12 Hefte angeführt, so viel Rec. weifs, sind die beiden letzten nicht herausgekommen; S. 122 hätte wenigstens die erste Ausgabe von *Camden Britannia* erwähnt werden sollen, damit es der Unkundige nach der allein genannten Ausgabe von 1789 nicht für ein Werk des 18 Jahrh. halte; S. 160 *du Pin Bibliothèque universelle des Historiens* enthält nichts von Literatur, sondern ist blofs Compilation der ältesten Weltgeschichte; S. 161 hätte von der englischen Weltgeschichte die Originalausgabe, nicht blofs die deutsche Übersetzung angeführt werden sollen; S. 172 fehlt die jetzt allein brauchbare und von *Köcher* mit einem Ergänzungsbande versehene *jugler'sche* Ausgabe der *struve'schen Introductio ad notitiam rei literariae*; S. 173 fehlen die beiden Theile Supplemente zu *Boginé* Handbuch; S. 175 die *Biographie universelle*, Paris bey Michaud; S. 191 von *Macchiavelli's* florentinischer Geschichte hätte die erste Ausgabe 1527, und die *neumann'sche* Übersetzung, Berlin 1809, angeführt werden sollen; S. 203 war bey *Sleidan's* Geschichte die *am ende'sche* Ausgabe und die deutsche Übersetzung, und bey *Schiller's* Geschichte des dreyssigjährigen Kriegs die *woltmann'sche* Fortsetzung zu nennen; S. 205 fehlt die neue *lippert'sche* mit dem 6 Buche vermehrte Ausgabe von *Welsers* baierscher Geschichte, *Brunner's* Geschichte; auch möchte nicht so ganz entschieden seyn, dafs *Fervaux* die unter *Adlzreitter's* Namen erschienenen Annalen verfafst habe; S. 206 ist nicht bemerkt, dafs *Breyer* die Fortsetzung von *Wolf's* Geschichte Maximilians I besorgt hat; S. 225 wird *Runde* Auszug aus den *khevenhiller'schen* Jahrbüchern vermifst u. s. w.

Am auffallendſten dürfte Vielen die Unachtſamkeit in Anſehung der beſſeren Ausgaben ſeyn; es fehlen unter anderen folgende: S. 18 die neueſte von *la Place* Weltſyſtem; S. 19 die hamburgiſche Ausgabe von *Kant's* phyſiſcher Geographie; S. 140 die *langlès'ſche* Ausgabe von *Chardin's* Reiſen; S. 173 die neue Ausgabe und der mit Zuſätzen ausgeſtattete binger Nachdruck von *Denis* Bücherkunde; S. 261 die zweybrücker, *bauer'ſche* und *bredenkamp'ſche* des *Thucydides*; die *hutten'ſche* des *Plutarch*, die beſſeren Abdrücke einzelner Parallelen, die *kaltwaſſer'ſche* Überſetzung; S. 262 die *ſchmieder'ſche* des *Arrian*, die *lünemann'ſche* des *Aelian*; S. 264 die *ſtrothdöringſche* und die *ruperti'ſche* des *Livius*; S. 265 die *corte'ſche* des *Salluſt*; die *wagner'ſche* des *Ammianus Marcellinus*; die *wolf'ſche* des *Herodian*; S. 266 die *oberlin'ſche* des *Julius Caeſar*; die *helfreich'ſche* des *Valerius Maximus*; S. 279 *L'Art de verifier les dates* erſchien zuerſt 1750 in 4; die zweyte Auflage iſt von 1769. fol., und die neueſte erſt von 1791 beſteht aus 3 Folianten; und ſo lieſsen ſich noch viele Berichtigungen mittheilen.

Die beygefügten Urtheile ſind von Rechtswegen ſehr kurz; über die Richtigkeit mehrerer dürften gegründete Zweifel erhoben werden können. Wie kann man ſagen S. 41, daſs die *elzevirſchen* Republiken jetzt nicht mehr brauchbar wären? Freylich ſtatiſtiſch können ſie nicht benutzt werden; aber für den Hiſtoriker enthalten ſie reiche Goldkörner, und ſollten ſorgfältiger ſtudirt werden, als in der Regel geſchieht. Welcher Unterrichtete wird *Saalfeld's* Handbuch des weſtphäliſchen Staatsrechts S. 96 trefflich nennen mögen; es iſt eine von den vielen literariſchen Voreiligkeiten, welche nur die Gallomanie einer ſchlechten Zeit entſchuldigen mag. Wie können S. 170 *Carus* Ideen zur Geſchichte der Menſchheit unbedeutend genannt werden? Haben wir denn viel Beſſeres? und erfüllen ſie nicht die Abſicht, Stoff zum weiteren Nachdenken und Unterſuchen darzubieten? Gewiſs iſt auch S. 206 zu viel geſagt, daſs *Feſsmaier's* Geſchichte von Baiern vorzüglich ſey; ſie hat als Compilation einigen Werth, aber auf den Namen einer Geſchichte kann ſie gar keinen Anſpruch machen; dieſen verdient eher das neueſte Werk von *Zſchocke*. Sehr bedenklich iſt es S. 273, *Martens* Grundriſs einer diplomatiſchen Geſchichte der europäiſchen Staatshändel als einen meiſterhaften Umriſs zu bezeichnen u. ſ. w.

Bey vielen aufgeführten Büchern würden urtheilende Winke unumgänglich nöthig geweſen ſeyn, z. B. S. 26 *Goſſellin Recherches* etc., claſſiſch; S. 35 *Galletti* Geographie, ſehr flüchtig und voll Unrichtigkeiten; S. 55 *Schmauſs* Staat des K. Portugall, vortrefflich, reich an geſunden Blicken; S. 120 *Brüggemann* Beſchreibung von Pommern, ausgezeichnet brauchbar; ſo auch S. 121 *Holſche* der Netzdiſtrict; S. 158 *Fabri* hiſt. Encyklopädie, verwerflich, und höchſtens für die Literatur der Geographie von einiger Brauchbarkeit, übrigens äuſserſt dürftig; S. 172 und 173 war zu bemerken, daſs die *eyring'ſche* Ausgabe des *heumann'ſchen* Conſpectus unbeendigt geblieben, daſs *Gundling's* Hiſtorie der Gelahrtheit eine chaotiſche und fehlervolle Compilation, *Albertinus* Hiſt. der Gelehrten armſelig, *J. Andr. Fabricius* Abriſs noch immer eins der beſſeren Werke, *Wahl's* Verſuch durchaus unbrauchbar, und *Dahler's* Handbuch eine nur mit groſser Vorſicht zu benutzende Skizze iſt; auch wäre *Saxe* *Onomaſticon* S. 175 als unentbehrlich für den Literator zu charakteriſiren geweſen.

Doch hier brechen wir ab, und fügen nur noch einen Wunſch bey, der ſich uns aufdringt, daſs doch die *meuſel'ſche* hiſtoriſche Bibliothek von einem zu ſolchem Geſchäfte geeigneten Gelehrten baldigſt fortgeſetzt werden möchte. Wäre dieſes, ungeachtet mancher Schwächen, anerkannt ſchätzbare Werk vollendet: ſo würde ein zum literariſchen Hausbedarf zweckmäſsig eingerichteter Auszug ziemlich leicht geworden ſeyn, ohne daſs daſſelbe für den eigentlichen Gelehrten hätte entbehrlich werden können. Jetzt, da dem deutſchen Buchhandel ein freundlicherer Tag aufgeht, fodern wir die wackere Verlagshandlung des *meuſel'ſchen* Buchs auf, dem ſehr allgemeinen Wunſche nach Fortſetzung deſſelben entgegen zu kommen. MR.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hartmann: *Almanach dramatiſcher Spiele* zur geſelligen Unterhaltung auf dem Lande von *A. v. Kotzebue*. Zwölfter Jahrgang. 1814. 366 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Leipzig, b. Franz: *Taſchenbuch für Freunde der Declamation*. Herausgegeben von *C. F. Solbrig*. Ohne Jahrszahl. 262 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der dieſsjährige Almanach von K. ſteht, wie jeder Leſer finden wird, ſeinen Vorgängern an Werth merklich nach. *Der Fluch eines Römers*, Schauſpiel in Einem Akt, hat zum Gegenſtande, das Traurige darzuſtellen, wenn Jemand nach einer langen Gefangenſchaft alle die Seinigen todt findet, was aber viel zu flüchtig behandelt iſt, um einen der Sache gemäſs vollſtändigen Eindruck hervorzubringen. Es wird nur kurz mit Frage und Antwort (lebt er noch? — Er iſt todt) abgemacht, ſtatt die Empfindung durch einzelne Auftritte immer höher zu ſteigern. — *Die Nachtmütze des Propheten Elias*, Poſſe in Einem Akt, plan, ohne Witz, dürftig, läſst ohne allen Übergang, ohne alle Stimmung zum Wunderbaren eine Nachtmütze plötzlich Wunder thun, wobey es der Phantaſie des Zuſchauers ſchwer werden muſs, ſich auch nur auf Augenblicke zu täuſchen, und ſich die Wirkung als vorhanden vorzuſtellen. — *Die ſeltene Krankheit*, Poſſe in zwey Akten, bearbeitet ein verbrauchtes Thema, einen Vormund um ſeine reiche Mündel zu betrügen, welches indeſs mit Laune und einigem Witz geſchieht; nur könnte hie und da bey aller Kühnheit der Intrigue doch das Zartgefühl des Zuſchauers mehr geſchont ſeyn. Schwerlich möchten die Vorbereitungen zur Operation des Zahnausziehens ſich gut ausnehmen. —

Zwey Nichten für Eine, Lustspiel in zwey Akten, erregt, ein wenig Spannung auf den Ausgang ausgenommen, nur ein geringes Interesse. Die Charaktere sind flach gezeichnet, Laune und Witz wenig, die Intrigue nicht sonderlich. — *Braut und Bräutigam in Einer Person*, Posse in zwey Akten, ist von allen am fleissigsten ausgearbeitet, hat etwas Regelmässiges im Gange, und hat sein Hauptverdienst in der Intrigue, die vorzüglich in Verkleidungen besteht, womit indess gar zu willkührlich umgesprungen wird, so dass die Wahrscheinlichkeit darunter leidet. Der Ton des Ganzen könnte munterer seyn.

No. 2. *Das Taschenbuch für Declamation* ist weiter nichts als eine Sammlung von ernsthaften und launigen Gedichten, die zu einem geschickten Vortrage in einer gebildeten Gesellschaft nicht unpasslich sind; doch kann dem Herausgeber diese Auswahl eben nicht schwer geworden seyn, und zur Zurechtweisung für Declamatoren ist weiter nichts hinzugefügt, als dass durch verschiedene einfache Zeichen die besondere Betonung einzelner Worte und Sätze, Pausen, Einschaltungen und Übergänge angedeutet sind. L. W.

Stralsund, in Commiss. b. Löffler: *Gedichte* von *Karl Lappe*. Zweyte Auswahl. 1811. 198 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieser Gedichte, der, wenn auch gleich die Lectüre bekannter Dichter bey ihm öfters durchschimmert, mit eigenthümlichem Geiste dichtet, verbindet Zartheit mit Kraft, und Gedrängtheit des Stils mit Wohlklang im Versbau; aber er bewegt sich in keiner grossen Mannichfaltigkeit, liebt am meisten, Betrachtungen über äussere, sichtliche Gegenstände anzustellen, womit es ihm auch vorzüglich gelingt, wird mehr von aussen zum Gesange veranlasst, als von seinen eigenen Gedanken getragen und zur völligen Herrschaft über die Dinge erhoben, so dass seine poetische Rede mehr ein Besingen, als ein Dichten, zu nennen ist. Gleichwohl erblicken wir ihn in dieser Weise keinesweges als trockenen, kaltpathetischen Redner, sondern ganz als Dichter, der von dem Feuer der Begeisterung durchglüht, und von den erhabensten Vorstellungen und Bildern beseelt und belebt ist. In dieser Gattung sind einige seiner Gedichte, besonders die ersteren dieser Sammlung, von hinreissender Schönheit, und setzen den Leser in eben die Begeisterung und Grossheit der Empfindung, die den Dichter beym Anblick der beschriebenen Gegenstände durchdrungen und erfüllt hat. Wir rechnen dahin besonders *das Schiff* und *Wittor*, die mit Entzücken Anfangs den Rec. ganz für den Vf. einnahmen. Wenn man indess weiter liest, vermisst man eine gewisse Freyheit des Geistes, welcher das entgegensteht, was man Manier nennt. Mit der herrschenden Neigung zu erhabenen Schilderungen überfliegt der Vf. zuweilen seine Kraft, und bemüht sich zu sehr, den Gegenstand zu verschönen, wodurch hin und wieder leerer Prunk, der nicht mehr die volle Wirkung thut, und ein gezierter Ausdruck entsteht. Zuweilen fehlt einzelnen Schönheiten ein hervorstechender, das Ganze tragender Hauptgedanke, wesshalb sie zu bedeutungslos verklingen, wie diess z. B. in dem Gedichte: *Reiselust*, der Fall ist. Die Eigenheit der Gedanken ist meist gut mit der Melodie des Verses vermählt; nur in der *Heimath* stimmen die eingemischten Daktylen, wie uns dünkt, nicht zum Ganzen, und im *Pilger* ist der Ton für eine schwankhafte Erzählung zu feyerlich, wogegen *Mungo Park* besser zusagt. So hat auch das *Schifferlied* nach unserem Gefühl keinen passenden Verswechsel. — In der Gattung des Geistreich-zarten müssen wir noch die *Schmetterlinge* und die *Schwalbe* anführen. Alles zusammengenommen, ist dieser Dichter in seiner Sphäre sehr schätzenswerth und von ausgezeichnetem Talente, und wir wünschen, dass er in seiner erhabenen Betrachtungs- und Darstellungs-Weise noch oft den Leser erfreuen möge. T. Z.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Bergblumen, gepflückt in den Trümmern des Kynasts von Arminia.* 1812. 211 S. 8. (16 gr.)

Dieses Buch glauben wir geschmackvollen Lesern mit gutem Gewissen empfehlen zu können, wegen der darin befindlichen Erzählung: *Das Madonnenbild*, die sowohl dem Geiste Unterhaltung, als dem Herzen Genuss gewährt. Sie ist in einer sehr wohlklingenden Sprache, in gerundeten Perioden mit einer Fülle von Anmuth, der man nur selten etwas Überladenes zur Last legen kann, und mit vieler Kenntniss des menschlichen Herzens geschrieben. Der Wechsel von Affecten und Stimmungen ist aus dem Leben selbst, und das Entzücken sowohl als die Wehmuth der Liebe tief aus der menschlichen Seele geschöpft, und mit natürlicher, ungeheuchelter Wärme vorgetragen. Auch fehlt es den Charakteren nicht an Zeichnung und den Verknüpfungen nicht an Reiz und anziehendem Interesse; nur dadurch scheint die Erzählung in ihrer Einleitung etwas Erkünsteltes und Gezwungenes bekommen zu haben, dass die Neigungen schon im Voraus durch ein Madonnenbild und durch ein Lied bestimmt werden, welches nachher bey Annäherungen an Personen dem Hauptcharakter etwas Schwankendes giebt, das seine Würde und Empfänglichkeit für wahre Liebe auf einen Augenblick verdächtig machen kann. Erst, da sein Herz ganz entschieden ist, gewinnt er unsere völlige Zustimmung und Gunst; sein Wankelmuth hätte behutsamer angedeutet und weniger mit dem Ausdruck wahrer Liebe ausgestattet werden sollen.

Den Gedichten, die den schwächeren Theil dieses Buchs ausmachen, fehlt der geheime Reiz des unmittelbar poetischen Lebens, welches die Dinge mit ihren Eigenheiten wie neugeboren erscheinen lässt, und keineswegs mit der Allgemeinheit einer gebildeten Sprache überhaupt, wie sie hier Verse an einander reiht, sich begnügt. Sie ermangeln des Colorits einer besonderen Stimmung und Lebenswärme; zumal die nach Ossian haben von der eigenthümlichen Schwermuth dieses Dichters auch nicht den mindesten Anklang bekommen.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Ern. Frider. Car. Rosenmülleri*, Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof., *Scholia in Vetus Testamentum.* Partis septimae, Prophetas minores continentis, Volumen I. 1812. 511 S. Volumen II. 1813. 420 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Prophetae minores. Annotatione perpetua illustravit *Ern. Fr. Car. Rosenmüller.* Vol. I. Hoseas et Joel. (1 Rthlr. 20 gr.) Vol. II. Amos, Obadia et Jonas. (1 Rthlr. 16 gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Wir haben schon früher bemerkt, dass der verdienstvolle Vf. nicht bey allen Theilen seines Werkes dieselbe Einrichtung getroffen habe. Die ersten Theile (über Jesaias und Pentateuch) waren mehr *Scholien* im eigentlichen Sinn, ausgezeichnet durch die *adnotatio brevior*. Die Bearbeitung des Psalters hatte mehr Charakter und Einrichtung eines Commentar's. Hiob und Ezechiel enthalten *versionem latinam et adnotationem perpetuam*, wobey die kritische Vergleichung der alten Versionen vorzüglich berücksichtigt wird. An diese schliesst sich die gegenwärtige Bearbeitung der kleinen Propheten an, jedoch mit dem Unterschiede, dass die lateinische Übersetzung weggeblieben ist. Statt derselben soll wahrscheinlich die Metaphrasis in lateinischen Hexametern von *Rittershusius (Asfatidicus, sive duodecim Prophetae minores latina metaphrasi poetica expositi, partim a Jacobo Aug. Thuano, partim a Cunrado Rittershusio etc.* Ambergae 1604. 8) zum Theil dienen. Es sind wenigstens im Commentar über den Hosea grosse Stücke daraus entlehnt, ohne dass dadurch für die Interpretation selbst viel gewonnen würde. Zweckmässiger sind die auch hier häufig *in extenso* eingerückten Anmerkungen des Hieronymus, der Rabbinen und neuerer Ausleger.

Das *Prooemium in duodecim Prophetas minores* enthält historische und literarische Bemerkungen über das Δωδεκαπρόφητον und die exegetische Bearbeitung desselben. Die letzteren sind ausführlicher, und liefern zugleich brauchbare Bemerkungen zur kritischen Würdigung der vorhandenen Interpretations-Hülfsmittel. Die ersteren dagegen sind nicht reichhaltig genug, und hätten entweder befriedigender ausfallen oder der historischen Einleitung ins A. T. überlassen bleiben sollen. Bey der angeführten Stelle Sir. 49, 10 hätte der starke kritische Verdacht, welchen *Bretschneider* (*Liber Jesu Siracidae etc.* Ratisbonae 1806, p. 662—663) gegen die Ächtheit dieses Encomiums erregt, nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Die S. 6—7 mitgetheilte Tabelle über die Zeitfolge der kleinen Propheten nach dem hebräischen Texte und der alexandrinischen Version ist zwar recht brauchbar; aber mehrere chronologische Schwierigkeiten und verschiedene Meinungen hierüber, z. B. von *Jahn* u. A., sind unerörtert geblieben. Die Specialeinleitungen in den Hosea (S. 24—41) und Joel (S. 430—440) enthalten das Bekannte, und sind bloss wegen der literarischen Notizen schätzbar.

Zum Beweis unserer Aufmerksamkeit auf diese verdienstliche Arbeit theilen wir ein paar kritische Bemerkungen über einzelne Puncte mit. Beym Hosea vermissen wir Cap. I und II die Erinnerung an die verschiedene Capitel- und Vers-Abtheilung, woraus leicht Verwirrung und auf jeden Fall Unbequemlichkeit für den Leser entsteht. Cap. IV, 12 wird zwar richtig von der ξυλομαντεία und ῥαβδομαντεία erklärt, nach dem Chaldäer, Hieronymus, Cyrillus Alex., Maimonides, Moses Mikozzi und Drusius, deren Erklärungen mitgetheilt werden; auf die merkwürdige Stelle im Koran aber Sur. V. 4, 92, wo die Ausdrücke: الأزلام والأنصاب zur Erläuterung dienen, ist keine Rücksicht genommen. Die richtige Erklärung, dass רוּחַ זְנוּנִים *vehemens libidinis fervor et affectus* sey, wird angeführt. Aber die alte Deutung, welche darunter einen bösen Dämon versteht, welcher die Menschen zur Unzucht und Abgötterey verführt, war immer der Erwähnung werth. Auch in der angeführten Stelle des Koran wird die Übertretung des Gesetzes von den verbotenen Dingen, Wein, Spiel u. s. w., dem Satan zugeschrieben, und رجس من عمل الشيطان genannt. Cap. VI, 7 erklärt Hr. *R.* das Wort כְּאָדָם durch: *sicut Adamus* (nach dem Chaldäer, Hieronymus und mehreren neueren Auslegern). Dafür lässt sich schon Manches sagen. Doch dürfte auf den angeführten Grund: „*dictio* כאדם *ut nomen proprium primi hominis, unde et articulus* ה *non praefixus*“, so wenig Gewicht zu legen seyn, als

Hiob 31, 33. Auch möchten wir nicht sagen, dass bey dieser Erklärung das שָׁם im folgenden Hemistich keine Schwierigkeit mache. Denn es muss ja doch eine Verlegung des Schauplatzes, wo die Handlung des Ungehorsams vorgeht, angenommen werden. Die Übersetzung der LXX: Αὐτοὶ δὲ εἰσιν ὡς ἄνθρωπος παραβαίνων διαθήκην, womit der Syrer (ܐܝܟ ܒܪܢܫܐ) völlig übereinstimmt, wird durch das beygefügte „*Jejune*“ zu ungerecht abgefertigt. Es ist אדם von diesen Übersetzern in dem Sinne genommen, worin es so oft vorkommt: *gemeiner Mensch, Pöbel*; wie die späteren Juden עם הארץ sagen. Wenn über die Israeliten geklagt wird, dass sie, wie gemeine Menschen (wie Nichtisraeliten), gesündigt, und selbst auf heiligem Boden (vergl. Jes. 26, 10: ארץ נכחות) freveln: — so ist diess doch gewiss eine ächt-israelitische und prophetische Klage. Die Conjectur: כְּאֶרֹם, *sicut Idumaei*, welche *Michaelis* vortrug, ist ganz mit Stillschweigen übergangen. Bey Cap. VII, 14. 15 führt Hr. *R.* bloss einige der vorzüglicheren Erklärungsversuche an, ohne seine eigene Meinung beyzufügen. Rec. würde lieber verbinden:

כִּי יְיֵלִילוּ עַל־מִשְׁכְּבוֹתָם עַל־דָּגָן וְתִירוֹשׁ
יִתְגּוֹרָרוּ יָסוּרוּ בִי

Sie jammern auf ihren Lagern über Getreide und Most;
Sie zeigen Furcht, und fallen dennoch von mir ab.

Nimmt man das folgende יסר in der Bedeutung: *belehren* (obgleich es vorher in der anderen Bedeutung *castigavit* gebraucht wird), und erklärt es von der *Kraft und Kunst zu streiten, welche Jehova ihrem Arm verlieh*: so ist der Zusammenhang gerettet, und es bedarf keiner künstlichen Erklärung.

Bey Exposition der Heuschreckenplage Joel Cap. I. II ist der Vf. weniger ausführlich und weitschweifig gewesen, als die meisten Schriftsteller, welche diesen Gegenstand behandelt haben; und dennoch hat er in Ansehung der Worterklärung nichts Wesentliches übergangen. *Bochart*, *Pococke* und *Oedmann* sind seine Führer. Was aber die Sacherklärung betrifft: so hat uns der Vf. nicht ganz genüget. Mit der parabolischen Deutung dieses Abschnitts hat er es, unseres Bedünkens, zu leicht genommen, und dieselbe gar zu kurz abgefertigt. Es heisst S. 448: „*Sed quum in tota hac descriptione nihil occurrat, quod non locustis optime conveniat, nos non dubitamus illam plano suo ac simplici sensu accipere. Calamitatem vero terrae Judaicae a locustis illatam jam aliquamdiu durasse, non difficile colligitur et ex ipso nostro versu* (I, 4) *et ex eo quod* II, 25 *legitur: Et rependam vobis annos illos, quos absumsit locusta etc. Et eandem, a qua Judaei nondum immunes fuerunt; plagam diutius duraturam pronunciat propheta, si in peccatis essent perseveraturi.*“ Bekanntlich sind die meisten neueren Ausleger derselben Meinung. Allein Rec. hat immer mehr Wahrscheinlichkeit auf Seiten derer gefunden, welche in der Schilderung des Propheten eine Hindeutung auf feindliche Heereshaufen finden. Stellen, wie Jes. 7, 18 ff., zeigen, dass solche Metaphern bey den hebräischen Propheten gar nicht ungewöhnlich sind. Auch scheint man in der prophetischen Ökonomie weit eher politische Ansichten, als naturhistorische Skizzen und ökonomische Lamentationen, erwarten zu dürfen. **N.**

Den zweyten Band, welcher die Propheten *Amos* (S. 1—271), *Obadia* (S. 272—333) und *Jonas* (S. 334—420) erläutert, empfiehlt derselbe Fleiss im Sammmeln, dieselbe glückliche Auswahl, dieselbe verständige Beurtheilung verschiedener Lesarten und abweichender Übersetzungen der Alten; nur wäre hie und da ein zweckmässigeres Zusammendrängen des Vielen, was gegeben worden ist, zu wünschen gewesen. Ältere Interpreten sind vorzüglich fleissig benutzt; unter den Kirchenvätern am meisten *Hieronymus*, aus dessen Commentarien man fast auf allen Seiten (welches besonders in den Scholien zum Proph. Jonas der Fall ist) Excerpte findet. Da nun aber nicht alle gleich wichtig sind und seyn können: so würde gerade hier ein Resultat die Stelle eines weitläuftigen Excerptes sehr zweckmässig ersetzt haben. Unter den Rabbinen sind *Jarchi*, *Kimchi* u. s. w., die gewiss unsere Aufmerksamkeit verdienen. Das Gute, das sie haben, gab uns der Vf. gröstentheils wohl gewählt; nur zuweilen sind Erklärungen und Worterläuterungen aus ihren Werken angeführt, die widerlegt und verworfen werden müssen, und daher hier vielleicht ganz hätten wegbleiben können. Neuere Ausleger sind ebenfalls, doch nicht so umständlich, wie ältere, benutzt worden; wenigstens vermisste Rec. mehrere Bemerkungen derselben, die seinem Urtheile nach des Anführens wohl werth gewesen wären. Die aus den sogenannten Profanscribenten angeführten Stellen sind immer am rechten Orte angebracht.

Vor den Erläuterungen stehen immer Prolegomena, und auf sie folgt ein Verzeichniss der Schriftsteller. Die Prolegomena über den Amos sind nur kurz, und konnten auch nicht umständlicher seyn, da es an hinlänglichen und befriedigenden Nachrichten zu einer Biographie dieses Propheten fehlt. Neue Aufschlüsse wird man daher von unserem Vf. hier nicht erwarten. Zuerst giebt er den Inhalt der Orakel des Amos, und detaillirt ihn sorgfältig und genau. Dass die verschiedenen Reden, die darin vorkommen, wohl auch zu verschiedenen Zeiten gehalten worden, hätte hier ebenfalls ausgeführt werden sollen. Vielleicht ist aber der Vf. nicht dieser Meinung. Sodann kommt er auf die Frage, ob Amos seine Orakel selbst aufgeschrieben. *Hobbes* u. A. [unter den neuesten Commentatoren auch *Dahl*] verneinen sie; unser Vf. möchte sie lieber bejahen, und Rec. ist sehr geneigt,

ihm beyzuſtimmen. Am Schluſſe derſelben wird das Urtheil des Hieronymus über die von Amos gebrauchten, vom Land- und Hirten-Leben hergenommenen Bilder, mit Beybehaltung der eigenen Worte dieſes Kirchenvaters, angeführt. Abſichtlich, wie es ſcheint, wird der Irrthum, wozu die Namen עמץ und עמס Anlaſs gegeben, ſo wie andere apokryphiſche Nachrichten, welche einige ältere und neuere Ausleger in die Biographie dieſes Propheten verwebt haben, mit Stillſchweigen übergangen. Schwerlich iſt dabey etwas verloren! — Auch die Prolegomena zum Obadias konnten nur das bereits Bekannte wiedergeben. In einer Note (S. 272) führt der Vf. ſeine Quelle an: „*Noſtra facimus quae de Obadia ejusque vaticinii argumento diſſeruit C. F. Schnurrer in Diſſertatt. Philolog. Criticis p.* 383 *ſqq., verbis Viri S. Venerandi fere retentis.* — Umſtändlicher muſste die Einleitung in den Propheten Jonas werden. Sie enthält 7 §§. Der erſte verbreitet ſich über ſein Geſchlecht und Zeitalter. Nach unſerem Vf. iſts derſelbe Jonas, welcher II Reg. 14, 25 vorkommt, und aus Gath Chepher, im Stamme Sebulon, gebürtig war. Verworfen wird die — irrig auf I Reg. 17, 24 ſich ſtützen ſollende — Sage der Alten, nach welcher ſeine Mutter *Amitthai* geheiſsen. Das Jahr, in welchem das im Buche Jonas vorgefallen — falls es wirklich vorgefallen —, ſey nicht mehr auszumachen. Im §. 2 wird der Inhalt des Buchs umſtändlich erzählt; der 3 §. zählt die Schwierigkeiten auf, die dem Leſer dagegen aufſtoſsen; und §. 4 die verſchiedenen Verſuche, ſie zu vermindern oder gar zu heben. Zuerſt werden die Autoren angeführt, welche verſucht haben, den Inhalt als *wirkliche Geſchichte* darzuſtellen. Hier ſteht oben an der allegoriſch-ſymboliſche Verſuch des bekannten helmſtädter Theologen und Philologen *Hermann von der Hardt*, (gezogen aus deſſen Werke: *Jonas in luce etc.*), welcher im 1 und 2 Cap. die Geſchichte und Schickſale des Manaſſe, und im 3 und 4 Cap. die Geſchichte des Joſias, des Enkels des Manaſſe, erzählt und dargeſtellt glaubt. Die ſehr umſtändliche Darlegung der Meinung dieſes ſonderbaren Kopfes (ſie ſteht S. 338 bis 345) entſchuldigt der Vf. S. 345: „*Hoc libri Jonae argumentum ex Hardtii explicatione, quam ex opere rarius obvio et lectu parum grato* [ja wohl! was indeſſen von faſt allen Schriften deſſelben Vfs. gilt] *accuratius referre viſum eſt, quod viro erudito, ſed miri ac ſingularis ingenii, talia paſſim afficta legimus, de quibus ne cogitavit quidem etc.*“ Hierauf folgt der Löſungsverſuch von *Gottfr. Leſs*, der glaubte, alle Schwierigkeiten ſeyen gehoben, *ſi navis intelligatur, cui in puppi piſcis imago appicta fuerit, quemadmodum Chimarri navis, Plutarcho teſte, in prora leonis et in puppi draconis imaginem geſſit.* Nun kommt der Vf. auf die Erklärungen, welche *Thaddaeus vom H. Adam* (der im Buche Jonas wahre Geſchichte, nur poetiſch ausgeſchmückt, findet), *Grimm* (welcher glaubt, von Cap. 1, 6 — 3, 21 werde ein Traum erzählt) und *Goldhorn* (welcher annimmt, daſs ſich die Geſchichte, als wirkliches Factum, lange mündlich fortgepflanzt habe, und endlich ſpät, mit vielen Zuſätzen erweitert, niedergeſchrieben worden ſey) zur Rettung und Vertheidigung dieſes Buchs gegeben haben. Im 5 §. werden die Ausleger aufgeführt, welche das Buch Jonas für eine Fabel oder Parabel halten, erzählt, um irgend eine nützliche Lehre (die aber jeder derſelben nach ſeiner Einſicht daraus zieht) daraus zu ziehen. Namentlich werden hier aufgeführt: *Semler* (und *Michaelis*), *Eichhorn*, *Hezel*, *Paulus* und *Müller*. Keiner der angeführten Verſuche thut dem Vf. Genüge. Er giebt daher im 6 §. ſeine eigene Anſicht. Sie iſt, ins Kurze gezogen, folgende. „Man hatte den Mythus vom Herkules, der von einem Seeungeheuer verſchlungen worden, aber unverſehrt aus demſelben wieder an das Tageslicht gekommen. Dieſer Mythus — vielleicht phöniziſchen Urſprungs — auf welchen Lykophron (Caſſandra V. 33) anſpielt, und auf den ſchon Cyrillus die Leſer des Jonas aufmerkſam gemacht hat, ſey nun auch den Hebräern bekannt geworden, und der Vf. des Buches Jonas habe ihn für Hebräer bearbeitet, exornirt, und zu Nutz und Lehr dargeſtellt. Er zeigte nämlich, wie Götzendiener ſich *ſogleich* auf den Tadel eines Propheten gebeſſert, dagegen die Israeliten trotz der Belehrungen und Warnungen ſo vieler Propheten ſich nicht gebeſſert haben. Es ſey glückliche Einkleidung, daſs Jonas ſich geweigert, den Niniviten zu predigen, und daſs er böſe geworden, als dieſe ſich beſſerten u. ſ. w. So habe er ſich den Weg gebahnt zu der Belehrung, daſs Gott denen, welche ſich ernſtlich beſſern, gern ihre Fehltritte verzeihe, gehören ſie übrigens zu welcher Nation ſie wollen.“ Dieſelbe Nutzanwendung hat auch ſchon Kimchi gemacht. Nach der hier gegebenen Überſicht, iſt es doch ſo ziemlich klar, daſs Hr. R. nicht ſehr weit ſich von der Anſicht derer entferne, deren Löſungsverſuche er vorher im 5 §. angeführt hat. Rec. würde ihn wenigſtens in dieſer Reihe mit aufführen, falls er eine Überſicht der Erklärungsverſuche über dieſes Buch geben müſste. Gezeigt iſt übrigens nicht, auf welchem Wege dieſer Mythus zu den Hebräern gekommen. Der Wink, daſs er vielleicht phöniziſchen Urſprungs geweſen, hebt ſchwerlich die Schwierigkeit, die wohl Mancher hiebey finden dürfte, und was bey Cap. 1, 3 geſagt worden, löſt ſie auch nicht. Ehemals hätte man wahrſcheinlich das Gegentheil behauptet, und zu zeigen verſucht, wie ihn die Griechen den Hebräern nachgebildet haben. Warum ſollten aber die Hebräer nicht ſelbſt ſo eine Fiction haben erſinnen können? — Im §. 7 endlich wird bemerkt, daſs die Zeit der Abfaſſung dieſes Buchs immer ungewiſs bleiben werde. Die Äuſserungen *Müller's*, *Nachtigal's* und *Goldhorn's* hierüber werden nun durchgegangen. Dem Vf. iſt es zweifelsfrey, *librum compoſitum eſſe ante deletam a Cyaxare Niniven, ſerioribus tamen regni Judaici temporibus* — und daſs vielleicht ein Zeitgenoſſe des Jeremias ſein Verfaſſer ſey.

Das jedesmal angehängte Verzeichniſs der Schrift-

steller ist eine interessante Zugabe. Es ist ziemlich vollständig, und würde gewiss noch vollständiger seyn, wenn es in dem Plan des Vfs. gewesen wäre, auch Predigten aufzunehmen. Für den in der Literatur weniger bewanderten Leser hätte aber vielleicht bemerkt werden sollen, dass die Gelehrten, vorzüglich des 17 Jahrh., die Sitte gehabt haben, die biblischen Bücher in Predigten zu erläutern, und es daher nur halbrichtig sey, zu behaupten, das 17 Sec. habe weniger exegetische Schriften geliefert, als verhältnissmässig das 16. So haben z. B. *Heidenreich*, *Ursinus*, *Lossius*, *Paulus* u. s. w. den Amos; *Hunnius*, *Heuler*, *Alard*, *Cundusius*, *Richter* u. s. w. den Obadias; *Hösel*, *Schuppius*, *Wisen*, *Cäsar*, *Hunnius*, *Hahn*, *Pflacher*, *Gesner*, *Mithol*, *Eisen*, *Rhost*, *Edelmann*, *Mayer*, *Adami* u. s. w. den Jonas erläutert. Eine ganz andere Frage aber ist es, ob durch diese Schriften die Exegese Fortschritte gemacht habe, die wohl schwerlich Jemand bejahen wird.

Wenn Rec. auch gerne gesteht, dass er diese Arbeit mit Vergnügen gelesen: so kann dieses doch nicht so viel heissen, als sey er auch mit dem Vf. in allen Puncten einverstanden. Diess erwartet selbst der Vf. nicht; es wäre auch ein trauriger Stillstand, wenn alle Leser mit ihm einverstanden wären. Genug, wenn er in vielen Stücken Viele befriedigt, und die Überzeugung hat (die er wirklich haben kann), Nutzen durch seine Arbeit gestiftet, und zur Bildung junger Exegeten das Seinige treulich beygetragen zu haben. Mögen also die folgenden Beyspiele immer von der Ansicht des Vfs. abweichen: er wird nach dem eben Bemerkten gewiss sich überzeugen, dass sie nicht aus Tadelsucht hergesetzt worden. Obad. 3 ist der Vf. geneigt מרום שבתו für eine Apposition zu halten, und das Präf. ב aus dem Vorhergehenden zu wiederholen; vielleicht ist es besser, מרום im *stat. absolut.* zu punctiren, und zu übersetzen: *die Höhe ist . . oder: Hoch ist sein Sitz!* — Die beiden ersten Phrasen des 5 Verses übersetzt der Vf. fragweise, und leitet נדמיתה von דמה ab. Rec. glaubt, es sey besser bedingungsweise zu übersetzen, und דמם zum Stammworte anzunehmen. Die Exclamation des Vfs.: *Quomodo excisus es!* scheint ihm hier zu matt. Er punctirt, wie es das Stammwort דמם verlangt, und übersetzt: *Kämen Diebe über dich; kämen nächtliche Räuber, wie wohl wärs dir!* Der Sinn ist dann deutlich: Wie wohl stünde es um dich, wenn nicht die Chaldäer, sondern bloss Diebe u. s. w. Am Schlusse dieses Verses bemerkt Hr. *R.*, dass Jeremias Cap. 49, 9 dasselbe, nur in umgekehrter Ordnung, habe, und dass dort לא ohne das ה *interrogat.* stehe. Das letztere ist ohne weitere Bemerkung gesagt. Rec. würde hinzugesetzt haben, dass das ה hier nicht fehlen dürfe, und dass er es missbillige, dass *Michaelis* hier nach der Parallelstelle habe emendiren wollen, indem es nicht nur gegen den Genius des Ausdrucks des Obadia, welcher sich in Fragen gefällt, überhaupt, sondern insbesondere hier gegen den *Parallelismus membrorum* seyn würde. Mit Recht missbilligt daher der Vf. V. 6 die von *Michaelis* vorgeschlagene Umänderung des נחפשו in נחשפו, vielleicht hätte er auch im Vorbeygehen die Umänderung des Niphals in Kal bey dem בעה missbilligen dürfen. — Durch die im 7 V. vorkommenden Ausdrücke wollte der Prophet, wie Rec. glaubt, folgende Ideen wecken: Die Edomiter schicken, da sie einen Angriff der Feinde befürchten, an die Bundesgenossen, und an die, welche in ihrem Solde standen [אנשי לחמך, da die Löhnung bey den Alten in Victualien bestand], Gesandte ab, und foderten sie zur Hülfe auf. Letztere verweigern diese geradezu, und erstere complimentiren (שלח) die Gesandten bis an die Grenze, und — schicken keine Hülfe u. s. w. Und die Edomiter merken diese Hinterlist nicht! Daher der sarkastische Schluss: *o der weisen Edomiter!* — Bey V. 13 — 14 würde Rec. bemerkt haben, dass diese Verse auf eine doppelte Weise übersetzt werden können, je nachdem man den Dichter von dem, *was bevorsteht*, oder von dem, *was schon geschehen ist*, sprechen lässt; man also folglich übersetzen müsse: *O freue dich nicht . . . tritt nicht* u. s. w., oder [wie Hr. *R.*]: *Du hättest dich nicht freuen . . . nicht treten sollen* u. s. w.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Annaberg*, b. Hasper: *De praestantia amicitiae, ad locum Luc. XVI, 9 dissertatio:* qua V. M. D. *Christoph. Frid. Ammonio* splendidissimum summi regiae aulae concionatoris munus suscipienti Societas literaria, quae in dioecesi Annaemontana literis sacris operam dat, pie ac debuit gratulatur. 1813. 12 S. 4. Wie viele Erklärungen man über den *ungerechten Haushalter* und über den *μαμωνᾶ τῆς ἀδικίας* bey Lucas versucht, ist neulich auch in uns. *Ergänz. Blättern* (1813 No. 89) auf Veranlassung der darüber erschienenen *Schreiterschen* Schrift bemerkt worden. Der Vf. der gegenwärtigen, Hr. M. *Joh. Carl Friedr. Taubner*, Pastor zu Wolkstein im Erzgebirge, welcher auch durch einige uns zugekommene lateinische Gedichte seinen Sinn für classische Literatur rühmlich bewährt hat, übersetzt die dunkelen Worte, V. 9: *Amicos vobis comparate prae divitiis vanis, ut, si forte viribus deficiatis, vos ad* (vielmehr *in*) *securas sedes recipiant.* Der Sinn ist passend und schön; aber was vor allen Dingen zu erweisen war, dass ἐκ τοῦ μαμωνᾶ heissen könne *prae divitiis*, hat Hr. *T.* nicht erwiesen. Denn Dan. I, 19, die einzige Stelle, die er anführt: οὐχ εὑρέθησαν ἐκ πάντων αὐτῶν ὅμοιοι Δανιὴλ καὶ Ἀνανία, beweiset nichts, und dass die Partikeln מ und מן von den griechischen Interpreten durch ἔξω, ὑπὲρ, χωρὶς, πλὴν, ἐκτὸς übersetzt werden, ist mehr gegen als für Hn. *T's.* Erklärung. Denn nach diesem Sprachgebrauche müsste es heissen: *Amicos vobis comparate praeter divitias vanas:* wobey man wieder mit dem Sinn ins Gedränge kommt.

E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Ern. Frid. Car. Rosenmülleri*, Ling. Arab. in Acad. Lipſ. Prof., *Scholia in Vetus Teſtamentum etc.* P. VII. V. II.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Bey Jon. I, 3 würde Rec. die — freylich noch kindiſche — Vorſtellung der alten Welt von Localgottheiten, daſs jedes Land ſeinen eigenen Schutzgott habe, der auſser ſeinem Schutzlande nicht wirke u. ſ. w., etwas mehr entwickelt haben, beſonders auch wegen V. 5 und II., 5. — Jon. I, 9 wird die Überſetzung der LXX von עברי, nämlich δοῦλος Κυρίου, angeführt, wie auch daſs *Druſius* geglaubt, ſie haben עבר י׳ geleſen. Der Vf. findet das Letztere nicht unwahrſcheinlich, vermuthet indeſſen, daſs die LXX auf II Reg. 14, 25 Rückſicht genommen, wo Jonas wirklich עבר יהוה genannt werde. Möglich zwar; doch iſt Rec. die Conjectur des wackeren *Druſius* wahrſcheinlicher, und er würde deſſen Äuſserung benutzt haben, um den Anfängern Winke zu geben a) über die ſo leicht mögliche Verwechslung ſich ähnlich ſehender Conſonanten, und wie leicht ſie zu Varianten haben Veranlaſſung geben können; ſodann b) daſs, wenn gleich jetzt in unſerem gedruckten Texte keine Abbreviaturen ganzer Wörter (die Abbrev. durch Dageſch iſt etwas anderes) mehr vorkommen, dieſes ehedem doch wohl nicht ganz ungewöhnlich geweſen ſeyn müſſe. Noch würde er kurz bemerkt haben, daſs wir hier entweder nur den Anfang der Rede des Jonas leſen, oder, daſs der Vf. die Erzählung, die Jonas den Schiffsleuten gegeben (vgl. Vers 10), zuſammengezogen habe, etwa, um nicht noch einmal ſagen zu müſſen, was im Vorhergehenden bereits erzählt worden. — Beym Anfange von Cap. II, 2 iſt unſer Vf. mit Hieronymus der Meinung, Jonas habe dieſes Gebet im Bauche des Fiſches geſprochen, und ſagt: *Quod vero multi exiſtimant hanc gratiarum actionem fuiſſe factam poſtquam e ventre piſcis exiiſſet Jonas, longe a vero abeſſe judico.* Im eilften Vers werde deswegen abſichtlich ſeine Errettung erſt nach dem Gebet angeführt. Rec. iſt bis jetzt doch immer noch der Meinung, ממעי durch *egreſſus e ventre*, und ויאמר (V. 11) im *plusquamperfecto* überſetzen zu müſſen. Vorzüglich ſcheint ihm der Inhalt des Gebets ganz darauf eingerichtet zu ſeyn. Er bittet ja nicht um Befreyung, ſondern dankt — nicht für *bisher* erhaltene, ſondern überhaupt — für Befreyung. Übrigens weiſs das Gebet von keinem Seeungeheuer; es enthält Dank für Rettung aus Waſſersgefahr. Dieſs könnte auf die Vermuthung führen, der Dichter habe ein älteres Gebet bey ſeiner Erzählung benutzt — nach einer Sitte der Juden aus früheren und ſpäteren Zeiten — welches natürlich nichts von einem Seeungeheuer haben konnte. Hr. *R.* ſagt ſelbſt: *hymnum hunc paene totum e Pſalmorum locis compoſitum eſſe etc. Hensler* vermuthet, Jonas, welcher unter Jerobeam II als Prophet aufgetreten, ſey Verfaſſer dieſer Hymne. Rec. wagt hierüber nichts zu ſagen. — Jon. III, 3. Zu שלשת ימים ſammelt der Vf. die verſchiedenen Interpretationsverſuche von Hieronymus, Abarbanel, Theodoret u. ſ. w. Vielleicht hätte ganz kurz bemerkt werden können, daſs demjenigen, welcher alte Geſchichte ſtudirt hat, die Nachricht von einer ſo groſsen Stadt (wobey er gewiſs an keine europäiſchen denkt) nicht befremden werde. Die 12 letzten Zeilen S. 403 gehören nicht mehr zu V. 3, ſondern zum folgenden Verſe. Rec. macht dazu die Bemerkung, daſs er nicht glaube, die LXX haben anders geleſen, als jetzt der hebräiſche Text hat. Sie nahmen höchſt wahrſcheinlich das Wort ארבעים für einen *numerus rotundus* (ſo kommt es ja noch oft im A. und N. T. vor), und ſetzten dafür die bey den Griechen heilige Zahl τρεῖς. — Den Anfang von V. 8 erklärt der Vf., wie es Rec. vorkommt, etwas zu ängſtlich. Im Texte heiſst es nämlich: ויתכסו שקים האדם והבהמה, und dazu wird bemerkt: *Quod jumenta quoque ſaccis operiunda ex regis juſſu Noſter narrat, forſan intelligi voluit de equis, mulis et camelis, qui pretioſis integumentis ornari ſolent. His itaque detractis, vilia impoſita fuiſſe, ut hodie ſicut et olim, teſte Chryſoſtomo, in funeribus nobilium equi generoſi, quibus defuncti uſi ſunt, panno nigro induuntur, ut ſimul lugere videantur.* Rec. glaubt nicht, daſs auch Thiere Trauerkleider angelegt haben. Der Sinn iſt wahrſcheinlich: *Alles* ſoll trauern. Um *Alles* auszudrücken, geht der Vf. *per partes*, und — hat ſich in der Wahl des Ausdrucks vergriffen, oder ſich vielmehr *inconcinn* ausgedrückt. In einem ähnlichen Falle ſcheint Rec. der Prophet Zephania zu ſeyn. Dieſer ſagt Cap. I, 2: *Alles* ſoll aus dem Lande vertrieben werden; V. 3 individualiſirt er, um dem Worte כל einen gröſseren Nachdruck zu geben, und läſst auch die Vögel und Fiſche verpflanzt werden.

Σλρ.

1) Frankfurt a. M., b. Hermann: *Für Religion, Chriſtenthum und Menſchengeſchichte*, von *Georg Conrad Horſt*, Kirchenrath und Pfarrer zu Lind-

heim. *Erstes Bändchen.* 1811. XV u. 207 S. 8. (20 gr.)

2) Ebendaselbst: *Die Religion dargestellt in ihrer erhabenen Würde*, zur Belehrung und Erläuterung für jeden gebildeten und denkenden Leser, von *Georg Conrad Horst*. 1811. 82 S. 8. (20 gr.)

Beide Schriften sind zwar als zwey verschiedene Bücher angekündigt; aber die letztere ist nichts weiter, als ein wörtlicher Abdruck eines Abschnitts aus der ersteren, ohne dass in der Ankündigung das Geringste darüber erwähnt worden ist. — Die Hauptschrift selbst ist abermals ein Magazin, in welchem uns gar mannichfaltige Gegenstände sollen mitgetheilt werden. Wären wir doch, in diesen Zeiten der immer steigenden ökonomischen Unmöglichkeit zur Anschaffung vieler Bücher, endlich einmal so glücklich, für jede Wissenschaft Ein solches Hauptmagazin angelegt zu sehen, in welches die Sprecher immer ihre Erweiterungen derselben, oder ihre bemerkungswerthen neuen Ansichten niederlegten, so dass man nicht genöthigt wäre, das wirklich Wissenswürdige aus zehn und mehreren solcher Flugschriften unter einem Wust von alltäglichen Aufsätzen, und bloss localen oder persönlichen Merkwürdigkeiten, die nur einen kleinen Kreis interessiren können, zusammenzusuchen! — In dieser, heftweise angekündigten Schrift, deren zweytes Heft uns noch nicht zugekommen ist, sollen nun, zufolge der Vorrede, nach und nach dargereicht werden: I. Aufsätze über wichtige Materien und Aufgaben aus der Religions- und Menschen-Geschichte; II. Beyträge zur Veredlung und geistvolleren Würdigung unserer kirchlich-religiösen Rituale, Feste und Feyerlichkeiten; III. auserlesene Predigten u. s. w.; IV. Ideen, Vorschläge und Wünsche zur Erregung eines weiteren Nachdenkens; V. ausführliche Anzeigen von älteren und neueren Schriften für Religion, Christenthum und Menschengeschichte; VI. vermischte Nachrichten, insbesondere kirchlich-statistischen Inhalts.

Der Herausgeber hat sich mithin ein gar weites Feld eröffnet, um in dasselbe, wenn es einmal an Materie für diesen und jenen Artikel fehlen sollte, vielfache von einander sehr verschiedene Gegenstände hineinzuziehen: wenn nur die Leser von Heft zu Heft beharrlich bey ihm aushalten! Indessen sehen sie sich über die Erwartung einer solchen Mannichfaltigkeit in diesem ersten Hefte sehr getäuscht, indem es nur einen einzigen Aufsatz *„über die Religion"* enthält, welcher in drey Abschnitte getheilt ist: 1) über das Wort und das innere Wesen der Religion; 2) über den Begriff der Religion; 3) über die rein-menschliche Bildung für Religion. — Rec. pflegt nach Durchlesung eines Buchs, vorzüglich wenn ihm, wie in diesem, die Schreibart ein wenig Mühe gemacht hat, gemeiniglich sich zu fragen: was hast du aus demselben gelernt? welche neue interessante Ideen, welche neue Ansichten bekannter Wahrheiten, welche Winke zum weiteren Nachforschen u. s. w. enthält es? Aber er muss gestehen, dass er wenigstens seines Theils von dem allen in diesem bis zu 13 Bogen ausgedehnten Aufsatze nichts angetroffen habe. Der Hauptgedanke, welcher im ganzen Buche fortläuft, ist der: „Religion sey nichts Äusserliches oder auch Wissenschaftliches", sondern S. 6 „etwas Innerliches, eine innere Angelegenheit und Stimmung des Gemüths, eine innere Richtung des Gemüths auf das Unsichtbare, Ewige und Unendliche, das sich in Worten nicht aussprechen läfst." — Diese Idee nun, dass das Wort Religion mit *religiöser Gesinnung* gleichgeltend seyn solle, und in keinem anderen Sinne gebraucht werden dürfe, welche nicht nur in sehr vielen neueren dogmatischen Schriften und Lehrbüchern vorgetragen, sondern beynahe zum Lieblingsthema jetziger Zeit geworden ist, wird durch das ganze Buch mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit und tausendfachen Wiederholungen, immer von einer neuen Seite gewandt, durchgesponnen, und in einer manchmal wirklich exaltirten Schreibart vorgetragen. — Das ganze Buch athmet viel eigenes religiöses Gefühl des Vfs., und gereicht in sofern seinem Herzen zur Ehre: nur in seinem Kopfe scheint die Einbildungskraft ein wenig zu vorherrschend zu seyn. Es fehlt ihm daher an genugsamer Präcision des Ausdrucks; er begnügt sich nicht damit, einen Gedanken einmal vorgetragen zu haben, sondern führt ihn, gerade als hätte er noch etwas dabey vergessen, immer aufs neue herauf, kündigt ihn wieder in einem Tone an, der die Erwartung des Lesers spannt, und läfst sie doch unbefriedigt. — Im *ersten* Abschnitte bemerkt er: die ganze alte Welt habe für das, was wir jetzt Religion nennen (in obigem dargelegtem Sinne nämlich), kein einzelnes eigenes Wort gehabt. — Warum soll doch aber das griechische *Eusebia*, welches der Vf. selbst anführt, nicht dafür gelten? Müssen denn alle Nationen einen und denselben Begriff durch ein gleichlautendes Wort bezeichnen? — Das lateinische *pietas* ist wohl nicht in dem eingeschränkten Sinne, wie der Vf. S. 23 meint, zu nehmen. Der Sprachgebrauch giebt ihm vielmehr eine weit ausgedehntere Bedeutung. Die von Cicero angegebene Ableitung von *religio* berührt er nur S. 22 als bekannt, wie im Vorübergehen, und erwähnt der anderweitigen, von Lactanz versuchten gar nicht, da doch einige Erörterung über beide hier sehr an der rechten Stelle würde gewesen seyn. In der deutschen Sprache erkennt er selbst das Wort *Gottseligkeit* als vorzüglich passend für diesen Begriff an. — Es ist überhaupt eine eigene Sache, den Sprachgebrauch anders zu bestimmen, als er seit Jahrhunderten üblich war, und dann mit ihm der Vorzeit halber zu zanken. Eine Sprache hat gar häufig einem aus einer anderen entlehnten Worte eine etwas veränderte Bedeutung gegeben. Diese zu finden, kann man nicht etymologisch beide mit einander vergleichen, sondern muss in der Geschichte jeder Sprache selbst nachforschen. Offenbar hat man späterhin bey der Aufnahme des Worts Religion in unsere Sprache (deren Ursprung der Vf. selbst bekennt nicht angeben zu können) diesem Worte eine bestimmtere, aber umfassendere Bedeutung beygelegt, welche sich auf

Alles, was auf Erkenntniſs und Verehrung Gottes bezogen werden konnte, erstreckte. Daher die gewöhnlichen Abtheilungen in unseren älteren dogmatischen Lehrbüchern, welche nicht nur die hauptsächlichen *Religionsparteyen*, sondern auch *natürliche* und *geoffenbarte* (biblische), *objective* und *subjective* Religion unterschieden. Diese letztere ists nun eigentlich, welche der Vf. mit mehreren Neueren in den ausschlieſslichen Besitz des Worts Religion setzen will. Rec. fürchtet indeſs in der That, daſs, wenn dieser Sprachgebrauch ein halbes Jahrhundert, als allgemein angenommen, wird obgewaltet haben, man die Älteren mit ihren Distinctionen gar nicht mehr, oder nur durch Beyfügung eines gelehrten historischen Commentars, wird verstehen können. Er sieht auch — (seines Theils von Paläologie und Neologie in jedem Betracht gleich weit entfernt) — im Geringsten nicht ein, warum man mit solchem Geräusch auf jene eingeschränktere Bedeutung des Wortes Religion, welche sich blos auf Gesinnungen des Gemüths bezieht, dringen wollte, da wir ja in unserer Sprache die unzweydeutigen Worte *Religiosität*, *Frömmigkeit*, *Gottseligkeit* haben, denen auch Hr. *H.* seinen Beyfall nicht versagt. Wortklaubereyen der Art verwirren nur zu leicht die Sachbegriffe. — Im *zweyten* Abschnitt, *über den Begriff der Religion*, sucht der Vf. denselben noch näher durch „*Anschauung und Gefühl eines Höheren im Universum in seinen Beziehungen auf uns*" zu bestimmen. Das heiſst doch in deutlicheren verständlicheren Worten ausgedrückt nichts anderes als „*Erhebung des Herzens zu Gott im frohen Bewuſstseyn der nahen seligen Verhältnisse, in welchen wir mit ihm stehen.*" (Es ist eine Sonderbarkeit mancher Herren, daſs sie etwas darin zu suchen scheinen, in ungewöhnlichen Ausdrücken zu reden, die, um allgemein verständlich zu werden, erst eines Commentars bedürfen.) — Die Religion ist ihm in diesem Sinne weder Philosophie noch Moral. In Hinsicht der letzteren stellt er den Satz auf S. 61: „der religiöse Mensch müsse nicht *aus* Religion, sondern *mit* Religion handeln. Jenes, d. i. Handlungen darum übernehmen, weil sie Gebote eines Anderen sind, streite mit unserer Freyheit". Bleibt denn aber die Beobachtung oder Nichtbeobachtung der göttlichen Gebote nicht immer ein Object der menschlichen Freyheit? und handelt der nicht frey, den Anhänglichkeit der Liebe und Dankbarkeit, und Gefühl der Vortrefflichkeit der göttlichen Gebote, die er in der Stimme seines Gewissens vernimmt, zum Handeln bestimmte? *Qui bene distinguit, bene docet!!* — Im *dritten* Abschnitt werden nun aus dem Bisherigen folgende zwey Resultate gezogen: „I) Die Religion ist nichts Äuſserliches, nichts auſserhalb dem menschlichen Inneren für sich Bestehendes. Sie kann daher, im wahren Sinne des Wortes, auch nicht aus dem Gesichtspuncte einer Wissenschaft betrachtet, und in die Fessel eines Systems eingezwängt werden. II) Um Religion innerlich zu beleben, und sie der Menschheit auch äuſserlich, — als Institut und Cultus — heilig und liebenswürdig zu machen, dazu bedarf es mehr als bloſser einseitiger Beschäftigung der Verstandeskraft, mehr, als der alleinigen Kenntniſs gewisser kirchlicher Lehrsätze, welche nun jede besondere Religionspartey in der neueren christlichen Zeit sich gewöhnt hat Religion zu nennen." Den *ersten* Satz finden die Leser durch die zwey ersten Abschnitte schon unter mannichfaltigen Gestalten bis zur weitläuftigsten Ausdehnung durchgeführt; seinethalben wäre mithin noch ein abermaliger Commentar im geringsten nicht vonnöthen gewesen. Es scheint doch bey dem allen sonderbar, daſs der Vf. bey der Religiosität (denn das ist ihm ja die Religion) S. 90 das Bestreben tadelt, über dasselbe zu reflectiren, das Wesen der Religion aufzufinden, sie in Begriffe zu gestalten, ihr die Form eines Systems zu geben (so viel nämlich jeder gesunde Menschenverstand, wenn nicht mit gelehrten Bestimmungen, doch einigermaſsen systematisch, das heiſst consequent, denken soll). Auf diese Weise die Operationen der Vernunft ganz von den Angelegenheiten des Gefühls ausschlieſsen, heiſst doch offenbar dem Mysticismus Thor und Thür öffnen: eine Verwirrung, vor welcher wir uns in diesen Zeiten nicht vorsichtig genug verwahren können, da so manche unserer besten Köpfe (*exempla sunt odiosa*) auf weitere Irrwege gerathen sind. Dringt doch das Christenthum selbst überall so stark auf einen *vernünftigen* Gottesdienst. Danach lassen sich auch die zum weiteren Nachdenken vorgetragenen Sätze S. 92—96 beurtheilen, wo die gelehrte theologische Wissenschaft mit den richtigen Verstandesbegriffen nur zu sehr verwechselt wird. — Der *zweyte* Satz enthält gleichfalls häufige Recapitulationen des vorhin schon vielfältig Gesagten. Wahr ist es, was der Vf. S. 112 sagt, „daſs man bey allen Völkern bereits Spuren von Religion antrifft, bevor sie noch die Begriffe von ihren Göttern im Mindesten gereinigt haben"; eben so wahr und unverkennbar aber auch in der ganzen Geschichte das Streben der Völker, bey ihrer Ausbildung ihre Religionsbegriffe mehr zu entwickeln und zu veredeln, sich selbst genauere Rechenschaft über das, was ihr Gemüth rührte und ihr Herz an sich zog, zu geben. — Die Invective S. 114 bis 120 u. s. w. wider alle, auch die verdientesten Religionslehrer, daſs sie durch ihre Religionsvorträge den Verstand verbildeten und das Herz gar nicht für Religion bildeten, ist so ungerecht, daſs man am Ende ungewiſs wird, ob der Vf. selbst deutliche Vorstellungen von dem sich gebildet habe, was er eigentlich fodert. Von ähnlicher Art ist der Ausfall wider *Pestalozzi* in der Note S. 123. — Die Vorschläge des Vfs., Empfänglichkeit für die Religion zu wecken, S. 126 gehen dahin: a) „man solle auf den ganzen Menschen nach allen seinen Kräften wirken." — Undenkbar ist in der That das Verkennen des angelegentlichsten Bestrebens unserer neueren besseren Pädagogen, Prediger und Liturgen zu diesem Zweck, in welchem der Commentar zu diesem Puncte wider sie polemisirt, besonders die gehässige Parallele in der Note 136 zwischen dem preuſsischen, schwedischen und säch-

fischen Staat in Hinsicht der allgemeinen Religiosität, der eine wahre *fallaciam non causae ut causae* enthält. — Der *youngsche* Ausspruch, der dem Vf. S. 137 zur Ägide dienen soll: „*Je mehr Licht im Verstande, desto weniger Wärme im Herzen,*" ist höchstens eine glänzende Sentenz. Wer wird sie in dieser Allgemeinheit zu vertheidigen übernehmen? — Man denke doch an einen *Spalding*, *Zollikofer*, *Jerusalem* u. A. m., und wage es, die Anwendung zu machen. — Was der Vf. S. 146 ff. über die religiöse Bildung der verschiedenen Seelenvermögen bemerkt, ist übrigens — (die Miene nur wieder abgerechnet, die er annimmt, als trüge er das alles zuerst vor, und wäre es bisher noch nie geschehen, die er durch einige Exempel aus der skandalösen Chronik zu rechtfertigen sucht) ganz gut gesagt. — Der zweyte Vorschlag des Vfs.: b) „man befördere, unabhängig von den besonderen Lehrsätzen der verschiedenen Kirchen, das Interesse und die Wirksamkeit der Religion durch heilige, mit der Weihe des wirklichen vorhandenen Erdenlebens in Verbindung stehende Rituale, Feste, und weltbürgerlich-religiöse Feyerlichkeiten und Institute," zielt nun näher auf die religiöse Bildung der Erwachsenen, wie der erste auf die Jugend, ab. Die allgemeinen Bemerkungen darüber (nähere Vorschläge verspricht der Vf. im 2ten Bändchen) machen den besten Theil dieses ganzen Auffatzes aus. — Es ergiebt sich aus dem allen leicht, dass, wenn der Vf. diese Abhandlung auf den dritten Theil des Umfangs concentrirt hätte (wodurch sie zugleich gehaltvoller und energischer geworden wäre), er zu manchem lehrreichem Auffatz seiner Mitarbeiter hinreichenden Raum gefunden haben würde. Für die Fortsetzung dieses Journals müssen wir dem Vf., ausser der erwähnten Kürze, mehrere Bestimmtheit seiner Ideen, und eine grössere Popularität der Sprache dringend empfehlen, da er sein Werk nicht bloss für Gelehrte, sondern auch für gebildete Leser anderer Classen bestimmt hat, wohin er sicher gelangen wird, wenn er sich nicht so oft wie hier von seiner Phantasie fortreissen lässt. WRth.

Coburg, in Commiss. b. dem meusselschen Leseinstitut: *Archäologie der Kirchendogmen*, von *Joh. Ulr. Böder.* 1812. 266 S. 8. (21 gr.)

Der Vf. hat zuerst Theologie und darauf die Rechte studirt. Er hat 35 Jahre hindurch einem herzoglichen Hause gedient, und zuletzt im 67 Jahre aus verschiedenen Ursachen, besonders aber wegen seiner sinkenden Gesundheit, seine Stelle als Director der geheimen Canzley, Canzler der Regierung und Präses des Consistoriums niedergelegt. Niemals hat er die theologischen Studien ganz bey Seite gesetzt, sondern immer von Zeit zu Zeit dahin gehörige Schriften gelesen, und die Gedanken, auf welche er dabey fiel, niedergeschrieben. Nach seiner Resignation fand er nicht nur mehr Musse, sondern er fühlte sich auch gesunder und ruhiger, um sich diesen und anderen verwandten Studien ungestörter widmen zu können. Die gegenwärtige Schrift, welche er in seinem 71 und 72 Lebensjahre geschrieben hat, ist theils Auszug, theils weitere Ausführung und Vermehrung desjenigen, was er vorher für sich niedergeschrieben hat. Was er sich unter einer *Archäologie der Kirchendogmen* gedacht hat, sagt er nicht. In dem Buche selbst aber werden die kirchlichen Dogmen der Reihe nach aufgeführt, und aus den Vorstellungen, Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen, der Philosophie und Theologie des Alterthums erläutert, und zwar so, dass auf diesem Wege ihr Ursprung erklärt, ihr Sinn, Werth oder Unwerth bestimmt wird. Im Ganzen geht der Zweck der Schrift auf die Bestreitung der Kirchendogmen, insbesondere der evangelisch-protestantischen. Philosophische und höhere religiöse Ansichten des Alterthums findet man nicht. Sonst würde der Vf. wohl geahndet haben, dass das, was von der einen Seite nur Archäologie ist, doch von der anderen Seite eine wahre, hohe Bedeutung haben kann, und kirchlich zu werden verdiente. Er gesteht selbst, dass er die Autoren, aus welchen er citirt, nicht alle besitze und zur Hand gehabt, dass er viele citirte Stellen aus anderen Schriften, worin er sie angeführt fand, genommen und gesammelt habe. Aus dem Buche selbst sieht man, dass *Lightfoot*, *Schöttgen*, *Eisenmenger*, *Brucker*, *Gruner* und *Döderlein* zwar nicht seine eigentlichen Führer, doch die vornehmsten Fundgruben sind, aus welchen er seine Materialien geschöpft hat. Er hat übrigens diese wirklich zuweilen auf eine neue Art verarbeitet und gebraucht. Eigenes Studium der Bibel, der griechischen und römischen Autoren ist aber doch auch nicht zu verkennen. Auch von juristischen Kenntnissen ist zuweilen ein glücklicher Gebrauch gemacht. Gl.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Aurich*, b. Tapper: *Die Geschichte Josephs.* Ein Lesebüchlein für Kinder, von Dr. (M.) *Rudolph Christoph Gittermann*, Prediger zu Resterhafe. 1805. XII u. 96 S. 8.

Zwar ist diese Schrift dem *Kronprinzen von Preussen*, mit einer langen Dedication, zugeeignet, und der Vf. scheint zu glauben, dass sie auch für einen eilfjährigen Prinzen interessant seyn könne: indess ist der Zweck derselben, wie auf dem Titel und in der Vorrede angezeigt ist, nichts mehr und nichts minder, als — Kindern zu einem Lesebüchlein zu dienen, und zwar, wie der Vf. in der Vorrede hinzusetzt, solchen, die bereits lesen, und über das Gelesene einigermassen (?) nachdenken können. Da das Erstere sich von selbst versteht, indem Rec. zweifelt, dass es *Lesebücher* für solche Kinder, die *noch nicht lesen* können, geben dürfte: so wird diese Schrift nach der Absicht des Vfs. ohne Zweifel ein Übungsbuch für die Lesekunst und das Nachdenken kleiner Kinder seyn sollen. Und dazu kann sie, wenn gleich zum Mittelgut dieser Art gehörend, so wie zur Abwechselung unter dem Bücher-Spielzeug der Kinder in unseren Tagen, immer ihre Dienste leisten. Die Geschichte Josephs ist darin zu einer langen, und zum Theil ohne Noth wiederum in 30 kleine Capitel zerbröckelten Erzählung verarbeitet. Rec. fürchtet nur, dass sie selbst für die Kinder etwas zu langweilig sey. Unter einem jeden Capitel sind kleine Nutzanwendungen angebracht, die im Ganzen besser gerathen sind, als die Erzählung. Doch sollte in einer Schrift für Kinder billig eine richtigere, oder weniger selbstgewählte Orthographie beobachtet seyn. Der Vf. schreibt Sak, Zwek, Rok, Stok, schikt u. dgl. Angehängt sind einige erklärende Anmerkungen, worin indess der Vf. irrt, wenn er S. 95 behauptet, dass die Stadt Jerusalem *nicht* auf der Stelle des alten Jerusalems „liege"; sie ist freylich nicht so gross, steht aber gerade auf dem besten Platz der alten Stadt. Qq.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

JURISPRUDENZ.

Wiesbaden, in der Schellenbergischen Hofbuchhandlung: *Über die Grundlage, die Natur und die Behandlungsart des olographen und mystischen Testaments des französischen Rechts.* Dargestellt in der Rechtssache der Intestaterben gegen den angeblichen Testamentserben der in Frankfurt am Mayn im Monat April 1812 verstorbenen Freyfrau *von Barkhaus Wiesenhütten*, geborenen *von Veltheim*. 1814. 183 S. 8.

Wenn durch gegenwärtige Schrift die Intestaterben der Frau *von Barkhaus* ihre Rechtssache gegen den Testamentserben derselben zur allgemeinen Kunde bringen: so gehört ihre Provocation nicht zu den zudringlichen, vor einem incompetenten Richter erhobenen Klagen. Ein hohes rechtswissenschaftliches Interesse wird hier angeregt. Die Parteyen stehen in sehr wichtigen öffentlichen Verhältnissen. Der Werth des Streitobjects soll eine halbe Million Gulden übersteigen. Es kommen auch obrigkeitliche Missgriffe zur Sprache, welche nicht laut genug gerügt werden können. Diess ist Rec. Ansicht von der Sache, *nachdem er den einen Theil gehört hat.* Die Kritik wird das *audiatur et altera pars* sorgfältig berücksichtigen, wenn der Beklagte sich bey eben dem Tribunal einlassen sollte, bey welchem ihn die Kläger belangt haben.

Der vormalige hessendarmstädtische Staatsminister, Freyherr *von Barkhaus* — so wird die Sache in der gegenwärtigen, dem äusseren Vernehmen nach vom Hn. Hof- und Regierungs-Advocaten *Stam* in Darmstadt abgefassten Parteyschrift dargestellt — als hessischer Unterthan in Darmstadt wohnend, zuweilen in Frankfurt, wo er das ihm angeborene Bürgerrecht und das Unterthanenverhältniss aufgegeben haben soll, sich aufhaltend, tritt nach einer sehr kurzen kinderlosen Ehe als Testamentserbe seiner in Frankfurt verstorbenen Gattin, Wittwe des vormaligen herzoglich braunschweigischen Oberhofmarschalls *von Münchhausen*, auf. Er producirt zwey angeblich nach den Vorschriften des in Frankfurt am Mayn eingeführten *Code Napoléon* formalisirte Testamente. In beiden wird er mit ganz gleichen Worten zum Universallegatar eingesetzt. Doch sind beide Testamente der Form nach ganz verschieden. Das eine soll ein *eigenhändiges* nach den Vorschriften des 970 Artikels des C. N. abgefasstes Testament seyn, das andere ein *mystisches*, bey welchem die Vorschriften des Artikels 976 zum Grunde gelegt wurden. Die Nichtigkeit beider Testamente — über welche bey dem Hofgericht zu Darmstadt ein noch unentschiedener Rechtsstreit anhängig gemacht worden ist — soll in der gegenwärtigen Schrift bewiesen werden. — „Es wird" — heisst es S. 2 — „über die Gültigkeit *unerhörter* — man möchte sagen — *unglaublicher* Testamentsformen gestritten. Werden sie durch den Richterspruch geheiligt, muss dieser Richterspruch die Entscheidungsquelle künftiger ähnlicher Fälle werden: so wird für die Zukunft ein verderblicher Saame ausgesäet. Alle gemeinrechtlichen Testamentssolennitäten und die durch sie begründete Sicherheit wird untergraben. Der Familienfriede wird allen Künsten der Erbschleicherey und noch gröberen Betrügereyen preis gegeben."

Das sind harte Beschuldigungen! Wie sie durch die erzählten Thatsachen gerechtfertigt werden, wird die Folge zeigen.

Das eigenhändige Testament hat Hr. *v. B.* — so wird hier behauptet — der frankfurter Justiz — gleich nach dem Tode der Erblasserin bloss *vorgezeigt*. Durch diese einfache *Vorzeigung* soll er *alle* conservatorischen Massregeln — Versiegelung, Entsiegelung, Inventarisation des im Sterbhause befindlichen Nachlasses — *hintertrieben* haben. Das Original soll nicht zu den Acten genommen, den Intestaterben nicht zur Anerkennung vorgelegt, nicht nach der Vorschrift des Artikels 1007 des C. N. mit einem *procès-verbal de présentation* versehen, nicht in die Registratur eines Notars niedergelegt, nicht nach der Vorschrift des Artikels 1008 durch eine *ordonnance de mise en possession* zu einem *acte exécutoire* erhoben worden seyn. — Wie die frankfurter Justiz so verfahren, oder vielmehr, wie sie alles Verfahren unterlassen konnte, scheint freylich ganz unbegreiflich, und ihre öffentliche Erklärung über eine so öffentliche Beschuldigung wünschenswürdig.

Der Vf. der Schrift untersucht die *Vorfrage*, ob die Frau *v. B.* die *Personalfähigkeit* besessen habe, in olographer Form zu testiren? Die Entscheidung derselben hängt von zwey anderen Fragen ab: 1) ob die Erblasserin die Personalbefugnisse eines Unterthanen des Grossherzogthums Hessen oder des Grossherzogthums Frankfurt besessen, ob sie dort oder hier domiciliirt gewesen; 2) ob die Gültigkeit des olographen Testaments *lediglich* von den Personalbefugnissen des Testirers, oder ob sie *zugleich* von den Statuten des Orts, wo es errichtet worden, nach der Regel, *locus regit actum*, abhänge. — Die erste

Frage gehört als eine bloſse Thatfrage nicht vor den Richterſtuhl der wiſſenſchaftlichen Kritik. Die zweyte dagegen, welche eine reine *Rechtsfrage* darſtellt, wird hier mit einer Umſicht und Gründlichkeit abgehandelt, welche einer achtungsvollen öffentlichen Erwähnung werth iſt. Es wurde darüber *vor* der Einführung des C. N. unter den franzöſiſchen Juriſten geſtritten. *Riccard*, *Bouhier*, *Poulain du Parc*, *Chabrol*, *Prévôt de la Jannès*, *Bonlennois* erklärten einſtimmig die Berechtigung zu Errichtung eines gültigen eigenhändigen Teſtaments, die Fähigkeit, zugleich der *Urheber*, der *Inſtrumentant* und der *Beglaubiger* ſeines letzten Willens zu ſeyn, für ein *droit personnel et personnalissime*, ſie verſicherten, daſs das olographe Teſtament von der Regel, *locus regit actum*, durchaus unabhängig ſey; ſie folgerten, daſs der *Domicilié* einer das eigenhändige Teſtament zulaſſenden *Coutume* auch auſser ſeiner Heimath in einer Provinz, deren *Coutume* das eigenhändige Teſtament verwerfe, in dieſer Form über ſein *ganzes* Vermögen *gültig* teſtiren könne, daſs dagegen umgekehrt das Teſtament desjenigen *nichtig* ſey, der in olographer Form in einem dieſe Form anerkennenden Lande teſtire, *wenn ſein heimathliches Geſetz ſie nicht anerkenne.* Bedeutende franzöſiſche Rechtsgelehrte bekannten ſich zu der entgegengeſetzten Meinung. Der Deducent des beklagten Theils ſcheint den wichtigſten derſelben *Furgola* nicht zu kennen. Die nämliche Lehre predigte *Merlin* in ſeinem im Jahr 1783 zum erſten Mal herausgekommenen *Répertoire universel de Jurisprudence.* Der 999 Artikel des C. N. hat die Controverſe entſchieden. Denn indem Art. 970 die Fähigkeit, eigenhändig zu verfügen, *allen* Franzoſen beylegt, berechtigt Art. 999 auch diejenigen Franzoſen, welche ſich *auſserhalb* Frankreich aufhalten, zum Gebrauch dieſer Teſtirungsform. In Beziehung auf den nämlichen Artikel ſagt *Delvincourt: la règle locus regit actum ne s'applique point aux actes sous seing privé*, zu welchen notoriſch das Geſetz ſelbſt das olographe Teſtament rechnet.

Die Geſchichte des myſtiſchen Teſtaments iſt verwickelter. Die Erblaſſerin überreicht in Frankfurt einem von ſechs Zeugen umgebenen Notar ein verſchloſſenes Packet mit der Erklärung, daſs in dem Umſchlag ihr von einem Anderen geſchriebenes, von ihr ſelbſt dagegen unterſchriebenes Teſtament enthalten ſey. Der Notar ſetzt *auf den Umſchlag* den vom Art. 976 des C. N. vorgeſchriebenen *acte de suscription*, den auch die Zeugen, der Notar und die Teſtatricin ſelbſt unterſchreiben. Nun nimmt die Teſtatricin das verſchloſſene Teſtament *zurück*, giebt es dem Hofrath *Reuling* in Darmſtadt — von welchem mit einer Art von Bitterkeit und Hartnäckigkeit, doch ohne Beſcheinigung behauptet wird, er ſey der *Procurator perpetuus* des Hn. *v. B.* (vielleicht iſt indeſſen die Wahrheit der Behauptung gerichtskundig) — und trägt ihm auf, das verſiegelte Packet dem Oberamt zu Darmſtadt zu übergeben, *damit daſſelbe ſich an ihrem Wohnort finden möge.* Nachdem Hofrath *Reuling* das Packet acht Tage *hinter ſich behalten*, vollzieht er ſeinen Auftrag. Bey der Eröffnung werden die Inteſtaterben wieder nicht vorgeladen, und die Identität, ſo wie die Integrität der Siegel wird von Niemand als dem Hofrath *Reuling* anerkannt. Nun entſteht die Frage, ob eine ſolche Solenniſirungsform dem Geiſt und dem Buchſtaben des C. N. entſpreche. — Der Verfaſſer der Deduction ſucht nicht weniger als fünf Nullitäten nachzuweiſen. Die beiden zuerſt deducirten wollen Rec. nicht recht einleuchten. — Die *erſte* wird darin geſucht, *daſs der Notar den acte de suscription ſo wenig ſelbſt geſchrieben, als ſelbſt abgefaſst habe.* Aus der Combination der Art. 976 und 979 wird gezeigt, daſs der Notar den *acte de suscription* ſelbſt *abfaſſen*, und eigenhändig *ſchreiben müſſe.* Wer beide Artikel mit geſunden Augen lieſt, wird dieſs freylich nicht leugnen wollen. Nun wird weiter behauptet, der Notar *könne* den gegenwärtigen *acte de suscription* weder ſelbſt abgefaſst, noch geſchrieben haben, weil er im Context von einer bloſsen *Beglaubigung* rede, und am Ende verſichere, daſs er den Act *in fidem* unterſchrieben habe. Allein 1) das Wort *Beglaubigung* geht doch wohl auf die Handlung, und keineswegs auf die bloſse *Handſchrift.* 2) Das Wort *in fidem*, deſſen ſich jeder deutſche Gerichtsactuar bedient, ſchlieſst nach dem deutſchen Gerichtsſtil weder das Selbſtabfaſſen, noch das Selbſtſchreiben des Protocolls durch den nämlichen Gerichtsactuar aus. Es kommt daher 3) Alles auf die *Thatfrage* an, ob der Notar den gegenwärtigen *acte de suscription* wirklich ſelbſt abgefaſst und geſchrieben habe oder nicht. — Der Verfaſſer der Deduction will es auf dieſe Unterſuchung nicht ankommen laſſen. Seine Gründe ſind indeſſen, nach Rec. Meinung, mehr dazu geeignet, den Richter in Verlegenheit zu ſetzen, als ihn zu überzeugen. — Die *zweyte* Nullität ſoll aus der unterlaſſenen, oder, was eben ſo viel heiſse, *aus der unbeurkundeten Niederſchreibung des acte de suscription auf den Umſchlagsbogen oder auf das testament mystique ſelbſt* hervorgehen. — Der *acte de suscription* iſt wirklich nach der Vorſchrift des Art. 976 auf den *Umſchlagsbogen* geſetzt worden. Freylich wird, daſs dieſes geſchehen, nicht *im acte* beurkundet. Freylich muſs die Erfüllung der für einen *acte authentique* vorgeſchriebenen Formalitäten *aus* dem *acte ſelbſt*, ohne daſs man zu *Zeugen* ſeine Zuflucht nehmen darf, hervorgehen. Allein — man darf doch aus dieſen bekannten, für die ganze Theorie vom *acte authentique* höchſt wichtigen Regeln keine *Abſurditäten* folgern. Man muſs doch dem Zeugniſs der *Sinne*, dem *Augenſchein* trauen. — Die *dritte* Nullität wird aus der *unterlaſſenen Zurückbehaltung des angeblichen testament mystique in der Regiſtratur des Notars* deducirt. Nach franzöſiſchem Recht würde die Sache keines mühſamen Beweiſes bedürfen. Nach *notoriſcher* Obſervanz muſs die *minute* des *acte de suscription* des *testament mystique* nebſt der verſchloſſenen Urkunde ſelbſt, *sous peine de nullité* im *réper-*

toire du notaire zurückbehalten werden. *Notorisch* gehört jener *acte de suscription* nicht zu den Notariatsurkunden, welche ihrer Gültigkeit unbeschadet *en brevèt* ausgefertigt werden können. Es ist fast *überflüssig*, etwas so Unbestrittenes erst noch, wie hier geschieht, durch *Grenier*, der davon, als von einer unbezweifelten Wahrheit redet, und durch einen *acte de notoriété* der Notariatskammer zu *Coblenz* zu beweisen. Allein in Frankfurt giebt es keine Notariatsregistratur. Im Grosherzogthum Frankfurt wurde bekanntlich der C. N. auf eine höchst mangelhafte Art, ohne die gehörigen organischen Umgebungen, eingeführt. Die Testatricin konnte mithin in diesem Staat ein mystisches Testament im Geist des C. N. einer öffentlichen Garantie *nicht* übergeben. Diess ist ein Argument, dessen Stärke weder misskannt noch übersehen werden darf. Von Seiten der Kläger wird regerirt: dass, wenn schon im Grosherzogthum Frankfurt das französische Notariat nicht *eingeführt*, doch auch die deutsche Gerichtsverfassung in diesem Staat nicht *aufgehoben* worden sey; dass das *ganze* Wesen des mystischen Testaments auf der *garantie contre toute substitution de pièces* beruhe; dass die nämliche Garantie nach dem Geist des *Code Napoléon* durch eine *öffentliche* Behörde müsse geleistet werden; dass sie zu den *actus jurisdictionis voluntariae* gehöre; dass diese in Frankreich den Notären, in Deutschland den Civilgerichten zustehe; dass mithin nach dem Geist des in Frankfurt eingeführten *Code Napoléon* die Testatricin selbst das Testament einer *Gerichtsbehörde* oder einer *Gerichtsdeputation* zur Verwahrung übergeben musste. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird durch ein Rescript des Justizministers des Grosherzogthums Frankfurt vom 12 July 1812 bewiesen. Diese ganze Controverse ist von beiden Seiten mit Schärfe geführt worden. Merkwürdig ist die Rolle, welche L. 22 *C. de test.* (VI. 23) darin spielt. Bekanntlich finden die französischen Juristen in jenem Gesetz das *Vorbild* des französischen mystischen Testaments; es ist aber doch wohl höchstens nur der *Gelegenheitsmacher*. Durch nicht leicht zu widerlegende Gründe wird bewiesen, dass das im römischen Gesetz normirte, durch Privatzeugen ohne Dazwischenkunft öffentlicher Behörden solennisirte mystische Testament himmelweit von dem mystischen Testament des C. N. verschieden sey, und dass von jenem auf dieses kein analoger Schluss dürfe gezogen werden. — Die *vierte* Nullität scheint die schreyendste. Sie wird mit folgenden Worten beschrieben: *Niederlegung des mystischen Testaments von Seiten der Frau Erblasserin in die Hände des Geschäftsführers des Hn. Beklagten, nunmehrigen Anwaldes desselben, Hn. Hofraths Reuling in Darmstadt.* — Es ist wohl klar genug, dass der Testamentserbe selbst den Intestaterben gegen die Unterschiebung eines fremden Willens keine Bürgschaft leisten kann. Diess bedarf keines gelehrten Beweises, der hier zum Überfluss geführt wird. Die Heilighaltung der Siegel traut die auf die gesunde Vernunft gegründete Jurisprudenz des gemeinen deutschen und des französischen Rechts so wenig dem angeblichen Testamentserben als seinem Procurator zu. Ob nun aber zwischen dem Beklagten und dem Hofrath *Reuling* das von den Klägern behauptete Verhältniss wirklich Statt habe, ist eine *Thatfrage*, von welcher die wissenschaftliche Kritik keine Notiz nehmen kann. — Die *fünfte* Nullität — *unterlassene Zuziehung des Notars und der Zeugen beym Eröffnungsact* — scheint vorzüglich auf dem Zusammenhang des 1007 Artikels des C. N. mit dem Notariatsinstitut und der Gerichtsverfassung zu beruhen. — Auf jeden Fall bietet die Anerkennung der Siegel durch den Hofrath *Reuling*, ohne Zuziehung des Notars und der Zeugen, welche doch der C. N. so deutlich vorschreibt, eine höchst verwerfliche Beglaubigungsform dar. — Der Schluss der Deduction fasst die deducirten Nullitäten in einem *Focus* zusammen. — „Bey beiden Testamenten" — wird behauptet — „erscheint der Hr. Beklagte als einziger *Zeuge*, als *Universalvermächtnissnehmer*, als *einziger Depositar des öffentlichen Glaubens*, alles in *einer* und *derselben* Person. — Woher weiss man, dass die Verstorbene ein eigenhändiges Testament hinterlassen haben soll? — Vom Hn. *Beklagten*; denn aus seiner Hand ist das Testament hervorgegangen, und ehe es in seiner Hand war, hat es Niemand gesehen! — Woher weiss man, dass die Urkunde von der Erblasserin eigenhändig geschrieben seyn soll? — Vom Hn. *Beklagten*; denn ausser ihm selbst hat Niemand die Handschrift gesehen, vielweniger geprüft. Der Hr. Beklagte hat sich in seinem Gewissen über die Ächtheit der Handschrift beruhigt. Seine Beruhigung aber dem Richter und den Intestaterben mitzutheilen, fand er nicht für dienlich. — Woher weiss man beym *testament mystique*, dass die von der Frau Erblasserin dem Notar *Bayer* persönlich überreichte, und die nach ihrem Tode in Darmstadt eröffnete Testamentsurkunde ein und dasselbe Actenstück sey? — Vom *homme d'affaire* des Hn. Beklagten, dem Hn. Hofrath *Reuling*, der das verschlossene Packet acht Tage in seiner Hand und in seiner Verwahrung hatte. — Woher weiss man, dass die bey Abfassung des *acte de suscription* auf dem Packet befindlichen Siegel identisch mit den in Darmstadt am 21 April v. J. eröffneten Siegeln sind? — Vom *homme d'affaire* des Hn. Beklagten, der das versiegelte Packet übergeben, und einzig und allein die Siegel wieder anerkannt hat. — Nun beruht aber die ganze historische Glaubwürdigkeit des vorliegenden mystischen Testaments einzig und allein auf der Identität der Siegel, für welche nur einzig und allein der *homme d'affaire* des eingesetzten Erben die Gewähr leistet, und ausser ihm Niemand die Gewähr leisten *kann*? — Und diese erbaulichen Formalitäten sollen nun die juristische Gewissheit begründen, dass die von der Frau Erblasserin für ihr verschlossenes Testament erklärte Urkunde ihr wahres Testament sey? — Der Hr. Beklagte stellt in seiner Person den Verwalter der *jurisdictio voluntaria* und den Testamentserben, die

die Inteſtaterben gegen Betrug und Unterſchleif ſchützende Behörde und den Gegner dieſer Inteſtaterben zugleich dar. — Er iſt die Gottheit, der geopfert wird, und zugleich der opfernde Prieſter.“ — — Auf die Hauptſchrift folgt ein doppelter Anhang. Der *erſte* handelt von *den Nullitäten des franzöſiſchen Rechts überhaupt, und von den Teſtamentsnullitäten beſonders.* — Es wird darin durch Beyſpiele und durch die Natur der Sache bewieſen, daſs das dem franzöſiſchen *Proceſs* angehörende Princip des Art. 1030 *du Code de procédure civile, aucun exploit ou acte de procédure ne pourra être declaré nul, si la nullité n'en est pas formellement prononcée par la loi*, auf die Lehre von Teſtamenten nicht anwendbar ſey, und daſs es für dieſe Lehre, ſo wie bey anderen Inſtituten des franzöſiſchen Civilrechts, auch *natürliche* Nullitäten gebe. — Der *zweyte* Anhang giebt von der *kochiſchen* Abhandlung *über das teſtamentariſche Erbrecht nach dem Codex Napoleon* Nachricht, und hebt einige den *barkhauſiſchen* Inteſtaterben günſtige Anſichten aus dieſer Schrift heraus.

Dieſe Inhaltsanzeige wird hinreichend beweiſen, daſs der wichtige *barkhauſiſche* Rechtshandel die Theilnahme des Publicums und aller deutſchen Juriſten mit Recht in Anſpruch nimmt. Vorabſichtlich wird der beklagte Theil nun auch den Weg der Publicität betreten. Die Kritik wird ihm dann die nämliche gewiſſenhafte Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen. Welche Abänderung eine Gegeninformation aber auch in der rechtlichen Anſicht der Hauptſache erzeugen mag: ſo wird es doch derſelben nicht bedürfen, um das unparteyiſche Publicum von dem groſsen Nachtheil uud der Rechtsunſicherheit, man möchte ſagen, der *Rechtsanarchie* zu überzeugen, welche die Art und Weiſe, wie der C. N. im vormaligen Groſsherzogthum Frankfurt eingeführt worden iſt, erzeugen muſste. Die Nichtigkeit der beiden *barkhauſiſchen* Teſtamente nach dem Codex der geſunden Menſchenvernunft wird wohl — wenn nicht etwa die Gegeninformation neue, in der gegenwärtigen Deduction verſchwiegene *Thatſachen* zur Sprache bringt — Niemand leugnen mögen. Ihre Gültigkeit nach gemeinem und nach franzöſiſchem Recht wird auch wohl Niemand zu vertheidigen geneigt ſeyn. Die *Gewiſsheit* des letzten Willens iſt ja der *vernünftige* Zweck *aller* Teſtamentsformen. Jede Teſtamentsurkunde zeugt auf die todte Hand. Ein Anerkenntniſs von Seiten ihres Urhebers iſt nicht mehr möglich. Die Teſtamentsformen müſſen daher, wo möglich, die Teſtamentsurkunde oder den Inhalt derſelben zu einem ſo hohen Grad von Glaubwürdigkeit erheben, als wenn ſie der Teſtirer den Inteſtaterben ſelbſt eingehändigt oder vorgeleſen hätte. So will es der Geiſt einer verſtändigen Legiſlation. Dahin zwecken und wirken die Vorſchriften des gemeinen und des franzöſiſchen Rechts in ihrem organiſchen Zuſammenhang. Sollte nun die Legiſlation des vormaligen Groſsherzogthums Frankfurt ſo *unverſtändig* verfügt haben, daſs ſie die Ächtheit der Teſtamentsurkunde oder ihres Inhalts der *bona fides* desjenigen preis gegeben hätte, welcher als Teſtamentserbe auftritt? Und ſollte die Rechtspflege eines *anderen* Staats, wenn es auf die Beerbung ſeiner *eigenen* Unterthanen ankommt, nach *völkerrechtlichen* Principien eine ſolche *unverſtändige* Legiſlation *reſpectiren* oder gar zur *Vollziehung* und *Anwendung* bringen *müſſen*? — Über dieſe beiden Fragen haben die Gerichtshöfe zu entſcheiden, und Rec. will ihrem Urtheil nicht vorgreifen.

L. H. v. A.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Wien*, in Commiſſ. b. Strauſs u. Geiſtinger: *Verſuche in einigen Dichtungsarten* von *Anton Ferdinand Drexler*. Auf Koſten des Verfaſſers. 1812. 281 S. 8.

Obgleich Hn. *D.* die Gabe der Dichtkunſt in keinem vorzüglichen Maſse zu Theil geworden iſt, mit welcher er einen hohen Flug nehmen oder Gedichte von beſonderer Kraft und Originalität hätte liefern können: ſo iſt doch Manches ihm ſo weit gelungen, daſs es dem Geiſte eine leiſe Anregung, und der verweilenden Betrachtung einiges Vergnügen gewährt, wobey er ſich zugleich als den theilnehmenden, gefälligen Freund gegen Anderer Freuden und Leiden zeigt, deren Lebensfeſte er gern mit ſeinen Blumen ſchmückt, und ſo ihnen Genuſs und ſich Dank erwirbt. Ein groſser Theil beſteht in Gelegenheitsgedichten, die wir gern den gefeyerten Perſonen zur angenehmen Erinnerung überlaſſen. Den meiſten Poëſieen fehlt die gehörige Verſchmelzung des Allgemeinen mit dem Beſonderen, Charakteriſtiſchen und Ausdrucksvollen, weſshalb das Erhabene leicht zum Gewöhnlichen plötzlich herabſinkt, oder mit Allgemeinheiten, wie *Liebe, Freudengeberin, Wonneſpenderin, Herzenlenkerin, Unſchuld, Schöpferin der Freude* u. dgl. ſich behilft. Der Epiſtel-, Fabel- und einfache Liedes-Ton ſagt dem Vf. noch am erſten zu, ſo lange er nicht beſonders launig oder witzig ſeyn will. Am beſten dünkt uns daher S. 102 *Bitte eines Kanoniers um Urlaub* wegen des paſſenden naiven Tons. Nicht übel iſt auch wegen ſeiner wohlklingenden Verſe S. 155: *Mutterlehren*. In idylliſchen Schilderungen iſt manche Einzelnheit anmuthig. In den Epigrammen aber ſpielt der Witz häufig nur mit Worten und Redensarten, wie S. 49 in der *Standeswahl*, wo der Sohn ein Zuckerbäcker wird, um dem Vater einſt im Alter das Leben zu verſüſsen. Den Fabeln fehlt nicht ſelten die gehörige Anwendung. Am beſten ſcheint uns darunter S. 189 *das Rieſenwerk*.

T. Z.

Greifswald, b. Mauritius: *Eliſa, Gräfin von Stamfort*. Ohne Jahrzahl. 237 S. 8. (1 Rthlr.)

Eliſa, durch väterlichen Zwang, unglücklich mit dem Grafen von Stamfort verbunden, noch unglücklicher durch ihre Liebe zu einem Grafen von der Lahn, iſt ein Frauenzimmer, recht ſo wie es ein Roman braucht, der geleſen werden will. Sie erregt lebhafte Theilnahme. Ihr Gemahl iſt ein ſchlechter Patron, obgleich Miniſter eines Fürſten, der ſchwach, aber nicht böſe iſt; daſs von der Lahn ein herrlicher Menſch ſeyn müſſe, bringt ſchon die Natur der Sache mit ſich. Zur Auflöſung des fatalen Verhältniſſes führt eine Liebſchaft der Frau Fürſtin mit ihrem Herrn Stiefſohne, dem Erbprinzen, deren beiderſeitiger Vertrauter Niemand anders ſeyn kann, als ein Künſtler und Italiäner, Namens Cellini, den das Schickſal im Äuſseren etwas heruntergebracht hat. Ein oder vielmehr zwey Piſtolenſchüſſe, nebſt einem Blitz, ſind beſtimmt, dem Schickſale der Hauptperſon eine günſtigere Wendung zu geben. Wie? das wollen wir nicht verrathen, um das Intereſſe der Geſchichte nicht zu ſchwächen. Die Erzählung empfiehlt ſich durch eine gewiſſe Lebhaftigkeit, auch iſt der Stil nicht ungebildet. Wird der Vf. ſich ſelbſt die Aufmerkſamkeit ſchenken, mit der er Andere beobachtet zu haben ſcheint: ſo werden wir gewiſs ſeine nächſte Schrift dieſer Art als ſehr beyfallswürdig anzeigen können.

Bb.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

MEDICIN.

Berlin, b. Amelang: *Über den gegenwärtigen Zustand der Medicin in Hinsicht auf die Bildung künftiger Ärzte.* Ein Programm zu seinen öffentlichen Vorlesungen über specielle Therapie im Winter 1809/10 von Dr. *Ludewig Formey*, königl. preuss. Geh. Rathe und Leibarzte, Prof. der Therapie bey dem königl. Collegio medico-chirurgico u. s. w. 1809. 128 S. 8. (8 gr.)

Dieses trefflich geschriebene Programm des um die Wissenschaft hochverdienten *Formey* verbreitet sich über so manchen wichtigen Gegenstand unserer Kunst, dass eine ausführlichere Anzeige in diesen Blättern wohl nicht am unrechten Orte ist. — Mehrere Behauptungen verdienen um so mehr eine ernstere Beleuchtung, da der Ausspruch eines so vorzüglichen Mannes das Urtheil der nicht ganz Eingeweihten bestimmen könnte.

Der Vf. eröffnet diese Rede mit der sehr treffenden Bemerkung, „dass wohl kein wissenschaftlicher Gegenstand mehr von allen Seiten beleuchtet worden sey, als die Methode des Lehrunterrichtes. Dessenungeachtet sey der Vortrag der meisten Doctrinen niemals schwieriger und mühevoller gewesen, als gegenwärtig. Die Mannichfaltigkeit der Meinungen, Ansichten und herrschenden Systeme, die Abstractionen und die Verworrenheiten und lächerliche Neologie in der Sprache seyen eben so bekannte als gegründete Ursachen der grosen Schwierigkeit eines Vortrages über irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand, der nicht zu den mathematischen Wissenschaften gehöre. Diese Klage treffe mehr wie jede andere Wissenschaft die Medicin in ihrer gegenwärtigen Gestalt. Die Fackel der Philosophie, bestimmt, der Heilkunde vorzuleuchten, habe durch ihren falschen Schimmer und den Missbrauch der neueren Weisheitslehrer nur Verblendung und optische Täuschung erzeugt. Irrlichter habe man für die helle Flamme der Wahrheit ausgegeben, und diese hätten den, des Wegs unkundigen Wanderer auf Irrwege und in Labyrinthe geführt, aus denen zu entkommen der Faden der Ariadne nicht leicht gefunden werden könne." — So viel Wahres dieser Behauptung zum Grunde liegt: so sind doch die Farben offenbar zu stark aufgetragen, und dem dichterisch gewählten Gleichnisse zu Liebe das Gemälde etwas zu pittoresk ausgedrückt. Wenn man die Missbräuche tadelt, welche durch Missverstehen und durch zu frühzeitige Anwendung auf die Medicin mit der Philosophie getrieben wurden: so muss man zugleich bedenken, dass auch das Höchste und Beste entweiht werden kann. Allein nicht bloss gegen die Missbräuche, sondern gegen die neuere Philosophie selbst, ist der Tadel des Vfs. gerichtet, wobey er ganz vergessen zu haben scheint, dass wir nur durch sie zu einer höheren und fruchtbareren Naturansicht gelangt sind. Unleugbar ist wenigstens, dass die Naturphilosophie in viele dunkele Regionen der Medicin erhellende Strahlen gesendet, und durch Begründung höherer Principien die Theorie der Medicin gleichsam neu geschaffen hat. Man braucht in dieser Hinsicht nur an die vielen wichtigen Aufklärungen zu erinnern, welche die Physiologie der neueren Philosophie zu danken hat.

Die erste Quelle jener Irrthümer sucht der Vf. in der, durch das kantische System des Kriticismus angeregten Revisionswuth. „Die Medicin und ihre Grundsätze", heisst es S. 7, „waren durch des scharfsinnigen *Brown's* Lehre bereits bis auf ihre Grundpfeiler erschüttert. Auf den Schultern dieser beiden grosen Männer erhob sich nun mit Tollkühnheit ein Heer von Pygmäen, und indem sie mit einem kreischenden Geschrey die Kühnheit hatten, dem alten Gebäude der Heilkunde bis auf den letzten Grundstein den Untergang zu verkündigen, bauten sie selbst unhaltbare Luftschlösser. Die Folge hievon war eine höchst einseitige, schlechte Bildung der Zöglinge der Heilkunde, und ein Neologismus in der Sprache, wodurch die Verworrenheit der Begriffe noch vermehrt wurde." Die Wahrheit dieser Beschuldigungen ist gewissermasen nicht abzuleugnen. Sieht man aber diese Verkehrtheiten als unmittelbare Folgen der grosen revolutionären Erschütterung an, welche die Medicin damals erlitt: so wird man sie dem Zeitalter nicht zu hoch anrechnen. Es scheint in der Natur der Sache zu liegen, dass keine grose politische oder wissenschaftliche Umwälzung möglich sey, ohne manches Gute zu zerstören. Die Nachwelt möchte hierüber ein milderes Urtheil fällen, als unser Vf., indem sie anerkennen wird, dass jene Revolution, trotz mancher nicht unbedeutender Nachtheile, doch nothwendig und wohlthätig für die Wissenschaft gewesen ist.

Die Verachtung der empirischen Kenntnisse, welche Hr. *F.* dieser Periode zum Vorwurfe macht, ging nur von wenigen einseitigen, in der Erre-

gungstheorie sclavisch befangenen Köpfen aus. Die Naturphilosophie drang bekanntlich von Anfange an auf das ernsthafteste Studium aller Thatsachen in der Natur. — Nicht ungerecht ist der Vorwurf, dass die Sprache verdorben, und durch ängstlich aufgesuchte hellenische Wortbildungen entstellt worden sey. Hiebey vergesse man aber nicht, dass jedes neue System in der Medicin einen sehr wesentlichen Einfluss auf die Sprache ausübte. Dieses war bey den älteren medicinischen Systemen eben so sehr der Fall, als bey den neueren, wie dieses die Geschichte unserer Kunst unbezweifelt lehrt. Wahr ist aber, dass manche neuere Ärzte es besonders darauf angelegt zu haben scheinen, sich einer recht dunkelen, mysteriösen Sprache zu bedienen, und dadurch Jeden von der Lectüre ihrer Schriften abzuschrecken. Der grosse Einfluss, welchen das neuere medicinische System auf die Sprache ausübte, war um so mehr unausbleiblich, da demselben eine philosophische Ansicht zum Grunde gelegt wurde, welche sich durch die hohe Abstraction der Begriffe vor allen bisher erschienenen philosophischen Systemen so sehr auszeichnet. Dass Manches von der Terminologie dieser Philosophie in die Medicin übergegangen, wird Hr. *F.* um so weniger zum Vorwurf machen, da er sich dieser Terminologie in seinen Schriften, selbst in dieser Rede, häufig bedient hat.

„Bey diesem Verfahren," heisst es S. 12, „konnte es nicht anders kommen, als dass die Wissenschaft, bey allen neuen Entdeckungen, dennoch verarmen musste, indem man das alte Brauchbare wegwarf, und an dessen Stelle ein metaphysisches Gebäude der Heilkunde aufstellte." — Mit dieser Behauptung ist es Hn. *F.* unmöglich Ernst. Wenigstens möchte ihm der Beweis sehr schwer fallen, dass die Medicin seit der durch *J. Brown* bewirkten Revolution bis zur Zeit der Erscheinung dieses Programms *verarmt* sey. Durch das brownsche System wurden manche irrige Lehren vertilgt, durch die Naturphilosophie viele neue wichtige Ideen verbreitet, ohne den Werth des wirklich brauchbaren Alten zu verkennen. Wie ist unter solchen Verhältnissen, bey dem regen Leben in allen Zweigen der Wissenschaft, eine Verarmung derselben nur denkbar? Nur Stillstand ist ein Rückgang, welcher aber in der neueren Periode wohl nicht leicht erfolgen konnte, da die Theorie und Praxis mit gleichem Eifer bearbeitet wurde. Einzelne Missgriffe sind nicht so bedeutend und folgenreich gewesen, um der Wissenschaft selbst sehr schaden zu können. Dazu konnte es schon bey der steten Opposition der verschiedenen Parteyen in der Medicin nicht wohl kommen. — Der Vf. sucht im Folgenden darzuthun, dass in der praktischen Medicin die Combination der Thatsachen und ein sorgsames Bedingen des Einzelnen der vagen metaphysischen Allgemeinheit der Begriffe weit vorzuziehen sey, und dass die Heilkunde, als eine Erfahrungswissenschaft, überhaupt nie zur Höhe und Reinheit abstracter Doctrinen gelangen könne. Den Beweis für diese Behauptung ist Hr. *F.* schuldig geblieben. Wenigstens möchte man den folgenden wohl nicht dafür gelten lassen. S. 16: „Der Gegenstand der Heilkunde ist der Mensch und sein Verhältniss zur gesammten Natur. Dieses Verhältniss rein zu ergründen, ist aber ausser dem intellectuellen Wirkungsvermögen des Menschen." — Sobald diese Unmöglichkeit nachgewiesen wird, dürfen wir alle Hoffnung aufgeben, irgend einen Gegenstand in der Natur in seiner Wesenheit zu erkennen, da ja der Mensch, als Gegenstand der Naturforschung, nichts vor jedem anderen Naturproducte voraus hat. Hiemit ist aber der Stab über die Naturwissenschaft, als solche, gebrochen! — Dem folgenden Satze liegt offenbar ein Missverständniss zum Grunde. S. 16: „So viel auch die Naturphilosophie bemüht gewesen ist, den Empirismus bis zur Unbedingtheit (?) zu erweitern: so wenig kann und wird auf diesem Wege eine reine Ausbeute für die Medicin Statt finden." — Dieser sonderbare Vorwurf gegen die Naturphilosophie steht im geraden Widerspruche mit der folgenden Äusserung: „Ein Gegenstand, der nur nach Erfahrungsgesetzen behandelt werden kann, wird nie zu einer eigentlichen Wissenschaft gebracht werden." Gerade das Entgegengesetzte behauptet bekanntlich die Naturphilosophie. Ihrer Ansicht zufolge kann das noch so starke Anhäufen der Thatsachen niemals zur Wissenschaft führen, wenn nicht dem Ganzen eine höhere Idee zum Grunde gelegt wird, worin es seine Auflösung und Erklärung findet. Nur dadurch nämlich, dass sich Empirie und Theorie durchdringen, kann das eigentliche Problem unserer Kunst gelöst werden. Aber von einer Theorie in der Medicin will der Vf. nichts wissen. Nach seiner Ansicht soll Alles auf das rein Empirische bezogen werden. „Wer die Wissenschaft in ihr ausbilden will", heisst es S. 17, „wird, anstatt die Kunst zu befördern, nur Störung einer besseren Ausbildung in ihr bewirken." Es wäre traurig, wenn diese Behauptung gegründet wäre. Allem höheren wissenschaftlichen Streben wäre dadurch ein Ziel gesetzt, und der Medicin alle Hoffnung geraubt, sich zur Würde einer Wissenschaft zu erheben. Diese, wie einige andere Stellen, sprechen dafür, dass der Vf. dieses Programm in einer leidenschaftlichen Stimmung geschrieben haben mag, welche ihn zu manchen Behauptungen hinriss, womit es einem so scharfsinnigen, geistreichen Gelehrten kaum Ernst seyn konnte. Wenigstens stehen seine Schriften, welche überall auf wissenschaftliche Begründung der Heilkunde hinarbeiten, mit dieser Äusserung in offenbarem Widerspruche. Besonders gilt dieses von seinen neueren Aufsätzen, in denen sich Hr. *F.* den jetzt herrschenden theoretischen Ansichten in vielen wesentlichen Puncten sehr angenähert hat. —

Bey dieser Gelegenheit wirft der Vf. die Frage auf, ob vor dreyssig oder zwanzig Jahren die medicinischen Bildungsanstalten nicht brauchbarere Subjecte entliessen, als es gegenwärtig fast überall der Fall sey; ob

die Schulen, in welchen *Sydenham*, *Boerhave*, *Morgagni* u. s. w. gebildet wurden, den unserigen nicht weit vorzuziehen seyen. Die Trefflichkeit der älteren medicinischen Schulen wird Niemand ableugnen wollen. Mehrere derselben, z. B. die zu Bologna, erreichten eine Höhe und Vortrefflichkeit, womit sich die neueren nicht messen können. Ein Zusammenfluss glücklicher Zeitumstände begründete den Ruhm und Glanz dieser Schulen. Auch die Lehranstalten, welche vor zwanzig u. dreyssig Jahren blühten, waren in ihrer Art musterhaft, und viele treffliche Männer gingen aus ihnen hervor. Die Schuld aber, dass in unseren Tagen die Lehranstalten nicht einen gleichen Gehalt besitzen, dem eben herrschenden medicinischen System beyzumessen, ist ein offenbarer Fehlgriff. In einer Zeit, welche an verheerenden Kriegen und verhängnissvollen politischen Katastrophen so reich wie die unserige ist, kann die Wissenschaft unmöglich gedeihen. Nur der Unbilde der Zeit ist der Verfall aller wissenschaftlichen Institute zuzuschreiben. Übrigens spricht es mehr für, als gegen das herrschende philosophische und medicinische System, dass, trotz dieser der Wissenschaft so ungünstigen Zeit, doch immer noch so viele treffliche Ärzte gebildet werden, und der Eifer zur Bearbeitung unserer Kunst keineswegs erkaltet ist. — „Die neueren Lehrer", sagt der Vf. S. 18, „haben es den älteren medicinischen Doctrinen zum vorzüglichsten Vorwurf gemacht, dass sie von den Gegenständen nur s. g. Definitionen, oder eigentlich nur Umschreibungen, statt wirklicher Erklärungen, lieferten, und haben diesen Fehler zu verbessern gesucht. Beym ersten Anblick scheint diese Methode allerdings nicht nur die beste, sondern auch die einzig gute und zulässige zu seyn; bey einer näheren Forschung zeigt sich aber sehr bald, dass diese Erklärungen, wenn sie gleich die bestimmte Ableitung eines Princips zu seyn scheinen, dennoch theils sehr willkührlich sind, theils aber durchaus keine praktische Anwendung zulassen". Der Vf. sucht diese Behauptung durch einige Beyspiele zu erläutern. Zu diesem Behuf stellt er die ältere Definition der Entzündung, und die von *Marcus* (im 1 Bande seines *Entwurfs einer speciellen Therapie*), gegen einander. Reisst man freylich aus einem innig zusammenhängenden Ganzen, wie dieses mit der Entzündungstheorie des Hn. *Marcus* der Fall ist, einzelne Sätze heraus: so müssen diese nothwendig sehr in Schatten stehen, und den Nichteingeweihten mit Vorurtheil gegen eine solche Lehre erfüllen. Rec. enthält sich hierüber aller Bemerkungen; nur hätte er gewünscht, dass ein *Formey* nicht in die Fusstapfen des verstorbenen *Hecker* getreten wäre.

Merkwürdig ist folgender Ausspruch des Vfs., welcher gleichsam als der Schlussstein dieser ganzen Argumentation anzusehen ist, S. 51: „Wie aber, wenn ein System der praktischen Medicin ein *Unding* wäre? Wenn es nicht gegründet seyn sollte, dass die Krankheitsformen und die Causalitäten, die sie begründen, in den verschiedenen Individuen, nach stets gleichen Gesetzen Statt fänden? Wenn jeder einzelne Mensch seine ganz eigenthümlichen, nur von seiner Individualität abhängenden Krankheiten hätte? Wenn folglich das Entzündungsfieber, die Pneumonie, das Nervenleiden des einen Menschen ganz wesentlich verschieden von dem des anderen wäre, obschon in beiden diesen Beschwerden gleiche Namen beygelegt werden? Wie endlich, wenn die Kunst des Arztes nur im Individualisiren nach einer rationellen Empirie bestehen sollte?" Wenn ein *System der praktischen Medicin ein Unding* ist: so ist ein System der Medicin überhaupt ein unerreichbares Ziel unseres Strebens. Was soll aber aus der Heilkunde werden, wenn sie sich nicht zur Würde des Systems zu erheben vermag? Denn das System ist in der Medicin ja das Einigende, welches die einzelne Theilen mit einander verbindet, und dadurch ein harmonisches Ganzes begründet. Nehmt dieses verbindende Princip hinweg, und Alles wird in lose, unzusammenhängende Theile zerfallen; die Physiologie hat keine Beziehung mehr auf die Pathologie, diese nicht mehr auf die Therapie. In welchen anarchischen Zustand würde die Heilkunde gerathen, wenn man, im Geiste jenes Grundsatzes, die systematische Bearbeitung aus den Augen verlierend, nur die einzelnen Theile berücksichtigte, und kein einigendes Princip mehr anerkennen wollte! Hr. *F.* ist ein viel zu philosophisch denkender Arzt, um so etwas im Ernst zu wollen. Übrigens ist gar nicht abzusehen, warum ein System der praktischen Medicin eine für uns unerreichbare Aufgabe seyn sollte, weil das Individuelle des Menschen bey den Krankheiten Berücksichtigung fodert. Diese Beachtung des Individuellen hat man ja von jeher für unerlässlich gehalten, und niemals mehr darauf gedrungen, am Krankenbette richtig zu individualisiren, als eben in der gegenwärtigen Zeit. — Gänzlich irrig, und den ersten Principien der Physiologie und Nosologie widersprechend ist endlich die Behauptung, dass dieselbe Krankheitsform bey jedem einzelnen Individuum *wesentlich* verschieden von der bey einem anderen sey. Dieses widerstreitet völlig den sich ewig gleichbleibenden Gesetzen des menschlichen Organismus. Bey der Pneumonie ist in allen menschlichen Organismen die Lunge — das irritable System primär afficirt, mithin das Wesen dieser Krankheit bey allen nur denkbaren Individuen stets dasselbe. Die verschiedene Constitution der ergriffenen Individuen, die Eigenthümlichkeiten der Structur und Mischung der leidenden Organe, vermag allerdings manche Modification der Form der Krankheit zu begründen, welche die grösste Beachtung am Krankenbette verdient. Das Wesen der Krankheit aber selbst bleibt sich ewig gleich.

Der Geist, welcher in den neueren Schriften des trefflichen *Formey* athmet, lässt vermuthen, dass er diese und ähnliche Behauptungen jetzt wohl schwerlich mehr vertheidigen möchte. M † S.

BERLIN, b. Amelang: *Die Kunst krank zu seyn, nebst einem Anhange von Krankenwärtern, wie sie sind und wie sie seyn sollten.* Für Ärzte und

Nichtärzte von *Sabbatia Joseph Wolff*. 1811. 254 S. 8. (21 gr.)

Der Zweck des Vfs. spricht sich auf jeder Seite zu deutlich aus, als dafs er verkannt werden könnte. Reines Interesse für Menschenwohl und Unwille über das Treiben vieler gemeinen und mancher vornehmen Ärzte bewog ihn zur Herausgabe dieser Schrift. — Welchen denkenden und gewissenhaften Arzt muss es nicht befremden, ja selbst beleidigen, dafs man ihn stets von allen Seiten auf seine Pflichten aufmerksam macht, als wenn nur dieses Noth thue, während er täglich auf das empfindlichste erfahren muss, wie wenig das Publicum sich angelegen seyn läfst, auch die seinigen gegen den Arzt zu erfüllen! Der Vf. erhebt daher seine Stimme, um dem Publicum die Pflichten, die es dem Arzte schuldig ist, ans Herz zu legen, oder es über dasjenige zu belehren, was der Arzt mit Recht bey Jedem, der sich seiner bedienen will, voraussetzen muss, und was ihm das Publicum zu leisten sich gar sehr befleissigen sollte, weil der daraus entstehende Nutzen mehr für das Publicum selbst, als für den Arzt berechnet ist. —

Die Foderungen, welche der Vf. hier folgen läfst, sind keineswegs überspannt; nur die erste und letztere möchten nicht immer zu dem beabsichtigten Zwecke führen. Die erste: dafs jedes Individuum sich selbst in seinem gesunden physischen Zustande genau beobachte und kenne. Hieher rechnet der Vf. nichts weniger, als Alles was sich auf seine Functionen sowohl als Thier als auch als vernünftiges Wesen bezieht. Die letzte: dafs der, welcher sich eines Arztes bedienen will, sich in einer solchen Lage befinde, einen Arzt, so wie alles dazu Gehörige, sich wirklich verschaffen zu können. Von diesen beiden Bedingungen hängt nur die erstere, welche man die subjective nennen könnte, vom Kranken ab; die andere hingegen steht auch bey dem besten Willen nicht immer in seiner Gewalt, obgleich der Arzt sie als nothwendige Bedingung, unter welcher er als solcher nur nützlich werden kann, zu fodern berechtigt ist. Der Vf. fühlt selbst diese Schwierigkeiten, und man muss ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs er sehr zweckmäfsige Vorschläge zu ihrer theilweisen Hinwegräumung macht. Er theilt zu diesem Zwecke das Publicum in drey Classen, in Reiche, in den Mittelstand und in Arme. Was er von den letzteren sagt, verdient die möglichste Beherzigung. Seine vorzügliche Aufmerksamkeit aber richtet er auf den Mittelstand, als den wichtigsten Stand für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft. Er bringt ihn unter 2 Abtheilungen. Zur ersten gehören solche, die sich durch ihr Gewerbe gerade nur so viel verschaffen können, als sie zur Befriedigung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse brauchen; zur anderen diejenigen, die sich dabey noch etwas ersparen können. Die Vorschläge, welche diese zweyte Abtheilung betreffen, gestatten keinen Auszug; aber wir zollen ihnen unseren ganzen Beyfall. Allerdings kann der Arzt, wenn die sich hier findenden Hindernisse nicht beseitigt werden, auch mit dem besten Willen und mit dem gröfsten Schatze von Kenntnissen nichts ausrichten, und wird nicht selten dem gemeinsten Charlatan weichen müssen. Wir empfehlen Ärzten und Nichtärzten dieses Capitel mit Aufmerksamkeit zu lesen; beiden wird es Vergnügen gewähren. Im folgenden Capitel fährt der Vf. fort, die übrigen Foderungen durchzugehen, die der Arzt an den Kranken zu machen berechtigt ist, mit vieler Ironie. Mit kräftigen Strichen ist das gemeine Treiben und die Charlatanerie vieler Ärzte gezeichnet, und die nächsten Umgebungen des Vfs. und der Ort, wo er sich zum Arzt vorbereitet hat, scheinen ihm die vorzüglichsten Materialien dazu gegeben zu haben. Dafs dem Vf. bey seinen Zeichnungen mehrere noch lebende Originale gesessen haben, zeigen die Schilderungen selbst. Übrigens verräth der Vf. grofse Belesenheit in den zu seinem Gegenstande gehörenden Schriften. Schade nur, dafs eine nachlässige Correctur so viele Druckfehler hat stehen lassen. Auch können wir mit Grunde erwarten, dafs der Vf. bey seinen ferneren Arbeiten mehr Sorgfalt auf den Stil wenden werde. Er ist oft schwerfällig.

Wir gehen zu dem Anhange über. — Wer wird nicht mit dem Vf. übereinstimmen, dafs viele verunglückte Curen, dafs so mancher schlechte Ausgang, den der Arzt über sich nehmen muss, einzig und allein in der üblen Pflege und Wartung, der gänzlichen Vernachlässigung der Ordnung in der Darreichung der Medicin, im Verhalten und in der Verwahrlosung des Kranken seinen Grund hat! Es ist daher ein wahres Wort zur rechten Zeit, das der Vf. hier redet. Denn schwerlich möchte ein Arzt die hier gegebene Zeichnung unserer Krankenwärter, wie sie meistens sind, nicht nach dem Leben finden. Der Aufsatz besteht aus zwey Capiteln. Im ersten schildert der Vf. die Krankenwärter, *wie sie sind;* im anderen, *wie sie seyn sollten.* Nur dem Lajen möchte die Schilderung der ersteren übertrieben scheinen. Sehr zweckmäfsig sind die Vorschläge zur Bildung tauglicher Krankenwärter. Dafs die vollkommene Erfüllung derselben mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist, gesteht der Vf. selbst, und nennt daher auch seinen Krankenwärter, wie er ihn sich denkt, ein Ideal. Aber dieses darf uns nicht abhalten, diesem Ideale nahe zu kommen. Ein Institut für Krankenwärter fehlt noch dem an nützlichen Instituten reichen Berlin, und wer möchte zur Einrichtung desselben und zu seinem Vorsteher tauglicher seyn, als der mit allen dazu erfoderlichen Bedingungen so innigst vertraute Vf.? Mögen diese Worte nicht unbenutzt verhallen! —

J. M. PF.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Stuttgardt u. Tübingen, b. Cotta: *Hermann und Dorothea*, von *Goethe*. 1814. 107 S. 12.

Dass wir diese neue Auflage eines berühmten Gedichts unter den Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland aufführen, verräth schon den Gesichtspunct, aus welchem wir es hier in Betrachtung ziehen. Er ist nicht der ästhetische, wiewohl auch dieser noch nie erwogene Seiten des Meisterwerks darbieten könnte, z. B. dass es nach Anlage, Entwickelung, Form und Umfang die Vorzüge der epischen und dramatischen Poësie in sich vereinigt, was seinen Grundcharakter ausmacht; sondern wir verfolgen hier den politischen. Es ist so voll schöner Lehre und so umfassender als tiefer Blicke für und in die Umwälzungen und Umwandelungen unserer Tage, dass man oft verführt ist zu glauben, es sey in dem gegenwärtigen Moment erst gedichtet. Diess geschieht aus drey Ursachen, zuerst, weil jene Zeit, wo es gedichtet wurde, und aus welcher seine Darstellungen sind, ein Theil ebendesselben Ganzen von Zeit ist, zu welchem auch unsere Tage gehören und noch viele Jahrzehende gehören werden, und zweytens, weil *Goethe*, wie alle wahrhaftig grossen und ächten Geister, jede Bewegung der Zeit, die einen universellen Charakter gewinnen soll, in allen ihren eigenthümlichen Kreisen wahrnimmt, und nach ihren künftigen Strömungen wittert; endlich, weil er ein *Deutscher*, und *welcher* ist! Sobald er an der französischen Nation vor Augen hatte, was eine Nation vermag, wenn sie als solche aufgeboten und in Schwung gebracht wird; und diess hatte sich glänzend offenbart, als jenes Gedicht gesungen ward: fühlt er glühend den Wunsch für die deutsche Nation, dass auch sie als solche aufstehen und sich herrlich beweisen möchte. Unerlöschlich schlägt dieser Wunsch aus seinem Gesang hervor; und *jetzt* endlich ist er über alle Erwartung in Erfüllung gegangen.

Goethe hat sich durch die neue Auflage von Hermann und Dorothea hinlänglich mit Sehergeist über das Grosse erklärt, was jetzt die *deutsche Nation* vollbringt. Aber sollte der ewig junge Dichter an der Grenze des höheren Alters durch die Verjüngung seines Volks, für welches er so unaussprechlich Viel gethan hat, nicht noch Schwung und Lust zu neuer poëtischer Schöpfung erhalten? Der Stoff zu einem grossen deutschen Nationalepos ist da. Zu schauen ist, wie ihn Gottes Hand unmittelbar in Russland bereitete. Welche Einleitung zu jenem Epos, dessen Aufgabe der Sieg der deutschen Nation über die ungeheure, stets bewundernswürdige Persönlichkeit eines Einzigen wäre, welcher die Arme desjenigen Volks, das immer ihr Gegensatz war, wider sie richtete. Wer kann mehr zu einem solchen Epos berufen seyn, als wer *so* die deutsche Nation aufrief, und zugleich der Riesenkraft, bey welcher zuletzt nur Erde und Meer noch Gewicht hatten, ohne Scheu und ohne Schmeicheley huldigte?

Goethe hat so oft den ästhetischen Theorieen die Grenzpfähle verrückt, dass man auch an einem solchen Epos gern abnehmen würde, wie ein grauer Nebel der Vergangenheit für die epische Handlung keineswegs nöthig sey; und was kümmerte ihn, wenn Manches den heutigen Menschen zu modern, oder vielmehr zu sehr von heute schien? So ungeheuer schnell, wie in unserem Zeitalter sich die Jahre folgen, als wären sie Jahrhunderte, wird überdiess bald der Nebel der Vergangenheit auf unseren Tagen liegen, und auf die unmittelbare Wirkung seiner Dichtungen und Werke hat dieser Dichter wohl nie seine erfreulichste Hoffnung gebauet. Gewiss aber ist, dass er bey jenem Stoff zu einem epischen Gedichte vor allen epischen Sängern den Vorzug hätte, die Mitwelt seiner Geschichte, und eine frühe Nachwelt, zugleich zur lebendigsten Theilnahme zu verbinden.

Die beschränkte Ansicht, welche mancher verständige Mann ehemals von unserem Verhältniss zu Frankreich hatte, dass wenigstens der Rhein eine Grenze für dessen Ungestüm und verzehrende Flamme seyn werde, ist mit Feinheit dem Gastwirth zum goldenen Löwen beygelegt:

> Wie begrüsst ich so oft mit Staunen die Fluthen des Rheinstroms u. s. w.
> Aber ich konnte nicht denken, dass bald sein liebliches Ufer
> Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken u. s. w.

Tiefer blickt sein Sohn Hermann, ein ächt-deutscher Jüngling, wie noch nie einer von Poësie und Historie dargestellt wurde. Er sieht vorher, dass die Fluthen des Rheines seine Gegend nicht schützen werden, dass Fluthen und Berge nichts sind

> Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daher zieht,

welches aus allen Enden die Jugend zusammenruft.

Zugleich fühlt er, und spricht aus, was allein das deutsche Vaterland retten kann:

> Wahrlich! wäre die Kraft der deutschen Jugend beysammen,
> An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
> O sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten.

Fast zwey Jahrzehende mögen vergangen seyn, dass diese goldenen Worte gedichtet wurden, durch die deutschen Gauen hallten; und welche Schmach haben wir erdulden müssen, bis Wunder Gottes und die Noth uns zwangen, zu thun, wie der Dichter geboten hatte! So haben uns auch die traurigsten Erfahrungen gelehrt, wie wahr sein Spruch sagte:

> — — der Einzelne schadet sich selber,
> Der sich hingiebt, wenn sich nicht Alle zum Ganzen bestreben.

Hätte auf dieses warnende Wort die Heldenjugend gehört, die mit *Schill* ins Feld zog: so schwängen jetzt noch viele edle Männer mehr das siegreiche Racheschwert. Doch müssen auch solche Opfer fallen, und den Geist entzünden, ehe eine ganze Nation zur Blutrache aufsteigt.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, wie genialisch die fruchtbarste *Einsicht* in das Zeitalter dem *tiefen Jünglingsgemüthe* beygelegt werde. Hermann *fühlt* das Einzige, was Noth war, und *denkt* es auch darum. Seine Worte am Ende des Gedichts sind fast sprichwörtlich in Deutschland geworden, und Tausende jener Heldenjünglinge, die gegen den Feind Germaniens erlagen und kämpfen, tragen sie glühend in ihrer Brust. Dass wir nicht schwanken zur schwankenden Zeit, unser Besitzthum fester wie je halten, und frisch und kräftig in allen Verhältnissen walten, als wäre ein Zeitalter, das uns nichts zu glauben drohte, und eben so frisch und freudig die Brust dem Feind entgegenstellen, der uns von Habe und Sitte irgend etwas nehmen will: sind diese Lehren nicht ein Katechismus für den deutschen Mann?

Überhaupt sollte man dieses Epos, zu Preisen, die kaum Druck und Papier bezahlten, als eine *deutsche Haustafel* unter unser Volk bringen. Wie wir die in Kriegsdrangsalen Verunglückten unterstützen, die Verjagten ansehen, wie sich diese benehmen, wie Jünglinge und Mädchen den Bund der Treue eben unter den Stürmen der Zeit am muthigsten schliessen sollen, und Liebe sich gleich muthig von Liebe lösen müsse, wenn die Kriegsposaune des Vaterlandes ruft, oder der Jüngling glaubt, etwas Grosses für das allgemeine Beste wagen und leiden zu können; und ist er als Opfer dafür gefallen, wie die hinterlassene Geliebte dann nicht am Leben verzagen, sondern tüchtig in dasselbe wieder eingreifen, und noch auf neues und beständigeres Glück der Liebe hoffen solle; was Frauenmuth in der drohendsten Gefahr für Frauenehre vermöge: über alles diess, und manches Andere, was uns für diese Zeiten frommt, hat dieses Büchlein goldene Lehren und Beyspiele. Vor allen aber nehmt nunmehro, da wir endlich ein neues Leben in Deutschland beginnen wollen, in Verstand und Gemüth auf, was der treffliche Pfarrer über unser Streben zum Besseren und Höheren, welches die menschliche Natur hegt und hegen *soll*, und über die Lust im Alten zu verharren, ungemein verständig ausspricht:

> Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
> Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
> Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal.

FRANKFURT a. M., in der andreäischen Buchhandlung: *Die Weihe der Unkraft. Ein Ergänzungsblatt zur deutschen Haustafel*, von *Friedrich Ludwig Zacharias Werner*. 1814. 40 S. 8.

Wenn wir kaum ein poëtisches Genie bewunderten, welches die Weltbegebenheiten mit Klarheit umfasst, mit Tiefe vorausahnte, selbst an ihnen kräftig mitschuf: so sehen wir hier ein poëtisches Gemüth und Talent, welches sich ihnen anklammert, nach redlicher Überzeugung in die Zeit eingreifen möchte, aber zu sehr in sich befangen, und mit seinem jedesmaligen subjectiven Zustande zu sehr beschäftigt ist, als dass man ihm eine wahre objective Auffassung zutrauen könnte. Hr. *W*. glaubt nun endlich auf dem rechten Standpuncte des Lebens zu stehen, nach welchem hin sich auch die deutsche Nation lenken solle. In seiner Weihe der Kraft habe er geschrieben: Glauben an UNS und Gott! Mit dem Spruch sey es nicht gegangen, aber umgekehrt werde ein Schuh daraus: GLAUBET AN GOTT UND — UNS! — So ehrt der Dichter seinen Gott auch durch Lettern. Dem gesunden Sinn bedeuten diese beiden Sprüche übrigens ganz einerley. Wie kann in den Begriffen, welche sie enthalten, gleichsam eine Rangordnung angenommen werden? Wer von dem Gedanken durchdrungen ist, dass er Theil eines Universums sey, welches sich nach nothwendigen Gesetzen der Weisheit und Liebe entwickelt, der glaubt an Gott! Wer trotz der Kette *dieser* Nothwendigkeit, die er trägt und liebt, die Gesetze der Freyheit in sich fühlt, und sein Thun durch sie beseelt, der glaubt an sich! Der eine von diesen Glauben ohne den anderen ist eine Narrheit, und ihr Verein bildet die *menschliche* Religion, die über alle Zeiten und Völker hinausreicht, und die wahrhaftigen Männer der Freyheit schafft. In diesen Boden schlage die deutsche Jugend ihre Wurzeln, und wachse wie die Eiche immer höher himmelan. Ein so gutes Verhängniss, wie uns als Gliedern eines Universums, deren Individualität ein Theil von diesem ist, werden kann, soll uns werden; aber unsere Freyheit und ihre Anwendung sind in der Nothwendigkeit desselben berechnet. Diess lasst uns festhalten, und des freyen Fluges nie müde werden. Weg für uns mit allen Kränkeleyen, die man für Christenthum und einen Sinn ausgeben will, der in Offenbarungen eindringe, aber unter dem Mantel christlicher Demuth mit dem Hochmuth buhlet!

Wie wenig will geziemen, dass der Dichter, indem er eine Reihe von Strophen über ihre grosse Ge-

genwart zu der deutschen Nation singt, die sogar eine Ergänzung ihrer Haustaufel seyn sollen, so viel von sich und seiner christlichen Demuth redet? und warum drückt er sich über seinen Gott unschicklicher aus, als über sich selber? So sagt er:

Wenn Jeder eben träumte, dass nur mit ihm begann
Sonne, Mond, Erd', Gestirne, der ganze Weltenplan;
— — Gott sahs mit Lachen an!

In einer Anmerkung sagt er: „Klammert euch nicht an *Papierballen*, die *zerreissen*; sondern an den Berg Gottes, an Aller Gott, Heiland und Richter, unseren Herrn Jesum Christum, Amen"!!! Wo ist der Unglückliche, der sich je an einen Papierballen klammerte, um nicht unterzugehen? Dieser Dichter versuchte es vielleicht, wenn der Ballen aus Bibeln bestände. Überhaupt aber, welche abgeschmackte Zusammenstellungen! Wahrlich, wahrlich *Gott siehts mit Lachen an.*

Wir wollen nur noch rügen, dass es auch eine unwürdige, unchristliche Vorstellung sey, wenn nach S. 7 Gott das *Glücksrad* oben dreht, welches unser Blick nicht erspähe, und lieber der glücklichen Sprüche gedenken, die das Gedicht über unsere Zeit enthält. Dahin rechnen wir die Zeile: „Landwehr, Landsturm, *Landbatzen*, fürs Land muss Alles dran." Doch warum geben wir nicht sogleich die schönste und wahrste Strophe?

Nicht dir, du Kriegerjugend, du deutsche Männerkraft,
Die du in wenig Monden hast Deutschland rein geschafft,
Nicht dir empfehl ich Demuth, du hast den Tod gesehn,
Drum sieht man ruhmbekrönet, bescheiden da dich stehn!

Wir nennen sie wahr wegen der *Thatsache*, die sie enthält: Die logische Wahrheit fehlt ihr, wie fast dem ganzen Gedichte. Überaus viele Franzosen, die den Tod weit häufiger gesehen hatten, als unsere jetzige deutsche Kriegerjugend, haben wir leider als die frechsten und stolzesten Menschen kennen lernen. Wir glauben dem Dichter, dass er nicht würdig sey, „sich als einen kühnen Fahnenschwinger dem Volke zu zeigen", wenn er voraussetzt, dass es so grosse Bescheidenheit lehre, dem Tod einmal ins Angesicht geschaut zu haben.

Man sieht leicht, dass auch dieses Gedicht altdeutsch seyn soll. Unsere Literatoren thun viele rostige Kammern auf, um uns für die deutsche Selbstständigkeit zu rüsten. Die viermalhunderttausend blanken Gewehre, welche die englischen Fabriken dem nördlichen Continent in den letzten Monden geliefert haben, thun freylich auch etwas für Deutschlands Freyheit neben der Waffe jener Rostkammern. Aber ist es denn auch alt- und ächt-deutsch, *Herr Carolus* zu singen, weil die Menschen, die zuerst über den grossen Karl schrieben, ihn mit lateinischer Endung benannten? und selbst sie sprachen Carŏlus, und nicht, wie unser Dichter Carōlus. Sogar der lebende Kaiser Franz von Österreich muss hier Franziscus heissen. Der protestantische Friedrich Wilhelm behält die deutsche Endung seines Namens. Ja wohl, lasst uns dem Protestantism nie etwas anflicken, was in das Undeutsche hinüberspielt; *denn dafür, dass wir noch Deutsche sind, haben Luther und die Reformation das Meiste gethan, seit Hermann.*

Ohne Druckort: *Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung*, von *E. M. Arndt.* 1813. 64 S. 8.

Diese Blätter sind dem Manne geweiht, der nach dem Ausdruck des Vfs. an deutscher Tugend und am deutschen Vaterlande nie verzweifelt hat, dem Reichsfreyherrn *Karl von Stein*, und wir setzen hinzu, dem Manne, der vielleicht mehr wie irgend Jemand unserer Tage dazu gewirkt hat, dass Tugend und Vaterland der Deutschen jetzt in Glorie erscheinen. Schwerlich werden wir Zeitgenossen sein unsterbliches Verdienst ganz entwickeln können und dürfen, denn es müssten dabey zu vielerley noch zu schonende Verhältnisse berührt werden; aber ungemein wäre zu wünschen, dass er selbst, der die Historie, ihre Meister und ihren Stil so trefflich kennt, Denkwürdigkeiten über sein Wirken der Nachwelt zurückliesse. Sie würden an männlichem Verstand und Muth, an Wahrheit und wissenschaftlichem Geist, an Gewicht des Inhalts sämmtliche Bekenntnisse übertreffen, die je von Staatsmännern abgelegt sind, würden das Cabinet und die Nation zugleich belehren, was wenigstens in Deutschland bisher noch keine politischen Denkwürdigkeiten vermochten! Wir erinnern hier nur, was allgemein bekannt ist, dass vorzüglich durch *ihn* die Quellen eines frischeren öffentlichen Lebens, die in der neuen preussischen Staatsorganisation entspringen, geöffnet sind.

Dem Hauptthema dieser kleinen Schrift, die reich ist an kernhaften Gedanken und Sprüchen, werden jetzt wohl alle Deutschen beypflichten. Es heisst, dass *alle* Männer einer Nation ihren Wehrstand ausmachen, und eine kriegerische Erziehung und Übung der Jugend die Einleitung und Vorbereitung zum Kriegsdienst seyn solle. Wie erhebend ist S. 23 gesagt: „Wenn alles, was männlich ist, vom siebenzehnten bis zum dreyssigsten Lebensjahre, immer geübt, und durch die gesellige Übung der Waffen und tapferer Spiele mit jenem Seelenstahl des Stolzes gehärtet wird, welchen kein Eroberer zerbrechen kann: dann vermag auch ein Staat von drey bis vier Millionen Menschen Monate lang gegen einen zehnmal grösseren Staat in Waffen auszuhalten, und wird nicht fallen, ehe er durch die Theilnahme anderer Völker, die in *unserem Welttheil nie fehlen kann*, Hülfe findet"! Man darf gegen diese letzte Behauptung eigentlich nicht die traurigen Erfahrungen der letzten Jahrzehende anführen: denn wir waren nicht so kriegerische Völker mehr, dass wir lange aushielten, bis uns fremde Hülfe kam, und dann war in politischer Hinsicht unser Welttheil nicht mehr der unsere, oder das Erbtheil der „europäischen Republik", wovon es freylich tiefere Ursachen gab, als der blosse Mangel an kriegerischer Kraft und Übung der Völker. Was jene Ursachen entkräftet, ein neues politisches Leben im Inneren der Staaten und im europäischen System, wird die Hoffnung, dass auch ein kleineres kriegerisch geübtes und er-

muthigtes Volk nicht vor dem gröfsten Eroberer fallen kann, bis ihm andere Staaten zu Hülfe kommen, erst ganz wahr machen.

Die Gedanken über Kampfspiele, Waffenkreise, Waffenplätze der Jünglinge, von S. 24 an, sind leicht ausführbar und dem deutschen Charakter ganz angemessen, und sobald jenes politische Leben nicht im Staate fehlt, gehen *alle* Hoffnungen, welche hier davon erwartet werden, unfehlbar und überschwenglich in Erfüllung. Zu bezweifeln ist auch nicht, dass so vom funfzehnten bis zum ein und zwanzigsten Jahr geübte Jünglinge in wenigen Wochen die trefflichsten Krieger werden können; und wir sind eben so mit dem Vf. überzeugt, dass die gymnastisch geübte Jugend, sobald ihr nur ein begeisterndes öffentliches Leben des Staats überhaupt ein ächtes Vaterland giebt, schnell eine grosse Umänderung in der Kriegskunst bewirken, und die Gewandtheit und Stärke des menschlichen Körpers wieder mehr gegen Pulver und Geschütz geltend machen werde.

Durch seine Vorschläge zu Einrichtung des eigentlichen Kriegswesens in einem deutschen Staat schneidet der Vf., nach seiner Versicherung, neun Zehntel des ganzen stehenden *Fussvolks* weg, und bewirkt, dass sich das ganze Volk einige Wochen im Jahre zum gewaltigsten Kriege zu rüsten scheint, und sich dann wieder in die Gestalten des Friedens verliert. Die ungeheure Last von Geldaufwand und Sitten, „denn stehende Heere sind in Friedenszeiten stockenden Lachen gleich, woraus Fäulniss und Ungeziefer brütet", welche dadurch dem Staat und den Bürgern erspart werden soll, gehörte zu unseren gröfsten Übeln. Der Vf. nimmt als ein gegebenes Beyspiel den preussischen Staat, wie er im September 1806 war. Ungefähr zehn Millionen an Einwohnern stark, solle derselbe in Friedenszeiten immer so gerüstet seyn, dass er bey ausbrechendem Kriege 300,000 Mann Fussvolk, 50,000 Reiter, und 25,000 Mann für das Geschütz und die Festungskunst in wenigen Wochen bereit hätte. Von dem Fussvolk wären überhaupt 20,000 Mann *stehende* Soldaten, für den Dienst und den Glanz des Herrschers. Dieses ganze Nationalheer soll in Kreisfahnen getheilt seyn, zu welchen alle männlichen Einwohner des Kreises zwischen dem siebenzehnten und fünf und vierzigsten Lebensjahre gehören. Unter Bedingungen, welche die mindeste Störung der täglichen Geschäfte und Arbeiten berücksichtigen, wird diese nationale Kriegermasse in den Waffen geübt. Warum die Schaar, die zu einer Fahne gehört, eben *gleichförmig gekleidet* seyn solle, sehen wir nicht ein. Wenn man auf dergleichen viel rechnet, nimmt man die Menschen noch zu sehr als Kinder, und das ist bey einer so ernsthaften und gewichtigen Angelegenheit keineswegs zu gestatten. Wenn die Kreisfahne sich, ein Jeder in seiner gewöhnlichen täglichen Tracht zu den Waffen gesellt, dann fühlen sie, worauf Alles ankommt, dass sie bey *jeglichem* Geschäft an das Vaterland und seine Ehre denken, sich immerdar als Krieger desselben nehmen sollen. So braucht es auch nicht des Aufwandes, dass sich die Vermögenden selbst die besondere Waffenkleidung anschaffen, und noch weniger der drückenden Einrichtung, *„dass die Armen von der Gemeinde gekleidet, und die Kleider dieser Armen von den Feldwebeln verwahrt, und ihren Trägern bloss für die Übungszeit und die Kirchenparaden abgereicht werden sollen."* Alles, was einer Schaar von Menschen ein äusseres gleichförmiges Ansehen giebt, mag dem Auge gefallen, ingleichen denjenigen, welche dieselbe als eine Einheit handhaben sollen, aber taugt für das Gefühl der Selbstständigkeit des Individuum gar nichts. Soll aber der Arme gar einen Rock tragen, der ihm nicht gehört, ihm wieder ausgezogen und weggenommen wird: wie soll er da mit der Empfindung der Gleichheit, gleicher Ehre und Pflicht, ohne welche das ganze Nationalkriegswesen zuletzt ein Gaukelspiel wird, in die Waffenreihen eintreten? Man wende nicht ein, dass Mancher arm genug sey, um anders als auf eine ehrlose Weise öffentlich erscheinen zu können. Bettler haben kein Vaterland, und sollen nicht die ehrenden Waffen tragen. Sind aber bloss Unglückliche unter ihnen, die können in der Stille wohl so ausgerüstet werden, dass ihnen Kleidung und Waffen eigenthümlich bleiben dürfen.

Unseren ganzen Beyfall hat, dass der Vf. bey Entstehung eines Krieges wenigstens nicht Jünglinge *unter* dem zwanzigsten Jahre *zuerst* ausgehoben sehen will. Wahr und schön sagt er: „In unserem Norden ist die Jugend zwischen dem siebenzehnten und zwanzigsten Jahre fast noch zu grün und saftig; sie kann Muth und Stärke haben wie die anderen Männer; aber sie ist den Beschwerden und Mühseligkeiten nicht so gewachsen, und wird mehr durch Krankheiten, als durch das Schwert aufgerieben." Wir setzen hinzu, dass eben in jenen Jahren sich Landmann, Handwerker, Staatsdiener und Gelehrte zu ihrem künftigen Beruf bilden, sich die Jünglinge die Lehren und Grundsätze einprägen, welche ihnen für das weitere Leben Festigkeit geben. Mit dem zwey und zwanzigsten Jahre, und mit diesem Alter möchten wir die Aushebungen für den Krieg beginnen, hat in der Regel ein Jeglicher seine Tüchtigkeit für den künftigen Beruf dargethan; und schreitet die erste Folgereihe der Aushebung bis zum zwey und dreyssigsten Jahre des Alters fort: so steht der Mensch bey demselben auf dem Puncte des Lebens, wo er zum Hausvater und seinem Geschäft gewöhnlich die volleste Reife hat. Reicht diese erste Folgereihe nicht aus, alsdann soll man, wir stimmen darin ganz dem Vf. bey, die ältesten der verschonten zarteren Jünglinge zuerst ausheben, und an die siebenzehnjährigen zuletzt kommen. Es ist rathsamer, jene Jünglinge der Gefahr auszusetzen, dass sie den Mühseligkeiten erliegen, als die vollreifen Männer von Heerd und Geschäft und Amt abzurufen. Um zwey Jahre rückten wir dann immer weiter fort, als der Vf., und die letzten, an welche der Aufruf käme, wären die zwischen dem zwey und dreyssigsten und sieben und vierzigsten Jahre. Zur Zeit gröfster Gefahr ziehen alle Männer, die noch gehen und schlagen können, wider den Feind aus.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Ohne Druckort: *Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung* von *E. M. Arndt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Neben dieser kriegerischen Nationalmacht, die jeden Augenblick schlagfertig gemacht werden kann, wenn sie gleich im Frieden ruht, nimmt der Vf., wie oben erinnert ist, ein *stehendes* Heer für die Friedenszeiten an, in welchem aber nicht *Ausgehobene*, sondern *Geworbene* dienen sollen. Wir lasen diess nicht ohne Befremden, da er S. 40 vor stehenden Heeren im Frieden, wie vor Lachen voll Fäulniss, zurückschauderte; und wozu die *geworbenen* Soldaten? Wir wollen hoffen, dass hier nicht jene Söldlinge, welche die Werbetrommel sonst aus aller Fremde zusammenrief, sondern nur *Freywillige* gemeint sind, die sich aus der Nation zu einem ewigen *Soldatenstand* melden. Allein die Nation soll Soldat seyn, und es soll keinen *Stand* von *Soldaten* geben. Denn in ihm ist sogleich wieder der Keim zu allen Übeln der stehenden Heere, und durch ihn wird das alte heillose Vorurtheil fest gehalten, dass sich die Nation hinter einem Wehrstande sorgenlos lagern und entnerven können. Für den Dienst des Staates, in den Festungen, auch zum Glanz der Souveräne, muss allerdings eine bedeutende Schaar von Kriegern stets in Thätigkeit seyn; aber dazu bedarf es gar nicht solcher, welche für ihr ganzes Leben nichts als Soldaten sind, sondern man brauche dazu *wechselnd* einen Theil der Nation, wie Heinrich der Erste von Deutschland, der wahrlich einsah, was der deutschen Nationalsicherheit und Nationalfreyheit frommte, von neun freyen Männern der Landbewohner Einen für eine bestimmte Zeit in die Festen legte, so dass sich die Folgereihen einander ablösten.

Für ein stehendes Heer von Geworbenen, wie der Vf. im Sinne hat, führt er den Grund an, „weil im Frieden auch kein Schatten von Soldatenzwang oder Conscription erscheinen solle." Allein ein solcher Zwang, der einen Theil der Nation nach dem anderen nöthigt, wirklich activ im Soldatendienste zu seyn, zu welchem Alle stets bereit seyn müssen und von Jugend auf geweiht werden, ist nicht mehr Zwang, als wenn nach dem Vorschlage des Vfs. jeder Bürger bis in sein fünf und funfzigstes Jahr drey Sommermonate den Übungen der Schützengilde beywohnen muss. Was übrigens die französische Conscription betrifft, vor welcher hier solcher Abscheu bezeigt wird: so ist sie dem Wesen nach nichts Anderes, als die deutsche Landwehr; und könnte diese jemals von eben so abscheulichen Leidenschaften gemissbraucht, zu Kriegen ohne Ende gezwungen werden, wie jene: so wäre sie gleich ihr ein Ungeheuer und ein Jammer.

Der Vf. hat noch eine andere Ansicht, warum er ein stehendes Heer von Geworbenen annimmt. Bey dem oben gegebenen Beyspiel eines Staates von 10 Millionen Einwohnern, der bey ausbrechendem Kriege 300,000 Mann Fussvolk, 50,000 Reiter, und 25,000 Mann für Geschütz und Festungskunst in wenigen Wochen schlagfertig haben sollte, ist nämlich vorausgesetzt, dass diese letzten 75,000 Streiter auch ein stehendes Heer von *Geworbenen* nebst den bestimmten 20,000 Mann Fussvolk seyn sollen, aus dem Grunde, weil „ein Reiter einem Matrosen gleich, sein Pferd sein Schiff ist, Waffen und Zeug ihm Segel und Tackeley des Schiffes sind, weil er das ganze Jahr geübt seyn muss"; ferner, „weil das schwere Geschütz und sein Gebrauch nur durch die unaufhörliche Übung und Fertigkeit seiner Handlanger vervollkommnet wird."

Wir gestehen, dass uns dadurch die Freude an einer neuen deutschen Kriegsordnung sehr schwindet. Steigt in einem Staate von 10 Millionen Einwohner ein stehendes Heer bis auf 100,000 Mann: so drohen alle alten Übel der stehenden Heere; und auf eine so ganz unnöthige Weise wird das schöne Werk einer Nation als der einzigen Heeresmacht verderbt. Unter den zehn Millionen bilde man doch die jungen Männer, deren ganzes Seyn mit sich bringt, dass sie Pferde halten, lieben und fast täglich üben, wenigstens sich mit ihnen einüben könnten, z. B. die Söhne von Güterbesitzern, Pächtern, Postverwaltern u. s. w., zu einer nationalen Reiterey; und übe sie häufiger eine längere Zeit unter besonderer Aufsicht, als die übrige Nation in der Eigenschaft von Fussvolk. Eben so nehme man sich mit jungen Leuten, besonders aus wohlhabenden Familien, welche Lust und Fähigkeiten vorzüglich zu Handhabung des Geschützes und für die Festungskunst eignen. Man brauche diese und die Reiterey vorzüglich zum activen Dienst in Friedens-

zeiten: es bedarf für denselben dann noch gar wenigen Fussvolkes.

Ganz weg also mit *Geworbenen*, mit einem *stehenden* Heer, vor allem mit einem so starken, wie 100,000 Mann auf 10 Millionen Einwohner, was ja beynahe um die Hälfte das ganze alte Übel wäre, und es bald ganz werden möchte, und die Nationalmacht wieder in sich verschlingen würde. Fände ein soldatischer König von zehn Millionen grosse Freude an dem activen kriegerischen Dienst, und brauchte dazu vornehmlich die kaum beschriebene Reiterey und Artillerie: welche Freude und Mannichfaltigkeit müsste ihm werden, wenn nun jeglichen Monat ein Sechstel aus den etwanigen hunderttausend Mann austräte, und eben so viel neue hinzukämen, und wie wenig kostspielig würde ihm ein solches actives, nicht stehendes, sondern ewig bewegliches und immer erneuetes Heer seyn! Selbst wenn er Freude an einem äusseren Schein dieser Truppen hätte, wie gern würden ihm die Meisten aus eigenen Mitteln genug thun, wie leicht wäre, die Ärmeren zur Gleichheit mit jenen, ohne Druck der Beschämung, zu verhelfen! Von den immerwährenden Übungen dieser Truppen ginge dann der König zu den zeitgemässen der Kreisfahnen, und würde da wieder seine wohlbekannten Kriegsmänner ohne den etwanigen Soldatenrock in den Reihen der Nation erblicken, die ihre Abtheilungen nur durch ein vielsagendes, mit wichtigen Erinnerungen verknüpftes, fast symbolisches Feldzeichen unterschiede.

So wenig wir einen *Soldatenstand* zugeben können: so sehr halten wir einen *Stand der Officiere* für unentbehrlich. Männer nämlich, welche sich durch Studien und Talent eignen, dem Kriegswesen einzig und immerdar auch im Frieden zu leben, sind wie eine Abtheilung des gelehrten Standes zu nehmen. Sie sollen ihre Wissenschaft ununterbrochen lernen und lehren und anwenden. Sie stehen an der Spitze von Kriegsschulen, welche nach Massgabe von der Nation besucht werden, insonderheit aber solche bilden, die wieder in den Stand der Officiere treten wollen.

Alle diese Ideen sind unfehlbar heilbringend für die deutsche Nation, wenn sie gut ausgeführt werden; und diess ist gar leicht, wenn die Männer an der Spitze der Staaten Ernst dazu, reinen Willen und Kopf genug haben. Bald wird sich dann aber auch ergeben, dass selbst eine solche nationale Heeresmacht sich in ein Narrentheiding verwandelt, *wenn nicht geschieht das Eine was nun Noth ist, dass wir ein öffentliches Leben und ein Vaterland bekommen, weil die Nation unmittelbar durch ihre Urversammlungen, und in den weiteren Kreisen durch Repräsentanten in Gesetzgebung und Verwaltung gezogen wird.*

Der redliche und kräftige Vf. dieser Schrift, der ein vorzügliches Talent, besonders Gemüth, zum Volksschriftsteller besitzt, bemühe sich, es immer mehr zu werden, indem er mit Klarheit und Einfalt, ohne Wortgepränge, ohne Ausholungen, wie hier zu Anfang und Ende der Schrift, nur das aufstellt, was mit seinen richtigen Grundideen übereinstimmt.

Ms.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Philipp Melanchthons Erzählung vom Leben D. Martin Luthers.* Übersetzt und herausgegeben von D. *Friedr. Theoph. Zimmermann*, Prof. in Hamburg. Mit Anmerkungen vom Professor *v. Villers.* Nebst einer Vorrede von Dr. *G. J. Planck*, Consistorial-Präsident. Mit Luthers Bildniss, nach einem Originalgemälde gestochen von Riepenhausen. 1813. VIII u. 108 S. gr. 8. (18 gr.)

Ungeachtet Melanthons *Historia de vita et actis Mart. Lutheri* die erste und lauterste Quelle ist, aus welcher die späteren Biographen des unsterblichen Reformators schöpften: so ist sie doch, bey der überaus grossen Zahl der Lebensbeschreibungen Luthers, übersehen, und beynahe ganz vergessen worden. Sie erschien zuerst 1546, von Melanthon am 1 Jun. d. J. unterzeichnet, im zweyten Bande der lateinischen Werke Luthers, wittenberg. Ausgabe, ward von 1547 an mehrmals besonders abgedruckt, in den vierten Band der *declamat. Melanth.* aufgenommen, und zuletzt von *Heumann* in Göttingen 1741 und 1746 mit Anmerkungen herausgegeben. Eine deutsche Übersetzung besorgte *Matth. Ritter*, die zu Wittenberg 1554 erschien, und mehrmals aufgelegt ward. Da die älteren Ausgaben des Originals sowohl, als der Übersetzung äusserst selten, und die beiden neueren von *Heumann* besorgten Abdrücke nur in den Händen weniger Gelehrten sind: so war es ein sehr verdienstliches Unternehmen des durch eine frühere Gedächtnissschrift (*Memoria Mart. Lutheri*, Hamb. 1808) rühmlich bekannten Hn. Prof. *Zimmermann*, dem Reformator, zu einer Zeit, wo man so geneigt ist, seine Verdienste um die Wiederherstellung der Denk- und Gewissens-Freyheit herabzusetzen, durch eine neue lesbare Übersetzung der melanthonischen Schrift, verbunden mit den lehrreichen Bemerkungen des Hn. *v. Villers*, ein würdiges Denkmal zu errichten. Bey aller Einfachheit und Anspruchlosigkeit des Vortrags, die allen Schriften Melanthons eigen ist, fühlt man sich, wie der ehrwürdige *Planck* in der lesenswerthen Vorrede S. VII mit Recht bemerkt, von der Wahrheit der Erzählung lebhaft ergriffen. Man hört den vertrauten Freund und vieljährigen Mitarbeiter an dem grossen Weltbeglückenden Geschäft, von dem man ein richtigeres und zuverlässigeres Urtheil über Luther und den Gang der Reformation erwarten konnte, als von allen anderen gleichzeitigen und später lebenden Beobachtern. „Wer hätte auch (schreibt *v. Villers* im Vorberichte) mehr Beruf dazu gehabt, diese Arbeit würdig auszuführen, als der, der dreyssig (28) Jahre hindurch in der innigsten Vertraulichkeit mit Luther gelebt, der beständig mit ihm

gedacht, gearbeitet, gekämpft hatte?" Doch kann man nicht leugnen, dass Melanthon's Aufsatz für einen so wichtigen Gegenstand viel zu kurz, und bey weitem nicht erschöpfend ist; er beträgt nicht mehr als 2 Bogen von S. 8—41. Diese Mängel aber ersetzen die sehr schätzbaren Anmerkungen des Verfassers eines bekannten classischen Werkes über den Geist und die Wirkungen der Reformation S. 42—96, die eben so reich sind an treffenden Urtheilen und neuen Ansichten, als die interessanten Bemerkungen in Müllers Reliquien, und wie diese ganz dazu geignet, die Verdienste Luthers und den Werth der Reformation, zur Beschämung ihrer Gegner, im hellesten Lichte darzustellen. — Nur einige wenige Zusätze erlaubt sich Rec. S. 46. Luthers Lehrer in Erfurt *Jodocus*, mit dem Geschlechtsnamen *Trutvetter*, aus Eisenach, war zwar ein heftiger Gegner der Reformation, aber nach Luthers Urtheil *aetatis suae princeps dialecticorum.* — Der ehemalige Director des Gymnas. zu Eisenach, *Eckhard*, hat 1791 sein Leben in einem Programm beschrieben. — S. 59 wird gesagt: Luther ward 1512 Pastor an der Hauptkirche zu Wittenberg, und verwaltete dieses Amt bis an seinen Tod. Diese Angabe ist dahin zu berichtigen, dass Luther einige Zeit des kranken Stadtpfarrers Simon Heins und des in Reformationsangelegenheiten oft abwesenden Joh. Bugenhagens Stelle vertrat. Letzterer war von 1523 Stadtpfarrer, und Luther, wie er sich nennt, dessen Lückenbüsser und Unterpfarrherr. — S. 70. Einen nicht unbedeutenden Einfluss auf die mildere Stimmung Friedrichs des Weisen und auf dessen Neigung für Luther hatte *Georg Spalatin*; daher dieser Mann unter den ersten Beförderern der Reformation mit Achtung genannt zu werden verdient. — S. 71. Luther gesteht selbst seine zu weit getriebene Heftigkeit, die auch Melanthon nicht mit Stillschweigen übergeht, in einem Briefe an Conrad Pellicanus von 1521, wo er die von Hn. *v. Villers* bemerkten Beleidigungen seiner Gegner zu seiner Entschuldigung anführt. Das Selbstgeständniss des so bescheidenen und so freymüthig über sich urtheilenden Mannes ist bemerkenswerth. „*Recte mones modestiae me, sentio et ipse, sed compos mei non sum, rapior, nescio quo spiritu, cum nemini me male velle conscius sim; verum urgent etiam illi furiosissime, ut satanam non satis observem.*" — S. 83. Dass *Karlstadt*, als er sich jener bekannten Verirrungen schuldig gemacht hatte, nach Wittenberg zurückgekehrt sey, ist nicht erweislich; vielmehr trieb er sich allenthalben herum, und ward zuletzt in Basel als Professor und Prediger angestellt. — Angehängt ist von S. 97—108 eine Zeittafel über die Hauptbegebenheiten im Leben Luthers, zur Übersicht sehr bequem. Bey dem J. 1513 wird bemerkt: „*Hutten schreibt seine Epist. obscurorum virorum.*" Erwiesen ist, dass *Joh. Crotus* eben so vielen Antheil an diesen Briefen hatte, als Hutten. Die erste Ausgabe erschien unter dem angeblichen Druckorte Venedig, ohne Jahr, höchstwahrscheinlich 1516. (S. *Meusels* histor. literar. Magazin I, 38. vergl. III, 312.) Der Pest im J. 1527 wird als Begebenheit im Leben Luthers gedacht, weil die Universität wegen der Seuche nach Jena verlegt ward, Luther und Bugenhagen mit 60 Studenten allein zurückblieben. Auch liess ersterer damals, durch die Pest veranlasst, die bekannte Schrift: Ob man vor dem Sterben fliehen möge, in Druck ausgehen. — S. 103 heisst es: „*Luther besucht die Kirchen und Schulen in Sachsen*", bestimmter: untersucht den Zustand der Kirchen und Schulen. Es war bekanntlich die erste allgemeine Kirchenuntersuchung, die Luthern zur Abfassung des kleinen Katechismus Veranlassung gab. — Der Abdruck ist übrigens fast durchaus fehlerfrey. Nur ist S. 18 Z. 4 statt 27sten zu lesen *25sten*, und S. 49 Z. 11 st. Flacianus, *Flacius.* —

Eine besondere Zierde ist das vorgesetzte, von *Riepenhausen* nach einem Originalgemälde, das Hr. *v. Villers* besitzt, meisterhaft gestochene Bildniss Luthers. Rec. hat mehrere Abbildungen Luthers vor sich liegen, unter anderen auch das von *Bernigeroth* im J. 1747 nach einem cranachischen Original von 1523 mit grossem Fleiss gestochene Porträt, das *Schröckh* für das einzig ähnliche hielt, und in einem getreuen Nachstich seinen Lebensbeschreibungen vorsetzen liess, und das sonst sehr geschätzte von *Bolt* nach Cranach 1794 gestochene, im Pantheon der Deutschen. Bey einer näheren Vergleichung wird der Kenner der hier gelieferten Abbildung in Hinsicht auf Ähnlichkeit und Stich den Vorzug zugestehen. Die S. 55 versprochene ausführlichere Geschichte Luthers wird allen Verehrern des grossen Mannes ein sehr erwünschtes Geschenk seyn. Bey so vielen zum Theil sehr beyfallswürdigen Vorarbeiten ist eine Schilderung des Reformators in *Villers* Geiste noch immer Bedürfniss.

F. K.

EISENBERG, b. Schöne: *Friedrich Taubmanns Leben und Verdienste.* Versuch einer genaueren und billigeren Beurtheilung des oft verkannten Mannes und Beytrag zur Feyer des eben verflossenen zweyten Jahrhunderts nach seinem Tode. Nebst einem Abriss des Zustandes der Philologie in Sachsen während des sechzehnten Jahrhunderts. Von M. *Friedrich Adolph Ebert.* 1814. VIII und 176 S. 8. (12 gr.)

Keinem mit Taubmanns Charakter und Schriften bekannten Literator kann es gleichgültig seyn, dass die Manen eines zu seinen Zeiten sehr geschätzten, um das Studium der classischen Literatur nicht unverdienten Mannes, durch die Verbreitung fader, zum Theil erdichteter Anekdoten entweiht wurden. Nicht genug, dass die im J. 1702 erschienenen und mehrmals aufgelegten *Taubmanniana* den Grund zur Herabsetzung seiner Verdienste legten: so suchten ihn noch neuerlich ein sich so nennen-

der Simon von Cyrene und August Wilhelmi (*Aug. Wilh. Meyer*) zur Belustigung der Lesewelt, als Possenreisser, in einer lächerlichen Gestalt darzustellen. *Flögel*, durch die *Taubmanniana* irre geführt, nahm ihn in seine Geschichte der Hofnarren auf, und *Engelhardt*, im zweyten Theil der täglichen Denkwürdigkeiten, zählt ihn wenigstens unter die Lustigmacher. Dank verdient daher der durch einige frühere Schriften (z. B. *über öffentliche Bibliotheken und Vorschläge zu einer zweckmässigen Einrichtung derselben*, Freyberg 1811. 8.) bekannte Vf. gegenwärtiger Lebensgeschichte Taubmanns, die er, nach S. VI der Vorerinnerung, als Resultate einer vierjährigen ruhigen und unparteyischen Prüfung niederschrieb, dass er die Ehre eines durch Charakter und Gelehrsamkeit gleich achtungswürdigen Mannes gegen unverdienten Spott und Tadel zu retten sucht. Nicht ohne die sorgfältigste Vorbereitung übernahm er diese Arbeit, indem er sich sowohl mit den literarischen Hülfsmitteln, als mit den Schriften Taubmanns näher bekannt machte; daher seine Schrift die bisherigen Biographieen dieses Mannes an Genauigkeit und Ausführlichkeit weit übertrifft. — Nach einer kurzen Angabe der Lebensumstände, folgt S. 15 eine getreue Schilderung des moralischen Charakters, mit steter Hinsicht auf unerwiesene Beschuldigungen und entehrende Verläumdungen. Zur näheren Bestimmung des literarischen Werthes und der Verdienste Taubmanns um das Sprachstudium bahnt sich der Vf. den Weg durch den auf den Titel genannten Abriss des Zustandes der Philologie in Sachsen S. 33—68. Dieser von *Jac. Buckhardt* in *comment. de linguae latinae in Germania fatis* nur zum Theil bearbeitete Gegenstand ist einer weiteren Ausführung würdig, die vielleicht von dem, mit den besten Hülfsmitteln bekannten Vf. noch zu erwarten ist. Von S. 69 — 108 wird gezeigt, welche Verdienste sich T. um das lateinische Sprachstudium, um die Erklärung der Classiker und um die Dichtkunst erwarb. Nach einer näheren Beleuchtung der Vorwürfe einiger Gelehrten, die ihn des Plagiats beschuldigen, weil er Scaligers Bemerkungen in seine Ausgaben des Plautus und Virgilius übertragen hatte, wird *Heynens* hartscheinendes Urtheil über ihn, doch mit billiger Einschränkung, als richtig anerkannt. Das Verzeichniss der Schriften T. und der Quellen seiner Lebensgeschichte, S. 108 — 145, ist sehr genau und vollständig; besonders wird die Ausgabe des Plautus ausführlich beschrieben und gewürdigt. Zuletzt folgen S. 146 Erläuterungen zu T. Leben, und 167 eine Nachschrift, die sich mit Beurtheilung der *Böhm. Opusc. de literatura Lips.* beschäftigt. — Ähnliche pragmatische Lebensbeschreibungen theils verkannter, theils zu wenig bekannter Gelehrten, wozu der Vf. in einer Anmerkung zu S. 45 Hoffnung macht, werden dem Literator, dem nicht gleiche Hülfsmittel zu Gebote stehen, sehr erwünscht seyn.

Bey einer fast Alles erschöpfenden Vollständigkeit, kann Rec. nur einige wenige Zusätze zur Ergänzung beyfügen. S. 3. *Wonsee's*, Taubmanns Geburtsort, ist nicht mehr Marktflecken. Schon im J. 1328 erhielt er vom K. Ludwig Stadtrecht. Das Städtchen von etlichen 60 Häusern liegt an einem Felsen, auf welchem 1746 der bekannte Lustort *Sanspareil* angelegt ward. T. steht daselbst in hoher Achtung. Der Besitzer des väterlichen Hauses liess, 200 Jahre nach seiner Geburt, das Andenken an ihn durch eine daselbst aufgestellte Gedächtnissschrift erneuern, des Inhalts: „In diesem Hause ist ein grosser Mann geboren worden den 16 May 1565 von Marcus Taubmann, Burgermeister allhier, und Barbara geborne Hofmannin, *Friedrich Taubmann*, ein weltberühmter Professor und Poet zu Wittenberg in Kursachsen. Er starb alt in Schriften, aber jung an Jahren" u. s. w. (S. *Jo. Gottfr. Köppels Eremitage in Sanspareil*, Erlangen 1793.)

S. 109. Taubm. *Carmen seculare* ist auch in *Act. jubil. acad. Vit.* 1602 abgedruckt. In *Dornavii Amphitheatro sapientiae Socraticae* befinden sich mehrere scherzhafte Gedichte von T., z. B. *pulicelli in patera suffocati epicedium*, *epitaphium caniculae et lepusculi etc.* S. 136. Das im Namen des damaligen Rectors *Wolfg. Franz* geschriebene Leichenprogramm hat den Professor der Beredsamkeit *Adam Theodor Siber* zum Vf. Es steht in dessen *Διαλέξεων academicar.* Vol. II. p. 198 f. Eine kurze Schilderung entwirft Taubmann von sich selbst in *diss. de lingua latina* p. 102. ed. 2. *Professor ille*, schreibt er, *subfuscus*, *commodae staturae*, *in publico austerus*, *domi festivus*. Sein Lobredner *Erasmus Schmidt* bezeichnete seinen, jetzt verwitterten Grabstein mit einer Inschrift. Hier wird er genannt: *Vir pietatis zelo publice notissimus*, *literarum graecarum et latinarum vindex acerrimus*, *barbariei extirpator felicissimus*, *Europae totius lumen splendidissimum*, *poeta incomparabilis*. Wenn auch dieses viel tönende Lob tiefer herabgestimmt werden muss: so zeugt es doch von der grossen Achtung, in welcher Taubmann unter seinen gelehrten Zeitgenossen stand, und von dem weit verbreiteten Ruhm, den er sich durch seine Schriften erworben hatte. —

Nach einer so gründlichen Vertheidigung wird es hoffentlich kein Simon von Cyrene, oder ein ähnlicher Scribler, mehr wagen, sich durch Auftischung fader Anekdoten an den Manen eines so verdienten, von Casaubonus, Gruter, Scaliger, Dan. Heinsius u. A. geschätzten Mannes zu seiner eigenen Schande zu versündigen.

F. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Neben der Bewunderung und Nacheiferung, welche der hohe Muth und die Thatkraft der edlen preussischen Nation seit Jahresfrist in Deutschland erregte, spricht vorzüglich die Quelle, woraus beides herfloss, der neu belebte religiöse und moralische Sinn dieses Volks, das Herz des Gottes- und Menschen-Freundes und nachdenkenden Beobachters an. Mit Entzücken bemerken wir, wie unter anderen grossen Vorzügen der Glaube und die Liebe des frommen Regenten sich seinem Volke mitgetheilt hat, wie nun auch die Lehrer der Religion mit neuer Freudigkeit zur ächt-christlichen Wirksamkeit erwachen, und, wie von Einem Geist ergriffen, auf das einzige Nothwendige hinarbeiten, wie selbst die geistliche Beredsamkeit durch die glückliche Wendung der allgemeinen Angelegenheiten und die ihr wiedergeschenkte Redefreyheit einen eigenen Charakter anzunehmen beginnt, und das irdische Grosse weihet und heiliget und dem Unendlichen aneignet. Eine beträchtliche Anzahl eigener Casualreden, in denen der Genius der älteren Volksredner sich mit dem Genius des Christenthums innigst verschwistert, ist aus dieser glücklichen Wiedergeburt hervorgegangen. Wir machen hier den Anfang, die einzeln gedruckten, von den Herausgebern oder Verlegern uns zugekommenen geistlichen Reden zu verzeichnen:

1) Berlin, b. Maurer: *Gott ist den glaubenden Völkern nahe, und der Vertrauenden Schutz und Helfer.* Predigt, am Sonntage Palmarum den 11 April 1813 gehalten von dem jüngeren Oberprediger *Starke* zu Driesen. 1813. 14 S. 8. (4 gr.)

2) Berlin, b. Dietrich: *Zuruf an die Jünglinge, welche den Fahnen des Vaterlands folgen.* Von den Herausgebern der Erbauungen. 1813. 15 S. 8. (3 gr.)

3) Berlin, b. Maurer: *Wann soll unser Glaube gross seyn?* Ein Wort für Christen, insonderheit an mein preussisches Vaterland und die jungen Krieger und Vertheidiger desselben, zur Zeit der Gefahr, in einer Predigt, am Sonntage Reminiscere den 14 März 1813 gehalten, von *W. L. Kriege*, Prediger zu Drossen in der Neumark. 1813. 20 S. 8. (4 gr.)

4) Berlin, b. Maurer: *Predigt zur Feyer des Auszugs unserer Krieger* am 28 März vor den Gemeinden zu Prenzlau. *Nebst einer Rede zur Vereidigung der Landwehr* am 15 April 1813 gehalten von *K. Fr. Reichhelm*, Superintendent. 1813. 24 S. 8. (6 gr.)

5) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Die Freude des Christen über die Erlösung unseres (seines) Vaterlands.* Predigt, bey Wiedereröffnung der St. Georgenkirche zu Glaucha vor Halle am 3 Adventssonntage 1813 gehalten von D. *C. L. Tr. Tiemann.* 1813. 30 S. 8. (4 gr.)

6) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Siegspredigt.* Gehalten in der Marienkirche zu Bernburg den 18 November 1813 von *Fr. A. Krummacher*, Dr. der Theologie und herzogl. anhaltischem Superintendenten, Consistorialrath und Oberprediger an der Schlosskirche. *Nebst einem Anhange von 5 Kriegsliedern.* 1813. 24 S. 8. (4 gr.)

7) Leipzig, b. Dyk: *Dass auch in Zeiten der Bedrängniss Gott überschwenglich thun könne über alles, was wir bitten oder verstehen.* Eine Predigt über die Epistel am 16 Trinitatissonntage gehalten, und auf Verlangen dem Druck übergeben von M. *J. R. Nebe*, Prediger zu Crumpa bey Merseburg. 1813. 20 S. 8. (3 gr.)

8) Ronneburg, b. Hahn: *Predigt am Dankfeste für den bey Leipzig erfochtenen Sieg.* Am Weihnachtstage gehalten von *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten und Oberpfarrer in Ronneburg. 1813. 24 S. 8.

9) Jena, b. Cröker: *Zwey Predigten, mit besonderer Beziehung auf die neuesten Ereignisse der Zeit gehalten*, von Dr. *H. A. Schott*, Professor der Theologie zu Jena. 1814. 40 S. 8. (4 gr.)

10) Gotha, b. Becker: *Wie erleichtert uns Gott das Elend der Zeit?* Eine Predigt am Ärndtefeste den 31 October 1813 gehalten von Dr. *J. F. Ch. Löffler*, Generalsuperintendenten in Gotha. Über Psalm 68, 20. 1813. 22 S. 8. (2 gr.)

11) Gotha, b. Becker: *Zwey Andachten, am ersten Tage des Jahres und bey der Verpflichtung der Freywilligen des Herzogthums Gotha*, am 18 Januar 1814 von Dr. *J. F. Ch. Löffler.* 1814. 48 S. 8. (2 gr.)

No. 1. Nach einem pathetischen Eingange, worin

die Tyranney des Feindes und die Gefahr des Vaterlandes rührend dargestellt wird, behandelt der Vf. nach Psalm 94, 14. 15 das Thema: *Gott ist den glaubenden Völkern nahe, und der Vertrauenden Schutz und Heil;* mit einer dem grossen Inhalte entsprechenden Beredsamkeit und tiefgefühlter Begeisterung für die heilige Sache. Nur eine vorzügliche Stelle zur Probe, wo der Vf. den Contrast zwischen dem übermüthigen Eroberer und dem zur Selbsthülfe aufstehenden biederen Volke rührend aufstellt S. 8: „Der, dessen Name auf dem halben Erdkreise gefürchtet ward und gehasset wird, den kriechende, verächtliche Schmeicheley den Unüberwindlichen, und thörichte Verblendung, die nicht weiss und versteht, was wahre Menschengrösse ist, den Grossen nannte, der, welcher in seinem Übermuthe und seiner Übermacht wähnte, es müsse ihm Alles glücken, Alles gelingen, was sein unermesslicher, unersättlicher Ehrgeiz zum Unheil der Menschengeschlechter und zur Vernichtung alles Erdenglücks und Erdenfriedens ersann und erstrebte —: der, der hat es erfahren, zu seinem Schrecken, seiner Schmach und Schande, dass Völker, die den Herrn fürchten und dem Herrn vertrauen, nicht verzagen und erbangen, nicht sich demüthigen und die Kniee beugen." — S. 10: „Wir sind keine Eroberer und Unterdrücker, wir kämpfen nicht aus Ehr- und Habsucht und Gewinnsucht, wir kämpfen und streiten für Recht und Gerechtigkeit, für König und Vaterland, für Freyheit und Ehre und Unabhängigkeit; wir wollen freye Menschen seyn und keine Knechte, wir wollen freye Preussen, freye deutsche Männer seyn, und nicht in schimpflicher, schändlicher Erniedrigung Tyrannenketten schleppen." —

No. 2. Dieser *Zuruf* ist ganz geeignet, mit religiösen und moralischen Gründen das Herz des Jünglings zur edleren Begeisterung für Fürsten und Vaterland zu erheben. „O schöne Zukunft, ruft S. 10 der patriotische Redner, süsse Hoffnung! wenn mit dem Friedensengel bald der Genius der ganzen Menschheit bey uns einkehrt, wenn seine Fackel das grosse Schauspiel des allgemeinen Wiedersehens und Wiedererkennens beleuchtet, und mit der stillen Flamme auch des inneren Friedens alle Herzen bald erhellet." —

No. 3. Obgleich bey dieser Gelegenheitspredigt, wo, weil die Gelegenheit so nahe lag, dieselbe immer in der Entfernung gehalten wird, nicht, wie in den übrigen, die Gelegenheit deutlicher aussprechenden, ein höherer Schwung vorherrscht: so ist doch überall das Religiöse und Moralische deutlich hervorgehoben, und durch leicht verständliche Winke jede Beziehung angegeben. Wer erkennt z. B. nicht sogleich an folgender Stelle die biedere preussische Nation! S. 8: „Es giebt Völker, die fern von dieser Schüchternheit und unmännlichen Furchtsamkeit, gerade im Unglück und in drohenden Gefahren eine Standhaftigkeit, Grösse und Erhabenheit des Geistes zeigen, der man sie kaum fähig gehalten hätte. Weit entfernt, allen Glauben an sich selbst und an eine bessere Zukunft zu verlieren, und einer stummen Unterwerfung Gehör zu geben, wissen sie sich gleichsam unter einstürzenden Ruinen unbeschädigt zu erhalten, und der Heftigkeit der eindringenden Gefahr Grenzen zu setzen, wenigstens ihre schädliche Wirksamkeit zu mildern. Sie geben aus dem Staube, in welchen das eiserne Geschick sie hinzustürzen schien, mit neuer Lebenskraft, mit gesammelten gediegenen Entschlüssen, mit sonst nie gehabten Kenntnissen ihrer Kraft und vermögenden Bündigkeit hervor, und suchen sich des Druckes zu entledigen, unter welchem sie, wenn auch gebückt, doch nicht muthlos und überwunden, einhergingen." Der Ausdruck S. 19: *der Gefahr lachen*, ist wohl nicht der schicklichste und würdigste. Die Zueignung dieser einzelnen Predigt an einen der ersten Staatsmänner hatte vermuthlich ihre eigene Veranlassung. —

No. 4. Schwung und Kraft und ein stetes Festhalten der Gelegenheit empfehlen diese Predigt. Nach Psalm 60, 13. 14 empfiehlt der Vf. *die Pflicht des Gebets und der Hoffnung zu Gott* bey dem Auszug der vaterländischen Krieger zum heiligen und edeln Kampf für König und Vaterland. Der Kampf unserer Krieger, sagt er, ist 1) ein heiliger und edler Kampf. Um so mehr ists 2) unsere Pflicht, für sie zu beten, und zu hoffen auf Gott. *Die Kraft des Gebets* ist S. 13 vernünftig und ächt christlich aus einander gesetzt. Nur scheint das Aufheben der Hände Moses (2 Mos. 17, 11) als beweisendes Beyspiel nicht zweckmässig angeführt. Es war nur eine symbolische Handlung, um die Israeliten mit Muth zu beleben.

No. 5. Zwar kann der Abscheu an dem Unterdrücker der Menschheit nicht stark genug ausgesprochen werden; indess scheint es doch zu viel und ein zu unwürdiger Gegenstand der heiligen Beredsamkeit zu seyn, wenn erst im Eingange S. 5. 6 und sodann im Übergange S. 11 seine Unbilden wiederholt aus einander gesetzt werden. Es ist nicht zu leugnen, auch in den Propheten finden wir einen Feuereifer gegen die Tyrannen: aber sie entfernten sich nie von der religiösen Ansicht, und deuteten Alles, was von ihnen zu sagen war, in wenig Worten an. Und diess ist auch bey allbekannten Begebenheiten unumgänglich nöthig, wenn die Darstellung nicht zum Überdruss werden, und den Schein der Erbitterung bekommen soll. Ein Muster der Darstellung *eines auf ähnliche Art erniedrigten und gezüchtigten Tyrannen* finden wir Jesaiä 14. Erstlich V. 7 die allgemeine Ruhe und Befriedigung nach seinem Sturz: *Nun ruhet doch alle Welt, und ist stille und jauchzet fröhlich.* Dann die Gemüthsstimmung beym Anblick des Tyrannen V. 16: *Wer dich siehet, wird dich schauen und ansehen, und sagen: Ist das der Mann, der die Welt zittern, und die Königreiche beben machte?* Dann in wenig Worten seine Verheerungssucht: *Du hast dein Land verderbet und dein Volk erschlagen.* — Sehr zweckmässig aber war es, wenn der Vf. im 1 Theile vor

dem Unheiligen warnte, das so leicht in eine solche Freude sich einmischen kann. Rührend ist der Schluss der Predigt S. 25 durch die Apostrophe an die Manen der im Kriege gefallenen Brüder. Nur wünschte Rec. die Stelle weg: *Lieblicher blühe und dufte auf euerem Grabe die Blume* u. s. w., welche zu empfindsam, und mehr dichterisch, als der Würde der Sache und des Orts angemessen ist. — Das beygefügte Gebet wird besonders erhebend durch die biblische Sprache, welche sich der Vf. überhaupt sehr zweckmäsig angeeignet hat. Möchte mit der anbrechenden edleren und religiösen Stimmung der Gemüther, statt der bisherigen philosophischen Schwulst, jene ächt christliche, ächt erbauliche Sprache stets von unseren Kanzeln gehört werden!

No. 6. Diese durch herzliche Beredsamkeit sich empfehlende Gelegenheitspredigt ergriff und befriedigte Rec. um so mehr, je öfter er schon Ursache hatte, zu erstaunen, wenn „manche andere Sieg- und Dank-Predigt", die, ohne die Gelegenheit gehörig zu berücksichtigen, sich immer in einem Helldunkel hielt, und durch ein philosophisches Wortgeklingel nur dunkele Empfindungen hervorbringt, von manchen Seiten als ein vorzügliches Geistesproduct gepriesen wurde, und in ihm der Zweifel sich zu regen begann, ob die die Gelegenheit gemüthlich benutzende Manier auch die angemessene sey, oder nicht vielmehr die mystisch-philosophische, statt ihrer, mit Recht an die Ordnung des Tages komme. Die treffliche *krummachersche* Predigt befestigte ihn in seinem bisherigen Glauben. Nach Anleitung des glücklich gewählten Textes, Psalm 118, 15. 16, stellt der Redner das Siegesfest als ein *göttliches* Siegesfest dar, und weiset darin 1) *auf Gott, der der gerechten Sache den Sieg verlieh;* 2) *auf den Kampf, wodurch er erfochten wurde*, und 3) *auf die Gesinnungen hin, zu welchen er uns erhebt.* Wem das Wort *göttlich* in dieser Verbindung anstösig seyn sollte, dem erklärt sich der Vf. S. 6 bestimmter, und fügt S. 11 hinzu: „Nennt ihr das nicht einen göttlichen Kampf und einen göttlichen Sieg? Was wäre denn noch göttlich auf Erden, wenn nicht solcher Muth, solche Treue, solch ein Kampf und Sieg? Ja die Gerechten singen vom Siege!" Die schöne Ausführung des Ganzen rechtfertigt, oder ersetzt vielmehr die Kürze des sogenannten Vorworts (Eingangs). Gern höbe Rec. mehrere Stellen dieser trefflichen Rede aus, in denen des Vfs. patriotischer Geist patriotisch und in einer höheren Seherspräche hervortritt, z. B. S. 15. Doch wer wird nicht selbst, neben der Beförderung des edlen, auf dem Titel angegebenen Endzwecks, sich diesen hohen geistigen Genuss durch eigene Lectüre gewähren? Die fünf angehängten Kriegslieder sind in eben dem Geiste geschrieben, und empfehlen sich, ausser den schon bekannten Vorzügen, besonders durch den patriotisch-religiösen Genius, der sie eingab. Nur eine Stelle zur Probe aus dem schönen Landwehrlied S. 24:

Für Recht und Friede kämpfen wir,
Für Freyheit und Altar,
Für Väter, Mütter, Weib und Kind,
Nicht Sclaven sind wir! Seht, wir sind
Die heilge deutsche Schaar.
Mit uns ist Gott! Mit uns ist Gott
Im Leben und im Tod!
Durch Kampf zum Sieg, durch Nacht zum Licht!
Wir wanken und verzagen nicht,
Wenn auch die Hölle droht.
Frisch auf zur Wehr! Das Horn erklingt
Im frohen Siegeston,
Bald winden wir am trauten Heerd
Den Friedenskranz um Lanz' und Schwert!
Das sey des Kampfes Lohn!

No. 7. Die *nebische* Predigt, welche kurz vor der grossen Katastrophe gedruckt wurde, bezieht sich weiter nicht auf die Zeitereignisse, und bleibt, einige leise und schüchterne Winke ausgenommen, immer allgemeinen Inhalts, ja enthält, wo sie specieller werden will, mehr von den Zeiten Pauli, als von den unseren. Nach V. 17 der Sonntagsepistel handelt der Vf. den auf dem Titel angegebenen Satz ab, und führt ihn folgendermasen aus: *Wir erkennen in Gott* 1) *den Vater unseres Herrn Jesu Christi;* 2) *den rechten Vater über alles, was da Kinder heisst, im Himmel und auf Erden;* 3) *den, welcher uns Kraft giebt, durch seinen Geist stark zu werden an dem inwendigen Menschen;* 4) *der Christum durch den Glauben wohnen lässt in unserem Herzen*, und 5) *uns Gnade verleihet, dass mit der Liebe der schönste Stamm christlicher Tugend in uns eingewurzelt und gegründet werde.* (Man sieht leicht, dass bey dieser Eintheilung Wiederholungen unvermeidlich werden.) Der Vortrag ist deutlich und bestimmt; aber nicht eingreifend und ansprechend genug. Wie wir aus der Angabe auf dem Titel schliessen, ist die Predigt erst zu Ende Octobers gedruckt. Hätte der Vf. lieber eine später gehaltene Gelegenheitspredigt drucken lassen: so hätte sich ihm freylich ein reicherer Stoff dargeboten, der leichter zu behandeln war, als jener in der damaligen nur seufzenden Beschränktheit und Verstummung.

No. 8. Der bekannte Text: *Ehre sey Gott in der Höhe u. s. w.*, ist hier ohne Umänderung als Hauptsatz aufgestellt, und nach Anleitung desselben gezeigt, *dass wir das Siegesfest am würdigsten begehen, wenn wir* 1) *Gott die Ehre für diesen Sieg geben;* 2) *denselben als Mittel betrachten, Frieden auf Erden zu schaffen*, und 3) *das Heil unsers Geschlechts zu befördern.* Zu den dem würdigen Vf. eigenen rednerischen Vorzügen gesellt sich in dieser Predigt ein edler Unwille über die Weltunterdrücker. Vielleicht verleitete auch dieser den Vf. zu einer mehr geschichtlichen als rednerischen Übersicht der Kriegsbegebenheiten. Doch konnte wohl hier, wo sie allgemein bekannt waren, der Redner ohne Bedenken sogleich darüber reflectiren. S. 19 erklärt der gelehrte Vf. die Worte: *an dem Menschen ein Wohlgefallen*, von dem Wohlgefallen der Menschen an den Weltbegebenheiten und der glücklichen Wendung der Dinge mehr rednerisch als exegetisch. Doch war auch die richtige Erklärung von *dem Wohlgefallen Gottes an der wiedergebornen Menschheit* einer sehr rednerischen Behandlung fähig. Die Ermunterung zu einer

Collecte S. 23. 24, welche eine so pathetische Predigt nicht ganz befriedigend schliesst, konnte wohl an einem schicklicheren Ort eingewebt, und der Totaleindruck der Dankpredigt im Schlusse zusammengefasst und verstärkt werden.

No. 9. Dass der Vf. die geistliche Beredsamkeit nicht bloss nach Regeln der Kunst, sondern durch eigenes Beyspiel lehre, beurkunden auch diese Predigten. Neben der bekannten beyfallswerthen Manier, in der sie geschrieben sind, empfehlen sie sich besonders durch eine kluge, gleichsam haushälterische Benutzung der Gelegenheit, welche den Stoff überall gehörig vertheilt, und zwischen dem zu Viel und zu Wenig die glückliche Mittelstrase beobachtet. In der ersten über das sehr passende Evangelium am 2 Advent zeigt der Vf.: *Wie wichtig in den Ereignissen unserer Tage ein aufmerksamer Blick auf die Verkündigungen Christi sey. Zweifle nicht*, ruft er 1) dem bekümmerten Christen zu, *dass Gott noch jetzt nach ewigen Gesetzen seine Welt regiere;* 2) *erschütternde Ereignisse der Zeit stehen mit wohlthätigen Veränderungen, welche in ihnen vorbereitet und begründet werden, in dem genauesten Zusammenhange;* 3) *die Religion Jesu wird bey allen Veränderungen der Zeit unvergänglich dauern.* Die zweyte Predigt, am 2 Weihnachtsfeyertage gehalten, zeigt: *Dass uns die Feyer der Menschwerdung Jesu Christi von einem verhängnissvollen Jahre mit christlichem Sinne scheiden lehre:* 1) *mit inniger Theilnahme an den Leiden unserer Zeit;* 2) *mit nimmer wankendem Glauben an Menschengüte;* 3) *mit kindlichem Danke gegen Gott;* 4) *mit hoffendem Vertrauen.* — Rec. begnügt sich, von dem Schönen und Guten, das in diesen Predigten gesagt ist, nur eine Stelle auszuzeichnen. S. 16: „Nicht umsonst hat sie gesprochen im Sturm der Zeit, die Stimme des Unendlichen! Sehet jene tapferen Schaaren, welche zuerst den Anfang machten, für deutsche Unabhängigkeit mit deutscher Kraft zu kämpfen! Woher die Bereitwilligkeit, mit welcher sie jedes Opfer bringen, wo es der guten Sache gilt? woher ihr ausharrender, ihr entschlossener, ihr siegender Muth im Kampfe? Es ist ein mächtig erwachender, ein neu belebter religiöser Sinn, der sie beseelt, das Grosse zu vollbringen; es ist der heilige Glaube, dass sie mit Gott für die gerechte Sache, für das Wohl der leidenden Menschheit streiten. Und lasst es unparteyisch uns bekennen, musste jene fremde alles bezwingende Gewalt, welcher Deutschland seine Ruhe, seinen Wohlstand, seine Freyheit, seine blühenden Söhne opferte, musste sie nicht so drückend werden, als sie wirklich ward, um deutsche Völker aufzuwecken? Heil uns, sie sind erwacht u. s. w." Ungern untersagt sich Rec., die eben so treffliche Stelle S. 34 anzuführen. Doch genug. Ein Jeder, der die neuen Ereignisse aus einem ächt-religiösen und humanen Gesichtspunct zu betrachten wünscht, wird diese Predigten nicht ungelesen lassen.

No. 10. Nach einem kurzen Eingange, welcher die Gelegenheit berührt, handelt der Vf. den Satz ab: *Wie erleichtert uns Gott das Elend der Zeit?* und bestimmt, 1) *was unter Elend der Zeit zu verstehen sey*, wo natürlich der Krieg als das vorzüglichste Menschenleiden betrachtet wird. Ausser dem, was der Vf. hierüber sagt, konnte vielleicht noch gezeigt werden, wie der Krieg alles Elend, welches die Zeit gemeiniglich nur einzeln herbeyführt, als Seuchen, Hungersnoth, Verwüstungen, ja oft erfinderische Verwüstungen u. s. w., in sich schliesst, welchen verderblichen Einfluss er besonders auf Religiosität und Sittlichkeit hat. — Zu den *Mitteln*, deren sich Gott bedient, um das Elend zu erleichtern, zählt der Vf. nach einer natürlichen Gedankenfolge 1) *den Gedanken an Gott selbst;* 2) *die Fruchtbarkeit der Erde und den Reichthum der Ärndte dieses Jahrs;* 3) *die Menschen und ihre Denkungsart, vorzüglich die unserige.* Sehr zeitgemäss empfiehlt hier der Vf. die immer seltener gewordenen *häuslichen Tugenden* des Fleisses, der Ordnung, der Erhaltung des Erworbenen. Oft braucht die göttliche Vorsehung dergleichen Erfahrungen, sagt er S. 18, als wir jetzt machen, zu Mitteln der Zucht, um unser ausgeartetes Geschlecht zu bessern, „um, wann wir uns zur Üppigkeit, zur Verschwendung, zu trägem Müssiggange, zum leichtsinnigen verderblichen Spiel, zur Vernachlässigung des Hauses, der Kunst, des Gewerbes verwöhnt haben, um uns von diesen Fehlern und Thorheiten zu heilen", und die entflohenen christlichen Tugenden der Ordnung, der Mässigkeit, des Fleisses zurück zu führen. — Goldene, nicht oft genug zu wiederholende Worte!

No. 11. Rec. hat besonders die *Rede an die Freywilligen bey ihrer Verpflichtung* angezogen. Hr. *L.* beantwortet hier zuerst die bey einer solchen Handlung jedem Denkenden sich aufdrängende Frage: ob auch die Absicht, zu der sie sich an heiliger Stätte versammlet, an sich erlaubt, von dem Gewissen gebilligt und Gott wohlgefällig sey. Und leitet aus der gründlichen und lichtvollen Beantwortung derselben für die Freywilligen das Resultat her S. 38: „Das Unrecht abzuwehren, die Grenzen des Vaterlandes zu sichern, — dazu zu helfen, dass Ordnung, Ruhe und ein gesicherter Friede endlich in das zerrüttete, blutende, verödete Vaterland zurückkehre —; das ist das grosse, rechtmässige, von Gott und Menschen gebilligte und durch seine Mässigung gefeyerte Unternehmen, das ist der heilige Bund, zu welchem Deutschlands, zu welchem Europas Fürsten sich vereinigt haben."

In der Predigt werden die *Erinnerungen an einige gemeinschaftliche Erfahrungen des verflossenen Jahres*, nämlich 1) *an die grossen Weltereignisse*, 2) *die Gefahr*, und 3) *die Trauer der Vergangenheit* kürzlich berührt, und auf *Glauben* und *Leben* angewendet. Zum Lobe dieser Predigten, deren Vf. schon längst als einer unserer ersten Kanzelredner anerkannt ist, etwas hinzufügen zu wollen, würde überflüssig seyn.

— rf —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
MÄRZ 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Dieterich: *Sammlung einiger wichtiger Actenstücke, welche sich aus der Zeit der Existenz des Königreichs Westphalen herschreiben, und die zur anhebenden Gesetzgebung in finanzieller Rücksicht, sowohl im Allgemeinen für alle diejenigen Provinzen, welche dazu gehörten, als insonderheit in Ansehung des Kurfürstenthums Hessen-Cassel dienen möchten.* Von dem ehemaligen Präfecten des Werradepartements und Staatsrathe *Friedrich Ludwig von Berlepsch.* 1814. 202 S. 8. (12 gr.)

Auch der Vf. hofft, die deutsche Freyheit werde in ihrem schönsten Glanze sich wieder zeigen. Sie besteht, seiner Meinung nach, aus vier Elementen: „aus dem bedingten Besteurungsrechte des Regenten; aus der unbedingten Befugniss des Unterthans, seinen Wohnort zu verändern und zu dienen, wo man will; aus dem Rechte, seinen Landesherrn bey einem Reichsgerichte zu verklagen, und dort unparteyische Justiz zu finden; aus dem Benefiz, durch die Actenversendung an eine nicht ausgenommene deutsche Juristenfacultät, in allen peinlichen und bürgerlichen Rechtssachen, eine unparteyische und furchtlose Rechtspflege zu finden." Das Institut der Actenversendung nennt der Vf. „das Palladium deutscher persönlicher und bürgerlicher Freyheit"; eine freylich schon sehr alte Meinung, aber darum von neuem Interesse, weil sie sofort, nach nur eben überstandenen Zeiten der Prüfung, wieder öffentlich gehört wird, und zwar von einem Manne, welcher aus vieljähriger Erfahrung, und bey den von ihm bekleideten Stellen, z. B. eines Hofrichters zu Hannover und eines Staatsraths und Cassationsrichters zu Cassel, leicht mehr, als Einer, Gelegenheit hatte, das Justizwesen in Deutschland kennen zu lernen, und dabey das Alte mit dem Neuen zu vergleichen.

Die gegenwärtige Schrift beschränkt sich ausschliesslich auf das Element des Besteurungsrechts. Indem sie treffliche Beyträge zu einer Schilderung der Finanzwirthschaft des verschwundenen Königreichs Westphalen liefert, ist sie wohl geeignet, den Deutschen bemerklich zu machen, welch ein wichtiges Element ihrer Nationalfreyheit das bedingte Besteurungsrecht ihrer Regenten einst war. Jene Beytäge bestehen aus vier officiellen Aufsätzen finanziellen Inhalts, welche aus der Feder unseres Vfs., während er in westphälischen Staatsdiensten stand, zuerst als Präfect des Departements der Werra zu Marburg, und sodann als Staatsrath zu Cassel, geflossen sind. I. *Bericht des Präfecten des Departements der Werra zu Marburg an den Minister der Justiz und des Inneren vom 17 Januar 1809, die Formirung des Departementalbudjets betreffend.* Dieser Aufsatz verdient seine Stelle, weniger durch die Wichtigkeit seines Inhalts, und noch weniger durch die Ausführlichkeit, womit sich der Berichtserstatter gegen die Oberbehörde in das gehörige Licht setzt, als durch den glücklichen Erfolg, den er gehabt hat. Die Vorstellungen des Vfs. gegen das Budjet fanden Eingang, und man liess es auf sich beruhen, wodurch dem Departement Werra grosse Summen erspart wurden. Der Vf. erscheint hier, noch mehr aber in den folgenden Aufsätzen, als ein Mann, der offenbar nicht dazu gemacht war, einen fremden Willen mit gläubiger Ergebenheit in die Weisheit und Gerechtigkeit desselben auszuführen, der also auch nicht zu einem westphälischen Präfecten gemacht war. Statt die Resultate der Vollziehung zu melden, schien es mehr in seiner Art zu seyn, Gründe einzuberichten, warum die Vollziehung nicht möglich oder nicht rathsam sey. Bey einem solchen Hange zur Kritik, und bey dem Bestreben, noch etwas tiefer, als die Legislation, zu sehen, besonders aber auch bey einer solchen Freymüthigkeit im Widerspruche, wie der Vf. von seiner Präfectur aus an sich wahrnehmen liess, öffnete sich ihm ziemlich natürlich der Weg zu einer Stelle im Staatsrath. Wie es ihm als Mitgliede dieses Collegii ging, wollen wir von ihm selbst hören. „Im Staatsrathe hatte ich, meinem Charakter getreu, das Interesse der Unterthanen stets wahrgenommen, und bin daher bey den Abstimmungen die mehrste Zeit in der Minorität gewesen. Ich habe über die von mir im Jahre 1812 geschriebene Druckschrift: über die Erhaltung gutsherrlicher Rechte in Westphalen und über die Rechtsbefugniss, sie durch possessorische Klagen bey den Friedensgerichten rechtsgeltend zu machen, mit dem Justizminister Simeon eine lebhafte Correspondenz geführt, und mir durch diese Flugschrift seinen Widerwillen zugezogen." — „Ich habe mich zum Besten des Ganzen verpflichtet gefühlt, die (unten unter No. IV vorkommende) Reclamation drucken zu lassen, und sie bey dem Präfecturrath des Departements der Fulda in Cassel den 29 März 1813, mithin in einer Zeit zu überreichen, in welcher es sehr gefährlich war, sich über die Staatsverwaltung öffentlich zu äussern.

Diese Reclamation hat mir den 5 Junius die Ausstreichung aus der Liste der Staatsräthe zugezogen."

II. *Bericht des Präfecten des Departements der Werra an das Finanzministerium zu Cassel vom 22 März 1809, die Vollziehung des Decrets vom 27 Oct. 1808 wegen der Veranlagung der persönlichen Abgabe betreffend.* Zur Deckung der Zinsen der Reichsschuld und zur Amortisation dieser Schuld, hat, bloss und allein an Personalabgaben, eine durch viele Durchmärsche, unzählige Einquartierungen und Kriegsfuhren beynahe gänzlich ruinirte Commun (Jesberg), bestehend aus Einwohnern, von welchen bloss ein Viertel sein nothdürftiges Auskommen hat, die übrigen drey Viertel aber arm sind, 1726 Franken jährlich zu zahlen gehabt. Eine andere Gemeinde von bloss acht zahlungsfähigen Bewohnern (Langenstein) wurde zu dieser Personalabgabe mit 1036 Franken jährlich belegt. Zu gleichem Zwecke mussten aber beide Communen auch noch Zulagscentimen zahlen. Und wie viel andere Reichs- und Departemental-Bedürfnisse gab es, für welche directe und indirecte Reichs- und Departemental-Steuern aufgebracht werden mussten! Wie wurde nicht auch sonst noch der Unterthan für so manche neue Einrichtung, namentlich zum Behuf der Forsten, der Militärconscription und der höheren Polizey, in Anspruch genommen! Wie hart wurde er endlich durch Durchmärsche, Einquartierung und Kriegsfuhren, durch gezwungene Anleihen, durch Verlust beym westphälischen Staatsbanquerott, und das alles bey vertrockneten Erwerbquellen, getroffen!

Dass die erwähnte Personalabgabe für jene beiden Gemeinden sich so ungebührlich hoch belief, davon lag noch dazu der Grund in einer Prägravation, als Folge eines argen Fehlgriffs der Legislation, welche eine Steuer, die in der Wirklichkeit eine Vermögensteuer war, mit dem Namen einer Personalsteuer belegte, und als Personalsteuer behandelte; wodurch denn das Unding einer nach der *Volkszahl* quotisirten *Vermögens*-Steuer zum Vorschein kam. Natürlich musste das Hessenland durch diesen Missgriff am meisten leiden, weil es bey der grössten Population am ärmsten ist. Doppelt hart aber war der Missgriff für dieses Land in dem Betrachte, weil die Steuer, die ihm so sehr zur Prägravation gereichte, gerade für einen Zweck bestimmt war, wofür es, wenn es nicht das Unglück gehabt hätte, dem Principe der westphälischen Finanzeinheit aufgeopfert zu werden, am wenigsten einer Steuer bedurft haben würde! Leider aber waren die erheblichen Gründe, womit unser Vf. für Hessen bereits früher (1808) in einer eigenen Schrift gegen die Ausführung des Princips einer unbedingten Finanzeinheit reclamirt hatte, unbeachtet geblieben.

Ferner kommen auf Rechnung jenes Missgriffs mehrere Fälle, zu welchen der Rath des Vfs. am Schlusse seines Berichts, die öffentliche Meinung zu schonen, wohl passt, „da die Bestimmung der persönlichen Abgabe eben durch die angestellten Vergleichungen des Ansatzes eines Contribuenten gegen den anderen zu häufigen, täglich lauter werdenden, sehr ungünstigen Urtheilen Veranlassung giebt. Da diese mit dem Stempel der gesunden Vernunft belegt sind: so helfen alle Vorstellungen der öffentlichen Fonctionairs nichts, um die Unterthanen von der Nothwendigkeit des Vollzuges des königlichen Decrets vom 27 October 1808 zu überzeugen." Diese Fälle sind: Die Gemarkung Schönstädt besteht aus zwey Hälften, einer adelichen und einer bürgerlichen. Auf jene kamen für die Personalsteuer 50 Franken, auf diese 1195 Franken 18 Centimen. — Der arme Bürger einer Stadt, der vielleicht nur 100 Rthlr. jährlich einzunehmen hat, erhielt einen Ansatz von 25 Franken, und der Banquier oder Kaufmann, dem sein Vermögen 10 bis 20,000 Rthlr. rentet, nur 50 Franken. — Unser Vf. besass im Königreiche Westphalen drey Güter, und zahlte ehemals zur Abtragung der Landesschulden über 800 Franken jährlich; nach dem falschen Massstabe der gedachten Personalsteuer fielen auf ihn zur Erreichung desselben Zwecks nur 50 Franken jährlich, also 16 Mal weniger, als sonst. „Da aber doch Einer oder Einige die mir abgenommenen 15 Theile entrichten müssen: so frage ich billig weiter: wer ist der Zahler der 15 mir abgenommenen Theile? Die Antwort findet sich von selbst. Diejenigen, welche weit ärmer sind, als ich es bin, zahlen statt meiner, *wenn es ihnen möglich ist.*" Da dergleichen aber nicht möglich zu seyn pflegt: so war es umsonst, dass man Mühe über Mühe, und Kosten über Kosten aufwandte, um das ganze Reich in seinen einzelnen Bewohnern durch die Departements-Districts- und Municipal-Räthe nach dem falschen Principe durchzurechnen und in Zahlen zu setzen: so war es umsonst, dass man sich sodann bey den Unterthanen an Plackereyen erschöpfte, um die Zahlen für die um Hülfe schreyende Amortisationscasse zu Geld zu machen. Die Hülfe blieb aus, und nur die Hülfe des Banquerotts blieb übrig; denn, hiess es, was der Eine nicht geben kann, das muss der Andere verlieren. So traten denn die Leiden der bekannten Reduction der öffentlichen Schuld ein, welche allerdings gross waren; aber die Leiden der vergeblichen Anstrengungen zur Abwendung dieser Massregel möchten nicht viel geringer anzuschlagen seyn. Die Hauptstadt empfand davon nichts. Denn (wie der Stifter des westphälischen Throns kürzlich treffend sagte): „der Thron ist ein Stück Holz, mit Sammet überzogen", und es folgt also nicht, dass sich, während im Volke Einer für die Leiden des Anderen litt, nicht dennoch auf dem westphälischen Throne und an dessen Stufen ganz lustig hätte leben lassen sollen. — Aber Rec. möchte nun dem Vf. wohl zurufen: *Turpe est doctori, si culpa redarguit ipsum!* Der Vf. tadelt mit Recht an dem königlichen Decrete vom 27 October 1808, dass man das Verhältniss zwischen Person und Sache nicht richtig eingesehen habe. Gleichwohl tritt er selbst

der Person dadurch zu nahe, dass er, mit dem gemeinen Finanzsysteme es haltend, lediglich an den Sachen kleben bleibt. Die Finanzmänner sind für arge Feinde der Humanität zu erklären, wenn nicht auch für sie und in ihrem Wirkungskreise weniger darauf ankommen soll, was die Nation in ihren zeitlichen Gütern, als was sie in ihren Personen, werth sey und bleibe. Das höchste Argument des Vfs. gegen das Decret ist: das Productivcapital der Unterthanen werde dadurch angegriffen, ohne dessen sorgfältige Schonung keine Reproduction existiren könne. Bey einer Reflexion dieser Art bleibt der Bienenvater stehen, wenn er über sein Bienenhaus nachdenkt. Aber dabey darf kein Regent, als Vater seiner Unterthanen, welche mit ihm nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sind, zur Rechtfertigung seines Finanzsystems stehen bleiben. Des Gärtners höchste Weisheit mag seyn, dass der Baum verdorre, wenn er ihm die Wurzel benimmt. Aber der Mammon ist nicht die Wurzel der Menschen, ist nicht die Wurzel der Nation. Vielmehr möchte ein Finanzsystem, dessen Grundlage nicht etwas spartanisch ist, für das wahre Wohl einer Nation auf die Dauer nie ohne Gefahr seyn.

III. *Vergleichungstabelle des ehemaligen Finanzsystems von Hessen mit demjenigen, welches durch die Gesetze des Königreichs Westphalen eingeführt worden ist, vom 8 May 1809.* Der Vf. liess diese Tabelle, von vielseitigem Interesse, unter seinem Namen dem vormaligen Könige von Westphalen durch den Chef der hohen Polizey, „um diese gefährliche Anstalt doch zu etwas Gutem zu benutzen", vorlegen, mit dem Zwecke, dass der König sehen solle, wohin die Übersteuerung der Unterthanen zuletzt führen würde. Es befindet sich (S. 103) auch ein „Finanzkalender auf zwey Monate" dabey, welcher lehrt, dass bereits im Jahre 1809 zwölferley Steuern in dem Zeitraume vom 1 May bis 1 Jul. entrichtet werden mussten, welche unter der vorigen Regierung entweder überall gar nicht bekannt, oder doch wenigstens in einem weit geringeren Ansatze zu entrichten waren. Ein merkwürdiges Beyspiel von einem höheren Ansatze geben die Holzgelder. Die vorige Regierung mittelte die Holzbedürfnisse der Unterthanen aus, und überliess ihnen das bedürftige Holz im landesrecessmässigen Preise à 16 gr. für die Klafter. Unter der neuen Regierung aber wurden die Producte der Wälder, gleich den übrigen Domänenerzeugnissen, an die Meistbietenden verkauft. Hiedurch stieg der Preis um das Dreyfache, Vierfache und Fünffache. Schade, dass diese Vergleichungstabelle nicht für die neuere Zeit, „nachdem der Staatsrath *Malchus*, Baron, Finanzminister, Graf von Marienrode und endlich durch die That Premierminister geworden war", erweitert und umgearbeitet worden ist. „Denn seit 1811 nahm die Steuerlast alle drey bis sechs Monate solchergestalt zu, dass ein grosser Theil des Productivcapitals der Unterthanen verschwunden ist. Die künftigen Jahre werden es zeigen, wohin eine solche Finanzwirthschaft führt, als die westphälische seit 1811 war." Und doch ging schon am 8 May 1809 die Schlussbetrachtung dieser an solchem Tage für den König übergebenen Tabellen dahin: „überall Armuth, Mangel an Ressourcen aller Art, und wenig oder keine Industrie. Der Unterthan sucht nur von einem Tage zum anderen sein Leben zu fristen." — „Die positiven directen und indirecten Beyträge (Steuern) sind einer dreyfachen Grundsteuer, oder $\frac{11}{24}$ des steuerbaren reinen Einkommens gleich. Die übrigen $\frac{9}{24}$ können nicht hinreichen, die auf einer mässig grossen, mit rauhen Bergen und vielen Wäldern bedeckten Fläche verbreitete Population von 250,000 Menschen mit den nöthigen Bedürfnissen zu versorgen. Sie müssen die Steuerzahlungen einstellen, oder wenn man sie dazu nöthigen will: so müssen sie das Capital angreifen, dessen Verminderung ohnehin schon durch manche besondere Steuern besonders beabsichtigt wird. Diese Verminderung des Nationalcapitals aber wirkt wie die Verschwendung, und die Verschwendung bringt den Banquerout, und der Nationalbanquerout bringt unabsehbares Unglück hervor."

IV. *Reclamation des Staatsraths Friedrich Ludwig von Berlepsch, als Eigenthümer eines Hauses in der Bellevuestrasse No. 8 zu Cassel, Reclamanten, wider die Special- und General-Direction der directen Steuern, Reclamaten, die ihm angesetzte Grundsteuer von seinem Hause betreffend vom 29 März 1813.* Diess ist die Reclamation, welche dem Vf. das Schicksal zuzog, den 5 Jun. 1813 in der Liste der Staatsräthe ausgestrichen zu werden, also freylich zu einer Zeit gestrichen zu werden, wo der ganze Staatsrath, wenn er sich seine Lage nicht verhehlen wollte, mit sammt dem Königreiche, sich bereits für gestrichen halten musste. Sollte der Vf. von seiner Reclamation, die nicht bloss die Steuerdirection, sondern auch das Ministerium traf, auch wohl im Ernste eine andere Wirkung erwartet haben? Es herrscht darin ein Ton ohne Schonung, und der Vf. erklärte in dieser Eingabe, er wolle damit den Weg einschlagen, „den mir meine Abneigung gegen alle ministerielle Eigenmacht, und gegen die Willkühr, deren sich die Vollstrecker der königlichen Gesetze schuldig machen, gebietet, und der meiner constitutionellen und consequenten Denkart und Handlungsweise eigen ist." Sein Hauptargument pflegt das *argumentum ab absurdo* zu seyn. Das zu wollen (sagt er), wogegen er reclamire, sey eine moralische Unmöglichkeit, weil dadurch der Ruin des Königreichs vorbereitet würde.

Obige vier Actenstücke werfen nicht bloss über mehrere Theile des Steuerwesens im vormaligen Königreiche Westphalen ein helles Licht, sondern einige davon, vorzüglich No. II, sind für das moderne Steuerwesen überhaupt sehr lehrreich, und werden manchen deutschen Finanzpraktiker auf begangene Fehler aufmerksam machen können. Auch kann sich der Vf. auf diese Actenstücke, wie dieses

seine Absicht ist, mit Recht beziehen, „um zu zeigen, wie er sich, als ehemaliger westphälischer Staatsdiener, betragen habe.“ Denn nur darauf kann es *in der Regel* ankommen, wie sich der Mann im westphälischen Staatsdienste betragen habe, nicht darauf, wie er es habe verantworten können, in diesen Dienst zu treten. „Vielen Subjecten würde nur die Wahl übrig geblieben seyn, entweder zu verhungern, oder auf verschiedene Art belästigt zu werden. Hat ferner ein jeder Eingeborner oder Begüterter nicht Pflichten gegen sein Vaterland, vorzüglich in Zeiten allgemeiner Noth, zu erfüllen? Verändert sich dieses auch wohl dadurch, entweder wenn ein Regentenwechsel Statt findet, oder der rechtmässige Fürst durch eine Gewalt, der man nicht widerstehen konnte, verhindert worden ist, sein Regentenamt zu verwalten? Dient man ihm endlich nicht, wenn man von dem Vaterland entweder Schaden abzuwenden, oder ihm Vortheile zu verschaffen sich bemüht? Von diesen Grundsätzen bin ich ausgegangen, als ich mich willig finden liess, auf den erhaltenen Ruf des ehemaligen Königs von Westphalen an den öffentlichen Geschäften desjenigen Landes Theil zu nehmen, das im tilsiter Frieden zu einem Königreiche geschaffen, und als solches von allen grossen europäischen Mächten, wenn ich davon Grossbritannien ausnehme, und auch von mindermächtigen Reichen anerkannt worden ist.“ Der Vf. hat, nach diesen Aufsätzen zu urtheilen, gewiss Ursache, auf seine westphälischen Dienstjahre mit dem Bewusstseyn, das Gute befördert und dem Bösen muthig entgegen gearbeitet zu haben, zurückzublicken. Aber besonders noch verdient ihm in einem gelehrten Blatte der S. 10 bemerkte Umstand, „nicht unbeträchtlichen Antheil an der Erhaltung der Universität Marburg, welche aufgehoben werden sollte, genommen zu haben“, nachgerühmt zu werden.

Ein anderer Zweck, welchen der Vf. bey Bekanntmachung jener Aufsätze vor Augen gehabt hat, könnte leichter in mancherley Zweifel verwickelt werden. Der Vf. glaubt mit den Aufsätzen denjenigen, welche bestimmt sind, in den Ländern des aufgehobenen Königreichs in Zukunft das Finanzwesen zu leiten, ein „unentbehrliches“ Hülfsmittel zur neuen Legislation in die Hände geliefert zu haben. Und um ihnen noch näher beyzuspringen, hat er in dem *Vorberichte* zwey Dutzend Fragen aufgeworfen, welche sich darbieten, wenn es darauf ankommt, einen Übergang aus dem westphälischen Geleise in den neuen oder neu wiederhergestellten Zustand der Dinge zu machen. Allein Alles kommt zunächst darauf an, wie der neu antretende Finanzmann rückwärts anknüpfen will; namentlich ob er in der Periode des westphälischen Königreichs nichts weiter, als eine pure Nichtigkeit, erblickt, und ob er sich getraut und es verantwortlich hält, dass Annullationsprincip mit strenger Consequenz durchzuführen, oder ob er die westphälische Periode, nach den Grundsätzen einer Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, mit guter Weise glaubt wieder rückgängig machen zu müssen, oder aber ob er vorzieht, dem biblischen Motto der gegenwärtigen Schrift: „Prüfet Alles und das Gute behaltet,“ zu huldigen. Es kommt hinzu, dass auf der einen Seite das verschwundene Königreich Westphalen juristisch nicht wohl eher für aufgelöst erklärt werden kann, als bis der Friede von Tilsit, dem es seine Stiftung verdankt, durch einen neuen Frieden die erfoderliche juristische Auflösung erhalten hat, und dass auf der anderen Seite es den Anschein hat, als solle unter den deutschen Ländern eine Gemeinsamkeit des Rechtszustandes, und eine Wiedervereinigung unter Einem Reichsoberhaupte, zu Stande kommen. Der neu antretende Finanzmann wird sich daher, es sey in der einen oder anderen Hinsicht, noch zur Zeit nicht ganz ungebunden fühlen. Er wird zwar provisorisch Manches thun und einrichten müssen, weil das Leben keinen Augenblick still stehen kann; aber wenn es darauf ankommt, in Hauptsachen etwas Definitives festzustellen, wird er sich nicht verhehlen können, dass er vor einem Vorhange stehe, dessen Aufzug er noch abzuwarten habe.

Wir glauben daher unsere Leser mit dem Fragwerke des Vfs. nicht behelligen zu dürfen. Ohnehin wird Jeder, der das Finanzwesen der kurhessischen Staaten und des verschwundenen Königreichs Westphalen kennt, sich unseres Vfs. Fragen, und allenfalls noch einmal so viel andere, von selbst aufwerfen, und, je nachdem er seinen Standpunct wählt, so oder so provisorisch beantworten können. Wer aber jenes Finanzwesen noch nicht kennt, der muss es vor allen Dingen studiren, um im Stande zu seyn, sich für die Fragen zu interessiren.

Statt dessen wollen wir lieber von allen Fragen nur eine einzige, besonders interessante, ausheben, nämlich die ein und zwanzigste, welche sich auf die öffentliche Schuld und ihre Capitalreduction zu einem Drittel ihres Nominalwerthes bezieht, um zu einer umsichtigen Beurtheilung und Beantwortung dieser Frage einen kleinen Beytrag zu liefern. Wir liefern ihn aber auch nur fragweise. Denn wie möchte man, zumal jetzt schon, über einen solchen Gegenstand, wenn man in die concreten Verhältnisse nicht vollständig eingeweiht ist, sich anders, als mit geziemender Schüchternheit, öffentlich äussern?

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Göttingen, b. Dieterich: *Sammlung einiger wichtigen Actenstücke, welche sich aus der Zeit der Existenz des Königreichs Westphalen herschreiben, und die zur anhebenden Gesetzgebung in finanzieller Rücksicht, sowohl im Allgemeinen für alle diejenigen Provinzen, welche dazu gehörten, als insonderheit in Ansehung des Kurfürstenthums Hessen-Cassel dienen möchten.* Von *Friedrich Ludwig von Berlepsch* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bald nach Stiftung des Königreichs Westphalen wurden die Schulden der verschiedenen Staaten und Länder (*souverainetés et pays*), woraus sich das neue Königreich gebildet hatte, dem Princip der finanziellen Einheit des Reichs gemäss, in Eine westphälische Gesammtmasse durch das Gesetz vom 14 Jul. 1808 vereinigt. Es lag darin eine Delegation, aber mit dem Fehler, dass in dieselbe, gegen die rechtlichen Erfodernisse einer Delegation, die Gläubiger nicht eingewilligt hatten, und dass der Staat, indem er sich über dieses Erfodernis glaubte hinaussetzen zu dürfen, ganz vergass, die Rolle eines Privatschuldners, was er doch eigentlich nur war, zu spielen. Doch das war der geringste Verstoss gegen diese Rolle! Es erfolgte die bekannte Reduction der öffentlichen Schuld auf ein Drittel ihres Capitalwerthes, und den Gläubigern wurden neue westphälische Obligationen, gegen Einlieferung der vorigen, auf den reducirten Betrag ausgefertigt, obwohl in dem angeführten Gesetze Art. 3 ausdrücklich enthalten war: „dass die Capitalien, aus welchen die Schuld besteht, keiner Veränderung, weder in Betreff des Zinsfusses noch in Betreff des Werthes der in dem Schuldschein enthaltenen Münzsorten, unterworfen seyn, und überhaupt alle in den Obligationen ausgedrückten Bedingungen pünctlich erfüllt werden sollen.“ Einige Jahre darauf kam es zur Auflösung des Königreichs, und die darunter begriffen gewesenen Länder und Landestheile fielen an ihre vorigen Herren zurück. Nun fragt unser Vf.: „Wird der ursprüngliche Gläubiger, welcher seine Obligation, oder die westphälische Verwechselungsurkunde, die er für die Einlieferung jener erhalten hat, die er noch besitzt, und sie urschriftlich beybringt, nicht den Capital- und Zinsen-Betrag nach dem Nominalwerthe der Handschrift in Gemäsheit des Gesetzes vom 14 Julius 1808 erhalten? Kann der Cessionar, wenn sich die eine oder andere Gattung der Verbriefung schon in der dritten Hand befindet, gleichen Anspruch auf den Nennwerth machen, oder muss er sich nicht mit der Zahlung der reducirten Summe im Capital- und Zinsen-Gehalte begnügen, es wäre denn, dass er vollständig zu beweisen im Stande seyn möchte, mehr als die reducirte Summe berichtigt zu haben, da ihm alsdann die Summe der zur Erwerbung des Capitals durch die Cession verwandten Zahlung zu Theil, nicht aber der Nominalwerth der Handschrift zugebilligt werden könnte?“ Diese Aufgabe führt uns, indem wir über ihre Lösung nachdenken, zu folgender Reihe von Fragen:

I. Ist es möglich, dass die Gemeinschaft, in welche die mit Auflösung des Königreichs Westphalen wieder hergestellten Staaten und Länder so vielfältig gerathen, und worin sie einen so beträchtlichen Zeitraum hindurch geblieben sind, mit guter Manier anders, als gemeinsamer Weise und nach einem gemeinsamen Plane, aufgehoben werden kann? Wenn sich hier Jeder selbst einseitig sondern will, da sich doch Alle von Allen zu sondern haben, und wenn die Decomposition nicht im Ganzen und nicht in Einem Plane erfolgt: so scheint Verwirrung und Zwiespalt, nach der Natur der Sache, kaum vermeidlich zu seyn. Einer solchen Behandlungsart wird es namentlich auch bedürfen, um sich aus der Gemeinschaft der öffentlichen Schuld wieder heraus zu wickeln. Gesetzt, der Staat A wäre gern geneigt, seine Gläubiger in ihrer ganzen Foderung anzuerkennen, müsste aber befürchten, dass der Staat B, auf die vom Könige von Westphalen geschehene Reduction sich beziehend, die seinigen nur in dem Betrage von einem Drittel anerkenne: wird nicht jener billig Bedenken tragen müssen, seine liberalen Grundsätze zu realisiren, wenn sich z. B. zeigen sollte, dass seine Obligationen unter die Unterthanen von B, und die Obligationen des B unter die Unterthanen von A cessionsweise gerathen seyn sollten? Wie mancher Übelstand wird entstehen, wenn jeder Staat, oder jedes Land, sich einseitig sondernd, und nicht auf das Ganze sehend, es sich zur Aufgabe macht, diejenige Sonderungsmethode klüglich zu treffen, welche seinen Unterthanen und seinem Credit, nöthigen Falls auf Unkosten der Unterthanen und des Credits der bisherigen Mitstaaten oder Mitländer, die vortheilhafteste und ergiebigste sey? Daher scheint es fast, als müsse diese *Decompositions*-Angelegenheit, um gehörig zu gedeihen, ein Gegenstand des künftigen Friedens werden, wie die

Composition, mit allen ihren traurigen Folgen, von einem früheren Frieden ausgegangen ist. *Nihil tam naturale est, quam ut res, quomodo colligata est, eodem dissolvatur.* In der That sind diejenigen Mächte, welche durch Abschliessung des tilsiter Friedens an der Stiftung des Königreichs Westphalen Theil genommen haben, wohl befugt, dafür zu sorgen, und dahin mitzuwirken, dass ihre Stiftung im gehörigen und natürlichen Wege, und selbst auch, wo nur immer möglich, ohne civilistische Härten, wiederum rückgängig werde; und schwerlich lässt sich aus dem Umstande, dass die aus dem Königreiche Westphalen zur Wiedergeburt gelangten Staaten und Länder von den grossen Befreyern Deutschlands sofort, und ohne den künftigen Frieden abzuwarten, restituirt worden sind, eine stillschweigende Verzichtleistung auf jene Befugniss ableiten. In diesen Zeiten der Übergänge sind leider die Übergänge selbst, und die Art, wie sie gemacht werden, das Wichtigste, und der Mensch kann selbst unter Zuckungen, in einem ruh- und rastlosen Zustande, seines Lebens noch froh werden, wenn sie nur nicht all zu schmerzhaft sind. Eben daher möchte es für das Wohl Deutschlands nicht genug seyn, wenn im nächsten Frieden bloss ein neuer Zustand für dasselbe festgesetzt, und darin nicht auch zugleich für kräftige Mittel und Anstalten zu einem leichten und glücklichen Übergang in den neuen Zustand, nach einem auf das Interesse des Ganzen berechneten Plan, gesorgt werden sollte.

II. Hat es nun mit Aufhebung der Gemeinschaft der westphälischen Schuld seine eigenen Schwierigkeiten: so bietet sich zunächst der Gedanke dar, ob die wiederhergestellten Staaten und Länder nicht wohl thäten, in der Gemeinschaft dieses Gegenstandes zu verbleiben? Nehmen wir die rechtliche Ansicht: so kann natürlich aus dem westphälischen Gesetze vom 14 Julius 1808 kein juristischer Grund zur Fortdauer dieser Gemeinschaft hergenommen werden. Denn das westphälische Königreich ist, sammt der verbindlichen Kraft aller seiner öffentlichen Gesetze, untergegangen. Die Auflösung der Gemeinschaft der Schuld ist also unmittelbares rechtliches Resultat von der Auflösung des Königreichs Westphalen. Aber könnte die Gemeinschaft auf dem Grunde einer neuen Übereinkunft der Interessenten für die Zukunft nicht wieder hergestellt werden? Unfehlbar! aber nicht ohne Miteinwilligung der Gläubiger. Denn auch die letzteren sind mit ihren Rechten durch die Auflösung Westphalens in ihre ursprüngliche Lage, im Verhältniss zu ihren Gläubigern, zurück getreten. Jeder Gläubiger ist daher nach wie vor befugt, seiner Hypothek, und dem Staate oder Lande, welchem er sein Capital anvertraut hat, zu folgen, und er braucht sich, wider seinen Willen, keinen neuen Schuldner, namentlich auch keinen Gesammtschuldner, statt eines bisherigen ausschliesslichen, aufdringen zu lassen. Würde auch wohl einer der Schuldner, von welchen hier die Rede ist, vor Stiftung des Königreichs Westphalen geglaubt haben, es sich erlauben zu dürfen, seine Gläubiger ohne Zustimmung, besonders mit Veränderung der hypothekarischen Lage, an einen anderen Schuldner zu verweisen? Und sollten jene Schuldner seit Auflösung des Königreichs weniger gerecht gegen ihre Gläubiger seyn, als vor dessen Stiftung? Wird aber etwas auf die Miteinwilligung der Gläubiger gesetzt: so ist an das Auskunftsmittel einer Fortdauer der Gemeinschaft aus dem Grunde einer neuen Übereinkunft wohl nicht zu denken. Denn eine allgemeine Miteinwilligung der Gläubiger wird aus mehr als einer Ursache nicht zu erhalten stehen. Am leichtesten würden diejenigen Gläubiger einwilligen, die von ihrem Schuldner zu fürchten hätten, er möchte sich gegen sie der westphälischen Schuldreduction bedienen, während sie etwa glaubten, sich zu den übrigen Schuldnern eines Besseren versehen zu können. Diess führt denn

III. auf die Frage, ob der restituirte Schuldner befugt sey, sich auf das westphälische Reductionsdecret gegen seine Gläubiger zu beziehen, und folglich von dem Bankerott des wieder verdrängten Usurpators zu seinem Vortheile Gebrauch zu machen. Hiebey scheint es vorzüglich darauf anzukommen, ob zwischen dem vormaligen Könige von Westphalen und dem restituirten Regenten ein Verhältniss, wie zwischen Vorfahr und Nachfolger in der Regierung, rechtlich anzunehmen sey. Dieses aber zu entscheiden, ist die noch weiter rückwärts liegende Frage nicht zu umgehen, von welcher rechtlichen Wirkung der tilsiter Friede für diejenigen Regenten, aus deren Ländern das Königreich Westphalen zusammengesetzt worden, habe seyn können oder wollen.

Wer von jenen Regenten bey dem tilsiter Frieden mitschliessender Theil war, oder auch später in die Vereinigung seines Staats oder Landes mit Westphalen eingewilligt hat, der scheint, auf den ersten Anblick, hiedurch selbst den König von Westphalen als seinen Regierungsnachfolger anerkannt und ihm dafür erklärt zu haben. Allein was kann die auf Zwang beruhende Einwilligung des Eroberten gelten, in dem Augenblicke, wo man durch Krieg sich bereits wieder loszuzwingen, und den Statt gehabten Zwang durch Gegenzwang aufzuheben beschäftigt ist? Überhaupt aber hört in einem Systeme civilisirter Staaten das Recht der Eroberung auf, ein gültiger Rechtstitel zu seyn; am wenigsten kann es diess alsdann seyn, wenn bloss ein Regent, nicht aber auch zugleich die Nation, sich für erobert erklärt haben sollte. Darin eben, dass die Eroberung aufhört, ein Rechtstitel zu seyn, besteht die Civilisation und liegt die Garantie derselben, und wer diesen Titel in das europäische Staatensystem einzuführen sucht, beweist eben dadurch, dass er dieses System umstürzen will. Wer erinnert sich nicht auch, dass in dem von Frankreich neu aufgestellten Seerechte ein Hauptsatz darin besteht, dass kein Regent über seine Souveränetät einseitig zu verfügen berechtigt, sondern dieserhalb der ganzen Staatengenossenschaft des civilisirten Europa verant-

wortlich sey. So wenig der Eine auf seine Souveränetät zur See, eben so wenig kann der Andere auf seine Souveränetät zu Lande verzichten.

Um desto mehr aber muss es in Ansehung derjenigen Regenten, welche bey dem tilsiter Frieden nicht mitschliessend gewesen sind, auch sonst nicht eingewilligt haben, ausser Zweifel seyn, dass für sie der König von Westphalen kein Vorfahr in der Regierung ist, sondern dass sie, des siebenjährigen Königreichs von Westphalen ungeachtet, dennoch im Rechtssinne ununterbrochen fortregirt haben. Der tilsiter Friede ist für sie eine fremde Handlung, die ihnen eben so wenig Schaden, als Vortheil, bringen kann, und die in ihren Wirkungen für sie etwas anderes, als bloss diess, weder hat seyn können noch wollen.

Ist nun aber der König von Westphalen rechtlich für einen Regierungsvorfahr der hergestellten Regenten nicht zu halten: so können diese von jenem auch keine Einreden gegen ihre Gläubiger ableiten, sondern ein Jeder von ihnen steht, umgeben von seiner Treue und seinem Glauben, gerade wieder auf derselben Stelle, wo er vor Erschaffung des Königreichs Westphalen stand, in jenen schönen Verhältnissen, in welchen ihm Jeder sein Geld und Gut mit Freuden anvertraute, fest überzeugt, er werde das Ganze, und nicht etwa bloss ein Drittel, zurück bekommen. Auf allen Fall ist, man mag die Nichtigkeit des Königreichs selbst zugeben oder nicht, wenigstens die durch Reduction der öffentlichen Schuld begangene einzelne Handlung null und nichtig. Wollte daher Einer von den Restituirten zu seinem eigenen Besten in dem Königreiche Westphalen eine blosse Usurpation erblicken, gleichwohl aber diese Usurpation nicht auch gleichfalls zu seinem Nachtheile annehmen, sondern darin Rechte gegen seine Gläubiger zu finden glauben: so würde er in den Fehler, nicht bloss einer hohen Unbilligkeit, sondern auch einer argen Inconsequenz, verfallen. Um mit einem Drittel bey seinen Gläubigern abzukommen, müsste er selbst erst von Neuem seinen Bankerott erklären. Damit hängt

IV. noch eine andere Frage ziemlich eng zusammen: Kann der Restituirte nicht wenigstens von dem Umstande Nutzen ziehen, dass die Obligationen bereits vor der Reductionsmassregel gegen ihren ursprünglichen Werth im Verkehre sehr bedeutend dadurch herabgesunken waren, dass es dem Königreiche an dem erfoderlichen öffentlichen Credit fehlte? und kann daher der Restituirte sich mit Recht weigern, auf eine bereits vor der gedachten Reductionsmassregel cedirte Obligation mehr gut zu thun, als bey der Cession dafür bezahlt worden ist? oder, welches dasselbe ist, kann sich der Restituirte der *Lex Anastasiana* zur eigenen Liberation bedienen? Gesetzt also, A hat eine auf 12 lautende Obligation schon vor der Reductionsmassregel an B für 8 cedirt, und von letzterem ist selbige seit dieser Massregel für 3 an C übergegangen: reichen dann nicht schon 8 zur Einlösung der Obligation hin, wovon 5 auf B und 3 auf C kommen, oder müssen die vollen 12 bezahlt werden? Die richtigere Antwort möchte auch hier seyn, dass es sich für den Restituirten nicht gebühre, von dem schlechten Credit des Königreichs Westphalen und von den Fehlern einer Regierung, die er für usurpativ halten muss, gegen seine Gläubiger Nutzen zu ziehen; vielmehr wird er stolz genug seyn, anzunehmen, dass seine Obligationen, ohne die unglückliche Unterbrechung der rechtmässigen Regierung, keinen Augenblick aufgehört haben würden, in ihrem vollen Werthe zu gelten. Wenn nun aber

V. in dem angegebenen Beyspiele der Restituirte die vollen 12 zahlt: wem von den Dreyen kommen die 4, welche durch den schlechten Credit der westphälischen Regierung an der Obligation früher eingebüsst waren, zu Gute? Regel ist, was Staatspapiere im Curse gewinnen oder verlieren, das wird von dem Inhaber daran gewonnen oder verloren. Diese Regel aber kann hier nicht Anwendung finden, weil die Zeit, während welcher die hier in Frage befindlichen Obligationen westphälisch waren, in Ansehung des restituirten Regenten ganz ausfällt, und der Curs, den die Obligationen unter und durch Westphalen erhielten, nunmehr, nach wieder hergestellten Staaten und Ländern, gar nicht in Betracht kommen kann. Denn wenn er in Betracht käme: so würde der Restituirte die Obligationen nur mit einem Drittel zu bezahlen brauchen. Daraus folgt klar, dass nur A allein auf jene 4 Anspruch zu machen berechtigt ist. Auch kann sich die Lage der Sache zum Nachtheil des A dadurch nicht verändern, dass etwa B bey Gelegenheit der Reductionsmassregel sich zur Erhaltung einer neuen reducirten Obligation gar nicht gemeldet hätte — es sey aus Nachlässigkeit, oder in Erwartung der nunmehr eingetretenen glücklicheren Zeiten —, und dass also B im Stande wäre, die alte Obligation zu präsentiren.

Dagegen ist dieses Beyspiel, nach der letzten Modification, geeignet, auf einen Fall aufmerksam zu machen, welcher zu berücksichtigen wäre, wenn es darauf ankäme, zur Wiederherstellung der alten Landesschulden in ihre alten Rechte eine solche Methode auszumitteln, bey welcher sich der verwickelte, seit Stiftung des Königreichs Westphalen Statt gehabte Obligationsverkehr umgehen liesse. Zu einer solchen Umgehung ist, wie wir in einem öffentlichen Blatte lesen, folgender Vorschlag gemacht worden: „Die Rechnungen ergeben, wer im Jahre 1807 Eigenthümer der alten Obligationen war. Nimmt man nun dieses Jahr zum Richtjahr an, und fodert alle diejenigen, welche damals Eigenthümer waren, oder die Erben derselben auf, neue Obligationen in Empfang zu nehmen: so bringen sie entweder die westphälische herabgesetzte Obligation, und erhalten in diesem Falle eine neue Obligation nach alter Form und Ordnung, oder sie bringen die westphälische Obligation nicht, und dann erhalten sie nur eine Obligation über $\frac{2}{3}$ des ursprünglichen Betrags, indess der Besitzer der herabgesetzten westphälischen Obligation eine neue auf das bleibende $\frac{1}{3}$

erhält." Vergleicht man diese Norm mit dem zuletzt gedachten Beyspiele: so zeigt sich, dass dieses durch jene gar nicht mit umfasst wird, und dass es folglich der Norm an dem erfoderlichen Umfange fehlt. Denn es sind dadurch die Fälle, in welchen sich der Gläubiger überall keine neue Obligation nach dem reducirten Betrage hat geben, sondern sich hat präcludiren lassen, ausgeschlossen, also gerade diejenigen Fälle, an welche billig zunächst gedacht werden müsste. Denn billig sollte den treuen Seelen eine Auszeichnung widerfahren, welche, auf die Nichtigkeit des gestifteten Königreichs und auf die Gewalt einer guten Sache gläubig vertrauend, es verschmäht haben, neue westphälische Obligationen auf den reducirten Betrag anzunehmen, und welche lieber ihr Capital haben in Gefahr setzen, als es sich durch einen Usurpator auf so arge Bedingungen von Neuem haben verbriefen lassen wollen. Welch eine schöne Erscheinung wäre es gewesen, wenn alle Gläubiger, oder wenigstens die Gläubiger eines von den verschlungenen Staaten oder Ländern, auf das Reductionsdecret, und auf die Ansetzung eines Termins zur Empfangnehmung neuer Obligationen, dadurch geantwortet hätten, dass Niemand von ihnen im Termine erschienen wäre! Man muss um so lieber bey diesem Gedanken verweilen, da der Erfolg den Beruhigungsgrund, mit welchem wohl mancher Gläubiger in den Termin gegangen seyn mag, dass ein treuer Unterthan seines vorigen Landesherrn am wenigsten dem Usurpator etwas schenken dürfe, bereits so gründlich widerlegt hat. Ja, wenn einer von den restituirten Regenten seinen Gläubigern etwas kürzen oder ihnen sonst harte Bedingungen machen will: so mag er es nicht thun auf dem Grunde irgend einer westphälischen Massregel; sondern mit besserem Scheine könnte er es thun auf dem Grunde der Rede: dass ihn derjenige Gläubiger, welcher sich bereits mit einem anderen Schuldner eingelassen, und von diesem eine neue Schuldverbriefung angenommen habe, nichts weiter mehr angehe, und dass er einen solchen Gläubiger lediglich an den König von Westphalen verweisen müsse. Dennoch wünschen wir, dass auch dieser Scheingrund nie gebraucht werde! Denn nicht freyer Entschluss, sondern nur Zwang und Noth, hat über die Delegation entschieden. Der reiche Capitalist mag sich daher mit diesem Schilde der Noth und des Zwangs immerhin decken; nur mag er erlauben, dass sich Andere mit gleichem Schilde nothdürftig auch decken. Gesetzt also, es wird einem Capitalisten nicht verargt, sich zur Erhaltung seines Geldcapitals mit dem Könige von Westphalen eingelassen zu haben: so mag um so weniger Jemandem ein Vorwurf daraus gemacht werden, dass er, um nicht zu verhungern, oder um nicht müssig zu seyn, und um in dem nicht stillstehenden Leben lächerlicher Weise lahm stehen zu bleiben, oder um das Capital seiner Talente nicht ungenutzt zu lassen, Arbeit und Dienste bey dem Könige von Westphalen gesucht oder genommen hat. Wenn aber der Gläubiger, mit seiner alten Obligation in der einen, und mit der ihn getroffenen westphälischen Präclusion in der andern Hand, auftritt: dann mögen ihm Alle, welche sich unter jenem Schilde befinden, Achtung erweisen und ihm eine Auszeichnung wünschen; am wenigsten aber mag er beym öffentlichen Schatze so empfangen werden, als hätte man auf eine solche Erscheinung gar nicht gerechnet. Papst Leo spricht: *illae autem famulae dei, quae integritatem pudoris oppressione barbarica perdidere, laudabiliores erunt in humilitate ac verecundia sua, si se incontaminatis non audeant comparare virginibus.* (*c.* 14. *C.* 32. *qu.* 5.)

Überhaupt scheint es auch sonst schwer zu seyn, eine tadellose Norm zur Wiederherstellung der alten Gläubiger in ihre alten Rechte, mit Umgebung des nachherigen Obligationsverkehrs, anzugeben. Dass wenigstens die vorhin aus einem öffentlichen Blatte entlehnte Norm, abgesehen davon, dass sie gerade auf den schönsten, obgleich vielleicht seltenen Fall nicht berechnet worden ist, nicht ganz tadellos sey, beweist auch folgendes Beyspiel. Wenn A die Obligation von 12 an seinen Sohn B vererbt, und dieser sie an C vor der Reduction zu 12 cedirt, C sodann aber eine reducirte westphälische Obligation, gegen Aushändigung der alten, empfangen hat, so dass also weder der alte Gläubiger A, noch dessen Erbe B, die westphälische Obligation bringen kann: so würde, jener Norm zufolge, C nur 3, und dagegen B, zu den von C bereits erhaltenen 12, noch 9 bekommen, und es würde folglich B offenbar um den Betrag von 9 reicher mit dem Schaden des C werden. Das geht natürlich nicht!

Und gesetzt, es wäre eine solche Umgehung ausführbar: so müsste dabey doch auf allen Fall denjenigen, unter welchen ein Obligationsverkehr Statt gefunden hat, vorbehalten werden, ihre Ansprüche wegen eines etwanigen Regresses gegen einander besonders auszuführen. Damit würde man aber den Saamen zu unzähligen Processen ausstreuen. Daher scheint es wohl besser zu seyn, mit Einem Male die ganze Sache, sowohl was das Verhältniss zwischen dem Schuldner und den Gläubigern, als auch zwischen den Gläubigern und deren Erben auf der einen, und den Cessionaren, Pfandinhabern, Besitzern in gutem oder bösem Glauben u. s. w. auf der anderen Seite, betrifft, auf eine möglichst erschöpfende Weise abzumachen. Um so weniger aber kann Grund vorhanden seyn, das erstere Verhältniss zu isoliren, da von jenen beiden Verhältnissen das eine, wie das andere, civilistischer Natur ist.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Sammlung einiger wichtiger Actenstücke, welche sich aus der Zeit der Existenz des Königreichs Westphalen herschreiben, und die zur anhebenden Gesetzgebung in finanzieller Rücksicht, sowohl im Allgemeinen für alle diejenigen Provinzen, welche dazu gehörten, als insonderheit in Ansehung des Kurfürstenthums Hessen-Cassel dienen möchten.* Von *Friedrich Ludwig von Berlepsch* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zuletzt haben wir VI. nur noch folgende Frage auf dem Herzen: Sollte es in den gegenwärtigen Zeiten, wo leider theils von Staats wegen so viel civilistische Geschäfte gemacht werden, theils von Frankreich aus so mancherley, selbst civilistische Operationen, auf Unkosten der Freyheit der Völker und der Selbstständigkeit der Staaten, Statt gefunden haben, theils überhaupt das Civilrecht unter dem Joche der inneren und äusseren Politik seufzt, nicht mehr und mehr nöthig werden, die Wissenschaft des Civilrechts, in ihren Verzweigungen mit dem Staats- und Völker-Rechte, vorzüglich mit dem Finanzrechte und der sogenannten politischen Rechenkunst, vollständiger und bis in die Erscheinungen der neueren Zeiten auszubilden? Das Bedürfniss einer solchen Arbeit fühlt man leicht, wenn man sich z. B. nur an den Streit erinnert, von welchem Einflusse die Auflösung des deutschen Reichsverbandes und die Aufhebung der deutschen Reichsgesetze in civilrechtlicher Hinsicht habe seyn können; oder wenn man, nach Anleitung des Obigen erwägt, wie bey Verhandlung mancher Schuldklage, die aus irgend einer reducirten westphälischen Obligation zu erheben seyn möchte, in das Staats- und Völker-Recht wird hinüber geblickt, und wie dabey nicht selten ein Zusammenhang der Obligation, bald mit dem tilsiter Frieden, bald mit dem angeblichen Rechte, auf fremde Kosten Staaten zu stiften, bald mit der Art, wie ein so anmasslich gestifteter Staat, es sey durch seinen eigenen Stifter, oder durch Andere, wieder eingegangen ist, wird anerkannt und beachtet werden müssen. Am meisten aber muss man eine solche Arbeit darum ausgeführt zu sehen wünschen, weil hier von Übeln die Rede ist, auf deren Minderung oder Abstellung man bisher vielleicht nur darum weniger Bedacht genommen hat, weil es an einer Darstellung derselben gebrach, mit deren Hülfe sie vollständig und klar hätten eingesehen werden können.

Auch bey unserem Vf. findet sich unter den in seinem Vorberichte aufgeworfenen vier und zwanzig Fragen noch eine (die sechzehnte), woran sich die Wahrheit des eben Gesagten weiter erprobt. Sie lautet: „Müssen die veräusserten Domänen, als Staatseigenthum, nicht zurück gefodert werden? Ist diese Zurückfoderung entweder ohne, oder mit einer billigen Entschädigung für die Erwerber derselben, oder mit einer Mehr- und Nach-Zahlung, wenn sie zu wohlfeil veräussert seyn sollten, und der Staat sie ihnen lassen wollte, zu bewerkstelligen?“ Es wird hier gleichfalls auf einen Fall hingedeutet, in welchem sich Civilrecht, Staatsrecht und Völkerrecht einander die Hand bieten, und worin sich (wie sich gleich näher ausweisen wird) nur zu deutlich wahrnehmen läst, wie eine civilistische Operation von einem Staate dazu gemissbraucht werden kann, um einen fremden Staat coloniemässig zu behandeln, ihn sich dienstbar zu machen, ja ihn sogar sich künstlich zu einem gewissen Theile einzuverleiben. Daher wollen wir über diesen Fall noch einige Gedanken äussern, die vielleicht noch nicht zu spät kommen, um zum Besten des deutschen Vaterlandes erwogen und benutzt werden zu können.

Frankreich eroberte Hannover, Braunschweig, Hessen u. s. w., und gab das Eroberte an den König von Westphalen, reservirte sich aber eine Menge Staatsgüter, womit Militärpersonen, unter der Bedingung, die Güter zu verkaufen und mit dem Kaufgelde in Frankreich sich ansässig zu machen, dotirt wurden. Haben nun z. B. hannöverische Unterthanen die im Hannöverischen belegenen Dotationsgüter von den Dotirten an sich gekauft, und haben die Verkäufer den Kaufschilling in Frankreich vorschriftsmäsig angelegt: so sind jene Güter, dem Werthe nach (und was ist ein Gut ohne Werth?), nach Frankreich gewandert; sie sind in Frankreich übergegangen, und haben zur intensiven Vergrösserung des französischen Gebiets beygetragen.

Nun ist zwar Hannover wieder erobert worden; aber jene verkauften Güter in der That nur zum Scheine. Soll Hannover vollständig von Frankreich wieder herausgegeben werden: so ist dazu mit nothwendig, dass französischer Seits das Kaufgeld an die Hannoveraner, welche die Dotationsgüter erkauft haben, zurück gezahlt, und solchergestalt die Dotationsmasregel, nebst der zu dem Ende geschehenen Güterreservation, rückgängig gemacht werde. Denn

so gewiss Kurhannover befugt ist, die Güter von den Käufern ohne Leistung eines Ersatzes zurück zu verlangen: eben so gewiss scheint es schuldig zu seyn, seinen Unterthanen dazu zu verhelfen, dass sie ihren Regress an die Verkäufer nehmen können. Wie werden sie aber diesen Regress auf dem gewöhnlichen civilistischen Wege mit Erfolg zu suchen vermögen? Daher muss über den Regress völkerrechtlich, im nächsten Frieden, stipulirt werden. Durch Missbrauch des Völkerrechts ist das Ungeheure entstanden, durch den rechten Gebrauch desselben muss es wieder gut gemacht werden. Ist doch schon der Dienstherr, wenn er sich mit dem Berauber seines Hauses vergleichsweise abfinden will, unfehlbar schuldig, seine durch die Beraubung mit getroffenen Dienstboten zu vertreten: wie viel weniger kann sich der Landesherr einer ähnlichen Vertretung in Ansehung seiner Unterthanen entziehen!

Was wir bisher bloss beyspielweise von Hannover behauptet haben, das gilt von allen übrigen zu Westphalen gezogenen Staaten und Ländern; jedoch mit Ausnahme derjenigen Länder, die durch ihren rechtmässigen Besitzer im tilsiter Frieden abgetreten worden sind. Denn was die Länder der letzteren Art betrifft: so scheinen die Käufer gegen eine Zurückfoderung durch den wieder hergestellten Regenten in dem tilsiter Frieden hinlängliche Deckung zu haben, und scheinen sich damit trösten zu dürfen, dass der Regent sich selbst unmittelbar wegen zu leistenden Ersatzes an Frankreich zu halten wissen werde. Dagegen können wir die Frage dahin gestellt seyn lassen: ob Frankreich, wenn es die Kaufgelder zurückzahlen müsste, befugt seyn würde, in zweyter Hand wiederum seinen Regress gegen die dotirten Herren zu nehmen, etwa von der Ansicht aus, dass der Schenker dem Beschenkten keine Gewähr zu leisten brauche, oder dass überhaupt die von Eroberungen ausgegangenen Dotationen — zumal vermöge der nach französischen Rechten so weit gehenden Abhängigkeit des Civilen von dem Politischen — lediglich auf der Voraussetzung, die Eroberung werde aufrecht zu erhalten seyn, beruhen, und dass sie folglich unter den jetzigen Umständen, wegen eingetretener resolutiver Bedingung, von selbst erlöschen müssten.

Wir schliessen übrigens mit einer Bemerkung, die uns sowohl beym Lesen der vorliegenden Schrift, als auch beym Recensiren derselben, stets vor Augen gewesen ist. Mag Frankreich darauf stolz seyn, dass über seine öffentlichen Angelegenheiten eine öffentliche Discussion Statt finde. Mehr auf Freyheit, als auf Öffentlichkeit, kommt es an. Öffentlich *und frey* aber ist die Discussion mittelst eines geziemenden Gebrauchs der Pressfreyheit, eines Gottlob uns wieder gegebenen unschätzbaren Geschenks, dessen ein Jeder sich am besten dadurch würdig beweisen kann, dass er nicht ansteht, sich desselben zum Wohl des Vaterlands, und mit Dank gegen die hohen Wiederverleiher der himmlischen Gabe, so viel und so gut als möglich zu bedienen. Skr.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

MARBURG, b. Krieger: *Neue Materialien, oder Beyspiele zur Erlernung der französischen Sprachregeln nebst den nöthigsten Gallicismen und praktischen Übungen*, von *F. T. Kühne*, Dr. der Philosophie und Prof. ausländischer Sprachen. 1813. II u. 265 S. 8. (18 gr.)

Wie eine Beyspielsammlung zur Übung (nicht zur Erlernung!) der französischen Sprachregeln ein *Lehrgebäude* genannt werden, wie der Vf. behaupten könne, dass seine Beyspiele den *ganzen Genius der Sprache* umfassen (so heisst es mit klaren Worten in der Vorrede), ist freylich schwer einzusehen. Doch will Rec. gern glauben, dass Hr. *K.* bey seinen Schülern den gehofften Zweck, sie zu *einer gründlichen theoretischen und praktischen Kenntniss* der französischen Sprache zu führen, durch eine geschickte Anleitung auch mit diesem Buche erreichen könne. Ob aber andere Lehrer zum praktischen Unterrichte in der Grammatik diese Sammlung bey dem gänzlichen Mangel einer Hinweisung auf die grammatischen Regeln selbst, welche durch die Beyspiele erläutert werden sollen, brauchbarer finden werden, als andere schon vorhandene (z. B. von *Daulnoy*), muss Rec. billig bezweifeln. Als gemischte Übungsstücke zum Übersetzen können indessen wohl diese Materialien jungen Leuten in die Hände gegeben werden. Die untergelegten Wörter und Redensarten sind gut französisch, und man kann sich auf ihre Ächtheit um so sicherer verlassen, da der Vf. die längeren zusammenhängenden Stücke aus guten französischen Originalen und Übersetzungen (z. B. von *Berquin*) genommen hat. Nicht eben so kann Rec. von dem Deutschen des Hn. *K.* urtheilen. Es wimmelt von Gallicismen, freylich in einem anderen Sinne als der Titel verspricht, und viele Wendungen und Wortfügungen sind völlig undeutsch. Nur ein paar Beyspiele zur Probe: S. 170. Er hat dir irgend einen Streich *von seiner Fabrik* (*quelque tour de sa fabrique*) gespielt. S. 171. Du musst uns helfen *uns wohl zu vergnügen* (*aider à nous bien amuser*). S. 172 „ohne die geringste Aufmerksamkeit den Mademoisellen Beauval zu bezeigen." Wir Deutsche setzen in solchen Fällen den Dativ dem Accusativ vor; auch muss geschrieben werden *bezeugen* (*témoigner*)! S. 176. Mein Bruder würde sich vorwerfen, seiner Schwester eine Mühe zu ersparen (*se reprocheroit d'épargner*). S. 177. Zum Glück ist es in einer Falte, wo man nicht *den Einfall hat* (*s'avise*) hinzusehen. S. 178. Das ist *von einer Grobheit* (*d'une insolence*). S. 179. Sollten zum wenigsten warten, *dass* an sie die Reihe *käme* (*que leur tour vînt*, zu deutsch: bis an sie die Reihe kommt). S. 180. Er redet und handelt immer, als wenn der König sein *Gevatter* wäre. Unten steht für *Gevatter parrain*. Aber *parrain* ist *Pathe*; für *Gevatter* haben die Franzosen *compère*, für *Gevatterin commère*. Auch Kinder müssen, wenn sie das übersetzen, fühlen, dass es nicht deutsch ist. Im *weissischen* Kinderfreund heisst, so viel Rec. sich

dunkel erinnert, die Redensart: er thut, als wenn der grosse Mogul sein Pathe wäre; *Berquin* formte sie nach dem Gebrauche seiner Sprache um, und Hr. *K.* giebt das Französische wörtlich wieder, noch dazu mit einem Fehler! S. 184. Wenn wir sterben, *so haben wir nur einen kleinen Winkel von Erde nöthig* (*nous n'avons besoin que d'un petit coin de terre*). S. 190. Die Freude, welche *wir hatten*, dem kleinen Unglücklichen Gutes zu thun (*que nous eumes à faire du bien*, zu deutsch: die es uns machte). Und so geht es in einem Zuge fort, so dass man fast auf den Gedanken gerathen möchte, Hr. *K.* habe das Pensum durch einen seiner Schüler aus dem Französischen übersetzen lassen. Solches Deutsch ist freylich leicht wieder ins Französische zu übertragen; aber was wird dabey gewonnen? wie viel kann damit verdorben werden! Ist nicht gerade die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks und der Wendung in der einen und in der anderen Sprache ein Hauptpunct, auf welchen der Lehrer die Aufmerksamkeit der Lernenden richten soll? Muss er sie nicht französisch denken lehren, wenn sie richtig französisch reden und schreiben sollen? Und doch meint der Vf., dass seine Beyspiele *den ganzen Genius der Sprache* umfassen!! Rl.

Marburg, b. Krieger: *Lecture amusante et instructive pour les personnes de l'un et de l'autre sexe qui ont déja fait quelques progrès dans la langue françoise*, publiée par *Fréd. Theod. Kühne*, Docteur en philosophie et Prof. de langues occidentales. 1812. IV u. 332 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Lesebuch, womit Hr. *K.* der Französisch lernenden Jugend ein angenehmes Geschenk macht, verdient unter die vorzüglichsten und zweckmässigsten in seiner Art gezählt zu werden. Es enthält eine Auswahl theils kürzerer, theils längerer in einer reinen, classischen Sprache abgefassten Erzählungen, welchen man fast ohne Ausnahme den Vorzug zugestehen wird, den der Titel verspricht, dass sie zur *Unterhaltung* solcher junger Leser, als der Vf. sich gedacht hat, vollkommen geeignet sind. Das *Belehrende* hingegen, das der Titel ankündigt, muss in einem sehr beschränkten Sinne genommen werden, wenn es keine falschen Erwartungen von dem Buche erregen soll; der Vf. scheint es allein auf den moralischen Zweck dieser Aufsätze bezogen zu haben. Wenn Hr. *K.* in der gut geschriebenen Vorrede sagt, dass die gewählten Stücke der Fassungskraft des jugendlichen Alters vollkommen angemessen sind, dass sie weder gegen die Sittsamkeit noch gegen die Grundsätze einer reinen Sittenlehre anstossen, dass sie durch eine leichte richtige Schreibart viel beytragen können, die jungen Leser im Französischen weiter zu bringen, vorzüglich in Hinsicht auf die Sprache des gemeinen Lebens oder des Umgangs, die man aus wissenschaftlichen Schriften nicht erlernt: so ist diess kein eitles Selbstlob, womit das Urtheil des Lesers bestochen werden soll, sondern Rec. stimmt nach einer sorgfältigen Prüfung dieser Sammlung der Meinung des Vfs. mit Überzeugung bey. An guten französischen Jugendschriften ist eben kein Überfluss; um so weniger zweifeln wir, dass viele Ältern und Lehrer, die es wissen, wie sehr bey jungen Leuten Lust und Liebe zur Erlernung einer Sprache durch anziehende Lectüre gefördert wird, über die Erscheinung dieses Buchs sich freuen werden. Dass nicht alle der darin gesammelten Erzählungen das Verdienst der Neuheit haben, darüber wäre es unbillig, dem Vf. einen Vorwurf zu machen; denn mit Vergnügen wird der Knabe und das Mädchen auch ein Geschichtchen, das ihm schon anders woher bekannt ist, in französischem Gewande noch einmal lesen. Aber zu wünschen wäre es wohl, dass der Vf. die einzelnen Abschnitte durch passende Überschriften ausgezeichnet, und dem Ganzen eine Inhaltstafel beygefügt hätte; bey der gegenwärtigen Einrichtung des Buchs wird die Wiederaufsuchung eines gelesenen oder aufgegebenen Stücks manchem kleinen Leser viele vergebliche Mühe kosten. Rl.

1) Chemnitz, b. Kretschmar: *Recueil de Germanismes. Sammlung von Germanismen und anderen fehlerhaften Redensarten der Deutschen, wenn sie französisch sprechen*, von *J. B. Fromm*, immatriculirtem Lehrer der englisch- (englischen), spanisch- (spanischen) und portugiesischen Sprache an der Universität zu Leipzig. 1811. IV u. 122 S. 8. (10 gr.)

2) Ebendaselbst: *Introduction to english Conversation, or Anleitung das Englische im Geiste (?) der Nation zu sprechen und nicht zu radebrechen*, von *J. B. Fromm*. 1811. 207 S. 8. (16 gr.)

Die Eigenthümlichkeiten, worin die eine Sprache von der anderen abweicht, und die Fehler, welche gewöhnlich von denen, die eine Sprache reden und schreiben lernen, dagegen begangen werden, in wohlgewählten Beyspielen zusammenzustellen, scheint allerdings ein sehr zweckmässiges Mittel, die Aufmerksamkeit der Lernenden auf diesen Punct zu schärfen, und sie mit Hülfe des Gedächtnisses und des Nachdenkens die Fehler gegen Sinn und Sprachgebrauch, in welche sie so leicht verfallen, immer sicherer vermeiden zu lehren. Hr. *F.* macht sich daher um seine Französisch und Englisch lernenden Landsleute durch diese Sammlungen verdient, welche das Resultat seiner vieljährigen Erfahrung im Unterricht, seines Studiums der besten Werke in diesem Fache und seiner Reisen sind. Zwar können wir seinen Stil nichts weniger als loben; seine Ordnung ist nicht immer die beste: aber das viele Gute und Brauchbare, das beide Bücher, besonders No. 2, enthalten, verdient, in welcher Gestalt es auch sey, mit Dank angenommen zu werden. Wer vergisst nicht gern die rauhe Schale, die er durchbohren musste, wenn der nährende Kern, den sie einschliesst, ihn für seine Mühe belohnt?

No. 1 besteht aus drey Abtheilungen. Die erste enthält eigentlich das *Recueil de Germanismes*, das der

Titel ankündigt; die zweyte ein alphabetisches Verzeichniss solcher deutscher Wörter, welche gewöhnlich unrichtig französisch ausgedrückt werden, und die dritte ein *recueil de Synonymes choisis*, oder ein ebenfalls alphabetisches Verzeichniss einiger sinnverwandter Wörter der französischen Sprache, deren Unterschied durch beygefügte kurze Beyspiele erläutert ist. Das Meiste sehr brauchbar!

Aber ungleich reicher ist No. 2 an schätzbaren Sprachbemerkungen und richtigen Bestimmungen des ächten englischen Sprachgebrauchs, grösstentheils von dem Vf. in England selbst gesammelt; und Rec. gesteht mit Vergnügen, dass er bey einer nicht gewöhnlichen Bekanntschaft mit der englischen Sprache noch Vieles über Gegenstände des gemeinen Lebens und der Conversation aus diesem Buche gelernt hat. In der ersten Abtheilung unter der wenig passenden Überschrift *Germanismes* (das letzte *e* ist zu viel!) finden wir ausser dem Unterschied einer grossen Menge sinnverwandter und leichtverwechselter Wörter ein alphabetisches Verzeichniss der englischen unregelmässigen Verba, bey deren Gebrauch der Deutsche Anstoss zu finden pflegt (zweckmässiger vielleicht hätte der Vf. seine Bemerkungen und Warnungen unter ein alphabetisches Verzeichniss deutscher Verba gebracht), die Anwendung und Weglassung der Titel im Englischen, den Gebrauch des Masculins und Feminins in Thier- und Schiff-Namen, die verschiedenen englischen Ausdrücke für die Stimmen der Thiere, viele gemeine Sprecharten, die Fremde oft aus Unkunde in guter Gesellschaft zu gebrauchen verleitet werden, und vieles Andere, worüber man in Büchern vergebens Auskunft sucht. Hie und da hat der Vf. auch zweckmässige Erläuterungen aus den berühmtesten englischen Sprachlehrern mit ihren eigenen Worten beygebracht. Eine zweyte Abtheilung enthält *Anglicismen*, d. i. solche Ausdrücke und Sprecharten, welche nur der englischen Sprache eigenthümlich sind — aus dem grossen Reichthum zwar nur wenig, aber sehr brauchbar! Den Beschluss macht eine sehr vollständige Liste von See- und Schiffs-Ausdrücken, die den besten Commentar zu *Peregrine Pickle* und ähnlichen Schriften abgeben kann.

Schade ist es, dass der Druck so schlecht, und noch durch eine Anzahl von Druckfehlern entstellt ist! Auch ist uns in der englisch geschriebenen Dedication zu No. 2 die Anfangsperiode aufgefallen, deren Nachsatz zum Vordersatz nicht passt. Man darf nur *Though* wegstreichen: so ist der Satz richtig.

Rl.

1) Frankfurt a. M., b. Brönner: *Dialoghi Italiano-Tedeschi per la vita sociale.* Composti secondo Beauval da *Giovanni Martino Minner*, Professor di lingua. Tom. I—III.

Auch mit dem deutschen Titel:

Italiänisch-deutsche Gespräche für das gesellschaftliche Leben. Nach Beauval von *Johann Martin Minner*, Lehrer verschiedener Sprachen. Erstes Bändchen. 1813. 168 S. Zweytes Bändchen. 170 S. Drittes Bändchen. 168 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *English and German Dialogues adapted to the style of polite and elegant conversation for social life.* In imitation of those of Beauval. By *John Martin Minner*, Master of Languages. Volume I—III.

Auch mit dem deutschen Titel:

Englisch-deutsche Gespräche für das gesellschaftliche Leben. Nach F. Beauval von *Johann Martin Minner*, Lehrer verschiedener Sprachen. Erstes Bändchen. 1813. 168 S. Zweytes Bändchen. 164 S. Drittes Bändchen. 146 S. 8. (1 Rthlr.)

Gespräche in der bekannten Einrichtung, da jedem Ausdrucke der fremden Sprache der gleichbedeutende in der Muttersprache gegenübersteht, sind freylich oft das verrufene Orakel derer, die eine Sprache noch eher wollen sprechen, als ihre Elemente verstehen lernen, denen es überhaupt mehr um etwas oberflächliches Plaudern, als um eine gründliche Kenntniss der Sprache zu thun ist. Aber solche Gespräche haben, wenn sie mit Verstand und Geschmack ausgearbeitet sind, auch für denjenigen, der auf eine tiefere Kenntniss der Sprache ausgeht, einen sehr wesentlichen Nutzen, den nämlich, dass sie ihn mit der Sprache des gemeinen Lebens und des geselligen Umgangs bekannt machen, und ihm das Sprechenlernen erleichtern. Sie sind zu diesem Behufe für den Anfänger noch weit brauchbarer, als gute Lustspiele, da in diesen bekanntlich nach Verschiedenheit der redenden Personen eine Mischung des guten und niedrigen Tones Statt findet, die der Ungeübte nicht zu unterscheiden im Stande ist, und die ihn in der Anwendung oft zu den lächerlichsten Missgriffen verleitet. Aber weil die Sprache des gebildeten Umganges sich von Zeit zu Zeit ändert, und nach dem Geist und Geschmack der Zeit sich modelt: so ist es natürlich, dass Gesprächsammlungen eher als andere Bücher veralten und unbrauchbar werden, und dass sie öfter in einem erneuerten Gewand erscheinen müssen.

Hr. *M.* verdient daher den Dank des Publicums, dass er diese neue Sammlung von Gesprächen sowohl für die italiänische als für die englische Sprache veranstaltet hat. Rec. freut sich, nach einer genauen Durchsicht dieser Gespräche versichern zu dürfen; dass sie mit einer reinen correcten Sprache das Verdienst einer natürlichen Leichtigkeit und eines feinen Tones verbinden. Und da auch der Verleger bemüht gewesen ist, sie mit einem gefälligen Äusseren auszustatten: so kann es ihnen bey dem Italiänisch und Englisch lernenden Publicum an einer günstigen Aufnahme wohl nicht fehlen.

Rl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

Berlin, b. Hitzig: *Der Nibelungen Lied (und die Klage)* in der Ursprache mit den Lesarten der verschiedenen Handschriften herausgegeben durch Dr. *F. H. von der Hagen*. Zu Vorlesungen. 1810. XVI, 307 und LXXX S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Es giebt eine Classe Bücher, die von dem Interesse vorübergehender Modeliebhaberey ganz unabhängig den Verlagshandlungen einen sicher wuchernden Fonds auf halbe Jahrhunderte und länger gewähren. Diese sind die bewährten Ausgaben *classischer Werke* der älteren und neueren Sprachen; zu welchen Werken wir mit allem Rechte das Lied der Nibelungen zählen, dessen vorliegende Ausgabe jedoch keinesweges unter dem Namen einer *classischen* angeführt werden kann. Da indessen im 19 Jahrh. noch auf den Abdruck keines anderen grösseren Gedichts ein solcher Fleiss verwendet worden; da die hier gegebene Zusammenstellung der Lesarten (80 enggedr. Seiten) wohl nie einer neuen Ausgabe des N. Liedes wieder beygefügt werden dürfte: so gebührt dieser Ausgabe eine bedeutende Stelle in unserer alten Dichter-Literatur, und wir würden uns daher der vollständigen Beurtheilung derselben in keinem Fall entziehen, wenn einerseits nicht diese Blätter selbst uns Einschränkung geböten, andererseits aber durch die ausführliche Kritik der *Sammlung deutscher Gedichte des Mittelalters* (in *Schelling's* Allgem. Zeitschr. I) dermalen eine solche Erschöpfung von uns selbst als überflüssig erklärt worden wäre, indem *sie* alle jene Grundsätze zur Genüge aufstellt und entwickelt, die auch hier ihre Anwendung finden. Doch wollen wir, nach Vermögen, auch hier in Kürze zeigen, was obige Ausgabe leiste, und wie viel sie zu wünschen übrig lasse. Wobey wir, aus individuellen Gründen, uns jeder Beziehung auf des Herausgebers modernisirte Ausgabe, 1807, enthalten, die von seiner langen Beschäftigung mit diesem Werke zeigt, und auch jetzt noch Manchem als Vorbereitung und Hülfsmittel zur Lesung des vorliegenden Originaltextes dienen kann.

Hr. *von der Hagen* nennt, gleiches Sinnes mit so vielen Anderen, der Nibelungen Lied „das deutsche Nationalepos", welcher Charakterisirung sich wohl enthalten wird, wer dieses Gedicht im wahren Verhältniss zu der gesammten Culturgeschichte des deutschen Volkes erkannt hat. Jener Name würde nur dann ihm eignen, wenn hier von schriftlicher, treuer Aufzeichnung eines unter der gesammten Nation verbreiteten, von seinen Rhapsoden umher gesungenen Heldengedichts die Rede seyn könnte. Diess aber ist keinesweges der Fall, da die Bildung, die aus unserer Bearbeitung hervorleuchtet, eine *rittermässige* ist, im Gegensatz zu einer von jener schon getrennten volksmässigen, da dieses Werk nicht ursprünglich im *Gesange* lebte, sondern um *als Buch* gelesen zu werden, von einem der edelsten Geister der damaligen Zeit *geschrieben* worden, nach uns völlig unbekannten volksmässigen Gesängen, die eben „das deutsche Nationalepos" bildeten, in dem wohl keine Spur von jener ruhigen, individueller Bildung eignenden Betrachtung vorkam, die namentlich in den Versen S. 32 sich kund giebt:

> Do stunt so minnechliche daz Sigelinden chint,
> Sam er *entworfen* wäre *an ein permint*
> Von gutes meisters listen u. s. w. (Vgl. Parcif.)

(so lieblich, als ob er von einem kunstreichen Maler auf einem Pergamentblatt abgebildet wäre); eine Vergleichung, die unter freyem Himmel in dem Munde des wandernden Sängers, *„in compitis et curiis"* (*ze hove und in 'me schalle*), sich sonderbar ausgenommen haben würde. — Die Zeit, wann die Nibelungen in dem *gebildeten* südlichen Deutschland geschrieben, ist kurz vor 1200, wenn nicht vielmehr in die erst-folgenden Decennien zu setzen, also gleichzeitig Kaiser Friedrich II und der reiferen Jugend der Periode des Minnegesangs. Ob die Anspielungen in *Eschenbach's* Parcifal gerade auf *unsere* Bearbeitung der Geschichte sich beziehen, ist wenigstens zweifelhaft (daher uns die Frage erlaubt ist, ob nicht zu der Erwähnung von Azagach und Zazamanch in dem N. Liede gerade erst *der Parcifal* Veranlassung gegeben habe, dessen Erscheinung einige Jahre nach 1203 angenommen werden muss). Dass unser Text z. B. schon 1185 gedichtet worden, findet Rec. deshalb unwahrscheinlich, weil es sodann unbegreiflich wäre, wie *Veldeck's* Aeneis neben diesem in Sprache und Diction unendlich gebildeteren Werke zu solchem Ruhm hätte gelangen können. Die Bestimmung des Zeitalters und Vaterlandes ist, wie von selbst sich versteht, von der höchsten Wichtigkeit für die Darlegung einer „wirklich und durchaus kritischen" Ausgabe, wie Hr. *v. d. Hagen* sie hier hat liefern wollen. Beider Fragen gründliche Ausmittelung erfodert nun aber, da entschiedene äussere Zeugnisse fehlen, fast ein eigenes Buch; *A. W. Schlegel* ist rühmlich hierin vorangegangen (s. deutsches Museum 1812); was Hr. *v. d. H.* in der

seit sieben Jahren uns verheissenen *Einleitung* zu den Nibelungen in solcher Hinsicht geleistet hat, steht zu erwarten.

Wiewohl nun aber dem für uns erhaltenen Liede der Nibelungen der Titel des deutschen Nationalepos nicht zukömmt: so ist doch die hohe Vortrefflichkeit dieser Bearbeitung jetzt so sehr anerkannt, sie muss beym ersten Begegnen jedem empfänglichen Gemüth so deutlich ansprechen, dass uns fast unbegreiflich scheint, wie in der Zueignung gegen den GR. *Wolf* geäussert werden konnte, „wenigstens werde das alte vaterländische Heldenlied Seiner nicht unwürdig seyn", wo doch, unbeschadet der anerkannten Würde seines Gönners, und auf eine sehr achtungsvolle Weise, der Herausgeber diesen Satz *gerade zu hätte umkehren können*. Unmittelbar ausgegangen von nationalen Rhapsodieen, und so manche *ursprüngliche* Töne bewahrend, ist in seiner geläuterten Form das Lied der Nibelungen das trefflichste und beste, was das deutsche Alterthum unter so vielen anderen Werken uns aufbewahrt hat. Wen fesselt nicht die innere Einheit des Ganzen, der ruhige Geist, der über dem grossen Gegenstande, selbst bey dem zermalmenden Drange des Schicksals, stets gleichmässig schwebt? wen entzückt nicht dieser ächt-poëtische Sinn, der überall, in der schön gebildeten Sprache, wie in der plastischen Darstellung der bedeutenden, mannichfaltigen Charaktere, sich bewährt? Der thörichten Weise Derer, die das Interesse für die edelsten Erzeugnisse des Geistes als eine Modekrankheit verschreyen, und es auf gleiche Linie mit dem Unfug einiger unreifen Kling- und Assonanzen-Dichter setzen möchten, wird in wenigen Jahren nicht mehr gedacht werden, und die innere Vortrefflichkeit so mancher alter Gedichte, die freylich nur zu sehr die Kleinheit, Zertheiltheit und erborgte Richtung der neueren Zeitproducte in ihrer Blöfse zeigen, wird allgemeine Liebe und Studium bey den gebildeteren Deutschen erregen, und wo billiger, als bey der empfänglicheren reiferen Jugend? Die vorliegende Ausgabe, als die erste zu *akademischen Vorlesungen* bestimmte, war desfalls in der That eine sehr interessante Erscheinung. Ehre den Regierungen, die, begünstigend und förderlich, sich auf solche Art für die deutsche Cultur wirksam zeigen, welche ohne die Zurückführung zu ihrer Wurzel stets schwankender, und bey dem Einimpfen allerley ausländischen Wesens immer haltungsloser hätte werden müssen.

Das frühere Schicksal des Nibelungen Liedes, wenig gekannt zu seyn, rührte von seiner ersten fragmentarischen Erscheinung 1759, und später von dem den Bedürfnissen jetziger Leser so wenig angemessenen Abdruck des Ganzen in der *myllerschen* Sammlung, wo es Rec. zuerst 1802 las; es bestimmte damals vorzüglich seine lebhafte Neigung zu dem deutschen Alterthum, wie diess bey *Tieck* und *von der Hagen* gleichmässig der Fall gewesen, deren Bearbeitungen dieses Gedichts ihm bald nachher bekannt wurden. Rec. versuchte damals eine Sammlung aller alten Stellen, die, dem Inhalt nach, auf das Lied der Nibelungen sich beziehen, worunter zwey, da sie anderen Forschern entgangen sind, hier Anführung verdienen dürften. Abwärts von *Eginhard* glaubte Rec. eine solche Beziehung in den ersten Versen des St. Anno-Liedes zu finden:

Wir horten ie dikke singen
Von alten dingen,
Wie snelle helide vuhten,
Wie sie veste burge brechen,
Wie sich liebe winikefte schieden,
Wie riche künige al zegiengen; —

bey welchen Zeilen man fast überall an den Inhalt der Nibelungen und die Katastrophe der Rache Chriemhildens erinnert wird, nur bey dem 3. 4 Verse mag der Poët an andere Rhapsodieen gedacht haben. Später, im Künig Tyro von Schotten und Vridebrand sin sun (Minnes. II, 249) antwortet letzterer auf ein von dem Vater ihm zum Enträthseln vorgelegtes Bild:

Herre, ihr habt wunderlichen mût,
Daz ir gen mir die vrage tût;
Von *ritterschefte* wiste ich bas,
Wa iener gelag, wa der gesas,
Wo sich die spene us helme klungen (?)
Von swerten uber schilte, darunder sich die recken swungen.

Auch hier scheint die vierte Zeile nur auf unser Heldenlied sich zu beziehen, die *Klage* namentlich dazu mitgerechnet. — Neben jenen beiden Abdrücken hatte Hr. *v. d. Hagen* eine vollständige Abschrift der münchener Handschrift in Händen, der seine Modernisirung schon so viel Gutes verdankte. Als er den Originaltext herauszuheben unternahm, folgte er mehr einer individuellen Rücksicht, als dem, was Vielen für das *eigene* Studium unserer alten Literatur erwünscht und förderlich gewesen seyn würde. Diese werden ganz mit uns einverstanden seyn, dass bey dem schon gedruckten Texte der vermeintlich Einen hohenemsischen HS. nichts vortheilhafter gewesen wäre, als statt einer Überarbeitung jenes Textes (dieses ist die neue kritische Ausgabe), ein wörtlicher Abdruck des münchener Codex, mit allen *nöthigen*, durch *Bodmer's* und *Myllers* Copieen dargebotenen Ergänzungen und Berichtigungen einzelner *Versehen*, die gleich durch verschiedenen Druck ausgezeichnet worden wären. So wäre das Gedicht in einer *zweyten alten* Recension zuerst Jedem zugänglich geworden; in einer Recension, die der blosse Leser nicht verschmähen dürfte, die für Kritik und Studium des Textes höchst wichtig ist. Allein diese Bereicherung unserer poëtischen Literatur war nicht Hn. *v. d. Hagen's* Absicht; ihm lag daran, eine bequeme Ausgabe des Gedichts zum Gebrauch seiner Vorlesungen aufzustellen, wobey der reinen originalen Mundart der schon gedruckten Hälften natürlich der Vorzug vor den härteren Tönen, Zusammenziehungen u. s. w. der *baierischen* Handschrift gegeben werden musste. Im Besitz dieses letzteren Textes, konnte Hr. *v. d. H.* eben so natürlich sich's nicht versagen, seiner Ausgabe das Interesse einer kritischen zu geben, insofern er (ausser den Ergänzungen) die

ihm passender scheinenden Lesarten der münchener Handschrift in den *myllerschen* Text übertrug.

Dieses Verfahren hat scheinbar Vieles für sich, wenn nämlich angenommen wird, hier könne dasselbe gelten, was bey Ausgaben griechischer und römischer Autoren das grosse Feld der Kritik ist: aus zwey oder mehreren abweichenden Handschriften Einen Text (Recension) zu bilden. Was doch in dem Fall ein sehr verkehrt Beginnen wäre, wenn einmal der beiderseitigen Abweichungen viele und bedeutende wären, und *zugleich* bekannt wäre, der *Urheber* selbst habe sein schon bekannt gewordenes Werk von Neuem überarbeitet, wo es also der dem Alterthum gebührenden Achtung ganz entgegen seyn würde, einen willkührlichen *dritten* Text zu bilden. Die Vermuthung einer solchen, von dem Dichter selbst herrührenden, zweyten Recension würde nun entschieden die voraussetzlich Eine hohenemser und münchener Handschrift getroffen haben, wenn uns nicht anderswoher zur Genüge bekannt wäre, dass mehrere Handschriften desselben altdeutschen Gedichts uns je einen anders lautenden Text darstellen, ohne dass diess irgend dem Einflusse der Urheber beygemessen werden darf, da jene Varietäten lediglich den *Schreibern* Schuld gegeben werden müssen. Manches wurde bloss aus dem Gedächtniss niedergeschrieben, wie die verschiedenen Handschriften so vieler Minnelieder unwidersprechlich darthun, wo die Strophen des Einen Originalgedichts hier zu diesem, dort zu einem anderen Liede gegattet sind. Es fragt sich nun, was, bey seinen zwiefachen Hülfsmitteln, dem Herausgeber zu thun das Gemäseste war. Unstreitig, in dem, als vorzüglicherem, zum Grund gelegten Text das *Fehlerhafte*, wo der andere das (nicht etwa schon von selbst sich darbietende) Richtige angab, zu *verbessern*, und das so Vertauschte in den Noten kurz anzuführen. Dieses sollte denn in der vorliegenden Ausgabe auch geleistet werden (wesshalb sie, wie in mancher anderen Hinsicht, besser als der *myllersche* Abdruck ist), aber es geschah in einer, unseres Erachtens ganz unstatthaften Ausdehnung der Worte: fehlerhaft und verbessern, in welcher Rücksicht der frühere Text uns nothwendig werther seyn muss, da in jeder seiner Hälften Einheit und Wahrheit herrscht, die in der *hagenschen* Recension verloren gingen. Hr. *v. d. H.* setzte nämlich voraus, keine der Handschriften stelle den ächten Text dar, und meinte, durch willkührliches Durcheinandermengen ihrer gegenseitigen Lesarten eine triftige, sogenannt-kritische Ausgabe zu liefern. „Bey der Aufstellung des Textes, sagt er S. XIV, bin ich mit aller mir möglichen Aufmerksamkeit und Genauigkeit zu Werke gegangen, und habe die Wahl unter den vielen, oft so widersprechenden Lesarten und sämmtlichen grösseren und kleineren Abweichungen aller Art nach bester Einsicht getroffen.“ In der That, wir glauben, dass an gar vielen Stellen das in den *myllerschen* Text neu Eingeführte besser *lautet*, und dass hiebey der Fleiss und Geschmack des unverdrossenen Herausgebers gleich thätig waren; wie misslich es aber um diess ganze Unternehmen stehe, giebt schon die gleich folgende Äusserung zu erkennen: „nicht selten stand hier freylich das Urtheil mitten inne und blieb schwankend; indessen verlangte die Sache augenblickliche Entscheidung, welche zu jeder Zeit nicht eben gleich ausfallen konnte.“ Der Hauptumstand ist nämlich diess: der früher gedruckte Text beruht, je zur Hälfte, auf zweyen Handschriften, die beide *im Ganzen* untadelich sind, und zu den alten, guten Manuscripten gehören; mit Ausnahme kleiner Lücken und wirklicher Fehler liest das Ganze sich ohne Anstoss in jenem, bey Hn. *v. d. H.* noch als einschriftlich angenommenen Texte; hier auf eigene Hand aus dem jüngeren Manuscripte Alles und Jedes hinein zu corrigiren, kann bey der Wichtigkeit des Werks unseren Beyfall durchaus nicht haben. Denn, dass das Eingeführte, Wort oder Wendung, gerade *besser lautet*, während dort *dem Sinne* nichts gebrach, beweist noch gar nicht für grössere Ächtheit, am wenigsten, wenn nicht einmal ausgemacht ist, welche Copie im Ganzen die Urschrift getreuer darstelle. (Von Orthographie, dgl. ist natürlich hier die Rede nicht.) Kurz, dem Princip Hn. *v. d. H's.* gemäss mussten wir einen bunten, zusammengestückten Text erhalten, der freylich der *seine*, nicht aber der *Text des Alterthums* ist. Besser wär' es daher gewesen, bloss das, was durch des Schreibers Nachlässigkeit als *fehlerhaft* und unganz befunden wurde, zu berichtigen, im Übrigen den münchener Text in seinen Ehren zu lassen, statt zur Ausstattung des anderen von ihm allerley Stückchen wegzuschneiden. — Dieses die unbefangene Darlegung unserer Ansicht der Sache. Da in solcher Beziehung der Gegenstand noch nicht zur Sprache gekommen (wesshalb dessen weitere Durchprüfung sehr zu wünschen ist), da ferner in dem Sinn der alterthümlichen Kritik und Philologie Hr. *v. d. H.* nicht unrecht gehandelt hat, — in sofern wir ihm nicht beweisen, dass er das Schlechtere an die Stelle des Besseren eingefügt habe —: so werde unsere Ansicht der Sache vorläufig nur problematisch angesehen, und den grösseren Theil der Leser, die das herrliche Gedicht ohne Nebenrücksicht in der neuen Ausgabe lesen oder wiederlesen, kümmere dieser Absatz unserer Kritik gar nicht. Entschieden also werde nur darauf unser Urtheil bezogen, was nunmehr im Einzelnen über die Recension des Herausgebers erinnert werden soll.

Vorher noch bemerken wir über die erhaltenen 4 Handschriften des N. Liedes Folgendes. HE, a., die ältere HEmser, aus der Chriemhilden Rache u. s. w. edirt wurde, hat durchgängig den reinsten Text, nur genügt sie in *metrischer* Hinsicht weniger. Da sie die meiste Bildung zeigt, und, was die Orthographie betrifft, die vollkommenste ist: so beklagen wir, dass das Werk sich nie vollständig daraus mittheilen läst, da sie in der Mitte einen Defect von 884 Versen hat (S. 149—72 ed. *Hag.*), wozwischen jedoch noch 2 Bl. sich erhalten. Noch immer ist das Schicksal dieser wichtigen Handschrift ungewiss;

wo sie verborgen, oder ob sie überhaupt noch vorhanden. Die zweyte HEmser Handschrift (HE, b.), jetzt der k. Bibliothek zu München durch grosse Gegengabe errungenes Eigenthum, ist von mehr als einer Hand geschrieben, daher die Orthographie nicht ganz gleichförmig; z. B. in der zweyten Hälfte steht häufig äi st. ei, ai st. ei. Sonst zeigt diese Handschrift, die durch unzählbare Abweichungen in Vergleich zu jener eine eigene Recension darstellt, durchgängige Übereinstimmung mit der St. Gallener (G), vor der sie durch höheres Alter und reinere Orthographie *vielleicht* Vorzüge hat. (In allem diesen war *Bodmer* anderer Meinung, s. Aufklärung über den *müllerschen* Text des N. Liedes, in der Sammlung für altd. Literat. und Kunst, Bresl. 1812. Anf.) Mit der vierten Handschrift, seit lange her der münchener Bibliothek, soll nach Hn. *v. d. H.* (Liter. Grundr.) eben die S. G. fast wörtlich übereinstimmen; sie nähert sich gar sehr auch der HE, b., hat aber doch manche wichtige Abweichung. (Alle drey schliessen: diess ist *der Nibelungen Not.*) Der Dialekt der münch. deutet auf Baiern und Österreich, wonach Vieles in der Schreibung der heutigen nahe kömmt. Die erste Hälfte des *myllerschen* Abdrucks nach HE, b. ist durchaus keine buchstäbliche treue Copie; Einzelnes hatte *Bodmer* in seine Abschrift hineingebessert, die fehlerhaften Abweichungen des Drucks sind aber wohl nur dem Setzer und *Müllers* grosser Unkunde beyzumessen. Vermittelst der münch. vermied Hr. *v. d. H.* alle diese Fehler leicht. Mit Unrecht, dieses beyläufig, wählte er jedoch S. 170: „wir mugen niht *hiebi gesian*", was willkührliche Änderung des Drucks ist; die Handschrift liest klar: „w. m. n. herberge han", und so auch M., jenes *hie-bi*, da es auf nichts sich bezieht, ist unstatthaft. Das. liest Hr. *v. d. H.*, wie der *myllersche* Druck: „*ir* hundert und uns viere beliben da in strite tot"; die Handschrift selbst hat *in*, und so auch die münch.; was Hr. *v. d. H.* wählte, verstösst gegen alle Syntax; der Vers ist völlig klar:

In (ihnen) hundert, und uns viere beliben da i. st. tot.

S. 160 vertauscht Hr. *v. d. H.* das „der *wal* was in ze breit" der HE, a. gegen das „wac" der M., also musste jenes ihm Druckfehler scheinen, da es doch, als die *wallende Fluth* der Donau bezeichnend, vor dem gemeineren *Wag* den Vorzug verdienen dürfte. So viel in Betreff der erhaltenen Handschriften.

Die grössere *Vollständigkeit* der neuen Recension darf, nach Obigem, nicht besonders empfohlen werden. Ob die Zahl der Strophen dieses gemischten Textes (jetzt 2410, *myllerscher* Abdruck hat 33 weniger) durch die noch ungenützten Handschriften sich vermehren lasse, wird sich zeigen. Eine nach V. 392 ausgeworfene Strophe wird bloss in den Noten angeführt; billiger sollte auch sie im Text, aber eingeklammert, stehen, welches Zeichen der Nichtbilligung wohl auch der aufgenommenen nach V. 90 gebührt hätte, ingleichen der nach V. 8440, die bloss eine Art Entschuldigung für Chriemhilde enthält, die schon sonst hinlänglich angedeutet ist; auch erkennen M. und HE, b. sie nicht an. — Die Hauptsache, wodurch, der eigenen Absicht nach, der neue Text sich empfehlen müsste, wäre nun die Güte der adoptirten Lesarten *dem Sinne* nach, worin jedoch der Vf. uns keineswegs überall genügt hat. Wir führen Einiges der Art an: S. 195 „Swaz man uns hie getäte, wir soldenz ú billiche sagen", das eine Hemistich nach M., das andere nach HE, a.; statt ú, euch, wird in M. und HE, b. Etzel *ohne* Anrede genannt, und diess auch angemessener, da ja auch *seine* Frage nicht an den, wie *à part*, antwortenden Hagene gerichtet war. — S. 182: Do das gesach Hagene, den helm er vaster *uf*gebant; besser HE, a. und b. den helm er vaster gebant; er band den Helm nur *fester*; *uf* ist da ganz unpassend, die M. hat es, aber so: den h. er *vaste* ufgebant. — S. 73 von Brunhilde: wie rehte minnechliche *si da bi im lach*; besser HE, b. W — *er bi der vrowen* lach mit *vrivnlicher liebe*; was alles sich besser zu Gunther, als zu Brunhilde schickt; der feinsinnige Dichter wusste zu gut, dass bey diesem Beyliegen Brunhilden Theilnahme nicht so stark hervortreten durfte. S. 107 *und* wess-ich, wer ez getan het, ich riet im immer an den tot; jenes *und* im höchsten Affect scheint schleppend; die HE, b. (nicht angemerkt) liest: Wess-ich, wer ez het getan. S. 108 Ich wäne, sin herz im seite (*was* wirklich schon *erfüllt* war), *daz* er Sifriden nimmer solde mer gesehen; so, einfach und tadellos die HE, b.; bey *Hag.* lautet der Vers *ohne* jene richtige Verbindung durch *daz*: Er mohte sinen lieben sune nimmer mer gesehen (wo überdiess das erste Hemistich unmetrisch ist), gleich als ob es hier auf eine kleinliche Rührung in dem *Worte* (sinen lieben sune) abgesehen seyn könnte; wie gewählter und wohlverbunden ist die erste Lesart:

Ich wene, sin herze im seite, — daz im was geschehen —,
Daz er Sifriden nimmer solde mer gesehen.

Die Prosa hätte umgekehrt: das erste *daz* ist nicht die Conjunction, sondern das Relativum (unser *was*), auf den Satz: dass er Sifrid u. s. w. bezüglich. Alles diess geht in der *hagenschen* Lesart verloren.

Ich wäne, sin herz im seite, daz im (dem König oder dem Sohn?) was geschehen:
Er mohte sinen liben sune nimmer mer gesehen.

Diese Beyspiele mit Unrecht vorgezogener Lesarten liessen sich häufen, wenn Ausführlichkeit hier gestattet wäre; sie würden (man gönne uns diese!) den Stumpfsinn Derer zu Schanden machen, die des Redens über die Barbarey des Mittelalters kein Ende wissen, aber freylich, ohne je etwas *recht* erkannt und gelesen zu haben, was ihre einzige Entschuldigung ist. — Übrigens würde jetzt, mit Hülfe der S. G. und HE, b. Handschriften, Hr. *v. d. H.* Manches besser geben können: z. B. S. 202 steht die arme Phrase: „daz ist vil wärliche war", die man gegen das „si waren hubsch vnd clar" der HE, b. austauschen wolle.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

BERLIN, b. Hitzig: *Der Nibelungen Lied* (*und die Klage*) in der Ursprache mit den Lesarten der verschiedenen Handschriften herausgegeben durch Dr. *F. H. von der Hagen* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir fanden demnächst mehrere Stellen, wo durch irrige lexikalische Annahmen getäuscht der Herausg. sich vor Fehlern nicht gesichert hatte, z. B. S. 202 hat HE, b: „Wan komen min mûz din ende sin"; *Hag.* aus HE, a. „Wan dizze chomen, daz *meine*, daz sol din ende sin; also glaubte er, „daz meine" (Imper.) bedeute: versteh' es so, denke dir's so; in welcher heutigen Bedeutung das alte *meinen* nie vorkömmt. Stünde hier: dieses Kommen *meinet* (bedeutet, zeigt an): so wäre, lexikalisch, die Sache richtig; allein dann müsste, unerwähnt der schleppenden Anbringung des Artikels (dieses Kommen *das* meinet), der Folgesatz ja conjunctive lauten: meine Kunst deutet, dass (sie) dein Ende seyn soll; nicht aber: — daz meinet, *daz sol* u. s. w. So also scheint HE, b. das Richtige zu enthalten, womit auch M. einstimmt; der Gegensatz ist ganz deutlich; denn dieses *mein* Kommen wird *dein* Ende seyn, wo also das zweyte daz wieder nicht die Conjunction ist. Sonst aber würde das Verb. *meinen* sich sehr gut auf das vorangehende (waz úwer reise *meine* u. s. w.) beziehen. S. 296 Man liess Messe singen „dèn, die da waren *fur worden*"; nichts ist doch in der ältesten Sprache gänger, als das Zeitwort verwerden, firwerden, *interire;* jene getrennte Schreibung ist in einer kritischen Ausgabe offenbar ein lexikalischer Fehler, eben so S. 29 die „sere wunden", S. 212 der vil sere wunder lip; also ja die *sehr*, stark Verwundeten; aber der Dichter spricht von den *sere*-wunden (von *sêr*, Schmerz u. s. w.). — S. 101 mit antwerche, wofür Hr. *v. d. H.* unrichtig das „mit *hantw.* der M. gab; antwerk (*instrumentum*) ist allein die ächte Form. S. 294. Ih rat ú an allen list: nothwendig muss gelesen werden: ân [allen] *argen* list; *Hag.* nahm irrig das Wort *List* nach seiner heutigen üblen Bedeutung.

Fehler gegen die eigentliche Sprachlehre finden sich in dieser Ausgabe überaus wenige, sowohl wegen der in dem Punct seltenen Correctheit der Originale, als auch weil Hr. *v. d. H.* die grammatischen Eigenheiten des NLiedes wohl erkannt hatte. (S. den Anhang seiner modernisirten Ausg.) Die heutige Dichtersprache ist ein Zwergengebild gegen die des Liedes der Nib. (nachgequälte griechische Constructionen sind nicht deutsche Sprache); schon dadurch müsste das Werk die höchste Bewunderung erregen. Wenn indess S. 297 steht:

Daz er nach dem tode ranch,
Unz er den lip doch verlorn:

so ist hier sammt dem metrischen das Gesetz der alten Sprache verkannt; beide fodern, „unz — doch *hat* verlorn." —

Die schwächere Seite der Ausgabe ist dagegen, was man gemeinhin Orthographie nennt, über die, in ihrem eigentlichsten Sinne genommen, Rec. doch fast nichts zu erinnern hat, als die üble Entfernung der alterthümlichen c (die dem neueren z wichen), und des vollständig geschriebenen Diphthongs iv, wofür immer ú steht, (also nicht das originale Livdegast u. s. w.), sogar úz statt ivz; ferner die unstatthafte Zusammenziehung für sich bestehender Wörter, „si heten furgesant", statt *fur* gesant, jedes für sich zu lesen. Mehr lässt sich hier über den Werth oder Unwerth der *Sprach*formen sagen, worin sich hier oft eine grosse Inconsequenz und Unrichtigkeit zeigt. (Die HSS. rechtfertigen nicht, sie beweisen nur die Unkunde ihrer Schreiber.) Bald auffallende Vorliebe für alte Formen, z. B. die femin. ú statt e (richú wat, dú vil witú, wo die HS. riche, wite); dann wieder Accommodation an das Neuere, er hette, damitte, etteblicher ff., wo nur ein t stehen sollte; oder Schwanken, wo Bestimmtheit besser wäre (sampfte, samfte, sante). Auffallend ist besonders der an Affectation grenzende Gebrauch des ch, nicht nur zu Anfange statt, k, z. B. ein chappelan (statt kapellan), sondern auch beständig statt der c zu Ende, die in der Biegung in das weichere g sich auflösen, in *tâc* und so *vielen* anderen. So spricht noch jetzt der Süden. *Hagen's* tâch ist fehlerhaft; wie möchte daraus der Gen. tâges sich bilden? S. 25 steht gar *den sich* statt den sic, wie nie die Alten geschrieben. Dadurch nun sind alle rechtmässig neben dem ch bestehenden k und c der HSS. *gänzlich verschwunden:* es will uns fast gemuthen, als ob man durch die Gutturaltöne der appenzeller und St. galler Bauern die edle Sprache unseres Gedichts habe ausschmücken wollen. *Unrichtig* ferner steht der Diphthong û statt des einfachen u in *ûf* (beständiger Fehler), trûnzune, antwûrte (schrieb man doch so oft bloss antwrte), sı frûmden, stûrmen, trûrechliben, viel chûme (mit Mühe), der sûn (disiv sûne, ist richtig), strûchten, ich trûw, wo überall nur *u* stehen darf. Für Diphthonge und Umlaute ist in vielen Wörtern gar keine Regel befolgt: gleich in der 2 Str. ein schône wip, und der *Comparativ:* nichts *Schonerz!* dann: sus

schone wil ich beliben, ein schône wip; dú schönú chunigin u. s. f. Eben so 201 der chüne degen, und weiter unten im *Comparat.* chûner degene, auch 205. 241; ferner gûtliche, gütliche, mörtlich (besser o st. ö). Also hätte der Umlaut damals weder Bedeutung noch Regel gehabt. Man wird Rec. die weiteren Anführungen solcher Mengeformen gern erlassen; sie beweisen, dass Hr. *v. d. H.* über alles dieses mit sich selbst nicht im Reinen war; er hätte daher besser gethan, geradezu bey dem durch die früheren Drucke Dargebotenen zu beharren, ohne sich hier etwas vorzuschreiben, was im Fall consequenter Befolgung ihn irre führen musste (z. B. ch statt k, c), was von ihm selbst beliebig bald so bald so gebraucht, ihn nicht berechtigte, der uns überlieferten Schreibung vorzugreifen (z. B. bey e und ú). Hiedurch soll jedoch gar nicht in Abrede gestellt seyn, dass in vielen anderen Wörtern und Formen die Befolgung einer gleichmäsigen Schreibung dem neuen Text zur Empfehlung gereiche. Noch könnten wir bey diesem Zubehör der Wortkritik, den eben ein kritischer Herausgeber sich ganz zu eigen sollte gemacht haben, mittelst anderer Untersuchungen länger verweilen, z. B. über die Art, mit anderen Wörtern zusammengeschmolzene Sylben oder Buchstaben zu schreiben: ia trûtes in dem herzen manjch riter, wo stehen sollte: ia trute s' in dem h.; do giengens wirtes geste, besser: do giengen 's wirtes g.; S. 206 und geltens (gelten den) chuniges wis, b. *Myll.* eben so gût skuniges. Doch wozu hier ausführlicher seyn, da unsere Eingangs erwähnte Kritik uns dessen überhebt? Es übrigt daher nur noch die Angabe der Beschaffenheit dieser Ausgabe in metrischer Hinsicht.

Der Herausg. sagt, er werde über die richtige Darstellung des Versmases sich anderswo erklären. Was uns betrifft: so müssen wir erklären, dass die Ausgabe in dieser Rücksicht noch sehr unvollkommen ist, da sie gar nicht zu erkennen giebt, dass Hr. *v. d. H.* damals über das Versmass des NLiedes zu irgend einem durchgreifenden Resultat gelangt sey. Die Hinneigung der M. HS., die letzte Zeile der Strophe um einen Fuss länger zu bilden, finden wir auch bey Hn. *v. d. H.*: aber einmal bleiben Tausende solcher Strophen übrig, wo der letzte Vers in nichts sich von den anderen dreyen unterscheidet; sodann stört die Einfügung solcher Langzeilen gar sehr die Einheit der zum Grunde liegenden alten Recension. Jene Verschiedenheit und Ungleichförmigkeit, so höchst bedeutsam sie auch ist, möchte vor der Hand wohl ein Räthsel bleiben; gebildete Männer versicherten, dass die verlängerten Schlussverse beym Vorlesen ihrem Ohre wehe thäten. Hievon nun abgesehen, fragt sich, was für die übrigen gleichmäsigen Zeilen geschehen sey. Ihr durchgängiges Metrum ist dieses:

nu | gie die | minnech | liche || al | sám der | morgen | rot

(st. *rot.* auch -◡), woneben folgende Varianten aufgestellt werden müssen:

1) des | schîn so | luterliche || ób den | wolchen | stat;
2) tût uz | truben wolchen, || do | schied von | manger | not
3) sám des lichte mane || vor den | sternen | stat.

Statt der Trochäen finden sich oft *geschriebene* Daktyle, die aber wohl meist in 2 Sylben zu verschmelzen sind, wie diess *auch sonst* geschehen muss, z. B. S. 160:

Do erbeizte der degen chûne | nider uf den Sant,

muss der Vers so *gelesen* werden: Do 'rbeizt' der degen chune u. s. w. Eine besondere Licenz, die sehr selten vorkömmt, und die Hr. *v. d. H.* nicht anerkennt, ist wenn zu dem ersten Hemistich noch eine lange Sylbe hinzutritt, wovon gerade in einer gewissen Gegend mehrere Beyspiele sich finden: S. 203 HE, a: Do sahen Blödelines | man |, ir herre lac erslagen; dafür H. *v. d. H.*: „Do sahen Blödelines mannen | u. s. w.; dieses *mannen* ist gegen die HSS., ja gegen die Sprache des Werks aufgenommen, ein Beyspiel des *eigenen* S. XIV erwähnten Änderungen der Herausg. (Möchte er doch von diesen Änderungen als aufrichtiger Kritiker eine gesonderte Specificirung gegeben haben!) Eben so S. 206 die HSS.: „4. Ez waz ein iämerlicher | lón, | den ér dem magezogen wach: dafür eigenmächtig der neue Text: Ez was ein iämerlich lone |, ohne dass das Metrum sehr gewonnen hätte. Ferner 211 die HS. „4 ia sol er riten gutú | rós | und tragen herlich gewant; gegen die alte Sprache und ohne Gewinn für das Versmass ändert Hr. *v. d. H.*: ia sol er riten gût rosse | u. s. w. Endlich 202 die HE, a. (M. l. ein chleines chindel) „3 ich was ein vil kleiner kneht | do Sivrit vlos den lip; Hr. *v. d. H.* macht die erste Hälfte nicht besser (der chnehte ist wohl auch sprachwidrig), und verderbt die untadelliche zwete: ich was ein vil chleiner chnehte, | do Sifrit *ver*lor den lip. (*vlisen* muss ihm irrig gelesen geschienen haben, da er es so oft in *ver*liesen ändert, z. B. 227 daz ich dú sele verliese, eben so gegen den Vers statt vliese). Wenn der Name Giselher so oft vor dem Abschnitt st. -◡ steht: so kann er *möglich* in dém Fall in der Aussprache Gisslér gelautet haben, neben der längern Form Giselhére, da die Eigennamen durchgängig dem Metrum sich bequemen mussten. Darum aber kümmerten die Abschreiber sich wenig, und grade auf diesem Umstande beruhen fast alle Unvollkommenheiten des Metrums in unserem Gedichte. Wo es die gewöhnlichen Wörter gilt, sind theils die HSS. gut, theils hat H. *v. d. H's.* Text hier wirklich sehr viele Verse besser, als *Myll.* Abdruck, wiewohl auch, wie schon bewiesen, nicht selten gefehlt wurde. So erhält man S. 5. aus beiden HSS. ein zusammengestücktes, fehlerhaftes Hemistich: sint lebte dú *maget* gûte, statt ganz der M. zu folgen: sint lébte dú vil gûte. Aber gerade bey den Eigennamen hatte Hr. v. d. H. nicht Muth, den Spuren der HSS. folgend, dem leidenden Metrum überall zu helfen. Wenn HE, a. das Vorderhemistich tronquirt: die Ezeln rechen | : so wird das zwar aus M. in „die Ezelines rechen" hergestellt; die Form Dieterich, Dietrich wechselt auch bey ihm, nur, wo der Vers nothwendig das erste foderte, steht wie oft Dietrich (| sprach aber Dietrich |) dgl. Statt Gernot stånd wol ursprünglich, wo jezt der Vers hinkt (| der starche Gernot |), immer *Gerenot*; von Volker hat die M. die nach den Umständen erweiterte Form *Volleker* erhalten; wir finden sie auch bey H. *v. d. H.* S 198— sprach do Vollecher; gleichwol blieb: vilédel Volcher, der chúne Volcher u. s. w. Es ist gar nicht zu zweifeln, dass nicht 100 mal, wo alle HSS. jezt Sifrit zum Nachtheil der Verse lesen, vordem Sigefrid (wovon jenes die Contraction) gestanden habe.

Ausserdem ist wahrscheinlich, dass in Chriemhilt die erste Hälfte auch zweysylbig gesprochen worden sey, ohne welches z. B. S. 108 dreymal der Vers zu kurz seyn würde. (Oder konnte etwa der Ton auf jener Sylbe so lange verweilen, dass sie einem Trochaeus gleich kam, welche Licenz dann auch auf andere sonst unvollständig scheinende Verse ausgedehnt werden könnte.) Noch wünschten wir, hinsichtlich der metrischen Genauigkeit, dass Hr. *v. d. H.*, der auf die Interpunction des Gedichts so viel Sorgfalt verwendet, dem Vorgange der HSS. gemäss den mittleren Abschnitt der Verse, etwa durch einen aufwärts stehenden Punct, kennbar gemacht hätte. — Hiemit glauben wir unsere Beurtheilung schliessen zu dürfen. So sparsam wir in Anführung der Belege gewesen: so glauben wir doch keine der kritischen Foderungen ganz unberührt gelassen zu haben, die bey einer Ausgabe der Art zur Sprache kommen müssen. Es versteht sich wohl von selbst, dass auf den Inhalt, die Vortrefflichkeit, das Historische des Gedichts sich näher einzulassen, gar nicht dieses Orts gewesen seyn würde. Aber auch so wünschen wir, dass unsere Anzeige denen, die, der alten Sprache nicht unkundig, das Werk in jener Ausgabe zuerst lesen, keine unwillkommene Vorbereitung seyn möge. Noch besonders zu wünschen ist, dass der Herausg. den S. XV versprochenen Anhang nicht schuldig bleibe, der die übrigen Varianten und sämmtliche jezt übergangene zu der *Klage*, nebst einer Darlegung der für die Rechtschreibung angenommenen Grundsätze, enthalten soll. Möge dieser Anhang ein wahrhaft kritischer werden, und die späteren, mehr ausgebildeten Ansichten des Vfs. über einzelne Stellen des Textes mit einschliessen, damit so für die Pflege des grossen Heldengedichts immer mehr gewonnen werde! Freylich würde das Vortheilhafteste seyn, wenn wir (gegenseitig ergänzte) Ausgaben von jeder HS. besonders besässen, wo jedoch die zweyte HEmser und die S. Galler sich vielleicht so vereinigen liessen, dass diese blos die Varianten zu dem Text jener hergabe. Was die eigene Recension *d. v. Hs.* uns vermissen lässt, wurde freymüthig von uns gezeigt. Wir haben dabey nicht einen mittleren, sondern den höchsten Grad des kritischen Verdienstes zu unserem Massstab genommen, und desshalb wenig Gelegenheit gefunden, von den bedeutenden relativen Vorzügen dieser Ausgabe umständlich zu reden; wir zweifeln nicht, dass frühere Recensionen dieses für uns mit in dem Masse werden geleistet haben, wie es die grosse Mühe und Sorgfalt verdienen, die der Herausg. auf dieses Werk und dessen Druck verwendet hat. Das Bessere wird viel leichter da erkannt, wo das Geleistete nicht das Werk unserer eigenen Hand ist; und wer möchte von sich glauben, dass ihm, in dem nämlichen Fall mit dem Herausg., es geglückt seyn würde, etwas in allen Hinsichten Untadelhaftes zu liefern? Am wenigsten der Unterzeichnete, der weit entfernt ist, alle obigen Berichtigungen für absolut wahr und richtig auszugeben. Aber lieber wird die Kritik einmal auch den stärksten Fehler begehen, als ihre Aussprüche stets mit den Halbheitswörtchen *möchte, könnte, dürfte, vielleicht*, bemänteln, die doch am Ende die Sache, für sie und für den Beurtheilten, um nichts besser machen.

B. J. D. — n.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Hitzig: *Dramatische Dichtungen für Deutsche von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.* (Auch unter dem Titel: *Neue vaterländische Schauspiele.*) 1813. 362 S. 8. (2 Rthl.)

Nach der Erklärung des Dichters in der Vorrede sind diese dramatischen Arbeiten die Frucht mehrerer Jahre, in denen sie nach und nach, bald in längeren, bald in kürzeren Zwischenräumen, entstanden; und wir geben dem Vf. darin Recht, dass auch sie durch ihren poetischen Werth auf öffentliche Bekanntmachung Ansprüche machen konnten. Aber in zweyerley Hinsicht können wir diese Mittheilung nicht ganz billigen. Einmal ist es für den Leser ein unangenehmes Gefühl, nachdem er schon etwas Besseres vom Vf. gelesen und ihn danach so sehr lieb gewonnen hat, etwas Unvollkommneres von ihm zu empfangen; zweytens wirken solche frühere, erst später mitgetheilte Producte für den Ruhm und das Ansehn des Dichters gewöhnlich nachtheilig, weil viele Leser das frühere Entstehen derselben doch leicht übersehen, und weil solche Werke die schon zum Theil abgelegten Schwächen und Fehler des Autors aufs neue vor die Augen bringen. Das romantische Dunkel, worin Hr. *F.* früher wandelte, hatte noch der Nebel und der halb verwehten Töne zu viel; allmählich ist er an das Licht hervorgegangen, und zeigt hinter einem leichteren Schleyer bestimmtere Gestalten. Was wir also zum Theil an diesen früheren Producten tadeln müssen, trifft sie und nicht ihn. Das Gute, das wir an ihnen finden, haben sie mit seinen späteren Producten gemein, nämlich eine reiche, zauberische, auf die Stimmung wie Musik wirkende Phantasie und eine anmuthige Weichheit und Zartheit des Gemüths; aber den Gestalten fehlt eine feste Zeichnung, dem Ton Haltung und dem Gefühlvollen oft das Unmittelbare eines kräftigen Ausdrucks; die Poesie, deren Elemente doch Ton, Begriff und Gestalt zugleich sind, schwebt häufig zu sehr, mehr anregend als darstellend, in das Gebiet der Musik hinüber; die Phantasie, statt ihre Frucht, das Kunstwerk, vollendet hinzustellen, verbleibt noch zu sehr im Phantasiren, welches an sich sehr schön und ergötzlich seyn kann, ohne desshalb ein Kunstwerk zu geben; die Verknüpfung der Gedanken und Bilder verliert sich noch zu sehr in das Reich der Träume die nun und nimmermehr, bey aller poetischen Beschaffenheit, schon Poesie sind, und damit keinesweges; auch mit dem kühnsten Mährchen nicht, verwechselt werden können. Endlich was das Gemüthliche betrifft: so müsste man für das Fehlerhafte desselben, wie es in der neueren Zeit so häufig erscheint, erst noch einen Ausdruck erfinden, um es ganz bemerkbar zu machen; nämlich, es hat oft etwas Schwächliches an sich, dem zwar nicht die Wahrheit der Empfindung, aber die Frische und Fülle der ursprünglichen Regung fehlt; es ist von der Stimme der Natur oft nur das zweyte und dritte

Echo. Sowie früher die Empfindung ins Empfindelnde überging, so könnte man diese Weise das *Gemüthelnde* nennen, wie man im besonderen Falle die Äusserung der angenommenen Frömmigkeit das Frömmelnde heisst. — Alles dieses muss um der schwächeren Jünger willen erinnert werden; dem Vf. Ehre und Dank, dass er diesen Fehlern, die an den vorliegenden Producten noch zum Theil sichtbar sind, sich immer mehr entzogen hat! — Dieser Band enthält *fünf* dramatische Dichtungen. Den Anfang macht *Alf und Yngwi*, Trauerspiel in drey Aufzügen. Es ist eine nordisch-mythologische Phantasie in dramatischer Form, wild, im Einzelnen, wohl mit Fleiss, nicht völlig ausgebildet, im Ganzen nur locker verbunden. Ein Träumer und ein Krieger, zwey Brüder, nur mit schroffen Zügen angedeutet, ermorden einander um eines liebenden Mädchen willens, die nachher mit ihnen in das Alles versöhnende (Anregung zu schönen Gedanken und Gefühlen!) versetzt wird. Nordische Kraft wird öfters in rauhen Ausdrücken fühlbar, stellt sich indess nach unserem Bedünken in Sätzen, wie diese, nicht am besten dar:

Du Mond! Steck heller was die Lampe an;
Sonst macht's mich irr. — —
Mond streckt so weisse Tücher auf die Wunden,
Ihr findet's leicht.

Der Naivetät mangelt öfters die gehörige Würde; daher sticht manche Zeile gegen die andere sonderbar ab, z. B. wenn Yngwi's Krieger singen:

Wir kommen vom Kampfe,
Die Klingen geröthet,
Die Brünnen auch roth vom rühmlichen Heldenblut, —
Ist's eigenen Adern,
Ist's andern entsprudelt,
Da sieht ein Krieger nicht so genau nach hin.

Dem Starken fehlt zuweilen männliche Haltung:

S. 11 Will's Euch versagen 'mal.
S. 14 Was soll denn das?

Die *Irmensäule*, Trauerspiel in fünf Aufzügen, schildert das Ermatten des Heidenthums vor der Macht des Christenthums, ist gespensterhaft in der Darstellung, und zeigt wenig feste Gestalten. Ein Beyspiel des Misslingens der Naivetät in der Erhabenheit giebt der Ausdruck des Schmerzes und der Verzweiflung, S. 600:

O! O! — da sollst' mal sehn, wie greise Haare
Vom Schädel stäuben, ausgerauft in Angst.

Als spielende Versuche mit Reim und Assonanz muss man Verse betrachten, wie S. 106:

Hört, Götter, hört doch!
Stört, Götter, stört doch
Franken — Beginnen!
Her auf die Zinnen!
Eresburg schwankt ja,
Sieg schreit der Karl ja!
Her Ihr von Asgard!
Drauf Ihr von Walhall!

Die Runenschrift. Ein altsächsisches Schauspiel in drey Aufzügen; ein Zauberspiel, nach Volkssagen gebildet, in seiner mährchenhaften phantastischen Gestalt halb rauh, halb lieblich, wirkt leicht anregend und ergötzlich wie eine Oper, wozu es, mit mehr Naivetät und Laune, auch ohne viel Veränderung, völlig umgestaltet werden sollte. Fräulein Ingeburg in kindischen Spielen verschmäht die Liebe des Ritters Hildegast, der zur Hülfe vom Mesernix eine Runenschrift bekömmt, welche er aber unter Sturmes Heulen verzeichnet, so dass Krankheitsrunen daraus werden, wogegen er, um seine Geliebte wieder gesund zu machen, ein mit dem beschriebenen Stäbchen gleichzeitiges Sprösslein vom Berge holen, und mit dem Räuberstiere kämpfen muss, mit welchem er im Hindergrunde, während die Jungfrauen des Ausgangesharren, öfters sichtbar wird. — Die *halbe* Kindlichkeit und Naivetät zeigt sich hier wieder in Ausdrücken, wie S. 140:

Ingeburg.
Ich fühl' mich matt.
Was ist denn das? Man nennt wohl gar das krank seyn?

Im Ton ist grosse Ungleichheit, Manches lieblich, Anderes schroff und hart, wie S. 141 und 142:

Amme.
Seht an das schnöde Holz. Ein gift'ger Zaubrer
Schnitt harte Krankheitsrunen scharf hinein,
Die ihre *Tück' erströmen* wider die,
So es zuerst mit ihrem Fusse trat.

Die Heimkehr des grossen Kurfürsten. Ein dramatisches Gedicht in drey Aufzügen. Ein historisches Gemälde. Im ersten und zweyten Aufzuge ist der Zustand der Brandenburger unter schwedischem Kriegsvolk in einzelnen, nur locker verbundenen Scenen geschildert. Der Kurfürst erscheint heimlich, vermummt, bey einem Edelmanne, mit welchem er die Hälfte der Seinen vorbereitet. Im dritten Aufzuge giebt es blutige, oft grässliche Auftritte, wodurch der Sieg über die Schweden errungen wird. Das Ganze liest sich angenehm, wirkt aber, wie es auch der Titel andeutet, nur historisch; um eine grössere Theilnahme dramatisch zu gewinnen, müsste darin mehr persönliche, in einander greifende, concentrirte Handlung seyn. Etwas Gemüthelndes ist es, wenn der Edelmann bey seiner Baumpflanzung sagt:

Wie sollt' ich denn nicht pflanzen? Lebt ja doch
Der alte Gott!
Die Bäume wissen's selbst, *die Dinger,*
Und wurzeln froh vertrauend fest sich ein.
Der Mensch soll's um gar Vieles besser wissen.

Den Beschluss macht: *die Familie Hallersee*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Zwey Officiere, ein Österreicher und ein Preuße, die Freundschaft mit einander schliessen und sich nachher im Dienst doch Leids zufügen müssen, zwey Brüder von sehr verschiedener Beschaffenheit, die beide *eine* Frau lieben, geben diesem Drama ausser der Wichtigkeit der geschilderten Zeit noch ein besonderes Interesse. Es scheint dieses Werk nicht zu den früheren, sondern zu den späteren Producten des Vfs. zu gehören; die Charaktere sind hier bestimmter gezeichnet, und mit weniger Änderung des letzten Acts könnte das Stück auf die Bühne gebracht werden. Man muss es aber nicht als Trauerspiel — dazu hat es, besonders in manchen einzelnen Stellen, nicht Hoheit und Würde genug — sondern als ein historisch-kriegerisches Gemälde der angegebenen Zeit betrachten, und als ein solches ist es sehr anziehend.

Sämmtliche Dramen gewähren der Phantasie eine angenehme Beschäftigung, obgleich keinen ungetrübten, ungestörten Genuss.

x.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

PHYSIK.

Dorpat u. Riga, b. Meinshausen: *Grundriss der theoretischen Physik*, zum Gebrauch für Vorlesungen, von *Georg Friedrich Parrot*, Prof. zu Dorpat, russ. kaiserl. Collegienrath und Ritter. Zweyter Theil, mit 6 Kupfern. 1811. XL u. 622 S. 8.

Der Plan dieses Lehrbuchs ist unseren Lesern schon aus der Beurtheilung des ersten Bandes (J. A. L. Z. 1812. No. 76) bekannt; dieser zweyte liefert in einem etwas kürzer gefassten Vortrage alle übrigen Capitel der Physik, deren Gegenstände wir jetzt näher anzeigen wollen.

III Abschnitt. *Phänomene der Wärme. Thermometrie.* — Ausser dem ganz Gewöhnlichen auch eine Nachricht von *Wedgewoods* Pyrometer, wobey *W's.* Methode, seine Grade mit den gewöhnlichen Thermometergraden zu vergleichen, wenn sie auch nicht ganz zuverlässig ist, eine Erwähnung verdient hätte. Bey den die Grundlage der Wärmemessung ausmachenden Sätzen wäre eine etwas umständlichere Vergleichung des Ganges der Ausdehnung bestimmter Körper mit den Graden der Wärme sehr angenehm gewesen. Die Bemerkung §. 706 scheint uns sehr richtig. — Unter den Experimenten über die Ausdehnung fester Körper hätten die von *Hällström* einige Aufmerksamkeit verdient. — *Mittheilung der Wärme.* Leitung der Wärme; auch das Wasser ist ein Leiter, welches durch einen recht guten Versuch dargethan wird. Die Heterogeneität der Substanzen vermindert die Geschwindigkeit des Durchgangs der Wärme, — mit Experimenten bewiesen. — Strahlende Wärme. — Wärme der Mischungen von einerley Flüssigkeiten, die ungleiche Temperatur hatten. Wärme der Mischung, wenn die Flüssigkeiten heterogen sind, — specifische Wärme. — *Grenzen der Temperaturänderung* durch veränderten Aggregatszustand. *Dämpfe.* Die Dampfbläschen, welche in dem erkaltenden, ursprünglich ungetrübten Dampffluido entstehen und in der Luft schweben, erklärt der Vf. so, dass in dem niederschlagenden Wasser durch die beym Niederschlage frey werdende Wärme innerhalb der kleinen Masse neuer Dampf entstehe, welcher sie in wirkliche Bläschen, mit Dampf gefüllt, verwandelt. Übrigens kömmt nur das Gewöhnliche vor; *Daltons* Versuche werden zu kurz erwähnt. *Gefrieren und Schmelzen.* Ausser anderen bekannteren Sachen findet man hier eine Erklärung über einzelne Umstände beym Gefrieren des Wassers. Das schon vor dem merkbaren Gefrieren des Wassers anfangende Zunehmen an Volumen rührt nach Hn. *P.* von den alsdann schon entstehenden noch nicht sichtbaren Eiskrystallen her. Die Entwickelung der Luftblasen beym Gefrieren werde durch die frey werdende Wärme bewirkt; die Blasen in dem im Vacuo gefrierenden Wasser seyen Dampfblasen, indem die frey werdende Wärme hier im Augenblicke des Gefrierens ein wahres Kochen bewirke. Die grosse Kraft des gefrierenden Wassers, um Gefässe zu zersprengen, sey bloss der sich entbindenden Luft zuzuschreiben, welche im Wasser 800mal dichter vorhanden war. Die Art, wie der Vf. diese Erklärung auch bey ausgekochtem Wasser zu retten sucht, scheint uns nicht genügend; überhaupt wissen wir noch gar nicht recht, wie wir uns die im Wasser befindliche Luft zu denken haben. — Künstliche Kälte, die *van Mons* bis ÷ 53° Reaum. zu Stande brachte. — *Vom Wärmestoff.* An der Existenz eines eigenen Wärmestoffs sey nicht zu zweifeln, obgleich er als frey gar nicht dargestellt werden könne, und auch die Frage, ob er eine Flüssigkeit, ob er elastisch sey, sich nicht beantworten lasse. Der freye Wärmestoff zeigt sich als strahlend; der latente bewirkt in den Körpern gewöhnlich nur Ausdehnung; die mehr oder mindere Leitungsfähigkeit der Körper bey Mittheilung der latenten Wärme deutet auf Affinitäten des Wärmestoffs. Gebundener Wärmestoff ist inniger als der latente mit den Körpern vereinigt; er wird frey, oder umgekehrt der freye gebunden, wenn zwey Körper durch Affinität in Verbindung treten. — Duch diese Bestimmung des Begriffs der gebundenen Wärme entsteht die, nach unserem Dafürhalten, unrichtige Ansicht, dass bey der Formänderung keine eigentliche Bindung der Wärme vorgehe. Des Vfs. Vermuthung, als ob der Körper bloss keiner grösseren Dilatation fähig sey, und darum seinen Aggregatszustand ändere, scheint uns durchaus ungenügend, zumal da der starke Wärmeverlust bey der Entstehung des neuen Körpers dann gar nicht erklärt wird. — Die Entstehung der Wärme beym Reiben wird aus der Compression der Theilchen an der Oberfläche erklärt, — offenbar auch nicht sehr glücklich.

IV Abschnitt. *Phänomene des Lichts. Optische und photometrische Untersuchungen.* §. 803 ist nicht genau richtig; eigentlich ist die wahre Grösse $\doteq$ 2, tang. ½ Sehewinkel. — *Katoptrik.* Die Lage des Bildes im ebenen Spiegel wird am besten so be-

ſtimmt: in allen verſchiedenen Standpuncten ſieht man einerley Gegenſtand im Spiegel nach Richtungen, welche ſich ſämmtlich in einem und demſelben Puncte hinter dem Spiegel durchſchneiden; dieſer Punct iſt das, was man mit Recht die Stelle des Bildes nennt. Die vom Vf. angeführte Täuſchung bleibt darum eben ſo gut möglich. In dieſem Sinne nun kann man beym Hohlſpiegel gar die Stelle des Bildes nicht angeben, da nicht alle Augen, um einerley abgeſpiegelten Punct im Spiegel zu ſehen, ſich genau nach demſelben Puncte des Raumes hinter dem Spiegel richten, wie es beym ebenen Spiegel der Fall war. Ob die Schätzung der Vergröſserung ſich genau nach der Regel richte, welche der Vf. angiebt, ſcheint Rec. zweifelhaft, da gar kein Grund erhellt, warum die Scale das Bild gerade auf einen ſo künſtlich beſtimmten Punct referiren ſollte. Der Vf. ſcheint dieſs §. 821 ſelbſt anzuerkennen, hätte alſo die Regel lieber weglaſſen ſollen. Ganz anders iſt es mit der Entſtehung des Luftbildes, deſſen Stelle richtig beſtimmt iſt. Die Lehren der *Dioptrik*, die Phänomene der *Farbenſtrahlen* und der *Beugung des Lichts* ſind ſehr gut dargeſtellt. Alsdann folgt die Betrachtung der *materiellen Urſache der Lichtphänomene*. Die Affinitäten des Lichts, ſagt der Vf., beweiſen die Exiſtenz eines Lichtſtoffs, oder vielmehr die Exiſtenz mehrerer reiner Farbeſtoffe, deren Zuſammenwirken das weiſse Licht erzeugt. Bey der Erklärung der optiſchen Phänomene hat Hr. *P.* verſucht, die Beugung des Lichts auf bloſse Refraction zurückzuführen; aber ſo glücklich der Gedanke des Vfs. beym erſten Anblick ſcheint: ſo glaubt doch Rec. behaupten zu dürfen, daſs er bey weitem nicht ſo viel erklärt, als hier daraus erklärt wird. Hn. *P's.* Erklärung iſt folgende. Das dem Lichtſtrahle ausgeſetzte Haar, deſſen breiter Schatten eine Ablenkung der Lichtſtrahlen abwärts andeutet, wird durch das Licht mehr erwärmt, als die umgebende Luft; es entſteht alſo eine dünnere Luftſchicht unmittelbar an der Oberfläche des Haares, und der in dieſe eintretende Strahl leidet in ihr eine Krümmung, deren convexe Seite gegen das Haar gekehrt iſt, weſshalb dann der Strahl als abgelenkt und der Schatten breiter erſcheint. Dieſer Schluſs iſt durchaus richtig, und es läſst ſich hienach begreifen, warum der Schatten breiter und mit einem glänzenden Rande erſcheint, weil dahin, wo die abgelenkten Strahlen fallen, doch auch directe Strahlen kommen, und überdieſs jene ſich auf einen engeren Raum concentriren. Dieſer glänzende Saum könnte allerdings auch farbig ſeyn; aber des Vfs. Beweis, daſs das Roth am weiteſten nach auſsen liegen müſſe, ſcheint uns irrig. Es iſt nämlich ſicher nicht zu zweifeln, daſs bey gleicher Annäherung an das Haar der violette Strahl weiter abwärts gebrochen wird; wollte man nun ſagen, der rothe Strahl nähere ſich dem Haare mehr: ſo gilt das freylich für einen beſtimmten Strahl, wie fa in des Vfs. Figur; aber des nächſt höheren Strahls violetter Theil würde ja dahin gelangen, wo der rothe Theil von fa hinkömmt, und folglich iſt damit nicht zu helfen. Dieſs iſt alſo Ein Umſtand, welchen die Theorie, nach unſerer Anſicht, unrichtig erklärt. Sie erklärt aber auch nicht die Mehrheit der Farbenſäume. Denn die Schatten, welche Hr. *P.* als zwiſchen E, D, B entſtehend annimmt, entſtehen nur, wenn fa, ge, hi die einzigen Lichtſtrahlen ſind, welche auf das Haar fallen; ſtatt dieſer drey Strahlen aber fallen in dem Verſuche unendlich viele auf, die den ganzen Raum zwiſchen jenen ausfüllen, und folglich auch den ganzen Raum zwiſchen EDB erhellen, die eine von E bis B wachſende und in B plötzlich abnehmende Erleuchtung, auch wohl bey B einen Farbenſaum hervorbringen, — alſo doch immer noch ein ganz anderes Phänomen, als das, welches erklärt werden ſollte. — Auch die Farbenringe, welche um den Berührungspunct zweyer flacher Linſen entſtehen, glaubt der Vf. aus der Erwärmung der Oberflächen erklären zu können. Der Raum erlaubt uns nicht, hier in eine umſtändliche Beurtheilung ſeiner Theorie einzugehen; wir enthalten uns daher aller Bemerkungen über dieſelbe, da dieſe, um als gründlich zu erſcheinen, ſehr ins Einzelne eingehen müſsten. Dagegen müſſen wir bey der Erklärung der Hauptphänomene, der Reflexion und Refraction, verweilen. Jenes iſt nach Hn. *P.* ganz die Erſcheinung, welche uns eine abprallende Billiardkugel darbietet. Den Einwurf aber, daſs ſich ſo die Reflexion von der Rückſeite feſter durchſichtiger Körper nicht wohl erklären laſſe, hat der Vf. nicht gehoben; denn nicht in jedem Falle iſt dieſe Reflexion eine Wirkung der Brechung, wie Jeder ſich ſchon aus der bloſsen Betrachtung der 34 Figur in *Lamberts* Photometrie überzeugen kann. Hierüber durfte man nicht ſo leiſe weghüpfen! Die Brechung wird nicht als Folge einer Attraction, ſondern einer Affinität betrachtet, und ein eigener in den durchſichtigen Körpern befindlicher Stoff angenommen, welcher Affinität gegen das Licht ausübt. Dieſer muſs zu jedem der Farbenſtoffe einen verſchiedenen Grad von Affinität haben, und bringt durch ſeine Attraction die Brechung jedes Lichtſtrahls hervor. Der Vf. meint, hiedurch werde die Schwierigkeit, daſs das Licht durch die durchſichtigen Körper von allen Seiten faſt ohne Widerſtand gradlinicht durchgehe, gehoben; allein Rec. muſs geſtehen, daſs ihn dieſs nicht einleuchtet, daſs die Analogie dieſer den Körper durchdringenden Materie mit dem Öle am ölgetränkten Papiere ihm gar nicht gefällt, und daſs er die verſchiedene Brechungskraft einzelner Körper nach dieſer Hypotheſe nicht begreift, oder wenigſtens nicht ohne zu dieſer erſten Hypotheſe noch andere zu Hülfe zu nehmen; daſs er folglich ſich nicht veranlaſst findet, die *newtonſche* Refractionstheorie mit dieſer neuen zu vertauſchen. — *Relation des Lichtſtoffs und Wärmeſtoffs zu einander.* Dieſe ſehr dunkele Materie wird auch hier nicht aufgehellt. *Herſchels* Wärmeſtrahlen auſserhalb des Farbenſpectrums werden gänzlich verworfen. Dieſs ſcheint uns noch immer zu voreilig.

V Abschnitt. *Phänomene der einfachen ponderabeln Stoffe.* Als gewiss einfach nimmt der Vf. nur den Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Kohlenstoff an. In Hauptsachen bleibt er dem antiphlogistischen Systeme getreu, zeigt nach diesem die Entstehung der Säuren u. s. w. Nur in einigen Puncten weicht er ab, wovon wir nur Folgendes als Probe anführen. Das Licht bey Entzündung des Wasserstoffgas kömmt vorzüglich vom Wasserstoff her. Denn so wie die erzeugte Wärme sich mehrt, ziemlich im Verhältniss des verbrauchten Sauerstoffs: so vermehrt sich die Lichterzeugung ziemlich im Verhältniss des verbrauchten Wasserstoffs. Der Versuch zur Unterstützung dieser Behauptung §. 990 ist recht artig; aber sollten wohl alle Phänomene so entscheidend sprechen? Der Phosphor wird erst dadurch leuchtend, dass er sich in Stickgas auflöset, und dann erst seine Verbindung mit dem Sauerstoff eingeht. Als problematisch einfache Stoffe werden aufgeführt: der Phosphor (man habe Ursache, Kohlenstoff und Wasserstoff, auch nach anderen Gründen Sauerstoff und Stickstoff in in ihm zu vermuthen); der Schwefel (er könne wohl ein Oxyd mit vielem Sauerstoff seyn); der Diamant (bestehe aus Kohlenstoff und Wasserstoff, vielleicht mit etwas Sauerstoff); die Metalle; die Erden (die Kieselerde sey als einfach anzunehmen, — ein Satz, der wohl jetzt sehr stark erschüttert ist! — alle übrigen Erden zeigen elektrische Eigenschaften, und die Frage, ob sie zusammengesetzt sind, beruhe also grossentheils auf der anderen Frage, ob es einen eigenenen alkalisirenden Stoff gebe); die Alkalien (über ihre Zerlegung werden nur sehr unvollkommene Versuche angeführt, welche andeuten sollen, dass sie Stickstoff enthalten; warum *Davy's* Versuche nicht vorkommen, erhellet nicht, sie hätten ganz unstreitig angeführt werden sollen; man müsse wohl dem Stickstoff die alkalisirende Eigenschaft zuschreiben). — *Ergänzung der allgemeinen Affinitätslehre.* Der Vf. verweilt sehr lange bey der Wanderung der Stoffe, deren er schon im ersten Bande erwähnt hatte, d. i. bey der allmählichen Vermischung ruhender Flüssigkeiten, die bloss der Affinität wegen Statt findet. Die Tafeln, welche hier mitgetheilt werden, um den jedesmaligen Gehalt einer Schicht des Fluidi (dessen obere Hälfte zuerst Wasser, die untere Hälfte Säure war) zu bestimmen, scheinen bloss theoretisch berechnet zu seyn, und in diesem Falle wäre ihr Werth ziemlich unentschieden. Was der Vf. über den immer langsameren Fortgang der Vermischung, wenn die einzelnen Schichten der Mischung sich mehr und mehr der Homogeneität nähern, sagt, ist sehr richtig; aber die Berechnung über die Schnelligkeit der Bewegung der einzelnen Elementartheilchen, welche die Schnelligkeit des Lichts noch bey weitem übertreffen soll, ist höchst unbefriedigend und dunkel. Übrigens sind die hier beschriebenen Versuche sehr interessant, und können allerdings sehr instructiv werden; ja sie sind es schon jetzt, und verdienen die Aufmerksamkeit der Physiker. Was der Vf. über die Wahlverwandschaften, grossentheils nach *Berthollet*, sagt, müssen wir übergehen. Dass man einen eigenen Aggregatszustand, wo die Stoffe unendlich fein vertheilt in elastischen Flüssigkeiten schweben, annehmen müsse, davon hat Hr. P. Rec. nicht überzeugt; der Versuch §. 1001 ist dazu viel zu oberflächlich, und könnte allenfalls nur den geringen Grad der Elasticität des Phosphordampfs zeigen, nicht den gänzlichen Mangel an Elasticität. — *Einfache Combinationen der einfachen Stoffe.* Die hier aufgestellten Hypothesen, wo der Lichtstoff als Bestandtheil des Wasserstoffgas, und im Stickstoff ein neuer einfacher Stoff als alkalisirendes Princip auftritt, verdienen eine andere Prüfung, als hier der Raum erlaubt. Des Vfs. Bemerkungen sind zum Theil sehr scharfsinnig: nur befürchten wir, dass sie noch zu einzeln dastehen, um sichere Reformen zu begründen. — *Zusammengesetzte Affinitätsprocesse.* — *Eudiometrie.* Der Vf. bedient sich noch immer am liebsten des Phosphors zur Prüfung der Luft. Er leugnet die Unveränderlichkeit des Sauerstoffgehalts, und setzt diese zwischen 0,215, und reichlich 0,23 variabel. (Bey der ganzen Eudiometrie hat man wohl immer noch zu wenig an die Luft gedacht, welche das Sperrwasser hergiebt.) *Entzündungsprocesse. Gährung.* Der Stickstoff scheine die eigentliche Ursache der Weingährung zu seyn; — der Vf. versucht, die einzelnen Umstände der Gährung zu erklären. — *Schwängerung des Wassers mit Gas.* (Hier scheint uns *Dalton* doch gar zu schnöde abgefertigt, welches in einer noch so dunkeln Materie nicht hätte geschehen sollen, wenn es auch scheinen mag, als habe *Dalton* seinen Hypothesen hier zu viel Gehör gegeben.) *Schwängerung der Luft mit Dampf.* Des Vfs. Hypothese, ausser dem Wasserdampfe gebe es noch eine Auflösung des Wassers im Sauerstoff, hat uns nie einleuchten wollen. Denn hier kehrt ja immer die alte von *Lichtenberg* aufgeworfene Frage zurück, wie sich denn das Sauerstoffgas, welches Wasser aufgelöst hat, von dem, welches kein Wasser enthält, unterscheide. Dass der Vf. die Versuche von *Clement* und *Desorme* verwirft, obgleich fast alle Versuche anderer Physiker sehr bestimmt auf eben das Resultat hindeuten, hat uns gewundert. Die Ausdünstung des Eises ist allerdings ein nicht leicht zu erklärender Gegenstand; aber unter den fünf von Hn. *P.* angeführten Puncten auch eigentlich der einzige, der für eine Auflösung zu sprechen scheint, ohne doch diese Hypothese als nothwendig darzustellen. — *Absorption der Gase durch Kohle.* Viele schätzbare Experimente des Vfs. — *Affinität der Gasarten zu einander.*

VI Abschnitt. *Phänomene der Elektricität.* Die Erscheinungen der durch Reibung erregten Elektricität werden sehr vollständig und gut dargestellt: nur scheint uns die Berechnung für die Verstärkung des Duplicators sehr dunkel. Der Vf. erklärt sich für das Daseyn zweyer elektrischer Materien. — *Galvanische Elektricität.* Der Vf. hat die Versuche, auf welche *Volta* seine Theorie stützt, nachgeabmt,

aber nicht die Resultate gefunden, die *Volta* fand; *er verwirft daher diese Versuche.* — Wir können nicht wünschen, dass dieses Verfahren, fremde Beobachtungen so geradehin zu verwerfen, allgemein üblich werde. — Hr. *P.* erklärt sich für die Oxydationstheorie, widerlegt etwas absprechend *Biots* dagegen gerichtetes Räsonnement, und erklärt sich über die Entstehung der Elektricität in der Säule etwa folgendermaſsen. In jedem Augenblicke entsteht an jeder der Metallplatten in der Säule eine Schicht Oxyd, welche im Augenblicke der Entstehung einen Wärmegrad, der Glühehitze gleich, besitzt, und daher vollkommen trocken ist (?), obgleich sie im folgenden Augenblicke von Flüssigkeit durchdrungen wird. Diese trockene Schicht ist isolirend, und das entstandene +E in der Flüssigkeit kann sich thätig zeigen, wofern das —E des Metalls (z. B. des Zinks) sogleich abgeleitet wird. Da in der Säule zugleich in dem jenseits der Flüssigkeit liegenden Metalle (dem Silber) —E, und wegen dieser neuen Oxydation in der Flüssigkeit noch ein +E entsteht: so ist im Ganzen ein Überfluss von +E vorhanden, welches zwar (weil die Oxydschicht jetzt als leitend angenommen wird) dem Zink und Kupfer zuströmen kann; aber wegen der groſsen Capacität des Kupfers vorzüglich diesem zuströmt, daher sich +E an der Kupferseite der ersten Schichtung zeigt. Um die Verstärkung von Schicht zu Schicht zu erklären, werden die einander berührenden Metallplatten angesehen, als ob sie sich die Elektricität nicht im ersten Augenblicke mittheilten, sondern eine Vertheilung bewirkten. Hr. *P.* nennt diese Erklärung ungezwungen; aber eine isolirenden Oxydschicht anzunehmen, und dagegen den Metallen bey der Berührung die Leitungsfähigkeit abzusprechen, das scheint doch, wenn es sich gleich bey so schwachen Graden von Elektricität eher hören läſst, immer zu gezwungen, um für eine neue Theorie Beyfall zu gewinnen. Überhaupt scheint die Lob verdienende Strenge, mit welcher Hr. *P.* fremde Theorieen beurtheilt, ihn zu verlassen, wenn er seine eigenen Theorieen betrachtet: — ein Fehler, von welchem freylich selten Jemand frey ist, und den man bey einem Manne, der so ernstlich Wahrheit sucht, wie unser Vf., gewiss milde beurtheilen muss. Dass Hr. *P.* bey der Wasserzersetzung annimmt, es gebe da Wassertheilchen, denen schon Sauerstoff entzogen, und andere Wassertheilchen, denen schon Wasserstoff entzogen ist, und die dennoch sich als Wasser zeigen, wird wohl auch keinen Beyfall finden. Über die Widerlegung von *Davy's* Theorie wollen wir nichts sagen, da diese Untersuchung hier keinen Raum findet; aber viel zu kurz hat Hr. *P.* diese trefflichen *davyschen* Untersuchungen abgefertigt, und was er §. 1324 sagt, scheint uns, in sofern es gegen einen der kenntnissreichsten und geistvollsten Physiker gerichtet ist, etwas unartig: — ein Vorwurf, den wir Hn. *P.* sonst fast nirgends machen können. — *Theorie der Elektricität.* Die Reibungs-Elektricität entsteht nur beym Zutritt von Sauerstoffgas. Hr. *P.* macht mit Recht auf die Versuche aufmerksam, welche diess zu beweisen scheinen. Dass +E = Wärmestoff und —E = Lichtstoff seyn soll, hängt mit des Vfs. Meinung, dass im Wasserstoffgas Lichtstoff das *fluidum deferens* sey, zusammen. — Elektricität ist das Phänomen der völligen Entbindung das Wärmestoffs und Lichtstoffs, welche durch die Anziehung der ponderabeln Substanzen in ihrer Strahlung aufgehalten werden. —

VII Abschnitt. *Phänomene des Magnets.* Eine Theorie der magnetischen Erscheinungen giebt der Vf. nicht; die Andeutungen, dass die +M und —M vielleicht Wärmestoff und Lichtstoff seyn könnten, sind doch überaus schwach, was indess Hr. *P.* selbst bemerkt.

Wir haben hier den Inhalt dieses gehaltreichen Werks etwas umständlich mitgetheilt, um unsere Leser, so weit es möglich ist, in Stand zu setzen, über den Umfang desselben und den Reichthum an interessanten Darstellungen und Bemerkungen selbst zu urtheilen. Musste gleich unsere Anzeige oft zur Kritik werden: so glauben wir doch hinreichend gezeigt zu haben, dass wir das Werk zu denen zählen, die sich durch eine bessere Darstellung unserer jetzigen physikalischen Kenntnisse auszeichnen, wiewohl der Mängel und Lücken noch gar viele sind. Doch, dass es nicht anders zu erwarten war, wird Jeder leicht einsehen, welcher weiss, wie unendlich schwer es ist, gerade jetzt, wo so viel Neues und Groſses in der Physik entdeckt ist, und entdeckt wird, dieses in ein System zu vereinigen, und sogar einer überall genügenden Theorie unterwerfen zu wollen.

i. e. e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. *Chemnitz*, b. Kretschmar: *Allgemeiner Unterricht über die englische Aussprache, insbesondere die brittischen Eigennamen richtig zu lesen, nebst einem Verzeichniss der vornehmsten derselben.* Als Beylage zu allen englischen Sprachlehren u. s. w., von *J. B. Fromm.* 1811. 84 S. 8. (6 gr.)

Hr. *F.* bescheidet sich selbst, dass durch schriftliche Regeln allein die Aussprache des Englischen nicht erlernt werden könne, sondern dass der lebendige Ton, von dem Ohre des Lehrlings aufgefasst und von den Organen treu nachgebildet, immer das Beste thun müsse. Doch ist es unstreitig von groſsem Nutzen, unter der Menge verschiedener Zeichen und Töne dem Anfänger durch bestimmte Regeln den Überblick und die Unterscheidung zu erleichtern. Und zu diesem Behufe mögen die hier gegebenen kurzen Regeln genügen. Unbegreiflich ist es, dass Hr. *F.* zur Bezeichnung des langen *a* in *blame*, *case*, *make*, welches doch entschieden wie das *é* der Franzosen oder das deutsche *e* in *Seele* klingt, das in den Sprachlehren bisher übliche unschickliche Zeichen *äh* beybehalten hat. Wir sind einmal gewöhnt, *äh* in *währen*, *Fähre*, *Gefährte* als ein sehr tiefes *e* auszusprechen; diese Bezeichnung englischer Wörter kann also den Anfänger, und in Eigennamen selbst den Geübten zu einer ganz falschen Aussprache verleiten. Zur Bezeichnung des Lautes, den *j* und *g* vor *e* und *i* hat, wäre wohl auch *dsch* schicklicher gewesen als *dsj*. Das Beste in diesen Bogen sind die angehängten Eigennamen, deren oft sehr willkührliche Aussprache der Vf. im Lande selbst sich genau aufgezeichnet hat. Wenn nur das Verzeichniss derselben reichhaltiger ausgefallen wäre!

Rl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

BOTANIK.

Halle, b. Kümmel: *Heinrich Friedrich Link's*, Prof. in Breslau, *kritische Bemerkungen und Zusätze zu Kurt Sprengel's Werk über den Bau und die Natur der Gewächse*. 1812. 59 S. gr. 8. (6 gr.)

Der Vf., welchem die Anatomie und Physiologie der Gewächse schon manche Entdeckung und Aufklärung zu danken hat, hebt in dieser Schrift theils einzelne Sätze des von uns J. A. L. Z. 1812. No. 158. 159 beurtheilten *Sprengel'schen* Werks aus, welche er näher beleuchtet, theils theilt er uns einige Beyträge aus seiner Erfahrung und neueren Beobachtungen dazu mit, indem er dem Gang des vorigen Vfs. folgt. Wir werden uns deswegen nur auf das einlassen, was dem Commentar eigenthümlich ist, mit Übergehung dessen, worin er mit *Sprengel* gleich gesinnt ist.

Die Theorie der Holzbildung und des Wachsthums der Dicotyledonen von *Petit-Thouars* scheint für den Vf. viele Wahrscheinlichkeit zu haben; Rec. hingegen hält dieses Problem durch diese Vorstellungsweise noch nicht für gelöst, indem mehrere wichtige Erscheinungen der Lebensthätigkeit der Gewächse nicht damit vereinbar sind. Folgende Einwürfe sind von dem Vf. nicht beachtet, und von *Petit-Thouars* eben so wenig erklärt worden. Wenn die Knospenverlängerungen bis zur Wurzel schiessen sollen, warum verändert sich die Natur der Unterlage nicht in die der Pfropfreiser? Es wachsen Blätter zu ganzen — der Mutter völlig ähnlichen — Pflanzen, ohne dass man im Stande wäre, an solchen Blättern irgend etwas Knospen- oder Gemmenartiges zu entdecken. In den Schnittlingen bildet sich durch und in dem Wulst zuerst der Indifferenzpunct, aus welchem die Wurzeln sich dann erzeugen, also — wie es scheint — nicht als Fortsetzungen und unmittelbare Producte und Verlängerungen der Augen. Endlich scheint uns auch die Thätigkeit der Knospen mit dem Wachsthum der Wurzeln weder in der Zeit noch in der Masse zu entsprechen.

Was *Sprengel* und unser Vf. über die *Generatio aequivoca* der niedersten Thier- und Gewächs-Gattungen sagen, hat auch für Rec. einen grossen Grad der Wahrscheinlichkeit; er hat schon vor mehreren Jahren an einem anderen Ort bey Gelegenheit von *Decandolle's* Abhandlung *sur les Champignons parasites* dieselbige Meinung über diesen Gegenstand geäussert. Es herrscht hierin freylich noch grosse Dunkelheit, und es ist deswegen doch vielleicht eine Annäherung zur Wahrheit, wenn der Vf., durch seine Versuche geleitet, die Vermuthung aufstellt: „dass in der Luft etwas zu schwimmen scheine, welches nach bestimmten Gesetzen zur Erzeugung dieser Geschöpfe beytrage"; obgleich frühere Versuche in hermetisch verschlossenen Gefässen diesem Satz zu widersprechen scheinen. In jedem Fall möchte das Schwimmen der X in der freyen Luft noch näher zu bestimmen, und desshalb noch mehrere und abgeänderte Versuche anzustellen seyn.

Gleichwie in den Formen und anderen daraus fliessenden Eigenschaften keine scharf abgeschnittene Grenze zwischen dem Thier- und Gewächs-Reich Statt hat, so dass sie hierin unmerklich in einander übergehen: so kann auch in Rücksicht der chemischen Bestandtheile kein absoluter Gegensatz Statt finden; es kann daher bey dem jetzigen Zustande unserer chemischen Zerlegungskunst nur von solchen Vergleichungen die Rede seyn, wo von sich die in Vergleichung gesetzten Gegenstände ziemlich weit von der schwankenden Grenze entfernt befinden. Die chemische Analyse der organischen Naturkörper muss noch unendlich mehr verfeinert und veredelt werden, ehe sie einen gültigen Anspruch auf die Erklärung der Vitalitätserscheinungen derselben machen kann; bey all ihrer prunkvollen Anmasung hat sie es noch nicht dahin gebracht, eine Zerlegung der anderen völlig gleich zu machen; unwissend, wie zerstört und schöpft sie Materien, welche nie — als solche Bestandtheile der untersuchten Gegenstände waren und seyn konnten. Wir sind über die Erzeugung der meisten näheren Bestandtheile der thierischen und vegetabilischen Körper, und über die Umstände ihrer Verwandelung in andere, z. B. der Entstehung des Kalis, der Verwandlung des Gerbestoffs in Zuckerstoff u. s. w., noch in völliger Unwissenheit; warum wollen wir schon zu den entferntesten Grundstoffen aufsteigen, wo wir es mit Imponderabilien zu thun bekommen, für welche wir keine Masse haben? Welch ungeheurer Schritt von der Pflanzensäure zum Sauer-, Wasser- und Kohlen-Stoff!

Die aus der Physik entlehnten, und vom Vf. früher als von *Rumford* aufgestellten Sätze über die Flüssigkeit, dienen zur weiteren Bestärkung der Gründe, welche die meisten Naturforscher bestimmen, *Mirbels* Theorie der Entstehung des Zellengewebes aus Körnern zu verwerfen. Die Fasergefässe

sondert der Vf. mit den neuesten Beobachtern conform ganz richtig von dem Zellengewebe ab; indem er bemerkt, dass sie zwar beym ersten Anreihen die Form des gestreckten Zellengewebes gehabt haben, woraus man aber sogleich die Faser darstellen könne. Die deutschen Naturforscher haben sich, wie es scheint, durch fremde Autorität verleiten lassen, einige Zeit von der wahren Ansicht abzugehen, zu welcher sie nun wieder zurücktreten. Durch die Fasergefäse läst sich allein der rapide Gang des aufsteigenden Safts zuerst zur Spitze des Stamms und in die Blumen, und hierauf erst in die weiter unten gestellten Blätter erklären.

Der Vf. hat nach wiederholten sorgfältigen Untersuchungen *Mirbels* durchlöcherte Zellen eben so wenig als andere Beobachter gefunden; auch berichtigt er die von *Treviranus* in den Gefäsen des Sassafrasholzes gefundenen Löcher dahin, dass er sie nach seinen Beobachtungen nur für dünnere Stellen in der Membran halten kann.

Mit einer — nur wahren Gelehrten eigenen — Humanität äussert sich der Vf. über *C. Sprengel's* herrschende Idee von dem Kampf des Lichts mit der Materie, in Rücksicht auf die Function der Spiralgefäse. Ohne Zweifel wird *Sprengel* jene Hypothese noch einmal zum Gegenstand seiner Untersuchungen machen, und durch Entfernung solcher Parasiten seinem vortrefflichen Werk diejenige Gründlichkeit und Eigenthümlichkeit geben, welche es zum einzigen in seiner Art erheben kann. Der Vf. verläst hier seine frühere Meinung über die Function der Spiralgefäse als Organe, welche den Nahrungssaft führen, und tritt der Meinung der älteren Naturforscher wieder bey, welche sie für luftführend haltend; er sucht einigen Einwürfen dagegen zu begegnen, erklärt aber sehr bescheiden sein Dafürhalten blos für eine Vermuthung.

An den Blättern des *Andropogon ferrugineus* bemerkte der Vf. zweyerley Spaltöffnungen, die gewöhnlichen grösseren und viel zärtere kleinere; er hat diese Entdeckung schon in dem zweyten Heft seiner Nachträge bekannt gemacht; sie verdient allerdings die Aufmerksamkeit der Naturforscher. Über die Haare bey den Gewächsen hat Rec. seine Meinung in der vorhergehenden Recension schon geäussert, er findet sich durch die — von dem Vf. hierüber geäusserten Gedanken nicht veranlasst, etwas in seiner Meinung zu ändern.

Sehr schätzbare Beyträge liefert uns der Vf. über den Pflanzenschleim verschiedener Gewächse und sein Verhalten zu verschiedenen chemischen Reagentien. Wie weit wir noch in solchen Analysen zurückseyen, haben wir oben schon gesagt; auch zeigt der Vf., wie vorsichtig und misstrauisch wir gegen die Resultate der allerneuesten Methoden zu seyn Ursache haben. Der Vf. verwirft den Ausdruck *Schleimzucker*, weil *Deyeux* solchen mit anderen Stoffen vermengte, und schlägt dafür die Benennung *Manna-* oder *Honig-Stoff* vor; wir würden die ersteré vorziehen, weil der Honig schon die animalische Einwirkung erlitten, und daher kein reines vegetabilisches Product genannt werden kann. Den *Eyweissstoff* verwirft der Vf. ganz, weil die — mit diesem Namen bezeichnete — Materie, welche man nach *Fourcroy's* Methode aus den Pflanzensäften erhält, sich merklich von dem geronnenen thierischen Eyweiss im Verhalten gegen Reagentien unterscheidet; er bringt diese Materie unter die Kategorie des Faserstoffs, welchen man lieber vegetabilische Membran nennen sollte. Schon *Saussure* hat sich gegen das thierische Eyweiss in Gewächsen erklärt; es folgt also, dass auch dieser Gegenstand einer wiederholten vorurtheilsfreyen Untersuchung bedürfe. Fernere wichtige Bemerkungen finden sich über den Extractivstoff, die grüne Materie der Blätter und den narcotischen Stoff.

Rec. vermuthet, durch einige Beobachtungen geleitet, dass die Ursache der Taubheit der Saamen von Pflanzen, welche in Quell- oder mit Kohlensäure geschwängertem Wasser erzogen worden, von der Fatuität des Pollen (welcher unter solchen Umständen nur sehr selten zu seiner völligen Reife und Entwickelung kommt) sowohl als der zur Befruchtung nöthigen Feuchtigkeit auf der Narbe herrühre. Mit Recht führt der Vf. an, wie Vieles über die Ernährung der Gewächse noch unbekannt sey; Rec. ist aber überzeugt, dass durch genaue Versuche noch sehr Vieles hierin zu entdecken wäre.

Einen auffallenden Beweis der Reizbarkeit der Gewächse hat Rec. an manchen Blumen beobachtet, welche sich entweder sehr bald auf immer schliessen, oder doch kränkeln, wenn die Stärke des Lichts oder nur sein Einfallswinkel verändert wird. Da er diese Beobachtung noch nirgends aufgezeichnet gefunden hat: so wünscht er auch andere Naturforscher hierauf aufmerksam zu machen, damit dieser Gegenstand noch näher untersucht werden möge.

Die Lehre von den Frostableitern ist noch sehr ungewiss und hypothetisch; indessen ist der Weg, welchen der Vf. zu ihrer genaueren Untersuchung eingeschlagen hat, der einzig wahre, auf welchem Gewissheit und Aufklärung zu erhalten ist. Wir müssen aber bemerken, dass das Alter und die Natur der Gewächse bey Versuchen über den Einfluss der Wärme auf das Leben der Vegetabilien in Betrachtung gezogen werden müsse. *Wahlenberg* hat in Lappland das *Geum rivale* und den *Ranunculus lapponicus* in Wasser wachsen gesehen, dessen Temperatur kaum + 1° R. war, und aus welchem alle Conferven verschwunden waren. *Chrysosplenium* und *Veronica Beccabunga* grünen auch in Deutschland in Wasser, dessen Temperatur kaum auf + 4° steht. Die innere und zum Gedeihen der Gewächse nöthige Wärme ist daher bey den verschiedenen Pflanzen sehr verschieden.

Die neuen Gründe, welche der Vf. zur Unterstützung seiner Theorie der Holzbildung als Antwort auf die Einwürfe von *Treviranus* und *Sprengel* aufstellt, scheinen uns zwar die Holzbildung überhaupt, d. i. der nach und nach in Holz übergehenden Früh-

lingstriebe nach ihrem allmählichen Vorrücken und der successiven Entstehung ihrer organischen Bestandtheile mehr, als durch frühere Beobachtungen geschehen, zu verdeutlichen; indessen ist dieses nicht ganze Erscheinung der Holzbildung, es ist nur die mit dem Längenwachsthum nothwendig verbundene Zunahme im Umfang. Bey dem Wachsthum des schon gebildeten — der Verlängerung nicht mehr fähigen — Stamms finden ganz andere Umstände Statt. Es giebt zwar auch Fälle, dass im inneren Saftring zunächst der Markscheide auch bey schon gebildetem Stamm, im zweyten und dritten Jahr nach der Verholzung der äusseren Lagen, sich noch eine oder einige Schichten anlegen; diess ist aber nicht dem Wachsthum in die Dicke, sondern dem in den noch grünen Markzellen vorhandenen Nahrungssaft zuzuschreiben. Diese Holzanlagerung um die Markscheide aber findet ihre Grenze in der Erschöpfung und dem Ableben des Marks selbst, welches bald geschieht; da sich im Gegentheil der Stamm zwischen Rinde und Holz noch in Reihen von Jahren durch neue Holzlagen verdickt. Es scheint indess Rec. noch nicht ausser allen Zweifel gesetzt zu seyn, ob diese Anlagerung von innen nach aussen, oder von aussen nach innen Statt habe, wie sowohl der Vf. Beobachtungen an den entstehenden grünen Trieben und andere von *Du Hamel* u. m. beobachtete Erscheinungen anzuzeigen scheinen. Gerade in dieser Rücksicht erhalten des Vfs. Beobachtungen die grösste Wichtigkeit und den meisten Werth; da sie uns den Typus und das Grundgesetz anzeigen, nach welchem die Natur in der ganzen Reihe der Dicotyledonen nicht nur das organische Ganze hervorzubringen scheint, welches wir Holz nennen; sondern auch die normale Metamorphose bewirkt. Es wird aber auch hier noch manches Dunkle und Unerklärliche angetroffen, welches zu erörtern hier nicht der Platz ist, und uns überhaupt zu weit führen würde.

Was der Vf. über das Zweifelhafte der Einsaugungsfunction der Spaltöffnungen sagt, scheint uns völlig gegründet zu seyn. Wir haben auch schon bey Gelegenheit der Behauptungen des berühmten *Sprengel* in der vorhergehenden Recension unsere Meinung geäussert. Es ist freylich ausserordentlich schwierig, diese Organe der vollkommeneren Gewächse genauen Versuchen zu unterwerfen; ihre Würde in der Ökonomie der Gewächse wird daher noch lange unbestimmt bleiben müssen.

Genialisch ist allerdings *Linnés* Theorie der Metamorphose der Gewächse, den grossen Geist beurkundend, welcher sie hervorbrachte, hingegen doch von vielen widersprechenden Erscheinungen angefochten. Diese Theorie ist nämlich der *Materie* nach ganz und gar nicht haltbar, weil nicht in allen — mit vollkommen ausgebildeten Geschlechtstheilen versehenen — Gewächsen diejenige constituirende Organe des Stamms angetroffen werden, aus welchen *Linné* die durch Metamorphose entstandene Blume gebildet seyn lässt; und hinwiederum im Stamm sehr vieler Gewächse der ganze Apparat von Gefässen angetroffen wird, welcher nach *Linnés* Theorie zur vollständigen Metamorphose in die Blume erfoderlich ist, doch nur unvollständige Blumen und ein mangelhafter Zeugungsapparat gefunden wird. Eben so wenig ist sie es aber auch, wenn wir auf die Entwickelung der Theile in der *Zeit* Rücksicht nehmen; sie führt uns hier zur Einschachtelung ins Unendliche, welche Annahme weder anatomische noch philosophische Gründe gestatten. Übrigens hat die *linnéische* Theorie der Metamorphose das Verdienst des bestimmt Gedachten vor ihren Schwestern, besonders der *goethe'schen*, voraus, welche offenbar zu allgemein ist, und das Einzelne völlig unerklärt und unerörtert lässt.

Ganz wahr scheint uns zu seyn, was der Vf. über die unendlich mannichfaltige Vermischung der Formen einzelner Gewächstheile sagt, dass jedes für sich seine Ausbildung und Verknüpfung durchlaufe. Wir sehen dieses sehr auffallend an den Blättern und dem Kelch der Blumen. Wir erkennen hieran das Gewaltthätige und Unnatürliche in Aufstellung des Princips der *jussieu'schen* Methode in Rücksicht auf Kelch und Krone. Es ist für den Pflanzenphysiologen eine äusserst arrogante Behauptung: ein Gewächs solle und dürfe keinen Kelch haben, weil eine verwandte Gattung wirklich keinen hat, oder weil die Metamorphose dieser Theile hier um einen Grad weiter vorgeschritten ist. Wir kennen den Causalnexus der einzelnen Pflanzentheile unter sich noch zu wenig, um mit derselben Arroganz behaupten zu können, dass von den verwandten Gattungen die eine des Kelchapparats nicht bedürfe, indem die andere ihn nöthig habe, ob es gleich höchst wahrscheinlich ist, dass eine solche Verknüpfung nothwendige Folgen in dem Gewächsorganismus haben müsse.

Das Beyspiel, welches der Vf. von ganz ausgebildetem Embryo ohne vorhergehende Befruchtung bey der *Mercurialis elliptica* beobachtet zu haben versichert, ist uns äusserst auffallend, und nach Rec. und aller früheren Natuforscher einstimmiger Beobachtung (wenn wir *Vaillants* nicht hinreichend gegründete Behauptung ausnehmen) völlig ohne Beyspiel. Die Sache ist für die ganze Lehre der Befruchtung so ausserordentlich wichtig, dass wir zwar nicht das Factum aber die Erklärung des Vfs. noch in Zweifel ziehen, und alle Naturforscher auffodern müssen, die Umstände zu wiederholten Malen aufs genaueste zu untersuchen, ehe der Ausspruch des Vfs.: „dass der Embryo (der Gewächse) vor der Befruchtung ausgebildet sey", als wahr angenommen werden kann. Rec. ist durch unendlich oft wiederholte Beobachtungen, welche er über das Wachsthum und die Entwickelung des Embryo in dem Saamen angestellt hat, überzeugt, dass der Vf. einen voreiligen Schluss gemacht habe. Denn fürs erste hat Rec. in den *ovulis virgineis* nie einen gebildeten Embryo entdecken können; und dann war auch nach geschehener Befruchtung die *Radicula* lang vor den Cotyledonen

zu sehen. Fürs zweyte hat Rec. unendlich viele frische Saamen untersucht, welche alle Attribute reifer Saamen, und doch bey angestellten Versuchen keine Keimungsfähigkeit besessen hatten; diese fand Rec. vorzüglich an solchen Saamen, bey welchen eine vollständige Befruchtung Statt hatte, und bey Saamen von Bastarden. Ist es daher nach Anleitung dieser und so vielfältiger anderer Erfahrungen nicht viel natürlicher anzunehmen, die *Mercurialis elliptica* des Vfs. sey durch Bastard — oder überhaupt eine unvollständige Befruchtung einer anderen in der Nachbarschaft befindlichen — Art derselben Gattung in den Stand gesetzt worden, dem Anschein nach reife — aber der Keimungskraft unfähige — Saamen hervorzubringen, wie es auch *Kölreuter* an seinen Bastardpflanzen öfters zu beobachten Gelegenheit gehabt hat? Rec. sind bey seinen Untersuchungen Saamen vorgekommen, die völlig ausgebildet waren, in welchen er zwar das Eyweiss von der gehörigen Consistenz und Vollendung antraf, hingegen kein Atom von einem Embryo zu entdecken war. Wie ist nun diese sonderbare Erscheinung zu erklären? Denn gemeiniglich bleiben die Saamen völlig unentwickelt, welche die Befruchtung nicht erfahren; höchstens erreichen die Integumente ihre gehörige Entwickelung, und der innere Raum ist leer.

Was der Vf. freylich nur äusserst kurz über die Pluralität der Cotyledonen sagt, kommt uns nicht ganz der Natur gemäss vor, und dem Gesetz widerstreitend, welches der Vf. selbst weiter oben über die Formen vegetabilischer Organe und ihrer Vermischung aufgestellt hat. Es ist gewiss eben so wenig wahr, dass alle Embryonen zweylappig sind; als es wahr ist, dass es keine einlappige geben solle. Die Methode hat auch hier den reinen Blick verdunkelt und von dem wahren Wege der Naturforschung abgeleitet.

Nach der Anzeige dieser Blätter und ihres reichhaltigen Inhalts, werden unsere Leser gewiss auch mit uns innigst bedauern, dass der Vf. nicht lieber hier oder in einem dritten Hefte seiner Nachträge die weiteren Beobachtungen und Entdeckungen in der Anatomie der Gewächse niedergelegt hat, als in einem ausländischen — bey dem jetzigen verarmten Zustand Deutschlands nur von sehr wenigen Gelehrten zu erschwingenden — Journal. Wo wird es mit unserer Deutschheit noch hinkommen, wenn geachtete Gelehrte ihr Wissen dem Ausland anvertrauen, wodurch es ihren Landesleuten kaum zugänglich ist?

Leider sind auch die Hinweisungen auf *Sprengels* Werk hin und wieder fehlerhaft und unbestimmt, und S. 47 und 48 ganz übersprungen. Ae.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Giessen*, b. Tasché: *Coup d'oeil patriotique. Opuscule relatif aux ameliorations supplementaires, qu'il seroit à propos, dans les circonstances actuelles, d'ajouter à l'instruction publique dans le Grand-Duché de Berg; lors de l'organisation prochaine des Academies et des Lycées.* Publie par le Dr. *Fuchs* d'Herborne. 1813. 71 S. 8. (10 gr.)

Bey der neuen Organisation aller öffentlichen Unterrichtsanstalten, mit welcher man vor dem Eintritt der neuesten Katastrophe im Grossherzogthum Berg beschäftigt war, giebt in der vorliegenden Flugschrift auch ein Dr. *Fuchs* aus Herborn seine Stimme ab, um, wie aus der Zueignungsschrift an den Minister, Grafen *von Nesselrode*, hervorgeht, für die künftige Anstellung von Lehrern sich als ein würdiges Subject zu legitimiren. Wohlberechnet für seine Absicht mögen seine Vorschläge wohl seyn; uns hat er dadurch seine Einsichten in das Schul- und Erziehungs-Wesen eben nicht bewährt. Seine Ansichten lassen sich mit einem Worte charakterisiren: er ist ein blinder Nachtreter der Franzosen. Er kennt nichts Grösseres und Vortrefflicheres, als die militärische Erziehung, wie sie in Frankreich im Gange ist — dieses Vorbild soll so geschwind als möglich auch im Bergischen erreicht werden. Alle Schulen sollen Lyceen werden nach französischem Zuschnitt, worin hauptsächlich Mathematik und Rechtskenntniss nach dem *Code Napoléon* gelehrt wird; anderer Gegenstände des Unterrichts wird gar nicht erwähnt. Aller Unterricht soll französisch gegeben werden; und da dieses für den Augenblick nicht ganz ausführbar seyn möchte; so sollen für die möglichst schnelle Verbreitung der französischen Sprache die wirksamsten Massregeln ergriffen werden. Man soll Familien aus Frankreich in jeden bedeutenden Ort zu ziehen suchen, und durch sie Institute errichten lassen, worin die Kinder von den ersten Jahren an französisch plaudern lernen, und, wo möglich, des Deutschen sich ganz entwöhnen. Ueberall soll man geschickte, geprüfte Lehrer des Französischen anstellen, versteht sich geborne Franzosen. Gegen die Deutschen, welche sich zu Lehrern der französischen Sprache aufwerfen, geräth der Vf. in den grössten Eifer. Er giebt Ausnahmen zu, doch dringt er auf das schärfste Examen solcher Subjecte. Wir wollen ihn (S. 46) selbst hören: *Si le Candidat Allemand qu'on veut préferer à un françois satisfait pleinement à toutes ces formalités, beaucoup sur c'est un phenix — mais s'il ne peut faire face à un tel examen et se tirer d'affaire avec honneur, c'est certainement un empirique, il faut se méfier de lui, ses connoissances ne sont que superficielles, ses* o p i a t s *sont des charlataneries et un* o n g u e n t m i t o n m i t a i n e. *Si pour se prévaloir il vous assure que dans le silence du Cabinet il peut pourtant confectionner maints beaux ouvrages scientifiques en françois, ne l'en croyez pas, il seduit, il trompe.* Man darf übrigens den Stil des Vfs. nicht nach dieser Probe beurtheilen; wir sind auf einige gute Stellen gestossen. Unsere Leser werden die folgende gewiss rhetorisch finden! S. 19: *Le temple des sciences, il est vrai, est un édifice immense qui ne peut s'achever que dans la durée des siècles. Le travail de chaque homme est peu de chose dans un ouvrage si vaste; mais le travail de chaque homme quoiqu' isolément pris, quoiqu'il soit peu de chose, est pourtant nécessaire pour en accélerer l'accomplissement. Le ruisseau qui porte ses eaux à la mer, doit-il s'arrêter dans sa course, en considérant la petitesse de son tribut? Ne bornons pas nos idées à notre vie propre; étendons-les sur la vie totale du genre humain; méritons d'y participer et que l'instant rapide où nous aurons vécu soit digne d'être marqué dans son histoire.*

Bl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

FORSTWISSENSCHAFT.

München, in Commission b. Fleischmann: *Zeitschrift für das Forst- und Jagd-Wesen in Baiern*, zur Unterhaltung und Belehrung dasiger Cameral- und Forst-Beamter, Forst- und Jagd-Liebhaber, herausgegeben von Dr. *Chr. Friedr. Meyer*, königl. baier. Oberstforstassessor. Erster Jahrgang. Zwölf Monatshefte zu 5 Bogen 8. (Subscriptionspreis 6 fl. rhn. oder 3 Rthlr. 8 gr.)

Der Wirkungskreis dieser neubegonnenen Zeitschrift ist zunächst auf die baierischen Forstbedienten berechnet. Diese Einschränkung kann Rec. nur in Rücksicht auf Gegenstände der Topographie und der speciellen Forstdienstverfassung billigen. In Bezug auf den wissenschaftlichen Theil ist sie dem Zeitalter eben so fremd als dem Geiste des baierischen Gouvernements, welches seine Empfänglichkeit für alles Gute bey jeder Gelegenheit so entschieden ausspricht. Der Zuschnitt des Ganzen wird sich aus der Aufzählung der Hauptrubriken ergeben, weshalb auch Rec. dem Gange der Hauptrubriken ohne Rücksicht auf die Ordnung der einzelnen gar zu oft unterbrochenen Abhandlungen folgen will.

I. Abhandlungen über interessante Gegenstände, Erfahrungen und Lehren aus dem Gebiete des Forst- und Jagd-Wesens im Allgemeinen. Unter den 12 Abhandlungen verdienen folgende einer Erwähnung. *Ist die Cultur des Lerchenbaums in Deutschland allgemein empfehlenswerth?* Vom Hn. Forstmeister *Moser* in Baireuth. Die Frage ist ganz in Einklang mit den Erfahrungen des Rec. verneint. Wenn aber der Vf. den Grund hiezu einzig in der Seehöhe sucht, die den Standpunct der Lerchenwälder bestimmen soll: so ist diess zwar der gewöhnlichen, durch Hn. *v. Humboldt* sehr unterstützten Lehre gemäss; allein Rec. hält sich überzeugt, dass man in der Feststellung dieser Standpuncte bereits zu scharf verfahren hat, und dass die Seehöhe eines Ortes keineswegs ein ausschliessliches, sondern nur ein concurrirendes Element des vegetabilischen Klima's ausmacht. Die Abhandlung *über die Arve (Zürbelnusskiefer, pinus umbra) und ihre Wichtigkeit für die Forstcultur in den Alpen*, von Hn. *Casthofer*, Oberförster vom bernischen Oberlande in der Schweiz, liefert zum Theil Belege hiezu. Dieser gründliche Forstmann, von dem wir dem Herausgeber mehrere Beyträge wünschen, empfiehlt die Cultur der Arve oder wenigstens die Culturversuche damit auch für ebene (eigentlich ausgedrückt für niedrigere) Gegenden, und bezieht sich deshalb auf die Arvenanlage zu Harbke im Magdeburgischen und bey Ilsenburg am Harzgebirge (Ilsenburg). Beide Orte liegen sehr tief unter dem klimatischen Standpunct der Arve, welcher zu 3000 bis 4000 Fuss Seehöhe angenommen wird. Denn letzteres liegt nach *Silberschlag* 2722 par. Fuss unter der Spitze des Brocken, und Harbke ist wohl höchstens 300 Fuss über die Meeresfläche erhöht, da Magdeburg zu 234 Fuss Seehöhe angegeben wird. Interessant wäre es, wenn hierüber mehrere Erfahrungen angestellt würden. Rec. wird sogleich zu Versuchen dieser Art schreiten. Die ganze Abhandlung ist übrigens sehr gehaltvoll, da Hr. *C.* die Forstwirthschaft aus dem allgemeinen Gesichtspunct der gesammten Landwirthschaft ansieht, was besonders jedem dirigirenden Forstmann dringend zu empfehlen ist. *Über die Drehsucht des Holzwuchses* (was die Holzarbeiter Windschiefigkeit nennen) *und über den Einfluss dieser Eigenschaft auf den technischen Gebrauch desselben*, vom k. b. Salinenforstinspector, Hn. *Huber* zu Reichenhall. Durchaus gründlich abgehandelt und mit einer Zeichnung erläutert. *Beyträge und Erfahrungen über Eichenschlag-Schäl- oder Rinden-Hölzer*, vom k. b. Hn. Oberförster *Martin* zu Ulm. Ausser der Beschreibung der beym Schälen angewandten Manipulation wird vom Vf. das Resultat seiner Erfahrung mitgetheilt. Solche Mittheilungen haben viel Werth für den ausübenden Forstmann. Es ist aber zu bedauern, dass die Angaben wegen der Ungewissheit in dem gebrauchten Flächenmass ganz unbestimmt sind. Zu wünschen wäre, der Herausgeber folgte dem Beyspiel Hn. *Hartigs*, welcher bey Herausgabe des Journals für das Forst- Jagd- und Fischerey-Wesen 1806 sogleich mit sämmtlichen Mitarbeitern sich über ein gemeinschaftliches Normal-Längen-, Flächen- und Körper-Mass gar lobenswerth einverständigt hat. Der Vf. berechnet 4 fl. jährlichen Ertrag auf den Acker, bey welchem aber zweifelhaft ist, ob sein Flächengehalt 26664 oder 47402 bairische Q. Fuss beträgt. Solche Ungewissheiten sollten in einem Lande, wo so sehr auf Einheit im Masse gesehen wird, bey Forstschriftstellern gerade am wenigsten vorkommen. Rec. thut es leid, dass diese Ungewissheit zugleich einen für die Gewerbe und für die technische Chemie so wichtigen Gegenstand betrifft, da er überzeugt ist, dass der Gerbestoff noch dereinst unter die wichtigsten Forstproducte gezählt werden wird, wenn nicht andere Gewinnungsarten ausgemittelt

werden. Die *forstwirthschaftlichen Bemerkungen über die natürliche Nachzucht der Föhre und über den Einfluss der verschiedenen Stellungen der Schläge in den Föhrenwaldungen auf die natürliche Nachzucht und insbesondere den Ertrag derselben*, vom Herausgeber, sind für das Neue und Brauchbare, das sie enthalten, etwas zu weitläuftig. Der Schluss ist erst im künftigen Jahrgang zu erwarten. *Eine neu in Antrag gebrachte Waldcultur verödeter Plätze*, vom Hn. Forstinspectionsgehülfen *Spindler* in Passau, möchte schwerlich viele Nachahmer finden. Man soll auf den Schlägen künstlich zubereitete Stangen ausstecken, und letztere mit Saamenzapfen behängen! *Über die Verkohlung des Holzes*, vom k. b. Hn. Oberförster *Gast* zu Kronach. Der Vf. scheint mit diesem so wichtigen Gegenstande recht wenig bekannt zu seyn. Die Definition der Kohlen bezeichnet seine Kunde und Manier. Die Kohlen sind ein halb verbranntes Holz, durch das Feuer seiner Flüssigkeit dermassen beraubt, dass die feuerfangende Materie darin gröstentheils rückständig geblieben ist.

II. *Beyträge zur älteren und neueren Geschichte der Forstverfassung und Gesetzgebung Baierns.* — So reichhaltig dieses Feld bey der Thätigkeit des bair. Gouvernements in diesem Zweige ist: so wenig wird die ohne Plan und Ordnung veranstaltete Ernte befriedigen. III. *Bekanntmachung merkwürdiger Rechtsfälle und der hierüber ergangenen Verbescheidungen.* IV. *Beschreibung interessanter Fälle bey vorgegangenen Forst- und Jagd-Purificationen.* V. *Beschreibungen interessanter Waldungen und anderer Forstflächen in Baiern u. s. w.* Die unter den letzten 3 Rubriken enthaltenen, zum Theil kleinen, Abhandlungen haben für den bairischen Forstmann allerdings Interesse. VI *Interessante Notizen aus der Forsttechnik, aus dem Commercial- und Debit-Wesen der Forstproducte Baierns.* Neben zwey Abhandlungen des Oberförsters *Martin* über den Flosshandel und über die Fabrication des Büchelöls (Bucheckernöls), welche beide praktisch und lehrreich sind, findet man auch eine ephemere Erscheinung, die umständliche Anweisung zur Gewinnung des Ahornzuckers, ingleichen eine allgemeine Conscription der Ahorne im Königreich. VII. *Interessante Notizen zur Forst- und Jagd-Naturgeschichte Baierns.* Manches recht lesenswerth, zum Theil auch naturhistorische Nachrichten und Berichtigungen. VIII *Lehrreiche Beyträge zur Jagdökonomie und Jagdwissenschaft.* IX. *Forstrügen, auch interessante Gegenstände und Nachrichten aus dem Gebiete des Forst- und Jagd-Schutzes.* Die Beschreibung der Jagdverhältnisse in Baiern, eine besondere Methode, Geyer zu schiessen, die Nachrichten von Erscheinung der Wölfe, Luchse und Bären in Baiern, werden den Leser befriedigen. X. *Ankündigung neuer Forst- und Jagd-Schriften.* XI. *Recensionen von dergleichen Schriften.* XII. *Beförderungen und Ehrenbezeugungen verdienstvoller Forstmänner Baierns.* XIII. *Nekrolog verdienstvoller und sonst denkwürdiger Forstmänner Baierns und des Auslandes.* XIV. *Merkwürdige Gegenstände und Nachrichten über das Forstwesen ausserhalb Baiern.* XV. *Miscellen.* Diese letztern Rubriken enthalten ungefähr das, was man sonst im Intelligenzblatte findet. Nach dieser Aufzählung der Rubriken, wobey Rec. den bey weitem grösseren Theil des Inhalts wegen seines geringen Gehalts unerwähnt gelassen hat, ist es überflussig, den Leser auf den Mangel einer logischen Eintheilung aufmerksam zu machen. Aber noch grösser sind die Fehlgriffe im Classificiren der Aufsätze. Wie kommt die Abhandlung: *Kann die Güte des Bodens immer mit Zuverlässigkeit aus dem Holzbestande erkannt werden?* vom Herausgeber, in die IX Rubrik? und, beyläufig gesagt, wie kann überhaupt ein Forstmann so fragen? Wie kommt die Ankündigung eines Preises für den Anbau der Eichen (von dem edeln und kenntnissreichen Forstmeister *von der Borch*, der aus eigenen Mitteln eine Prämie von 100 fl. rh. mit einer Medaille hiezu ausgesetzt hat) in die I Rubrik? — Eine Zeitschrift, deren Zweck auf Bildung berechnet ist, sollte vor allen Dingen über ihren Plan im Reinen seyn, dann zunächst für gehaltvolle und plangemässe Beyträge sorgen, und eines besseren und richtigeren Ausdrucks sich befleissigen. Die letztere Rüge gilt nicht allein dem ungeregelten weitläuftigen Vortrag, sondern auch vorzüglich den bedeutenden Sprachfehlern, welche zu häufig vorkommen, als dass man sie für Druckfehler halten könnte. Rec. würde rathen, bey dem sichtlichen Mangel gründlicher Materialien den Jahrgang vor der Hand auf 4 bis 6 Hefte einzuschränken, und erst bey grösserem Materialvorrath in der Zahl zu steigen. *Non multa, sed multum!*

— e —

1) MARBURG, in der akadem. Buchhandl.: *Taschenbuch für Forst- und Jagd-Freunde für die Jahre 1809 — 12*, herausgegeben von *L. C. E. H. F.* Ritter *v. Wildungen.* Mit einem Titelkupfer, Vignette u. 2 Umschlags-Kupfern. 184 S. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) MARBURG und CASSEL, b. Krieger: *Sylvan, ein Jahrbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde*, für das Jahr 1813, von *C. P. Laurop*, grossherz. bad. Oberforstrath, und *V. F. Fischer*, Generalforstsecr. 185 S. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Über das Taschenbuch No. 1, welches die mit dem Jahre 1794 begonnene Reihe schliesst, hat Rec. wenig zu sagen. Der Herausgeber ist seinem Grundsatz, welcher ihm den Beyfall einer grösseren Lesewelt gesichert hat, vollkommen treu geblieben. *Miscuit utile dulci.* Fünf naturhistorische Abhandlungen, mit 6 illuminirten Kupfertafeln erläutert, machen den Anfang. Die erste betrifft den *Blässhirsch*. Der Herausgeber lässt uns aber zweifelhaft, ob und wo diese Spielart des Rothwilds noch vorhanden ist, und welches Individuum dem Maler gesessen hat. Die II. Abhandlung von *Blumenbach* enthält die *Naturgeschichte des Murmelthiers*, welche ausser ihrem eigenthümlichen Gehalt durch die wörtlich abgedruckte umständliche Beschreibung

dieses Thierchens von *Johann Stumpf* (dessen gemeiner Eydgenossenschaft chronikwürdiger Thatenbeschreibung Zürch 1548) ein besonderes Interesse erhält. In der III Abhandlung schildert der Herausgeber den Bau, die Lebensart und die Jagd des *Alpenbartgeyeradlers* mit zwey Abbildungen — des weisköpfigen und schwarzköpfigen Geyeradlers. Unterhaltende Erzählungen würzen und belegen die sehr genauen naturhistorischen Angaben. Rec. erwähnt der Art, wie dieser Geyer, sonst auch der Lämmergeyer genannt, die grösseren Knochen zerstückelt und zur Mahlzeit zubereitet, weil sie in Bezug auf die Todesart des Aeschylus, dem ein Adler eine Schildkröte auf den kahlen Kopf aus der Höhe gestürzt hat, für den Alterthumsfreund bemerkenswerth scheint. Er fliegt mit einem Knochen, z. B. mit einem Kalbskopf, in die Höhe, und läst ihn auf die Felsen herabstürzen, bis nach mehrmals wiederholter Operation die Stücke klein genug sind, um durch den Schlund kommen zu können. Die Beschreibung des grosen *Brachvogels* und des *Goldregenpfeiffers* vom Prof. *Merrem* enthält in der Kürze das Wesentlichste von diesen in Deutschland minder bekannten Jagdvögeln. — Die *Beyträge zur Forst- und Jagd-Chronik der Jahre* 1808, 9, 10, 11 und 12 sind sehr wichtig, und Rec. kann nicht umhin, sie aus diesem Geschichtspuncte sowohl den Lesern von Fach als auch den Fortsetzern des Taschenbuchs zu empfehlen. Die Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse im Gebiete des Forst- und Jagd-Wesens mit der gleichzeitigen Witterung, welche unter dieser Rubrik enthalten ist, wird — wenn sie auch für die Leser eine geraume Zeit ein trocknes und todtes Feld scheinen sollte — bey beharrlicher Behandlung manche erspriessliche Resultate zu Tage fördern. Viele erfreuliche und schreckende Ereignisse hängen mehr oder weniger mit der Witterung zusammen. In vielen Fällen liegt auch der Zusammenhang bereits klar am Tage. Der Forstmann und Jäger kann schon jetzt in seinem Kreise sicherer gehn, wenn er auf die Witterung der vergangenen Wochen, Monate und Jahreszeiten achtet. So richtet er seine Aufmerksamkeit auf die Erscheinung des Borkenkäfers, wenn im trockenen Sommer heftige Windstösse waren; er rechnet auf eine reichliche oder minder reichliche Harzernte, je nachdem die Luftwärme grösser oder geringer war u. s. w. Durch beharrliche Verfolgung der vom Herausgeber gegebenen Idee, die Rec. besonders deswegen hier angedeutet hat, weil er wünscht, dass diese Rubrik in Zukunft in objectiver und localer Hinsicht ausgedehnter werden möge, wird sich gewiss manche unbekannte Verkettung zwischen Ursache und Wirkung offenbaren, und die wissenschaftliche Beleuchtung wird diejenigen Fehlgriffe verhüten, welche bey Zusammenordnung zufällig gleichzeitiger Ereignisse auf diesem empirischen Wege allerdings zuweilen vorkommen werden. Eine etwas längere Abhandlung (von 36 Seiten) — *Versuch einer Anleitung zum Aufsuchen und Erkennen der Forstpflanzen und der bey uns einheimischen wilden Thiere nach den bekanntesten Eintheilungsmethoden, für Anfänger, die sich selbst unterrichten wollen*, von Hn. *aus dem Winkell* — enthält zwar viele zweckmäsige für den Anfänger und Liebhaber berechnete Winke; allein wenn dem Vf. die Aufgabe vorgeschwebt hat, wie es anzufangen sey, um sich Sicherheit und Fertigkeit im Classificiren und systemgemäsen Beschreiben der Pflanzen und Thiere zu verschaffen, ohne den ganzen langen Cursus der Terminologie und Systemkunde Schritt vor Schritt durchwandert zu haben: so ist diese Aufgabe nicht erschöpft. Aber gelungen ist es ihm, auf diesem trockenen Pfade einige Ruhestellen anzuweisen.

Zu den wissenschaftlichen Auffsätzen gehört noch etwas über die *Flintensteine* vom Prof. *Wurzer* zu Marburg, und eine Vorlesung des Herausgebers über die Frage: *Warum wird das Holz noch immer nicht wohlfeiler?* in welcher letztern er jedoch mehr seine Laune als seine Gründlichkeit hat vorwalten lassen. Der Rest besteht aus unterhaltenden Kleinigkeiten, Anekdoten und Gedichten, die eine angenehme Lectüre gewähren.

Die Fortsetzer des Taschenbuchs (No. 2) haben den Plan desselben erweitert. Rec. legt ihn deswegen durch eine umständliche Anzeige vor Augen. I. *Biographie.* Unter dieser neuen Rubrik, welche zu interessanten Artikeln Anlass geben kann, ist eine kurze Skizze von *Reiters* Leben mitgetheilt, Jedem interessant, der seine in Verbindung mit *Abel* herausgegebenen vortrefflichen Abbildungen der hundert deutschen Holzarten kennt. — II. *Naturhistorische Auffsätze.* 1) *Der Igel* von *Fischer.* Zweckmäsig in der Wahl, belehrend und unterhaltend in der Ausführung. 2) *Der Hühnerhund* von Freyherrn *von der Borch* in Gunzenhausen. Vortrefflich. 3) *Die Taucher* von *Fischer.* 4) *Die Gallwespen* von *Laurop.* Der Vf. zählt und beschreibt kurz und bündig 9 Arten der Eichengallwespen. 5) *Die Roseneiche* (*quercus rosacea*) von *Bechstein.* Der Vf. hat vier Abänderungen der Eiche bemerkt, in deren Hinsicht er es dahin gestellt seyn läst, ob die eine oder die andere eine *besondere Art* sey. Er nennt sie die Roseneiche, die Ledereiche (*coriacea*), die Bastardeiche (*hybrida*) und die täuschende Eiche (*decipiens*). Die Kennzeichen der ersten Art, welche er in diesem Auffsatz beschreibt, sind folgende: Die Blätter sind länglich eyrund, glatt, tief und rundlich eingeschnitten, eyrundlich gelappt, mit umgeschlagenem Rande und mittelmäsig lang gestielt; die Früchte lang gestielt, dünn und lang, und einzeln oder zu zweyen stehend. Sämmtliche naturhistorische Auffsätze sind mit illuminirten Kupfern versehen. — III. *Kleinere gemeinnützige Auffsätze aus der Forst- und Jagd-Kunde. Ist es rathsamer, den Forstbeamten Diäten, oder einen Theil von dem Ertrag der Waldungen als Tantieme zu bewilligen?* von *Laurop.* Der Vf. hat im Ganzen genommen das Für und Wider bey beiden Formen richtig aus einander gesetzt. Allein die Voraussetzungen, woraus das Angeführte zu beurtheilen ist, sind dem Leser

nicht an die Hand gegeben worden. Rec. kann sich nur einen Fall denken, wo Diäten und Tantieme als alternative Formen der Besoldungserhöhung eintreten können, nämlich wenn der Realetat zur Besoldung einer Forststelle für die persönlichen Rücksichten auf einen Diener zu gering ist, mithin die Direction in der Überzeugung, dass die Besoldung einen Zuwachs erhalten soll, darüber noch in Zweifel ist, ob es in Form der Diäten, oder einer Tantieme am räthlichsten geschehen könne. Da dieser Fall die Würdigkeit des Subjectes voraussetzt: so möchte die Form ziemlich gleichgültig seyn. Eigentlich muss wohl die Besoldung jeder Stelle so beschaffen seyn, dass der Forstbeamte für alle in seinem Geschäftsbezirk liegenden, instructionsmässigen Arbeiten bezahlt ist. Dann treten die Diäten nur in dem Falle ein, wenn er ausserhalb seines Geschäfts - Locals mit aussergewöhnlichen Aufträgen betraut wird. Für diesen Fall bietet aber die Tantieme vom Forst-Ertrag keine alternative Form in Bezug auf die Diäten dar. Man kann nicht fragen, ob das Eine oder das Andere zu wählen sey. Rec. urtheilt über beide Gegenstände so. Diäten sind ein sehr passendes Belohnungsmittel für solche Diener, die man bey auswärtigen Versendungen braucht, und zu solchen Geschäften, die gerade nicht in ihrer Instruction liegen. Die Tantieme für den Forstbedienten, als Reizmittel zur Anstrengung im Dienst, möchte aber zu reguliren seyn nach dem Mehrertrag in Gelde, welcher bey strenger Einhaltung des Naturaletats durch vortheilhaften Absatz erhalten wird. Eben so kann für gelungene Culturen auf den Grund der Revisionsberichte, ingleichen bey Bestrafung der Waldfrevel, eine Tantieme regulirt werden. Unter diesen Einschränkungen fallen alle Einwendungen weg, welche gegen Tantiemen des Forstbedienten angeführt werden können. Eine Tantieme vom ganzen reinen Ertrag der Waldungen, von welcher der Vf. handelt, möchte nur da zweckmässig seyn, wo der Absatz unter dem jährlichen Materialertrag steht. — IV. *Topographie. Waldleiningen.* So heisst ein vom Fürsten von Leiningen in einem Wildpark angelegtes Jagd-Schloss und Dorf. Die Beschreibung davon, vom leiningischen Kanzler *Fischer*, mit einem Kupferstich begleitet, ist dem Jagdfreunde gewiss willkommen. V. *Vermischte Gegenstände.* 1) *Jagd-Denkwürdigkeiten des verflossenen Jahres aus dem südlichen Deutschland, besonders aus der Rheingegend.* Auch hier werden der Flamingos gedacht, die man in mehrern Gegenden Deutschlands gesehen hatte. Rec. hat sich über die Erweiterung dieser Rubrik schon oben geäussert. 2) *Ein schwarzer Hirsch.* Ein hocherfahrner Kenner, der Fürst von Leiningen, besitzt diese Seltenheit in dem obenerwähnten Park. Er hat sie im August 1812 entdeckt. Wir dürfen in der Folge mehrere Mittheilungen über diesen überraschenden Gegenstand hoffen. 3) *Die Hirschkuh des Sertorius*, eine Antike nach Plutarch. 4) *Hallali in der Scheune.* Rec. kennt mehrere Fälle, wo Hirsche in Bauerhöfen verendeten. 5) *Wie lange geht die Rehgeiss hochbeschlagen?* Wieder eine Thatsache, welche den Streit über die Tragzeit der Rehe aufs neue belebt. Die Herausgeber glauben, dass die jetzige Generation die Enträthselung dieses Naturgeheimnisses nicht erleben werde. 6) *Seltne Geruchsfeinheit eines Hundes.* 7) *Seltsame Jagd mit Kanonen.* 8) *Schutzrede* (für die Jäger). 9) *Der seltene Marder.* Ein Fuchs, der auf einem Baum erlegt wurde. VI. *Neue Erfindungen.* VII. *Anekdoten.* — VIII. *Gedichte.* — IX. *Verzeichniss von* (neuen) *Forst- und Jagd-Schriften.* Unter diesen Rubriken zeichnen sich die Gedichte vortheilhaft aus, besonders die von Hn. *von der Borch.* — Die Leser werden sich aus diesen Angaben überzeugen, dass der *Sylvan* allenthalben seinen Zweck ausspricht, in die Fussstapfen seines beliebten Vorgängers zu treten.

— e —

KLEINE SCHRIFTEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Kleines Wörterbuch zu dem ersten prosaischen Theile der Blumenlese aus Frankreichs vorzüglichsten Schriftstellern für Deutschlands Töchter.* Von *J. W. Ziegenbein*, Consistorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. 1812. IV u. 96 S. 8. (4 gr.)

Die Ziegenbein'sche Blumenlese ist in unseren Blättern schon früher (Jahrg. 1810. No. 272) angezeigt worden. Auf Verlangen mehrerer Lehrer und Lehrerinnen, (erfahren wir in der Vorerinnerung), welche sich derselben bey dem Unterricht in der französischen Sprache bedienen, hat der Verleger die kleinen Wörterbücher dazu anfertigen lassen, und zwar nicht in alphabetischer Ordnung, sondern nach der Folge der Wörter in den Aufsätzen der Blumenlese, und die vorliegenden Blätter gehören zu dem ersten prosaischen Theile derselben. Wer den lieben Töchtern das Lernen so gar bequem machen will, dass er ihnen die in vieler Rücksicht ungemein nützliche Arbeit des Aufsuchens in einem Wörterbuche ersparen zu müssen glaubt, der mag es immerhin thun; und wir verdenken es dem Verleger nicht, dass er der Trägheit eine Brücke baut. Aber das hier gelieferte Wörterverzeichniss ist doch in der That gar zu dürftig und mager. Indem es bloss den kleinen Zweck einer nothdürftigen Übersetzung der aufgegebenen Stelle verfolgt, versäumt es den ungleich wichtigeren, Wortkenntniss überhaupt zu befördern; indem es überall nur die Bedeutung angiebt, welche das Wort gerade in der zu übersetzenden Stelle hat, bringt es die Lernenden selbst um das kleine Verdienst, aus den verschiedenen Hauptbedeutungen eines Wortes die passende dem Sinne gemäss auszuwählen. Die ganze Arbeit zeugt von der Flüchtigkeit, mit der sie gemacht ist, und hat der Unrichtigkeiten nicht wenige. Nicht *la lierre*, sondern *le lierre* heisst der Epheu; nicht *situer* heisst *liegen*, sondern *être situé*; denn *situer* ist ein actives Verbum und bedeutet *legen, eine Lage geben* z. B. *situer une maison.* *Froid glaçant* ist übersetzt *das Gefrorne*; *étonner erschüttern*; *le support*, die *Nachsicht, Schonung* u. s. w. *Monastère* heisst nicht *Mönchskloster*, sondern *Kloster* überhaupt, denn man sagt auch *monastère de filles.* Die Erklärung von *talisman* ist verunglückt; der Vf. verwechselt Talisman mit Amulet.

Rl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

GESCHICHTE.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Ohne Angabe des Druckorts: *Beyträge zur Geschichte des letzten französisch-russischen Krieges.* Von *Ernst von Pfuel*, kaiserl. russ. Major. Erstes Heft.

Mit dem zweyten Titel:

Auf Kosten des Verfassers und dessen Eigenthum: *Rückzug der Franzosen bis zum Niemen.* Vom Verfasser redigirter, einzig rechtmäfsiger Abdruck mit zur Verständlichkeit desselben nöthigen Nachträgen. Von *Ernst von Pfuel*, kais. russ. Major. Im März 1813. 46 S. 8. (geheftet 8 gr.)

Der Vf. vollendete die erste Ausgabe dieses Werks zu Wilna den $\frac{3}{15}$ Dec. 1812. Es wurde damals ohne seinen Namen unter dem Titel: *Rückzug der Franzosen*, gedruckt; nachher aber hielt er es für zweckmäfsig, nachdem der erste Wunsch des Publicums durch eine treue Darstellung jener denkwürdigen Begebenheit befriedigt war, das Ganze „noch einmal durchzugehen, es durch beträchtliche Einschaltungen zu erweitern, und interessante Nachträge daran zu knüpfen, die als Erläuterung des Ganzen, um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, hinten angefügt sind." Auf diese *allein rechtmäfsige und vollständige Ausgabe* verspricht Hr. v. P. eine Fortsetzung der Geschichte des Rückzugs der Franzosen bis an die Elbe folgen zu lassen.

Die laut angekündigten Zurüstungen des französischen Kaisers, und seine eigenen Erklärungen über den Krieg gegen Rufsland, sagt der Vf. im Eingang, mufsten auch das denkende Publicum auf einen hohen Grad von Sicherheit seiner politischen und militärischen Combinationen schliefsen lassen. Sie waren jedoch alle auf die schleunige Einnahme von Moskau berechnet: denn dort glaubte er des Friedensschlusses gewifs zu seyn. Er erreichte sein Ziel, und fand sich in seinen Erwartungen betrogen. Durch den Marsch gegen Kaluga sah er sich plötzlich in der grofsen Hauptstadt festgebannt, durch ihre freywillige Einäscherung der Hülfsquellen, die er aus ihr selbst hätte ziehen können, beraubt, und durch Mangel an Lebensmitteln und die Unterbrechung seiner Operationslinien endlich zu Antretung eines Rückzugs unter den mifslichsten Umständen genöthigt. — So gewifs diese Ansicht im Ganzen die richtige ist: so scheint doch darin dem damals noch nicht beendigten Kriege gegen die Türken auf die französischen Combinationen, so wie der Schlacht von Borodino auf die russischen Mafsregeln, zu wenig Einflufs eingeräumt worden zu seyn.

Den Rückzug selbst theilt der Vf. in drey Perioden. Die erste endigt sich mit den Gefechten bey Krasnoi. Der Kaiser schien den Plan zu haben, seitwärts der Strafse von Smolensk seinen Weg durch Gegenden zu nehmen, wo noch nicht Alles aufgezehrt war; er mufste zu dem Ende eine Scheinbewegung gegen Kaluga machen: aber der Fürst Kutusow war ihm entgegen gegangen, und das Gefecht bey Malojaroslawiz am 24 Oct. nöthigte die französische Armee auf der grofsen Strafse zu bleiben. Zwanzig Kosakenregimenter und zwey Armeecorps folgten ihr auf dem Fufse, das russische Hauptheer blieb ihr stets zur Seite; es hatte Lebensmittel im Überflufs; die Franzosen litten in einem verwüsteten Landstrich den fürchterlichsten Mangel. Ihr Rückzug mufste beschleunigt werden, aber „nur, wo kleine Räume zu durchschneiden sind, ist ein schneller Rückzug möglich, auf weite Entfernungen und bey der Entbehrung jedes Lebensbedürfnisses mufs er unausbleiblich alle Zucht und alle Moralität bey einem Heere auflösen" (S. 9). Dieses war auch hier der Fall auf dem Zuge von 50 Meilen bis Smolensk. Die geplünderten Landleute rotteten sich zusammen, und schlugen alle Abstreifer todt, die Kosaken waren ihnen auf den Fersen. Die Pferde fielen aus Mangel an Futter. Schon mufste man eine Menge Fuhrwerk verbrennen, die Pferde der Cavalerie vor das Geschütz spannen, Kanonen stehen lassen, und Hunderte von Menschen starben täglich vor Hunger und Ermüdung. Am 1 November trat die heftige Kälte ein; der Nachtrab erlitt eine Niederlage; ohne Brod, ohne stärkende Getränke, ohne andere Nahrungsmittel, als gefrornes Pferdefleisch, ohne gehörige Bekleidung, Tag und Nacht auf Schnee und Eis zuzubringen genöthigt, bezeichnete die französische Armee ihren Weg durch eine Reihe von Leichen. Als sie Smolensk erreichte, hatte sie schon über 400 Stück Geschütz stehen lassen, fast ihr ganzes Gepäck mit den Wagen verbrannt. Von 100,000 Mann, die aus Moskau ausgezogen, kamen höchstens noch 60,000 an, und diese auch kaum zur Hälfte bewaffnet. Die Vorräthe der hier aufbewahrten Magazine waren nicht hinreichend, und nur 2 Ruhetage, die unter allen Greueln der aufgelöseten Kriegszucht hingingen, durfte man sich erlauben: denn schon war Kutusow bey Krasnoi zuvorgekommen. Am 17, mufste die Armee hier ein Treffen annehmen, welches ihr die Hälfte des noch übrigen Geschützes, 25 Kanonen und viele Tausend Gefangene kostete. Der

Nachtrab unter dem Marschall Ney wurde völlig aus einander gesprengt.

Mit etwa 30,000 Mann, von denen kaum 10,000 wehrhaft waren, mit 25 Kanonen und ohne alle Cavalerie setzte das französische Heer seinen Rückzug in der zweyten Periode von Krasnoi bis an die Berezyna, 26 Meilen, fort. Die russische Armee zählte dagegen noch 70,000 Mann, mit Einschluss von 16,000 Mann Reuterey, und führte gegen 600 Stück Geschütz mit sich. Sie war jedoch durch das Gefecht mit dem ney'schen Corps aufgehalten worden, die Franzosen hatten einen Vorsprung gewonnen, die Reste der Abtheilungen unter Victor, Oudinot und Dobrowski, etwa 30,000 Mann stark, und mit Geschütz reich versehen, kamen ihnen entgegen, und die Kälte hatte etwas nachgelassen. Aber zu gleicher Zeit näherten sich die Moldau-Armee unter dem General Tschitschagow, und eine andere, unter dem Grafen Witgenstein, um sich mit dieser in Verbindung zu setzen, und den Franzosen an der Berezyna den Übergang zu sperren. Die Stärke dieser beiden Corps ist nicht angegeben. Oudinot drängte die Moldau-Armee zurück, und die Gefechte des folgenden Tages waren nicht entscheidend. Der Kaiser schlug oberhalb Borisow eine Brücke, und zwey Tage lang dauerte der durch seine Schrecknisse berühmte Übergang. Die letzte Spur von Ordnung löste sich auf, als die russischen Heere nachdrangen; Geschütz, Gepäck, Reiter, Fussvolk, alles drängte sich, zuerst hinüber zu kommen; der Stärkere schlug den Schwächeren zu Boden, oder stürzte ihn ins Wasser, viele Hunderte fanden den Tod unter den Rädern der Kanonen oder unter den Eisschollen des Stroms; 7,500 Mann unter dem Gen. Partonneau mussten sich ergeben, Tausende streckten das Gewehr oder wurden in kleinen Trupps aufgehoben; 20,000 Menschen, 200 Kanonen und eine unermessliche Beute gingen verloren.

Ungefähr 40,000 Mann mit noch ziemlich bedeutendem Geschütz waren über die Berezyna gekommen, aber in dem traurigsten Zustande, und ein von Neuem eingetretener heftiger Frost richtete sie völlig zu Grunde. Sie wurden nur noch von Kosaken verfolgt, aber bey der fortdauernden Steigerung aller Drangsale war diese letzte Periode des Rückzugs die schrecklichste für die Franzosen. Selbst halbnackt zogen die Überlebenden ihren hinsinkenden Cameraden, ehe sie noch ganz todt waren, weil sonst die schnelle Erstarrung der Sterbenden es nicht zuliess, die zerlumpten Kleider aus, um sich selbst darein zu hüllen. Mit Frostbeulen, in denen schon der Brand wüthete, bedeckt, hinkte noch Mancher bewusstlos fort, Andere hatten die Sprache verloren, oder nagten in wahnsinniger Betäubung an gerösteten Leichnamen und an ihren eigenen Gliedern. Wo noch ein halbausgebranntes Feuer glimmte, lagerten sich ganze Schaaren darum nieder, und starben, wenn es verlosch. Die grässlichen Scenen, von denen hier nur einige Züge angeführt werden, sind in dem Werke selbst mit den stärksten, doch keineswegs die Wahrheit überschreitenden Farben ausgemalt. Von Wilna aus war die neu angekommene Division Loison, 10,000 Mann stark, den traurigen Überresten entgegen geschickt worden; in 4 Tagen schmolz sie, ohne Gefecht, bloss durch Elend und Frost auf ein Drittheil. Bey Kowno gingen endlich noch höchstens 25,000 Franzosen, ohne Pferde, ohne Geschütz, und von den Kosaken verfolgt, über den Niemen. Den Verlust auf dem ganzen Rückzuge schlägt der Vf. zu 100,000 Gefangenen und 900 Kanonen an.

Rec. hat sich zu dieser, für den Umfang des Werks beynahe zu umständlichen Anzeige, durch den reichen Inhalt desselben verpflichtet geglaubt. Keine der ihm bekannt gewordenen Schriften enthält eine so gedrängte, so deutliche Übersicht des Ganzen, keine entwickelt so klar den einfachen, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ausgeführten strategischen Plan, an welchem die riesenhafte Unternehmung scheiterte, und, welches die Weisheit der Anlage, bey welcher man die Absicht des Gegners so richtig durchschauet hatte, noch mehr begründet, *nothwendig scheitern musste*. Von allen vernünftiger Weise aufzuwerfenden Fragen ist höchstens die Eine unbeantwortet geblieben: wie es möglich war, dass noch ein Rest des zu Grunde gerichteten Heeres über die Berezyna entkam?

Indem aber Rec. dem gehaltvollen Werke die vollständigste Gerechtigkeit widerfahren lässt, darf er nicht übergehen, dass ihm der vom Anfang bis zum Ende behauptete, beständig persiflirende Ton des Vortrags weder dem Gegenstande, noch überhaupt der Würde der Geschichte angemessen geschienen hat. Wenn auch der Zeitpunct des ersten Entwurfs ihn entschuldigt: so würde doch die Schrift gewonnen haben, wenn der Vf. bey der späteren Übersicht ihn geändert hätte. Bey der hie und da angebrachten Würdigung französischer Bülletins möchte er an seiner Stelle seyn, aber nicht bey der Grausen erregenden Schilderung der höchsten Stufe menschlichen Elends.

Die *Beyträge zur grösseren Verständlichkeit des Rückzugs der Franzosen* auf den letzten 20 S. bestehen in einer Reihe von Anekdoten, die nur, in sofern sie zu der Charakteristik der Völker und ihrer Führer beytragen, mittelbar zur Verständlichkeit dienen können. Sie sind nicht alle von gleichem Gehalt; bey einigen wird man die Gewährleistung vermissen, da der Vf. selbst nicht Zeuge war, oder auch wohl der Vermuthung Raum geben, dass diejenigen, die sie wissen konnten, sie nicht würden erzählt haben. Rec. glaubt einige der merkwürdigsten herausheben zu müssen. — Wahrscheinlich wurde bey einem aufgefangenen Courier der Brief des Fürsten von Neufchatel gefunden, in welchem er dem Könige von Westphalen schrieb: „Da Sie, Sire, alle Instructionen, die Ihnen gegeben werden, verkehrt verstehen: so kann es auch nicht fehlen, dass alles verkehrt geht." — Osmiana, ein Städtchen, wo der französische Kaiser auf seiner Rückreise eingekehrt war, wurde in der Nacht überfallen. Sogleich löschte er die Lichter in seinem Zimmer aus, und die Kosaken ritten bey dem dunkeln Hause vorbey und eilten davon, nachdem sie ein anderes, das zufällig erleuchtet war, geplündert hatten. — Der

Grimm der gemisshandelten Bauern um Moskau und Kaluga ging so weit, dass sie nicht allein alle Franzosen, die in ihre Hände fielen, todt schlugen, sondern auch oft, um ihre Rache zu kühlen, den Kosaken ihre Gefangenen, zu einem Papierrubel für den Mann, abkauften. — Der von dem Vf. beybehaltene russische Kalender ist in gegenwärtiger Anzeige mit dem neuen Stil vertauscht worden.

Weimar, im Verlage des geographischen Instituts: *Wanderung nach dem Schlachtfelde bey Leipzig im October* 1813. Ein Beytrag zur neuesten Zeitgeschichte, von *C. B.* 1814. 44 S. 4. und: *Die Schlacht bey Leipzig*. Aus zuverlässigen Quellen geschildert, und durch zwey Pläne und mehrere Beylagen erläutert. 38 u. 24 S. 4. ohne Vorbericht und Inhaltsanzeige. In Einem Hefte broschirt. (2 Rthlr.)

Der Vf. übergiebt hier, wie er in dem, beide Werke verbindenden, Vorbericht sagt, „seinen Zeitgenossen die „vielen, bisher noch nicht bekannten Bemerkungen und Beyträge" zu der Geschichte der Schlacht von Leipzig, welche er nach seiner am 20sten erfolgten Ankunft in dieser Stadt durch die Bekanntschaft mit mehreren Generalstabsofficieren der verbündeten Heere zu sammeln Gelegenheit fand." Er will jedoch nur Materialien liefern, und macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Sein Werk zerfällt in zwey Abtheilungen, oder scheint vielmehr daraus zusammengesetzt zu seyn.

In der ersten: *Wanderung nach Leipzig und über das Schlachtfeld*, theilt er in Briefen an einen Freund die an Ort und Stelle niedergeschriebenen Bemerkungen mit, „die bloss dadurch nicht überflüssig erscheinen mögen, dass sie, gleichzeitig mit möglichster Umsicht abgefasst, einige Localtöne dieses grossen Gemäldes wiederzugeben bemüht sind"; der zweyte: *Die Schlacht von Leipzig* u. s. w., liefert „alle Nachrichten und Beyträge, welche der Vf. aus officiellen Quellen und von kenntnissreichen Officieren, die der Schlacht beywohnten, erhalten konnte, nebst Benutzung der bis jetzt (1 Januar 1814) erschienenen Berichte, nach der Folge der Schlachttage an einander gereihet." Die „erläuternden Belege" sind in den angehängten 6 Beylagen enthalten. Leider konnte man sich von der schlesischen und der Nord-Armee keine Nachrichten verschaffen, und musste daher sich auf die Heere unter F. Schwarzenberg, Benningsen und die polnische Armee beschränken. Die beiden, „nach den besten Charten" entworfenen Schlachtplane wurden in Hinsicht des Terrains nach dem flüchtigen Entwurfe eines Generalstabsofficiers ergänzt, und der Vf. bestrebte sich vorzüglich, die Operationen der Hauptarmee, über welche er die meisten „bisher noch unbekannten" Mittheilungen erhielt, darauf zu verzeichnen. — Er erläutert zuletzt noch die Titelvignette, welche die Idee zu einer auf die Schlacht von Leipzig zu prägenden Denkmünze giebt.

Die Briefe lassen sich recht gut lesen. Der Vf. weiss seine Abentheuer auf der Reise von Weimar über Naumburg und Zeitz nach Leipzig, die Laune der Postillons, die Gespräche mit den Gastwirthen, die Visirung der Pässe u. s. w. unterhaltend genug zu erzählen. Indem er durch das Dorf Wethau fährt, erwähnt er natürlich auch des am 10 Oct. dort vorgefallenen Gefechts. Von Leipzig aus macht er am 21sten einen Spatziergang über einen Theil des Schlachtfeldes; seine Verwunderung aber (S. 21), dass er bey Konnewitz so wenig Todte fand, würde aufgehört haben, wenn er bis auf den rechten Fleck gegangen wäre, wo sie am 20sten noch in ganzen Reihen lagen. — So gewiss der Schritt der Sachsen (S. 24) den Gewinn oder Verlust der Schlacht nicht entscheiden konnte: so ist doch der Vf. unrecht berichtet worden, wenn man ihm gesagt hat, dass der Übergang von 26 trefflich bedienten Kanonen, welche bey Sellerhausen die Vereinigung der verbündeten Heere zwischen Paunsdorf und Zweynaundorf erschwerten, nicht von erheblicher Wichtigkeit gewesen wäre. Die Folge war der unmittelbare Rückzug der Franzosen bis an die Kohlgärten. — Der 4 Brief giebt eine philosophische Ansicht der Geschichte der nächsten Vergangenheit und Blicke in die Zukunft, die, ohne einen neuen oder ausgezeichneten Gedanken zu erhalten, doch durch die einfache Herzlichkeit des Vortrags, und besonders dadurch, dass diese Dinge nicht zu oft wiederholt werden können, sich empfehlen.

Die zweyte Abtheilung beschreibt zuerst die Stellung der Armeen, und erzählt dann nach den bekannten Bülletins und den deutschen Blättern die Begebenheiten der vier merkwürdigen Tage. Bey dem Mangel an Nachrichten von verschiedenen Corps, die nicht wenig zu dem Erfolg beygetragen haben, musste der Bericht, wie auch in der Vorrede gesagt ist, unvollständig ausfallen. Dass der Vf. es unternahm, die Bruchstücke und einzelnen Angaben, aus denen er schöpfte, in einer fortlaufenden Erzählung zusammenzureihen, wäre recht gut gewesen, wenn er nur in seine Darstellung mehr Licht und Klarheit zu bringen gewusst hätte. Die blosse Aufzählung mannichfaltiger Bewegungen, bey welcher auf das Ineinandergreifen derselben gar keine Rücksicht genommen ist, giebt, selbst mit Zuziehung der Plane, noch lange keinen deutlichen Begriff von einer Schlacht. Aus einem unveränderten Abdruck der Quellen würde jede Classe von Lesern, wenn auch keine vollständige Übersicht im Ganzen, doch weit bestimmtere Ansichten haben fassen können, und zu Materialien, die hier doch nur geliefert werden sollen, sind sie durch diese verworrene Zusammenschmelzung auch verdorben.

Die Beylagen enthalten: No. 1: *Bestand der alliirten Hauptarmee unter dem F. v. Schwarzenberg.* Die Zahl der Bataillone und Escadrons, aber nicht ihre Stärke. — No. 2: *Übersicht der Armeecorps der französischen Armee.* Die Orte, wo sie standen, und die Namen der Anführer, nebst dem zwar ausführlicheren, aber nicht zuverlässigen Bestand des augereauschen Corps. — No. 3: *Antheil des kleistschen Corps an der Schlacht von Leipzig.* Völliger Bestand nebst einigen Armeebefehlen und schon frü-

her gedruckten Berichten der Unteranführer. — No. 4: *Einige Nachrichten von dem Antheil des Corps v. Bennigsen an der Schlacht von Leipzig.* Die Namen der Corps und einzelne Berichte. — No. 5: *Ungefähre Berechnung der Gesammtkräfte der beiderseitigen Armeen.* Wohl gewiss zu hoch angeschlagen, obgleich das Verhälniss richtig getroffen zu seyn scheint. — No. 6: *Vollständige Übersicht von dem wittgensteinischen Corps.* Nichts als die Namen der Regimenter und Abtheilungen.

Vergebens hat Rec. die im Vorbericht versprochenen „noch unbekannten, von Generalstabsofficieren mitgetheilten" Bemerkungen und Beyträge herauszufinden gesucht; auch die „eigenthümlichen, bisher noch nicht bekannten" Nachrichten, die in der zweyten Abtheilung enthalten seyn sollen, sind ihm nicht vorgekommen. Es ist diess auch kein Wunder. Denn in den ersten Tagen nach einer so grossen Begebenheit und bey dem schnellen Übergange zu weiteren Erfolgen pflegen die Officiere vom Generalstab mit Geschäften überhäuft, und nicht sehr gesprächig zu seyn. Was man daher in dem Buche erfährt, war, bis auf die Reiseabentheuer des Vfs., aus den Zeitungen und zahllosen Schriften, und bey der allgemeinen Theilnahme an den denkwürdigen Ereignissen, nicht nur am ersten Januar, dem Datum des Vorberichts, schon weltbekannt, sondern man vermisst auch wesentliche Umstände, die damals längst zur allgemeinen Kenntniss gekommen waren. So sind z. B. sonderbar genug die englischen Brandraketen, von denen in den ersten Tagen jeder Bürger Leipzigs sprach, in dem ganzen Buche nicht erwähnt worden.

Der Briefstil des Vfs. ist fliessend, aber die Sprache in allen drey Abtheilungen voll entbehrlicher französischer Ausdrücke, als *Tyrannie*, welches zweymal, S. 12 u. 25, vorkömmt, und also wohl kein Druckfehler ist, *Tête*, *couronniren*, *Retirade* (in diesem Sinn auch französisch unrichtig für: *Retraite*), *Sautien*, *souteniren*, *Proposition* u. v. a., auch findet man durchgehends *Tode* für *Todte*. Dass die russischen und polnischen Eigennamen nach deutscher Aussprache geschrieben sind, kann nicht getadelt werden; aber warum schreibt der Vf. *Volkonski*, da der Deutsche doch das V mehr dem F als dem W ähnlich ausspricht? und warum endigt er alle polnischen Namen, wie Poniatowski, Dombrowski (eigentlich Docbrowski) u. a. mit einem y, welches in der Aussprache nichts ändert, und den Regeln des polnischen Schreibgebrauchs, selbst der Grammatik, zuwider ist?

Die Plane, von denen der erste zeigt, wie die Heere am 16 und 17, und der andere, wie sie am 18 und 19 sich aufgestellt hatten, sind gut gestochen; aber es ist Schade, dass die Beschaffenheit des Bodens (2 Abth. S. 7) nur nach einem aus dem Gedächtniss gezeichneten Croquis, und nicht nach den vorhandenen, dem geographischen Institut gewiss zu Gebote stehenden, sehr guten Hülfsmitteln angegeben worden ist. Für den Militär sind sie ganz unbrauchbar. — Der Druck mit lateinischen Buchstaben ist schön, das Papier mittelmäsig.

Kf.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. 1) *Berlin*, b. Hitzig: *Gedichte vor und während dem Kriege 1813*, von *Fouqué*. Als Manuscript für Freunde. 1813. 16 S. 8.

2) *Bremen*, b. Schünemann und Ernsting: *Hermann*, von Dr. *N. Meyer*. 1814. 8 S. 4.

3) Ebendaselbst: *Den Vertriebenen aus Hamburg*, *Bremen*, von Dr. *N. Meyer*. Ohne Jahrzahl. 6 S. 8.

4) *Bremen*, b. Meier: *Sechs neue hanseatische Jägerlieder zum Feldzug 1814*, von Dr. *Nic. Meyer*. 16 S. 8.

Muth und Trost strömt aus diesen Poesieen bey den Wehen der Zeit, die nun bald die Freude gebären wird. — In No. 1 erkennt man den beliebten Sänger wieder an der Milde und an der altdeutschen Gemüthlichkeit, die ihm eigen ist. Sechs Gedichte bezeichnen verschiedene Momente oder Auftritte des blutigen Kriegs, worin der Vf. selbst mit focht. Im *Vorspiel* herrscht besonders Wohlklang und Fülle; in dem Folgenden, so angenehm es lautet, könnte bey der Einfachheit treuherziger Gesinnung wohl Manches kräftiger seyn. Am meisten lacht uns lieblich blühend und reizend zum Schlusse die Romanze an: *Das Mädchen und der lützowsche Jäger;* eine wahre Geschichte von der Errettung eines wackeren Streiters aus französischer Gefangenschaft, die schon anderweitig aus deutschen Blättern bekannt ist. Diess Gedicht ist bereits eine Frucht der Waffenruhe des Vfs., zu der seine geschwächte Gesundheit ihn nöthigte, und in welcher er auch schon, nach dem Berichte des Verlegers, ein Epos begonnen hat. Mit Freuden vernimmt man von demselben in der Vorrede: „Er fehlte in keiner Schlacht, in keinem Gefechte, und Gott schützte ihn wunderbar in tausendfältiger Todesgefahr, und führte ihn durch die Tage von Lützen, von Bautzen, von Hagenau u. s. w. ohne Verwundung, als eine unbedeutende, durch den Sturz eines ihm in der Schlacht von Lützen unter dem Leibe erschossenen Pferdes." — Die anderen Poesieen No. 2, 3 und 4 sind wenigstens nicht ohne Talent und Geschmack gedichtet, wenn sie auch wenig Originalität darbieten. Im ersten trauert *Hermann* über die Sclaverey seines deutschen Volks, bis er von ihrem wackeren, siegreichen Kampfe Kunde erhält, und *Wodan* ihm gebeut, die, *welche die Norne rief*, zu *Walhalla's Freuden* einzuladen. — Zum Besten der von Hamburg Vertriebenen ist der Ertrag des folgenden Gedichts bestimmt, dem wir viele Käufer wünschen. Es ist in achtzeiligen, kraftvollen Versen mit vielem Fleisse gedichtet, und enthält manche schöne, gelungene Stelle, wovon wir diese über Hamburgs Peiniger zur Probe geben:

Aus dem Greuel der Empörung klimmend,
Mit dem Dolch in der geübten Hand,
Auf des Raubes gold'ner Barke schwimmend,
Hat ihn Clio's Ruf mit Scheu genannt.
Seines Schöpfers sterngeschmückter Sclave,
Sucht er gleichen Ruhmes dauernd Mahl;
Mit der Schlangengeisel blut'ger Strafe
Traf, Hammonia! Dich die Wahl.

Den hanseatischen Jägerliedern, die alle bekannten Melodieen angepasst sind, fehlt grösstentheils das Volksthümliche, das man bey solchen Liedern am liebsten hat, und die Morgenfrische eines aufwallenden kecken Soldatenmuths, die auch beym Lesen die angenehme Täuschung der Wirklichkeit geben kann. Nicht recht passlich heisst es beym Anblick zertrümmerter Hütten:

Auf zum Kampf! Ein fröhlich Jagen
Soll uns Heiles Früchte tragen;
Und mit unserm besten Blute
Bau'n wir neue Hütten auf.

Auch ist keine rechte Harmonie im Bilde, wenn am Schlusse des letzten Liedes gesagt wird:

Lasst den günst'gen Augenblick
nimmer euch entweichen;
Greift dem *wankelmüth'gen* Glück
in des *Rades Speichen.*

Sonst lesen sich diese Lieder in ihrem leicht hinfliessenden Stil ganz angenehm.

rh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Jena, b. Frommann: *Über die öffentlichen und Privat-Schiedsrichter — Diäteten — in Athen und den Process vor denselben*, von M. *H. Hudtwalcker*, b. R. D. 1812. XVI u. 183 S. 8. (1 Rthlr.)

Die besonders in unseren Tagen gediehene Verbindung der Philosophie und Geschichte, welche in allen Wissenschaften einen liberaleren Geist der Betrachtung und Forschung hervorgerufen, fängt allmählich an, auch in der Rechtswissenschaft, der von jeher eine gewisse Engherzigkeit eigen gewesen, Wurzel zu schlagen, und eine freyere Lebensregung zu erzeugen, indem man, von dem praktischen Nutzen absehend, die Rechte der Völker, als Erzeugnisse des menschlichen Geistes, von einem welthistorischen Standpuncte anzuschauen, und sie als Resultat und Abdruck der nationellen Eigenthümlichkeit aufzufassen und darzustellen versucht. Die neuerdings aufgeregte Liebe und Thätigkeit für die Erforschung der griechischen Sprache und des griechischen Alterthums macht es leicht begreiflich, dass man auf eine genauere Begründung und Prüfung des griechischen, und insbesondere des atheniensischen Rechts den Blick gerichtet. Die fast durchgängig herrschende Unbestimmtheit der attischen Gesetze, über deren Widerspruch, Verworrenheit, Unverständlichkeit und Anhäufung schon Isokrates klagt, die Unsicherheit der Quellen, indem man die Redner theils ihrer sykophantischen Verdrehungen, theils des Umstandes wegen, dass uns die Reden der Gegenparteyen fehlen, nur mit einer besondern kritischen Vorsicht benutzen kann, endlich die Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit der Nachrichten, alles dieses muss Jedem, der sich nur einigermassen in dem attischen Recht umgesehen hat, die Schwierigkeiten fühlbar machen, mit welchen in irgend einem Theile desselben die Feststellung sicherer Grundsätze und eine ins Einzelne gehende Darstellung zu bewerkstelligen sey.

Unter allen hieher gehörigen Gegenständen ist unstreitig eine Entwickelung des attischen Processes die schwierigste Aufgabe, da genaue Bestimmungen über die Grenzen, die Wirkungen, und das Verhältniss der einzelnen Klagen, so wie eine consequent durchgeführte Processordnung, welche die Geschäftsthätigkeit der Parteyen und des Richters in ihrer gegenseitigen Beziehung, und die Leitung des Letzteren bey den einzelnen Verhandlungen feststellt, der athenienischen Gerichtsverfassung durchaus fremd gewesen zu seyn scheinen. Abgesehen von den ersten Umrissen und Grundzügen: so scheint sich hier das Meiste, auf augenblickliche Veranlassung und bey Gelegenheit einzelner Processe, durch Observanz und die Willkühr der Sachwalter gebildet zu haben. Je schlüpfriger der Boden in diesem Bezirke des attischen Rechts befunden wird: desto grösser ist das Verdienst, das sich Hr. *H.* durch die vorliegende Schrift, welche einen bis jetzt von den Alterthumsforschern vernachlässigten Theil der atheniensischen Gerichtsverfassung behandelt, um die Aufklärung desselben erworben hat. Es kann sein Werk mit Recht den besten Schriften, die wir über diese Gegenstände besitzen, an die Seite gestellt werden, indem es sich durch ein genaues, sorgfältiges Quellenstudium, einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn, und durch Präcision und Anschaulichkeit der Darstellung besonders empfiehlt. Die letztere Eigenschaft ist um so rühmlicher und erfreulicher, je mehr man sie an den älteren Bearbeitern des attischen Rechts, und zwar namentlich an *Salmasius* und *Petitus*, vermisst. Der Vf. kann daher mit Recht in der Vorrede von sich sagen, dass er einen Mittelweg zwischen den unjuristischen Philologen und den der griechischen Sprache unkundigen Juristen eingeschlagen, indem er die Kenntnisse beider verbindet. Auch verdient das mit Lob erwähnt zu werden, dass er seinen Gegenstand rein, und ohne, wie es zu geschehen pflegt, die Begriffe des römischen Processes hineinzutragen, durchgeführt hat. Einzig auf diesem Wege ist es möglich, die atheniensische Gerichtsverfassung in ihrer Individualität darzustellen.

Ehe wir in das Einzelne eingehen, und dasselbe mit unseren Bemerkungen begleiten, wollen wir mit wenigen Worten andeuten, was wir an dieser Schrift vermissen. Um die Untersuchung über die *Diäteten* und ihren Wirkungskreis gehörig zu begründen, und derselben ein allgemeines Interesse zu ertheilen, musste vor allen Dingen erörtert werden: wie und durch welche Veranlassung sind diese Richter entstanden? in welchem Zusammenhange standen sie mit dem Geist und Charakter der atheniensischen Verfassung? Wir finden diese Fragen gar nicht berührt, und wir glauben daher, die Ausstellung machen zu dürfen, dass Hr. *H.* seinen Gegenstand zu isolirt behandelt, und nicht gehörig aus der Individualität des atheniensischen Staats entwickelt habe. Damit uns nicht Hr. *H.* den Vorwurf mache, es sey leichter, dergleichen Fragen aufzuwerfen, als

sie zu beantworten: so wollen wir hierüber einige Andeutungen beybringen.

Dass bey dem Aufblühen der Staaten das Privatrecht derjenige Theil der Gesetzgebung sey, der am spätesten, und wenn schon den übrigen Zweigen der Verfassung eine gewisse Reife und Festigkeit zu Theil geworden, seine Ausbildung erhalte, dass hier Alles lange Zeit in einem schwankenden und unsicheren Zustande verharre, dass mithin in eben der Masse der richterlichen Gewalt, welche Civilsachen zum Gegenstande hat, die gehörigen Bestimmungen abgehen müssen, liegt in der Natur der Sache, und wird durch die Geschichte bestätigt. In sofern der Staat noch keine richterliche Gewalt sanctionirt hat: so wird dieselbe eine bloss schiedsrichterliche seyn. Man kann mithin als Vorläufer der eigentlichen Richter die Diäteten betrachten, zu welchen die in einen Rechtsstreit Verwickelten angesehene, durch Alter, Erfahrung und Rechtschaffenheit bewährte Männer (wie Suidas die attischen Schiedsrichter beschreibt) auszuersehen pflegten. Diese Annahme ist nicht etwa eine Hypothese, sie wird vielmehr durch die ausdrücklichen Zeugnisse der Alten bestätigt. Wir verweisen, um andere Stellen zu verschweigen, auf Homer (Il. XVIII, 497 ff.), wo die Abbildungen beschrieben werden, mit welchen Hephästos den Schild des Achilles verzierte. Auf demselben war unter anderen vorgestellt, wie vor dem versammelten Volke zwey Männer wegen der Sühnung um einen erschlagenen Mann haderten. Im Kreise umher sassen auf ungeheueren Steinen die Greise, welche nach einander aufstanden, und wechselnd ihr Urtheil sprachen. Inmitten der Greise lagen zwey Talente Gold, demjenigen bestimmt, der das gerechteste Urtheil fällen würde. Man darf wohl annehmen, dass bey einem noch ungeordneten Zustand der Dinge auf eine ähnliche Weise in Attica Recht gesprochen und Gericht gehegt worden sey, und es scheint wahrscheinlich, dass seit den frühesten Zeiten, wo die verschiedenen Phylen noch keine nationale Einheit verband, eine jede derselben aus ihrer Mitte Schiedsrichter gewählt, deren Wirkungskreis wohl von grösserem Umfang war, als nachher. Als durch die Gesetzgebung des Solon, und insbesondere des Klisthenes, die verschiedenen Phylen immer näher an einander geschlossen und mit einander verschmolzen wurden, erhielt sich zwar die Diäteteneinrichtung, und sie blieb, wie wir zeigen werden, für den athenienischen Staat mehr oder weniger unentbehrlich; sie verlor jedoch bey dem zunehmenden Ansehen der durch den Staat sanctionirten Dikasten, und insbesondere dadurch, dass sie von den Magistratspersonen abhängig wurde, mehr und mehr ihre Wichtigkeit und Bedeutung. Eine Andeutung davon scheint uns die Angabe des Pollux zu enthalten, dass man sonst vor der Einführung in das Gericht alle Klagen habe vor die Diäteten bringen müssen. Übrigens ist die Ernennung eigener Diäteten der Organisation der Phylen ganz angemessen, und geht gewissermassen daraus hervor. Denn obgleich dieselben als integrirende Theile des Staats diesem untergeordnet waren: so bildeten sie doch für sich bestehende Gemeinden, welche zusammen stritten, opferten, speisten, spielten, unter einem besonderen Schutzhelden standen, Gemeindegüter besassen, ihren eigenen Vorsteher und Schatzmeister hatten, und um die Angelegenheiten und das Wohl der Phyle verdiente Männer mit Kronen für ihre Dienste belohnten. Es musste daher natürlich den Phylen auch gestattet seyn, aus ihrer Mitte besondere Richter auszuheben, die mit den Verhältnissen, Einrichtungen, Observanzen der Phyle, den Lagen und Lebenszuständen ihrer Stammgenossen vertraut, vornehmlich dazu geeignet waren, die unter denselben entstandenen Privatstreitigkeiten zu entscheiden, indem dabey die Kenntniss der genannten Gegenstände oft sehr brauchbar und von grosser Bedeutung war. Wir verweisen hier auf Pollux (VIII, 91), wo er sagt, der Polemarchos habe den Diäteten der einzelnen Phylen die ihren Stamm betreffenden Processe zugetheilt, d. h. diejenigen, in denen der Beklagte aus einem und demselben Stamm mit den Diäteten war. Da die grösseren Gemeinden der Phylen in die kleineren der Demen zerfielen: so wählte man der Gleichheit wegen, und um das Interesse der letzteren zu nähren, aus dem ληξιαρχικῷ γραμματείῳ derselben die Diäteten durchs Loos. Hieraus scheint auch die grosse Anzahl der Diäteten erklärlich, obgleich bey einzelnen Processen gewöhnlich nur Einer zu Gericht sass. Die angegebene Bestimmung der Diäteten macht es uns auch wahrscheinlich, dass sie nicht, wie der Vf. glaubt, von dem Volke, sondern den Stammgenossen gewählt wurden. Dass sich der Wirkungskreis dieser Richter nicht auf öffentliche, sondern nur auf Privat-Klagen erstreckte, liegt in dem verschiedenen Verhältniss, welches in Absicht auf den Staat zwischen Streitigkeiten der Einzelnen über ihre Befugnisse und Beeinträchtigungen der Gesellschaft selbst nothwendig eintritt. Alles, was den Staat selbst angeht, kann nur von seinen eigenen Bevollmächtigten, und nicht von den Repräsentanten der Stämme, welche ihrem Charakter nach mehr für Privatpersonen, als öffentlich angestellte Beamte, anzusehen sind, untersucht und beurtheilt werden. Dass die Diäteten mehr in jener als in dieser Eigenschaft Recht gesprochen, zeigt schon ihr Name, so wie das Verfahren vor denselben, und der Umstand, dass die Parteyen sich nach Gefallen einen aus den durchs Loos bestellten Schiedsrichtern wählen durften. Von diesem Standpuncte wird es auch erklärlich, warum die Instruction des Processes fast ganz in ihren Händen lag, und die ἀνάκρισις der Magistratspersonen, welche bey den in die Dikasterien einzuführenden Rechtsstreitigkeiten einen so grossen Umfang hatte, hier fast ohne alle Bedeutung war. Es muss hiebey, um das Wesen und den Wirkungskreis der Diäteten zu würdigen und von dem richtigen Gesichtspuncte aufzufassen, das im Auge behalten werden, dass dem Geiste der atheniensischen Staatsverfassung gemäss, Alles, was sich auf das Privatleben bezog, mithin auch das Privatrecht

und die Handhabung der hieher gehörigen Gesetze, gegen die öffentlichen Angelegenheiten und die Verwaltung derselben in Schatten trat, so dass die Privatexistenz, in allen ihren Beziehungen und Kraftäusserungen von dem Staat in Anspruch genommen und an denselben geschlossen, gewissermaßen annihilirt wurde. Wir finden zu dieser aus der Betrachtung des athenienfischen Staats hervorgehenden Ansicht die ausdrücklichen Belege in den Classikern. Isokrates z. B. preist in Panath. (S. 446 ed. Lang.) die Gesetzgebung der früheren Zeit, weil sie mehr das allgemeine Wohl, als Privatverhältnisse, umfasst habe, wie es sich in wohleingerichteten Staaten gezieme (M. v. in Paneg. S. 75). In eben dieser Beziehung spricht er von dem Advocatenwesen, als etwas Kleinlichem und Verächtlichem, und sagt, er habe sich damit nicht abgegeben. M. s. Panath. S. 389 und de perm. S. 537 ff. und 555.

In dieser Hintansetzung und Unterdrückung des Privatrechts ist wohl mit der Grund zu suchen, warum der Staat Schiedsrichtern die Einleitung und Entscheidung der Privatstreitigkeiten überliess, ohne dass dabey der Vorsitz und die Direction eines eigentlichen Magistratus erfodert wurde.

An diese allgemeinen, nur flüchtig hingeworfenen, Bemerkungen wollen wir nun die besonderen anschliessen. S. 11 und 32 sagt der Vf., die Dikasten wären an jedem Gerichtstage durch das Loos aus den Bürgern gewählt worden, und hätten von Neuem geschworen. Dieses ist eine Unrichtigkeit. Die Dikasten wurden für das ganze Jahr zu Anfange desselben gewählt und beeidigt. M. s. *Matthiä diss. de jud. Athen.* S. 251. Zu dem hier angeführten Scholiasten des Aristophanes ist Isokrates de permut. S. 545 hinzuzufügen. Für die einzelnen Processe fand, wie bey den Diäteten, eine besondere anderweite Verlosung Statt. M. s. *Matthiä* S. 255. — S. 17. Not. 15. Die Feinheit, welche der Vf. in den angezogenen Vers aus den Wolken des Aristophanes legt, dürfte wohl schwerlich darin zu finden seyn. Strepsiades will beweisen, dass er sich in der Schule des Sokrates die gehörige rabulistische Frechheit und Verachtung der Götter zu eigen gemacht, und der Sinn ist daher der: Auf einen Eid kömmt mir es nicht an, ich will noch 13 Obolen dazu geben, wenn ich nur schwören darf. Worauf ihm Pasias antwortet: dass du verderben möchtest mit deiner Unverschämtheit! Von einer Sponsion, wie sie Hr. *H.* annimmt, ist wohl gar nicht die Rede. Man vergleiche den Scholiasten z. d. St. und *Wolfs* Übersetzung. — S. 18. Die ἐπωβελία kann nicht mit den πρυτανείοις zusammengestellt werden. Sie wurde nicht von beiden Theilen, sondern nur von demjenigen bezahlt, welcher der Sykophantie überwiesen war. M. s. Isokrates gegen Call. S. 648. 652. 661. Nach der Angabe des Harpokration, des Suidas und Etym. M. erlegte die ἐπωβελία nur der Kläger, was vielleicht in besonderen Fallen Statt fand. Dieses Strafgeld erhielt nicht der Staat, sondern die Gegenpartey. M. s. *Petit* S. 486. Der Vf. kann also in Beziehung auf die ἐπωβελία nicht sagen, dass der sachfällige Theil dem gewinnenden diese Processkosten habe erstatten müssen.

S. 213. Not. 22. „Die Magistratsperson, welche bey jedem Gericht präsidirte, rief *selbst* Kläger und Beklagte auf." Die citirte Stelle aus Demosthenes wider Olympiod. beweist dieses nicht. Denn es ist hier von keinem Aufrufen der vor Gericht erschienenen Personen die Rede, sondern von der Auffoderung des Magistratus an die Parteyen, vor Gericht zu erscheinen. Die ἀνάκρισις hatte, wie wir aus dem Vorhergehenden ersehen, Statt gefunden, und die Sache war zur Einführung in das Dikasterium reif. Hierauf bezieht sich die angeführte Stelle. Auch kann aus dem: „ἐκάλει ὁ ἄρχων" nicht geschlossen werden, dass der Archont in Person die Parteyen aufgerufen habe, da wir uns über das, was Jemand durch Andere vollbringen lässt, oft so ausdrücken, als ob es dieser selbst gethan hätte. Wir sagen z. B., das Gericht hat mich vorgeladen, ohne dass damit die Richter selbst gemeint sind. Der angezogene Vers aus den Vögeln des Aristophanes kann hier eben so wenig entscheiden, da in den neueren Ausgaben unter den handelnden Personen gar kein Thesmothet aufgeführt wird. Wie bey den Römern der Prätor durch den *accensus* die Parteyen citiren liess: so bey den Atheniensern die Obrigkeit durch den Herold. — S. 24. Der Vf. scheint dem Ulpian Unrecht zu thun, wenn er ihn behaupten lässt, die Diäteten hätten ausserdem, dass sie jedem Kläger Rede stehen mussten, der sie beschuldigte, aus Gunst, Feindschaft oder Gewinnsucht geurtheilt zu haben, noch besonders Rechnung ablegen müssen. Ulpian sagt erst im Allgemeinen, ein Jeder, der öffentliche den Staat betreffende Geschäfte verwaltet, muss über sein Thun Rechenschaft ablegen. Er zeigt nun, wie dieser Grundsatz bey den Diäteten zur Anwendung gekommen sey, in wiefern ihnen diese Verpflichtung obgelegen, und worin sie bestanden. Die Logisten erwähnt er nirgends. Übrigens lässt sich wohl nicht mit apodiktischer Gewissheit behaupten, ob die Diäteten nicht über die bey ihnen geführten Processe ein Protocoll führen, und dieses den Logisten zur Einsicht geben mussten. — S. 26. „Jede εἰσαγγελία ward, wie *Matthiä* zeigt, im Rath der 500 angebracht." Diese Behauptung ist weder richtig, noch von *Matthiä* aufgestellt worden. Pollux und Harpokration sagen ausdrücklich, man habe können εἰσαγγελίας unmittelbar an das Volk bringen. M. s. den ersteren (VIII, 95): τῶν δ' ἐκκλησιῶν ἡ μὲν κυρία, . . . ἐν ᾗ τὰς εἰσαγγελίας ὁ βουλόμενος εἰσαγγέλλει, den letzteren in κυρία, ἐκκλησία und εἰσαγγελία. Hiemit ist zu verbinden die von *Matthiä* übersehene Stelle des Demosthenes gegen Phormio, S. 922, wo eine εἰσαγγελία ἐν τῷ δήμῳ namentlich erwähnt wird, und Andocides de myst. (S. 7), wo die in der Volksversammlung von Pythonicus angestellte Anklage des Alcibiades als eine εἰσαγγελία aufgeführt wird. Man vgl. Plut. im Leben des Alcib. (C. 19—22, und insbesondere S. 136 und 42 ed. Reisk.). Es scheinen

übrigens insbesondere diejenigen εἰσαγγελίαι, über die und deren Einführung die Gesetze nichts genaueres verfügt hatten, zu einem unmittelbaren Vortrag an das Volk geeignet gewesen zu seyn. Dass Hr. *H.* *Matthiä* fälschlich die angeführte Behauptung beygelegt, ergiebt sich aus den S. 240 befindlichen Worten: „*praeterea vero unicuique licuisse in concione* εἰσαγγελίας ποιεῖσθαι *nondum in senatu tractatas.*" Wenn der Vf. S. 27 bemerkt, dass man von dem Spruch des Senats habe allemal appelliren können: so ist diess in sofern wahr, als derselbe die eigentlich richterliche Gewalt ausübte. Anders verhielt es sich, wenn er als oberste Polizeybehörde handelte, wo ihm, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, das Recht, gefängliche Haft provisorisch zu verhängen, ohne weitere Einschränkung zustand. Wenn und in wie weit er dergleichen polizeyliche Massregeln ergreifen konnte, darüber finden sich in dem ὅρκῳ βουλευτικῷ Andeutungen. Diesen Unterschied hat *Matthiä* nicht bemerkt, ob er gleich aus den demosthenischen Erklärungen über den Senatoren-Eid in der Rede gegen Timokrates klar und deutlich hervorgeht. Hier sagt der Redner, der richterliche Spruch auf Gefängniss beruhe auf einem anderen Grunde, und finde in einer anderen Beziehung Statt, als die von dem Senat verhängte Einkerkerung. Jener betrifft bereits Verurtheilte, und ist als Strafe anzusehen, diese wird als provisorische Massregel bey denjenigen angewendet, welche eine richterliche Untersuchung zu gewarten haben. Die Hauptstelle hierüber (S. 745) ist folgende: οὗτος (nämlich νόμος) οὐκ ἐπὶ τοῖς κεκριμένοις καὶ ἠγωνισμένοις κεῖται, ἀλλ' ἐπὶ τοῖς ἀκρίτοις. Bemerkt muss übrigens hiebey werden, dass der Senat vom Volk bevollmächtigt mitunter αὐτοκράτωρ war (m. s. And. de myst. S. 8), wo er unstreitig eigenmächtiger und mit ausgedehnterer Gewalt handeln konnte (m. vgl. die angeführte Rede S. 8 und 22). — S. 29 sagt der Vf., es sey desswegen eine besondere Citation der Diäteten nöthig gewesen, damit sie nicht durch Entschuldigungen ihrer Abwesenheit und andere Mittel die Sache bis zu Ende des Monats hätten verschleppen können. Dieser Grund leuchtet Rec. nicht ein, da durch die Citation die Einwendung möglicher Ehehaften nicht aufgehoben wurde. — S. 41. So sehr wir mit dem Vf. in Erklärung der Stelle aus dem Suidas unter dem Wort διαιτητής übereinstimmen: so wenig können wir die von ihm angenommene Construction billigen. Ὑπειλημμένους gehört zu καθαρούς, nicht zu ἀπὸ τοῦ ληξιαρχικοῦ γραμματείου, womit κληρώσαντες verbunden werden muss. — S. 42 u. fg. Wenn *Heraldus*, nach der Meinung Hn. *H's.*, den Begriff der πρόκλησις zu eng gefasst hat: so scheint uns der Vf. in den entgegengesetzten Fehler verfallen zu seyn. Er sagt, πρόκλησις sey eine feyerliche Auffoderung entweder zu einer Leistung, zu welcher der Provocant ein Recht zu haben glaube, oder u. s. w. Worin die Feyerlichkeit bestanden, bestimmt Hr. *H.* nicht. Nach dieser Beschreibung ist jede feyerliche Auffoderung z. B. des Gläubigers an den Schuldner, ihn zu bezahlen, sollte dabey auch kein Rechtsstreit, oder eine Weigerung von Seiten des letzteren obwalten, oder des Herrn an seinen Diener, ihm dieses oder jenes herbeyzuschaffen, eine πρόκλησις. So gefasst, würde, dünkt uns, der Begriff der πρόκλησις ohne eine gehörige Begrenzung und von zu grosser Allgemeinheit seyn. Nicht überall, wo die Redner das Wort πρόκλησις gebrauchen, ist es ein *terminus technicus*, eine πρόκλησις κατ' ἐξοχήν. Mehrere dergleichen Kunstausdrücke werden von den Rednern oft in einer allgemeinen Bedeutung angewendet, z. B. εἰσαγγέλλειν, διαμαρτυρεῖν, u. m. a. Die Art, wie Demosthenes und die Lexikographen von der πρόκλησις sprechen, zeigt, dass dieselbe auf eine obwaltende Rechtsstreitigkeit, mag sie vor Gericht schon angebracht seyn oder nicht, sich bezieht, und insbesondere den Zweck hat, in irgend einer Beziehung, nah oder entfernt, mittelbar oder unmittelbar, zu Leitung und Ausgleichung des Streits beyzutragen. So lassen sich wohl die Auffoderungen zu einem Vergleich, oder einem anderen zu treffenden Auskunftsmittel unter die προκλήσεις rechnen. (M. vgl. Demosth. gegen Olymp. S. 1168, gegen Onet. S. 864, 4, gegen Pant. S. 970, 1.) An diesen beiden letzten Stellen ist nicht, wie der Vf. (S. 50. Not. 39) annimmt, von einem Compromiss die Rede, wenigstens nicht an sich und unmittelbar. Nach der hier aufgestellten Ansicht scheint uns der Vf. mit Unrecht die Auffoderung zur ἀντίδοσις unter die προκλήσεις gerechnet zu haben. Demosthenes gegen Phänippus gebraucht in Beziehung auf die Umtauschung zu Anfang der Rede das einfache καλεῖν, später προκαλεῖσθαι und πρόκλησις (m. s. S. 1040. 1044. 1046), wobey bemerkt werden muss, dass nicht zu Anfange, sondern erst später, zwischen dem Kläger und seinem Gegner Streitigkeiten entstanden zu seyn scheinen, und ersterer die πρόκλησις wahrscheinlich als ein Auskunftsmittel, und um der Einleitung des Processes eine sichere Grundlage zu geben, angewendet, dass mithin καλεῖν und προκαλεῖσθαι sich auf verschiedene Handlungen beziehen. — S. 42. Not. 40. Wenn es gleich wahr ist, dass μαρτυρίαν ἐμβαλέσθαι nicht zeugen, sondern den Act bezeichnet, wo ein Zeugniss in die Capsel (ἐχῖνον) hineingeworfen wird, mithin ein schon vorhandenes Zeugniss voraussetzt: so wird doch dieser Ausdruck auch gebraucht, wenn etwas Unerwiesenes durch Beybringung eines Zeugnisses bekräftigt werden soll. M. s. Dem. wider Aphob. III, 830, 12. — S. 47. Not. 44 hätte in Beziehung auf die angeführte Stelle aus Dem. wider Pantänet. bemerkt werden sollen, dass die πρόκλησις von Seiten des Provocanten schriftlich aufgesetzt, und von dem Provocanten besiegelt worden war (m. s. 978, 13 σημηναμένου τὴν πρόκλησιν ἐμοῦ), dass mithin von einem mündlichen Contract hier gar nicht die Rede seyn kann, obgleich der Provocat den Inhalt πρόκλησις nur vom Vorlesen kannte.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

JENA, b. Frommann: *Über die öffentlichen und Privat-Schiedsrichter — Diäteten — in Athen und den Process vor denselben*, von M. H. Hudtwalker, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 52. Der Vf. glaubt, dass der durch eine πρόκλησις zugeschobene Eid habe müssen angenommen oder zurückgeschoben werden, und erklärt mithin die Gewissensvertretung durch Beweis für unzulässig. Dieser Meinung kann Rec. nicht beytreten. Denn was die in der Note (51) angeführten Stellen betrifft: so sprechen sie bloss von dem Falle, dass jemand weder einen angetragenen Eid angenommen, noch sich sonst zu einer anderweiten Beweisführung bereit erklärt habe. Das letztere wird wenigstens nicht erwähnt. Überdiess ist in den meisten jener Stellen der *status causae* nicht genau genug angegeben, noch das Präjudiz, welches die Ablehnung eines angetragenen Eides nach sich zog, gehörig bestimmt, um ein sicheres Urtheil zu begründen. In Beziehung auf die Rede des Demosthenes wider Boeotus muss insbesondere bemerkt werden, dass hier die Parteyen die Entscheidung der Sache auf den Eid gestellt und die Verabredung getroffen hatten, die Mutter solle auf den gefoderten Beweis, der Beklagte und sein Bruder seyen Söhne des Mantias, nicht eingehen. Auch kann eine Mutter der Auffoderung, sie solle darthun, dass ihre Kinder von diesem oder jenem erzeugt worden, nicht anders als durch den Eid hinreichend Genüge leisten, und eine Gewissensvertretung scheint mithin in einem solchen Falle auf alle Weise unzulänglich zu seyn. Die Rede des Isäus für Euphiletus kann wohl nur um desswillen hier nicht angeführt werden, weil daselbst nicht ein angetragener Eid, sondern nur die Erbietung zu einem Eide erwähnt wird. Dass man einen angetragenen Eid ablehnen konnte, und Gewissensvertretung gestattet war, ist aus der von dem Vf. angeführten Rede wider Apat. zu schliessen. Denn konnte man, wie aus derselben sich ergiebt, der Leistung eines schon angenommenen Eides durch das δίκη ὅρκον λύειν entgehen: so musste es doch um so mehr vergönnt seyn, durch ein ähnliches Mittel der Annahme eines angetragenen Eides auszuweichen. — S. 58. Die von Andocides erwähnten Ζητηταὶ waren nicht, wie der Vf. annimmt, mit Aufsuchung der Staatsschuldner, sondern mit Erforschung und Entdeckung der Religionsfrevel beauftragt. M. s. *Reiske ind. graecit. Andocid.* u. d. W. Es kann also, wie schon Harpokration u. d. W. zeigt, der Begriff von ζητητής nicht so beschränkt gefasst werden, wie ihn der Vf. genommen hat. Mithin ist auch die von ihm in Vorschlag gebrachte Ergänzung des Pollux für unstatthaft zu erachten. — S. 96. Die Erklärung des Vfs. über die *Dateten* wird durch Harpokration in δατεῖσθαι bestätiget, auf den wir verweisen, da ihn Hr. *H.* unerwähnt gelassen. — S. 78. In der hier angeführten Stelle aus Demosthenes wider Timoth. ist nicht von einem Versprechen die Rede, eine bereits anhängig gemachte Klage fortzustellen, sondern nur, sie anzustellen. Diess Citat scheint mithin nicht zu dem zu passen, was Hr. *H.* ausführen will. — S. 86. In der hier gegebenen Erklärung einer Angabe des Demosthenes über die falschen Zeugenaussagen und deren Wirkung können wir mit Hn. *H.* nicht übereinstimmen. Dass ein falsches Zeugniss vor einem Privatschiedsrichter keine Klage bewirkt, ist in Beziehung auf einen Staat, wo, wie in dem athenienfischen, der Rechtszustand mehr oder weniger geordnet war, auf keine Weise anzunehmen. Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführung, dass ein falsches Zeugniss die Integrität des rechtlichen Zustandes eben so gefährden könne, als irgend eine andere Beeinträchtigung. Insbesondere wird bey einem Volke, dessen Rechtsansichten auf moralischen Grundsätzen ruhen, absichtlicher Betrug immer als rechtswidrig behandelt werden. Wir verstehen daher die Stelle des Demosthenes so: Wer vor Gericht ein falsches Zeugniss ablegte, belog in diesem den Staat selbst. Es war daher ausser dem Schadenersatz eine hohe Geldbusse festgesetzt, deren Betrag die Redner nicht genauer angeben. Zugleich fand Ehrlosigkeit Statt, also eine öffentliche Strafe, da man sich am Staat vergangen hatte. Auch lässt sich wohl mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass ein falscher lügnerischer Zeuge, eben so, wie derjenige, der die Ablegung eines Zeugnisses hartnäckig verweigerte, mit einer Geldstrafe in den Staatsschatz verfiel. Machte man sich hingegen des genannten Vergehens vor einem Privatschiedsrichter schuldig: so konnte der Beeinträchtigtigte bloss auf das *id, quod interest* klagen. Das ἀκινδύνως bezieht sich also auf die Strafen, welche man ausser dem Schadenersatz leisten musste. S. 112. Hr. *H.* bemerkt, nur derjenige, der vor der κυρία um Dilation gebeten, oder an derselben sich gehörig entschuldiget und desshalls eine ὑπωμοσία geschworen habe, könne τὴν μὴ οὖσαν δίκην ἀντιλαχεῖν. Zugleich nimmt er bey Einwendung dieses Rechtsmittels eine zweyte

ὑπωμοσία an, wodurch man die Wahrheit der Entschuldigung erhärtet habe. Nach des Vfs. Meinung wurden also zwey ὑπωμοσίαι erfodert, welche beide von demselben Inhalt die Bewahrheitung, dass man aus gesetzlichen Ursachen aussengeblieben sey, zum Gegenstande hatten. Wir wenden uns, um diese Ansicht zu prüfen, zuerst zu den angeführten Stellen. Die in der demosthenischen Rede gegen Meidias erwähnten ὑπωμοσίαι, von denen nicht gesagt ist, wer sie geleistet, scheinen (wenn die Lesart richtig ist, worauf wir gleich kommen werden) nicht in Beziehung auf den Urthelstag, wo Meidias ausblieb, sondern auf einen früherhin angesetzten, der wegen eines beschwornen Fristgesuches verlängert worden war, Statt gefunden zu haben. Denn unter Voraussetzung des ersten Falles könnte und würde der Redner seinem Gegner den Einwurf, er habe durch die Arglist des Diäteten die κυρία nicht gewusst, schwerlich in den Mund legen, da eine ὑπωμοσία, wodurch man die Entschuldigung wegen Abwesenheit an einem bestimmten Tage bekräftiget, voraussetzt, dass man von demselben Kenntniss habe, und mithin ein solcher Eid nicht wohl zulässig und denkbar ist, wenn man den Termin nicht weiss, an welchem man erscheinen solle. Diess kommt um so mehr zur Anwendung, wenn, wie der Vf. (S. 81) bemerkt, der Anfangstermin der Frist vom Richter willkührlich angesetzt werden konnte. Übrigens fragt es sich, ob die Lesart „ὑπωμοσίαι" richtig sey. Erstens ist es auffallend, dass im Pluralis gesprochen wird, da es weder wahrscheinlich ist, dass mehrere ὑπωμοσίαι geleistet worden, noch auch, dass darunter die ἀνθυπωμοσία begriffen sey. Will man aber auch diesem Argument wenig Kraft einräumen: so muss insbesondere der Zusammenhang, in welchem die ὑπωμοσίαι erwähnt sind, in Betrachtung gezogen werden. Demosthenes will bemerklich machen, dass der Process völlig instruirt und zum Urthelsspruch reif gewesen, und führt die Handlungen auf, welche diesem vorhergehen müssen. Eine ὑπωμοσία gehört aber gar nicht zur Instruction des Processes, und ist dabey ganz ausserwesentlich und zufällig. Rec. bringt daher ἀντωμοσίαι in Vorschlag. Dass nicht allein ἀντωμοσία, sondern auch der Pluralis gebräuchlich gewesen, erhellt aus dem vom Vf. S. 75 citirten Scholiasten des Aristophanes. Die eben aufgestellte Erklärung der Stelle aus Dem. wider Meid. scheint auch auf die aus der Rede wider Böotus anwendbar. Hier schwört, wie der Redner erzählt, Böotus erst eine ὑπωμοσία, und da er den Urthelsspruch nicht länger hinhalten kann, so läfst er sich *in contumaciam* verurtheilen, und wendet dann das Rechtsmittel der μὴ οὖσα δίκη ein. Die Worte des Redners: *καὶ τὸ τελευταῖον ἐπεὶ οὐκέτι ἐνῆν αὐτῷ διακρούσασθαι*, welche den Zwischensatz zwischen ὑπώμνυτο, und *ἐρήμην ἐάσας καταδιαιτῆσαι* bilden, scheinen darauf hinzudeuten, dass der Gegner nicht bey Gelegenheit der κυρία, wo er contumacirt wurde, sondern früher die ὑπωμοσία geschworen, und dadurch Dilation erhalten habe. Übrigens beweisen die angezogenen Stellen, wenn man auch die Erklärung des Vfs. annimmt, doch *das* nicht, dass eine ὑπωμοσία entweder vor oder an der κυρία nothwendig erfodert wurde, um die μὴ οὖσα δίκη anzustellen, sondern nur, dass dieses Rechtsmittel oft dann angewendet wurde, wenn man vor oder an dem Urthelstage die Entschuldigung seiner Abwesenheit mittelst Eides bekräftiget hatte. Es können nicht die Worte des Demosthenes (wider Meid. S. 541) *πάντα δ᾽ ἤδη διεξεληλύθει τὰ ἐκ τῶν νόμων, ὑπωμοσίαι* u. s. w. angeführt werden, denn sie beziehen sich nur auf die hier aufgezählten Handlungen, nicht auf die μὴ οὖσα δίκη, von der an dieser Stelle noch gar nicht die Rede ist. Was Pollux (VIII, 60) betrifft, der wegen Mangel an Kritik und Bestimmtheit des Ausdruckes für keinen zuverlässigen Gewährsmann gelten kann: so giebt derselbe keine Definition, sondern nur einen Fall an, wobey nicht bestimmt ist, in wiefern die μὴ οὖσα δίκη einzig und allein unter *der* Voraussetzung gestattet gewesen, dass man in Beziehung auf die κυρία, wo das Urthel gesprochen wurde, eine ὑπωμοσία geleistet habe. Übrigens fragt es sich, ob, wie der Vf. annimmt, das ὑπωμοσάμενος sich auf die κυρία bezieht, wo das Urthel gefällt wurde, und ob nicht Pollux von dem Fall zu verstehen ist, den wir in den eben erläuterten Stellen aus Demosthenes zu finden glaubten. Das ὑπωμοσάμενος geht dann nicht auf die κυρία, wo der richterliche Spruch gegeben wurde, sondern auf eine früher angesetzte, welche durch die ὑπωμοσία prolongirt worden war. Wir berufen uns dabey auf die Erklärungen, welche sich in den Lexikographen über die ὑπωμοσία finden. Diese scheinen unter ὑπωμοσία die aus gesetzlichen Ursachen gebetene und mittelst Eides erhaltene Dilation des angesetzten Urthelstages zu verstehen. M. s. Harpokration und Suidas unter ὑπωμοσία: τὸ ὑπερτίθεσθαι δίκην προφάσει χρώμενον ἀποδημίας. ... μεθ᾽ ὅρκου u. s. w. Bey der Übereinstimmung der Lexikographen ist es wahrscheinlich, dass auch Pollux die ὑπωμοσία so genommen habe. Sigonius stimmt mit dieser Erklärung überein. Er sagt: *quoties quis apud arbitros, translato, aut dilato morbi aut peregrinationis causa, arbitrio non occurrens εἰς τὴν κυρίαν, etc.* M. v. *Matthiä* S. 265; dieser sagt, ὑπόμνυσθαι bedeute auch, *rei cujuscunque cognitionem differre.* Wir wollen zur Bestätigung unserer Ansicht den von Pollux angegebenen Fall mit Wenigem erläutern. Es konnte leicht geschehen, dass bey demjenigen, der mit Krankheit oder Abwesenheit sein Aussenbleiben vor Gericht entschuldigt, und dessfalls Dilation erhalten hatte, diese Hindernisse an dem anderweit anberaumten Termin noch fortdauerten. Verdammte nun der Schiedsrichter, der, falls die Parteyen über die Prorogationen keine Übereinkunft getroffen hatten, bey Ansetzung des neuen Termins eigenmächtig, mithin leicht arglistig, verfahren konnte, den Aussenbleibenden: so war es der Billigkeit gemäss, dass dieser die Fortdauer der Ehehaften mittelst Eides bescheinigen durfte. Diess war vielleicht die ursprüngliche Form, unter welcher die μὴ οὖσα δίκη eingeführt wurde, und diese

giebt Pollux an, der fast nie ein rechtliches Institut vollständig und an Einer Stelle, sondern hie und da in abgerissenen Sätzen erläutert, und wegen der daher entstehenden Verwirrung selten ein befriedigendes Resultat gewährt. Was zu der angenommenen Erklärung insbesondere zu berechtigen scheint, und uns die aufgestellte Ansicht des Vfs. für unstatthaft halten läſst, ist dieses: Es ist nicht abzusehen, wie und warum derjenige, dessen eidliche Bekräftigung, dass er aus gesetzlichen Ursachen vor Gericht nicht erschienen sey, die Schiedsrichter verworfen hatten, bey Einwendung der μὴ οὖσα δίκη zu einem zweyten Eide gelassen wurde, welcher nichts weiter enthielt, als worauf der erstere gestellt war. Es scheint zwecklos, über einen und denselben Gegenstand den nehmlichen Beweis mehrmals zu fodern, oder zuzulassen. Wir sprechen hier bloss von der Regel, nicht von besonderen Fällen. Hierunter dürfte z. B. der zu rechnen seyn, wenn ein Anderer für den Ausbleibenden einen Entschuldigungseid ablegte, was nach attischem Recht erlaubt war. M. s. den Vf. S. 93. Wenn also die von dem Vf. angeführten Stellen nicht klar und deutlich beweisen, dass zwey ὑπωμοσίαι durchaus erfodert wurden, noch auch, dass nur derjenige, welcher sich vor oder an der κυρία entschuldiget, von der μὴ οὖσα δίκη habe Gebrauch machen können: so scheinen mehrere Gründe dafür zu sprechen, dass man durch das genannte Rechtsmittel um Rescission des Urthels auch dann einkommen konnte, wenn man erst nach der κυρία das Eintreten gesetzlicher Hindernisse vorschützte und bewies. Erstens würde es eine grosse Ungerechtigkeit involviren, wenn Entschuldigung wegen Abwesenheit aus gesetzlichen Ursachen nach der κυρία unzuläſsig wäre, da es ja leicht geschehen kann, dass an dieser und in dem Augenblick, wo man sich ins Gericht begeben will, dergleichen Hindernisse eintreten, von welchen man die Richter an dem Urthelstage nicht benachrichtigen kann. Sodann dürfte die Nichtigkeitsklage, welche dem wegen Abwesenheit von den Dikasten Verurtheilten gestattet war, und mit der μὴ οὖσα δίκη denselben Zweck und Inhalt hatte, eine analoge Folgerung gewähren. Da wir nun nicht bemerkt finden, der Gebrauch dieses Rechtsmittels sey nur dann erlaubt gewesen, wenn man sich vor oder an der κυρία entschuldiget hatte: so darf man wohl annehmen, dass die μὴ οὖσα δίκη, welche auf gleichen Voraussetzungen beruhte, nach den nehmlichen Grundsätzen bestimmt war. Ob wir gleich noch Einiges über die δίκη ἐξούλης, welche der Vf. S. 134 u. fg. abhandelt, bemerken möchten: so würde uns doch eine Erörterung dieser verwickelten Lehre, welche einer weitläuftigen Auseinandersetzung bedarf, zu weit führen. Wir brechen daher, den Raum dieser Blätter bedenkend, welchen wir wohl schon überschritten haben, die Beurtheilung dieser interessanten Schrift ab, und begnügen uns, einen Nachtrag zu dem zu liefern, was der Vf. über die Pfändung S. 130 bemerkt. Die von demselben übersehene Stelle, welche Manches in seiner Auseinandersetzung dieser Lehre modificiren dürfte, findet sich in dem Scholiasten des Aristophanes zu den Wolken V. 37. Dieser bemerkt über die Demarchen: ἔδει οὖν τὸν δήμαρχον ἀγαγεῖν εἰς τοὺς οἴκους ἐνεχυριαζομένους, und ein paar Zeilen weiter davon: οἱ δήμαρχοι, οὓς ἐχρῆν ἐνεχυριάζειν τοὺς ἀγνώμονας τῶν χρεωστῶν. M. v. Harpokration und Suidas in δήμαρχος. — Indem wir dem achtungswürdigen Vf. nochmals für die Unterhaltung danken, die uns seine lehrreiche Schrift gewährt hat, wünschen wir nichts mehr, als dass er fortfahren möge in seinen schätzenswerthen Bemühungen um das attische Recht, von welchen sich reichhaltige Aufklärungen in diesem vernachläſsigten Theile der griechischen Alterthumskunde erwarten lassen. Druck und Papier sind von ausgezeichneter Sauberkeit und Eleganz.

E. d. P. r.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Barth: *Entwickelung des innern Wesens öffentlicher Geschäftsvorträge, gegründet auf die Natur der Mittheilung und auf die allgemeinen Grundsätze des Staatsdienstes und des öffentlichen Geschäftsganges.* Verfaſst von *Johann Daniel Merbach*, Rathsactuar (jetzt Stadtgerichtsassessor) in Leipzig. 1813. X u. 293 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Eigentlich wissenschaftlichen Werth hat diese Entwickelung keineswegs, sie giebt weder neue Wahrheiten, noch schon bekannte neubegründet. Aber für ganz werthlos ist dieselbe denn doch nicht zu achten. Sie empfiehlt sich theils durch eine gute natürliche Ordnung in der Behandlung der einzelnen Gegenstände, theils durch ziemliche Vollständigkeit, theils endlich auch durch Güte und Zweckmäſsigkeit der hier gegebenen Regeln. Schade nur, dass die ermüdende Weitschweifigkeit und Breite, welche in dem ganzen Werke herrscht, eine besondere Geduld erheischt, um unter der vielen aufgeschütteten Spreu die Körner zu suchen. — Das Ganze zerfällt in die *Einleitung* (S. 1—53) und die *Entwickelung* (S. 54—293) selbst. Die Einleitung hätte sich der Vf. ganz ersparen können. Was er hier über den Menschen, den Zweck des menschlichen Daseyns, den Staat, den Staatszweck, die Verfassung und Verwaltung der Staaten gesagt hat, gehört bis auf etwas Weniges, das sich vielleicht auf einer einzigen Seite hätte sagen lassen, gar nicht zur Sache, und bedarf nächstdem, so wie es dasteht, noch eine Menge Berichtigungen. Untersuchungen der Art scheinen überhaupt nicht zum Kreise des Vfs. zu gehören. Die *Entwickelung* selbst hingegen zerfällt wieder in zwey Abschnitte: 1) *allgemeine Sätze*, von welchen im Ganzen genommen dasselbe gilt, was wir über die Einleitung gesagt haben; und 2) *von den verschiedenen Gattungen der öffentlichen Geschäftsvorträge.* Unter den 3 Capiteln, in welche dieser Abschnitt zerfällt, ist das *dritte* das Beste und Brauchbarste des ganzen Buches. Es giebt die speciellen Regeln zur Abfassung von einigen der vorzüglichsten Gattungen der speciellen Geschäftsvorträge, namentlich der *Klagen* und *Beschwerden*, der *Berichte*, der *Deductionen* und *Defensionen*, der *Dikasterialvorträge*, der *Communicationen unter coordinirten Behörden*, der *Vorbeschiedsverträge*, der *Conferenz-*

und der *Kabinetsverträge*. Die Regeln der *Plaidirkunst* hat der Vf. übergangen, theils weil in seinem Vaterlande diese Verhandlungsweise öffentlicher Geschäfte noch nicht eingeführt ist, theils auch, weil er, nach seinem eigenen Geständnisse (S. VII), diese Verhandlungsweise noch zu wenig kennt. Auch die im 2 Capitel gegebenen *allgemeinen* Regeln für die Ausarbeitung der Vorträge sind der Beobachtung nicht unwerth; wiewohl wir nicht bergen können, dass alle Anweisungen der Art für einen Kopf, der sich gewöhnt hat, logisch zu denken, und was er gedacht hat, in logischer Ordnung vorzutragen, unnöthig, für einen Kopf hingegen, dem es an diesen Fähigkeiten fehlt, ohne Nutzen sind. — Diess ist es wenigstens, was Rec. eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung gelehrt hat, und worüber wohl jeder aufmerksame Geschäftsmann mit ihm einverstanden seyn wird. Solche Anweisungen können zur Noth zwar einen Formelmann bilden, allein einen wirklichen Geschäftsmann nie.

Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Lüneburg*, b. Herold und Wahlstab: *Bemerkungen über das Zeitalter und die Institutionen-Paraphrase des griechischen Rechtslehrers Theophilus* von *Philipp Bernhard Degen*, Dr. der Rechte und Protosyndicus der Stadt Lüneburg. 1809. 72 S. 8. (10 gr.)

Diese Abhandlung, welche den Zweck hat, ihre Leser mit dem Theophilus näher bekannt zu machen, ist zugleich als Ankündigung einer deutschen Übersetzung des Theophilus anzusehen, welche der Vf., der von jeher grosse Vorliebe für das Sprachstudium hatte, und dabey besonders auf die griechischen Juristen verfiel, schon in den Jahren 1794—8 grossentheils ausgearbeitet hat. Der Vf. liefert hier eine geprüfte, bequem eingerichtete, hie und da berichtigte, besser erwiesene und mit neuen Sätzen vermehrte Darstellung dessen, was ältere Schriftsteller über die auf dem Titel genannten Gegenstände untersucht haben. Das Ganze ist so gearbeitet, dass es keinen Zweifel leidet, der Vf. habe seinen Gegenstand mit Liebe ergriffen, und sich desselben so bemächtigt, dass er, da ihm auch ein guter Ausdruck in seiner Muttersprache zu Gebote steht, eine vorzügliche Übersetzung liefern, und so die Schmach wieder gut machen werde, welche unserer Nation bey diesem Schriftsteller *Fink* angethan hat.

Der Inhalt der Schrift ist dieser: 1) *„Theophilus, von dem die noch jetzt vorhandene Paraphrase der Institutionen herrührt, lebte zu Justinians Zeiten zu Constantinopel."* Hier stellt der Vf. zuerst die, vollständiger als von *Reitz*, gesammelten Gründe Anderer für diese Behauptung zusammen, welche er durch genauere Bestimmung der Citate lesbarer macht, und fügt dann einige neue hinzu. Hievon sind die beiden besonders beweisend, dass Theophilus Lib. 1 Tit. 23 pr., wo der Text der Institutionen nichts davon hat, eine Verordnung Justinians als jetzt (νῦν) gegeben bezeichnet; und Lib. 1 Tit. 22 pr. eben so ein heute (σήμερον) hinzusetzt. Minder beweisend ist, was der Vf. dafür beybringt, dass Th. in Constantinopel lebte. Dass er nämlich Lib. 4 Tit. 11 §. 7 von Constantinopel ἐν ταύτῃ τῇ βασιλίδι πόλει sagt, war durch den Text veranlasst. 2. *„Unser Theophilus ist eben der, welcher vom Justinian als Mitarbeiter an den Institutionen angeführt wird."* Der Beweis für diesen Satz ist dem Hauptsächlichen nach aus *Sammet coniect. de Theophili aetate* entlehnt, und beruht vorzüglich darauf, dass der Vf. der Paraphrase Geheimnisse der Gesetzgebung wusste. 3) *„Die Paraphrase ist keine vom Theophilus selbst herausgegebene Übersetzung und Erläuterung der Institutionen, sondern Dictate, die Theophilus als Lehrer der Rechte mündlich vortrug, die einer seiner Zuhörer aufschrieb, und sie so auf die Nachwelt brachte."* Dieser von *Trekell* und *Reitz* zuerst geäusserte, von dem Letzten auch mit manchen Gründen unterstützte Gedanke ist hier mit so vielen und wichtigen Gründen belegt, dass man ihn jetzt für völlig erwiesen ansehen kann. Die in *Reitzens* Vorrede §. 46 nicht vorkommenden wichtigsten Gründe sind kürzlich folgende: 1) dass Justinian jede andere als eine wörtliche griechische Übersetzung seiner Rechtsbücher als ein Falsum verbot, und sich nicht annehmen lasse, dass ein Mitverfasser derselben diesen Befehl überschritten haben werde. Eine mündliche Erläuterung aber war so wenig verboten, dass Justinian sie vielmehr angeordnet hatte. 2) Die Definitionen sind meist durch Fragen eingeleitet; sehr häufig kommen Einleitungen (Protheorien), Einschaltungen, Einwürfe vor, welches alles mehr in den lebhaften mündlichen, als in den sorgfältiger auszuarbeitenden schriftlichen Vortrag gehört. 3) Es giebt Verweisungen auf nachfolgende Erörterungen, die aber im ganzen Buche fehlen: ein Vergessen, welches eher bey einem mündlichen als schriftlichen Vortrage denkbar ist. 4) Öfter folgen auf die sonst zur Einleitung der Definitionen aufgestellten Fragen keine Definitionen, sondern anstatt dessen bloss Beyspiele, welches sich bey einem für das Publicum bestimmten Buche nicht, wohl aber bey einem nachgeschriebenen Collegienhefte erklären lässt, indem Theophilus hier etwa die Definitionen mit den Worten des lateinischen Textes gab, welche man aufzuschreiben nicht für nöthig fand. Hiezu kommt noch, 5) dass aus dem Alterthume mehrere Schriften auf ähnliche Art auf uns gekommen sind. 4) *Einige Bemerkungen über den Stil der Pharaphrase.* Hier sind die verschiedenen Arten der Ungenauigkeiten, welche beym Theophilus so häufig vorkommen, unter gewisse Rubriken gebracht, und daraus eine neue Bestätigung des No. 4 vorgetragenen Satzes abgeleitet. 5) *Über den Werth der Paraphrase*, enthält theils Lobsprüche Anderer über Th., theils Angaben, in welchen Beziehungen er nöthig sey, mit Beyspielen. Dieser Abschnitt bleibt zu sehr bey unbedingten Lobsprüchen stehen, indem z. B. bey der Auslegung der Institutionen die theophilinische Meinung stets geradezu als die richtige angenommen wird, welches doch, da auch der Mitverfasser eines Gesetzbuches irren kann, nicht so geradezu anzunehmen ist. Man denke nur an die Verhandlungen der französischen Gesetzgeber, worin sich auch nicht lauter richtige Meinungen finden. Nützlicher würde es gewesen seyn, wenn der Vf. hier Regeln aufgestellt hätte, *wie* man den Th. zu gebrauchen habe. Es würde sich da z. B. haben zeigen lassen, dass er in Beziehung auf Kritik mehr einen negativen Gebrauch zulasse, zur Verwerfung von Lesarten, unter deren Voraussetzung er unmöglich, wie geschehen, habe pharaphrasiren können, als einen positiven, um Lesarten daraus zu deduciren, indem eine und dieselbe Paraphrase oft zu mehreren Lesarten passen kann. So würde sich in Beziehung auf Auslegung nachweisen lassen, dass diese, wo sie sich auf historische Kenntnisse der theophilinischen und der nächst vorhergehenden Zeit, besonders der nächstfrüheren Gesetzgebung stütze, vorzüglich grossen Werth habe: in anderen Fällen aber, z. B. wo es auf den Zusammenhang eines auch uns ganz zugänglichen Gesetzes ankomme, nicht viel mehr Gewicht habe, als die Auslegung jedes Neueren. 6) *Über die Fehler des Theophilus.* Der Vf. beruft sich hier fast ganz auf frühere Ausführungen, nach welchen nur wenige geringe Fehler bleiben, die sich daraus, dass Th. als Grieche in Rom fremd wäre, wohl erklären. Einen Vorwurf, welchen man ihm macht, dass er Lib. 2. Tit. 3. §. 1 die Dienstbarkeiten der Häuser so erklärt habe, als ob sie bloss in der *servit. oneris ferendi* bestanden, räumt der Vf. durch eine leichte Emendation weg, nach welcher zu lesen ist εἰσὶ δὲ αὐταί, τὸ ἀνέχεσθαι με τῶν βαρων τοῦ γείτονος κ. τ. λ. 7) *Einige Bemerkungen über die reitzische Ausgabe des Th.* enthalten hauptsächlich Ausstellungen an der reitzischen Übersetzung, worin hie und da besonders durch die beabsichtigte buchstäbliche Treue Fehler vorgegangen seyen. Sie sind insgesammt völlig gegründet, und geben einen neuen Beweis von des Vfs. guter Kenntniss der griechischen Sprache und fleissigem Studium des *Th.*, welche eine vorzüglich gute Übersetzung erwarten lassen.

S — n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MÄRZ 1814.

GESCHICHTE.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Hanau: *Geschichtliche Darstellung der Schlacht bey Hanau am 30 October* 1813. Von einem Augenzeugen. Mit dem Brustbild des Generals der Cavallerie, Grafen von Wrede. 1813. 96 S. ohne die Vorrede. 8.

Diese Schrift ist dem Anführer der Verbündeten bey Hanau, dem königl. baierschen Gen. der Cav., Grafen v. Wrede, und allen Tapfern seines Heeres „mit Hochachtung und Dankgefühl" zugeeignet, und mit dem gutgestochenen, ziemlich ähnlichen Bildniss des Feldherrn geziert. Durch eine solche Zueignung wird die Wahrheit der in dem Werke enthaltenen Angaben noch mehr verbürgt. Der Vf. theilt die Ansichten eines Hanauers von den Begebenheiten, die unter seinen Augen vorgingen, zwar hauptsächlich in Beziehung auf seinen Wohnort, mit, aber es sind die Ansichten eines Mannes von richtigem Blick und sehr gesundem Urtheil. Er erzählt ohne Parteylichkeit, und sein Bericht ist um so verdienstlicher, da wir die näheren Umstände dieser letzten Schlacht auf deutschem Boden nur noch aus den zerstückelten öffentlichen Nachrichten kennen, und keine ganz erschöpfende, zusammenhängende Darstellung derselben besitzen.

Es trafen in den letzten Tagen des Octobers bey Hanau mehrere, von einander zu unterscheidende Heerhaufen zusammen: von französischer Seite zuerst, ausser den vereinzelten Flüchtlingen, ein kleines Corps, das bey Naumburg in Sachsen zersprengt war, dann vorausgehende Abtheilungen der bey Leipzig geschlagenen Armee, und endlich der Rest dieses Heeres selbst; von Seiten der Verbündeten die Armee des Gen. Wrede, die von Würzburg über Aschaffenburg sich näherte, und die von der Seite des Vogelsbergs herabkommenden fliegenden Corps der Generale Tschernitschew und Orlow-Denisow. Vom 27 bis 29 Oct. hatte die Stadt das Schicksal, bald in den Händen der Franzosen, bald des Vortrabs der Verbündeten zu seyn, weil jeder Theil noch zu schwach war, sie zu behaupten, sobald der Gegner Verstärkung erhielt. Gefechte fielen unter ihren Mauern, selbst auf ihren Strassen vor, doch ging es ohne Plünderung ab, die Baiern hielten gute Mannszucht, und die Franzosen hatten nicht Zeit sich aufzuhalten. Ansehnliche Haufen der Letzten zogen nach Frankfurt weiter, und einem derselben wurden die beiden Kanonen, welche er bey sich führte, abgenommen.

Unterdessen war die Armee des Kaisers, von Fulda herkommend, am 26 und 27 durch Schlüchtern gegangen, wo sie am 28 von dem fliegenden Corps (Tschernitschew und Orlow) beunruhigt wurde. Die Reiterey ging im Trabe durch, und nöthigte die französischen Gefangenen, ihr zu Fuss zu folgen. Das Hauptquartier kam am Nachmittage nach Schlüchtern, und brach am folgenden Morgen nach Gellnhausen auf. Auch hier waren die vorausgekommenen Franzosen durch jene fliegenden Corps verjagt worden, und die Kosaken hatten sich manche Unordnungen erlaubt; da aber die Hauptarmee durch den unbesetzten Pass bey Wertheim gegangen war, mussten sie nach einigem Widerstand der Übermacht weichen. Napoleon verweilte unterdessen in dem Dorfe Rothenbergen, wo er sich lange Zeit mit dem Wirthe „in deutscher Sprache" unterhalten haben soll. Wahrscheinlich hielt der Wirth einen der Generale für den Kaiser. Dieser ging noch nach Langenselbold, wo er bis zum 30 früh sich aufhielt. Die Verbündeten, mit den fliegenden Corps vereinigt, hatten sich unterdessen vor Hanau aufgestellt, die Reserven in der Stadt; der General Rechenberg wurde auf dem linken Maynufer abgesendet, um Frankfurt zu besetzen. Auf den Höhen bey Bergen standen französische Trupps.

Die vorgeschobene baiersche Division Lamotte wurde nach einem lebhaften Gefechte, am Morgen des 30 bey dem Dorfe Rückingen, zum Rückzuge genöthigt, und die Verbündeten nahmen nun ihre Stellung so, dass die Kinzig ihren rechten Flügel durchschnitt, und der linke, queer über die gellnhauser Strasse, sich gegen den Wald von Bruckhobel erstreckte. Hier stand meistens Reiterey in stufenförmiger Schlachtordnung, und ansehnliche Reserven unterstützten beide Flügel. Vor sich hatte die Armee einen Wald, hinter sich Hanau und eine Abtheilung österreichischer Grenadiere. Ihre Stärke ist nicht angegeben; die Franzosen schätzt der Vf. auf 48,000 Mann zu Fuss und 12,000 Mann Reiterey, meistens in gutem Zustande, widerspricht aber bestimmt der Nachricht, dass der Herzog von Valmy eine beträchtliche Verstärkung aus Maynz gesendet habe. Die Versprengten und Nachzügler scheinen bey seiner Angabe nicht gerechnet zu seyn. Um 10 Uhr wurde das Kanonenfeuer im Mittelpunct

sehr lebhaft. Man konnte von den Thürmen der Stadt jede Bewegung übersehen. Die Franzosen versuchten wiederholt aus dem Lampoywalde vorzudringen, sie wurden jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen, und der Kampf dauerte mit grossen Anstrengungen fort. Von beiden Seiten rückten Verstärkungen in die Linie. Gegen 3 Uhr Nachmittags brach die französische Reiterey in dichten Massen auf der gellnhauser Strasse vor, und bildete sich unter dem Feuer der baierschen Hauptbatterie schnell in drey Treffen. Das erste stürzte sich sofort gegen die Cavallerie der Baiern, machte aber plötzlich eine Bewegung seitwärts gegen das Fussvolk der Verbündeten; die baiersche Reiterey eilte ihr nach, aber indem Augenblick enthüllten die stehen gebliebenen Linien eine in grosser Geschwindigkeit hinter ihnen aufgefahrene Batterie, deren heftiges Feuer den linken Flügel in Unordnung brachte.

Zwar eilte die Cavallerie des Mittelpuncts heran, sie konnten aber nicht mehr zum Aufmarsch kommen, und die Infanterie musste nun auch weichen. Der linke Flügel nahm seinen Weg über die Brücken der Kinzig in die Stadt, die Franzosen rückten nach; das Mitteltreffen zog sich ausserhalb Hanau über die sogenannte Lampoybrücke zurück, und viele stürzten im Gedränge ins Wasser und ertranken. Das österreichische Bataillon Jordis litt grossen Verlust, da es sich über ein Wehr flüchten wollte; ein Müller, der unter dem heftigsten Kugelregen das Wasser dämmte, rettete mehrere Hunderte, hauptsächlich aber trug ein glücklicher Angriff des Generals Tschernitschew zur Deckung des Rückzugs bey.

In der Nacht wurde die Stadt beschossen; gegen Morgen hatten die Verbündeten sie verlassen, und sich am linken Ufer der Kinzig, dieses Wasser vor sich und Hanau zur Linken, aufgestellt. Am 31 wurde ihr rechter Flügel, doch, wie es scheint, nicht mit grossem Nachdruck, angegriffen; das Feuer dauerte beynahe den ganzen Tag hindurch: unterdessen hatte jedoch das französische Heer seinen Zug gegen Frankfurt fortgesetzt, und die Verbündeten über die sachsenhäuser Brücke zurück zu gehen genöthigt. Der Kaiser kam den Nachmittag daselbst an, und hielt sich nicht lange auf. In Hanau waren zwey Regimenter zur Besatzung geblieben; der baiersche Feldherr trieb sie über die Kinzig, indem er die Stadt mit Sturm nahm, das Werk weniger Minuten. Aber an der Brücke setzten sich die Franzosen, es entspann sich ein lebhaftes Gefecht, eine Vorstadt gerieth in Brand, und der Graf Wrede wurde schwer verwundet. Endlich fanden österreichische Husaren eine Fuhrt, und nun ergriffen die Feinde die Flucht.

Der Nachtrab von 14,000 Mann, unter dem Marschall Mortier, war am 31 durch Gellnhausen gegangen. Von allen Seiten umgeben und angegriffen, gelang es ihm nur mit grossem Verlust, am 1 November den Rhein zu erreichen. Nur noch einzelne Plänkler sah man an diesem Tage auf der Strasse nach Frankfurt, auch der Posten von Bergen wurde verlassen, dagegen aber brachten die nachgeschickten Truppen über 40,000 Gefangene ein. Neunzehn Kosaken griffen über 500 zusammengerottete Nachzügler an, und hoben die Hälfte auf. Was an Geschütz erobert wurde, berichtet der Vf. nicht, auch ist ihm die Anzahl der Todten und Verwundeten unbekannt geblieben. Das Hauptquartier der Verbündeten unter dem österreichischen General, Grafen Fresnel, der nach der Verwundung des Oberfeldherrn den Befehl übernommen hatte, ging schon am 1 bis Dörnigheim vor.

In einem ruhigen Ton und ohne Parteylichkeit schildert der Vf. die Begebenheiten, welche wir hier in einem kurzen Auszuge zusammengefasst haben; er erfüllt dadurch den in der Vorerinnerung (am 26 Dec. 1813 geschrieben) angegebenen Zweck, „anspruchlos den Zeitgenossen ein getreues Bild der denkwürdigen Schlacht bey Hanau darzubieten", und behält stets sein Motto: Wahrheit gegen Freund und Feind, vor Augen. Angehängt sind die amtlichen Berichte der Generale Wrede und Fresnel, und die französische Darstellung aus der *Gazette de Francfort* im Original und der Übersetzung. Druck und Papier sind sehr schön. Kf.

ENCYKLOPÄDIE.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften*, bearbeitet zum Gebrauche für angehende Studirende und solche Freunde der Wissenschaften, welche eine gelehrte Bildung empfangen haben, von *Karl August Schaller*, Prediger zu Magdeburg. 1812. VIII u. 396 S. 8. (1 Rthlr, 12 gr.)

Durch verständig geleitetes Studium der Encyklopädie wird dem verderblichen Geiste, welcher in Specialschulen sein Unwesen treibt, entgegengearbeitet, dem handwerksmässigen Anlernen der Fertigkeit, eine Wissenschaft praktisch zu benutzen, und der dadurch erzeugten Stumpfsinnigkeit und unabsehbar folgenreichen Unempfänglichkeit für höheres wissenschaftliches Streben. Darum sollte dasselbe besonders darauf gerichtet seyn, die Verbindung der Wissenschaften unter einander tief aufzufassen, die Berührungen und Beziehungen derselben auch im Einzelnen nachzuweisen, und ihre Wechselwirkung und die Verschmelzung ihres inneren Lebens in der Art zu veranschaulichen, dass die Idee von der Wissenschaft als Einheit sich im Gemüthe frey und gross gestalte, und, wie sie dessen allein würdig ist, zur Herrscherin aller geistigen Bestrebungen erhebe. Für diesen Zweck hat der verstorbene *Schmid*, wenn auch mit etwas zu ausschliesslicher Rücksicht auf das Formale, wacker vorgearbeitet, und es wäre zu erwarten gewesen, dass Hr. *S.* eine solche Vorarbeit sorgsamer benutzt hätte; aber gerade dieses scheint uns in dem vorliegenden Werke die schwächere Seite zu seyn. Übrigens hat dasselbe manche schätzbare Vorzüge vor ähnlichen Büchern. Der Vf. liess es sich angelegen seyn, nicht bloss die ideale Ansicht einer Wissenschaft zu geben, sondern auch den wirklichen dermaligen Zustand derselben zu schildern; nicht bloss

ihr Formale anzudeuten oder einzelne Materialien aus dem sie umschreibenden Kreise auszuheben, sondern ihren Inhalt und Charakter möglichst vollständig darzustellen; er versichert, auf die beygefügten Büchernotizen besonderen Fleiss verwendet zu haben; und jedem einzelnen Abschnitte ist eine skizzirte Geschichte der Wissenschaft beygegeben, mit Hinweisung auf diejenigen Seiten derselben, welche fortgesetzte Thätigkeit erheischen, und dieser einen fruchtbaren Erfolg versprechen. Mit dieser letzteren Verheissung wird es der Alterthumsforscher, der Historiker, der Naturkundige, der Mediciner und Rechtsgelehrte nicht allzu genau nehmen dürfen; aber im Ganzen gereicht diese Zugabe dem Lehrbuche zur Empfehlung, und leistet unleugbar mehr, als andere Hülfsmittel von gleicher Bestimmung. Überhaupt kann dieses Buch als Compendium auf Universitäten gute Dienste leisten, bis es durch ein besseres verdrängt wird.

Der Plan und die Ökonomie, nach welchen der grosse Stoff vertheilt ist, unterscheiden sich im Wesentlichen nicht von den bisher gebräuchlichen. Die schönen Künste sind mit Stillschweigen übergangen; und daher haben Poetik und Rhetorik S. 61 einen fast erbettelten Platz im Fache der Philologie finden müssen, obgleich bey beiden Sprachstudium Voraussetzung und Bedingung ist, keineswegs aber das Elementarwesen ausmacht. Vermisst wird bey jeder einzelnen Disciplin die specielle Encyklopädie, welche neben der jedesmal angefügten Methodologie ihren schicklichen Platz gefunden hätte. Billigen können wir auch keineswegs, dass Philologie im gewöhnlichen weiteren Sinne abgehandelt ist, da die Alterthumswissenschaft, wie sie *Wolf* bestimmt hat, auf solche Weise nicht richtig gewürdigt werden kann. Eben so durften S. 66 die sogenannten Hülfswissenschaften nicht von der Historie geschieden, und in den Anhang verwiesen werden, denn ohne sie kann historische Wahrheit und Forschung gar nicht bestehen. Ähnliche Erinnerungen würden sich mit gutem Grunde bey der Medicin und Jurisprudenz machen lassen.

Auch lassen die Ansichten und Urtheile des Vfs. viele Einwendungen zu. So, um nur Einiges anzuführen, wenn S. 23 die propädeutische Ausbildung des Geistes auf gelehrten Schulen darein gesetzt wird, dass sie den gesammten Inhalt des Wissens in bedeutenden Umrissen vorzeigen soll. Nein, sie soll Kräfte wecken und üben; und eben deshalb haben die Humanisten Recht, wenn sie behaupten, dass ausser Mamathematik kaum Etwas gefunden werde, das zur Entwickelung geistiger Thätigkeit so geeignet ist, als Sprachstudien. Richtiger wird der Zweck der Universitäten dahin bestimmt, Selbstthätigkeit und die höhere Idee der Wissenschaft zu erzeugen. Haupterfoderniss des Schülers ist Glaube; der Student soll zur wohlthätigen Zweifelsucht, die den Durchbruch selbstständigen Kraftgebrauchs fördert, hingeleitet werden. Das Erlernen der alten Sprachen durch Sprachübung möchte nicht so ganz zu verwerfen seyn (S. 62); nicht bloss *Montaigne*, auch vielfache neuere Erfahrung dient zum Gegenbeweis. — Dass die Dänen in der Sprachcultur den Schweden weit überlegen sind (S. 56), möchte Rec. nicht mit dem Vf. behaupten. — In der Darstellung der Geographie ist von ihrer reineren wissenschaftlichen Bearbeitung, wie dieselbe in *Zeune* Gea gefunden wird, keine Notiz genommen, und auf den für ihr ganzes Studium so wesentlichen Unterschied zwischen temporellen Vorstellungen und nationeller Empirie und zwischen wissenschaftlicher Behandlung nicht aufmerksam gemacht. Ganz unbefriedigend ist auch S. 71 das Verhältniss der Geographie zur Geschichte angegeben; jene bezeichnet den Stillstand, diese die Bewegung; beide lösen sich in Betrachtung der vergangenen Wirklichkeit ab, und keine kann, wenn nach Gründen einer wahrgenommenen Erscheinung gefragt wird, ohne die andere bestehen.

In den beygebrachten Literarnotizen stösst man auf bedeutende Mängel. In der Statistik durften *Schlözer* und *Niemann* S. 68 nicht übergangen werden. Von italiänischen Historikern wird S. 88 nur *Macchiavelli* (der 1469, nicht 1474 geboren, und 1527, nicht 1533 gestorben ist) angeführt; warum nicht wenigstens auch *Guicciardini* und *Davila*? Warum kein Wort von Spaniern? Unter den Civilisten S. 329 fehlen *Savigny* und *Thibaut*.

Am wenigsten kann man mit den Büchernotizen zufrieden seyn; oft fehlt gerade das Beste. Auch davon einige Beyspiele. Nicht genannt sind: S. 43 bey der allgemeinen Lexikographie, das merkwürdige petersburger vergleichende Glossarium und *Nemnich's* Katholikon; S. 44 *Adelung's* Mithridates; S. 48 bey der griechischen Sprachlehre *Reiz*, *Lennep*, *A. Matthiae* und *G. Hermann*; S. 53 bey der französischen die *Grammaire de Port-Royal*, herausgegeben von *Duclos*, *Mozin* u. s. w.; S. 54 bey der italiänischen *Fernow*, das Wörterbuch *della Crusca*; bey der spanischen *Sandvos*; S. 55 bey der englischen *Wagner*; S. 62 *Clodius* Poetik; S. 75 bey der Geschichte der Menschheit *Carus*, und die materiellen Vorarbeiten von *Meiners*; S. 78 *Hamberger* Nachrichten und *Saxe Onomasticon*; S. 92 *L'art de verifier les dates*; S. 94 bey der Diplomatik *Schönemann* und *Schmidt-Phiseldeck*; S. 96 bey der Mythologie (wo durch seltsamen Missgriff *Creuzer's* historische Kunst der Griechen genannt ist) *Heyne* und *Voss*; S. 112 bey der Geometrie *A. M. Legendre*; S. 136 bey den Kriegswissenschaften *Bülow* und die neueren französischen Schriftsteller; S. 143 *Bossut* Geschichte der Mathematik, übersetzt von *Reimer*; S. 168 *Carus* Psychologie; S. 199 bey der Chemie *Lavoisier*, *Fourcroy*, *Chaptal* u. s. w.; S. 200 bey der vergleichenden Anatomie *Cuvier*, *Tiedemann*; S. 204 bey der Landwirthschaft *Thaer*; S. 232 *Bartels* Physiologie; S. 236 *Conradi* Pathologie; S. 230 *Stein* und *Siebold* Werke über die Entbindungskunst; S. 278 (durch Druckfehler 280) ist die

Angabe der Editionen des *corpus juris* äusserst dürftig; S. 281 sind als Bearbeiter des *Code Napoléon* zwar *Bauer* und *Bucher*, aber weder *Zachariä* noch *Grolmann*, nicht einmal *Seidenstücker* genannt; es fehlen S. 306 *Pätz* Lehnrecht, S. 308 *Wiese* Kirchenrecht, S. 321 *Bachmann* Archiv- und Registratur-Wissenschaft, S. 352 die *Knapp'sche* und *Schott'sche* Ausgabe des N. Test., S. 358 die Lehrbücher der Dogmatik von *Augusti* und *Schott* u. s. w. Sollte nun das unzeitig und fehlerhaft Angeführte noch gerügt werden: so würde das Verzeichniss beträchtlich verlängert werden müssen.

MR.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Krakau: De primis Cracoviae in arte typographica incunabulis* dissertatio brevis, qua ad lectorium — invitat *Georgius Samuel Bandtkie*, Phil. D., Bibliothecarius et bibliographiae Professor etc. 1812. 8 S. 8.

Johann Haller soll nach *Janocki* und Anderen der erste Drucker zu Krakau gewesen seyn. Es sey zweifelhaft, ob er vor 1500 irgend etwas gedruckt habe. Wer die *Statuta regni Poloniae*, ohne Jahr und Druckort, wahrscheinlich vor dem J. 1496, vielleicht 1491, lieferte, wisse man nicht. Hr. *B.* hatte nun das Glück, zu Breslau in der *rhedigerischen* Bibliothek bey St. Elisabeth einen slawonischen *Osmoglasnik*, sonst *Oktoich* genannt, vom J. 1491 zu entdecken, welchen Szwantopolt Fiol zu Krakau gedruckt hat. Dieses Buch wird hier kurz beschrieben, auch noch ein zweytes von demselben Jahre und Drucker aus *Durichs Bibl. Slav.* angeführt, nämlich ein *Czasoslov* (*horologium*), woraus *Backmeister* einen Psalter machte. Daraus schliesst nun Hr. *B.*, dass es schon vor Joh. Haller einen Drucker zu Krakau gab; er ist daher auch geneigt, die Formel *in Cracis* bey *Joannis de Turrecremata Psalmorum explanatio* vom J. 1474 (?) für Krakau zu halten. Was S. 5 aus *Panzer* angeführt wird, dass nämlich der slawonische *Oktoich* vom J. 1493 in 4 zu *Czernichow* gedruckt sey, ist, den Druckort betreffend, unrichtig. Wahrscheinlich kam diese von einem Mönche aus Negromonte besorgte Ausgabe zu Venedig heraus.

— br —

Warschau: O naydawnieyszych ksiazkach drukowanych w Polszcze — wiadomosc etc. Nachricht von den ältesten in Polen gedruckten Büchern, und insbesondere von jenen, welche Johann Haller zu Krakau herausgab, von *Felix Bentkowski*, Prof. der Geschichte und Bibliothekar am warschauer Lyceum. 1812. 80 S. 8.

Hr. *B.* hält *Johann Haller* noch immer für den ersten Drucker zu Krakau, wenn gleich schon *Czacki* einen gewissen Sewald (bey *Bandtke* heisst er Swaybold) nannte, der früher gedruckt haben soll. Dieser Swaybold ist vermuthlich der Szwantopolt Fiol, Bürger zu Krakau, ein Deutscher aus Franken, von dem man nun zwey slawonische Bücher vom J. 1491 kennt. Um doch Johann Haller als ersten Drucker zu retten, nimmt der Vf. an, Haller habe schon 1490, wo nicht schon 1486 zu drucken angefangen. Nach *Starowolski's* Zeugnisse habe auch Haller slawonische Bücher verlegt, und so könnten wohl auch die von Schwantopolt gedruckten aus seiner Officin und seinem Verlage seyn, da auch Andere mit ihm und bey ihm gedruckt haben. Von S. 31 bis ans Ende reicht das Verzeichniss von Büchern, die zu Krakau von Haller herausgegeben und verlegt worden sind. Und zwar 1) Bücher, ohne Benennung des Orts, Jahres, Druckers, dergleichen sind die *Statuta regni Poloniae*, muthmasslich von 1496, oder gar 1491, und noch 8 andere Stücke von späteren Jahren. 2) Solche, woran das Jahr und der Ort Krakau angezeigt sind, doch ohne Namen des Druckers. Hier wird die *Explanatio Psalmorum in Cracis* 1474 doch als nicht ganz gewiss, angeführt, und sonst noch zwey Stücke aus dem XV Jahrh., eines vom J. 1493, das andere vom J. 1496. 3) Bücher mit der Anzeige des Orts *Krakau* und des Druckers *Haller*, aber ohne Jahrzahl. Sechs Stücke. 4) Hallerische Drucke mit der Anzeige des Orts und Jahres. Das erste Werk ist vom J. 1499, und das letzte vom J. 1528. So fleissig nun auch Hr. *B.* gesammelt hat: so liess sich doch noch kein Stück von slawonischen Werken, die *Haller* verlegt haben soll, finden, und es scheint, dass *Starowolski* den älteren Drucker slawonischer Bücher nicht kannte. Es muss ja noch erwiesen werden, dass *Haller* schon im J. 1491 sich zu Krakau niederliess und zu drucken anfing.

— br —

GESCHICHTE. *Berlin*, b. Maurer: *Alphabetisches Verzeichniss der zum königl. preussischen, kurfürstl. und markgräfl. brandenb. Hause des hohenzollerschen Stammes gehörigen Prinzen und Prinzessinnen*, wobey die Tage ihrer Geburt, Vermählung, und (ihres) Absterbens, so viel als möglich, richtig angegeben werden. Zusammengetragen von *Friedrich Krüger*, königl. preuss. Geh. Kriegsrath. 1812. 60 S. 8. (6 gr.)

„Selten findet man", beginnt der Vf. seinen Vorbericht, „*in öffentlichen Druckschriften*" (ein Ausdruck, der bey dem Stempel, den er bekommen hat, ganz unpassend ist) „die Geburts-, Vermählungs- und Sterbe-Tage der Prinzen und Prinzessinnen richtig angegeben, auch sind diese selbst oft mit falschen, versetzten oder unvollständigen Namen bezeichnet. Der Nachtheil für die Geschichte ist eben so unverkennbar, als es Pflicht ist, demselben durch Benutzung *zuverlässiger Quellen* und strenge *Aufmerksamkeit in neuen Schriften dieser Gattung* abzuhelfen." Die Nothwendigkeit dieses Werks ist dadurch gar nicht erwiesen. Denn wer *Hübners* genealogische Tabellen und irgend ein neueres genealogisches Handbuch nachschlägt, der hat alles das, und oft noch viel vollständiger, als es hier der Vf. giebt. Die Brauchbarkeit aber ist durch neuere Entdeckungen nicht erhöht, solche finden sich überall nicht, ja auf die neuesten Versicherungen (z. B. bey Beatrix S. 10, auf *Lang* neuere Gesch. des Fürst. Baireuth 2. S. 67) ist keine Rücksicht genommen; sondern auch durch Einrückung der einzelnen Personen an Stellen, wo man sie nicht sucht, sehr gering geworden. Denn diese sind nicht nach dem Hauptnamen, sondern nach dem ersten Taufnamen eingetragen. Wer sucht z. B., wenn er schnell eine solche genealogische Notiz erhalten will, den letzten Markgrafen Alexander von Anspach unter Christian? wer den zu Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis und seinen Bruder August unter Friedrich, und wer den Prinzen *Heinrich* (Bruder des Königs) unter Friedrich? Bey Friedrich II fehlt dagegen der zweyte Name Karl. Ohne allen Schaden hätte also dieses Werkchen ungedruckt bleiben können.

H. St. F.

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

JENAISCHE

ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG.

VOM JAHRE

1814.

EILFTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

NEBST ERGÄNZUNGSBLÄTTERN.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1814.

Num. 62.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

THEOLOGIE.

Landshut, in der weberschen Buchhandlung: *Religiös-sittliche Katechetik.* Von *Vitus Anton Winter*, königl. baier. und regensb. erzbisch. wirkl. geistl. Rathe, des aufgelösten Hochstifts zu Eichstädt Domherr, Prof. auf der Ludwig-Maxim.-Universität zu Landshut und Pfarrer bey St. Jodoch allda. 1811. 332 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch nach den Lehrbüchern von *Gräffe* und *Vierthaler* und einigen Anderen bedarf der Lehrer der Religion noch einer Katechetik. Da nun seit dem Jahre 1811 diesem Bedürfnisse weiter nicht abgeholfen ist: so zeigen wir noch jetzt mit Vergnügen ein Werk an, das in seinem Kreise seinen guten Zweck gut erreichen wird, und dieses, wie wir hoffen, bereits zur Freude des würdigen Vfs. bewiesen hat. Obgleich Rec. in der Hauptansicht ganz von dem Vf. abgeht, indem er eine ganz andere Idee von der Katechetik hat, als dieses Buch und die ganze bisherige Literatur dieser theologischen Wissenschaft: so soll ihn das doch nicht hindern, das Vortreffliche, welches eben dieses Buch auszeichnet, anzuerkennen, und den Geist desselben richtig aufzufassen. Es wird ihm dann erlaubt seyn, seine Erinnerungen so zu äussern, dass sie mit der Werthschätzung dieses Werks bestehen.

In demselben wird vorerst der Begriff vom *Katechisiren* eingeleitet, mit Erklärung der Worte, wonach κατηχεῖν für den religiösen Gebrauch bestimmt wird; auch wird diese Lehrart als ein mit der Homiletik und der gelehrten Theologie verwandter Zweig der Didaktik erklärt. Hierauf folgt die Definition: „Katechisiren, im eigentlichen und höheren Sinne des Worts, heisst vorzugsweise durch fortschreitende Gespräche dem Zögling hülfreiche Hand leisten, damit er die in seinem Kopfe liegenden sittlichen und religiösen Begriffe hervorlocke, und die in seinem Herzen schlummernden analogen Gefühle wecke, und sich so zur höchstmöglichen Stufe der sittlichen Cultur emporarbeite." Nach dieser Bestimmung wird weiter die Katechetik und ihr Verhältniss sowohl zur Didaktik, als zur Homiletik und ganzen Theologie deutlich angegeben (§. 1—5). Vergleichen wir die Definitionen, die in den katechetischen Anweisungen von *Mosheim* an vorkommen: so müssen wir von dieser urtheilen, dass sie zwar etwas zu weitläuftig, doch nach der bisherigen Ansicht nicht zu weit sey, aber auch nach der von *Gräffe* zuerst aufgestellten Theorie nicht zu eng, und dass sie vollkommen ausspreche, was eine solche Katechetik will. Was die Eintheilung dieser Wissenschaft in die theoretische und praktische betrifft: so würde der Vf. in einer anderen, die *Wolfrath* zuerst aufgestellt hat, in die allgemeine und in die religiöse, eine weiter führende Hindeutung gefunden haben. Die Schwierigkeit, wie der Werth, des Katechisirens ist nach den bekannten Gründen fasslich gezeigt (§. 6—8).

Der erste Theil handelt von den Eigenschaften des Lehrstoffes. Die moralischen Begriffe, die natürlich- und positiv-religiösen, auch manche aus der Rechtslehre und Naturkunde gehören dahin; wie viel? und auf welche Weise? wird ausführlich vorgezeichnet, so dass auch der minder gebildete Lehrer es verstehen kann. Der Gebrauch der heil. Schrift wird auf eine Art empfohlen, die dem Katholiken, wie dem Protestanten dient, und nicht minder bedächtlich und christlich wird das Polemisiren in seine Grenzen verwiesen (§. 19). Zur richtigen Anordnung des Stoffs sucht Hr. *W.* zwey Principien zu vereinigen, die Sittlichkeit als Zweck, und die Fähigkeit des Katechumenen. Er ist für die Trennung der Sittenlehre, und will auch, dass sie der Religionslehre vorangehen, aber auf eine nur nicht ausführliche Rechtslehre folgen solle; jedoch müsse etwas aus der Religionslehre vorausgenommen werden. Dass Hr. *W.* noch diesen Gang als den rechten ansieht, nachdem er längst als der verkehrte erkannt worden, hat uns befremdet. Das scharfsinnigste und consequenteste Lehrbuch nach diesem System, die Katechetik von *Daub*, musste selbst mitwirken, den rechten Gang wieder aufzunehmen, wie bey diesem ehwürdigen Theologen selbst aus seinen späteren Schriften zu ersehen ist. Nur im Anfang der kantischen Philosophie konnten die Rechte der Religionslehre verkannt werden; der fromme Sinn des deutschen Gemüths vertrug nicht lange ihre Zurücksetzung. Wirklich gehört auch Hr. *W.* der besseren Zeit an, wesshalb wir bedauern, dass er sich von jener vorübergegangenen Vorstellungsweise noch irren liess. Damit wir ihm also nicht zu viel thun, wollen wir ihn selbst reden lassen (§. 26. 2): „Nun müssen wir uns hier ein für allemal erklären, dass die von uns nachgewiesene Sonderung nicht im strengen Sinne zu nehmen sey. Schon ehe die Kleinen in die *ausführliche* Lehre von Recht, Sittlichkeit und Religion eingeführt werden, scheint uns ein dazu vorbereitender, einleitender und vermisch-

ter Unterricht, der die ersten Elemente der bezeichneten Gegenstände entwickelt, sehr zweckmäſsig, wie wir eben vorher erinnerten. Aber auch der wirkliche, ausführliche Unterricht in der Rechtslehre muſs nicht so rein gegeben werden, daſs nicht in der Zwischenzeit, oder auch selbst mitten in demselben, bey sich darbietenden Anläſsen auf Gott, den gerechtesten und heiligsten Gesetzgeber, und auf die in der Schrift für einzelne Rechte enthaltenen Belege hingewiesen werden dürfte. Nicht minder mögen in der Sittenlehre die Vernunftgründe auch durch Aussprüche der Bibel, welche die Katechumenen schon von dem einleitenden Unterricht kennen, unterstützt werden. So werden die Anfangs legalen Handlungen zu moralischen, ja selbst zu religiösen (?) erhoben."

Das andere Princip dieser Katechetik, welches verlangt, daſs man sich nach dem Fassungskreise der Katechumenen richte, führt zu den methodischen Grundgesetzen, die hier als folgende aufgestellt sind: das 1ste vom Leichteren zum Schwereren; das 2te vom Bekannten zum Unbekannten; das 3te vom Besonderen zum Allgemeinen. Wir vermissen das vom Einfachen zum Zusammengesetzten; dafür würde das zweyte theils mit diesem, theils mit dem ersten in Eins fallen: denn der Vf. erklärt selbst das Leichtere als das, welches weniger Vorkenntnisse (besser: weniger Kraft) erfodert. Wenn er behauptet (§. 26 ff.), der oben vorgeschriebene Gang, welcher mit der Rechtslehre anfängt und mit der Religionslehre endigt, sey genau der von dem Leichteren zum Schwereren: so begreifen wir nicht, was er unter Rechtsbegriffen versteht, die leichter seyn sollen als die sittlichen, oder gar als die religiösen. Die Kenntniſs des kindlichen Gemüths und die Erfahrung des Katecheten haben ihm zuverläſsig hier Einrede gethan, die er nur, durch jene Theorie geirrt, überhören konnte. Das Recht betrifft Verhältnisse, die äuſserlich und meist zufällig sind, und erst durch Kenntniſs verwickelter menschlicher Dinge, wohl auch der Schlechtigkeiten, verstanden werden: die Religion spricht zu jedem Herzen unmittelbar, und läſst den Menschen die Nähe seines himmlischen Vaters wissen, und daſs sie nur die Einfalt des kindlichen Sinnes verlangt, sagt auch Christus. Warum also das Kind erst Rechten und Richten lehren, ehe es gelernt hat, von Herzen zu seinem Vater zu beten? Doch sagt ja auch Hr. *W.* §. 27, daſs man die Bibel mit der Natur verbinden müſse, und hieraus sowohl, als aus Mehrerem sonst glauben wir ihm zutrauen zu dürfen, daſs er im Praktischen den allein richtigen Gang mehr anerkennen werde, als der Buchstabe dieser Theorie sagt.

Von der Sprache redet der Vf. vielleicht zu viel; doch dient alles zur Bildung der niederen Lehrer, wie sein Zweck ist. Originell scheint uns der Gedanke, daſs die Sprache des A. T. der Kindersprache, und die des N. T. der Volkssprache am nächsten komme. Wir hätten es zweckdienlich gefunden, wenn in beiden das Religiöse wäre betrachtet worden. „Die vorzüglichsten Eigenschaften der katechetischen Sprache sind: Deutlichkeit, Wohlklang, Würde und Lebhaftigkeit" (§. 43); und §. 47 eine wohlgegründete Zurechtweisung junger Katecheten, die da meinen, sie würden ja doch mit Kindern reden können.

Der zweyte Theil handelt von den Eigenschaften der Lehrmethode; zuerst überhaupt, dann von deren Anwendung auf die Cultur des Verstandes, Gedächtnisses und Willens, endlich auf die verschiedenen Classen der Katechumenen. Die Katechetik schlieſst die mittheilende Methode nicht aus, hält aber mehr auf die hervorlockende, welche in einem Fragen und Antworten von eigener Art besteht. Sokrates ist hier das Muster. Sehr ausführlich entwickelt der Vf. die Vorzüge der Lehrmethode, deren sich der griechische Weise bedient, und künstlich wendet er sie auf unser Katechisiren an. Sokrates wuſste dem Alltäglichen eine höhere Tendenz zu geben, die Aufmerksamkeit zu fesseln, die Begriffe zu verdeutlichen und zu zerlegen, Einwendungen zu benutzen, den Lehrling zum Selbstdenken und eigenen Auffinden der Wahrheit zu führen, den Vortrag anschaulich und unterhaltend zu machen und geschickt zu fragen. Selbst seine Ironie kann der Katechet nachahmen. Man muſs Hn. *W.* zugestehen, daſs er gerade diejenigen Puncte aufgefaſst hat, worin der feine Gegner der Sophisten zu Athen und der herzliche Lehrer angehender Christen manchmal zusammentreffen, daſs er sie auch zum Theil besser aufgefaſst, und dem Unstudirten durch Beyspiele aus den Schriften der Sokratiker und durch Erklärungen verständlicher gemacht hat, als Manche von denen gethan haben, die das alles anpreisen: allein er theilt mit seinen Vorgängern jene Ansicht von dem Geschäfte des Katecheten, welche sich durchaus nicht in der Sache selbst bewährt, und wobey man sich nur wundern muſs, daſs sie auch noch jetzt fortdauert, nachdem man mit jenem Leben und Lehren bey Platon und den anderen Sokratikern allgemeiner bekannt geworden, als zu der Zeit, da die Katechetik eben aufkam. Indem sich unser Vf. zu sehr an die bisherige Ansicht hält, hat er über die Kunst zu fragen, mit mehr Schwierigkeit und mit weniger Trefflichkeit gesprochen, als *Gräffe.* Er theilt die Fragen ein in mechanische, grammatikalische und sokratische, d. i. katechetische (§. 64 ff.), redet dabey auch von dem Wechselgespräche, von vorbereitenden und hinleitenden Fragen, und von den Eigenschaften der katechetischen. Diese bestehen in der Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze. (Die letztere ist in den beiden ersten, deren Erklärung wir sehr richtig finden, enthalten, aber eine dritte, die Zweckmäſsigkeit, fehlt.) Befriedigende Regeln giebt er bey den verschiedenen Arten von Antworten.

Die katechetische Methode, den Verstand aufzuhellen, giebt zuerst eine wohl angebrachte und deutliche Belehrung aus der Logik mit geschickter Anwendung auf das Geschäft des Katecheten (§. 75 bis 80). Die Mittel, Überzeugung zu bewirken, finden sich in der Vernunft, Erfahrung und Bibel. Manchmal wird gefehlt durch das Zuwenig, manchmal auch durch das Zuviel. Man lasse erst die Vorder-

sätze recht einsehen, und lehre richtig aus denselben schliessen. Es giebt zulässige *argumenta ad hominem;* Beweise giebt auch die Induction, die Geschichte, und als Surrogat eigener Erfahrung dienen Sprichwörter und Sentenzen; die Schriftbeweise sind nach den bekannten Regeln anzuwenden. Auch die Hindernisse der Überzeugung werden hier mit praktischer Kenntnifs bedacht (§. 81—89). Von der katechetischen Methode, das Gedächtnifs zu verbessern, handeln die §§. 90—92 mit guten Regeln, welche unter anderen auch das Auswendiglernen von Bibelsprüchen empfehlen. Hierauf folgt die katechetische Methode, den Willen zu verbessern §. 96—110. Je mehr wir die psychologisch-moralischen Bemerkungen, die hier den Katecheten belehren, in ihrem Werth anerkennen: um so mehr müssen wir bedauern, dass der Vf. sich die nunmehr ganz unnöthige Beschwerlichkeit gemacht habe, die veraltete Theorie der Kantianer von dem Glückseligkeits- und Sittlichkeits-Princip aus einander zu setzen. Er thut auch der Sache zu viel, wenn er sagt (§. 97): „Die Art, die Sittengesetze als Gebote Gottes, des moralischen Weltregenten, darzustellen, scheint uns immer, so viel(?) auch dagegen geschrieen und geschrieben wurde, für den grossen Haufen(!), und besonders(!) für Kinder ungleich die beste, und die Erfahrung aller Zeiten und Völker erhebt es zur vollen Gewissheit, dass die Folgen dieser höheren Autorität von jeher weit heilsamer und eingreifender waren, als das kalte Räsonniren der als Gesetzgeberin aufgestellten Vernunft." Warum liefs er sich doch in seiner besseren religiösen Ansicht durch eine Sittenlehre ohne Gott irren, die schon längst als einseitig oder vielmehr als unrichtig erkannt worden!

Überaus gute Belehrungen giebt der 5 Abschnitt, welcher von der Abtheilung der Katechumenen in Classen, und von der Verpflichtung des Geistlichen für diesen Unterricht redet. „Wenn ihn gleich (§. 101) der Buchstabe seines Stiftungskreises nicht dazu verbindet: so verbindet ihn doch der Geist der christlichen Liebe und der Stand des *Geistlichen*, dessen Bezeichnung schon auf die geistige Ausbildung hindeutet, die er nicht nur selbst zu seinem Eigenthum zu machen, sondern auch auf seine Mitmenschen zu übertragen hat." Es macht der katholischen Kirche Ehre, dass einer ihrer klerikalischen Lehrer so spricht: denn das ist der wünschenswürdigste Wetteifer zwischen beiden Kirchen, wenn jede diese Idee der inneren Priesterweihe aufs vollkommenste geltend zu machen sucht. Ein solcher Religionslehrer heisst mit Recht hochwürdig. Was er §. 102 über die bisherige Verkehrtheit in dem Katechismusunterricht erinnert, wo man mit der Übersicht anfing und die Leiter auf den Kopf stellte, beweist ebenfalls den selbstdenkenden und erfahrnen Lehrer. Für den einleitenden Unterricht giebt er folgende Regeln: die 1ste ist die stufenweise; die 2te die gleichmässige; die 3te die erleichterte Ausbildung der Seelenkräfte. Der fortgesetzte Unterricht bestimmt sich nach der Individualität des Katechumenen, so wie er das ihm zu erreichen mögliche Ziel der moralischen und geistigen Bildung erreichen kann, wobey also auch Ort, Zeit und Stand in Betracht kommen.

Der dritte Theil spricht §. 111—121 von den Eigenschaften des Katecheten. Vorzügliche Geistesgaben, neben seinen anderen Wissenschaften, Kenntnisse der menschlichen, insbesondere der jugendlichen Seele, Liebe zu den Katechumenen, Geduld und freudige Amtstreue müssen ihn auszeichnen. Dabey auch ein paar Worte über sein Äusseres. Alles dieses ist belehrend und wohl begründet. Wenn §. 112 von dem Homileten weniger verlangt wird: so sehen wir das nur als einen verstärkten Ausdruck an, um die Aufmerksamkeit desto mehr auf die Erfodernisse des Katecheten zu lenken; wir wünschten aber nicht, dass es missverstanden würde, weil ein so achtungswürdiger Lehrer es sagt.

Wir mögen also mit Recht dieses Lehrbuch der Katechetik unter die besten dieser bisherigen Literatur setzen; es übertrifft in manchen Stücken seine Vorgänger, und wenn es gleich in manchen das *gräffsche* und *wolfrathsche* nicht erreicht: so enthält es doch die Hauptsache, giebt seine Belehrungen so deutlich und bestimmt, dass es auch von Unstudirten mit Nutzen gebraucht werden kann, ist dabey nicht zu weitläuftig, und hat etwas Originelles in der Ausführung. Bey einer neuen Auflage, welche wir dem Buche wünschen, wäre nicht etwa bloss ein bedeutender Druckfehler, wie S. 299 *gemalenen* statt *gemalten*, sondern auch mancher zu gesuchte Ausdruck zu verbessern. Doch wir hegen noch einen ganz anderen Wunsch. S. 224 heisst es: „Kein Begriff ist in unserem Fache wichtiger, als der von Gott und dessen Eigenschaften u. s. w. Und doch gleiteten die ehemaligen Katecheten und Katechismen über keinen Begriff leichter weg, als über diesen." Hierauf wird weiter gesagt, dass, so schwer es auch sey, die Idee von Gott zu erzeugen, und unmöglich, sie zur vollen Deutlichkeit zu bringen, der Katechet doch alle Kräfte aufbieten solle, sie möglichst aufzuhellen. Wie stimmt das aber zu dem, was einige Blätter vorher ausdrücklich steht (S. 216): „Wie verkehrt ist daher der Gang der meisten Katechismen und katechetischen Handbücher, welche den Begriff von Gott, den schwersten von allen, voranstellen", und dass vorher dem Katecheten ausdrücklich gesagt wird, er habe erst zuletzt an diesen Begriff Hand anzulegen? Doch wir glauben unseren Vf. gegen einen solchen inneren Hauptwiderspruch vertheidigen zu dürfen, indem wir uns aus dem Geist seines Buchs überzeugt haben, dass er keineswegs zu denen gehört, welche den Unterricht von Gott bis zur Reife der Vernunft hinausschieben wollen, weil er ja, wie wir auch schon oben sahen, die Religion schon von Anfang mit der Sittenlehre verbinden will. Wir können daher die letztere Stelle so auslegen, dass die tiefere Entwickelung der Begriffe, welche die Idee von Gott aufhellen, erst zuletzt Statt finden soll. Indessen ist doch das Buch davon nicht frey zu sprechen, dass kleinere Widersprüche in seiner Theorie Statt finden, und dass diese über die

Verbindung der Religions- und Sitten-Lehre nichts weniger als im Reinen sey. Darum ist unser Wunsch, dass sich der Vf. von den Fesseln einer doch unhaltbaren kantischen Katechetik losmache, und dass er nur frey und selbstständig seinem Herzen folge. Man fühlt es überall, wie ihn jene Fesseln einengen und drücken, und wie seine Herzensmeinung dem zufällt, was Christus sagt Matth. 11, 25. Er ist davon überzeugt, dass Gott eben so nahe ist dem Kinde wie dem Philosophen, warum also nicht den Grundsatz aufstellen: versagt es doch dem Kinde nicht, dass es zu seinem Vater im Himmel beten lerne! Hiedurch würde diese Katechetik an Einheit und Anwendbarkeit gewinnen, und indem sie die unnöthigen Digressionen über Schulmeinungen aufgäbe, bliebe mehr Raum für des Vfs. reichhaltige Erfahrung. Eine solche neue Erscheinung dieses Lehrbuchs müsste wohl für die katholischen Lehrer zwiefach erwünscht seyn.

Alsdann wird sich die Verwechselung der Katechetik mit einer Sokratik (§. 206) von selbst geben. Der Weise von Athen lehrte philosophiren, der Weise von Nazareth lehrte Gott anbeten. Christus lehrte also unendlich mehr, und er lehrte so, wie es die Religion erfodert. Zwar kann der Katechet auch einem Sokrates Vieles ablernen, und soll sich auch auf dessen Kunst verstehen; allein die Geschicklichkeit, die Religion zu pflanzen, oder, wenn man will, ihre Keime hervorzulocken, ist noch bey weitem mehr als ein blosses Hervorlocken der Begriffe. Die bisherige Katechetik hat sich ein grosses Ansehen erworben; allein sie wird vielleicht bald gar verschwinden, wenn sie nicht etwas Besseres wird. Wir schliessen mit einer Herzensergiessung des Vfs., welche unserer Meinung nicht abstimmt (S. 275): „Wahrlich, es muss befremden, dass so viele Volkslehrer und Katecheten das anziehende Beyspiel der göttlichen Lehrweisheit unberücksichtigt, und diesen vortrefflichen Weg, auf das Herz, wie auf den Kopf der Religionszöglinge einzuwirken, welchen *Herder*, *Demme*, *Krummacher* (es werden Mehrere genannt) und viele andere Männer von verfeinertem Gefühle gebahnt haben, unbenutzt lassen."

Ngr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Wittenberg*, gedr. b. Seibt: *De Testamentis duodecim Patriarcharum, libro V. T. pseudepigrapho.* Commentatio critica, quam Ampl. Philosophorum Ordinis in Academia Vitebergensi auctoritate d. XVI m. Junii 1810 defendet auctor *Carolus Immanuel Nitzsch*, AA. LL. Mag. Rev. Min. Cand. 1810. 36 S. 4.

Der Vf. hat sowohl in der Wahl als Behandlung dieses Thema's viel Geschick bewiesen, und seine Probeschrift berechtigt zu guten Erwartungen für die Zukunft. Nach einer für den Zweck der Schrift vielleicht zu ausführlichen Einleitung in die Pseudepigrapha des A. T. (S. 1—14), handelt der übrige Theil von dem unter dem Titel: Διαθῆκαι ιβ Πατριαρχῶν bekannten Buche, und zwar zuerst von dem Alter und Verfasser desselben. *Grabe*, und nach ihm *Semler* glaubt, dass dieses Product ursprünglich von einem Juden in hebräischer Sprache geschrieben, späterhin von einem Alexandriner in's Griechische übersetzt, und sodann von einem Christen interpolirt worden sey. Diese Meinung wird hier von Hn. *N.* bestritten, und aus mehreren Gründen gezeigt, dass der Verfasser ein Judenchrist war, und dass unser Product erst im zweyten Jahrhundert, doch vor Tertullianus und Origenes, welche das Testament der XII Patriarchen kennen und anführen, geschrieben wurde. Dieser Beweis ist von Hn. *N.* auf eine gründliche und überzeugende Weise geführt worden. Doch hätten wir gewünscht, dass *Dodwell* und *Wolf*, die schon *Grabe's* Hypothese bestritten, nicht mit Stillschweigen wären übergangen worden. Die S. 14 u. 15 in der Note gelieferten Beyträge zur kritischen Verbesserung des sehr verdorbenen Textes, so wie die S. 17—18. No. 33 mitgetheilten lexikographischen Bemerkungen sind ein schöner Beweis von den guten philologischen Kenntnissen des Vfs. Auf die Untersuchung über das Zeitalter des Buchs folgen Bemerkungen über den Inhalt desselben, und zwar unter folgenden Rubriken. I. Über die Spuren von griechischer Philosophie in dieser Schrift. In der Stelle *Testament. Aser* C. 5: ὁρᾶτε, πῶς δύο εἰσιν ἐν πᾶσιν, καὶ ἓν ὑπὸ τοῦ ἑνὸς κέκρυπται u. s. w., ist ein Beyspiel des pythagoreischen Dualismus, und in der Stelle desselben Testaments: δύο ὁδοὺς ἔδωκεν ὁ Θεὸς τοῖς υἱοῖς τῶν ἀνθρώπων u. s. w., wird diese Theorie auf die Sittenlehre angewendet. Die stoische und akademische Schule aber verräth sich *Testam. Ruben.* C. 2. 3, wo man die ἑβδομὰς πνευμάτων ausführlich dargestellt findet. Dass auch Spuren des Essäismus darin vorkommen, besonders *Testam. Zab.* C. 5; *Testam. Gad* C. 1, *Ruben* C. 1, *Isach.* C. 2, *Zab.* C. 10 u. a., wird S. 38 gezeigt. II. Wichtiger sind die Beyträge zur christlichen Dogmengeschichte, welche aus diesem Buche S. 29 ff. entlehnt werden. Bloss *Münscher* hat einige Äusserungen desselben berücksichtigt, und es ist daher diese Vergleichung um desto verdienstlicher. In Ansehung der Christologie findet man die grösste Harmonie mit dem *Dialogus c. Tryphone*. Über die *Geister* und *Engel* und ihren Einfluss auf das Thun der Menschen kommen mehrere merkwürdige Äusserungen vor, besonders *Testam. Jud.* C. 20, wo gesagt wird: Ὅτι δύο πνεύματα σχολάζουσι τῷ ἀνθρώπῳ, τὸ τῆς ἀληθείας καὶ τὸ τῆς πλάνης· καὶ μέσον ἐστὶ τὸ τῆς συνέσεως τοῦ νοὸς, οὗ ἐὰν θέλῃ κλίναι u. s. w. S. 31 wird bemerkt: „*Autor nil habet de singulari cujusdam Angeli* ἀποστασία, *nihil de delicto Adamitico - illam (mali originem) potius ab* Egregoris *derivasse videtur, quos nefanda cujuslibet, flagitii exempla statuit Test. Rub.* C. 5, *Nephthal.* C. 3, *secutus ea in* τῆς προφητείας Ἐνὼχ *scriptorem, cum aetate tum ingenio parum, opinor, ab ipso distantem.*" Eine ähnliche Vorstellung lehrt die Dogmengeschichte bey mehreren Lehrern des II und III Jahrhunderts kennen; doch kann sie, ohne Leugnung eines besonderen Falles der Engel und der Sünde Adams, bestehen. III. Über den Gebrauch, den man zur Erklärung des N. T. von diesem Pseudepigraphon machen kann. *Grabe* und *Semler* behaupteten, dass einige Stellen daraus im N. T. vorkämen. Diess kann nur bey ihrer Hypothese über das hohe Alter des Buchs angenommen werden; diese aber würde dadurch eine feste Stütze erhalten. Allein es wird S. 33 gezeigt, dass weder 1 Thessal. 2, 16, noch Jakob. 4, 5 ein Citat genannt werden könne. Der Vf. glaubt, dass es nur dazu diene, um gewisse Ausdrücke und Vorstellungen des N. T. zu erläutern. Folgende Stellen werden mit einander verglichen: Matth. 2, 2 mit Testam. Levi C. 18. Röm. 12, 1 mit Test. Levi C. 3. 2 Cor. 12, 2 und Ephes. 4, 10 mit Test. Levi C. 2. 3. Ephes. 2, 2 mit Test. Benjam. C. 3 (wo *Koppe* berichtigt wird). Philem. V. 12 mit Test. Zabul. C. 8 und Test. Nephthal C. 4. Jakob. 1, 15 mit Test. Benjam. C. 7 und Test. Rub. C. 3. 1 Joh. 5, 16 mit Test. Isach. C. 7. Apocal. 12, 1—6 mit Test. Jos. C. 19. Test. Nephthal. C. 5 u. s. w. Von grosser Wichtigkeit sind diese Vergleichungen nicht; indess verdient der vom Vf. bewiesene Fleiss Lob, und die ausführlichere Vergleichung, wozu er S. 32 Hoffnung macht, würde immer ein willkommener Beytrag zur richtigeren Erklärung der neutest. Schriftsteller seyn.

Indem wir den Vf. ermuntern, auf diesem mit rühmlicher Auszeichnung betretenen Wege weiter fortzugehen, bitten wir ihn zugleich, auf seinen Stil etwas mehr Sorgfalt zu verwenden. Wir haben oft die Leichtigkeit vermisst; auch machen die Inversionen, welche er zu lieben scheint, keinen guten Eindruck.

N

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Fortgesetzte Beurtheilung der durch die neuesten Zeitereignisse veranlassten geistlichen Reden.

(*Vergl. No. 47.*)

12) Schleusingen, b. Cruse: *Theilnehmende Worte, in einer vor der Eydesleistung der in dem königl. s. Antheile der Provinz Henneberg ausgehobenen Landwehrmänner am 1 December 1813 gehaltenen, und auf Veranlassung dem Druck übergebenen Rede*, ausgesprochen von M. *Johann Christoph Schreiter*, Archidiakonus in Schleusingen. 1814. 4 S. 8.

13) Schleusingen, b. Hausen: *Welche bleibende Segnungen für Geist und Herz können wir von dem sich neigenden, so vielfältig höchst beschwerde- und unglücksvollen Jahre ärndten?* Eine Predigt am dritten heil. Weihnachtsfeyertage 1813 gehalten, und auf Verlangen dem Drucke übergeben von M. *Johann Christoph Schreiter*, Archidiak. in Schleusingen. 1814. 20 S. 8.

14) Mühlhausen, b. Müller: *Worte der Weihe, an die jungen Vaterlandsvertheidiger, die als Freywillige ins Feld zogen*, gesprochen den 27 Nov. 1813. Nebst einigen patriotischen Liedern von *Johann Georg Schollmeyer*. 1813. 31 S. 8.

15) Leipzig, b. Gerh. Fleischer und beym Verf.: *Wie können die schmerzhaften Fügungen des Himmels für wahre Christen eine sichere Quelle des Glücks* (der Glückseligkeit) *und der Zufriedenheit werden?* Eine Predigt, am Sonntage nach dem Neujahr in der Hospitalkirche zu St. Jakob in Leipzig gehalten, über Matth. Cap. II. V. 13—23. von M. *Benjamin August Bernhard Otto*, B. M. D. C. Zum Besten der verarmten Familie E. 1814. 20 S. gr. 8. (3 gr.)

16) Gera u. Leipzig, auf Kosten des Verf.: *Siegespredigt*, zu Ehren des, von den hohen verbündeten Mächten, am 16, 18 und 19 October 1813 bey Leipzig erfochtenen denkwürdigen Sieges, auf Befehl der durchlauchtigsten Fürsten Reuss zu Gera gehalten, und sämmtlichen hohen verbündeten Mächten in tiefster Ehrfurcht geweihet von *Johann Zacharias Hermann Hahn*, Superintendenten und erstem Consistorial-Assessor zu Gera, u. s. w. 1814. 90 S. 8. (6 gr.)

17) Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Rede bey der feyerlichen Verpflichtung der Freywilligen des Herzogthums Weimar*, am 28 Jan. 1814. (gehalten) von *W. C. Günther*, Ober-Consistorialrathe, Hof- und Garnison-Prediger zu Weimar. 1814. 16 S. 8.

18) Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Die Begeisterung des Christen für die gute Sache.* Eine Predigt, auf Veranlassung der in den Herzogthümern Weimar und Eisenach zu errichtenden Landwehr, und in Gegenwart der zu diesem Zwecke versammelten Mannschaft des Jenaischen Bezirks, am zweyten Sonntag nach Ephiphanias, in der Haupt- und Pfarr-Kirche zu Jena, über Apostelgeschichte 6, 8—15 gehalten von Dr. *Joh. Gottl. Marezoll*. 1814. 40 S. 8. (4 gr.)

19) Leipzig, b. Barth: *Zwey religiöse Volksreden, zu Zeiten des Banners und der Landwehr-Errichtung in Sachsen.* Im Monat December des Jahres 1813 (gehalten) vom Verf. der Revolutionspredigten im Jahre 1793. 31 S. 8. (4 gr.)

No. 12. Um durch diese *theilnehmenden Worte* Theilnahme an der guten Sache zu erwecken, und dieselbe besonders in denen, an welche sie gerichtet sind, zu beleben, legt der Vf. den gerüsteten Söhnen des Vaterlandes die Frage in den Mund: *Wer sind wir?* und beantwortet sie sehr befriedigend und ermunternd: 1) *die Blüthe und Kraft der Nation*; 2) *die Lieblinge und die Hoffnung des Vaterlandes.* Hieraus leitet er die Pflichten her: 1) *Wir sollen das Vaterland vor feindlichen Angriffen schützen*; 2) *dessen Unabhängigkeit erkämpfen*; 3) *seine Wohlfahrt begründen und befestigen.* Dieser Endzweck wird erreicht: 1) *durch Sorgfalt und Eifer*; 2) *durch muthvolle Tapferkeit und unerschütterliche Treue*; 3) *durch die tiefste Ehrfurcht und das festeste Vertrauen zu Gott*, womit endlich *Religiosität und Sittlichkeit*, freylich nur kurz und im Vorbeygehen, verbunden wird. Sehr leicht konnten hieraus die so nöthigen, aber hier fehlenden Warnungen vor den Gefahren und Versuchungen verbunden werden, denen der Militärstand ausgesetzt ist. — Ob, wie der Vf. S. 5 anzunehmen scheint, das Wort *Wehr* in *Landwehr* von *Waffenwehr* abzuleiten sey, oder ob nicht beides von *wehren*, *abwehren* entspringe, mag hier unentschieden bleiben; überhaupt aber scheint uns diese Sprachbemerkung in einer Rede etwas gesucht und unschicklich.

No. 13. Iſt gleich das Thema etwas weitſchichtig ausgedrückt: ſo iſt doch die Dispoſition beyfallswerth, und die chriſtliche Mäſsigung zu loben, welche durch die ganze Predigt herrſcht. Ohne Anzüglichkeit und Bitterkeit drückt ſich der Vf. ſo aus, daſs man überall weiſs, was und wen er meint. Ob aber das S. 14 ausgeſprochene Gebet, abgeſehen von der politiſchen, nur in religiöſer Hinſicht ſchicklich ſey, will Rec. nicht entſcheiden. Es iſt zwar ſehr gut gemeint; aber wenn der Vf. überall auf eine weiſe und gütige Vorſehung hinweiſet: ſo wird er auch hier nicht leugnen können, daſs Alles, was geſchiehet, das Beſte ſey. Ausdrücke, wie S. 2 eine weite *Strecke* des Lebens, ſcheinen unedel. Die Perſonification des Jahres aber (ebendaſelbſt), als eines *treuen Begleiters*, ſcheint nicht überall paſſend zu ſeyn. Z. B. Was man in dem Freunde beſaſs, wie *edel und verdienſtvoll er handelte*, was er für uns *gelitten*. Den Beweis für die richtige Behauptung S. 19. 20, daſs durch das Jahr der Glaube an Unſterblichkeit mächtig belebt und erhöhet werde, iſt der Vf. ſchuldig geblieben. Denn wenn er von den Krankheiten ſagt: „*dadurch werden wir ſtark an unſere Sterblichkeit gemahnt*:" ſo iſt die Hauptſache noch nicht bewieſen.

No. 14. In dieſer Rede ſowohl, als den angehängten Gedichten athmet ein edler Unwille über die bisherigen Unbilden der Unterdrücker der Menſchheit und ein ächt deutſcher Sinn, der gern ſelbſt ſich an die Schaaren der Vaterlandsvertheidiger anſchlöſſe (S. IV der Vorr.). „Gern, ſagt der Vf. S. 17, möchte auch ich mit kämpfen den heiligen Kampf für vaterländiſche Freyheit, Sprache, Geſetzgebung, Religion, Sitte und Cultur. Allein leider ſtehe ich dem Winter des Lebens näher, als dem Sommer." Letzteres hätte Rec. bey dem Feuer des Vortrags, welches durch die ganze Rede herrſcht, nicht vermuthet. Dieſes Feuer reiſst auch den Vf. oft über die Grenzen der Mäſsigung und des Schicklichen in einer heiligen Rede dahin. Z. B. S. 11: Lange genug hat der ſelbſtſüchtige Söldner mit deutſcher Zunge und undeutſchem Charakter, der nicht ſelten am Ruder des gemeinen Weſens, im lieben deutſchen Vaterlande eben ſo zweckmäſsig ſtand, *wie das meckernde Thier mit langem Barte im Blumendufte des Luſtgartens.* — S. 11: *Sie klagen, wie Weiber, nur über die Schmerzen der Geburt.* — (Wie weit edler und natürlicher ſagt Jeſus: ein Weib, wenn ſie gebiert, hat ſie Traurigkeit!) Tiraden, wie S. 11 und 12, erzeugen nur Erbitterung, nicht einen chriſtlichen Muth. S. 14 politiſirt der Vf. faſt im Zeitungston, und erſt S. 16 kommt er zur Anrede an die Jünglinge. — Die angehängten Gedichte athmen gleichen Patriotismus; nur mangelt ihnen noch hin und wieder die letzte Feile. Z. B. S. 20: Und ſein *Geſchlechte* blüht, beſſer: Und ſein Geſchlecht *erblüht*. S. 21: Sey ſtark und *ſuche* Krieg — ſey ſtark im *heilgen* Krieg. Manchmal miſcht der Vf., wir wollen nicht ſagen heidniſche, doch zu antike Ideen ein. Z. B. S. 19: Ja, wer das Schwert — Iſt ſeinem Volk und Vaterland von *einem Gott* geſchenkt. Warum nicht: Von *Gott zum Schutz* (zum Heil) geſchenkt! S. 24: Denket, *daſs es Herrmann hört*. S. 26. Das Metrum zum Marſch ſcheint nicht glücklich gewählt. Wie muſikaliſch iſt dagegen das bekannte voſſiſche Lied: *Mit Geſang und Tanz ſey gefeyert, du o Tag und o Nacht auch du*, wo man gleichſam den Rückmarſch hört. Doch genug. Herzlich ſtimmt Rec. S. 31 in den reinpatriotiſchen Wunſch des Vfs. ein:

Eile nun, mächtiges Schwungrad der Zeit, und ſchwinge dich ſchnell um;
Denn es ſehnt ſich das Herz, es ſehnen ſich Völker nach Ruhe.

No. 15. Eine Troſtpredigt allgemeinen Inhalts, welche nur durch die auf dem Titel befindlichen Worte: *Zum Beſten der verarmten Familie E.*, eine beſtimmte Beziehung erhält. Dieſe Familie ſcheint auch der Hauptgegenſtand der Predigt zu ſeyn, und einige kleine Anſpielungen ſcheinen auf dieſelbe hinzuweiſen. Doch iſt dieſe Predigt, auch ſo betrachtet, nichts weiter, als ein Beleg mehr für die allbekannte Erfahrung, daſs es jetzt der Unglücklichen ſehr viele giebt. Hätte der Vf. etwas Zeitgemäſseres liefern wollen, als er geliefert hat: ſo hätte er das Schickſal jener Familie noch feſter ins Auge faſſen, und mit lebhafteren Farben zeichnen ſollen; dann hätten doch in dieſer Predigt mehrere Leſer *ſocios malorum* gefunden, und die ihr geltenden Troſtgründe ſich aneignen können. So ſcheint das Ganze nur eine aus einem Prediger-Collegio herrührende Arbeit zu ſeyn. Doch wir wünſchen ihr um ſo mehr Ertrag, je beſſer der Wille des Vfs. iſt, und je weniger er ſich durch den innern Gehalt der Arbeit belohnt finden wird.

No. 16. Dem würdigen Sup. *Hahn*, welcher ſeinen Gelegenheitsreden immer durch beſondere Wendungen, Anſichten und Einkleidungen den Reiz der Neuheit zu geben weiſs, muſs auch bey dieſer *Siegespredigt* die von dem erhabenen K. Alexander unter diejenigen ſeiner Soldaten, welche den Feldzug von 1812 mitgemacht hatten, ausgetheilte *Siegesmünze* Gelegenheit geben, eine Art von moraliſch-religiöſem Commentar (S. 69) darüber zu liefern, um mit vergleichender Berückſichtigung der zum Grunde gelegten bibliſchen Stelle ſowohl, als der Zeitumſtände, vorzuſtellen: *Den Geiſt der denkwürdigen genannten* (?) *Siegsmünze mit dem Auge Gottes und der Inſchrift: „Nicht wir, nicht wir, ſondern in deinem Namen!"* So ſonderbar, ja, man möchte faſt ſagen, affectirt, dieſe Ankündigung des Hauptinhalts, und noch mehr die wörtliche Anführung mancher merkwürdigen Manifeſte Anfangs klingen mag: ſo föhnt man ſich doch bald wieder mit dem Vf. aus, wenn man den Genuſs erwägt, welchen die ſchöne, geordnete Ausführung des Ganzen gewährt. In der That muſs Rec. geſtehen, das dieſs ſeine Empfindung nach Leſung dieſer Predigt war; und daſs er allen Münzen des Alterthums einen ſo zierlichen, erſchöpfenden und den Geiſt derſelben ſo rein auffaſſenden Commentar wünſchet, als dieſer. Zwar beurkundet auch gegenwärtige, eine der neueſten Mün-

ren behandelnde Predigt, die jedem Numismatiker nur zu bekannte Erfahrung, welch eine schwierige Sache die Münzenkunde sey, indem schon hier eine Verschiedenheit der Lesart sich eingeschlichen hatte, und der Vf., dem vermuthlich die Münze selbst nicht zu Gesicht gekommen, die in den leipziger Zeitungen befindliche Lesart: *Nicht wir, nicht wir, sondern in deinem Namen!* mit der später für richtig erkannten: *„non nobis, non nobis, sed nomini tuo,“* in Übereinstimmung zu bringen sich genöthigt sah. Doch auch hier kam ihm die höhere Kritik zu Statten. „Ungewiss, sagt er (S. 89), welche Variante die richtigere Übersetzung der Inschrift sey, suchte ich vom zweyten Haupttheile an (S. 21 bis zu Ende der Predigt) beiden, durch eine sich gegenseitig unterstützende und erläuternde Verbindung, ihr Recht zu thun. — Der Geist bleibt derselbe. Und *der Geist* nur, nicht der variirende Buchstabe machet lebendig.“ Dem Vf. konnte diese Variante um so gleichgültiger seyn, da ihm, auch in Ermangelung des Münztextes, immer noch der Haupttext aus 1 Chron. 30, 9—14 zu Gebote stand. Welche Fülle von Gedanken ihm eine weise Benutzung beider Texte darboten, beweiset nicht bloss die Länge der vermuthlich für den Druck erweiterten Predigt (sie ist 60 Seiten stark), sondern vorzüglich ein aufmerksamer Überblick der eben so zierlichen, als logischen Disposition. In jener Denkmünze mit dem Auge Gottes und ihrer Inschrift: Nicht wir, nicht wir, sondern in deinem Namen, sind, sagt der Vf., ausgedrückt: *hohe Wahrheiten, hohe Gefühle, hohe Verbindlichkeiten, hohe Zwecke. I. Hohe Wahrheiten: Ein* (?) Gott regieret die Welt; unter seiner Oberherrschaft stehen auch alle Staaten, alle Völker und ihre Beherrscher, und alle bürgerlichen Ereignisse; in seiner Hand steht es, zu erhöhen und zu erniedrigen, den Schwachen stark, den Starken schwach zu machen; unter Gottes Obhut siegt zuletzt das Gute doch. II. *Hohe Gefühle*: tiefe Ehrfurcht gegen die Gottheit voll gerührten Dankes; reiner Pflichteifer; festes Vertrauen; religiöser Muth. III. *Hohe Verbindlichkeiten*: sich des Siegesglücks nicht zu überheben; nie auf Eroberungen auszugehen; auch in den öffentlichen Angelegenheiten die Regeln des Rechts und frommer Sittlichkeit gelten zu lassen und gewissenhaft zu befolgen; die Leiden der Menschheit bald möglichst zu heben. IV. *Hohe Zwecke:* dauerhafter Friede; rechtliches Verhältniss und engerer brüderlicher Verband der Völker und Potentaten; vermehrter Wohlstand; Beförderung des Reichs Gottes. — Schon diese kurze Übersicht des Inhalts lässt auf die fruchtbare, ächt praktische Ausführung schliessen. In der That hat Rec. dieselbe trefflich gefunden, und sieht um so begieriger der von dem Vf. zu erwartenden Friedenspredigt entgegen.

No. 17. Vorausgesetzt, dass der Vf. zu *Freywilligen*, d. h. zu gebildeten jungen Leuten aus den besseren und höheren Ständen redete, kann man das Abstracte, mit dem seine Rede sich grösstentheils beschäftigt, nicht als unschicklich betrachten. Auch der in Stellung und Versetzung der Worte etwas Eigenthümliches suchende Stil lässt sich in dieser Hinsicht vertheidigen. Das Thema: *wie der zu edlen Thaten entflammte Muth des Menschen durch Religion erhöhet, gestärkt, und in Gefahren befestigt werden kann,* ist fruchtbar gedacht und zierlich ausgeführt. Tief aus der Erfahrung des Lebens, vielleicht selbst aus der neuesten, ist die Bemerkung S. 7 geschöpft: *So wie aber diess Gefühl erkaltet* u. s. w. Übrigens musste es einen mächtigen Eindruck auf die Gemüther machen, dass die Feyerlichkeit über den fürstlichen Grabmälern Statt fand; und der Vf. benutzt diesen Umstand sehr glücklich, wenn er den jungen Kriegern S. 14 zuruft: „Hier an dem Grabe des edlen Fürsten, der der Wahrheit willig und gern jedes Opfer brachte; in der Nähe der edlen Ahnherrn unsers erhabenen Fürstenstammes, deren Denkmäler uns umgeben, auf dem Grabe der edelsten Fürstin, die das Unglück ihres Hauses nicht lange überlebte — hier muss Sie heiliger Schauer der Andacht ergreifen, und Sie hoch begeistern, wenn Sie das grosse Wort aussprechen, und den heiligen Eid schwören: Mit Gott, für Fürst und Vaterland, Gut und Blut, Leib und Leben zu wagen.“ — S. 13 wäre wohl in den Worten: Auch der kleinste Punct gehört zu dem *vollendeten Gemälde*, vollendeten *Ganzen* besser gesagt. Nicht zu gedenken, dass die Theorie der Kunst gegen die Richtigkeit des Gedankens Manches einzuwenden haben möchte: so ist ja hier mehr von dem grossen, handlungsreichen Schauspiele des Lebens, als von einem in steter Ruhe bleibenden Gemälde die Rede.

No. 18. Das gut gewählte Thema ist in einer logischen Eintheilung und Gedankenfolge und in einer schönen Sprache abgehandelt. Der Text, so fruchtbar er hier werden konnte, dient doch hier, wie überhaupt in den *Marezollschen* Predigten, mehr als Motto. Übrigens zeigt der Vf.: 1) *Woran die Begeisterung des Christen für die gute Sache erkannt werde;* 2) *In wiefern sich behaupten lasse, dass der Christ die Seinige der Religion verdanke. Ad* 1) Die Begeisterung — wird erkannt, a) *an der feurigen Liebe, womit man der guten Sache zugethan ist;* b) *an der edlen Freymüthigkeit, womit man für die gute Sache spricht;* c) *an dem rastlosen Eifer, womit man die gute Sache zu befördern sucht;* d) *an der unbestechlichen Treue, womit man der guten Sache unter allen Umständen ergeben bleibt. Ad* 2) Diese Begeisterung verdanket der Christ der Religion. a) *Er verdankt sie den erhabenen Wahrheiten, welche ihm seine Religion verkündigt;* b) *den herrlichen Hoffnungen, zu denen ihn die Religion berechtigt;* c) *den ehrwürdigen Grundsätzen, nach denen ihm seine Religion zu handeln gebietet;* d) *den grossen Mustern, welche ihm seine Religion zur Nachahmung aufstellt.* — Möchte doch diese ächt christlich-politische Predigt von recht Vielen gelesen werden! Die Stelle S. 15 vorzüglich, wo der Vf. in Absicht der guten Sache

eine edle Freymüthigkeit fodert, empfiehlt Rec. den politischen Schwätzern unserer Zeit zur Beherzigung. Übrigens hätte der Vf., der *die gute Sache* so begeisternd darstellt, die Begeisterung dafür noch erhöhen können, wenn er *die böse Sache* damit in Contrast gebracht hätte.

No. 19. Doch diess ist mit Mässigung und Würde, zuweilen mit edlem Unwillen, in den *Volksreden* geschehen. Die Grundsätze des Vfs. empfehlen sich durch ihre Ächtheit und Gediegenheit, durch redlichen Patriotismus, und durch einen richtigen Blick in das menschliche Herz und die öffentlichen Angelegenheiten. Seine Sprache, wenn man sie auch nicht wegen ihrer Eleganz empfehlen kann, scheint doch für den ihm eigenen Charakter und Manier die passendste zu seyn. Er arbeitet nämlich mehr auf Überzeugung als auf Rührung hin, imponirt mehr, als er das Herz ergreift: kurz seine Manier entspricht ganz dem Tone der vornehmen Welt. Daher glaubt es Rec. recht gern, wenn der Vf. in der Vorrede sagt, dass er von ein paar auswärtigen bedeutenden Männern im Staate unserer Zeit ernst aufgefodert worden sey, ihnen diese Volksreden mitzutheilen. Nur eine Probe seiner richtigen Ansicht der Gegenwart, welche zugleich als Probe des Vortrags dienen kann! „O ja, heisst es S. 14, 15, wir alle haben die fremde Presse darin (in den Schreckenszeiten) in irgend einer Weise hart genug gefühlt! Wer so glücklich war, gut und milder dabey durchzukommen, ist ein Wunder seiner Zeit, und sieht dennoch ganz gewiss nur mit Schauer auf eine Wiederkehr darin hin. Drum bieten wir jetzt billig alles auf, was in unsern Kräften liegt, drum weigern wir uns keines gefoderten Opfers, drum schreyen wir nicht über harte Zumuthungen unserer Retter und Beschützer, die sie eben jetzt zu unserm Heil, zu unsrer Rettung uns nur machen. Denn was würde die verirrte Nation, die als angekündigter Freund, als Bundsgenoss uns schon so hart behandelte, künftig als erklärter Feind an uns thun und wagen? Nein, nein, höre ich den ächten deutschen Mann von Männerkraft und Feuer rufen: Nein, nein! eher wollen wir bis zum Tode fechten und streiten, ehe und bevor wir die unbrüderlichen Menschen über unsere Grenzen je wieder eindringen, darin wüsten und hausen lassen!" — Wie herzlich wird dagegen jeder rechtliche Sachse dem Vf. S. 29 beystimmen: „O lasst uns Gott danken, Freunde, dass wir ihn (den allverehrten General-Gouverneur) kennen und ehren lernten, und nie vergessen, was wir seinem Scharfblick und seiner unverkennbaren Herzensgüte schon jetzt zu verdanken haben! Denn Er, Er hob sie auf, jene Unholdsgebote des tyrannischen Fremdlings, die uns in dem freyen Genuss unserer Kräfte so gebieterisch hemmten und niederbeugten, und beschenkte durch Sich selbst das arme, verwaiste Sachsenland mit einem Regentenvater, den wir bedurften. Heil dreymal Heil Ihm und seinen Regierungsveränderungen!"

— rf —

Leipzig, b. Reclam: *Predigten zur Beförderung eines christlichen Verhaltens unter den Gefahren der Zeit* von M. *Johann Christian Stuck*, Pfarrer zu Cavertitz bey Oschatz. 1813. X und 306 S. 8.

Mit Recht sagt der bescheidene Vf. in der Vorrede: Die Gefahren der Zeit sind nicht allein in bürgerlichen Schreckniſsen, in Kriegen und Landplagen zu suchen. Für den Geist giebt es in der That noch gefährlichere. Die Angst vor jenen entfremde doch ja nicht dem Sinne die Nähe der übrigen. Des Religionslehrers Pflicht ist es, davor zu warnen und die Hand der Rettung unter den Einen, wie unter den Anderen zu bieten. Daraus ergiebt sich von selbst der Gesichtspunct, aus welchem diese Predigten anzusehen sind. Es sind deren 12 an der Zahl, und haben folgende Hauptsätze: 1) Betrachtungen über unsere Abhängigkeit vom Drange der Zeiten. 2) Über die Hindernisse unserer sittlichen Bildung, die im Geiste der Zeiten liegen. 3) Über die Hindernisse unserer sittlichen Bildun, die in den Veränderungen der Zeiten liegen. 4) Über die Hindernisse unserer sittlichen Bildung, die in den Gütern der Zeit liegen. 5) Über den Einfluss der Zeitumstände auf unser irdisches Wohlseyn. 6) Dass wir bey dem Drange der Zeiten anders kein Heil uns sichern können, als durch treue Anhänglichkeit an Jesu und seiner Lehre. 7) Über den Schaden, den wir in der Gemeinde Jesu anrichten, wenn wir uns unbedachtsam dem Laufe der Zeiten preis geben. 8) Über den Einfluss, den wir den Begebenheiten der Zeit auf unsere Berufsthätigkeit zu gestatten haben. 9) Über die Nachgiebigkeit, die wir den Ansprüchen der Zeit in unseren Sitten schuldig sind. 10) Vom christlichen Kampfe gegen die Verderbnisse der Zeit. 11) Wie sehr es Pflicht ist, unseren Sinn für die höhere Bedeutsamkeit alles Irdischen zu schärfen. 12) Betrachtungen über den Zusammenhang der Zeit mit der Ewigkeit. Aus diesen Hauptsätzen ergiebt sich, dass sie gut gewählt und den Umständen der Zeit angemessen sind. Die Disposition ist meist logisch richtig und gründlich, die Ausführung durchgehends praktisch, der Text gut benutzt und der Vortrag edel, rein und fasslich. Dass die sämmtlichen Predigten sehr lang sind, tadelt Rec. darum nicht, weil sie vom Vf. nicht so gehalten, sondern zur häuslichen Erbauung bestimmt worden sind. Indessen könnte der Vf. bisweilen, unbeschadet der Deutlichkeit, weniger wortreich seyn. Übrigens kann Rec. aus Überzeugung versichern, dass diese Predigten Niemanden, dem es um Ermunterung, Belehrung und Beruhigung beym Drucke der Zeiten zu thun ist, unbefriedigt lassen werden.

7. 4. 5.

Num. 62.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Märker: *Lehrbuch der Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft*, von D. *Karl Friedrich Christian Wenck*, Privatlehrer (nunmehr Prof.) der Rechte auf der Universität Leipzig. 1810. X u. 362 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit diesem Lehrbuche übergiebt der Vf. dem Publicum seine erste Schrift; und wenn man gleich etwa *a priori* glauben möchte, dass er bey einem Gegenstande angefangen habe, mit welchem er schicklicher seine gelehrte Laufbahn beschlossen hätte: so findet man doch, durch das Buch selbst, diese vorgefasste Meinung *a posteriori* ganz widerlegt.

Es ist keine Kleinigkeit, über eine so unermessliche Wissenschaft, als die Rechtswissenschaft in allen ihren Theilen ist, eine gute Encyklopädie zu schreiben. Es gehört eine eigene Kraft und Eigenschaft des Geistes dazu, sich aus einer ungeheuren Masse verschiedenartiger Kenntnisse, wodurch die grössere Menge immer niedergedrückt bleibt, auf einen höheren Standpunct emporzuarbeiten, von diesem aus das ganze grosse Reich der Wissenschaft mit einem Blicke zu überschauen, nur die wichtigsten und die Haupt-Gegenstände aufzufassen, und sich ja nicht durch minder wichtige Dinge, die daneben liegen, und den gewöhnlichen Verstand verwirren, irre machen zu lassen; der geistige Blick muss sich vom Einzelnen zum Allgemeinen erheben. Diess ist das Kriterium des wissenschaftlichen Kopfs. Dadurch allein erhält dieser in seiner Wissenschaft Lichtpuncte, von denen aus er diese ganz beleuchtet vor sich stehen sieht, und die dem blossen Vielwisser ewig verborgen bleiben müssen.

Der Vf. hat sich in diesem Lehrbuche als einen wissenschaftlichen Kopf und höheren Gelehrten gezeigt. Sein Lehrbuch übertrifft alle Vorgänger in der wissenschaftlichen Form, in der vielseitigen Behandlung seines Gegenstandes, und in der würdigen und energischen Darstellung. Um die Foderung der wissenschaftlichen Form zu befriedigen, verschmolz er Encyklopädie und Methodologie, und setzte die Vorbereitungswissenschaften den Hauptwissenschaften voran. Auch widmete er, aus demselben Grunde, dem philosophischen Theile der Rechtswissenschaft weit mehr Aufmerksamkeit, als seine Vorgänger, und bey Behandlung der Hauptwissenschaften nahm er die historische und dogmatische Bearbeitung des gesetzlichen Stoffs zum Leitfaden; wodurch er den Unbequemlichkeiten ausgewichen ist, welche nothwendig entstehen müssen, wenn man z. B. das römische Recht beym Privatrecht, und das kanonische beym Kirchenrechte abhandelt. — In Hinsicht auf vielseitige Behandlung seines Gegenstandes, hat der Vf. nicht nur auf die neusten Veränderungen Rücksicht genommen, sondern auch vorzüglich die Rechtswissenschaft in ihrer nothwendigen Verbindung mit anderen Zweigen menschlicher Erkenntniss darzustellen gesucht. — Seine Darstellung und sein Vortrag ist würdig und deutlich; und auch darin zeichnet sein Lehrbuch sich sehr zu seinem Vortheile vor einigen anderen neueren Encyklopädieen aus, wo gesuchte Dunkelheiten, räthselhafte Andeutungen und übertriebene Kürze den Leser unaufhörlich ermüden.

Rec. findet besonders den ganzen Plan und den philosophischen Theil des Buchs lobenswerth. Die Philosophie des Vfs. erscheint in diesem Lehrbuche in einem vortheilhaften Lichte; sie ist ernst und human; sie verräth den Denker und den hellen Kopf, der klare Ideen wieder klar von sich geben kann, der bestimmt und scharf über seinen Gegenstand urtheilt, nicht auf die Worte der Meister schwört, seinen eigenen Gang geht, und sich meistens glücklich seinem Genius überlässt. Seine Ansichten von den verschiedenen Fächern der Wissenschaften sind fast immer richtig, schön und kurz. Mit wenigen, aber starken Zügen schildert er den Inhalt, Umfang und Zweck jeder Wissenschaft. Er rüttelt nicht ohne Noth an dem Alten, wenn er es gut gefunden hat, und geht nicht darauf aus, neu zu seyn; aber indem er die Wahrheit sucht, wird er es gleichsam von selbst.

Was der Vf. von dem französischen Rechte und von den Verhältnissen Deutschlands zu Frankreich gesagt hat, findet glücklicherweise jetzt keine Anwendung mehr; allein er hat sich auch hier als einen richtigen Beurtheiler der Dinge gezeigt, der sich durch die Menge nicht irre führen, durch die Neuheit nicht blenden läfst; er hat seine Meinung frey gesagt, und der Erfolg hat ihn schon jetzt meistens gerechtfertigt. In sofern wird es interessant seyn, unten einige Stellen aus dem Buche des Vfs. in dieser Beziehung auszuheben.

So viel im Allgemeinen über dieses Werk! Wir wollen nun auch ins Detail gehen, das Gute und Vorzügliche daraus kurz anführen, und wo wir nicht einerley Meinung mit dem Vf. sind, dieses bemerken.

In der Einleitung 1 Abschnitt ist der Begriff und Zweck der Encyklopädie und Methodologie überhaupt gut und fasslich entwickelt. Im 2 Abschn. wird der Begriff des Rechts und der Rechtswissenschaft auseinandergesetzt. Wenn der Vf. hier (§. 8) behauptet, die gewöhnliche Hypothese von dem ursprünglichen Vertrage, auf welchem alle Staaten beruhen sollen, lasse sich zwar nicht auf dem rein-historischen Wege erweisen, weil keine zuverlässige historische Quelle über ihr Daseyn hinaufreiche, aber sie sey auf dem philosophisch-historischen Wege durch die allgemeine Geschichte der Menschheit erweislich: so kann Rec. ihm hierin nicht beypflichten. Auf dem rein-historischen Wege und aus der allgemeinen Geschichte der Menschheit ergiebt sich vielmehr ein ganz anderes Resultat. Wer hat dem cultivirten Europa, wer den anderen Welttheilen ihre Regierungen gegeben? Gewalt und Krieg. Horden von Barbaren überfielen jeden Welttheil: ihre Anführer und Edeln theilten unter sich Länder und Menschen. Daher entsprangen Staaten, Fürstenthümer und Lehne; daher entsprang die Leibeigenschaft unterjochter Völker: die Eroberer waren im Besitze, und was seit der Zeit in diesem Besitze verändert wurde, hat abermals Revolution, Krieg, Einverständniss der Mächtigen, immer also das Recht des Stärkeren, entschieden. Auf diesem königlichen Wege geht die Geschichte fort, und Facta der Geschichte sind nicht zu leugnen. Was brachte die Welt unter Rom? Griechenland und den Orient unter Alexander? Was hat alle grosen Monarchieen bis zu Sesostris und der fabelhaften Semiramis hinauf gestiftet und wieder zertrümmert? Gewalt und Krieg! Gewaltsame Eroberungen vertraten also immer die Stelle der Einwilligung und des Rechts, das nachher nur durch Verjährung, oder, wie die Staatslehrer sagen, durch den schweigenden Contract Recht ward; der schweigende Contract aber ist in diesem Falle nichts anders, als dass der Stärkere nimmt, was er will, und der Schwächere giebt oder leidet, was er nicht ändern kann.

Im 13 §. giebt der Vf. den Unterschied zwischen *Rechtsgelehrter* und *Jurist* richtig an, und §. 14 liefert er ein schönes Gemälde von dem Umfange der im Begriffe der Rechtswissenschaft liegenden Kenntnisse. Dieses Gemälde ist um so interessanter, da es Wahrheit mit Schönheit verbindet, und den angehenden Rechtsgelehrten nicht nur, sondern auch den Laien mit Hochachtung gegen eine Wissenschaft erfüllen muss, welcher die glänzendsten Talente des Alterthums ihre Kraft gewidmet, und über welche zu allen Zeiten, und besonders auch in unseren Tagen, Eigendünkel, Trägheit und Ignoranz so manche schiefe Urtheile sich erlaubt haben. Mit Recht eifert auch der Vf. (§. 17) gegen die philosophisch-einseitigen Juristen, welche mit Scharfsinn und Witz auszukommen, alles *a priori* deduciren, und daher eines tieferen Studiums positiver Gesetze entbehren zu können glauben. Diese Leute fallen oft in die unbegreiflichsten Fehler, und können ihrer Sache nie gewiss seyn. Sehr richtig behauptet der Vf. §. 19, dass man, um die Gründe der methodologischen Sätze deutlich zu machen und Wiederholungen zu vermeiden, Encyklopädie und Methodologie nicht nur mit einander verbinden, sondern auch verschmelzen müsse.

Das ganze Buch des Vfs. zerfällt, nach einer natürlichen Ordnung, in zwey Haupttheile. Im ersten wird die Rechtswissenschaft im Ganzen, nach ihrem Princip, ihren Theilen und ihren Grenzen, und im zweyten die Rechtswissenschaft im Einzelnen, nach ihren Haupt- und Hülfs-Wissenschaften, dargestellt.

Die logische Auslegung der Gesetze scheint dem Vf. (§. 31), je länger er darüber nachdenkt, desto mehr ein nur in den Köpfen mancher Juristen spukendes Luftwesen zu seyn. Der 157 §. ist der Commentar zu dieser Stelle. Richtig und schön ist die Bemerkung des Vfs. §. 40, womit er dem Rechtsgelehrten die historischen Wissenschaften empfiehlt. Im 40 §. wünscht er, dass für einen, dem Bedürfnisse angehender Juristen angemessenen, theologischen Unterricht auf unseren Universitäten gesorgt wäre. Rec. glaubt, dass der junge Jurist, welcher die Universität bezieht, diesen Unterricht, so weit er ihm nöthig ist, schon vorher gehabt haben sollte. Die grössten, und in jeder Hinsicht vortrefflichsten Juristen sind schon gebildet worden, ohne auf Universitäten theologische Collegien zu hören; und der Vf. selbst getraute sich nicht, in seinen zwey Studienplänen, im Anhange seines Buchs, den Studirenden solche vorzuschlagen. Von der Medicin behauptet der Vf. §. 43, dass sie mit der Rechtswissenschaft um so weniger verbunden sey, je gewisser es sey, dass da, wo der physische Mensch leidet, auch der moralische nicht zu voller Kraft gedeihe. Nachdem der Vf. eine Menge Wissenschaften namhaft gemacht hat, welche mit der Rechtswissenschaft enge verbunden seyn sollen, zieht er §. 44 daraus die Folge, dass, wenn alle Wissenschaften Ein groses Ganzes ausmachen, nichts Unnützes von uns erlernt werden könne. Daran ist nun freylich nicht zu zweifeln, aber desswegen doch einem angehenden Juristen nicht zu rathen, auf der Universität über alle Wissenschaften, die nur mittelbar ihn berühren, Collegien zu hören. Bald könnte er vor lauter Collegien verwirrt, oder wenigstens schwermüthig werden. Warum soll man nicht auch auf die Zeit nach dem akademischen Unterrichte etwas aufsparen, in der man doch gewöhnlich das Meiste lernt? Die Universität kann und soll nicht Alles allein thun. Überhaupt ist es noch eine grose Frage, ob man die studirende Jugend heut zu Tage nicht schon mit zu vielem Unterrichte belästige. Der Unterricht unserer Voraltern war um ein Gutes einfacher, und doch hat dieser eben so grose, ja in manchen Fächern noch grössere Gelehrte, als wir heut zu Tage haben, geliefert. Will man in allen Wissenschaften bewandert seyn: so wird man es in keiner sehr weit bringen, wenn man nicht ein Genie ist. Die Vielwisserey erzeugt bey gewöhnlichen Menschen Halbwisserey,

und diese war zu allen Zeiten dem Flor der Wissenschaften am meisten hinderlich. Wir müssen ohnehin darauf Verzicht thun, alles Wissenswürdige zu erlernen und uns anzueignen. Die wissenswürdigen Dinge häufen sich immer mehr. Bald wird, wie *Kant* sagt, unsere Fähigkeit zu schwach, und unsere Lebenszeit zu kurz seyn, nur den nützlichsten Theil daraus zu fassen. Es bieten sich Reichthümer im Überflusse dar, welche einzunehmen, wir manchen unnützen Plunder wieder wegwerfen müssen. Es wäre besser gewesen, sich niemals damit zu belästigen. Im 45 §. empfiehlt der Vf. dem Juristen auch noch die Kunst. Aber die Sprache, der Ton, dessen er sich hier bedient, ist in einem Lehrbuche der Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft etwas auffallend. *Singula quaeque locum teneant sortita decenter!* Die poetische Begeisterung in einer ernsten und trockenen Materie macht gewiss keine angenehme Wirkung, und der Begeisterte ladet den Verdacht auf sich, dass er mit dergleichen Ergiessungen dem Publicum bloss habe bemerklich machen wollen, dass er vielseitig sey, und dass ihm, wenn gleich mit der ernsthaften Jurisprudenz vermählt, die Natur doch ein Herz gegeben habe, das für alles Erhabene und für die göttliche Kunst empfänglich sey. Auch wird der Jurist, dem die Natur Kunstsinn verliehen hat, schon von selbst seinem Hange folgen, und derjenige, dem diese Gabe nicht zu Theil wurde, wird, auch bey allen Anpreisungen seiner juristischen Professoren, kalt bleiben, und diese werden immer tauben Ohren predigen. Rec. erinnert sich, in irgend einer deutschen juristischen Encyklopädie auch die Musik als eine dem Juristen nützliche Kunst angepriesen gelesen zu haben, wobey sich auf ein Programm von *Kästner de Iurisconsulto musico* bezogen wurde. *Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte! Reinhard's* theologische Moral muss nach §. 58 auch den Juristen anziehen, und ihm eine unversiegbare Quelle der Befriedigung und Belehrung werden. Auch pädagogische Vorlesungen empfiehlt der Vf. §. 60 dem Juristen, und wenn er etwa daran verhindert wird: so soll er wenigstens durch das Lesen pädagogischer Schriften diesen Mangel zu ersetzen suchen. Wenn der Vf. §. 84 das Studium der vaterländischen Geschichte empfiehlt: so ruft er aus: Wer sollte nicht aus den Stürmen der Gegenwart mit Freuden zurückkehren in die Vergangenheit, und bey den Tugenden grosser Ahnen Trost suchen, wenn die Schwäche der Zeitgenossen ihn niederschlägt! Gewiss wird Jeder, der die heutige deutsche Geschichte nicht gleichgültig ansieht, in diesen sinnigen und herzlichen Ausruf einstimmen. Aus demselben Grunde ist auch die Alterthumswissenschaft so anziehend für den denkenden, beobachtenden und vergleichenden Gelehrten. Gestärkt wird er, wie der Vf. §. 96 nach *Wolf* bemerkt, durch die Betrachtung einer grossen thatenreichen, gleichmässig gebildeten Vorzeit: die Bedingungen lernt er kennen, unter welchen eine ganze Nation, und in ihr der einzelne Mensch, sich zu einem edleren geistigen Daseyn, zu einer allgemeinen Bildung erheben konnte, nach welcher die neueren Völker in so mancher Hinsicht sehnsuchtsvoll zurücksehen. Wahre Kenntniss der edleren Menschennatur ist also der hohe Zweck und die schöne Frucht der Alterthumswissenschaft. Was der Vf. §. 98—104 über griechische und lateinische Sprachkenntniss, über Kenntniss der griechischen und römischen Literatur, und über griechische und römische Alterthümer vorträgt, ist besonders zu beherzigen. Wüssten diejenigen, welchen diese Fächer unbekanntes Land sind, welch ein hoher, mit nichts zu vergleichender, Genuss in diesen Kenntnissen verborgen liegt: gewiss würden sie keine Zeit und Mühe scheuen, um auch noch in späteren Zeiten sich dieselben zu verschaffen. Wenn der Vf. bey dieser Gelegenheit in der Anmerkung zu §. 101 sich gegen die *theses juris controversi* erklärt: so stimmen wir ihm hierin vollkommen bey. Ein hartes Urtheil spricht er §. 106 gegen die französische Sprache aus, das wir keineswegs unterschreiben möchten. Offenbar ist der Vf. hier zu parteyisch, und gewiss würde sich diese Sprache zu ihrer Allgemeinheit nicht schon längst erhoben haben, wenn alle die Prädicate wahr wären, welche ihr der Vf. ertheilt. Wenn man mit den Meisterwerken der französischen Literatur bekannt und vertraut ist, und wenn man *Schwab's* Preisschrift über die Allgemeinheit der französischen Sprache gelesen hat: so muss ein solches Urtheil als höchst ausschweifend erscheinen. Vortrefflich ist, was der Vf. §. 109—116 über die bisherige Behandlung der philosophischen Rechtslehre, und über den Begriff und das Wesen derselben vorträgt. Es ist eine grosse Wahrheit, dass die Rechtslehre den sinnlichen Charakter des Menschen in Anspruch nimmt, und von Aussen zu bewirken sucht, was die Moral durch innere Mittel nicht bewirken kann. Die Beweggründe, weshalb die Bürger ihre äusseren Handlungen mit den Gesetzen in Übereinstimmung bringen, sind nur dem Moralisten wichtig, dem Staate selbst hingegen ganz gleichgültig, welcher nur im Allgemeinen durch die Kirche (und Erziehung) den Sinn seiner Bürger zu erheben und zu heiligen sucht, damit die Störungen immer seltener werden (§. 115. 2te Anmerkung). — Was der Vf. §. 119 über das philosophische Völkerrecht sagt, ist ebenfalls wahr und schön. Die Wissenschaft dieses Rechts ist sehr wohl ausgeführt in der Theorie, aber für die Anwendung leider noch sehr wenig geeignet; ja, da hier Alles noch der Willkühr der handelnden Staaten und dem Masse ihrer Kraft überlassen ist: so befinden sich die Völker gegen einander noch in demselben Zustande, wie die Einzelnen vor Errichtung des Staatsvertrags, und der praktische Werth des Völkerrechts ist kein anderer, als der einer Moral, angewendet auf das Verhältniss eines Staats gegen den anderen. Das philosophische Völkerrecht kann nur ein Ideal eines rechtlichen Zustandes unter den Völkern aufstellen; und wenn die Aufstellung dieses Ideals dazu dienen kann, die Nationen, deren Machthaber und der letzteren Rathgeber in ihrem gegenseitigen Verhältnisse daran

zu erinnern, dafs fie, indem fie gegen einander kein Rechtsprincip anerkennen, ihr eigenes inneres Leben in der Wurzel angreifen und vernichten: fo ift von der anderen die Realifirung des Ideals und des ewigen Friedens theils unmöglich, theils für die Ausbildung und Entwickelung der Menfchheit, welche finnlicher Reize bedarf, um nicht zu erfchlaffen, nicht fehr wünfchenswerth.

Sehr richtig behauptet der Vf. (§. 120), dafs es eine fehr verderbliche Anficht fey, wenn man die philofophifche Rechtslehre gleichfam als den Prüfftein nicht blofs des Werths, fondern felbft der Gültigkeit des pofitiven Rechts betrachte, und behaupte, was die philofophifche Rechtslehre nicht kenne, das mifsbillige fie. Es können durch Gefetze oder Umftände Verhältniffe in dem Staate entftehen, wovon die philofophifche Rechtslehre gar nichts weifs, die aber auf fehr rechtlichen Gründen beruhen; es wäre vermeffen, pofitive Verhältniffe diefer Art für null und nichtig erklären zu wollen, und es wäre voreilig, ihre Abfchaffung blofs defswegen anzurathen, weil die philofophifche Rechtslehre fie nicht kennt. Denn dann müfste man eben fo alles rein-pofitive Recht überhaupt abfchaffen, und zur Beurtheilung des pofitiven Rechts find weit mehrere Principien aufzuftellen, als die der philofophifchen Rechtslehre. Rec. ift fogar überzeugt, dafs man das pofitive Recht um feine gröfsten Vorzüge und höchften Verdienfte bringen würde, wenn man nur dasjenige darin als gut und vorzüglich erkennen wollte, was mit der philofophifchen Rechtslehre in Übereinftimmung ift. Der grofse und bewundernswürdige Scharffinn der berühmteften Gefetzgeber aller Nationen hat fich weit öfter in Beftimmungen des blofs pofitiven als des Natur-Rechts zu zeigen Gelegenheit gehabt. Die grofsen Wahrheiten der philofophifchen Rechtslehre dringen fich jedem gebildeten Kopfe gleichfam von felbft auf; aber um grofsen Übeln, womit die bürgerliche Gefellfchaft bedroht ift, auf die einfachfte und ficherfte Art zu begegnen, oder um ihr Wohl auf die zweckmäfsigfte Weife, nach den bereits beftehenden und für gut erkannten Einrichtungen, zu befördern, ift oft der gröfste Scharffinn der vorzüglichften Köpfe kaum hinreichend gewefen, und in den berühmten Gefetzgebungen des Alterthums werden wir am Meiften durch die tieffinnigen Anordnungen des pofitiven Rechts überrafcht, von denen die philofophifche Rechtslehre nichts weifs, und denen ein grofser Beobachtungsgeift, grofse Erfahrungen, tiefe Kenntnifs des menfchlichen Herzens, tiefe Blicke in die Verwickelungen der menfchlichen und bürgerlichen Verhältniffe vorangehen mufsten. Oft liegen die Gründe diefer pofitiven Anordnungen fo verfteckt, dafs fie eine lange Zeit hindurch von den beften Köpfen nicht aufgefunden werden können, und dafs diefe felbft Jahrhunderte lang unerheblich und von geringem Nutzen zu feyn fcheinen, bis ein glücklicher Zufall, oder ein fcharffichtiger Beobachter den dichten Nebel zerftreut und diefelben wieder in das Licht ftellt, von dem fie urfprünglich ausgegangen find.

Was der Vf. von §. 121 — 125 über die Politik, als eine befondere, und von der philofophifchen Rechtslehre und Philofophie des pofitiven Rechts verfchiedene Wiffenfchaft, fagt, ift richtig und fchön. — Ganz wahr ift auch (S. 151) die Anmerkung gegen *Hugo*, dafs diefer, wenn er ein *Lehrbuch des Naturrechts, als einer Philofophie des pofitiven Rechts*, verfpreche, felbft Verzicht darauf leifte, das Erftere zu liefern, welchem er nur die Letztere unterfchieben will. Überhaupt hat der Vf. hier in wenigen Zeilen eine vollftändige Kritik des *hugoifchen* Lehrbuchs geliefert, die jeder Unbefangene als wahr erkennen mufs, und die eine Philofophie verräth, die von der *hugoifchen* zu ihrem Vortheile ganz verfchieden ift. — §. 130. S. 158. Z. 3 ift ein Schreibfehler, der in den Verbefferungen nicht angezeigt ift. Es follte nämlich ftatt: „Jene nennt man auch *innere*, diefe *äufsere*" (Rechtsgefchichte), heifsen: Jene nennt man auch *äufsere*, diefe *innere*. — In dem Capitel von der hiftorifchen Kenntnifs fremder Rechte (§. 136—181) fpricht der Vf. fehr gut über das römifche Recht (§. 140—158). Wenn er aber hier (§. 152, No. 3. S. 187) behauptet, der Inhalt der Authentiken gelte nur fofern und weil er mit den Novellen übereinftimme, und es fey thöricht, im entgegengefetzten Falle die Authentika vorzuziehen, und noch thörichter, zu behaupten, dafs nur die barbarifche Überfetzung der Novellen mit allen Fehlern recipirt fey, auf den griechifchen Text aber nicht zurückgegangen werden dürfe; fo kann Rec. ihm hierin nicht beyftimmen. Denn wenn Jemand beweifen könnte, dafs eine Authentika, die mit der Novelle im Widerfpruch fteht, durch den Gerichtsgebrauch beftätigt fey: fo wäre es gewifs nicht thöricht, fie der Novelle vorzuziehen; und wenn der Vf. es für eine noch gröfsere Thorheit erklärt, die barbarifche Überfetzung der Novellen mit allen Fehlern dem griechifchen Texte vorzuziehen: fo erklärt er damit nicht nur die meiften und ehrwürdigften Rechtsgelehrten für grofse Thoren, fondern diefe werden fich auch durch dergleichen Gründe gewifs nicht bewegen laffen, eine Meinung abzufchwören, die auf fefteren Füfsen ruht, als die des Vfs., und noch überdiefs den anerkannteften Gerichtsbrauch für fich hat. Die römifchen Gefetze verbinden in Deutfchland hauptfächlich nur von der Zeit an, wo die Gerichte durch Reichs- und Landes-Verordnungen angewiefen wurden, danach zu fprechen. Vor diefer Zeit wurden zwar auch fchon Proceffe nach denfelben gefchlichtet, aber nicht nur aus unrichtigen, zum Theile lächerlichen Gründen, fondern immer mit grofsem Widerfpruche der Richter und Parteyen; und es ift noch eine fehr grofse Frage, ob die römifchen die deutfchen Gefetze verdrängt haben würden, wenn nicht endlich durch Reichs- und Landes-Verordnungen die erfteren eine fefte Autorität erhalten hätten. Darum find wir genöthigt, die *unbeftrittene* Gültigkeit der römifchen Gefetze in Deutfchland nur von diefer Zeit an zu datiren.

(*Die Fortfetzung folgt im nächften Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
APRIL 1814.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Märker: *Lehrbuch der Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft*, von Dr. *Karl Friedrich Christian Wenck* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Reichs- und Landes-Verordnungen aber, welche den Gerichten zuerst die Verbindlichkeit auflegten, nach dem römischen Gesetzbuche zu sprechen, konnten nur dasjenige römische Gesetzbuch verstehen, das damals existirte, *und keine griechischen, sondern nur lateinische Novellen enthielt.* Als später der griechische Text der Novellen zum Vorschein kam, und allgemein verstanden wurde, war der lateinische, ungleich schlechtere, Text schon im längst verjährten rechtmäſsigen Besitze, und konnte aus diesem durch die Doctoren um so weniger weder mit Recht noch Gewalt verdrängt werden, weil nur der lateinische durch die gesetzgebende Gewalt in Deutschland als Rechtsnorm sanctionirt war. Nur eben diese gesetzgebende Gewalt, oder ein entgegengesetzter anerkannter Gerichtsbrauch, hätten den griechischen Text wieder über den lateinischen erheben können; allein daſs dieses geschehen sey, müſste der Vf. beweisen, was er so wenig im Stande ist, daſs vielmehr der Beweis des Gegentheils ohne die mindeste Schwierigkeit von denen geführt werden könnte, die hierin anders denken, als der Vf. Auch glaubt Rec., daſs der Vf. mit sich selbst im Widerspruche stehe. Denn derselbe Grund, der ihn bewegen konnte, §. 152. No. 2.) den Satz aufzustellen, daſs nur die glossirten Theile des römischen Gesetzbuches Gesetzeskraft haben, muſs auch für den lateinischen gegen den griechischen Text der Novellen sprechen. — §. 153. No. 6. S. 189 bemerkt der Vf. sehr richtig, daſs, wenn eine Stelle des Codex, der Institutionen oder der Pandekten einer andern der nämlichen Sammlung widerspricht, und keine Rechtsquelle, die dieser Sammlung vorgeht, den Streit entscheidet, nicht gerade die neuere Stelle vorzuziehen sey, wie namentlich auch *Eckhard* (*Hermeneut. jur.* §. 42 *sq.*), *Püttmann* (*II. Probabil. jur. civ.* 3), *Koch* (*Belehrungen über Mündigkeit zum Testiren* S. 94) und Andere unrichtig behauptet haben, und er widerlegt in der Anmerkung zum §. 153. S. 190 diese Meinung sehr schön gegen *Hübner*. Ob aber in einem solchen Falle, wie der Vf. annimmt, der Grundsatz hinreiche, daſs die in den Geist des neuesten justinianeischen Rechts passendere Meinung vorzuziehen sey, ist eine andere Frage. Denn wenn dieses sich nicht wohl bestimmen läſst, oder wenn es zweifelhaft ist, was soll dann gelten? Es kommen hier weit mehrere und feinere Regeln zur Anwendung, nach welchen sich dergleichen Widersprüche heben lassen, und einer Meinung vor der anderen der Vorzug einzuräumen ist; Regeln, die im Allgemeinen oft schwer anzugeben sind, auch in allen einzelnen Fällen nicht hinreichen, die aber der scharfsinnige Interpret „*in ipsis rerum argumentis*" ohne Schwierigkeit aufzufinden weiſs. Meistens wird man übrigens dem späteren vor dem früheren Gesetze den Vorzug geben müssen. Denn wenn ein späteres Pandektenfragment einem früheren widerspricht: so wird man fast immer finden, daſs das frühere auf einem Grunde beruht, der später keine Gültigkeit mehr hatte, oder daſs die späteren Juristen die Fehler der früheren richtig bemerkt haben, und daſs das frühere Fragment nur aus bald gröſserer bald kleinerer, oft der allerkleinsten, den Menschen unvermeidlichen, Nachläſsigkeit der Compilatoren stehen geblieben ist. Ein merkwürdiges Beyspiel liefern die L. 19. D. *Commod.* und L. 41. D. *Locat.* In jenem wird von den Compilatoren ein Satz *Julian's* als wahr vorgetragen, der in diesem von *Marcellus* und *Ulpian* ausdrücklich und richtig widerlegt wird. Kein vernünftiger Interpret wird hier zweifeln, daſs das spätere dem früheren Fragmente vorzuziehen, und daſs das letztere nur aus Nachläſsigkeit der Compilatoren stehen geblieben sey. Dergleichen Fälle sind in den Pandekten sogar häufig anzutreffen, und es ist immer natürlicher und vernünftiger, die menschliche Schwachheit und die nur zu bekannte Nachläſsigkeit der Compilatoren anzuklagen, als in lächerlich gezwungenen Erklärungen Vereinigungsmittel für offenbare Widersprüche zu suchen, und diejenigen zu vertheidigen, die sich immer selbst anklagen. Wenn derselbe Jurist in den Pandekten sich widerspricht, was auch hin und wieder der Fall, und bey den Variationen, die die römischen Rechtsgelehrten, wie jeder Gelehrte, der immer weiter in seiner Wissenschaft kommt, sich zu Schuld kommen lieſsen, leicht begreiflich ist: so wird auch hier meistens die spätere Meinung die bessere seyn und gelten müssen. In der *L. ult.* §. 3. *C. de Furt.* bemerkt *Justinian* selbst eine solche Variation des *Papinian*, und erklärt sich für *Papinian's* spätere Meinung. Übrigens haben auch vor dem Vf. schon *Lauterbach* (*Proleg. ad Colleg. theor. pract.* §. 4. No. 5) und *Mercier* (*Conciliator. C.* 7. *p.* 141 *et* 146 *Ed. Vien.* 1756) behauptet, daſs das spätere Pandekten-

Fragment dem früheren nicht gerade vorzuziehen sey. Welches aber den Vorzug haben soll, darüber hat *Lauterbach* sich nicht erklärt, *Mercier* hingegen glaubt (p. 148), drey Sachen müssen dieses entscheiden, nämlich: *Jus receptum, consensus multorum, Principis, si cui forte accesserit, auctoritas.* Allein der Grundsatz des Vfs. ist offenbar richtiger, dass die in den Geist des neuesten justinianeischen Rechts passendere Meinung vorzuziehen sey, wenn er gleich in der Anwendung manche Schwierigkeiten hat. Den richtigsten, aber aus manchen Gründen nicht immer und überall mit Erfolg und ohne Gefahr zu betretenden Weg hat *Hofacker* (*Princ. jur. rom. Germ.* §. 42) eingeschlagen, wenn er sagt: „*Ubi vel invito Justiniano antinomia veri nominis adparuerit, imperantium decisione opus esse.*" — §. 157 entwickelt der Vf. die Gründe, aus welchen er die logische Auslegung der Gesetze, nach §. 31 in der Anmerkung, für ein nur in den Köpfen mancher Juristen spukendes Luftwesen hält. Schon *Bach* hatte sich vor dem Vf. gegen die logische Auslegung der Gesetze erklärt (*unparteyische Kritik* 2 B. 1 St. S. 8 ff.); allein er war nicht so glücklich, mit seinen Bemerkungen bey den Juristen Gehör zu finden, und zuverlässig wird der Vf. auch nicht glücklicher mit den seinigen gegen eine Benennung seyn, die schon zu lange in einem ungestörten Besitze, und von den grössten Philosophen und Rechtsgelehrten aller Nationen zu sehr in Schutz genommen ist, als dass sie so leicht wieder verdrängt werden könnte. Auch ist die ganze Sache ein blosser Wortstreit. Der Vf. selbst hat keinen besseren, eben so kurzen Ausdruck substituirt, und, was die Hauptsache ist, seine Gründe sind nicht einmal richtig und entscheidend. Denn wer die Anwendbarkeit oder Nichtanwendbarkeit eines Gesetzes aus Gründen entwickelt, erklärt wo nicht *das Gesetz selbst*, doch den Sinn und Willen *des Gesetzgebers*, und ist also logischer Ausleger wo nicht des Gesetzes selbst, doch des Sinnes und Willens des Gesetzgebers, also der Hauptsache und dessen, weswegen einzig und allein die Gesetze selbst, die nichts anders als blosse Zeichen des Willens des Gesetzgebers sind, gegeben werden. Rec. glaubt, dass die Kritik *Bach's* und des Vfs. gegen den Ausdruck: *logische Auslegung*, vielmehr auf einem unrichtigen und zu engen Begriffe von gesetzlicher Auslegung überhaupt beruhe. Würden sie unter dieser, wie sie sollten, nicht bloss die Erklärung der Gesetze, sondern des Sinnes und Willens des Gesetzgebers überhaupt verstehen: so würden sie kein Bedenken tragen können, die Eintheilung der gesetzlichen Auslegung in grammatische und logische richtig zu finden, und auch die Bestimmung der Anwendbarkeit eines Gesetzes in den Kreis des Hermeneuten und Kritikers zu setzen. In diesem weiteren Sinne haben alle griechischen und römischen Philosophen und Juristen des Alterthums die gesetzliche Auslegung mit allem Rechte genommen, und eben deswegen auch die Bestimmung der Anwendbarkeit der Gesetze für einen Theil der Auslegungskunst, ja für den wesentlichsten Theil derselben, erklärt. Bey *Platon* und *Aristoteles* kommen mehrere Stellen vor, die dieses beweisen, und die Werke des *Cicero* sind voll davon. Nur zwey Beyspiele aus Letzterem. *De Invent.* I, 38 sagt er: „*Omnes leges judicas ad normam reipublicae referre oportet, et eas ex utilitate communi, non ex scriptione, quae in litteris est, interpretari....*" Und Lib. II. C. 42 bemerkt er: „*In quo (genere) non simplex voluntas scriptoris ostenditur, quae in omne tempus, et in omne factum idem valeat: sed ex quodam facto aut eventu ad tempus interpretanda dicitur...... Ut in eum, qui, cum lex aperiri portas noctu vetaret, aperuit quodam in bello, et auxilia quaedam in oppidum recepit, ne ab hostibus opprimerentur, si foris essent, quod prope muros hostes castra haberent.*" *Seneca*, der Rhetor, sagt auf gleiche Art (*Controv. IV*, 27): „*An non quisquis patrem ceciderit, puniatur. In lege, inquit, nihil excipitur. Sed multa, quamvis non excipiantur, intelliguntur. Et scriptum legis angustum est, interpretatio diffusa est: quaedam vero tam manifesta sunt, ut nullam cautionem desiderent*". Wenn ferner *Cicero* von dem berühmten Rechtsgelehrten *Servius Sulpicius* bemerkt (*Philipp.* 9): „*Admirabilis ejus fuit in legibus interpretandis, aequitate explicandis, scientia, itaque quae proficiscebantur a legibus, et a jure civili, semper ad facilitatem aequitatemque retulit,*" und wenn er in seinem *Brutus* ebenfalls sagt: „*In interpretando, in definiendo, in explicanda aequitate nihil erat Crasso copiosius: idque cum saepe alias, tum apud centumviros in M. Curii causa cognitum est. Ita enim multa tum contra scriptum pro aequo et bono dixit, ut hominem acutissimum Q. Scaevolam et in jure peritissimum obrueret argumentorum exemplorumque copia*": so leidet es nicht den geringsten Zweifel, dass dieser berühmte Philosoph die Bestimmung der Anwendbarkeit der Gesetze, mit dem ganzen Alterthum, immer zur gesetzlichen Interpretation gerechnet habe. Aber auch alle römischen Rechtsgelehrten und Kaiser, deren Fragmente und Verordnungen das *Corpus juris* enthält, haben beständig dasselbe gethan; und es wäre nicht schwer, ganze Seiten von Citaten anzufüllen. Rec. bezieht sich nur auf folgende Gesetze: *L.* 10 *et* 11. *D. De legib. Neque leges, neque senatusconsulta* u. s. w. *L.* 13. *D. eod. Nam, ut ait Pedius* u. s. w. *L.* 37. *D. eod. Si de interpretatione legis quaeratur, inprimis inspiciendum est, quo jure civitas retro in ejusmodi casibus usa fuisset; optima enim est legum interpres consuetudo. L.* 1. *C. de Legib. Inter aequitatem jusque interpositam interpretationem nobis solis et oportet et licet inspicere. L.* 5 *C. eod. Quod ad omnes etiam legum interpretationes* u. s. w. *L.* 9. *C. eod. Si quis vero in legibus* u. s. w. Alle diese Stellen beweisen klar, dass sowohl die Philosophen, als die Gesetzgeber und Rechtsgelehrten des Alterthums die Bestimmung der Anwendbarkeit der Gesetze immer zur Interpretation derselben gerechnet haben. Dieses konnte keinen anderen Grund haben, als den, weil sie, richtiger als

der Vf., unter Interpretation nicht bloss die Erklärung *eines Gesetzes*, sondern *des Sinnes und Willens des Gesetzgebers* verstanden. Dieses ist so sehr bey allen Gesetzen die Hauptsache, dass derjenige sogar gegen das Gesetz sich vergeht, der nach dem Buchstaben des Gesetzes, gegen die Absicht und den Sinn des Gesetzgebers, handelt. *Non dubium est*, heisst es in der *L. 5. C. de Legib., in legem committere eum, qui verba legis amplexus contra legis nititur voluntatem.* Und *Paulus* bemerkt *L. 29 D. de Legib.: In fraudem vero facit, qui, salvis verbis legis, sententiam ejus circumvenit.* Sehr richtig sagt daher *Grotius* (*de aequitate, indulgentia et facilitate liber singularis. Cap. I. n. 13*): *Vis obligandi, ut in pactis, ita in lege, neque ex scriptura, neque ex verbis proficiscitur, sed ex ipsa mente et voluntate.* Man kann hier überhaupt dasjenige anwenden, was der griechische Dichter *Menander* so wahr und schön gesagt hat: „Es ist ohne Zweifel um die Gesetze etwas sehr Schönes: aber wer sich zu ängstlich an ihre Worte hält, der scheint mir ein Schelm und Verläumder zu seyn. Was gut ist, ist noch mehr werth, als das Gesetz" (*Menandri et Philem. Reliq. ed. Clerici*, p. 96). Wer aber bey Erklärung eines Gesetzes den Sinn und Geist des Gesetzgebers nach Gründen erklärt, der erklärt auch das Gesetz selbst am besten. Vortrefflich sagt daher *Justinian* in dem *pr. J. de legit. patron. tut.*: *Ex lege XII tabularum libertorum tutela ad patronos liberosque eorum pertinet, non quia nominatim in ea lege de hac tutela caveatur, sed quia perinde accepta est per interpretationem, atque si verbis legis introducta esset.* Und *Ulpian* bemerkt *L. 6. §. 1. D. De verb. signif.: Verbum: ex legibus, ita accipiendum est, tam ex legum sententia, quam ex verbis.* Daher hat *Duaren* vollkommen Recht, wenn er (*Opp. p. 6. Cap. 9*) sagt: *Id enim judicandum est ex lege esse, quod etsi nec scriptum, nec forte cogitatum est a legislatore, verisimile tamen est, eum, si consuleretur, dicturum esse.* Auch alle neueren Philosophen und Rechtsgelehrten begreifen die Bestimmung der Anwendbarkeit der Gesetze unter der gesetzlichen Interpretation; und der berühmte *Bacon* sagt (*de dignitate et augmentis scientiarum*, einem Werke, worin er sich sehr erhaben über sein Zeitalter zeigte, und in dem Capitel desselben: *de justitia universali, sive de fontibus juris*, worin viele Gedanken vorkommen, die selbst Platon sehr gebilliget haben würde) namentlich Folgendes: *Bonum publicum insigne rapit ad se casus omissos. Quamobrem, quando lex aliqua reipublicae commoda notabiliter et majorem in modum intuetur et procurat, interpretatio ejus extensiva esto et amplians.* Rec. sieht also keinen hinreichenden Grund ein, warum man mit dem Vf. einen auf guten Gründen beruhenden und allgemein angenommenen Sprachgebrauch verlassen und *Thibaut* tadeln sollte, dass er einem Buche den Titel: „Theorie der *logischen Auslegung* des römischen Rechts," gegeben habe. Dieser Rechtsgelehrte wird auch bey einer neuen Auflage dieses Buches auf die Kritik des Vfs. schwerlich Rücksicht nehmen, sondern ohne Zweifel den allgemeinen Sprachgebrauch vorziehen, *quem penes arbitrium est, et jus, et norma loquendi.* — Über das kanonische Recht spricht der Vf. von §. 160—176 sehr gut. Auch was er von §. 176—182 über das französische Recht vorträgt, ist kurz, gründlich und weise; besonders verdienen seine Gedanken über die Reception dieses Rechts in deutschen Staaten allen Beyfall und Beherzigung. Den Vf. hält eine Reception des französischen Rechts im Ganzen, nach allen schon vorhandenen und noch zu erwartenden Theilen, für nicht rathsam; auch die subsidiarische Reception, wo das französische Recht entweder an die Stelle des römischen und kanonischen träte, oder vor diesen zur Anwendung käme, die einheimischen Gesetze aber allemal den Vorrang behaupteten, scheint ihm nicht passend zu seyn, und nur eine solche Reception billigt er, wo die französische Gesetzgebung die Grundlage einer eigenen neuen, gehörig vorbereiteten, würde, wobey man die Eigenheiten des Volkes und Landes und die alten deutschen Gewohnheiten berücksichtigte. Diese Reception, welche aber freylich mehr eine neue Gesetzgebung ist, scheint nicht nur der Würde der deutschen Nation die angemessenste, sondern auch unter Völkern von so verschiedenem Geiste und Charakter, wie Franzosen und Deutsche, die einzig rathsame zu seyn. Deutschland hat viele durch lange Erfahrung bewährte Institute, die Frankreich nicht hat, und selbst von den Franzosen, die sie kennen, sehr gebilliget werden; und Rec. hat erst vor Kurzem in einem französischen Blatte ein grosses Lob gelesen, das der deutschen Einrichtung der Landphysikate ertheilt wird, die der unparteyische Vf. sehnlich auch in Frankreich eingeführt zu sehen wünscht, weil er sie besonders auch in medicinisch-juristischer Hinsicht vortrefflich findet. Dergleichen schöne vaterländische Institute aus Vorliebe für irgend eine fremde Gesetzgebung aufzugeben, wäre weder würdig noch weise. Überhaupt ist nichts misslicher, als eine zu schnelle Abschaffung einer alten Gesetzgebung, und eine zu schnelle Einführung einer neuen und fremden. Der berühmte *Montesquieu* selbst warnt die Nationen weislich davor. *„Comme les loix civiles*, sagt er, *dépendent des loix politiques, parceque c'est toujours pour une société, qu'elles sont faites, il seroit bon, que, quand on veut porter une loi civile d'une nation chez une autre, on examinât auparavant, si elles ont toutes les deux les mêmes institutions et le même droit politique."* Sehr richtig ist auch die Bemerkung des Vfs. (§. 181), dass die Behauptung vieler neueren Schriftsteller, dass das grosse Föderativsystem hauptsächlich nur durch Gleichheit der Rechte in allen verbundenen Staaten erhalten und befestigt werden könne, nicht tief geschöpft sey, indem eine bloss politische Verbindung auch nur mit den politischen Bedingungen, unter welchen sie entstand, erhalten werden könne, und wo diese ver-

schwinden, sich auflöse, es möge die Justiz gleichförmig seyn, oder nicht. Es läst sich jene Behauptung schon *apriori* nicht begreifen, und *a posteriori* kann man ihre Unrichtigkeit mit der Geschichte vieler Nationen beweisen. Diese zeigt uns, dass kluge Eroberer den verschiedenen Völkern, welche sie unter ihren Scepter brachten, ihre alten und verehrten Gesetze liessen, und dass die Gleichheit der Rechte, welche Andere unter verschiedenen Völkerschaften einführten, meistens eine reiche Quelle von Unzufriedenheit und Zwietracht wurde, und, statt Zuneigung, die man beabsichtigte, Abneigung und Hass, durch mehrere Generationen hindurch, bewirkte. Wo das Nationale und Individuelle nicht geschont wird, da kann Gleichheit der Rechte kein Band zur Eintracht werden. — Wenn der Vf. §. 190 behauptet, die Constitutionen Kurfürst Augusts von Sachsen von 1572 in vier Theilen, mit einem Anhange sogenannter sonderlicher und unedirter Constitutionen, seyen wohl das einzige deutsche Gesetz, für welches in den sogenannten Consultationen (mehrerer der angesehensten Rechtsgelehrten, welche zu Meissen darüber deliberirt hatten) ein ähnliches Interpretationsmittel existire, wie bey dem neuesten französischen Rechte: so ist dieses nicht richtig. Denn z. B. für das neueste wirtembergische Landrecht von 1610 existiren in dem königl. Archiv in Stuttgardt, und zum Theil auch in der königl. Regierungsregistratur, die vollständigen Deliberationen, Protocolle und Relationen darüber mit den Votis aller Mitglieder der niedergesetzten Gesetzgebungscommissionen, und mit allen Zweifels- und Entscheidungs-Gründen, und Citaten von Gesetzen und Rechtslehrern; und zwey neuere wirtembergische Rechtsgelehrte, *Griesinger* und *Weishaar*, jener in seinem *Commentar über das herzogl. wirtemb. Landrecht* (10 Bde.), dieser in seinem *Handbuche des wirtemb. Privatrechts* (3 Bde), haben auch diese höchst schätzbaren Interpretationsmittel immer fleissig benutzt. In der Vorrede zum 7, 9 und 10 Bande des griesingerschen Commentars, und in der Vorrede zum 2 Bande des weishaarschen Handbuches findet man über diese für das wirtembergische Landrecht so wichtigen Urkunden nähere Aufschlüsse. — Sehr richtig bemerkt der Vf. (§. 196. 197), dass der 12 Jul. des Jahres 1806 alle reinen deutschen Publicisten in Alterthumsforscher, alle Schriften über deutsches Staatsrecht in wenig interessante Antiquitäten verwandelt, Deutschland selbst aber ganz getrennt habe, dass auch die scharfsinnigsten Systeme eines deutschen Bundesstaatsrechts sehr bald bey Seite gelegt, und nur einzelne Systeme des Staatsrechts einzelner deutscher Länder übrig bleiben werden. — Auch die durch Verträge begründeten rechtlichen Verhältnisse der Völker zu einander haben, wie der Vf. §. 201 sehr richtig sagt, keine andere Sicherheit, als die Übermacht auf Seiten des Berechtigten. Wenn Eigennutz und Übermuth alle Moral verdrängt haben: so sind Friedensschlüsse nur schwache Schranken für dieselben. Friedrich der Grosse nennt sie daher sehr passend durchbrochene Dratharbeit, die mehr zur Belustigung der Augen dient, als von Dauer ist. Ein gezwungener Friedensschluss wird von keinem Theile gehalten; der Überwinder bricht ihn aus Verachtung und Übermuth, und der Überwundene aus Hass und Rache; nie darf der Überwinder auf den Dank des Überwundenen rechnen. Demetrius, der sogenannte Städtestürmer, hatte den Athenern tausend Gefälligkeiten und Wohlthaten erwiesen, und als er, geschlagen von seinen Feinden, sich nach Athen, als in eine befreundete Stadt, flüchten wollte, wurden ihm die Thore verschlossen. Pompejus, nachdem er von Cäsar in Thessalien besiegt war, flüchtete sich zu dem König Ptolemäus in Ägypten, dem er kurz zuvor seinen Thron wiedergegeben hatte, und der ihm zum Danke dafür den Kopf abschlagen liess. Wo die Furcht herrscht, da ist auf Treue nie lange zu rechnen, die bald freywillig, bald von einem Mächtigeren gezwungen, erschüttert wird, in Feindschaft übergeht, und oft sogar bestraft wird. Sagunt ging zu Grunde, weil es den Römern ergeben blieb, und Florenz setzte sich demselben Unglücke aus, weil es den Franzosen treu bleiben wollte. Nie wird eingewurzelter Hass durch Wohlthaten unterdrückt; diese sind um so unnützer, je mehr die Übel, die man erfahren hat, an Grösse die Wohlthaten übertreffen, die man empfangen hat. Servius Tullius betrog sich nicht wenig, wenn er glaubte, die Kinder Tarquin's durch beständige Wohlthaten gewinnen zu können, und dass diese sich begnügen würden, Tochtermänner eines Mannes zu seyn, dessen Herrn sie seyn zu müssen glaubten; er wurde von Tarquin dem Stolzen ermordet, und seine eigene Tochter, Tarquin's Gattin, die es vorzog, Gattin, als Tochter eines Königs zu seyn, war die hauptsächlichste Triebfeder dieser That. Tarquin dem Älteren ging es nicht besser. Statt die Kinder des Ancus durch tausend Wohlthaten, mit denen er sie überhäufte, zu gewinnen, fand er in ihnen nur seine Mörder. Der Welt- und Geschichts-Kenner lächelt über Friedensschlüsse, worin der Sieger und Besiegte sich wechselseitig ewigen Frieden und ewige Freundschaft versprechen. Das Wort *ewig* hat in der Politik keinen anderen Sinn, als auf Seiten des Siegers den: *so lang ich will*, und auf Seiten des Besiegten den: *so lang ich muss*. — §. 202 und §. 203 bemerkt der Vf. richtig, dass ein allgemeines europäisches Völkerrecht mehr eine glänzende Erfindung der Systematiker, als eine auf Wirklichkeit gegründete Wissenschaft sey; dass, so lange man die unhaltbare Idee eines allgemeinen europäischen Völkerrechts nicht aufgebe, die Bücher über dieses nichts, als ein Gemisch von philosophischen und positiven, von rechtlichen und bloss auf zufälligem Herkommen beruhenden Sätzen, ohne alles System, seyn werden, wie es auch mit *Martens Précis du droit des gens moderne de l'Europe* 1801 wirklich der Fall sey. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Märker: *Lehrbuch der Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft*, von D. *Karl Friedrich Christian Wenck* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Vom Kirchenrechte handelt der Vf. sehr gut (§. 207 bis 220). Die katholische und protestantische Kirche unterscheiden sich, in Hinsicht auf Kirchenstaatsrecht und öffentliches Kirchenrecht, nach §. 212 darin, dass die erstere eine entschiedene Tendenz hat, sich über den Staat zu erheben, die letztere hingegen ihre Subordination unter den Staat anerkennt. Daher gestehe die katholische Kirche nur, seitdem durch die Reformation der Muth der Regenten gegen die Geistlichkeit gewachsen ist, dem Staate einige *jura circa sacra* zu. — Gegen *Thibaut* wird (S. 264) bemerkt, dass er ohne Grund schon im Jahre 1797 von einer *jüdischen Kirche* und einem *jüdischen Kirchenrechte* in Deutschland gesprochen habe. — Von dem Criminalrechte spricht der Vf. von §. 220—230. Wenn er aber (§. 223) behauptet, der *Hauptzweck* der Vollziehung der Strafe sey Abwendung künftiger Verbrechen von Seiten des Verbrechers: so können wir ihm nicht beystimmen. Denn die *Prävention* gegen die künftigen Übertretungen eines *einzelnen* Beleidigers ist gar nicht Strafe, und es zeigt sich auch kein Rechtsgrund zu einem *solchen* Zuvorkommen, durch ein zuzufügendes Übel. Der Zweck, sowohl der *Androhung* als der *Vollziehung* der Strafe, ist Abschreckung aller Bürger von Rechtsverletzungen. Durch die Vollziehung der Strafe wird der Androhung derselben eigentlich erst Kraft und Ansehen gegeben, und die beabsichtigte Wirksamkeit verschafft; durch sie sollen alle Bürger erfahren, dass die Androhung der Strafe kein leeres und eiteles Wort des Gesetzgebers sey; durch sie sollen sie also hauptsächlich von Rechtsverletzungen abgeschreckt werden. *Quid leges sine poenis vanae proficiunt?* Jede Vollziehung einer Strafe ist also stets eine neue Promulgation des *strafedrohenden* Gesetzes, und eine um so kräftigere und wirksamere Promulgation, weil die Androhung durch die Vollziehung der Strafe selbst zugleich, und in *einem* Acte, also *ipso facto*, bestätigt und bekräftigt ist. „*Qui vita privantur*, sagt sehr schön *Platon* (*Opp. Tom. IX. p. 22 Bip.*), *ceteris prosunt; nam eorum exemplo a peccato ceteri deterrentur.*" Richtig ist dagegen die Bemerkung des Vfs. (§. 226), dass man, in Absicht auf die allgemeinen Principien über Verbrechen und Strafen, im Alterthume mehr der Eingebung eines offenen, natürlich gebildeten Sinnes gefolgt sey; dass späterhin eine grenzenlose Willkühr fast in allen europäischen Staaten, oder wo diese verschwand, eine barbarische Rohheit eingerissen habe, welche gleichsam nach dem Blute der Bürger zu dürsten schien, bis endlich in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, bey der allgemeinen Veränderung der Denkart und des Geschmacks, auch die Grundsätze der damaligen Criminalgesetzgebungen von grossen Männern einer philosophischen Prüfung unterworfen, und in ihrer Unvollkommenheit dargestellt wurden. — Eben so richtig ist die Bemerkung (§. 228), dass es besser sey, milde Strafen mit Strenge zu vollziehen, als harte anzudrohen und dann zu mildern. Ferner die Bemerkung (§. 229), dass im Criminalrechte bey der Anwendung der Gesetze eine grössere Freyheit nothwendig Statt finden, und dass der Criminalrichter zwar dem Gesetze treu seyn, doch über demselben stehen, und mehr den Geist, als den Buchstaben desselben berücksichtigen müsse. — Auch gegen den Nutzen besonderer Vorlesungen über die Philosophie des peinlichen Rechts, dergleichen neuerlich hie und da gehalten wurden, hat der Vf. (S. 283) den gegründeten Zweifel berührt, dass sie den Anfänger, der ziemlich einig mit sich ist, wieder irre machen, und durch zu tiefe philosophische Untersuchungen überfüllen. — §. 230—235 wird von dem Polizeyrechte gehandelt, und richtig bemerkt der Vf.: so lange noch Niemand wagen könne, mit völliger Gewissheit zu behaupten, dass er den völlig richtigen und adäquaten Begriff der Polizey, worüber noch jetzt gestritten, und welcher gewöhnlich nur negativ gegeben wird, aufgestellt, und alle Zweige der Polizey in systematischer Ordnung dargestellt habe, könne zwar an einzelnen Orten, unter geistvollen Männern, eine treffliche Polizey sich bilden, aber besonders der höheren Polizey werde es immer an dem leitenden Princip fehlen, durch welches allein Klarheit und Ordnung in ihre vielfältigen Bemühungen gebracht werden kann.

Der Abschnitt vom allgemeinen und besonderen Privatrechte (§. 235—260) enthält wieder viele sehr gute Bemerkungen. Wenn der Vf. (§. 241) behauptet, dass er sich von der Nothwendigkeit nicht überzeugen könne, dass im deutschen Privatrechte das Sachenrecht dem Personenrechte vorausgehen müsse; wenn er ferner (§. 246 Note) sagt, die *Neuerungssucht*, welche sich in mancher neuern Bearbeitung des römischen Rechts, und vorzüg-

lich in einer Recension von *Konopack's* Institutionen des römischen Rechts, in der Hall. A. L. Z. 1809. No. 210, ausspreche, sey bey dem dogmatischen Unterrichte über positive Rechte überhaupt nicht, und am wenigsten in den Elementarvorlesungen, am rechten Orte; wenn er endlich von *Hugo's* Rechtsgeschichte bemerkt (§. 247 Anmerkung), dass sie nicht nur nicht für Anfänger geschrieben, sondern oft auch dem Kenner unverständlich sey: so unterschreibt diese drey Bemerkungen Rec. mit der vollkommensten Überzeugung. Von *Thibaut's* System des Pandektenrechts sagt der Vf. (§. 248), dass es ganz den Beyfall verdiene, der ihm schon die dritte Auflage verschafft habe, und dass nur der Wunsch nach Vereinfachung des Systems noch übrig bleiben dürfte.

Vom Cameral- und Finanz-Rechte wird §. 263 bis 267 gehandelt. Cameral- und Finanz-Wissenschaft, bemerkt der Vf. (§. 266), werden den Zweck, die Staatsbedürfnisse zu decken, ohne den Wohlstand der Bürger zu verringern, nie erreichen, wenn sie nur einseitig auf Erhöhung bald der Staatsrenten, bald der Finanzen, bedacht sind. Von höheren Grundsätzen muss hiebey ausgegangen werden, und diese stellt die Nationalökonomie oder Staatswirthschaft auf. Sie betrachtet das gesammte Vermögen der Nation als ein zur Bewirthschaftung gegebenes Ganzes, als *Nationalreichthum*, und giebt die Mittel an, wodurch dieser erhöht und benutzt werden kann. Cameral- und Finanz-Wissenschaft dürfen nur von national-ökonomischen Grundsätzen ausgehen. Das praktische Leben jedes in höheren Staatsdiensten angestellten Juristen giebt nur zu oft Gelegenheit zur Anwendung staatswirthschaftlicher Grundsätze, Cameral- und Finanz-Recht kann man nach dieser Vorbereitung leicht erlernen und beurtheilen, und hier unterscheidet sich vorzüglich der denkende und gebildete Geschäftsmann von dem gemeinen, habsüchtigen Routinier. — Das Capitel von dem Civilprocesse (§. 271—280) ist gleichfalls gut gerathen. S. 344 wünscht der Vf., dass das, als besonderer Stand ganz überflüssige Notariat aufgehoben, und mit der Advocatur verbunden würde, da ohnehin beide in einer Person häufig vereinigt seyen. — Im Capitel von der Referir- und Decretir-Kunst (§. 280 bis 284) äussert der Vf. mehrere sehr gute Ideen. Das schriftliche Referiren, welches bey akademischen Übungen gewöhnlich zur Hauptsache gemacht wird, sollte (nach §. 282) bey weitem seltener seyn: denn theils kann davon nur wenig Gebrauch gemacht werden, theils ist der mündliche Vortrag weit schwerer, als der schriftliche, giebt auch dem Juristen Gelegenheit, sich eine gewisse Wohlredenheit zu erwerben. Wer mündlich aus einem Extracte gut referirt, wird auch eine solenne schriftliche Relation zu machen wissen. Die geistlose Methode des blattweisen Referirens (*a folio ad folium*), welche nur den Handwerkern ziemt, sollte man (§. 282. No. 3) endlich ganz verlassen, und überhaupt keinen Leisten darbieten, über welchen jede Relation geschlagen werden müsse, sondern vielmehr Anleitung geben, wie bey jeder Sache der richtige Gesichtspunct aufzufinden, und sowohl im Ganzen, als im Einzelnen, deutlich, kurz und angenehm darzustellen sey. — Die alte pedantische Form ist in den wichtigen Urtheilen beyzufügenden Entscheidungsgründen schlechterdings unpassend und schädlich, und daher neuerlich mit Recht mit einem freyeren Vortrage vertauscht worden (§. 283).

Das letzte Capitel handelt von den literarischen Hauptwissenschaften des Rechtsgelehrten. Richtig bemerkt der Vf. (§. 286), dass die Geschichte der Rechtswissenschaft ein weiteres und beschwerlicheres Feld habe, als die Rechtsgeschichte. Denn wenn Gesetze immer für eine grosse Masse von Menschen sehr wichtige Erscheinungen bleiben, und desswegen minder leicht in Vergessenheit gerathen: so sind dagegen die stillen Bemühungen des Gelehrten für seine Wissenschaft oft in ein dichtes Dunkel gehüllt, aus welchem nur die sorgfältigste Nachforschung, eine grosse Sagacität, oder auch ein günstiger Zufall sie hervorziehen kann. Eben so richtig ist die Bemerkung (§. 288), dass die innere Geschichte der Rechtswissenschaft, d. h. die Geschichte der rechtlichen Ideen, welche die Menschheit nicht nur in der Gesetzgebung, sondern in jeder Art, vorzüglich innerer, Thätigkeit aufstellte, ihrer Entwickelung und wissenschaftlichen Bearbeitung, wobey also die verborgensten Keime dieser Ideen aufgesucht, und alle Data der politischen und der allgemeinen Literargeschichte benutzt werden müssen, um die Rechtswissenschaft bis zu ihrem gegenwärtigen Standpuncte zu begleiten, ein bis jetzt unerreichtes Ideal sey, und bey dem grossen Umfange der Rechtswissenschaft, und der zur Geschichte derselben nöthigen Forschungen, auch wahrscheinlich noch lange bleiben werde. Ja wir haben nicht einmal von dem seit mehreren Jahrhunderten von den grössten Rechtsgelehrten bearbeiteten römischen Rechte eine befriedigende innere Geschichte. Was wir bis auf diesen Tag haben, sind nur Materialien und dürftige Fragmente; und Rec. ist vollkommen überzeugt, dass es gar nicht möglich ist, jetzt schon eine nur einigermassen genügende innere Geschichte des römischen Rechts zu schreiben: denn ehe dieses mit Erfolg geschehen kann, müssen erst über die meisten und wichtigsten Lehren dieses Rechts Specialgeschichten in wahrhaft pragmatischem Geiste geschrieben werden. Wie sollte es denn möglich seyn, allgemeine Resultate ohne hinreichende Prämissen zu ziehen, oder Compendien über eine Wissenschaft zu schreiben, ehe diese selbst ausgebildet ist?

Im Anhange liefert der Vf. noch zwey gut ausgedachte Studienpläne, einen für einen vierjährigen, und den anderen für einen dreyjährigen Cursus, bey welchen Rec. mit Vergnügen bemerkt, dass der Vf. selbst in dieselben keine Vorlesungen weder über Theologie, noch theologische Moral, noch Pädagogik aufgenommen hat, obgleich er vorher den studirenden Juristen Vorlesungen über diese Wissenschaften empfohlen hatte.

Nach dieser Darlegung des Buchs ist es wohl

unnöthig hinzuzufügen, dass die Rechtswissenschaft von einem jungen Gelehrten, dessen erste Schrift so gut ausgefallen ist, und der einen so vielseitigen Gegenstand mit so viel Geschicklichkeit behandelt hat, sich für die Zukunft sehr viel Gutes versprechen dürfe. MA.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

GIESSEN, b. Tasché u. Müller: *Ausführliche Anleitung zur Regulirung der Steuern*, von *C. Kröncke*, grossherzogl. hessischem Hofkammerrathe, Mitgliede der Gesetzgebungs- und auch der Steuer-Rectifications-Commission, Ober-Rheinbauinspector u. s. w. 1810. *Erster Theil.* XV u. XVI u. 353 S. 8. *Zweyter Theil* (24 Tabellen enthaltend). 11½ Bog. Fol. (3 Rthlr.)

Der Titel dieser Schrift verspricht mehr, als ihr Inhalt giebt. Die Untersuchungen des Vfs. bezwecken nicht sowohl eine vollständige definitive Regulirung des Steuerwesens überhaupt, und keinesweges eine für alle Staaten passende Bestimmung und Entwickelung der hiebey zu berücksichtigenden Grundsätze und Maximen, sondern sie liefern nichts weiter, als eine Anleitung zur Herstellung eines *Steuerprovisoriums* für *deutsche* Staaten (und insbesondere für solche, welche sich seit der Errichtung des Rheinbundes durch Combination mehrerer früherhin getrennt gewesener Länder gebildet haben), um in das ehedem so verschiedenartig gebildete Abgabesystem dieser Länder möglichste Gleichförmigkeit zu bringen; wobey übrigens der Vf. vorzüglich ackerbautreibende Lande, und zunächst den Staat, welchem *er* angehört, *Hessen*, vor Augen hat, und — was die eigentliche Tendenz seiner Schrift ist — darauf ausgeht, das hier für den angegebenen Zweck beobachtete Verfahren, und die erlassenen, ihrem ganzen Inhalte nach wörtlich abgedruckten grossherzogl. hessischen Verordnungen und Institutionen zu rechtfertigen und zu erläutern.

Diesem Zwecke seiner Untersuchungen gemäss, spricht er in vier Abtheilungen: I. *von den bey einer richtigen Besteuerung anzuwendenden allgemeinen Grundsätzen*; II. *von den besonderen Regeln, welche bey einer provisorischen Steuerregulirung zu beobachten sind, um solche sobald als möglich zu beendigen, ohne jedoch zu grosse Ungleichheiten in der Besteuerung bestehen zu lassen*; III. *von dem bey der Anwendung dieser Grundsätze und Regeln zu beobachtenden Verfahren*, und IV. *von der Art und Weise, wie eine solche provisorische Steuerverfassung in Ordnung erhalten und fortgeführt werden kann*; welchem Allem noch einige Nachträge und weitere Entwickelungen einiger früherhin aufgestellter Behauptungen als *Anhang* beygefügt sind. — Die allgemeinen Grundsätze, welche er in der ersten Abtheilung aufgestellt und zu entwickeln gesucht hat, scheinen uns die am wenigsten gerathene Parthie des ganzen Werks zu seyn. Die von ihm hier aufgestellten Grundprincipien eines richtigen Abgabesystems, und der hier (S. 21) als Basis eines rechtlichen Abgabesystems ausgesprochene Grundsatz: *Die Besteuerung müsse sich nach dem Verhältnisse des einem Jeden von dem Staate geleistet werdenden Schutzes richten*, — sind (wie neuerdings *Soden* in seiner St. f. W. S. 84 ff. sehr überzeugend nachgewiesen hat), wo nicht ganz unhaltbar, doch gewiss keinesweges in der Masse als Grundprincipien aufzustellen und zu verfolgen, wie es der Vf. gethan hat. Und was er weiter über die hier behandelten Fragen gesagt hat, ob und in wiefern Geldcapitalisten zu besteuern; ob und wie der ganze Theil des Nationalvermögens, der als umlaufendes Capital in dem Handel und sonstigen Gewerben besteht, zu den Steuern angezogen werden könne, ohne dadurch zu viele weitläuftige und kostbare und unangenehme, zu sehr in das Innere der Gewerbe und Haushaltungen eindringende Untersuchungen zu veranlassen; ob nicht das baare Geld und die Mobilien aus der Besteuerung zu lassen sind, ohne dem Princip zu nahe zu treten, dass ein Jeder im Verhältnisse seines Vermögens besteuert werden muss; ob und wie die physischen und geistigen Kräfte, etwas erwerben zu können (das Personalvermögen), mit dem Vermögen im engeren Sinne (dem Sachvermögen) vergleichbar ist, und nach einem bestimmten Verhältnisse zu den Steuern angezogen werden könne, so wie seine Betrachtungen über indirecte Steuern und die Vorzüge directer Abgaben vor diesen, — alles dieses enthält nichts weiter, als ein breites und seichtes Räsonnement über Dinge, in deren Wesen und eigenthümlichen Charakter der Vf. noch bey weitem nicht tief genug eingedrungen ist; vorzüglich misrathen ist die Deduction der Besteuerbarkeit der Geldcapitalien, des baaren Geldes und der Mobilien. Für die Theorie haben alle diese Untersuchungen des Vfs. entweder gar keinen Werth, oder doch nur einen sehr unbedeutenden. Überhaupt haben die Arbeiten des Vfs. nur da einigen Werth, wo er als blosser Praktiker erscheint, wie in der zweyten, dritten und vierten Abtheilung. Doch haben auch die hier gegebenen praktischen Regeln das gegen sich, dass sie eines Theils auf einer falschen Ansicht von den Elementen eines richtigen Besteuerungssystems beruhen, und anderen Theils ein bey weitem zu schwerfälliges und zu complicirtes Verfahren für das Besteuerungsgeschäft angeben, das von Seiten der Praktiker, welche seine Regeln für das Katastrirungs-, Abschätzungs- und Besteuerungs-Geschäft, und das hiebey zu beobachtende Verfahren befolgen wollen, eine mehr als gemeine Aufmerksamkeit erfodert, wenn nicht eine Menge Missgriffe und Prägravationen zum Vorschein kommen sollen. Statt dass der Vf. darauf ausgehen sollte, das schon an sich sehr mühselige Besteuerungsgeschäft den damit beschäftigten Beamten zu erleichtern, scheint er es unserer Überzeugung nach durch die in der zweyten Abtheilung angegebenen Regeln nur erschwert zu haben. Mögen auch seine Anweisungen die ungleichen Steuercapitalien verschiedener Orte, Ämter, Landestheile in richtiges Verhältniss zu bringen (S. 142 f.), ohne Schwierigkeit zu befolgen seyn: von dem was er (S. 136 f.) über die Ausmittelung und Berücksichtigung der sogenannten *Abzugscapitalien* — wegen der auf Grundstücken haftenden Grundbeschwerden — sagt, so wie von seinen Vorschlägen zur Re-

gulirung der provisorischen Steuercapitalien von den Gewerben, den umlaufenden Capitalien und dem Vieh (S. 222—231) lässt sich diess keineswegs behaupten. Und überhaupt zweifeln wir, ob je ein Versuch gelingen kann, in dem ersteren Steuerobjecte das richtige Verhältniss zu treffen. Jedes System, das die Individualität des Pflichtigen nicht mit möglichster Sorgfalt berücksichtigt, kann nichts Anderes erzeugen, als höchst lästige Ungleichheiten. Aber die Individualität kann auf dem vom Vf. angegebenen Wege nie ergriffen werden. Den einzigen Weg, sie möglichst zu ergreifen, geben, gehörig und mit Umsicht benutzt, die *Patente* und die *Patentsteuern*, gegen die sich der Vf. (S. 108) ohne Grund erklärt; in ihnen spricht sich nicht nur die leichteste Besteuerungsweise der Gewerbe aus, sondern gewiss auch die gleichmässigste und treffendste. Z.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiessner: *Europäisches Magazin, für Geschichte, Politik und Kriegskunst, der Vorwelt und Gegenwart.* July — December 1813. 8. Mit fortlaufender Seitenzahl durch alle sechs Hefte 542 S. broschirt.

Von diesem Magazin sind die ersten sechs Monatsstücke 1813. No. 224 angezeigt worden. Die Herausgeber bleiben bey der Fortsetzung ihrem ersten Plane getreu. Rec. glaubt daher auch, indem er sich auf jene Anzeige beruft, hier nur von dem Inhalt der folgenden Hefte einige Nachricht geben zu dürfen.

Das hier fortgesetzte und beschlossene *Tagebuch eines deutschen Officiers über seinen Feldzug in Spanien im Jahr* 1808 zieht durch ein bis ans Ende gehaltenes immer steigendes Interesse den Leser an. — Die Übersetzung von *Plinius neu aufgefundenem Panegyrikus auf Trajan*, von *Alfieri*, ist vollendet; aber auch der dürftige Artikel: *Ehemals und jetzt*, wird in diesen Heften fortgesetzt. — Unter den neuen Aufsätzen zeichnet sich vor allen die *Rede an das deutsche Volk*, im Decemberheft, durch inneren Gehalt, durch Kraft und Würde der Sprache aus, und der Leser sieht mit Vergnügen der versprochenen weiteren Ausführung des wichtigen Gegenstandes von demselben ungenannten Vf. entgegen. In dieser ersten Rede spricht er über die Folgen der französischen Revolution für Frankreich selbst, und für das übrige Europa, und untersucht, was aus der Welt geworden seyn könnte, wenn Frankreich nach der Unterjochung des Continents auch noch Englands Widerstand besiegt hätte. — Die *Briefe über England* (H. 9 u. 10) aus einem noch ungedruckten Werke, welches nächstens herauskommen soll, geben einen vortheilhaften Begriff von dem Beobachtungsgeist und dem richtigen Urtheil des Reisenden.

Ausser diesen vorzüglichen Aufsätzen finden wir noch: Julius, *die Bemühungen der Herrnhuter um die Civilisation in anderen Welttheilen.* Ein Namenverzeichniss ihrer Niederlassungen nebst Listen der Gebornen, Gestorbenen u. s. w., und der Bekehrten. — *Etwas über die Bevölkerung von Buenos-Ayres, nach den neuesten Berichten.* Aus *John Mawe's* Reise nach Brasilien. Flüchtige, doch mitunter ganz interessante Notizen. — *Wichtiges Actenstück für die Geschichte der Aufhebung des Tempelherrenordens.* Ein Brief Papst Clemens V an König Philipp den Schönen von Frankreich, lateinisch und deutsch abgedruckt aus *Raynouards Monuments historiques relatifs à la condamnation des Chevaliers du Temple.* In der *Darstellung des Processes der Tempelherren nach neuen Quellen, oder, neue Apologie des Tempelordens* ist dieser Brief noch einmal abgedruckt, und folglich im Ganzen dreymal zu lesen. Die neuen Quellen sind abermals *Raynouard*, aus dessen Werke dieser Aufsatz (Aug., Sept. und October) einen zwar, wie es in der Anmerkung heisst, freyen, aber mehr verworrenen als gedrängten Auszug enthält. Die Eroberung Jerusalems durch die Christen im Jahr 1299 ist nicht etwa ein Druckfehler für 1099, denn der Grossmeister Molay soll sie erlebt haben. — *Jugendhass Cromwells gegen Karln I, eine bisher unbekannte Anekdote;* ohne Nachtheil der Geschichte hätte sie auch ferner unbekannt bleiben können. — *Ein Zeuge der Wahrheit, oder Herder über Pestalozzi.* Aus der erfurter gelehrten Zeitung von 1797, nebst einem gegen eine göttingische Recension gerichteten Zusatz.

Augustheft: *Zergliederung der angeblichen Denkwürdigkeiten der Prinzessin von Wallis an ihre Tochter, Charlotte.* Das verächtliche Werk war des weitläuftigen, im folgenden Hefte fortgesetzten Auszugs und der mühsamen Widerlegung nicht werth. — *Über Kriegsoperationen gegen und in Böhmen.* Eine Stelle aus *Lloyds* Abhandlung über die allgemeinen Gesetze der Kriegskunst. — *Rede der Miss Polly Baker vor dem Gerichtshofe in Connecticut* u. s. w., zur Vertheidigung ihrer Niederkunft mit dem fünften unehelichen Kinde. Aus englischen Blättern. — September- und October-Heft: *Fort von hier*, ein Gedicht von *Feuerlein*, dessen patriotische Muse in den folgenden Heften auch noch: *Niemen und Berezyna*, und: *Preussen unlängst und jetzt*, geliefert hat. Zu den poetischen Stücken gehört auch noch ein Kriegslied von *Franz Küninger.* — *Die französische Marine im Jahr* 1813. Blosser Etat des Personals aus dem *Etat général de la marine etc.* — *Zahl der Taufen und Leichen in London im J.* 1812. — Novemberheft: *Actenstücke zur Aufklärung des Verhältnisses zwischen Spanien und Frankreich, und England und Spanien, während des Insurrectionskrieges.* Hier zuerst aufgefangene Depeschen, nach englischen Blättern. Der Artikel wird fortgesetzt werden. — *Auszüge aus den neuesten brittischen Verhandlungen wegen Verlängerung des Monopols der ostindischen Compagnie.* Aus dem *monthly Magazine.* Ähnliche Auszüge erhielten ehemals in der Zeitschrift Minerva durch die hinzugefügten, auf eine nähere Kenntniss der Staatsverhältnisse und des Charakters der handelnden Personen gegründeten Bemerkungen einen höheren Werth, auf den wir hier Verzicht leisten müssen. — *Über den Ursprung der amerikanischen Völker.* Das Urtheil über diesen Aufsatz muss bis zu seiner Vollendung aufgeschoben bleiben. Er ist aus dem *monthly Magazine* übersetzt. Kf.

Num. 65.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

MEDICIN.

WIEN, b. Haykul: *Disquisitio anatomico-physiologica organismi corporis humani ejusque processus vitalis.* Auctore *G. Prochaska*, Med. Dr. Consil. Anat. Physiolog. et doctr. de morb. ocul. Prof. P. O. etc. Cum tabulis aeneis (XI und dem Bildniss des Verfassers). 1812. XVI u. 180 S. 4. (7 Rthlr.)

Schon früher hatte der um die feinere Anatomie und Physiologie höchst verdiente Vf. die Resultate seiner Untersuchungen über die Gefäße bekannt gemacht, welche von derselben Wichtigkeit, wie seine älteren Arbeiten über die Structur der Muskeln und Nerven, sind. Unterdessen schienen ihm die neueren Ansichten in der Physiologie und seine fortgesetzten Beobachtungen eine Umarbeitung nöthig zu machen, welche hier folgt. Zugleich ist er bemüht, den Lebensprocess organischer Körper, und des menschlichen insbesondere, nach den allgemeinen Naturkräften, und also auch nach den Gesetzen der Elektricität, so weit es möglich ist, sie aus ihren Wirkungen zu erkennen, empirisch zu erklären. Zuletzt sind noch einige sehr wichtige und lehrreiche Beobachtungen über mehrere abnorme Producte des Lebensprocesses angehängt.

Eine möglichst gedrängte Darstellung des Inhalts wird unsere Leser mit dem Ideengange des Vfs. bekannt machen, und sie von der Wichtigkeit der mitgetheilten Beobachtungen überzeugen. In dem 1 Cap. ist die Rede von den Attributen des Organismus, welche in äussere und innere eingetheilt werden. Zu den äusseren gehört: die Lage, Verbindung, Gestalt, Consistenz, Zahl, Durchsichtigkeit u. s. w.; zu den inneren die Mischung der Grundstoffe, die Kräfte und die innere mechanische Zusammensetzung und Textur. In dem 2 Cap. werden die äusseren Attribute einzeln durchgeführt, und nach ihrem verschiedenen Einfluss auf den Organismus aus einander gesetzt. 3 Cap. Von der Mischung der Theile. Die thierischen Stoffe unterscheiden sich von den vegetabilischen und mineralischen, denen sie doch eigentlich ihre Entstehung zu verdanken haben, durch eine Mischung, welche sie vorzüglich zur Fäulung geneigt macht. Als entferntere Grundstoffe sind den thierischen und vegetabilischen Substanzen gemein: Oxygen, Hydrogen, Kohlenstoff und Azot, welches letztere bey den Thieren prädominirt. Aus den mancherley Mischungsverhältnissen dieser Grundstoffe gehen die näheren, nämlich: Wasser, Eyweissstoff, fibroser Stoff, Kleber, Schleim, Öl, Kalkerde, auch, wiewohl in geringerer Quantität, Zuckerstoff, Phosphorsäure, Harnstoff, Harnsäure, Essigsäure u. s. w. hervor. Diese Grundstoffe werden nun näher untersucht, und *Humboldts*, *Haberlas*, *Klaproths* und Anderer Vorstellungen von denselben beleuchtet. Übrigens bemerkt der Vf. ganz richtig, dass Farbe, Geschmack und Geruch noch Mischungsverhältnisse zu erkennen geben, welche sich durch die Hülfsmittel der Scheidekunst nicht ergründen lassen. — Cap. 4. Von der wechselseitigen Anziehung der Körper und ihrer davon abhängenden Mischung, Textur und Form. Der Vf. geht zuerst von Erklärung der Schwere als einer allgemeinen Attraction der Körper gegen den Mittelpunct, und der Cohäsion, als einer besonderen Attraction der Theilchen unter sich, aus. Durch die wechselseitige Anziehung zweyer sich berührender Körper werden beide gemeinschaftlich gegen das Centrum getrieben, und fliessen in einen Körper zusammen. Dass die Wirksamkeit der Attraction und Repulsion sich noch über die Peripherie zweyer oder mehrerer Körper erstrecke, zeigt sich bey leichten Körpern, von denen sich beym Schwimmen auf dem Wasser manche anziehen, manche abstossen. Nach verschiedenen Verhältnissen ist hier die allgemeine Attraction gegen das Centrum bey einigen grösser, bey anderen geringer, und unter gewissen Umständen wechselt Attraction und Repulsion, ohne dass elektrische oder magnetische Polarität bey den gegenseitigen Anziehungen dieser Körperchen bemerkt werden kann. Alle Körper ziehen durch mittelbare oder unmittelbare Berührung neue Grundstoffe an, wodurch sie selbst, vermittelst Erweichung, Auflösung, Niederschlag, Gerinnung u. s. w., vielfältig verändert werden. Neue in den Körper aufgenommene Grundstoffe erregen durch ihre Heterogenität auch elektrische Attractionen und Repulsionen, wodurch die Natur der Mischung verändert wird, und ihre Grundstoffe in verschiedene von der runden Form abweichende Gestalten sich bilden und krystallisiren. — Cap. 5. Von den elektrischen Attractionen und ihrem Einfluss auf organische und unorganische Körper. Das wichtigste Phänomen der Elektricität, aus welchem alle übrigen Phänomene resultiren, ist der Wechsel der Attraction und Repulsion. Die Elektricität wird durch Reibung oder blosse Berührung zweyer verschiedenartiger Körper bewirkt, und ist bey dem einen negativ, bey dem anderen positiv. Diese Erregung geschieht durch die Berührung zweyer verschiedenartiger Metalle, vermittelst des Wassers, in der voltaischen Säule, und findet sowohl zwischen vegetabilischen Substanzen, als zwischen thierischen,

und Schläge ganz verunstaltet worden war, und wo sich eine enorme, von der Nasenhöhle ausgehende, über den Augenhöhlen luxurirende Knochengeschwulst gebildet hatte. Auf den drey letzten Tafeln sind in verschiedenen Ansichten der Schädel und andere Knochen eines Cretinen von 33 Jahren abgebildet. Der Mangel der vollständigen Ausbildung ist an allen diesen Knochen höchst auffallend. Die grosse Fontanelle ist weit offen, die Stirnhöhlen fehlen ganz, die Nasenbeine sind äusserst klein, beide Jochbogen sind unvollendet und nicht geschlossen, mehrere Zähne sind noch in den Zahnfächern verborgen, und der grösste Theil des hinteren Umfangs des Schädels besteht aus wormischen Beinchen. Auch die Schlüsselbeine waren unvollendet. An den drey ersten Brustwirbelbeinen waren die hinteren Bögen gespalten. Auf beiden Seiten war der Kopf des Schenkelbeins abgerieben und stand unterhalb dem grossen Rollhügel.

C. T.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Über die Ruhr.* Von Dr. *Georg Freyherrn von Wedekind*, vormals Oberarzte der k. k. Reservearmee und des Militärspitals zu Mainz, auch daselbst Prof. der med. Praxis und Mitgliede des k. Jury-medical und der Departemental-Gesellschaft der Künste und Wissenschaften; nun grossherzogl. hess. Geheimenrathe und Leibarzte, Commandeure des Verdienstordens u. s. w. Herausgegeben von Dr. *Dannenberg*, grossherzogl. hess. Hofmedicus und Mitglied des med. Collegiums zu Darmstadt. 1811. XVI u. 117 S. 8. (14 gr.)

Auch unter dem zweyten Titel:

Versuch einer Beantwortung der von der gelehrten Gesellschaft zu Utrecht ausgesetzten Preisfrage über die Natur und Heilart der Ruhr und über die Anwendung des Mohnsafts in derselben.

Der Vf. sandte diese Abhandlung in derselben Gestalt, wie sie hier von dem Herausgeber, Hn. D. *Dannenberg*, dem Drucke übergeben worden, nach Utrecht, erhielt aber, mehrerer Anfragen ungeachtet, weder Antwort noch Manuscript von dort zurück. Da nun die gelehrte Gesellschaft jenes Orts keine Preisschrift öffentlich bekannt gemacht hat; so scheint es, dass, vielleicht der grossen kriegerischen und bürgerlichen Unruhen und der daraus erfolgten wichtigen Staatsveränderungen in Holland wegen, gar keine Concurrenz Statt gehabt habe. Der Herausgeber verdient aber ohne Zweifel unseren Dank, dass er diese, die vielleicht ohne seine Dazwischenkunft unbenutzt in dem Pulte des Vfs. liegen geblieben wäre, zu Tage gefördert hat. Denn von Seiten ihres praktischen Verdienstes verdient sie allerdings eine weitere Verbreitung durch den Druck. Aber dieses ist auch ihr grösstes und einziges Verdienst. Von weit geringerem Belange sind die theoretischen Ansichten; ja das Hauptthema des ganzen Buchs, dass nämlich die Ruhr eine erysipelatöse Entzündung des Mastdarms sey, bleibt, ungeachtet der vielen und mühsam zusammengesuchten Beweise dafür, zweifelhaft und unwahrscheinlich, sobald man diese Beweise etwas näher beleuchtet hat; und Alles, was daraus mit einigem Scheine von Wahrheit gefolgert werden könnte, wäre, dass die Ruhr in vielen ihrer Zufälle mit den Erscheinungen der Entzündungen zusammentreffe, und dass in vielen Fällen eine Entzündung der inneren Haut der dicken Gedärme Folge derselben, aber keineswegs, dass in dieser die nächste Ursache derselben begründet sey. Diess scheint der Vf. selbst gefühlt zu haben, wenn er S. 24 als Ursache der Entzündung des Mastdarms scharfe und desoxydirte Stoffe in den Gedärmen zum Grunde legt. Aber wo kommen diese scharfen Stoffe her? Zeugen sie nicht von einem Leiden anderer Organe und ihrer Secretionsthätigkeiten? und ist es nicht den Grundsätzen einer geläuterten Pathologie angemessener, die Ursache der Ruhr in einem Missverhältniss dieser Secretionsthätigkeiten, als in einer Entzündung eines Organs zu suchen, das erst in der Folge durch die Schärfe der anderswo abgesonderten Stoffe in Mitleidenschaft gezogen wird? Dass jene fehlerhaften Absonderungen nicht aus den dicken Därmen ihren Ursprung nehmen, lässt sich besonders daraus beweisen, dass sie nicht immer gerade schleimig oder blutig, sondern oft auch gallig sind, Fälle, welche freylich der Vf., obgleich mit Unrecht, nicht zu den Ruhren gezählt wissen will; dass ferner die Schmerzen gewöhnlich in der Gegend des Nabels ihren Anfang nehmen, ja dass beynahe jeder ruhrartigen Ausleerung ein solcher Schmerz in jener Gegend vorher geht, der sich dann erst späterhin in die tieferen Gegenden des Darmes fortpflanzt; dass viele Ruhren mit Erbrechen und anderen Erscheinungen, welche auf ein Leiden anderer und höher liegender Organe, als die dicken Gedärme sind, hindeuten, beginnen u. s. f. Was dieses für Organe sind, lässt sich freylich nicht mit Gewissheit bestimmen, inzwischen scheint die Meinung einiger älterer Ärzte, welche die Leber und das Pfortadersystem dafür nahmen, Manches für sich zu haben. Wenn nun aber dort jene fehlerhaften Absonderungen ihren Ursprung nehmen, und die Entzündung des Mastdarms erst Folge der durch sie verursachten Erosion ist: so müssen auch natürlich dann ganz andere therapeutische Maximen in Beziehung gesetzt werden, als diejenigen, welche bloss gegen das secundäre Übel, die Mastdarmsentzündung, gerichtet sind, und daher können Mittel, wie Rheum, Tamarinden u. s. w., welche bey dem Vf. zum Theil eine sehr untergeordnete Rolle spielen, zum Theil ganz übersehen worden, in ihrer alten Würde bestehen.

Übrigens finden sich gerade in therapeutischer Hinsicht viele recht gute und brauchbare Bemerkungen und Vorschläge, so wie denn überhaupt die ganze Abhandlung ihren Vf. von der wahren Seite, als guten Praktiker, zeigt. Besonders enthält der Abschnitt von der Anwendung des Opiums gute Winke und Grundsätze, obgleich einer Theorie (der Vf. ist bekanntlich ein Anhänger *C. L. Hoffmanns*) entsprossen, und in einer Sprache vorgetragen, die beide heutiges Tages nicht mehr im Cours sind, und dem jetzigen Stande unserer Wissenschaft zufolge auch nicht wieder in Cours kommen können.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

PHILOSOPHIE.

Halle und Leipzig, in der ruffischen Verlagshandlung: *Verfuch über die Gefühle, befonders die Affecten.* Von *J. G. E. Maafs*, Prof. der Philof. zu Halle. Erfter oder allgemeiner Theil. 1811. XXIV. u. 551 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Die Wahrheit leuchtet durch fich felbft ein, und findet ungehinderten Eingang in unbefangenen Gemüthern. Und fo fragen wir die Lefer, indem von einem Werke über die Gefühle die Rede ift, ob fie mit unferen Föderungen an den Verfaffer eines folchen Werkes wegen des Standpunctes und der Richtung, die er zu nehmen hat, fo wie zunächft wegen des poftulirten Inhalts felbft, übereinftimmen. Der Autor, fagen wir, mufs damit anfangen, uns die mancherley Gefühle der menfchlichen Natur nach der Verfchiedenheit ihrer Arten und ihrer Beziehung auf unfer phyfifches, äfthetifches, intellectuelles und moralifches Dafeyn, beftimmt, vollftändig und nach treuer Beobachtung (denn diefe allein darf ihn hier leiten) vor die Augen zu legen, mufs uns dann ihre verfchiedenen Quellen, ihre verfchiedene Beftimmung, ihre verfchiedenen Einflüffe auf die phyfifche und geiftige Ökonomie des Menfchen aus einander fetzen, und zuletzt über die Möglichkeit ihrer Ausartung und ihre wirkliche Verderbnifs, fo wie über die Mittel der Veredlung einiger, der Befchränkung, Umftimmung, Ausrottung anderer, gehörigen Auffchlufs geben. Übrigens würden wir ihm nicht erlaffen, uns über das Vermögen der Gefühle und über den Rang, den es in unferem Wefen einnimmt, befriedigende Auskunft zu verfchaffen. Denn fo viel fieht ein Jeder fchon von felbft ein, weil er es fühlt, dafs diefes Vermögen in uns von hoher Bedeutung feyn müffe. Der Autor würde fich hier aber nicht bey Gefühlen, welche die finnliche Natur des Menfchen angehen, und die er mit anderen lebendigen Wefen gemein hat, hauptfächlich zu befchäftigen haben, fondern das Vermögen eigentlich menfchlicher Gefühle zum Haupt-Gegenftand feiner Unterfuchung machen müffen. Denn es wird mit Recht vorausgefetzt, dafs er den Menfchen, als folchen, zu feinem Gegenftande hat, und dafs die finnliche Natur nur in Beziehung auf die vernünftige in ihm betrachtet wird. Nun wiffen wir: Freude, Sehnfucht, Hoffnung, Reue, Mitleid u. f. w. find menfchliche Gefühle, und wohnen im Herzen, im Gemüthe, fo gut wie Liebe, Hafs, Neid, Zorn u. d. gl. — Läuterung, Heiligung des Herzens aber ift unfere höchfte Aufgabe; denn unfer Verftand wie unfer Wille trägt die Farbe unferes Herzens, und richtige Einficht wie richtiges Handeln find nur die Folge eines reingeftimmten Gemüths. Ein Werk über die Gefühle müfste alfo im Wefentlichen und der Hauptfache nach ein Werk über das menfchliche Herz feyn, ja mit ihm anfangen und endigen. Es müfste gezeigt werden, dafs das Herz der Brennpunct unferes Lebens ift, dafs alles unfer Dichten und Trachten, Sinnen und Schaffen von ihm ausgeht und fich auf daffelbe zurückbezieht. Es müfste gezeigt werden, dafs unfer ganzes Wohl und Wehe, das Glück und Unglück unferes Lebens auf der Befchaffenheit unferes Herzens beruht, dafs ein frommes Herz über alle Leiden und Stürme des Lebens erhaben, ein widerfpenftiges aber ihnen preis gegeben ift. Es müfste gezeigt werden, dafs nach der Befchaffenheit unferes Lebens unfere Gedanken und Handlungen ihre Farbe wie ihren Gehalt empfangen, dafs in dem Mafse, wie unfer Gefühl geläutert und erhaben oder unrein und niedrig ift, auch unfere Weltanficht und unfer Standpunct im Leben klar und frey oder trübe und knechtifch find, dafs unfer Herz es ift und die Vortrefflichkeit oder Verworfenheit deffelben, was unferen Charakter beftimmt; mit Einem Worte, dafs wir mit dem Herzen Alles, ohne das Herz Nichts find, dafs alle Thorheit und Weisheit, alles Verderben und Schaffen, alle Verdammnifs und Seligkeit aus dem Herzen ftammt, dafs alfo alle Erziehung, Zucht, Leitung und Bildung der Menfchen ihren Weg zunächft und urfprünglich nach dem Herzen nehmen müffe. Von diefem Princip müfsten demnach, wenn von einem menfchlichen Gefühlvermögen, wenn von menfchlichen Gefühlen die Rede feyn foll, alle Glieder des ganzen Werkes befeelt und beherrfcht werden, von ihm ihre Beziehungen, ihren Gehalt, ihren Werth empfangen. Einen andern Standpunct, eine andere Richtung, einen andern Inhalt eines folchen Werkes, wenn es auf Wahrheit und Gründlichkeit Anfpruch macht, können wir uns nicht denken. — Wie ftimmt nun das, was der Vf. der vorliegenden Schrift ausgiebt, mit unferen Foderungen überein? Faft fcheuen wir uns es zu fagen, weil wir hohe Achtung für den Mann haben, der feit Jahren als namhafter Schriftfteller gilt und fich durch Talent und Bildung auszeichnet: aber ein unbefiegbares Wahrheits-Gefühl zwingt uns, zu geftehen, dafs in diefer Schrift auch keine Ahndung der eben gegebenen Anficht zu finden ift, wie eine kurze Überficht des Inhalts mit

Andeutung des Standpunctes und der Geistesrichtung des Vfs. augenscheinlich darthun wird.

Zuerst ein Wort über den Standpunct und die Geistesrichtung des Vfs. — Theils diese Schrift, theils frühere, zeigen, dass er in der kantischen Schule gebildet ist. Die kantische Theorie wird noch jetzt für sehr psychologisch gehalten, weil sie auf eine so scharfe und subtile Weise psychotomisch ist; allein sie scheint uns gerade dadurch den Zweck, den sie verfolgt, zu verfehlen. Denn nie wird ein organisches Ganzes (wenn es überhaupt erklärbar ist) durch Zergliederung erklärt, weil es nicht aus Stücken zusammengesetzt ist, wie ein Werk der Mechanik, sondern aus Einem Princip hervorgeht, von dem man sich immer weiter entfernt, je mehr man es durch die Anatomie seiner Erscheinungen zu ergründen sucht. Treue Auffassung dieser Erscheinungen in ihrer Gesammtheit, in der Wechselwirkung der sie erzeugenden Thätigkeiten ist wohl, nach aller Erfahrung in Kunst und Wissenschaft, die richtigste Methode und zugleich auch die Grenze des glücklichen Forschens. Diese Methode und Grenze verleugnet der Vf., indem er sich aus dem Gebiete der unmittelbaren, individuellen Beobachtung in das der Abstraction und Analyse verliert. Seine Gegenstände sind und bleiben zwar die Erscheinungen des psychischen Wesens, aber zerstückelt, vereinzelt, aus ihrem lebendigen Zusammenhange gerissen. Es ist nicht der Mensch, wie er uns in treuer Beobachtung fremder Individuen und unserer selbst erscheint, den er darstellt: sondern es sind die Elemente des Menschen, welche er einzeln gleichsam hypostasirt, und, als für sich selbstständig, auf einander einwirken läst. Er hat es also nicht mit unseren Vorstellungen, Gefühlen, Bestrebungen zu thun, wie sie sich in der täglichen Erfahrung, als verschlungen in einander und zusammenwirkend, offenbaren und so als Erscheinungen Eines vielfach gegliederten Princips (unseres Ich's) unser geistiges Leben bilden, sondern mit einem Begehrungs-Vermögen in abstracto, wo jedes seine eigene Provinz hat, in der es für sich thätig ist; ganz gegen das Zeugniss der Beobachtung, welche uns belehrt, dass Bestrebungen, Gefühle und Vorstellungen unzertrennbar durch einander bedingt sind. Kein einziger Act unseres im Bewusstseyn sich fort entwickelnden geistigen Lebens ist so isolirt, wie ihn der Vf. auffasst und festhält; und die Resultate dieser widernatürlichen Trennung und Vereinzelung können also unmöglich ein Bild der wirklichen Lebensverhältnisse des geistigen, geschweige denn des ganzen Menschen bieten, in welchem physisches und psychisches Wesen auf das innigste verwebt ist. Es ist daher auch zwar zu erklären, aber nicht zu billigen, dass der Vf., anstatt seinen lebendigen Stoff im lebendigen Mittelpuncte zu ergreifen, ihn bey der Oberfläche erfasst, und statt überall nur Ein Princip zu erblicken, auf welches sich die mannichfaltigen Erscheinungen organisch beziehen, nur abgerissene, getrennte, äussere Verhältnisse bemerkt; und eben so wenig ist es zu verwundern, wie zu billigen, dass er der eigentlichen Gefühlslehre, welche es mit bestimmten Gefühlen (und anders giebt es keine, nach seiner eigenen Überzeugung, §. 10) und ihren Verhältnissen zu thun hat, einen allgemeinen Theil vorausgehen lässt, welcher die allgemeinen Merkmale und Verhältnisse der Gefühle darstellt, wodurch weder die Theorie noch die Praxis gefördert wird: denn jene bezweckt bestimmte Erkenntniss, diese bestimmtes Handeln; und wir erkennen weder, noch handeln wir im Allgemeinen, sondern allezeit auf höchst bestimmte Weise.

Jetzt zur Darstellung des Inhalts dieses allgemeinen Theiles. Der Vf. fängt mit Subtilitäten über das Gefühlvermögen an, dessen besondere Existenz in der Reihe der geistigen Kräfte er ableugnet, indem er die Function der Gefühl-Erzeugung auf das Vorstellungsvermögen überträgt, und zwar auf das untere oder sinnliche: die Sinne selbst. Den Beweis davon führt er dadurch, dass er zeigt: die Gefühle müssen, da sie subjective Empfindungen sind, wie alle Empfindungen sinnliche Vorstellungen seyn, nur aber lediglich von dem Zustande des Subjects selbst. Er theilt nun die Gefühle in mässige, und übermässige, körperliche und geistige, lebhafte und schwache, klare und dunkle, wahre und falsche, angenehme, unangenehme und gemischte, spricht von der Stimmung oder Verstimmung, die sie in der Seele erregen, legt ihnen einen bloss physischen Werth bey, und unterwirft sie dem Gesetz der Stetigkeit, der Verwandtschaft, und der Mittheilung. Dem zufolge betrachtet er sofort ihre Einflüsse auf Verstand, Einbildungskraft, Sinne, Begehrungsvermögen und den Körper, so wie umgekehrt die Einflüsse aller dieser Kräfte rückwärts auf die Gefühle, in Rücksicht auf Erregung, Depression, Umstimmung. Zuletzt schliesst er mit den allgemeinen praktischen Vorschriften und Regeln für die Gefühle, von denen er als Grundgesetz das der Mässigung oder rechten Massgebung aufstellt, welches er in drey specifische auflöset nach der Verschiedenartigkeit der Gefühle, von denen die bösen verbannt und ausgerottet, die gleichgültigen gemässigt, die guten in gehöriger Energie erhalten werden sollen; und dazu sollen alle Thätigkeiten und Kräfte des Menschen in Anspruch genommen werden, und Verstand, wie Einbildungskraft, Begehrungsvermögen, Sinne und Körper mitwirken.

Diese gedrängte Inhalts-Anzeige ist hinreichend, um das, was wir von dem Standpuncte, der Richtung, dem Ideengange des Vfs. gesagt haben, und wie wenig das Ganze mit den an eine Gefühlslehre gemachten gerechten Foderungen übereinstimmt, zu bestätigen. Denn wenn gleich wir hier nur den allgemeinen Theil der Schrift vor uns liegen haben: so enthält er doch schon die Anlage und den Umriss des ganzen Gebäudes; und wir dürfen im zweyten Theile nichts als weitere Ausführung und nähere Bestimmung des hier Dargestellten erwarten; gerade wie diess bey dem Werke über die Leidenschaften der Fall ist, dessen Plan und Anordnung der Vf. hier streng, nur in Beziehung auf die Gefühle, wiederholt. Wir können al-

so mit Bestimmtheit voraussetzen, dass im besonderen Theile der Gefühlslehre dieselben Principien, dieselben Begriffe, dieselben Ansichten, nur auf das Bestimmte und Einzelne angewendet, obwalten werden. Diese Principien, Begriffe und Ansichten aber belehren uns, dass der Vf. die Gefühle als einen principlosen, äusseren, untergeordneten, ja gleichsam niedrigen und zufälligen Stoff aufgefasst hat, als ein Accessorium des Vorstellungsvermögens, an sich ohne selbstständigen Rang und Werth, und nur dadurch von Bedeutung, dass es auf die eigentlichen geistigen Kräfte, wie auf den Körper, einen mannichfaltig bestimmenden Einfluss hat, ungefähr so wie die äussere Atmosphäre, obgleich nicht zu unserem körperlichen Organismus gehörig, dennoch bestimmend auf denselben einwirkt, und in dieser Hinsicht Beachtung verdient. Es scheint fast, als sey der Vf. der Meinung, dass wir allenfalls auch ohne Gefühle auskommen könnten, indem sie ja durch kein wesentliches Princip unserer Menschheit begründet sind, sondern nur einer äusseren Form unseres jetzigen Daseyns, dem unteren Vorstellungsvermögen, angehören, durch welches wir mit der Körperwelt in Verknüpfung stehen. Wir haben aber eine ganz andere Ansicht von dem Wesen, dem Verhältniss, der Bedeutung und dem Range des Gefühlvermögens und der Gefühle unserer eigentlich menschlichen Natur aufgestellt, und hoffen gezeigt zu haben, dass gerade an diesem Vermögen und seinen Erscheinungen in unserem Bewusstseyn die Wurzel unseres Daseyns haftet. Der Vf. selbst beweiset uns diess, man könnte fast sagen, ohne es zu wollen, in den Abschnitten seiner Schrift, welche von den Einflüssen der Gefühle auf den ganzen Menschen handeln, und welche überhaupt das Gelungenste im ganzen Werke sind, reich an scharfen, feinen und wahren vielseitigen psychologischen Bemerkungen und Beziehungen so dass, wenn sie nicht den Charakter und das Gepräge des Ganzen, nämlich der Rücksichtlosigkeit auf ein inneres organisches Princip der Gefühle, an sich trügen, sie den grössten Theil unseres Tadels überflüssig gemacht hätten, besonders da sie sich durch einen grossen Aufwand von Fleiss, Scharfsinn und Belesenheit auszeichnen.

Doch gesetzt auch, unser ganzer bisheriger Tadel wäre ungegründet, alle unsere an ein Werk über die Gefühle gemachten Foderungen wären falsch, das so eben Ausgezeichnete bliebe in seinem vollen Werthe: so findet sich dennoch, selbst wenn wir uns in die eigene Sphäre des Vfs. versetzen, und ihn nach seinen eigenen Principien beurtheilen, noch so viel zu rügen, dass wir uns über die Gebühr ausdehnen würden, wenn wir alle unsere Einwürfe mit ihren Gründen vorlegen sollten. Wir fassen daher nur den Anfang und das Ende, die theoretische Begründung und den praktischen Schluss dieses allgemeinen Theiles der Gefühlslehre auf, um die Mangelhaftigkeit und Ungenüglichkeit der darin aufgestellten Ansichten darzuthun, und damit unsere Kritik zu beendigen.

Dass der Vf. das Vorstellungsvermögen zur Basis der Gefühle macht, und die Art, wie er es thut, ist auf mehr als Eine Weise ein Irrthum. Erstlich, gesetzt auch, das Wesen der Gefühle wäre hinlänglich bestimmt, wenn man sie Vorstellungen von dem Zustande des empfindenden Subjects nennt (§. 2): so ist doch die Art, wie diese Vorstellungen zu Stande kommen sollen, etwas in seinen Elementen selbst sich Widersprechendes. Es ist das sinnliche, das untere V.V., dem die Gefühle zugehören sollen: den äusseren Sinnen die körperlichen, dem inneren Sinne die geistigen (§. 7). Nun haben wir Gefühle von Hunger und Durst, Müdigkeit, Geschlechtstrieb, Wohl- und Übelbefinden überhaupt, und eine mannichfaltige Modification von besonderen körperlichen schmerzlichen Gefühlen. Welcher von den äusseren Sinnen stellt diese dar? Oder sollen sie von dem inneren appercipirt werden? Dieser zeigt aber, nach des Vfs. eigener Aussage (§. 46), nur die Zustände und Veränderungen der Seelenthätigkeiten an. Sodann, dieser innere Sinn selbst, wie kann er zum unteren oder sinnlichen V.V. gerechnet werden? Etwa wegen der Verwandtschaft der Worte: Sinn und sinnlich? So muss es der Vf. nehmen; er vergisst aber, dass *sinnlich* nur das benannt wird, was auf den physischen Theil unseres Wesens, auf die äussere, die Körper-Welt bezogen wird. Und gerade von dieser Function, nach der eigenen Erklärung des Vfs., abstrahirt der innere Sinn; er ist der Träger der geistigen Gefühle: der ästhetischen (im engeren Sinne), der intellectuellen, der moralischen. Was hat das untere, sinnliche V. V. mit diesen zu thun? Oder sind sie auch körperliche Gefühle? Aus der Gleichstellung der Sinne im Sinne des Vfs. mussten wir diess folgern. Überhaupt hätten wir gewünscht, der Vf. möchte sich über die Existenz und Beschaffenheit dieses inneren Sinnes, den er als bekannt voraussetzt, und über den auch *Kant* uns sehr im Dunkeln lässt, etwas näher erklärt haben. Unserer Überzeugung nach ist er das Bewusstseyn selbst, welches alle Thätigkeiten der Seele in sich aufnimmt, selbst aber nur ein Vermögen innerer Apperception und von den eigentlichen Seelenthätigkeiten (auch von dem Vorstellungsvermögen im engern Sinne, d. h. von dem Vermögen der Anschauungen und Begriffe, welches der Vf. mit dem Bewusstseyn verwechselt, und durch welche Verwechselung die Gefühle gar zu Anschauungen oder Begriffen würden, was doch wohl seine Absicht nicht ist,) verschieden ist, wie uns die Seelenoperationen der Nachtwandler und Wahnsinnigen, bey denen dieser Sinn schläft oder gelähmt ist, oder der Thiere, bey denen er noch nicht entwickelt ist, beweisen. Das Bewusstseyn haben wir ohne unser Zuthun, wie das Auge oder das Ohr, und es hängt nicht von uns ab, ob wir unserer bewusst seyn wollen oder nicht. Das Bewusstseyn ist kein Denken, kein Anschauen, kein Fühlen, kein Begehren, kein Wollen; sondern *in ihm*, nicht durch seine Kraft und Wirkung, wird gedacht, angeschaut, gefühlt, begehrt, gewollt; es ist, mit Einem Worte, der Schauplatz, in welchem die Acte der Seele vor sich gehen, aber von den handelnden Kräften eben so verschieden wie der Schauplatz von

dem Schauspieler; es legitimirt sich demnach vollkommen als innerer Sinn, der unter andern auch die Gefühle, und nicht bloss die inneren, sondern auch die äusseren, in sich aufnimmt: denn was ist ein bewusstloses Gefühl? Und so wäre denn dieser Sinn der allgemeinen Apperception, der keinesweges ein unteres oder niederes Vorstellungsvermögen, sondern unser höchstes, ja einziges und mit dem Erkenntnissvermögen nicht zu verwechseln ist, das ausschliessliche Receptakel für alle Gefühle, und ein niederes oder unteres V.V. käme hier gar nicht in Erwähnung. Denn das Vorstellende ist überall Eines, Ein ungetheiltes, Äusseres und Inneres in sich fassendes Bewusstseyn.

Was haben wir nun gewonnen, wenn wir wissen, dass Gefühle Vorstellungen im Bewusstseyn sind, oder richtiger, im Bewusstseyn vorgestellt werden? Auch die Anschauungen, die Gedanken, die Bestrebungen werden im Bewusstseyn vorgestellt: der Charakter der Vorstellung und des Vorstellens (überhaupt bloss bildlicher Ausdrücke) ist also ein höchst allgemeiner Charakter, der im Grunde nichts weiter als das Vorkommen, das Vorhandenseyn im Bewusstseyn bezeichnet. Demnach sind alle, auch noch so verschiedenartigen Erscheinungen im Bewusstseyn Vorstellungen, darum aber sich nichts weniger als gleich. Und diess ist das Zweyte; was wir rügen, dass nämlich das Wesen der Gefühle durch den Begriff „Vorstellung" nicht im Geringsten ausgesprochen ist, ja nicht einmal durch den Zusatz: „vor dem Zustande des empfindenden Subjects". Denn dieser Zustand ist eben das Fühlen, das Empfinden; und wenn die Vorstellung davon etwas anderes ist: so ist sie ja das Gefühl selbst nicht; macht sie aber das Gefühl aus; so ist mit dem Zusatze noch nichts erklärt: denn in welchem Zustande das fühlende, empfindende Subject sey, soll ja eben erklärt werden. — Ungern befassen wir uns mit solchen Subtilitäten, aber wir haben es jetzt mit dem Vf. auf seinem eigenen Felde zu thun. Wir fahren demnach fort. Wenn das Vorstellungsvermögen (Bewusstseyn) die Form, die Einrichtung ist, vrmittelst welcher die Thätigkeiten der Seele, wie der Aussendinge, vorgestellt werden: so sind allerdings auch die Gefühle Vorstellungen. Aber die Vorstellungen überhaupt müssen so verschieden seyn, als ihre Quellen verschieden sind. Eine Sinnes-Empfindung giebt eine andere Vorstellung als eine Reihe selbsterzeugter Gedanken im Verstande oder Bilder in der Phantasie, odes als ein Willens-Act, oder als ein Trieb, eine Begierde, oder auch endlich als ein Affect, eine Gemüthsstimmung. Wäre nun bloss die Materie und nicht auch die Form bey allen verschiedenen Vorstellungen etwas Verschiedenes, müssten wir z. B. bey jeder Vorstellung bloss anschauen, bloss denken: so würden wir kein Criterium zwischen Gefühlen, Gedanken, Begierden u. d. gl. haben, Alles in uns würde in der Form von Gedanken oder Anschauung erscheinen, so ungefähr, wie durch ein gefärbtes Glas alle Gegenstände nur Eine Farbe erhalten. Nun unterscheiden wir aber auf das deutlichste in unserem Bewusstseyn alle jene verschiedenen Seelenzustände von einander: denn wir sind uns eines ganz andern Zustandes bewusst, wenn wir sinnliche Gegenstände wahrnehmen, als wenn wir denken, oder wollen, oder uns freuen oder betrüben: folglich giebt es eben so viele verschiedene Arten der Vorstellungen, als das Bewusstseyn unseres Zustandes verschieden ist. Ist nun dieses der Fall: so nützt es erstlich nicht, die Gefühle Vorstellungen zu nennen, denn das Vorgestelltwerden haben sie mit allen bewussten Seelenzuständen gemein; zweytens aber — und diess ist die Hauptsache — ist es grundfalsch, ihnen eine eigene innere Quelle, eine besondere Kraft ihres Ursprungs in der Seele, abzusprechen aus dem Grunde, weil sie im Vorstellungsvermögen, d. h. im Bewusstseyn erscheinen. In diesem erscheint Alles, auch das Disparateste, hat aber darum, dass es in diesen allgemeinen Sammelplatz aufgenommen wird, nicht auch dieselbe Natur, denselben Ursprung. Folglich muss auch, so gewiss es, weil wir Gedanken haben, ein Denkvermögen, weil wir wollen können, ein Willensvermögen in unserer Seele giebt, eben so gewiss, weil wir Freude, Schmerz, Hoffnung, Sehnsucht u. s. w. *fühlen* können, ein Vermögen dazu in unserer Seele geben, dessen Thätigkeit und Wirkung von dem Bewusstseyn nur appercipirt, aber nicht erzeugt wird, so wie das Bewusstseyn überhaupt nichts Eigenes erzeugt, sondern Alles, was es darstellt, nur von aussen oder innen in sich aufnimmt. Wir fügen noch hinzu, dass man in diesem Gefühlvermögen, so gut wie bey dem Erkenntnissvermögen, ein unteres und oberes, oder besser: ein äusseres und inneres, unterscheiden müsse, wovon sich jenes auf die Zustände unseres Körpers bezieht, und thierisches G. V. genannt werden kann, das letztere aber auf die Zustände unseres geistigen Wesens, welches dann das eigentlich menschliche G. V. und gar nichts anderes, als das durch alle Zeiten berühmte, thörichte, bald verzagte, bald übermüthige, bald himmeljauchzende, bald zum Tode betrübte Ding ist, welches der Vf. in seiner allgemeinen Theorie der Gefühle so ganz übersehen hat.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Der Zimmer- und Fenster-Garten.* Oder kurze und deutliche Anleitung, die beliebtesten Blumen und Zierpflanzen in Zimmern und Fenstern ziehen, pflegen und überwintern zu können. Nebst einer Anweisung zur Blumentreiberey und zu einer für alle Monate geordneten Behandlung der in diesem Werke vorkommenden Gewächse. Von *Carl Paul Bouché*, Kunstgärtner in Berlin. Zweyte verbesserte u. vermehrte Auflage. 1811. VIII u. 314 S. 8. (20 gr.)

Die Schrift hat sich durch Erfahrung bewährt: die neue Auflage verdient neue Empfehlung.

B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

PHILOSOPHIE.

Halle und Leipzig, in der russischen Verlagshandlung: *Versuch über die Gefühle, besonders die Affecten.* Von *J. G. E. Maass* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Aber auch in dem allgemeinen *praktischen* Abschnitte ist diess geschehen. Und hierüber zum Schluss noch einige Worte. „Das Sittengesetz, auf die Gefühle bezogen, gebietet: du sollst sie auf das rechte Mass bringen." Diess ist die Grundlage der ganzen praktischen Ansicht des Vfs. (§. 73). Das Sittengesetz aber, so gewiss es einen heiligen Willen verlangt, verlangt auch ein geläutertes heiliges Herz, denn ohne dieses giebt es keinen heiligen Willen. Daher das himmlische Gebot: heiligt eure Herzen! Dieses Gesetz, das Gesetz der Vernunft, die von Gott kommt und zu Gott führt, hat daher keinesweges blosses Mass und Ziel der Gefühle, wobey Alles erlaubt ist, wenn es nur nicht aus den Schranken geht, zum Augenmerk. Das Gesetz des Masses trifft Alles, was *Natur* im Menschen heisst, ist aber keinesweges für das sittlichfreye Wesen im Menschen hinreichend. Wer es zu seiner Maxime macht, erhält dadurch keinen moralischen Werth; und diesen verlangt doch der Vf. von den Gefühlen, weil sie ihn von Natur nicht haben. Sehr wahr. Aber auf dem Wege, den er vorschlägt, erhalten sie ihn auch nicht. Und so nimmt die ganze praktische Tendenz seiner Gefühlslehre wo nicht eine falsche, doch eine einseitige Richtung, eben weil er in seinem Grundgesetze das Herz, das freye Gemüth im Menschen nicht in Anschlag bringt. Die vollständige Gesetzgebung für die Gefühle sollte demnach also lauten: „den Naturgefühlen (die unserem sinnlichen Wesen angehören) Mass und Ziel, aber den Gefühlen des Herzens, des freyen Gemüths, Läuterung, Heiligung!" Zwar fühlt der Vf. wohl das Bedürfniss der Läuterung der Gefühle, aber er bemüht sich vergebens, diese Läuterung mit seinem obersten Gesetze zu vereinbaren, denn er wird dadurch inconsequent und unlogisch, wiewohl er selbst Vf. einer Logik ist. Er lässt nämlich das höchste allgemeine Gesetz der Massgebung für die Gefühle in folgende drey specielle zerfallen: 1) die bösen Gefühle verhüte oder rotte sie aus; 2) die gleichgültigen lass nicht zu stark, 3) die guten lass weder zu stark noch zu schwach werden (§. 73). — Wir erwiedern aber auf (1): Wo böse Gefühle ausgerottet werden sollen, ist von keinem Masse die Rede; auf (2): Ein gleichgültiges Gefühl ist ein Widerspruch; denn alle Gefühle sind entweder angenehm oder unangenehm, oder beides in verschiedener Beziehung, in keiner aber gleichgültig; auf (3): Die guten Gefühle reduciren sich zuletzt auf das Gefühl der Heiligkeit, und dieses kennt kein Mass; wir sollen nicht stückweise, sondern ganz heilig seyn.

H—h.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Von den dunkeln Vorstellungen; ein Beytrag zu der Lehre von dem Ursprunge der menschlichen Erkenntniss.* Nebst einem Anhang über die Frage: *In wiefern die Klugheit eine Tugend sey?* Von *J. C. Schwab*, königl. wirtemb. Geheimen Hofrath u. s. w. 1813. 128 S. kl. 8. (12 Gr.)

Diese Schrift wird bey jedem Kenner sowohl wegen ihres Inhaltes als ihrer Form ihr Glück machen. Die Lehre von den dunkelen Vorstellungen, welche wegen ihres Zusammenhanges mit den wichtigsten Erscheinungen des menschlichen Geistes für jeden Philosophirenden von grossem Interesse seyn muss, ist vom Vf. auf seine sehr beyfallswürdige Weise behandelt worden. Er hat die beiden Extreme, entweder die bloss sinnlichen Wahrnehmungen, oder lediglich das abstracte Denken zum Princip alles Wissens zu machen, glücklich vermieden, beide mit einander verbunden, und so den Mittelweg haltend, alle Foderungen befriedigt, welche billiger Weise an einen Psychologen gemacht werden können. Er erklärt sich über seine Methode so: „Wenn man das Innere der existirenden Dinge erforschen will: so muss man schlechterdings mit der Erfahrung anfangen. Da man aber mit der Erfahrung in der Philosophie nicht vom Flecke kömmt: so muss man mit derselben die höchsten Grundsätze der Vernunft, und nicht nur diese, sondern auch noch die Induction und Analogie verbinden; und dann erst kann *Vermuthungen* Statt gegeben werden." Es ist zu wünschen, dass alle deutschen Philosophen auf diese Methode zurückkommen möchten; die sinnliche Anschauung für sich ist verworren, und das abstracte Denken erkennt vor lauter Licht nichts Bestimmtes; der Begriff kann nicht das Besondere erreichen, und die Anschauung kennt nur das Äussere ohne das Innere, und das Einzelne ohne seinen Zusammenhang mit dem Ganzen: beide im Verein vermögen erst zu leisten, was dem menschlichen Geiste zu erkennen vergönnt ist. Wie die Methode, so verdienen auch Sprache und Darstellung des Vfs. ein besonderes Lob;

sie zeugen von einer klaren und ruhigen Ansicht des Gegenstandes.

Die Lehre von den *dunkelen Vorstellungen* ist besonders von *Leibnitz* in Anregung gebracht worden; weil sie aber seitdem nie vollständig abgehandelt worden: so hat der Vf. seine schon früher darüber gesammelten Materialien nun dem Publicum übergeben. Er zeigt in dieser Schrift die Wirklichkeit der dunkelen Vorstellungen bey allen Verrichtungen des Geistes, bey den *Empfindungen*, *sinnlichen Vorstellungen*, *Begriffen*, *Urtheilen*, *Schlüssen*, *Begehrungen und Abneigungen*, *Affecten und Leidenschaften*, *Ahnungen;* §. 61 handelt von der Coalescirung der dunkelen Vorstellungen mit den Empfindungen; §. 62 löst die Frage, in wiefern sich die leibnitzische vorherbestimmte Harmonie durch die Lehre von den dunkelen Vorstellungen vertheidigen lässt; §. 63 beleuchtet die ästhetische Kraft der dunkelen Vorstellungen, und §. 65 u. folgg. die Einwürfe gegen die Lehre von denselben. Alles beweist einen scharfsinnigen und vorurtheilsfreyen Beobachter, der nicht bloss bey dem Besonderen verweilt, sondern dasselbe auch unter höhere Gesichtspuncte zu fassen versteht. Rec. verweist die Leser auf die Schrift selbst, und begnügt sich mit einigen Bemerkungen. — Da der Vf. unter dunkelen Vorstellungen solche versteht, die von uns nicht wahrgenommen werden, ob sie wohl in uns vorhanden sind: so unterscheidet er sich dadurch von mehreren Philosophen alter und neuer Zeit, welche bey denselben immer noch eine Art von Bewusstseyn Statt finden lassen, z. B. *Locke* und *Condillac*, *Wolf* und *Kant*; Hr. *S.* berichtigt ihre Ansichten, und bringt das Recht auf seine Seite. Was er §. 26 u. folgg. von den *angebornen Begriffen* sagt, gehört zu dem Interessantesten der ganzen Untersuchung, besonders die Erörterung der leibnitzischen Lehre darüber und ihre Vergleichung mit den kantischen Begriffen *a priori*. Dass er §. 56 den Unterschied zwischen Affecten und Leidenschaften, wie *Kant* ihn festsetzte, nicht will gelten lassen, kann Rec. nicht billigen; die von K. dafür angeführten Gründe sind vom Vf. nicht widerlegt. Eben so wenig halten wir die Erklärung der *Ahnungen* aus den dunkelen Vorstellungen nach der von Hn. *S.* gewählten Weise für zureichend, über diese wichtige Erscheinung befriedigenden Aufschluss zu geben; hier scheint ein tiefer liegender Zusammenhang unter den Substanzen Statt zu finden, der nicht nach den sinnlichen Verhältnissen der Zeit und des Raums beurtheilt werden darf.

Die als Anhang beygegebene Beantwortung der Frage: *Ist die Klugheit eine Tugend?* enthält zwar keine neuen oder besonders tiefen Gedanken, bringt aber doch nützliche Wahrheiten in Erinnerung. Der Vf. geht aus von dem Gegensatze der *stoischen* und *kantischen* Lehre über diesen Punct, und nimmt erstere gegen diese in Schutz. Die Klugheit gehört bekanntlich bey den Stoikern zu den 4 Cardinaltugenden, während *Kant* sie nicht einmal als eine moralisch gute Handlung gelten lässt; dass nun Letzter Unrecht habe, zeigt Hr. *S.* überzeugend sowohl in Beyspielen als mit allgemeinen Gründen. Darüber wird jeder Verständige auch mit ihm einverstanden seyn, so wie auch darüber, dass die Folgen der Handlungen, so weit sie von uns vorauszusehen sind, in die sittliche Beurtheilung aufgenommen werden müssen. Die Klugheit als Tugend, gehört zu der Verbindlichkeit, seinen Verstand für seinen Beruf und die damit verbundenen Verhältnisse auszubilden. Übrigens glaubt Rec., dass *Kant* die Klugheit in einem anderen Sinne genommen habe, als die *Stoiker*, und dass ihre beiderseitigen Begriffe davon nicht unter einen Gesichtspunct können gebracht werden.

M. A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

WIEN, in d. rehm'schen Buchhandlung: *Unser Volk. Ein Blick in Vergangenheit und Zukunft.* 60 S. 8.

Worte eines sehr verständigen Mannes, welcher mit mehr als gewöhnlicher Einsicht das deutsche Vaterland kennt und redlich liebt, etwas breit spricht, aber oft auch schön und mit innigem Nachdruck. Er giebt sich für einen beginnenden Jünger der historischen Muse, und es mag seyn, dass er sich mit einem besonderen Studium der Geschichte noch nicht lange befasst hat; aber er ist wenigstens mit einem reifen Geiste zu ihr gekommen, und trägt fast zu wenig die Züge der Jugend.

Sehr richtig ist die Bemerkung, dass der getheilte Zustand der Dinge in Deutschland in den letzten Zeiten, der kein gemeinsames Wollen bey unserem Volke in unseren Tagen erwarten liess, nicht nur durch unglückliche Umstände herbeygeführt worden, sondern auch in solchen Eigenschaften des Volkes begründet gewesen sey, welche die ihm eigenthümliche Würde und seinen Ruhm ausmachen. Zu diesem zweyten vorzüglichen Gedanken wendet sich der Vf. erst S. 31 wieder. Bis dahin wird ausführlich und im Einzelnen geschildert, wie gar nicht möglich war, dass das Rühmliche in der deutschen Nation ein allgemeines, und allgemein erkanntes Nationalinteresse veranlasste. Alle hier aufgereihten Bemerkungen sind wahr, und müssen in dem Büchlein selbst gelesen und wieder gelesen werden. Denn wie sehr wir ein neues, ein gemeinsames, ein öffentliches deutsches Leben nun hoffen dürfen, welche Wachsamkeit und Anstrengung werden wir vonnöthen haben, um in unseren Vorstellungen, Sitten, in unserem Privatleben, und jedem kleinen Kreise die isolirte Eigensucht und das Undeutsche zu verbannen! Wir wünschten darum diess alles noch weitläuftiger, und von eben diesem Vf. und nicht in der Form einer vorübereilenden Flugschrift dargelegt zu sehen. Des verständigen und gutmüthig Eindringlichen, wodurch sich der Deut-

fche gern belehren und bessern läfst, ist bey der grossen Umwandlung, die uns bevorsteht, noch gar wenig gesagt worden.

Die Betrachtungen über die rühmlichen Eigenthümlichkeiten unseres Volkes, womit unser getheilter Zustand zusammenhing, werden mit der Behauptung eröffnet, dass von den ältesten freyen Vereinigungen einzeln wohnender cheruskischer Männer (warum gerade dieser? waren die cheruskischen Mannien etwa älter als die frisischen, chaucischen, sächsischen?) alle Fehden des Mittelalters hindurch bis auf die neuesten Zeiten der Deutschen sich ein durchgreifendes Princip zeige, nämlich die dem deutschen Geiste tief eingeprägte Idee des persönlichen Rechtes. Von der anderen Seite offenbare sich ein anderes im deutschen Charakter vorwaltendes Princip, das der Ordnung, als die sich gründe auf gegenseitige Anerkennung des Rechts. Wie nun Rechtlichkeit und Verstand des Deutschen gesucht habe die individuelle Freyheit und die Ordnung, zum Schutze jener, mit einander in Übereinstimmung zu bringen, von den ältesten Mannien bis auf unsere letzten Staatsformen, das sey eine der belehrendsten Untersuchungen.

Allerdings: denn sie beschäftigt sich mit der höchsten Aufgabe aller politischen Verfassung. Darein setzen wir den Preis der Germanen vor allen Völkern, dass die Historie die Begründung und erste Entwickelung ihrer politischen Organisation uns so beschreibt, wie die lauterste Speculation der allgemeinen Politik sich den absoluten Staat denken kann. Wo nicht schon die Familie ein freyer in sich geschlossener Staat ist, da kann überhaupt kein wahrhafter Staat entstehn. Sie tritt dann aus sich hinaus, und vergesellschaftet sich mit dem ihr Ähnlichen. Es entsteht ein Bund von Familien, der in immer weitere Kreise ausgehn, aber nie seinen ursprünglichen Keim verleugnen darf, und immer dahin streben wird, welche Masse innerhalb seiner Sphäre sey, ihr stets wieder Geist und Form Eines Hauswesens zu verleihen, warum auch die Monarchie die einzige vollkommene Staatsform ist, welche die Politik sich denken kann. Immerfort ging die deutsche Verfassung dieser Tendenz nach, und wir würden ihr eigentliches Wesen am liebsten durch die Formel ausdrücken, dass sie die selbstständige Freyheit der einzelnen Familien durch Bünde zu sichern und vielseitigst auszubilden, diesen aber wieder die Kraft Einer Familie zu geben suchte. Das nach und nach zusammengefallene, nun hoffentlich geläutert wieder auflebende römisch-deutsche Kaiserreich war ein erstaunenswürdiges Werk dieser Tendenz, und verdiente in seiner Unschuld und Tiefe wahrhaftig das Beywort des *heiligen*.

Wenn nun ein grosses und starkes Volk in mehreren Bünden neben einander steht, von welchen jeder seine individuelle Freyheit behaupten will, und sein Recht für so heilig hält, dass er es selbst des Friedens wegen nicht aufgeben zu dürfen glaubt: so ergiebt sich aus diesem Gesichtspunct freylich eine ganz andere Ansicht von den Kriegen der Deutschen gegen einander, als von gewöhnlichen Bürgerkriegen. Aber gleichwohl blieb auch ihnen der allgemeine Charakter des Bürgerkriegs, sobald einmal ein Reichstag und ein Kaiser der deutschen Nation vorhanden waren; und in sofern möchten wir ihnen nie mit dem Vf. den Namen eines ehrenvollen und gerechten Kampfs beylegen.

Inzwischen sind es nicht Verfassung und Nationalcultur, wodurch die germanischen Bünde zu der grossen Familieneinheit erhoben werden konnten, denn eine Verfassung, eine so ächte Nationalcultur, welche diess vermöchten, wären selbst das Product einer solchen schon bewirkten Einheit: sondern nur die Noth konnte sie alle zu einer Vereinigung bringen, und so war diese herrliche Erscheinung unseren Tagen vorbehalten, eben weil sie die deutsche Nation als solche am gräslichsten verfallen, und dem Scheine nach für immer zersplittert sah. Wie wahr sagt der Vf. S. 37: „Auch bey dem ernsthaftesten Streite wird den Menschen in gemeinschaftlicher Noth, in der Gefahr, einer fremden Macht zu erliegen, einleuchten, dass eine ehrenvolle Ausgleichung besser ist, als einen Fremden zum völligen Herrn alles Rechtes und aller Freyheit werden zu lassen." Darin können wir ihm aber keineswegs beypflichten, dass ein solches Unglück uns nie so gefährlich bedroht habe, als neuerdings von den Franzosen. Ohne die Schlacht von Hermann dem Cherusker hätten wir aufgehört ein Urvolk zu seyn. Die Römer wussten es ganz anders anzufangen als der französische Despotismus, um eine ihnen hinderliche Nationalität auszurotten. Auch war damals die germanische, wenn gleich stark und frisch und eigenthümlich, doch noch durch keine Cultur festgehalten, und von der überwiegendsten Cultur, die es der Zeit auf Erden gab, befehdet. Jetzo aber war unsere Nationalität durch eine sehr ausgebildete vaterländische Sprache, durch eine reiche Literatur, von welcher aus *Luther*, *Klopstock*, *Kant* und *Goethe* als unsere wahren *Hermanne* in das deutsche Vaterland weit hinaus glänzen, hinreichend gegen das schwache Franzosenthum beschirmt. Der Zeit nur bedurfte der Deutsche, um durch Sammlung des Selbstgefühls die überrumpelnde Raschheit und schleichende Gleissnerey von jenem wieder loszuwerden. Endlich ist, so lange auch nur ein Pfeiler der europäischen Republik noch besteht, gar nicht daran zu denken, dass eine gebildete Nation, deren Cultur durch eine Literatur fixirt ist, noch ganz an eine andere verloren gehe. Wie wenig ist diess selber mit der polnischen Nation in unseren Zeiten der Fall gewesen, wiewohl sie gewiss nicht zum ersten Rang der Cultur in Europa gehört, und wiewohl der überwiegende deutsche Charakter und die ihr verwandte russische Nationalität, in welche sie leicht übergehen konnte, sie gleichsam belagerten.

Der dritte Theil dieser kleinen Schrift enthält Wünsche und Ermahnungen für die Zukunft, die gediegen und wohlmeinend sind, wie ihr ganzer Geist. Zu einem festen allgemeinen kriegerischen Verein der deutschen Nation wird zunächst gerathen. Er ist freylich das nothwendige Bollwerk, hinter

welchem allein alle übrige Nationaleinrichtung gedeihen kann. So werden wir wieder ganz den Weg unserer ältesten Vorfahren gehen müssen, deren Nationalwesen nicht bloss auf Heermannien und Heerbann mit ruhte, sondern durch dieselben, die das Werk der Noth, also der früheste Verein waren, ihre innere friedliche, berathende und gesetzgebende Einrichtung ausbildeten, die dann freylich die wesentlichste und das Lebensprincip des Staats enthaltende Grundlage werden musste und ward. Es würde aber leicht seyn, sobald die hohen verbündeten Mächte und ihre leitenden Staatsmänner über die politischen Resultate für die *besonderen* Verfassungen und die *allgemeine* der deutschen Nation mit einander im Reinen wären die wesentlichen Keime derselben schon in den kriegerischen Verein hineinzulegen, so dass beide, wie sie sollen und nicht anders können, sofort in einander verwachsen wären. Alles Heil der Zukunft beruht darauf, *dass wir ächte freye germanische Nationen sind*, wofür Natur und Schicksal frühe Grenzen angedeutet haben, *und durch einen Bund nach friedlichen und kriegerischen Rechten und Pflichten zu Einer grossen Nation zusammenstehen.* Wie schön aber, wenn unsere edlen siegreichen Helden zu unserer Heimath zurückkehrend ihre Kriegsgezelte abbrächen, und statt derselben plötzlich die ersten ächtfreyen und ächtdeutschen friedlichen Einrichtungen daständen!

Germanien: *Wir sind frey!* — 1814. 31 S. 8. (3 gr.)

Nachdem uns kaum der edle, stille und doch kraft- und muthvolle Wein, hoffentlich für immer *ganz* freye Wein des deutschen Vaterlandes gereicht war, kann uns der Champagnerrausch des Urhebers dieser Worte nicht mit begeistern. Dass er in demselben Napoleon und die Napoleoniden verwünscht, seinen Abscheu vor den grausenvollen Thaten und Unternehmungen des ersten bezeugt, klingt ganz brav; und geschieht es öfters mit lallender, so doch bisweilen auch mit wirklich beredter Zunge, wie z. B. in der Rede, welche S. 23 dem Kaiser Napoleon in den Mund gelegt wird. S. 23: „Von Osten bis Westen, von Süden bis Norden zeugen verheerte Länder, niedergebrannte Städte und Dörfer von meinem Heldenruhm; das Feuer von Moskwa warf die Flammenschrift meines Namens bis auf Asiens Gefilde u. s. w." An einigen Stellen ist auch eine lebendige Laune, wie S. 7: „Da erschien der grosse Baumeister. Der verstund das Handwerk! Er kannte die Augenblicke, und baute dadurch seine Grösse. So habt ihr noch keinen niederreissen und aufbauen gesehen, ihr Deutschen! u. s. w." Da wir indessen keine eindringliche oder mehr als gewöhnliche Bemerkung, noch weniger eine neue Thatsache aus diesem Büchlein hervorzuheben wüssten: so wollen wir den Vf. in seinem seligen Rausch nicht länger stören, und uns in der Fortsetzung dieser Anzeigen zu ein paar Publicisten von altem Schroot und Korn wenden.

M°.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Berlin*, b. Decker: *Schuldiarium oder Classen- und Tage-Buch auf das Jahr 1814 für Schüler in Gelehrtenschulen.* Zum Gebrauch für — 200 S. 4.

Nach der Ansicht des Herausg., Hn. Prof. *Theod. Heinsius*, soll das Tagebuch dem jungen Menschen der erste und allgemeinste Verwahrungsort seiner, beym Unterricht und Selbststudium, täglich eingesammelten Kenntnisse seyn, woraus er, mit Beyhülfe seines Gedächtnisses, den Stoff zu den wissenschaftlichen Schularbeiten entlehnt, die seine Privat- und Haus-Fleiss verfertigt. Je treuer und geordneter dieser Stoff in das Tagebuch eingetragen wird: desto besser werden die schriftlichen Arbeiten ausfallen, desto schneller wird sich in dem Kopf des jungen Menschen ein gewisses Fachwerk bilden, das ihm die Übersicht seiner Kenntnisse erleichtert, die Lernlust nährt und befördert, und die Nutzbarkeit seiner Schulstudien erhöht. — Die Einrichtung eines solchen Tagebuchs kann verschieden seyn. Diejenige, die ihm hier Hr. *H.* gegeben, ist sehr zweckmäsig, und kann mit wenigen Abänderungen, die die Umstände nöthig machen, zum Muster dienen. Voran geht ein Schulkalender auf das laufende Jahr, aus welchem, man sieht nicht warum?, die Sonntage ausgelassen sind. Dann folgt ein Blatt zur Abschrift des Lehrplans. Die übrigen Rubriken so: Angabe der stehenden häuslichen Arbeiten, Aufgaben zu häuslichen Arbeiten, Entwürfe zu Ausarbeitungen, dictirte Sätze und Erzählungen u. s. w. zur eigenen Verbesserung und zum Übersetzen, grammatische Anmerkungen, geschichtliche Anmerkungen, geographische Anmerkungen (die für diesellben angegebenen Abtheilungen hält Rec. nicht für zweckmäsig), naturgeschichtliche und technologische Anmerkungen, Rechnen und Mathematik, Anmerkungen aus dem Religionsunterricht, erklärende Anmerkungen bey Lesung eines Schriftstellers, Titel der Bücher, die dem Schüler zum eigenen Lesen und Studiren empfohlen werden, gelegentliche Bemerkungen aus dem Gebiete der Schulwissenschaften und der eigenen Lectüre, Erinnerungstafeln. D. D.

Dessau u. *Leipzig*, b. Voss: *Die glücklichen Kinder.* Ein Geschenk für gute Söhne und Töchter, von *C. W. Spieker.* Erster Theil. Mit Kupfern. 1808. XVI. u. 270 S. Zweyter Theil. Mit Kupf. und Musikbeyl. 1808. VIII u. 254 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Familiengeschichten für Kinder. Dritter und vierter Theil. u. s. w.

In Beziehung auf den zweyten Titel müssen wir bemerken, dass die beiden ersten Theile auch unter dem besonderen Titel: *Louise Thalheim*, erschienen sind. Ermuntert durch die freundliche Aufnahme, welche diese Jugendschrift fand, entschloss sich Hr. *S.* zur Ausarbeitung der vor uns liegenden, welche in der Anlage mit jener Vieles gemein hat, aber nicht nur in der Ausführung verschieden ist, sondern auch von der Haupttendenz der ersten ganz abweicht. Louise Thalheim war bloss für Töchter geschrieben, um ihren Sinn für schöne Weiblichkeit und besonders für die Freuden der Wirthschaftlichkeit zu wecken. Die glücklichen Kinder aber enthalten für Kinder beiderley Geschlechts eine Familiengeschichte, deren Zweck auf Bildung des zarten Sinnes der Jugend für das Schöne und Edle, auf Belebung des Gefühls für Sittlichkeit und auf Bereicherung des jugendlichen Geistes mit nützlichen Kenntnissen geht. Der Vf. führt seine jungen Leser und Leserinnen in eine freundliche Menschen- und Kinder-Welt, in der man sich so wohl fühlt. Den Beschreibungen und Erzählungen von den Beschäftigungen, Unterhaltungen und Umgebungen des schönen Familienkreises, in welchen der Vf. seine Leser führt, sind lehrreiche geschichtliche und naturhistorische Belehrungen eingewebt. Mit Recht verdient dieses Büchelchen unter den besseren Unterhaltungsschriften für die Jugend eine Stelle.

W. * *.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *De l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation Européenne*, par *Benjamin de Constant-Rebecque*, membre du tribunat, éliminé en 1802, correspondant de la societé Royale des sciences de Goettingue. 1814. VIII u. 208 S. 8.

Wer, während eines nicht unbedeutenden Zeitraums der Umwälzung der Dinge in Frankreich, auf dem Schauplatze sich gegenwärtig befunden, als politischer Schriftsteller in jenem Lande sich einen ehrenvollen Namen erworben hat, wer als Mitglied eines öffentlichen Vereins, in welchem die Vorschläge zu den Gesetzen geprüft wurden, nachher mit Ruhm auftrat, und mit reinen Händen und einem unbefleckten Rufe aus solchen Verhältnissen, in solchen Zeiten, schied, auch es verschmähte, dem zu huldigen, dem sich zuletzt die Meisten unterwarfen, und der alle Talente, alle Männer von einem bedeutenden Namen um seinen Thron zu vereinen bemüht war, wenn sie nur willenlos seinem Willen unbedingt sich hinzugeben geneigt schienen: solch ein Mann wird, wenn er über die Richtung redet, welche die Regierung und ein Theil des Volks in den letzten anderthalb Jahrzehenden genommen, leicht aller Orten Gehör sich zu verschaffen im Stande seyn. Diess alles aber ist der Fall mit unserem Vf.; wir führen es für diejenigen an, die es nicht wissen sollten; wem er bereits näher bekannt ist, der wird schon von selbst begierig nach dem vorliegenden Aufsatze greifen, und in seinen, auf frühere Bekanntschaft gegründeten Erwartungen auch keineswegs sich getäuscht finden; er wird eben den Geist, dieselbe Gewalt über die Sprache, eben die Liebe für die Freyheit und die Sehnsucht nach ihr in diesen Blättern wieder treffen. Indess wird der Leser, indem er gleicher Gesinnung, gleicher Anhänglichkeit an Frankreich, demselben Muthe, das Unrechte und Böse zu verdammen und das erkannte Gute frey zu bekennen, begegnet, dennoch eine andere Freyheit in diesem vorliegenden Werke empfohlen finden, als die war, welche in den früheren Schriften und Reden des Vfs. vorkommt. Wir glauben aber, eben diese Verschiedenheit werde ihm bey allen denen ungemein günstig seyn, welche diess höchste Kleinod der Menschen mit gleicher Sehnsucht suchen, es aber nicht an eine republicanische Form allein geknüpft glauben, und noch weniger an die vormals in Frankreich aufgestellten Grundsätze und an die damals herrschende Sprache.

Die Liebe zur Freyheit wird immer in den Herzen der Edelsten und Vortrefflichsten leben und sie begeistern. Wer in schweren Tagen solche Gesinnung treu bewahrt, und weder durch Furcht noch Eitelkeit, noch durch die Begierde, dem wohlbewussten eigenen Talente einen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen, sie verleugnet hat; wer es vorzog, lieber zu schweigen, als zu heucheln und sich zu entehren, und somit durch die That gezeigt, dass er ein treuer Priester der hehren Göttin sey: der mag nun auch ungescheut, da er keinem Götzendienste sich ergeben, über die Art, wie ihre Verehrung unter den Menschen dauernd zu begründen sey, ungescheut seine Meinung äussern und sie öffentlich bekennen.

Wir sprechen nicht von denen, welche die Freyheit nur im Munde und nicht im Herzen hatten, die deren geheiligten Namen missbrauchten, um ihren ungebändigten Eigenwillen dem Volke aufzudringen, und unter anderen Formen einen Despotismus zu begründen, der empörender war, als der, den man gestürzt; noch reden wir von denen, die aus noch niedrigeren Antrieben, aus Habgier oder Rachsucht, die wirksamsten Triebräder dieser Umwälzung waren. Wir reden vielmehr von dem kleinen, aber redlich und edel gesinnten Theile derer, die aus einem wahrhaften Wohlwollen gegen die Menschen der öffentlichen Freyheit huldigten, die der grossen Einwirkung so mächtiger dunkeler Gefühle hingegeben, oder unbekannt mit dem waren, worin sie eigentlich bestehe, und in wiefern sie unter den Menschen überhaupt und unter einem so grossen und lebendigen Volke, wie die Franken, sicher begründet werden könne. Solche mögen auf ihr vergangenes Leben nicht immer ohne Wehmuth, vielleicht nicht ohne einige Vorwürfe zurücksehen können, indem sie beseelt von edlen Gefühlen, aber mit unberichtigten Begriffen, und unbelehrt von der Erfahrung, verwegen in die Laufbahn eintraten, auch etwa einen Theil des Wegs mit denen machten, die ihrer Gesellschaft nicht werth waren: allein wie dem sey, beide sind nicht in Eins zusammen zu werfen. Und wie viele leben unter uns, denen es doch weit leichter seyn musste, als entfernten Zuschauern, eine nüchterne Besonnenheit zu behaupten, die sich in Wahrheit rühmen könnten, vom Strudel nicht mit fortgerissen worden zu seyn, und die grosse Erscheinung, die nach und nach auftretenden Männer und

heit zur Schwerey führen mußte, und wie ihr rein aus der Vernunft gefolgertes System dem gröbsten Materialismus und der grössten Selbstsucht hinwieder verwandt war.

Unser Vf. führt häufig Stellen aus *Montesquieus* Geist der Gesetze an. Wir freuen uns dessen. Denn das hochgefeyerte, nachher so sehr herabgesetzte Buch enthält nicht nur viele glänzende, witzige Gedanken und auffallende historische Sätze, die zum Theil nur wahr seyn mögen: allein man findet auch darin Bemerkungen, die von einer tiefen Kenntniss der Natur und des Wesens der Menschen und der in bürgerlichen Gesellschaften vereinten einzelnen Völker zeugen. Es war eine Zeit, wo man höchstens *Montesquieus* Abhandlung über den Verfall Roms anführen durfte, weil man alle grossen damals herrschenden Grundsätze in dessen Geist der Gesetze vermisste, die nachher gleichwohl so viel Unheil über die Welt gebracht, und weil eine Verehrung für die brittische Verfassung darin herrschte, über die man schon längst hinaus war, obwohl der vortreffliche Mann selbst diese, in ihrem innersten Heiligthume, schwerlich je genau gekannt hat.

Gewiss würde der Vf. vor anderthalb Jahrzehenden nicht das geschrieben haben, was S. 130 über die *classes* vorkommt, *qui avoient profité de l'organisation sociale abattue, et dont les privilèges, abusifs peut-être, avoient été pourtant des moyens de loisir, de perfectionnement et de lumières.' Une grande indépendance de fortune est une garantie contre plusieurs genres de bassesses et de vices. La certitude de se voir respecté est un préservatif contre cette vanité inquiète et ombrageuse, qui partout aperçoit l'insulte ou suppose le dédain, passion implacable, qui se venge par le mal qu'elle fait de la douleur qu'elle éprouve. L'usage des formes douces et l'habitude des nuances ingénieuses donnent à l'ame une susceptibilité délicate, à l'esprit une rapide flexibilité!* — So ändern sich in wenig Jahren die Ansichten, die Urtheile der armen Sterblichen! Auf eine andere Stelle, von der Gleiches gilt, und die viel Wahres, Geistreiches, Treffliches und Scharfsinniges enthält, in dem 13 Capitel des ersten Theils, welches *de l'uniformité* überschrieben ist, müssen wir hier, da sie zur Mittheilung in diesen Blättern zu weitläuftig ist, nur aufmerksam machen.

Wie viel Unheil die Einheit und Gleichheit über Europa und Frankreich gebracht, das ist noch in frischem Andenken; die Zerstörung aller alt-vaterländischen Gewohnheiten, aller Corporationen und alles Corporationsgeistes hat uns unter anderen mit zu einer fürchterlichen Tyranney geführt; auch hat man in den deutschen Landschaften, denen die fremde Weise mit Gewalt aufgedrungen, zugleich aber alles Vaterländische, im Herkommen Begründete mit Füssen getreten ward, das Volk eifrig das Alte zurücksehnen und es freudig wieder ergreifen sehen, selbst mit allen Mängeln, die es etwa begleiteten. Allein man täusche sich nun auch in sofern nicht, dass man glaube, hiemit sey Alles geschehen. Nicht um des Vfs. Vorstellungen zu berichtigen, sondern um, nach unseren Kräften, dazu beyzutragen, dass das von ihm Vorgetragene, und in vieler Beziehung wohl Begründete, nicht eine Anwendung finde, die verderblich werden könnte, sey es uns vergönnt, folgende Worte hinzuzufügen. Auch dem geringen, gemeinen, ungebildeten Manne sind in unseren Zeiten die Mittel und Wege erleichtert worden, das Alte und das Neue zu vergleichen; das Letzte schien ihm verdammlich, theils weil es blitzschnell, mit Zerstörung alles bisher Üblichen, eingeführt war, theils weil es an und für sich irrig und verderblich war, theils weil durch die Gewalt der Zeitverhältnisse es drückender wurde, als es sonst an und für sich gewesen wäre, theils endlich, weil dessen Einführung ungeschickten oder verruchten Händen anvertraut ward. Allein eben dieser gemeine Mann wünscht Manches von diesem Neuen beyzubehalten, wenn es nur frey von jenen Übeln wäre; manches Alte wünscht er gebessert zu sehen. Rec. hat überraschende Beweise von der Unterscheidungsgabe selbst dieses weniger gebildeten Theils des Volks in den letzten Zeiten erlebt. Wie viel mehr aber muss diess bey den höheren und gebildeteren Classen zu erwarten seyn! Eben so gewiss, als die Vortrefflichsten an ihre eigene Vervollkommnung und Bildung glauben, und sie zu erreichen bemüht sind, eben so müssen sie auch wünschen, dass das bürgerliche Gemeinwesen, dem sie angehören, ebenfalls Fortschritte zum Besseren mache. Diese Wünsche sind nie zu unterdrücken; durch ihre Erreichung wird die Zufriedenheit gesichert, und während jeder hastige Umsturz des Ganzen alle gewohnten Bande auflöst und nur Missmuth verbreitet: so werden durch die allmählich eintretenden Verbesserungen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft an einander geknüpft, und ein nicht leicht zu durchbrechender Damm allen gewaltsamen Neuerungen entgegengesetzt, und auch dem Vorwurfe begegnet, dass man unter ganz veränderten Zeiten, Verhältnissen, Menschen und deren Bedürfnissen halsstarrig am Alten hänge. Durch die revolutionäre Hastigkeit kann ein schneller Tod, durch das halsstarrige Beharren bey verderblicher alter Sitte ein langsames Verfaulen eintreten.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Recepte und Curarten der besten Ärzte aller Zeiten.* Von einem praktischen Arzte. Zweyter Theil. Localentzündungen, Ausschläge. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. 1813. X u. 389 S. Dritter Theil. Schwindsuchten, Nervenkrankheiten, Gicht, Ruhr u. s. w., Krankheiten des Blutgefässsystems. 1814. X u. 502 S. 8. (3 Rthlr. 6 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1814. No. 28 u. 29.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *De l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation Européenne, par Benjamin de Constant-Rebecque etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenn z. B. die metaphysischen Tyrannen keinen erblichen Adel, auch nicht einmal in grösseren Staaten, keine Majorate oder Stammgüter, keine Corporationen dulden wollten: so mochte diess in ihren metaphysischen Grillen eben sowohl, als in ihrer unbändigen Herrschsucht begründet seyn; eben dadurch aber brachten sie das Volk gegen sich auf. Allein wer wollte nun sogleich damit alle Vorrechte des erblichen Adels, wie sie sich oft mehr eingeschlichen haben, als dass sie irgend gesetzlich begründet wären, vertheidigen? Wer wollte nun alle die Vorzüge dieses Standes in Schutz nehmen, wenn sie von der Art sind, dass die übrigen Classen, besonders der Mittelstand, eben dadurch immer beleidigt, gekränkt und niedergedrückt, und somit ein innerer Krieg im Lande erhalten wird? Wer wollte als Vertheidiger der Steuerbefreyung des Adels auftreten, wenn er nicht mehr ausschliessend den Kriegsdienst leistet, oder dessen Verhältnisse zu den Gutsleuten, die gleichwohl frey geworden, in Schutz nehmen, Verhältnisse, wodurch diese immer an den Ursprung aus der Leibeigenschaft erinnert, in ihrem Erwerbe mehr oder weniger gestört, und fort und fort niedergebeugt werden? Wenn ein erblicher Adel als heilsam erkannt worden: so ist rathsam, auch Majorate oder Stammgüter zu haben, denn ein bettelnder Adel ist der schlimmste von allen; aber damit wird man noch nicht Majorate in solchem Masse vertheidigen wollen, wie sie vormals etwa in Spanien gefunden wurden, welche die Verödung des Landes herbeygeführt haben. Es ist gut und heilsam, dass Corporationen mit ihren wohlbegründeten Rechtsamen und Freyheiten im Staate sich befinden; sie haben für sich und das Ganze hie und da Treffliches geleistet; auch liegt es tief in der menschlichen Natur, dass, ausser der allgemeinen Verbindung, besondere bestehen, worin die Einzelnen ihre Kräfte üben, näher und enger zusammen treten, und einen wohlthätigen Wetteifer unter sich erhalten können: allein wer wollte nun sofort alle aufgekommenen, erworbenen, erschlichenen Rechte aller Corporationen in Schutz nehmen, wenn sie deren Genossen dem Ganzen entfremden, und unter ihnen einen Allen nachtheiligen Zunftgeist erhalten? Auf diess in unseren Zeiten aufmerksam zu machen, scheint Pflicht: *Medium tenuere beati!*

Die Britten, diess bewundernswerthe Volk, haben uns durch ihr öffentliches Leben Lehren aufgestellt, die wir nie aus den Augen verlieren dürfen; sie erfreuen sich, seit mehr denn hundert Jahren, einer festen, ausgedehnten öffentlichen Gewalt, von der man, vollends in Zeiten grosser Gefahr, einen zweckmässigen Gebrauch, selbst zur Rettung von Europa, hat machen können; sie verbinden aber damit eine politische und bürgerliche Freyheit, dergleichen, weder bey irgend einem der älteren, noch der neueren Völker, in dieser Ausdehnung und Vollkommenheit je angetroffen worden. Sie haben unzählige Corporationen, denen die Genossen mit grosser Liebe ergeben sind, dabey aber auch einen gemeinen öffentlichen Geist und eine Liebe zum Vaterlande, dem jene nicht nachtheilig geworden, während dieser das Grösste zu leisten vermochte. Hat sich eine Corporation zu mächtig zu Aller Nachtheil erhoben: so hat das Parlament nicht plötzlich, aber allmählich Mittel zu finden gewusst, sie zu beschränken; wie denn der Einführung des *board of controul* für die ostindischen Angelegenheiten schon manches Andere vorausging, grössere Beschränkungen aber in unseren Tagen folgten, und noch bedeutendere zu erwarten sind. Die Britten haben einen erblichen Adel und Stammgüter: aber beide drücken die Übrigen nicht, Niemand klagt darüber, wie bey uns, beide dienen vielmehr der wahren Freyheit als die festesten Grundpfeiler. Die Britten haben, seitdem sie eines so herrlichen öffentlichen Zustandes sich erfreuen, ihre vaterländischen alterthümlichen Sitten nicht, zufolge metaphysischer Grillen und leerer Begriffe, umgeworfen, vielmehr auf den alten festen Grund immer weiter gebaut; sie sind aber auch nicht starr und versteinert bey dem stehen geblieben, was einmal vorhanden war, sondern sie haben in anderen Zeiten, bey veränderten Verhältnissen, angemessene, dem Alten verwandte, und, so viel thunlich, an dasselbe sich anschliessende Gesetze und Regeln den neuen Geschlechtern gegeben. So will es auch die tiefste politische Weisheit, die schon Nic. Macchiavelli empfohlen; auf die alten Grundlagen nämlich zurück zu gehen, diese zu ehren, die alten Formen mit einem neuen Geiste zu beleben, und den Bedürfnissen gemäss daran die erfoderlichen Verbesserungen oder das Neue zu knüpfen. Auf die vollkommenen Einrichtungen des öf-

sentlichen Wesens, um unseres Vfs. Ausdruck beyzubehalten, *metaphysiquement parlant*, d. i. die aus blosser Speculation entstehen, geben wir gar nichts; sie bringen nur leere Luftgebilde ohne alle Haltung im öffentlichen Leben zu Wege; aus des Volks besonderen Verhältnissen, den vorhandenen gewohnten Einrichtungen, mit Achtung gegen das, was Pflicht, Recht, Wohlwollen und Billigkeit gegen Andere fodern, müssen sie hervorgehen, es müssen die verschiedenen vorhandenen Interessen möglichst mit einander verbunden und ausgeglichen werden. Auch ist, nach unserem Ermessen, mit dem Hinwegräumen des *injusti* keinesweges Alles geschehen; es scheint uns selbst die hier gegebene Erklärung dessen, was Unrecht sey, sowohl zu eng als zu weit; ihr zufolge wollten wir alles Erb- und Privat-Eigenthum umwerfen, denn Arme und Bettler leiden immer dabey, und von der anderen Seite wollten wir Vieles vertheidigen, was die Stuarte vom Thron gestossen. Wenn man sich auf die Frage einläst, was ursprünglich Rechtens unter den Menschen seyn solle, und von allem Positiven absieht: so muss man sich so allgemein und formal ausdrücken, dass für die Entscheidung im Einzelnen in dem bürgerlichen Gemeinwesen so gut als gar nichts gewonnen, dass man aber zugleich von Sophisterey zu Sophisterey fortgestossen wird, wenn man anders nicht auf das Moralische, das Wohlwollen, die Billigkeit und die gegebenen Verhältnisse zugleich mit Rücksicht nehmen will.

Wir bekämpfen nicht sowohl den Vf., als wir suchen, in seinem Sinn und Geist, den wir zu kennen glauben, den hier vorkommenden, aus dem grösseren Werke entlehnten Sätzen die Erläuterungen zu geben, welche unsere Zeit dringend fodert, damit wir, nach der glücklichen Besiegung des einen Übels, nicht sofort ein anderes wieder die Oberhand gewinnen sehen mögen. In dieser Hinsicht hoffen wir, dass die Leser und der Vf. das Vorstehende entschuldigen werden. Der Letztere wird den in der vorliegenden Schrift mitgetheilten allgemeinen Ansichten über die bürgerlichen Gemeinwesen in der Folge die nöthige Entwickelung geben, und sie vor Missdeutungen bewahren; wir aber, die wir hie und da die Zeichen der jüngsten Zeit zu verstehen glauben, haben für nöthig erachtet, ihm in dieser Hinsicht vorzugreifen.

Aus einem ganz anderen, dem zunächst liegenden Gesichtspuncte aber, in welchen der Vf. gewiss seine Leser für jetzt vornehmlich stellen wollte, lässt sich die vorliegende Schrift betrachten, nämlich aus dem, dass sie zu einer gerechten Würdigung dessen uns leiten solle, was in den letzten anderthalb Jahrzehnden von dem gewaltigen Machthaber Frankreichs unternommen worden. In dieser Beziehung wird man dem Vf. meist mit Beyfall, oft mit Bewunderung, aber auch mit Entsetzen folgen. Denn die feindseligen furchtbar nachtheiligen Wirkungen dieser dämonischen Kraft sind wohl noch nie so nach allen Seiten hin verfolgt und dargestellt worden. Der Vf. hat dabey für rathsam gefunden, des bösen Dämons Einfluss unter ganz allgemeinen Beziehungen zu würdigen, indem er zeigt, dass eine unbändige Eroberungssucht nicht zu der Stufe unserer Cultur passe, und dass und warum ein Usurpator sich überall und besonders jetzt nicht zu behaupten vermöge. Weshalb der Vf. diesen Weg eingeschlagen habe, darüber hat er sich in der oben angeführten Stelle geäussert; der Grund ist, in Bezug auf seine besonderen Verhältnisse, alles Lobes werth; auch konnte bey dieser Behandlung eine scheinbar grosse Ruhe, die vom Besonderen nicht gestört wird, behauptet werden, obwohl unser Vf. zuletzt, weil es stärker war, als er, seinem Vorhaben nicht ganz treu zu bleiben vermochte. Sieht man von allen persönlichen Verhältnissen und besonderen Beweggründen ab, und betrachtet man die Schrift als ein rein literärisches Product: so will es uns scheinen, dass, wenn das Verfahren dessen, dem es doch eigentlich gilt, der Frankreich und das feste Land eine Zeitlang so unumschränkt beherrschte, namentlich und genauer in Bezug auf unsere Zeit, auf unser Europa, und auf das Volk, in dessen Mitte er auftrat, geprüft worden wäre, Alles in bey weitem schärferen Umrissen würde haben dargestellt und mehr individualisirt werden können. Eben diess Letztere aber ist, bey allen politischen Schriften, die von geistreichen Männern verfasst worden, das Unschätzbarste, während das Allgemeine, das gleichwohl auf ein Besonderes sich bezieht, und an welches der Leser auch immer denkt, manche Beschränkung fodert, wodurch geschieht, dass er bey so allgemein lautenden Sätzen zuweilen anstösst, und mit dem Vorgetragenen nicht immer einverstanden bleibt. Hätte es dem Vf. gefallen, die besonderen Eigenheiten des französischen Volks, die es seit so vielen Jahrhunderten, und auch während der dasselbe betreffenden Umwälzung gezeigt hat, genauer und schärfer ins Auge zu fassen, als bey dieser wenigstens scheinbar ganz abstracten Behandlung möglich war: vielleicht, dass alsdann auch sein Urtheil über die Wirkungen einer wilden Eroberungssucht, und einer tyrannischen Usurpation auf diess Volk, anders lauten würde, wiewohl es in Bezug auf die meisten anderen der gebildeteren Völker von Europa völlig gegründet seyn möchte.

Ein Volk, dessen Charakter von einem seiner gefeyertesten Schriftsteller, von Voltaire nämlich, mit zwey Worten so geschildert ward: *moitié singe, moitié tigre*, eine Schilderung. die dem Volke wohl bekannt ist, die es nicht erbittert hat, womit eben deren Wahrheit theilweise zugestanden zu werden scheint, obwohl die Franken, und mit Recht, sich auch andere schönere Eigenschaften zuschreiben: ein solches Volk sollte wohl zu der Behauptung berechtigen, dass die Wirkungen der Leiden, die eine blinde Eroberungslust und der Besitz eines usurpirten Throns auf dasselbe hervorbringen möchten, von ganz anderer Art seyn würden, als die, welche bey anderen Völkern zu erwarten waren. Auf ein Volk, das vornehmlich an moralischen Ideen hängt, und von welchem ein einheimischer Dichter, und diesem zufolge ganz neu-

erlich eine geistreiche Schriftstellerin sagt, es schwebe immer in den Lüften: auf ein solches Volk würden dieselben Erscheinungen ganz andere Wirkungen sicher hervorbringen.

Auf jeden Fall ist merkwürdig, dass die Franken, nachdem ihr Blut für entfernte Eroberungen in diesem Masse war vergossen worden, und nachdem sie als Folge der endlichen Niederlage ihres Herrn und Meisters im eigenen Lande von allen Übeln eines selbst verschuldeten Kriegs sich gedrückt fanden, mit welchen sie zuvor Andere gedrangsalet hatten, dass eben diese Franken, wenigstens bis jetzt (Mitte März 1814), um den Usurpator sich vereinigen, obwohl sogleich, nach seiner Entfernung vom Throne, der sehnlich gewünschte Friede sofort erfolgen würde, und mit ihm die Erlösung von allem Übel. Aber bis jetzt ist diese im Ausland so gewünschte Entfernung nicht erfolgt; vielmehr ist die unerwartete Kunde zu uns gekommen, das Volk schlage sich mit ihm und für ihn, und das zwar mit grosser Hartnäckigkeit.

Wie dieses nun auch immer endigen möge, — und es würde höchst anmasend seyn, in solcher Entfernung irgend etwas darüber voraussagen zu wollen: — so bleibt doch diese Erscheinung immer auffallend genug, welchen Weg man auch zu deren Erklärung einschlagen wolle. Vielleicht hat das Volk die Überzeugung, ihm zieme keine Art der Freyheit, es müsse einen Meister haben, und zwar einen solchen, der es mit einer eisernen Ruthe regiere (Rec. hat diese Äusserung in Frankreich, welche man sonst als eine Lästerung ansehen müsste, oft genug gehört); vielleicht bewundert das Volk die dämonische Kraft, die im selbst verschuldeten Unglücke noch so grosse Hülfsquellen zu entdecken weiss; vielleicht fürchten die Franken die Greuel der Erneuerung der Anarchie, die kein Volk in unseren Zeiten, so wie dieses, gekannt, mehr als allen Despotismus eines Einzigen, indem der Tyrann doch im Inneren Alle zwingt, die Schwerter in der Scheide zu behalten; vielleicht fürchtet man das Aufleben der Ansprüche der vormaligen Eigenthümer, deren Güter und Rechtsame unter Millionen neuer Menschen vertheilt worden; vielleicht verschmäht es endlich der Nationalstolz dieses seltsamen Volks, von Fremden den wohlthätigsten Frieden anzunehmen, wenn nur irgend noch eine Möglichkeit sich zeigt, ihn vorzuschreiben oder zu erzwingen: wir lassen es dahin gestellt seyn, in wiefern das Eine oder das Andere, oder Mehreres von dem Angeführten, oder Alles zusammen die Erscheinung bewirke. Gewiss scheint es, dass sie schwerlich bey irgend einem anderen unserer gebildeteren europäischen Völker in diesem Masse vorkommen würde.

Indess begreifen wir wohl, warum der Vf. so im Allgemeinen stehen blieb, und den Anstrich einer Abstraction vorzog. Sein Buch hat vorzüglich mit zur Absicht, unter den Franken ein anderes Gefühl, ein anderes Urtheil über ihren Zwingherrn zu wecken: zu so löblichem Zwecke war nicht rathsam, alles das zu sagen, was ein Ausländer sagt, der in Frankreich nicht gehört wird, noch weniger es so zu sagen, wie dieser es dreist thun darf. Auch wird man bald inne, wie der Vf. seinem und dem gemeinen Feinde dadurch den Todesstoss um so gewisser glaubt versetzen zu können, dass er ihn als feig darstellt, und desshalb dessen unlängst gemachte Äusserung wiederholt und erläutert: als sey nicht Zeit, an die Behauptung des vormals Eroberten „jetzt noch zu denken." Unser Vf. kennt diess Volk sicher besser als wir, er weiss, dass es eben nichts so verachtet, als wenn man im Unglück keinen Muth zeigt. Allein muthlos will uns bis jetzt der von der gerechten Rache seiner Feinde Verfolgte doch nicht erscheinen, und es steht dahin, ob man in Frankreich nicht die Überzeugung habe, jene Äusserung gehe ihm nicht von Herzen, mit ihr und den Friedensunterhandlungen suche man nur die Feinde einzuschläfern und Zeit zu gewinnen; es steht dahin, ob es nicht dem Nationalstolz schmeichle, die sogenannten Barbaren zu überlisten: wenigstens sind andere, frühere Äusserungen des Machthabers, welchen die Folge nicht entsprach, kaum anders beurtheilt worden, und vor Widersprüchen braucht der weiter gar nicht zu erröthen, der sich in einer Gesellschaft befindet, in welcher List über Alles geht.

Einen Auszug aus der vorliegenden Schrift zu geben, überlassen wir Anderen, die es nöthig finden mögen; wir halten dafür, dass Männer, auf deren Beyfall es ankommt, das Werk lesen werden, dass sie den darin herrschenden Geist, die Gesinnung, den tief eindringenden Blick, ja selbst die gelehrte Kenntniss schätzen, und das Buch nicht aus der Hand legen werden, ohne sich in vieler Hinsicht aufgeregt und gestärkt zu fühlen. Wir wüssten in der That nicht, wie wir einen Auszug in wenigen Blättern liefern sollten, der uns und dem Vf. genügte, da so Vieles auszuziehen wäre; wir wüssten eben so wenig, wie wir unsere eigenen Betrachtungen, Erweiterungen, Berichtigungen oder Beschränkungen, zu welchen ein geistvoller Schriftsteller einladet, unterdrücken sollten: und doch müsste es, aus Mangel an Raum, geschehen. Leser anzulocken, dazu bedarf es unseres Auszugs nicht, daran wird es unserem Vf. nicht fehlen: uns hat wichtiger geschienen, des allgemeinen Besten wegen, und auch aus Liebe zu dem Vf., damit er nicht missverstanden werde, das Angeführte vorzutragen.

S.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

WIEN: Γραμματικη Ρωμανικη κ. τ. λ. *Romanische oder macedono-wlachische Sprachlehre.* Verfasst und zum ersten Male herausgegeben von *Michael G. Bojadschi,* öffentl. griechischem Lehrer der hiesigen National-Schule. 1813. 228 S. 8.

Allerdings kann man es Hn. *B.* nachsehen, dass er beym ersten Versuche nicht tief genug in den Bau seiner Muttersprache einzudringen beflissen war. Weniger verzeihlich ist es, dass er der schwierigen Lehre von der Bildung des Plurals auswich, wo doch schon *Molnar* in seiner Sprachlehre der moldauischen

Dialektes mehrere Regeln darüber gegeben hat. Immer aber wird Griechen und Deutschen (in beiden Sprachen ist sie abgefasst) mit dieser, wenn gleich nicht ganz vollständigen, doch deutlichen kurzen Anleitung gedient seyn. Mit Recht weiset Hr. *B.* der wlachischen, d. i. walachischen, Sprache den Rang neben der wohlklingendsten aller neueren Sprachen an. Ihrer Anlage nach sey sie eben so bildsam, als ihre Schwestern, die lateinischen Töchtersprachen, und habe an diesen die sichersten Bürgen, was aus ihr werden könnte, wenn sie sich einst der glücklichen Pflege der ganzen Nation erfreuen könnte. Sie werde zwar von 4 Millionen gesprochen, aber diese seyen politisch zu sehr getrennt, und selbst in der Moldau und Walachey müsse sie in der höheren Sphäre (in Geschäften des Staats) der Sprache der Statthalter weichen. Doch hat der Wlache nicht Ursache, sich seiner Sprache zu schämen, und sie würde bey grösserer Geistescultur sich weiter ausbilden lassen. Er weiset daher in der Vorrede mit edlem Stolze die unwürdigen Zumuthungen des Neophytus Duka, eines Neu-Griechen, zurück, der auch bey den Wlachen sein maccaronisches Griechisch eingeführt wissen wollte. Durch gegenwärtige Sprachlehre der südlichen Mundart in Macedonien wird nun der Sprachforscher in den Stand gesetzt, beide Mundarten genauer zu vergleichen und über den Ursprung der wlachischen Sprache ein gegründetes Urtheil zu fällen. Der ganze Stoff der Sprache, bis auf einige wenige später hinzugekommene fremde Bestandtheile, ist unstreitig lateinisch, wie *pescu* Fisch, *surdu* taub, *vedu* ich sehe. Den Vocal *o* dehnt der Wlache durch ein damit schnell verbundenes *a*: *oala*, *moarte*, *roata* anstatt *olla*, *morte*, *rota*. *Ocljulu*, das Auge, ist dem Lateinischen *oculus* noch immer ähnlicher als das ital. *ochio*. Doch liebt er ganz besondere Veränderungen gewisser Consonanten; er spricht *soare* anstatt *sole*, *perosu* anstatt *pilosus*, *apa* für *aqua*, *lapte* für *lacte*, *hilju*, *hilje* für *filius*, *filia* u. s. w. Unkenntlicher sind solche Wörter, worin mehrere Veränderungen vorgingen: aus *filum* ward *hiru*. *Martyria* Zeuge, *kero* Zeit, *livade* Wiese, *calugeru* Mönch, *hoarâ* Dorf (χωριον), *lihoana* Wöchnerin (λεχουσα) sind dem Neugriechen abgeborgt; *Amire*, Kaiser, dem Türken, *truplu*, Körper, dem Slawen u. s. w. Ob sich nicht etwa auch einige thracische und altillyrische Wörter im Wlachischen finden liessen? Begreiflich hat das Latein in Ländern zwischen Dalmatien und Constantinopel sich nicht ganz so umbilden können, wie in Italien. Dessenungeachtet nennt doch der Slawe den romanisch Sprechenden ebenfalls Wlach, d. i. einen Wälschen. Auch wird der Italiäner den Romaner noch immer am leichtesten verstehen, wenn dieser z. B. die Gesundheit mit der Formel ausbringt: *trâ bunâ sanitate a tutulor oaspici*. Rec. billigt es, dass Hr. *B.* anstatt der walachischen die lateinischen Schriftzüge wählte; nur hätte er für die combinirten *es*, *sh* und für die beschnörkelten *ç* und *j* einfachere Zeichen erfinden sollen. Da das *u* am Ende oft unhörbar ist, wie in *batu*, *moru*, *unu*: so hätte diess *u* auch bezeichnet werden sollen. Von der Stelle des Tones kommt nichts vor. Das 3 Capitel, von der Verwandlung der Buchstaben, schliesst den ersten Theil. Im 2ten wird von der Declination und Conjugation gehandelt. Muster der 5 Declinationen sind *Doamna* Frau, *adunarea* Versammlung, *steaoa* Stern, *domnulu* Herr, *fratele* Bruder. Der bestimmte Artikel *lu*, *le* wird hinten angehängt; doch wird er nach S. 132 im Genitiv (und Dativ) den männlichen eigenen Namen vorgesetzt: *a lu Antoni* des Antons, *a lu Nicola* dem Niklas. Das weibliche Geschlecht muss auch das Sächliche vertreten, weil letzteres mangelt: *aista*, diese und dieses. Die Steigerung geschieht vermittelst *ma* und *çama*: *ma bunu* besser, *çama bunu* der Beste. Unter den Zahlwörtern ist *sutâ*, hundert, aus dem slawischen *sto*, und *una-spre-zace* (eins über zehen) dem Slawischen nachgebildet. Die Ordnungszahlen weichen am meisten in Rücksicht der Form vom Lateinischen und Italiänischen ab: *a doilea* der zweyte, *a treilea* der dritte u. s. w. So wie die Declination, so nähern sich auch die 4 Conjugationen mehr dem Italiänischen als dem Lateinischen. Die periphrastischen Zeiten werden mittelst der drey Hülfszeitwörter *amu* ich habe, *voi* ich will, *escu* ich bin, gebildet. Alle Vorwörter regieren einerley Casum, nämlich den Accusativ. Die Ajective vertreten auch die Nebenwörter: *mushatu cantâ*, er singt schön. Die Adjective der Form *escu* verwandeln diesen Ausgang in *eashte*: *sicori* Kinder, *sicorescu* kindisch, *sicoreashte* kindisch als Nebenwort. Nebenwörter der Zahl werden aus *oarâ* zusammengesetzt: *unâ oarâ* einmal, *due ori* zweymal; *nemalo* genug ist doch ganz slawisch. Die Partikeln *ehi* und *nè* bejahen, *no* und *nu* verneinen; *shi*, *di*, *me* verbinden und bedeuten *und*. Die Interjection *lele* ach! drückt Schmerz aus; *bravo*, *alegro*, *taci* hat der Wlach (Walach) mit dem Italiäner gemein. Aus dem Syntax, dem der 3te Theil gewidmet ist, bemerken wir nur, dass die Namen der Städte ohne Präposition zu stehen pflegen: *eu escu Budimu nascutu*, ich bin in Ofen geboren; dass der Conjunctiv mit *si* den Infinitiv gewöhnlich ersetzt: *dâ nji civa si mâneu*, gieb mir was *dass ich esse*, anstatt *zu essen*. Gespräche in romanischer, griechischer und deutscher Sprache folgen von S. 145 bis 211, Fabeln und Erzählungen S. 212 — 228 machen den Beschluss.

— br —

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Leitfaden zum Unterrichte in der allgemeinen Menschengeschichte für Bürgerschulen*; von M. *Joh. Christ. Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule in Leipzig. Fünfte verbesserte Auflage. 1813. XVI und 156 S. 8. (7 gr.) Die erste Auflage dieses mit Recht geschätzten Buches erschien 1797, die zweyte 1799, die dritte 1802 u. die vierte 1804.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Bohn: *Grundriss einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, in einem erzählenden Vortrage von Johann Georg Büsch*, ehemal. Prof. der Mathematik und Vorsteher der Handlungsakademie in Hamburg. Vierte Auflage, durchgesehen und von 1796—1800 fortgesetzt von *G. G. Bredow*. Zwey Theile. 1810. XVI u. 1180 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Grosse Ansichten und unerwartete Verbindung des Geschehenen mit dem Gedachten und dem Nothwendigen wird man in einem Buche, wie der Titel das vorliegende ankündigt, nicht erwarten: dagegen oft den Mann, der die Dinge von ihrer praktischen Seite, und nach ihrem Einflusse auf bürgerlichen Verkehr und Gewerb bürgerlich betrachtet, gern hören. Das Werk eines praktischen Mannes, der, ohne gerade das Hauptfach seines Wissens aus der Geschichte zu machen, doch über Manches, was er darüber gelesen, und mit den Erfahrungen des Tages verglichen, gleichsam sich selbst referirt, muss auch einer gewissen Classe von Lesern lieber seyn, als das Buch eines bey weitem grösseren Geistes, der sich zu dieser Ansicht des Lebens und Treibens der Menschen, die dem Anderen Natur ist, erst herabstimmen müsste. Wir freuen uns daher auch, so wenig wir in *Büsch* einen guten Erzähler, oder einen Geschichtschreiber anerkennen können, dass das Werk eines ächten, biederen Deutschen, so ganz mit deutschem Sinne gearbeitet, so viele Auflagen erlebt hat. Freylich wäre zu wünschen gewesen, *Büsch* hätte die früheren Zeiten in seinem Buche nicht behandelt, da er natürlich oft so fehl greifen musste, dass auch ein Berichtiger, wie Hr. *Bredow*, es nicht wagen durfte, ohne das Ganze zu verletzen, das Irrige zu berichtigen. Dass übrigens gerade Hr. *Bredow* die Berichtigung und weitere Durchführung des Werks übernommen hat, muss Jedem lieb seyn, der Hn. *Bredows* Verdienste um die Geschichte kennt und achtet. Da das Buch zu bekannt ist, als dass es einer eigentlichen Anzeige desselben bedürfte, der Plan, Methode, Stil durchaus weder getadelt noch gelobt werden kann, weil das Buch weder classisch genug ist, um es in Absicht auf historische Kunst beurtheilen zu können, noch durch Tadel denen, für die es bestimmt ist, verdächtig gemacht zu werden verdient: so wollen wir nur hie und da Einiges anführen, was uns aufgefallen, hinzusetzen, was uns gelegentlich einfällt, und unter Vielem, was wir übergehen, Einzelnes berichtigen, ohne dabey gerade *Büsch* tadeln zu wollen, der oft seine Absichten hatte, gerade so zu reden.

Gleich in der Einleitung hätten manche Dinge weggelassen werden können, ohne dass das Buch etwas verloren hätte. Z. B. S. 5 von den mittleren Zeiten: „Daneben führte sich eine unbeschränkte Freyheit der Testamente ein. Nicht nur Regenten, sondern auch Regentinnen konnten ihre Kronen, ihre Länder und Leute mit mehr Freyheit vermachen, an wen sie wollten, als mit welcher der Besitzer eines Lehnguts einen Fischteich oder Kohlgarten vermachen kann.“ Wir zweifeln, dass diess bewiesen werden kann; ohne Beweis müsste so etwas in der Allgemeinheit in einem Buche, das, fürs Volk bestimmt, nur ausgemachte Wahrheiten enthalten sollte, nicht gesagt werden. Mathildis z. B., deren Schenkung an den Papst von dieser Art scheinen könnte, war im besonderen Fall; alle *frommen* Stiftungen machen eine Ausnahme, und Mathildis Schenkung ist oft genug bestritten worden: die Lage von Italien und Deutschland unter Innocenz III, und nicht die Kraft ihres Testaments, sicherte übrigens erst dem Papste den lange bestrittenen Besitz. Margarethe Maultausch disponirte über Tyrol; aber auch da waren ganz besondere Verhältnisse. Die beiden Johanna's haben über Neapel, doch nur zu Gunsten einer verwandten Linie, disponirt; und wenn Alfons von Arragonien zum Besitz gelangte: so war seine Macht, nicht sein Recht, Ursache. S. 9 sagt der Vf. ungefähr, „die Päpste hätten nicht beachtet, dass es allmählich Zeit sey, mit dem aufgeklärteren Europa anders als bisher umzugehen.“ Dabey liegt ein Missverstand in Rücksicht des kirchlichen Systems zum Grunde. Gut wäre es, in einer Zeit, wie die unserige, wo man den Glauben an eine heilige Kirche und eine seligmachende Lehre so nöthig hat, Betrachtungen, wie S. 15 aus der Stelle des Tacitus: *Christiani odio generis humani convicti*, abgeleitet werden können, in einem Volksbuche ganz zu unterdrücken. Wir wissen nicht, was *Büsch* in seiner Encyklopädie, auf die er verweiset, daraus hergeleitet hat, glauben aber nach dem Zusammenhange und dem Tone des vorliegenden Werks nicht, dass es erbaulich seyn könne. Wir übergehen das Übrige, und bemerken nur, gewiss *mit* Hn. *Bredow* selbst, in Rücksicht auf den Zusatz des Letzteren zu den allgemeinen Bemerkungen S. 42—44, dass es sehr misslich sey, über die gegenwärtigen

Zeiten Bemerkungen zu machen, so behutsam der Vf. auch verfahren ist. Wenn es S. 48 heisst (vom Papste Martin): „Der Papst durfte sich nun nicht entlegen, von Zeit zu Zeit Kirchenversammlungen zu berufen, deren zwey zu Pavia und Siena er bald aufhob. Mit der dritten 1440 nach Basel zusammenberufenen wollte ihm diess nicht gelingen": so muss man erstaunen, dass Hr. *Bredow* diese handgreiflichen Irrthümer, die jeder Anfänger verbessern könnte, stehen liess. Auch der Schluss des Abschnitts hätte durchaus verbessert werden müssen. Denn wozu sollen irrige Nachrichten? Es ist ja besser, gar nichts wissen. *Büsch* hat dadurch, dass er so universell seyn wollte, in Norddeutschland keinen geringen Schaden angerichtet, und ein seichtes Vielwissen und ein Geschwätz zur Mode gemacht, die jedem noch verhasster seyn muss, als die oft crasse Unwissenheit einiger südlicher Städte. Zu dürftig ist S. 53 die Nachricht über Karl den Kühnen und seine Plane. Nichts von seinem Streite mit den Schweizern, nichts von Peters von Hagenbach Hinrichtung, und der Berner und ihres Herolds, Kaspar Hunter, Dreistigkeit. Wozu Erzählungen aus der Mitte gerissen, und mit allgemeinen Betrachtungen untermischt? S. 56 heisst es von Maria, der Tochter Karls: „Die Prinzessin glaubte, dass er (Ludwig XI) nichts Besseres, als eine Heirath mit dem Dauphin wünschte, und erbot sich durch eine Gesandtschaft dazu. Allein Ludwig u. s. w." Wer könnte darüber commentiren? Warum reformirte Hr. *Bredow* nicht lieber diese erste Hälfte? Auch S. 57, wo die Geschichte der Schweiz kurz berührt wird, sind gar nicht die entscheidenden Zeiten ausgehoben. Was S. 59 Provençe anlangt: so hat Ludwig XI bekanntlich sein Recht nie geltend gemacht, sondern Renatus II immer in Ungewissheit gehalten, bis erst Karl VIII 1486 Provençe in Besitz nahm. Wenn S. 85 heisst, dass bey der Eroberung von Rom 1527 nach des Prinzen von Bourbon Tode *ein* Prinz von Oranien das Commando übernahm: so hätte der Name Philibert nicht mehr Raum eingenommen; und dieser ist doch wohl berühmt genug, um anders als *ein* Prinz genannt zu werden. Strenge genommen, ist aber die Sache selbst unrichtig. Denn die Unordnungen, die in Rom vorfielen, wurden gerade dadurch ärger, dass kein eigentlicher Befehlshaber war; diess hat ja sogar *Robertson*, der gewiss Hn. *Büsch* ganz bekannt war, bemerkt. Solche Unrichtigkeiten, wie wir deren nur einzelne ausheben, können im mündlichen Vortrage nicht vermieden werden; aber ein Buch sollte gerade dazu bestimmt seyn, damit sie nicht fest blieben. So wird Niemand die Wahrheit dessen verbürgen, was S. 94 unten gesagt wird: bey dem Eindringen Karls V gegen Paris, worauf der Friede zu Crespy folgte, hätte die Herzogin d'Etampes dem Kaiser die Magazine verrathen. Es ist hier wahrscheinlich von der Eroberung von Epernay die Rede. Die Sage ging freylich; aber erwiesen ist gar nichts davon, und die deutschen Schriftsteller erzählen anders. Dass Karl V auf eine unedle Weise behandelt wird, versteht sich bey einem Schriftsteller, der sich die Nüchternheit zum Gesetz gemacht; dass wir Karl nicht bewundern, wird man uns glauben; man kann aber den Kaufmannsgeist und den Sinn der frommen Vorzeit nicht besser vergleichen, als wenn man nach einander liest, was *Büsch* S. 100, und was *de Thou* über Karls Tod sagt. *Büsch* I. S. 100: „Karl starb 1558 in dem Kloster St. Just in Estramadura. Die Folgen seiner Ausschweifungen in der Liebe beeilten seinen Tod, so wie sie auch die Hauptursachen seiner Abdankung gewesen waren." *De Thou*: „*Nulla re magis animi magnitudinem ostendit, quam vitae clausula, qua vir alios vincere assuetus se ipsum vicit, vitaeque tot casibus obnoxiae jam potiorem mente agitans, antequam moreretur, renuntiavit, et qui reipublicae vixerat, sibi ac deo coepit vivere.*" Da S. 105 *Büsch* doch einmal der Religionsbewegungen in Frankreich gedachte: so hätte Hr. *Bredow* leicht noch des Religionsgesprächs zu Poissy, in mancher Beziehung einer der wichtigsten Begebenheiten des ganzen Jahrhunderts, erwähnen können, da *Büsch* desselben mit keinem Worte gedenkt. Wenn *Büsch* S. 111 die Religion als einzige Ursache der Bewegungen in den spanischen Niederlanden angiebt: so ist der Irrthum so auffallend, dass man durch eine leichte Änderung hätte helfen können. In Rücksicht auf die Ungewissheit des Todes König Sebastians (S. 114) hat *Lessing* bey Gelegenheit der Recension von *Gebauers* portugiesischer Geschichte artige Nachrichten beygebracht, die man in den Literaturbriefen, wo sie sich finden, wohl nicht suchen würde. Wenn man aus dem S. 123 angeführten Umstande, dass Ostende vom 5 July 1601 bis 20 Sept. 1604 belagert, 1706 und 1745 aber in vierzehn Tagen erobert ward, auf die Vervollkommnung der Belagerungskunst schliessen wollte: so wäre zwar das Factum selbst richtig, der Schluss aber falsch. Als wenn man aus der langen Belagerung von Nuys durch Karl den Kühnen, und der schnellen Eroberung durch Alexander von Parma einen allgemeinen Schluss ziehen wollte, da gerade bey Ostende viele Umstände waren, die dazu beytrugen, dass sich die Belagerung verzögerte. S. 143 ist wieder ein auffallender Irrthum, der noch dazu von grosser Wichtigkeit für die Folge ist. „Jakob I, heisst es dort, hatte diesen seinen Sohn mit einer spanischen Prinzessin verheirathen wollen, ward aber von dem spanischen Hofe übel gethöret." Diess ist bekanntlich nur wahr von der ersten Zeit, hernach suchte Spanien diese Vermählung selbst, und Bukingham war es ja, der beleidigt ward, der sie aus Eitelkeit störte, und seit dieser Zeit Karl in seinem Netz hielt. Ganz sonderbar wird daher gesagt, dass Karl unwillig gewesen wäre über den aus Spanien persönlich geholten Korb, da man ihn ja mit ganz ausserordentlicher Ehre empfangen und behandelt hatte, und gerade durch seine unerwartete Entfernung beleidigt ward. Dass Oxenstierna (S. 160) eine Zeitlang mit Sachsen unterhandelt habe, um sich an den prager Frieden

anzuschliessen, ist eben so grundlos, als dem bekannten Charakter Oxenstierna's und aller gesunden Politik zuwider, da das neidische Sachsen diesen Frieden eigentlich gegen Schweden geschlossen hatte, und an einen Frieden, wie dieser, kein Anschliessen denkbar war. Über die Thaten des grossen Bernhard von Weimar hat *Büsch* S. 163 eine ärmliche Nachricht, die besser ganz weggeblieben, und welche gegen eine andere, eben so kurze, die *Pfeffel* in seinem *Abrégé chronologique* u. s. w., also auch einem nicht im zusammenhangenden Vortrage geschriebenen Buche, gegeben, sehr absticht. Wir setzen die letztere hieher, weil es die kürzeste Lobrede des Generals ist, die wir kennen (*Nouvel abrégé chronologique de l'histoire et du droit public de l'Allemagne. Paris* 1777. *Tom. II. p.* 143): „1638. Glänzender Feldzug des Herzogs von Weimar. Er eröffnet ihn mit der Belagerung von Rheinfelden, bemächtigt sich im ersten Anlaufe der drey anderen Waldstädte. Johann von Werth, der baierische General, der die Truppen des Kaisers und der Ligue commandirte, erscheint zum Entsatz des Platzes, greift den Herzog in seinen Linien an, und schlägt ihn den 22 Februar. Fünf Tage darauf überrascht der Herzog von Weimar mit glücklicher Kühnheit das Heer der Sieger, schlägt sie völlig, und nimmt ihren General gefangen. Rheinfelden ergiebt sich; Freyburg im Breisgau folgt dem Beyspiel, und der Herzog von Weimar beginnt die Blocade von Breysach. Die Generale Götze, Savelli, und der Herzog von Lothringen machen vergebliche Versuche, um den wichtigen Platz zu retten. Der Herzog Bernhard schlägt sie nach einander, in der Schlacht bey Wittenweiler den 9 August, und in den Gefechten bey Benfelden, Frisenheim, Thann, St. Peter bey Freyburg. Er treibt mit demselben Glück zwey Angriffe derselben auf seine Linien ab, und bringt den 19 December Breysach zur Übergabe. Nachdem er in diesem einzigen Feldzuge drey für unüberwindlich gehaltene Festungen genommen, und acht Schlachten gewonnen, legt er seine Truppen in der Franche Comté in die Winterquartiere." — S. 182: „Hessen hatte (bey dem westphälischen Frieden) eigentlich keine Compensationsansprüche. Es ward aber von dem hessischen Gesandten so geschickt negociirt, dass die Sache endlich durchging." Hier wird Alles der Negociation zugeschrieben, da doch Hessen dieselben Ansprüche hatte, als Schweden, und die edle Landgräfin ihr Land für die Sache der Religion und der Schweden, deren Partey sie einmal ergriffen hatte, erschöpfte. Eine sehr gute Bemerkung hat dagegen *Büsch* über den Verkauf von Dünkirchen und Mardyk durch Jakob II, wo er sagt: „Denn bloss in den zehn Jahren des spanischen Successionskrieges haben die Dünkerker 30 Millionen Livres für 1614 englische Prisen gelöset." Diess ist ein bestimmtes Datum in einer viel bestrittenen Sache, und so sollte man schreiben. *Spittler* lässt es in seiner Staatengeschichte bloss bey der Frage bewenden, die er im Collegium discutirt haben mag. *Hume* bleibt beym Allgemeinen stehen, und scheint sich dafür zu bestimmen, dass dieser Verkauf nicht so ganz nachtheilig war. (*History of great Britain, London* 1778. *Tom. VII. p.* 313 heisst es im Text und in der Note: *The French monarch himself so fond of acquisitions, and so good a judge of his own interest, thougtet that he had made a hard bargain.* Dann in der Note: *The chief importance indeed of Dunkirk was, that it was able to distress their trade, when in the hands of the French; but it was Lewis the XIVth who made it first a good Sea port.*) Darüber hätte man von einem in diesen Sachen so bewanderten Mann als *Büsch*, dem diese Stelle gewiss nicht entgangen ist, wohl nähere Auskunft gewünscht, besonders da das, was *Hume* hinzusetzt, schwach ist. *If ever England have occasion to transport armies to the continent, it must be in support of some ally whose towns serve to the same purpose as Dunkirk would, if in the hands of the English.* Gut ist auch bey aller Kürze, was *Büsch* über die Navigationsacte und S. 206 über Colbert sagt, wo man noch immer mit ihm beklagen muss, dass wir kein Buch haben, das Colberts Massregeln vollständig und unparteyisch darstellte. Auch die Ansprüche Ludwigs XIV, die er aus dem sogenannten Devolutionsrechte hernahm, hat er in seiner Kürze deutlich gemacht. Warum er aber des Bischofs von Strassburg und des Syndicus, welche eigentlich die Stadt den Franzosen in die Hände lieferten, S. 222 nicht gedenkt, können wir nicht errathen. Über das, was S. 231 von Jakob II erzählt wird: „Auf seiner Flucht nach Frankreich fiel er in Wilhelms Hände, man liess ihm aber Gelegenheit, wieder zu entwischen", finden sich in einem sonst schlechten Buche authentische Nachrichten, die ihre Glaubwürdigkeit nicht durch den Herausgeber der Nachrichten erhalten, sondern sie in sich selbst tragen. Wir meinen die *Pieces inédites sur les regnes de Louis XIV, Louis XV et Louis XVI etc. A Paris* 1809. 2 *Vol.* 8. Im ersten Bande gehört hieher p. 37. *Conjuration de Guillaume Prince d'Orange contre S. M. Jacques II;* dann p. 69. *Première évasion de Jacques II*, und noch mehrere folgende Stücke, wobey freylich Behutsamkeit nöthig ist. Man sieht dort aus der Erzählung Verstellung, Entschlossenheit auf der einen Seite; Rechtlichkeit, Schwachheit, Bethörung, schwankendes Wesen, und schlechte Rathgeber auf der anderen, deutlicher, als irgend ein Räsonnement sie zeigen könnte; und daraus kommt man denn auf das Resultat, worauf man in der Geschichte nicht oft genug zurückgeleitet werden kann, dass alle einzelnen Dinge durch menschliche Kraft und Klugheit ganz allein gelingen, dass aber nach einem ewig unenthüllbaren Rathschluss gleichwohl das Ganze von der Weisheit einer waltenden Vorsehung regiert wird, der die Thorheit des Schwachen, und der Rath und die Kraft des Mächtigen ein Werkzeug zu einem Zwecke sind, den wir alle hienieden nicht erkennen. S. 243 heisst es bey

der spanischen Erbfolge: „Ludwig sandte gleich nach geschlossenem Frieden den Marquis d'Harcourt nach Spanien, der durch sein gefallendes Betragen und grosen Aufwand den durch vorige Kriege erregten Hass des Hofes und der Nation gegen die Franzosen unterdrückte, da hingegen der kaiserliche Gesandte, Graf von Harrach, durch seinen Geldmangel und Schuldenmachen Liebe und Achtung verlor." Hier ist gerade der wesentliche Umstand, die Umstimmung der Königin, übergangen, und durch die Unbestimmtheit des Ausdrucks muss man den alten Grafen von Harrach, der die Liebe und Achtung besessen hatte, mit dem jungen, den der Vater, als er abreiste, zurückliess, und der sie nie besessen hatte, verwechseln. Warum *Büsch* S. 257 sich den Machtspruch erlaubt, dass Herzog Friedrich IV von Holstein, der bey Clissew blieb, der „muthwillige Urheber" des ganzen nordischen Kriegs gewesen sey, sehen wir nicht ein. Wenn man S. 258 Patkuls trauriges Schicksal beklagen muss: so muss man doch auf der anderen Seite gestehen, dass er ein sehr unruhiger Kopf war, dem es auch durchaus nicht darauf ankam, welche Mittel er gebrauche, um zu seinem Zwecke, den er freylich das Wohl des Vaterlandes nannte, wobey er aber sich nicht vergass, zu gelangen. Man konnte allein aus dem, was sich über ihn in *Büschings* Magazin findet, ein Urtheil bilden. Die folgenden Begebenheiten Karls XII, und auch Löwenhaupts, lassen sich aus der Kürze, die *Büsch* beobachtet, recht gut entwickeln, da er so ziemlich Alles hineingedrängt hat. Irrig ist aber die Geschichte der Umstimmung der Königin Anna von England, wodurch der utrechter Friede herbeygeführt ward, berichtet. Wenn es S. 266 heisst: „Eine von der Herzogin von Marlborough gekaufte Galanterie, die der Königin zu theuer gewesen war, veranlasste einen Verstoss, dessen Wirkung von ihren Feinden sehr unterhalten ward": so war diess nicht einmal die erste Nebenveranlassung, sondern diess war die Verleihung eines Regiments, und die Unart der Herzogin bey dieser Gelegenheit. S. 283, wo es bey dem Tode Karls XII heisst: „Der in Stockholm erzogene Sohn der älteren Schwester des Königs, Karl Friedrich, Herzog von Holstein, hatte einen grosen Anhang, wiewohl er selbst keinen ernsthaften Schritt that, sich der Krone zu bemächtigen", müssen wir dazu setzen, dass, wenn ihn nicht seine Betrübniss über den Tod Karls, den er wirklich liebte, an nichts anderes hätte denken lassen, es ihm ein Leichtes gewesen seyn würde, sich an die Spitze des Belagerungscorps zu stellen, und sich den Thron zu erzwingen. Es ist derselbe Prinz, der hernach einen so langen und langweiligen Hofdienst an Peters des Grosen Hofe um der russischen Prinzessin willen diente, worüber Hr. *v. Buchholz* *Büsching* das Tagebuch mitgetheilt, das durch so viele Bände des Magazins fortläuft, und mehr als die beredtesten Darstellungen dem, der sich hindurchzuarbeiten die Geduld hat, einen Begriff vom täglichen Leben Peters geben kann, zugleich den russischen Nationalcharakter zeigt, und die Art, wie die Umschaffung der Russen begonnen und durchgeführt ward. Man wird, wenn man das mit Nachdenken gelesen, begreifen können, wie der sogenannte gebildete Theil der Nation geworden ist, was er ward. Bey Gelegenheit von Görz bemerken wir, dass in *Schlözers* Briefwechsel sich der interessante Bericht über die Art seiner Arrestation findet. Der Bericht ist von einem Kammerdiener, und *Schlözer* äussert dort mit Recht den Wunsch, dass doch oft solche Leute dergleichen abfassten, wodurch wir die Sachen oft ganz anders als aus officiellen Berichten kennen lernen. Ganz vortrefflich, und aus diesem Buche eigentlich zu erlernen, ist die Geschichte des Actienhandels in Frankreich, England und Holland S. 293—96, der wichtiger gewesen und geworden ist, als viele Kriege und Staatsunterhandlungen. *Büsch*, wie viele erfahrne Handelsleute, glaubt, dass sich Laws System unter anderen Umständen allerdings hätte halten können, und schreibt dem Edict vom 21 May 1720, wodurch der Zahlwerth der Banknoten auf die Hälfte herabgesetzt ward, die ganze folgende Revolution zu. Die Actien der Mississippi-Compagnie waren bekanntlich erst nur zu 500 Livres, wurden aber hernach auf 5000 erhöht, wodurch dann die, welche verkauften, ungeheuer gewannen, aber sich auch hernach der Visa-Commission stellen mussten. Diess führt auch *Büsch* an. Man hat gedruckte Verzeichnisse der Personen, die sich stellen mussten, und der Summen, die sie bezahlten; sie sind einzeln gedruckt; man findet sie aber auch hinter der bekannten *vie privée de Louis XV* in den abgedruckten Actenstücken. Recht gut und kurz hat *Büsch* S. 296 hinzugesetzt: „Auch in Hamburg zeigte sich ein Anfang davon, ward aber bald durch ein weises Mandatum der Obrigkeit niedergeschlagen, welches bloss andeutete, dass keine rechtliche Handlung über einen Kauf oder Verkauf solcher Actien Statt finden solle." Über die Art, wie *Büsch* Peter I als eine Nebenperson in den europäischen Staatshändeln abtreten lässt, muss man erstaunt seyn, da doch das sonderbare Project Peters, das auch seine Nachfolger, weil einmal so viel darauf gewendet war, befolgen mussten, Russland zu einer Seemacht zu machen, so viele Dinge in ganz Europa hervorbrachten, die, wenn Russland dem natürlichen Grundsatz gefolgt wäre, dass zu Lande seine einzige Stärke sey, nie sich ereignet hätten. In einem Buche dieser Art hätte daher Peters System wenigstens kurz angedeutet werden sollen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

Berichtigung. No. 3. S. 23. Z. 16 v. u. ist statt: Der *Page* und sein Söhnchen, zu lesen: Der *Papa* und sein Söhnchen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Bohn: *Grundriss einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, in einem erzählenden Vortrage* von *Joh. Georg Büsch.* — Vierte Auflage, durchgesehen und von 1796 — 1800 fortgesetzt von *G. G. Bredow* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 311: „Die grosse Kriegsehre, welche Münnich durch seine 1736 — 39 erhaltenen Siege über Tartaren und Türken gewann, ist durch Beurtheilung späterer Kriegsverständigen sehr gefallen." Man muss in der That erstaunen, wenn man die Geschichte dieser Züge lieset, wie es nur möglich war, dadurch Ruhm zu erhalten. Es scheint Alles verkehrt angefangen, und sogar die Einigkeit unter den Generalen fehlt; mit den Officieren aber wird nach Grundsatz auf die aller despotischste Weise verfahren. Noch mehr erstaunt man bey Münnichs Correspondenz mit Katharina II, die ihn bekanntlich nach seiner Rückkehr aus der Verbannung in den Häfen der Ostsee gebrauchte, über die Geduld, die sie mit dem unruhigen alten Manne, der sich in Alles mischen wollte, immer Plane entwarf, und dessen Complimente eben so derb und fade, als seine Beschwerden und Klagen ungerecht waren, fortwährend hatte. Merkwürdig ist, dass dieser stolze, heftige, unruhige, grausame Mann, von unbegrenztem Ehrgeize, dabey wahrhaftig und herzlich fromm war, dass er in Sibirien seine Zeit damit zubrachte, entweder Berichte über das Betragen der Statthalter und Beamten zu machen, die man nicht gefodert hatte, oder recht andächtig zu beten und Gottesdienst zu halten, wie er denn auch während des Gottesdienstes die Boten ankommen sah, die ihn zurückrufen sollten, und sich nicht stören liess, bis Alles vorbey war. Derselbe Mann stürzte sich gleichwohl, ohne äussere Veranlassung, gleich wieder in den Tumult des Hofes, statt dass man hätte denken sollen, die Ruhe sey ihm, besonders in seinem Alter, lieb geworden. Wir wollen nicht entscheiden, ob Münnich, der doch hernach Katharinen werth blieb, schon Verräther gewesen, als ihn Peter III in die Schiffscajütte rief (nach *Rülhiere*) und sagte, dass er jetzt bereue, seinem Rathe nicht früher gefolgt zu seyn, und ihn jetzt noch einmal darum frage, wo er ihm antwortete: „Gehen sie nach Reval; werfen sich in ein Kriegsschiff, kehren mit 80000 Preussen zurück, und ich will in sechs Wochen das ganze Reich in ihre Hand liefern;" und noch hinzusetzte, als er ihm einwandte, die Schiffsleute hätten nicht Kräfte, so weit zu rudern: „Dann rudern wir alle mit." War kein Verrath dabey: so ist hier gewiss Münnich grösser, als in allen seinen Kriegszügen. Über die ersten Geschichten Friedrichs II und die Ansprüche auf Schlesien ist S. 316 fg. Alles sehr gut aus einander gesetzt, so wie überhaupt das Buch, je näher es seinem eigentlichen Gegenstande, den neuesten Begebenheiten, kommt, desto besser wird. Bey Gelegenheit der schlesischen Ansprüche, und in mehreren Reichsangelegenheiten, die deutsche Sachen betrafen, brauchte Friedrich besonders den hallischen Kanzler Ludwig, dessen Papiere über diese und andere Sachen er und sein Ministerium hernach auf eine sehr gewaltsame Weise an sich rissen. S. *Büschings* Beyträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen 1r Theil, Leben des von Nüssler S. 407. Falsch ist, wenn es bey der Erzählung von der Landung des unglücklichen Prinzen Eduard um 1745 in Schottland und seinem Einfalle in England S. 330 heisst: „Die Holländer sandten, als sie zur tractatenmässigen Hülfe aufgefodert wurden, die dornikische Garnison hinüber; wogegen aber Frankreich so drohete, dass sie unthätig stehen blieb." Diese Garnison hatte nämlich vorher versprochen, in 2 Jahren nicht gegen Frankreich zu dienen. Aber nicht das Schreyen der Franzosen, so gerecht es seyn mochte, sondern die Ankunft des Lord Drummond, der in französischen Diensten war, ausser einigen anderen Truppen auch einen Theil des Regiments *Royal-écossois* herüber brachte, und bekannt machen liess, dass er auf Befehl des Königs von Frankreich dem Prinzen von Wallis, Karl Eduard, zu Hülfe käme, nöthigte diese Holländer abzuziehen, wo dann Hessen an ihre Stelle kamen. Auch hier wird, wie in anderen Büchern, S. 334, dem braven General Cronstrom ein unverdienter Vorwurf wegen der Eroberung von Bergopzoom 1747 gemacht. Falsch ist S. 347: „Die Kaiserin von Russland war durch die französische Gesandtschaft, den Marquis de l'Hopital und den damaligen Chevalier, nunmehr Mademoiselle d'Eon, ganz auf die Seite Frankreichs und Österreichs gezogen." Die Geschichte des siebenjährigen Kriegs ist zu bekannt, um weiter darüber reden zu dürfen, besonders da man weiss, was Friedrich über Elisabeth urtheilte. Der hierauf folgenden Kriegsgeschichte des siebenjährigen Kriegs sieht man das Lahme einer zerstückelnden Methode, die zum Nachschlagen bequem, für die Erzählung aber ganz unbequem ist, doch gar zu sehr an, um so mehr, da der Vf. nichts vom Kriegswesen verstand, und daher ein Gewirr von Gefechten vor

uns vorüber gehen läſst, in welches durch keinen mündlichen Vortrag Licht zu bringen iſt.

Wenn wir die letzten Schickſale Sachſens bedenken: ſo können wir nicht umhin, anzuführen, was *Büſch* mit Recht zu Ehren des Königs von Sachſen S. 381 ſagt: „Zum Glück bekam Sachſen nach einer Reihe verſchwenderiſcher Regenten, den ihm bald entriſſenen Friedrich Chriſtian ausgenommen, an ſeinem jetzt regierenden Kurfürſten einen wirthſchaftlichen, und gute Entwürfe feſthaltenden Regenten, unter welchem die Landesſchulden von 36 Millionen Thaler auf ungefähr 12 Millionen herabgebracht ſind." Möchten die Bewunderer von England, die, indem ſie von der Befreyung Deutſchlands hoch ſprechen, doch ihre eigene Nation fremdem Intereſſe dienen laſſen, die Stelle S. 386 beherzigen, wo *Büſch*, der gewiſs Sinn für die Verdienſte des ſeine ganze Seele auf Gewinn richtenden Kaufmanns hatte, über die Engländer in Indien redet; möchten ſie zu der Einſicht kommen, daſs jede Nation ihre eigenen Tugenden und ihre eigenen Fehler habe, daſs aber diejenige allein, welche ſich ſelbſt achtet, und fremde Einrichtungen ſchon darum, weil es fremde ſind, flieht und vermeidet, innere Conſiſtenz haben kann, bis einmal die Zeit eintritt, von der Plato träumt, daſs das Volk der wahren Weisheit fähig wird, und wahre Weiſe die Nationen regieren: dann wird man nicht das Fremde als fremd, ſondern die Thorheit als thöricht fliehen dürfen. Die Aufhebung des Jeſuiterordens wird in einem gemäſsigten Tone erzählt; nur iſt dabey Manches übergangen, und man hätte bey der ruhigen Art des Vfs. um ſo lieber von ihm die Andeutung des Verhältniſſes dieſer Aufhebung zu den groſsen Begebenheiten der Folgezeit und zur Untergrabung des äuſseren Gebäudes der Religion vernommen. Die Begebenheiten des nord-americaniſchen Krieges iſt von S. 408 an viel beſſer, als die des ſiebenjährigen, entwickelt. Nur ſcheint der Vf., ſo ſehr man das Gegentheil von ihm erwarten muſste, falſche Vorſtellungen vom Verhältniſs der Conſtitution zur Nation und ihrer Natur gehabt zu haben; wie miſslich in dieſer Rückſicht alle Theorie ſey, hat uns leider die Erfahrung nur zu ſehr gelehrt. Solch Börſen-Geſchwätz, wie in der Note S. 412, daſs, wenn der Thee, den man in Boſton in die See warf, an Hancock conſignirt geweſen wäre, der Lärm 1773 nicht ausgebrochen wäre, ſollte gar nicht erwähnt ſeyn; beſonders nicht mit der Bemerkung, dann gehörte vollends der Krieg zu den *grands événements par de petites causes*. Es lag ſo tief in der Natur der Sachen, daſs dieſe Unruhen früher oder ſpäter ausbrechen muſsten, daſs man doch den Thee nur als Gelegenheitsurſache anſehen kann.

Was den *zweyten* Theil angeht: ſo wäre es freylich bey einem anderen Plane ſonderbar, daſs die Welthändel von 1440 bis 1783 einen Band von 472 Seiten füllen, und die von 1783 bis 1810 einen Raum von 632 Seiten einnehmen, alſo die Wichtigkeit bloſs nach der allergemeinſten Meinung der Zeitungsleſer, wo immer das Neuſte das Wichtigſte iſt, beſtimmt wäre. Aber es iſt hier ein anderes Verhältniſs, das auf einem Zwecke des Vfs. beruht, den jedoch Hr. *Bredow* nicht theilte. Dieſer hätte ſich alſo, ſo leid es uns in anderer Rückſicht geweſen wäre, viel kürzer faſſen können. Über Friedrich den Groſsen urtheilt natürlich *Büſch*, wie Jeder urtheilen wird, der in ihm den ſelbſtſtändigen, feſten Mann bewundert, welcher Ordnung und Zucht durch ſich ſelbſt erhält, und Beyſpiel der Enthaltſamkeit und Entfernung von aller Weichlichkeit giebt, ohne welche jeder militäriſche Staat augenblicklich zu Grunde gehen muſs. Aber daſs er in ihm den Menſchen geſehen hätte, kann man hier nicht erwarten, da nur von Welthändeln die Rede ſeyn ſoll. Hätte ſein Buch einen zuſammenhangenden Vortrag: ſo dürfte man auch verlangen, daſs er, ſo wie er gedenkt, was Heſſen gegen ſeinen Mitſtand, den Grafen von Bückeburg, und Pfalzbaiern gegen die Reichsſtadt Nürnberg gewagt, und ungeſtraft gewagt, wie Preuſſen ſpäterhin gegen die fränkiſche Reichsritterſchaft that, und Hannover gegen den Reichsboten, der gerichtliche Decrete inſinuiren ſollte, Hohn und Gewalt übte, daſs er, ſagen wir, auch erwähnt hätte, wie Friedrichs undeutſche und deſpotiſche Geſinnung, ſeine Verachtung der deutſchen Sprache und Sitten die Nation ſo tief herunterbrachte, daſs ſich wohl eine Geneſung hoffen, aber kaum denken lieſs. Gegen Joſeph II ſcheint er gerecht; doch hat er nicht genug aufgefaſst, wie dieſer vortreffliche Fürſt den Geiſt der Zeit ſo wenig erkannte, daſs alle ſeine Anſtalten, ſo vortrefflich ſie auch waren, hervorbringen muſste, was er hindern wollte. Wenn wir bedauern, daſs die öſterreichiſche Monarchie, jetzt, wie zu Joſephs Zeit, obgleich durch den Drang des Kriegs etwas weniger, eigentlich kein Ganzes, ſondern nur ein Aggregat iſt: ſo werden wir dabey nicht vergeſſen, daſs die öſterreichiſche Monarchie nur ein Wort iſt, und Böhmen, Ungarn u. ſ. w. eine Sache, und daſs man behutſam ſeyn müſſe, ſo ſchön auch das Idealiſche iſt, in der Welt, wo uns das Reelle ſo furchtbar nahe liegt, und wo man ſo leicht mit Worten und Begriffen ſpielt, nicht das Glück und die Exiſtenz von Tauſenden um neuer Ideen willen aufs Spiel zu ſetzen. Überraſchend war uns aber, daſs *Büſch* ſo wenig Kenntniſs von der Art hatte, wie die katholiſchen Prieſter gebildet, und vor den entſetzlichen Abwegen roher Studenten, welche die proteſtantiſchen künftigen Seelſorger zu befürchten und zu vermeiden haben, bewahrt werden, daſs er gerade eine Einrichtung angreift, die durchaus nicht tadelnswerth war, und dagegen andere Dinge ganz ohne Tadel vorüber läſst, welche dieſen verdienten. Wir meinen Th. II. S. 493: „Es iſt unbegreiflich [??], wie eben der Regent, der ſo viele Klöſter eingezogen hatte, dieſe groſse Anzahl junger, bisher ungezwungen lebender Menſchen (auf der Univerſität Löwen) zu einer Art von Kloſterleben, und unter einem Dach zwingen wollte, wovon er die böſen Folgen von einem jeden Pädagogen ſich hätte ſagen laſſen mögen." Die Pädagogen, von denen *Büſch* ſpricht, welche die letzte Generation ſo weibiſch gemacht, mit ihren

auf Nützlichkeit und Verstand berechneten Systemen, mögen mit ihrem Rath immer daheim bleiben. Bey der französischen Revolution ist *Büsch* ganz richtig von seiner gewöhnlichen Ordnung abgegangen, und hat Vieles vorausgehen lassen, was der Zeit nach später hätte folgen sollen, weil er es zum Verständniss der Geschichte und ihres Zusammenhangs mit anderen Begebenheiten für nöthig hielt. Wir hätten gewünscht, er hätte hier nicht wörtlich Andere ausgeschrieben, sondern selbst gearbeitet, besonders in den lütticher Händeln. Wir wünschten, er hätte das edle Betragen des Hn. v. Dohm, und des viel getadelten und damals zu tadelnden, aber doch trefflichen und religiösen Königs von Preussen recht herausgehoben, wie sie Frieden stiften, den Lüttichern zu ihren Rechten verhelfen, und für sich nichts gewinnen wollen. Wie sticht es ab, dass, als die Preussen das Land den 19 April 1790 besetzt haben, sie den Lüttichern 200000 Thaler Executionskosten schenken, und als endlich an die Regierung zu Brüssel eine Requisition ergangen, und die Österreicher das Land besetzten, mehrere Millionen Schulden mussten auf das Land geladen werden, weil dem Bischof Schadenersatz, und den Truppen die Executionskosten mussten entrichtet werden! Diese Begebenheit ist ohnehin fruchtbar an Betrachtungen, da wir ein mächtiges Reich, wie Deutschland, die Urtheile seines obersten Gerichtshofes mit 8000 Mann erzwingen sehen, und diese 8000 Mann nicht einmal etwas ausrichten können, weil Bürger und Bauern, die erst neulich zusammengelesen waren, ihnen überlegen sind. Aber wichtiger ist, dass es uns zeigt, dass Übermüthige jeder Art, weder durch das Unglück, noch durch Beyspiel, noch durch Lehre gebessert werden, sondern, sobald sie wieder hervorkommen, da wieder anfangen, wo sie vorher aufgehört hatten. Den Bischof von Lüttich (vorher ein unbedeutender Graf) jagen seine Unterthanen fort; er sieht Frankreichs Unruhen, sieht die Bewegungen in den Niederlanden, hört Preussens Rath, und denkt nicht daran, den gegründeten Beschwerden der Unterthanen abzuhelfen. Sollte man es glauben? So ist es aber; und darum wird auch keine Ruhe in Zeiten der Gährung, weil die Mässigung nur bey der Weisheit, die Weisheit nur bey den Duldenden, und der Wechsel die Duldenden zu Drängenden macht, wo dann Duldende und Drängende so lange Stellen und Rollen wechseln, bis ein Abgrund beide begräbt, und Wohlstand, Cultur und häusliches Glück in dem Strudel fortgerissen werden, der die Sitten längst verschlang, weil man die grosse Zahl der Menschen nur recht unglücklich machen darf, um sie recht schlecht zu machen. Die Anekdote über den Leichtsinn französischer Minister, die der Vf. S. 525 aus dem Munde des preussischen Ministers von der Horst beybringt, hätte er nicht erzählen sollen; sie trägt das Gepräge der Verwerflichkeit an sich, und war am Ende nur ein Witz des Hn. v. Calonne, der bekanntlich grosses Talent in der Conversation hatte. Wie reimt sich auch damit, dass es S. 526 von demselben Minister, den die Anekdote angeht, heisst, die Finanzen seyen in die Hände eines Calonne gekommen, „*der Talente genug zu diesem Posten brachte, aber nur Talente, mit welchen er unter Ludwig XIV oder XV hätte ausreichen mögen.*" Warum nahm Hr. *Bredow* diess nicht weg, und schob nur ein Wort über die mehr als schändliche Freygebigkeit Calonnes mit den Geldern des Staats an schlechte Weiber und Hofleute ein? Wir wollen diese oft berührte Saite hier nicht berühren; aber in einem Buche, das die Revolution mit Ausführlichkeit behandelt, hätte das geschehen müssen. Man sieht hier das Nachtheilige einer zerrissenen Methode, welche angebracht seyn kann, wo man die Begebenheiten lang verflossener Jahre ohne grosse Ausführlichkeit erzählt, und daher nur einzelne Massen heraushebt, nicht aber, wo man die Geschichte weniger Jahre behandelt, eine Geschichte, in der man vielleicht die letzten Triebfedern nicht kennen kann, aber doch jeden feinen Faden der Verbindung sieht, da man hingegen bey Dingen, die man aus der Ferne wahrnimmt, nur Massen erblickt, und beym Zeichnen auch nur schattirt. Wie wesentlich ist in der Geschichte der Revolution Necker und sein Charakter! und doch verliert man Necker ganz aus den Augen, bis er S. 529 auf einmal wieder erscheint, ohne einen Wink über seinen Charakter, aus welchem allein sein Betragen als Minister zu erklären ist. Die Namen Maurepas und Pezay haben wir vergebens gesucht, und der Herzog von Orleans hätte seinem Charakter nach angedeutet werden sollen, welches S. 633 sehr unvollkommen geschieht. Da der Vf. dem Fache besonders gewachsen war: so hätte man von ihm S. 543, wo er von einem staatswirthschaftlichen Traume spricht, den man das physikratische System nennt, Neckers Verhältniss zu diesem System nur mit einem Worte angedeutet gewünscht. Denn das doppelte Verhältniss, in welchem er sich, theils als Vf. der Abhandlung über den Getraidehandel, theils als Minister befand, war das Allerwichtigste in einer entscheidenden Zeit. Gibbons kannte Necker, als dieser sich in die Schweiz zurückgezogen, ganz genau. Wir machen auf eine in Gibbons Correspondenz, von Manchem vielleicht übersehene Stelle aufmerksam, welche Necker betrifft und mit der Feinheit und Zartheit des Freundes doch viel Wahrheit verbindet (*Memoires de Gibbon, traduits de l'Anglais. Paris an V. Tom II p.* 426.) S. 546 wird die Entstehung des Jacobiner-Clubbs sehr gut erzählt, nur hätte noch zu dem Umstand: „die Provinz Bretagne beschickte die N. V. durch Männer, welche sich in den ersten Berathschlagungen schon auszeichneten," hinzugesetzt werden sollen, woher die Tendenz der Bretagner kam, und ein Wink über die Streitigkeit mit dem Herzog von Aiguillon, die in dieser Provinz auch die angesehensten Familien vom Hofe und den Creaturen desselben entfernt hatten, und wenn sie auch längst vergessen schienen, doch im Geiste noch lebten. Dagegen hat *Büsch*, der im Stande war, über den König Gustav III von Schweden sich zu unterrichten, vortrefflich erklärt, wie das Glück und die Lobeserhebungen der Hofleute und einiger Gelehrten, auch der Franzosen,

ihn verführte, die betretene Strafse ganz zu verlassen, und eine arme Nation durch überspannte Plane zu Grunde zu richten, S. 574. Wenn es S. 570 von dem Siege Dumouriers bey Gemappe heifst, er hätte ihn gewonnen, wie alle nachherigen Gefechte von den Franzosen gewonnen sind, ohne eigentliche Taktik, durch den wüthenden Muth seiner Krieger: so gilt diefs doch nur von einer kurzen Zeit; man müfste denn die neue den Zeiten und Heeren, die man aufstellte, angemessene Taktik keine Taktik nennen wollen, welches albern wäre, und sogar der Wortbedeutung entgegen, da vielmehr eine für das Bedürfnifs berechnete Stellung und Vertheilung einzig solchen Namen verdient. S. 571, wo von Cüstines Eroberung von Mainz die Rede ist, sollte jeder Deutsche die Namen der schändlichen Verräther und thörichten Schwärmer, die zum Verrathe der Stadt beytrugen, mit Namen zu nennen, sich nicht scheuen, da sie aus den Händen der Erbfeinde ihres Volks, das edelste Gut des Menschen, Freyheit und Unabhängigkeit, durch Unterwerfung und Niederträchtigkeit erbetteln wollten, weil es ihnen an Zutrauen zu sich selbst und zu ihrer Nation fehlte, dafs sie es sich selbst erringen könnten. Wäre diefs, wie das wohl möglich seyn könnte: dann wäre sie des Guts gar nicht werth. Diefs war wenigstens in vieler Hinsicht eben so bedeutend, und in Verbindung mit der Geschichte der mainzer Clubbisten, weit bedeutender, als die Geschichte (S. 582 — 83) von dem auf Befehl der hannöverschen Regierung weggenommenen hamburger Schiff und der Fortweisung des Gesandten le Hoc aus Hamburg, obgleich wir keinesweges leugnen, dafs diese Dinge dastehen mufsten, um zu zeigen, wie eigentlich die Handlungen, welche sich hernach die Franzosen erlaubten, nur die in ein consequentes System gebrachte Handlungsweise war, die man früherhin gegen Schwächere ausübte, und auch späterhin vielleicht ausüben wird. *Büsch* hat diefs in einer Anmerkung sehr gut bemerkt. Eben so ist es für die Geschichte des deutschen Reichs sehr wichtig, wenn er (S. 607) ganz ruhig bemerkt: „Das aufs Triplum gesetzte Contingent der Reichsstände würde 120000 Mann ausgemacht haben. Preussen und andere Fürsten hatten in der Stellung ihres Antheils dasselbe weit überschritten. Aber es fehlte viel an der Vollzähligkeit der übrigen." Es liefs sich daran leicht eine Reihe von Bemerkungen knüpfen, die aber Jeder leicht bey sich selbst anstellt, wenn man ihn nur aufmerksam macht. Aber Hr. *Bredow* hätte eine Vergessenheit von *Büsch* wieder gut machen sollen; er hätte den Namen Carnots, den *Büsch* ganz ausgelassen hat, und dessen Genie für die Organisation der von den Franzosen aufgestellten Menschenmassen und für die Richtung derselben äusserst wichtig ist, irgendwo bedeutend einschieben sollen. S. 608, wo von den Particularfriedensschlüssen die Rede ist, durch welche ein Reichsstand den anderen verrieth, ist es allerdings treffend herausgehoben, dafs, als der schwedische und dänische Minister, die sich während des Terrorismus nicht für ganz sicher in Frankreich halten, sich von dort entfernt hatten, Kur-Mainz auf Anregung des Herrn Coadjutors von Dalberg bey dem Reichstage zu bewirken suchte, dafs man die schwedische und dänische Vermittelung benutzen sollte, um zu einem Frieden zu gelangen."

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. 1) *Dessau u. Leipzig*, b. Vofs: *Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens.* Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Herausgeg. von *C. W. Spieker.* 1808. XIV u. 53 S. 8.

2) *Leipzig*, b. Leo: *Rosaliens Vermächtnifs an ihre Tochter Amanda;* oder Worte einer guten Mutter an den Geist und das Herz ihrer Tochter. Ein Bildungsbuch für Deutschlands Töchter, von *Jakob Glatz.* 1808. VIII u. 364 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Beide Schriften haben in der Hauptsache einen gleichen Zweck. Sie wollen den Geist junger Frauenzimmer zum Nachdenken über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit überhaupt und über die von dem weiblichen Geschlechte besonders zu beherzigenden Gegenstände hinleiten, und ihr Herz für das Wahre, Schöne, Gute und Heilige erwärmen. Der Vf. von Nr. 1 kleidet seine Anleitung hiezu in fromme Betrachtungen, über Natur, Gott, Unsterblichkeit, Jesus, Würde des Menschen u. s. w. ein, welche bald im Tone des Gebets beginnen, bald in denselben übergehen. Der Vf. von Nr. 2 läfst eine edle Mutter in einem schriftlichen Nachlasse ihre Tochter über die wichtigsten Gegenstände der Pflicht und Frömmigkeit belehren. In beiden Schriften ist der Vortrag der Würde des Gegenstandes angemessen, lichtvoll, edel und herzlich. W. * *

Leipzig, b. Leo: *Kleines Sittenbüchlein für die zarte Jugend,* von *Jakob Glatz.* 1809. VIII u. 124 S. 8. (10 gr.)

Eine Mutter belehrt hier ihre drey Kinder, welche im 9, 7 und 5ten Jahre stehen, über die vornehmsten Pflichten, mit eingestreuten kleinen Erzählungen bekannten Gedichtchen. Mütter sollen sich dieses Büchelchens bedienen, um ihren Kindern daraus vorzulesen oder zu erzählen. Für das zarte Alter scheint uns der Vortrag noch zu hoch zu seyn. W. * *

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt* a. M., b. Friedr. Wilmans: *Die guten Kinder, eine kleine Familiengeschichte für Kinder, die gut sind oder gut werden wollen,* von *Jakob Glatz.* 1813. 225 S. 8. (14 gr.)

Man erwarte hier kein vollständiges Elementarbuch; diefs lag selbst in dem Plane des Vfs. nicht bey der Ausarbeitung dieser Geschichte. Indessen ist die Erzählung belehrend, ermunternd und dem Alter eines Kindes von 6 — 8 Jahren angemessen. Dafs sie übrigens gedehnt und weitschweifig ist, befremdet den nicht, der mit der glatzischen Manier bekannt ist. F. 4. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Bohn: *Grundriss einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, in einem erzählenden Vortrage* von *Joh. Georg Büsch.* — Vierte Auflage, durchgesehen und von 1796—1800 fortgesetzt von *G. G. Bredow* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hn. *Bredows* Fortsetzung fängt S. 691 an. Die Aufgabe, die Zeitgeschichte zu schreiben, ward schwerer, je näher er unserer Zeit kam, und er musste wenigstens einigermassen im französischen Tone bleiben. Sonst hätte er gleich (S. 693) über Napoleons erstes Emporkommen durch Barras etwas hinzugesetzt, nicht sowohl, um den Ruhm des Mannes, der in seinem Genie gegründet ist, zu verkleinern, als um zu zeigen, wie er alle Stufen betreten hatte, und also den Egoismus der Menschen und ihre Kleinheiten aus eigener Erfahrung kannte. Allein schon von Seite 704 stimmt Hr. *Bredow* einen Ton an, welcher uns der Geschichte nicht angemessen, durchaus dem Ton von *Büsch* ungleich, und fast in der Revolutionssprache abgefasst scheint, die sich in vielen und mancherley Schattirungen in Berichten, Erklärungen, Correspondenzen der Franzosen bis auf unsere Tage erhalten hat. Dieser Ton ist hier um so weniger angebracht, da über das Gefecht an der Brücke von Lodi erfahrene und unparteyische Kriegsverständige dahin entschieden haben, dass blinde Tollkühnheit noch nicht Tapferkeit sey, dass aber auch, nach einem mässigen Anschlage der Wirkung von 30 Kanonen, die Franzosen gar nicht über die Brücke hätten kommen können, wenn die Österreicher sie ernstlich hätten vertheidigen wollen, oder nicht ganz die ruhige Fassung verloren hätten. Dass die Affaire bey Lodi in den kaiserlich österreichischen Berichten nicht für eine der grössten Thaten der Franzosen angegeben wird, wollen wir nicht anführen, wohl aber, dass die geringe Anzahl der dabey gebliebenen Franzosen mit dem Kanonenfeuer in keinem Verhältnisse steht. Wozu solche Ausdrücke in der Geschichte, besonders in einer summarischen Geschichte, wie S. 705, dass Napoleon seine Soldaten zu einem Angriffe auf den Papst mit den Worten treibt: „Es bleibt uns noch viel zu thun übrig; indem die Mörder Basseville's die Asche der Sieger der Tarquinier noch betreten. Wir müssen herstellen das Capitol, aufwecken das römische Volk, und ändern die Gestalt des schönsten Theils von Europa." Solcher Bombast war damals in Aller Munde, und auch der elendeste Räuber spielte mit ähnlichen Worten. Warum daraus Napoleon ein Verdienst machen? Eben diess muss man bey der Expedition nach Ägypten rügen, wo es Hn. *Bredow* mit der unten anzuführenden Stelle unmöglich Ernst seyn kann. Man gründet durch mitgenommene Gelehrte, Künstler, Druckereyen noch lange kein blühendes Reich; und wo hätte man je gehört, dass Soldaten, von dem ruhmbegierigsten aller Generale geführt, blühende Colonieen gestiftet hätten, dass sie Künste und Wissenschaften in ein Land gebracht, und auf gewaltthätigen und ungerechten Einfall in ein entferntes Land einen friedlichen Verkehr hätten folgen lassen? War es denn, das Weniger oder Mehr abgerechnet, den armen Fellahs nicht einerley, ob sie Requisitionen der Mamlucken, oder der Franzosen erhielten, und doch hatten die Ersteren noch eine Religion, und zwar eine Religion, die zwischen ihnen und den Fellahs, mit denen sie auch die Sprache gemein hatten, ein Band knüpfte, welches zwischen denen, die sich ihnen als Erlöser ankündigten, die sich auch nur durch Verstärkungen aus Europa halten konnten, nicht Statt fand? Hr. *Br.* sagt S. 820: „Und wohlerwogen, keineswegs abentheuerlich war der Plan, mit so heiterer Humanität gedacht, dass man, wenn irgend eine Idee, welche die französische Revolution hervorgebracht hat, dieser Gedeihen und Vollendung hätte wünschen mögen." Eben so ist S. 827 die Proclamation in Cairo, als Actenstück, nicht wichtig genug, um eingerückt zu werden, und als Proclamation sieht sie einem Scherze eher ähnlich, als einer Auffoderung. Was die Ermordung der französischen Gesandten Bonnier und Robergot betrifft (1799 den 28 April): so hat auch hier *Hr. Br.* den deutschen Charakter der Rechtlichkeit nicht so gut vertheidigt, als sich in einer schlechten oder doch dunkeln Sache thun lässt. „Keiner der österreichischen Commandeurs, heisst es S. 860—61, that irgend etwas, die That genauer zu untersuchen, oder den Thäter habhaft zu werden; man antwortete den diplomatischen Personen, die Untersuchung, Sicherheit für die Geretteten verlangten, kalt und zurückweisend: Es ist ein Unglück; aber wer kann dafür? Auf Befehl ist es nicht geschehen. Dann folgen noch eine Menge Insinuationen." Rec. steht mit Österreich und dem österreichischen Staat in keiner Verbindung,

kann auch nie in eine mit demselben kommen; muss aber doch gestehen, dass jene That mit der Humanität der österreichischen Regierung so im Contrast steht, dass das Letztere gar nicht denkbar ist, wohl aber, dass ein einzelner Befehlshaber so etwas konnte gethan haben. Statt aller Rechtfertigung wollen wir aber nur die Data zusammenstellen, was Hr. *Br.* nicht thut, wo sich dann auch zeigen wird, dass allerdings etwas geschah: dass man aber im Kriege einem Obersten oder Rittmeister Manches durchgehen lassen muss, besonders wenn es zu grosser Diensteifer scheint, versteht sich. Schon den 25 April Abends hatte der Oberste der Szekler Husaren, Barbaczy, einen Courier der französischen Gesandten in Rastadt anhalten lassen, und nicht freygegeben, am 28 liess er den Gesandten befehlen, abzureisen. In der Nacht fiel die That vor. Der Rittmeister Burchard, der die Gesandten am Thore hatte aufhalten lassen, gab die Antwort, deren Hr. *Br.* erwähnt. Der Erzherzog Karl liess aber den 2 May den Barbaczy arretiren, und setzte unter dem Vorsitz des Feldmarschall-Lieutenants, Grafen von Sprok, in Villingen eine Commission zur Untersuchung der Sache nieder; der Kaiser gab den 11 Juny ein Hofdecret in Regensburg zur Dictatur, welches gewiss stark genug ausgedrückt ist, und sogar die Theilnahme der deutschen Stände zur Untersuchung verlangte. Auch schrieb ja der Erzherzog Karl an den General Massena, bedauerte den Vorfall, schickte auch eine Abschrift des Schreibens an die in Carlsruh noch anwesenden Gesandten. Man findet die Actenstücke vollständig in *Reuss* deutscher Reichskanzley, B. IV. S. 206, B. VI. S. 233 und B. VII. S. 41. Zu dem elenden Wesen, das damals im deutschen Reiche war, zu dem Mangel an Energie und Patriotismus, der sich recht im Contrast mit der, freylich mit Raubsucht gepaarten Kraft, Thätigkeit und Nationalität der Franzosen zeigte, und wovon Hr. *Br.* S. 861 einige Beyspiele anführt, hätte er auch das Schicksal des braven Faber, der im Namen des Reichs in Ehrenbreitstein commandirte, rechnen sollen. Hr. *Br.* spricht nur von Mannheim und Philippsburg, wo das Erste erst den 2 May von Bernadotte, die Andere den 3 von Massena feindlich angegriffen wurde, Massena's Angriff aber fehl schlug, da hingegen Ehrenbreitstein schon im Januar eingeschlossen wurde, und weil es nicht verproviantirt, und keiner der Reichsstände zum Entsatz eilte, von Faber ohne Capitulation übergeben war, weil eine Capitulation nur im Kriege möglich ist, das Reich aber im Frieden war und blieb. Wir hätten über das Folgende noch Manches zu sagen; aber über so nahe Zeiten zu sprechen ist nicht Jedermanns Sache; wir sagen also nur, dass die Erzählung vollständig, und oft sehr freymüthig ist. D. u. A.

MATHEMATIK.

Maynz, b. Kupferberg: *Anfangsgründe der Algebra* von *S. F. Lacroix.* Aus dem Französischen, nach der siebenten Auflage übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von *M. Metternich*, Dr. der Philosophie, Prof. der Mathematik und Physik. 1811. XXII u. 596 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die Anfangsgründe der Algebra von *Lacroix* sind in Deutschland wie in Frankreich so vortheilhaft bekannt, dass eine Empfehlung dieses Werks bey der *siebenten* Auflage wohl zu spät kommen würde. Die Vorzüge des Urtextes sind: Vollständigkeit in Bezug auf die Darstellung der ersten Elemente der Algebra; Deutlichkeit in Hinsicht des noch schwachen Fassungsvermögens der Anfänger, und meist auch Gründlichkeit in Entwickelung schwieriger Lehren. Wir billigen daher sehr, dass Hr. *M.*, der uns schon früher als scharfer mathematischer Denker bekannt geworden ist, eine deutsche Übersetzung dieser Schrift veranstaltet hat, welche durch Genauigkeit und Reinheit des Ausdrucks auf den Beyfall der Sachverständigen Anspruch machen darf. Indess zeigt sich Hr. *M.* nicht als blosser Übersetzer, sondern tritt sehr häufig als Commentator, und mehrmals als Autor darin auf. Die zahlreich beygefügten Anmerkungen enthalten Erläuterungen, Erweiterungen, Berichtigungen des Originals, und beweisen, dass Hr. *M.* bey seinen mehrjährigen Vorträgen nach diesem Werke das Bedürfniss der Schüler wohl aufgefasst, und demselben, als erfahrner Lehrer, mit Besonnenheit abgeholfen habe. Da das Eingehen ins Einzelne dieser Noten nur mit grosser Weitläuftigkeit geschehen könnte: so wird man uns dasselbe hier gern erlassen, und wir verweisen in diesem Betrachte die Leser auf das Werk selbst.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns zu jenen Stellen des Buchs, die Hn. *M.* eigenthümlich angehören. — Hier treten uns zuerst die Sätze §. 58 a und §. 58 b entgegen, deren Zweck ist, eine vollständigere Darstellung der Zeichen + und — zu geben, als *Lacroix* in seinem Werke angegeben hat, und überhaupt mehr Bestimmtheit in diesen Theil der Algebra zu bringen. Hr. *M.* nimmt eine *absolute* und eine *relative* Bedeutung dieser Zeichen an. Jene besteht in den Rechnungen der Addition und Subtraction, welche mit solchen Grössen vorgenommen werden müssen, vor welchen sich diese Zeichen befinden; diese hingegen bezeichnet Nebeneigenschaften der Grösse, welche nebst der Grossheit (*grandeur*) der Grösse mit zur völligen Bestimmtheit derselben gehören, so dass ohne Kenntniss dieser Nebeneigenschaften die Grösse niemals völlig erkannt werden könnte. Diese doppelten Bedeutungen von + und — lassen sich nach dieser Ansicht dadurch erläutern, dass $+a$ *sowohl* im Hinzusetzen oder Addiren der Grösse a, *als auch* die Grösse a, im positiven Sinne genommen, bedeuten kann; so wie man sich unter $-b$ *sowohl* ein Hinwegnehmen oder Subtrahiren von b, *als auch* diese Grösse b im negativen Sinne denken mag. Hier besteht die *absolute* Bedeutung von $+a$ und $-b$ in dem Zusetzen von a und Wegnehmen von b; die *relative* Bedeutung dagegen bezieht sich darauf, dass man

ſich unter + a eine bejahende, unter — b eine verneinende Gröſse denkt. Jeder gründliche Mathematiker wird mit dieſer Darſtellungsweiſe einverſtanden ſeyn, da aus der Doppelbedeutung der Zeichen + und — und aus der klaren Einſicht in ihre jedesmalige Natur die geſammte Rechnung mit denſelben in voller Evidenz hervortritt. Wir haben bey unſeren mehr als zehnjährigen öffentlichen Vorträgen über die Algebra niemals unterlaſſen, auf dieſen Doppelſinn aufmerkſam zu machen, und es hat uns um ſo mehr gefreuet, mit einem erfahrenen Lehrer dieſelbe Meinung zu theilen. Was Hr. *M.* abſolute und relative Bedeutung dieſer Zeichen nennt, haben wir (wie es uns auch jetzt noch naturgemäſser erſcheint) durch die *quantitative* und *qualitative* Bedeutung derſelben ausgedrückt, weil es hiebey eigentlich ganz und gar auf das *Quantum* und *Quale* ankömmt, was durch + und — beſtimmt wird. Alle Schwierigkeiten, welche ſich Anfängern in dieſer Lehre entgegenſtellen, würden verſchwinden, wenn man für die *poſitive* und *negative* Bedeutung der Gröſsen zwey beſtimmte Vorſetzzeichen, oder für die negativen Gröſsen auch nur eines eingeführt hätte, durch deſſen Abweſenheit ſich das Poſitive von ſelbſt ſchon verſtände. Da Addition und Subtraction den einfachſten arithmetiſchen Gegenſatz bilden: ſo wurde man offenbar hiedurch veranlaſst, dieſen Gegenſatz (der ſich auf ähnliche Weiſe in anderen Wiſſenſchaften, ſo wie im Leben, ſehr häufig darſtellt) durch Additions- und Subtractions-Zeichen bemerkbar zu machen, und dadurch den Zeichen + und — eine weit allgemeinere Bedeutung zu ertheilen, als ihnen urſprünglich zukommen konnte.

Eine andere wichtige Verbeſſerung dieſer Schrift fanden wir in der Art, wie Hr. *M.* das ſo lehrreiche als intereſſante Verfahren: *von zwey gegebenen complexen algebraiſchen Ausdrücken den gröſsten gemeinſchaftlichen Factor zu finden*, entwickelt und erweiſt. Da die genialen Anwendungen, welche *Lagrange* von dieſem Probleme auf die Auflöſung der höheren Gleichungen gemacht hat, keinem Freunde der Analyſis fremd ſeyn werden: ſo verdient Hr. *M.* hiedurch den Dank jedes gründlichen Mathematikers, und beſonders derjenigen Anfänger, welche ſich zum Leitfaden jenes Studiums dieſer Anfangsgründe von *Lacroix* bedienen.

Die Lehre von der Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzeln iſt von *Lacroix* nicht mit der nöthigen Klarheit vorgetragen. Hr. *M.* erwirbt ſich alſo dadurch ein neues Verdienſt um ſeinen Autor, daſs er (S. 241—263) eine eigene Abhandlung eingeſchaltet, worin dieſer wichtige Gegenſtand mit voller Schärfe dargeſtellt wird. Doch können wir hiebey den Wunſch nicht bergen, der Vf. hätte den Vortrag etwas mehr in die Kürze ziehen mögen, um dem Anfänger eine bequemere Überſicht ſeiner Darſtellung zu gewähren. Überhaupt hat uns Hr. *M.* an mehreren Stellen etwas zu wortreich geſchienen; ein Fehler, in welchen man durch das Beſtreben, ſich dem erſten Anfänger verſtändlich zu machen, ſo leicht fällt. — Der Beweis des Satzes: *Die Quadrate aller unächten, zur kleinſten Benennung gebrachten Brüche können keine reinen ganzen Zahlen ſeyn*, welcher bekanntlich die Baſis der Lehre von den Irrationalzahlen iſt, wird von *Lacroix* nach *Legendre* (aus deſſen *Essai sur la Théorie des nombres*) geführt. Hr. *M.* ſucht dieſen etwas ſchwierigen Beweis durch folgende Darſtellung entbehrlich zu machen. Es ſey $\frac{a}{b}$ auf die kleinſte Benennung gebracht: ſo haben alle Potenzen dieſes Bruchs, oder $\frac{a}{b} \ldots\ldots \frac{a^m}{b^m}$ weder im Zähler, noch im Nenner einen gemeinſchaftlichen Factor, der gröſser als 1 iſt. Denn gäbe es einen ſolchen in dieſen Potenzen: ſo müſste er durch Multiplication hineingekommen ſeyn. Nun bringt aber die Multiplication nur jene Factoren ins Product, die gegeben ſind, und keine anderen; aber ein gemeinſchaftlicher Factor zwiſchen a und b, der > 1 wäre, iſt nicht gegeben, folglich kann er auch nicht in die Producte vom Zähler in Zähler und Nenner in Nenner kommen. So ſehr wir dieſen Beweis (welcher dem *käſtneriſchen* in den Anfangsgründen der Mathematik ähnlich iſt) für ſolche Anfänger paſſend halten, welche nicht im Stande ſind, der Sache tiefer nachzuforſchen: ſo möchten wir ihn als Muſter einer mathematiſchen Demonſtration nicht empfehlen. Denn es iſt nichts weniger als allgemein ſtreng erwieſen, daſs die Multiplication *nur ſolche* Factoren ins Product bringt, die gegeben ſind, und keine anderen. So hat z. B. die Zahl 6 nur die Factoren 2 und 3; und 6mal 6, oder 36 hat 2 und 18, 3 und 12, 4 und 9 zu Factoren. Gleichwie nun offenbar iſt, daſs die Multiplication einer Gröſse mit ſich ſelbſt, dieſe Gröſse mehrmals als Factor ins Product bringt: ſo bleibt immer noch ein Zweifel für den Fall zurück, daſs durch jene Multiplication *nur der gegebene Factor*, und *kein anderer* in das Product könne gebracht werden.

Noch verdienen einige Bemühungen des Überſetzers rühmliche Erwähnung. Die erſte betrifft das Auffinden einer allgemeinen Formel für die Auflöſung der Gleichungen vom erſten Grade, deren Anzahl noch ſo groſs ſeyn kann; die andere beſteht in dem Beweiſe des Satzes, daſs bey einer gegebenen Menge von n Factoren das Product nach N Weiſen gebildet werden kann. — Da beide Lehren aus der Theorie der Combinationen und Permutationen abgeleitet werden: ſo wurde ein ziemlich vollſtändiger, wohlgerathener Abriſs davon (S. 88—237) nach §. 88 des Originals eingeſchaltet. Beſonders lehrreich iſt hierin, was §. 88 f. von der allgemeinen Formel dargelegt wird, welche für die Fälle gilt, wo m unbekannte Gröſsen in der Aufgabe gegeben ſind, und aus ihren Bedingniſſen auch m Gleichungen gebildet werden können, wodurch ſolche Aufgaben zu *beſtimmten* werden. Der Vf. zeigt ſich in dieſen ſchönen Unterſuchungen als einen Mann vom Fache, der, das Ziel ſeines Strebens feſt im Auge haltend, daſſelbe mit Sicherheit zu erreichen weiſs.

Ob der *erste* Anfänger dieser Entwickelungsmethode ungehindert folgen könne, möchten wir bezweifeln; hat sich derselbe aber an der Hand eines geschickten Lehrers glücklich hindurch gearbeitet: so wird der hieraus entspringende Nutzen sowohl, als die reine Freude, in dem Gebiete der Wahrheit einen wichtigen Fortschritt gethan zu haben, jede Anstrengung überwiegen. — Das zweyte Problem, nämlich die Untersuchung über die mannichfaltigen Weisen, nach welchen die Producte aus jeder gegebenen Menge von Factoren gebildet werden können, ist in dem *Anhange* aufgelöst. Es werden hier (S. 571—596) nachstehende zwey Sätze streng und fasslich erwiesen. I *Satz:* Aus jeder Menge von n Factoren wird nur ein und dasselbe Product erhalten, wenn eben diese n Factoren nach und nach in einer Ordnung, wie man will, zur Multiplication genommen werden. II *Satz:* Die möglichen Arten und Weisen, wie das Product aus n Factoren gebildet werden könne, lassen sich in einer Formel aufstellen, worin die Menge der Multiplicationsweisen mittelst der Menge Factoren ausgedrückt ist. — In das Einzelne dieser Analyse einzugehen, erlaubt der Raum nicht. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, dass Hr. *M.* dieselbe sowohl in der Hauptsache, als in einigen sich anschliessenden Nebenbetrachtungen lehrreich und befriedigend durchgeführt habe.

Das ganze Werk aber müssen wir als eine sehr brauchbare Arbeit sowohl den Liebhabern als den zum Theil schon Eingeweihten bestens empfehlen, und wir ermuntern Übersetzer und Verleger, die beiden folgenden Theile von *Lacroix's* Algebra, nach ähnlichem Plane bearbeitet, recht bald nachfolgen zu lassen. — Druck, Correctheit und Papier entsprechen den Vorzügen des Werks. Δ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. *Göttingen*, b. Deuerlich: *Versuche philosophisch-grammatischer Bemerkungen* von *W. H. Döleke*, Prof. am Gymnasium zu Heiligenstadt. *Erster Versuch.*

Auch unter dem besonderen Titel:

Kritik der Lehre von den französischen Participes von *W. H. Döleke.* 1812. VIII u. 48 S. 8. (4 gr.)

Den Vf. beschäftigte, wie er uns in der Vorrede berichtet, schon seit längerer Zeit nebst anderen grammatischen Gegenständen eine Bearbeitung des syntaktischen Theils der französischen Grammatik. Er hat aber diese Arbeit desswegen noch nicht öffentlich bekannt gemacht, weil er bey einem streng philosophischen Vortrage, den er für Schulen nicht allein für zulässig, sondern sogar für nothwendig hält, durch ausführliche Erläuterung der allgemeinen Begriffe zu weitläuftig zu werden fürchten musste. Er ist daher entschlossen, zuvor eine philosophische Grammatik erscheinen zu lassen, worin das, was er als Grundsätze der Philosophie der Sprache erkannt hat, durch eine Vergleichung von etwa 40 verschiedenen Sprachen, mit denen er sich bis jetzt beschäftigt, bestätigt wird. Welche Ausbeute aus einem so ansehnlichen Sprachschatz (es sind volle funfzehn Sprachen mehr, als der grosse Mithridates verstand!) Hr. *D.* zu Tage fördern werde, müssen wir erwarten. In dem gegenwärtigen Probestück zeigt sich Hr. *D.* allerdings als einen denkenden Sprachforscher; aber wir vermissen darin die Ordnung und Präcision des Vortrags, die die Hauptmomente des abgehandelten Gegenstandes leicht und klar überschauen lässt. Daran mag wohl die polemische Tendenz dieser Schrift, welche die neuesten Versuche von *Fréville*, *Limmer* und *Michaelis* über eben diesen Gegenstand beleuchtet, hauptsächlich Schuld seyn. Für den Leser ist diese Art der Darstellung nicht die bequemste.

Alle die Schwierigkeiten, welche bisher die französischen Grammatiker in der Bestimmung der Fälle gefunden haben, wo das Particip veränderlich oder unveränderlich gebraucht wird, glaubt Hr. *D.* durch Aufstellung der einzigen Regel zu beseitigen, die auf alle vorkommenden Fälle ausreichend seyn soll: Das Particip wird flectirt, wenn es die Natur eines Adjectivs hat, und wo das nicht ist, bleibt es unverändert. Das scheint sehr einfach, und wer möchte nicht lieber mit einer einzigen Regel für alle Fälle auskommen, als für die einzelnen Fälle vieler besonderer bedürfen? Wenn nur die Anwendung dieser Regel nicht wieder so viele Schwierigkeiten darböte! Die Bestimmung, wo das Particip als Adjectiv betrachtet werden müsse, und wo nicht, wird immer Erklärungen nothwendig machen, die in der That nicht viel anders sind als so viele besondere Regeln. Die adjectivische Natur des Particips ist in Verbindung mit dem Hülfsverb *être* klar genug; aber da, wo es mit dem Hülfsverb *avoir* verbunden ist, ist uns der Vf. die philosophische Erörterung derselben für die Fälle, wo das *regime simple* vor dem Particip vorhergeht, schuldig geblieben. Bey der Betrachtung der beiden Sätze: *j'ai vu la personne* und *la personne que j'ai vue*, ist es unleugbar, dass in dem Letzteren das *régime que* eben so von dem Particip *vu* abhängt, als in dem Ersteren das *regime la personne;* dass folglich das Particip in dem letzten Fall, wie in dem ersten, als Verbum steht, von dem ein Object abhängt (denn ein Adjectiv, sagt der Vf. an mehr als einer Stelle ausdrücklich, kann seiner Natur nach gar nichts regieren, wenigstens kein *regime simple*). Und doch steht in dem einen Satze *vu*, in dem anderen *vue;* was macht den Unterschied? Offenbar nur die Stellung des *régime simple*, und mit diesem mechanischen Merkmal begnügt sich dann auch Hr. *D.*, wenn er S. 21 sagt: „dass ein *participe* jedesmal dann als ein *adjectif* anzusehen ist, wenn es hinter dem Worte steht, worauf es sich seiner Natur nach beziehen muss." Und das ist dasselbe, was andere Grammatiker auch gesagt haben, mit dem Unterschied, dass Hr. *D.* Adjectiv nennt, was in diesem Falle ausser der Flexionsfähigkeit nichts Adjectivisches an sich hat. Doch möchte das seyn, wenn Hr. *D.* mit seiner einzigen Regel wirklich alle besonderen über die einzelnen Fälle überflüssig gemacht hätte; aber das muss Rec. gar sehr bezweifeln. Hr. *D.* nimmt mit seinen Schülern, wenn er ihnen die allgemeine Regel erklärt hat, die verschiedenen Fälle nach *Debonale's* Grammatik durch, um ihnen daran die Anwendung derselben zu zeigen. Wir glauben gern, dass sie so alle angegebenen Fälle richtig beurtheilen lernen; aber wir fürchten, es ist eine Selbsttäuschung, wenn Hr. *D.* meint, dass sie diese Einsicht der allgemeinen Regel verdanken. So sehr wir mit dem Vf. überzeugt sind, dass der philosophische Sprachforscher immer dahin streben muss, die einzelnen im besten Sprachgebrauch begründeten Fälle auf allgemeine Grundsätze zurückzuführen: so bleibt es dennoch gewiss, dass der Sprachgebrauch eben darum, weil er vor dem Philosophiren darüber sich gebildet hat, mitunter auch seine Eigenheiten, seinen *Eigensinn* hat, an dem aller Scharfsinn des Philosophen zu Schanden wird!

Mehr als befremdend musste es Rec. scheinen, in einer Schrift, die auf streng philosophischen Vortrag der Grammatik Anspruch macht, von dem Begriff *indem*, *womit*, *wobey* reden zu hören. Hätte es doch dem Vf. gefallen, uns die Logik nachzuweisen, die über *diese Begriffe* Auskunft giebt!

Rl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

CHEMIE.

Nürnberg, b. Schrag: *Chemische Tabellen der Pflanzenanalysen*, oder *Versuch eines systematischen Verzeichnisses der bis jetzt zerlegten Vegetabilien*, nach den vorwaltenden näheren Bestandtheilen geordnet und mit Anmerkungen versehen von *Joh. Friedr. John*, der Arzneygel. Doctor, Prof. der Chemie u. s. w. 1814. X u. 94 S. fol. (2 Rthlr. 9 gr.)

Wenn es für den Chemiker wichtig ist, die Bestandtheile des Gewächsreichs überhaupt und deren Verhältnisse unter sich zu kennen, um daraus Nutzen für Künste und Gewerbe zu ziehen: so ist der Pflanzenphysiolog in neuerer Zeit von der unumgänglichen Nothwendigkeit überzeugt, nicht nur die sogenannten entfernteren Bestandtheile der Vegetabilien im Allgemeinen, sondern ganz vorzüglich ihre Vereinigung zu besonderen, näheren und nächsten Bestandtheilen genau zu kennen, um sowohl den Lebensprocess der Gewächse überhaupt, als vorzüglich einzelne Erscheinungen desselben, in sofern sie von den chemischen Kräften der Materie herzurühren scheinen, zu erklären. Ob nun gleich der Vf. den Gegenstand nicht von diesem Standpunct aus betrachtet zu haben scheint, von wo aus er die fruchtbarste und interessanteste Ansicht gewährt, und worin sich alle anderen Rücksichten concentriren, so wie auch ihre wahre Aufhellung erhalten müssen: so verdient er doch unseren Dank für diesen ersten Versuch einer gedrängten Zusammenstellung einer grossen Menge von bekannten Thatsachen, welcher er noch aus seinem Reichthum eigener Beobachtungen keine unbedeutende Anzahl beygefügt hat.

In der Einleitung zeigt der Vf. zuerst die Quellen an, aus welchen er geschöpft hat: es sind 87 meist periodische und Gesellschafts-Schriften, welche in dieser Vereinigung einem Privatmann selten zu Dienst stehen. Diese Quellen hätten aber freylich mit noch vielen anderen, besonders Inauguraldissertationen, vermehrt werden können, in welchen sich nicht selten äusserst schätzbare Beyträge zu einem solchen Repertorium der Pflanzenanalysen befinden, wovon aber, welches Rec. äusserst bedauert, hier kein Gebrauch gemacht worden. Indem nun der Vf. die Methode zeigt, und die Gründe darlegt, welche ihn bewogen haben, diese Tabellen nach den vorwaltenden Bestandtheilen (nach Anleitung mineralogischer Systeme) zu entwerfen, zeigt er zugleich auch die Schwierigkeiten, welche mit einem anderen, tiefer in die Natur eindringenden Plan verbunden gewesen wären. Die Wirkungsart der Gewächse auf den thierischen Körper sowohl, als das Zahlenverhältniss der Staubfäden bey den Vegetabilien, gaben ihm eine zu unchemische Ansicht (wie er sich ausdrückt), um hierauf seine Übersicht zu gründen. Der Vf. hat aber auf der anderen Seite wohl eingesehen, dass auch mit der von ihm befolgten Methode unendliche und unbesiegbare Schwierigkeiten eintreten, nicht nur in Rücksicht auf die Rubricirung der Resultate von Pflanzenanalysen, welche besonders von älteren Chemikern oft sehr unvollkommen gemacht sind, sondern auch in Rücksicht der Verschiedenheit der vorwaltenden Bestandtheile verschiedener Theile eines und desselben Gewächses. Ein Schema, worin der nähere Bestandtheil die *Classe*, der vorwaltende die *Ordnung*, ein gewisser charakteristischer Bestandtheil die *Gattung*, ihre Verbindung die *Art* u. s. w. angeben sollte, schien dem Vf. in der Ausführung unmöglich, da nur höchst wenige chemische Analysen mit der Genauigkeit gemacht seyen, welche die Ausführung dieses Plans erfodere. Ja in der Ansicht einiger näherer Bestandtheile der Gewächse selbst sind die Meinungen der Chemiker verschieden, so dass es sehr schwierig ist, diesem oder jenem Pflanzentheil die feste Stelle nach den vorwaltenden Bestandtheilen anzuweisen, wie der Vf. selbst von dem Kaffe, der Chinarinde u. s. w. bemerkt. Dieser Inconvenienz half der Vf. dadurch ab, dass er solche Materien in eine gemeinschaftliche Tabelle, welche eigenthümliche Stoffe enthält, zusammengebracht hat. Schleim und Gummi sind *promiscue* zusammengestellt: eben so hat der Vf. in der Tabelle selbst zwischen *zuckeriger* und *zuckerichter* Materie nicht näher unterschieden. Dass der Vf. einigen eigenthümlichen Materien des Gewächsreichs, z. B. den fetten Ölen, dem Campher, Gluten u. s. w., keine besondere Tabelle gewidmet habe, davon giebt er den Grund an, dass diese Stoffe in keinem Pflanzenkörper als vorwaltende Bestandtheile vorhanden seyen; das Holz selbst aber mache die Grundlage aller vegetabilischen Körper aus, bedürfe also auch keiner besonderen Tabelle. Rec. bezweifelt aber die Richtigkeit der Ansicht des Vfs. Denn in Rücksicht der fetten Öle sind es doch vorzüglich die Saamen, welche solches, wo nicht als vorwaltenden, doch als charakteristischen Bestandtheil besitzen; zuweilen ist es vorzugsweise im Embryo, in anderen Fällen aber im Albumen enthalten; es sind

nur äusserst seltene Fälle bekannt, wo es im Holz oder in der Wurzel seinen Sitz hat; Rec. getraut sich sogar zu behaupten, dass vielleicht kein einziger reifer und Keimungsfähigkeit besitzender Saame existire, der nicht in einem seiner Hauptbestandtheile fettes Öl enthalte, und dieses also ein zum Leben dieses Gewächstheils unumgänglich nothwendiger Stoff sey. Eben so ungern haben wir das Holz oder vielmehr die Kohle vermisst, worüber wir doch schon manche wichtige Beobachtung vorzüglich in Rücksicht der quantitativen Verschiedenheiten besitzen.

Den sogenannten mineralischen Bestandtheilen konnten, nach des Vfs. Ausspruch, desswegen keine besonderen Tabellen gewidmet werden, weil es an genauen Versuchen fehle; an den Versuchen eines *Saussure*, *Einhoff*, *Bergmann*, *Fourcroy*, *Vauquelin* u. A. haben wir jedoch schon sehr wichtige Beyträge, welche bey einer näheren Zusammenstellung über das Problematische des Eintritts dieser Materien in die Gewächse, so wie über ihr Mengenverhältniss in gewissen Theilen des Gewächskörpers vielleicht einigen Aufschluss geben könnten. Statt dieser haben die in Krankheiten der Gewächse abgesonderten, ausgeschwitzten oder durch Krankheit veränderten Materien eine eigene Tabelle erhalten, welche Resultate freylich in keiner anderen Rubrik schicklich hätten aufgeführt werden können. Endlich handelt der Vf. von den Pflanzenstoffen selbst, indem er sich zuerst über den Grund ihrer zahlreichen Vermehrung in neuerer Zeit, und die Widersprüche, womit die Eigenthümlichkeit einiger derselben von anderen Chemikern bekämpft worden, berührt. Rec. ist mit dem Vf. überzeugt, dass der Naturkunde aus dem Individualisiren der Erscheinungen weit mehr Nutzen erwachse, als aus dem Generalisiren; durch eine strengere Unterscheidung wird die Ansicht bestimmter, die unendliche Verkettung der Gestalten und Materien deutlicher, und somit sind dann auch die Gesetze, nach welchen sie gebildet, modificirt und umgewandelt werden, leichter aufzufinden. Die Unbequemlichkeiten, welche durch die Vervielfältigung der Stoffe und durch das bisweilige nahe Aneinandergrenzen derselben veranlasst werden, kommen gegen die genauere Kenntniss der Natur, welche hiedurch bezweckt wird, in keinen Betracht. Zu folgenden 38 näheren Pflanzenbestandtheilen hat der Vf. kurz die charakteristischen Merkmale beygesetzt; sie sind folgende: 1) *Stärke*. 2) *Gummi*. 3) *Schleim*. 4) *Zucker*. 5) *Sarcocolla*. 6) *Inulin*. 7) *Prunin*. 8) *Extractivstoff*. 9) *Tannin*. 10) *Eyweissstoff*. 11) *Narcotischer Stoff des Opiums*. 12) *Farbestoffe*. 13) *Aspargin*. 14) *Pikrotoxikin*. 15) *Lacksubstanz*. 16) *Pollenin*. 17) *Gluten*. 18) *Thierisch-animalische Substanz der Hülsenfrüchte*. 19) *Brennstoff der Nesseln*. 20) *Tabacksubstanz*. 21) *Myricin*. 22) *Cerin*. 23) *Harze*. 24) *Fette Öle*. 25) *Ätherische Öle*. 26) *Campher*. 27) *Caoutchouc*. 28) *Baumwolle*. 29) *Suber*. 30) *Fungin*. 31) *Holz*. 32) *Medullin*. 33) *Wasser*. 34) *Säuren*. 35) *Phosphor*. 36) *Schwefel*. 37) *Salze*. 38) *Kieselerde*. Dieser Anzahl sind noch 20 andere Stoffe als hypothetisch, und der genaueren Untersuchung bedürftig, aufgeführt; sie sind folgende: *Betulin*. *Faserstoff des Papoyensafts*. *Neue Substanz des Orleans*. *Neue Substanz der Belladonna*. *Neue Subst. des Hieracium Pilosella*. *Scharfe Subst. des Wasserpfeffers*. *Neue Subst. der Süssholzwurzel*. *Kaffesubstanz*. *Chinasubstanz*. *Chinagallerte*. *Angusturasäure*. *Substanz des Liebesapfels*. *Substanz im Viburnum Lantana*. *Substanz der Senegalwurzel und Kreuzblumen*. *Mannastoff*. *Ingbersubstanz*. *Subst. der Krähenaugen*. *Subst. der Seidelbastrinde*. *Färbendes Pigment des Safrans*. Hier sieht sich Rec. veranlasst, auf das Heterogene und Unschickliche in der Benennung mehrerer, besonders erst neuerlich bekannt gewordener Pflanzenstoffe aufmerksam zu machen, z. B. Fungin, Cerin, Tannin u. s. w. Wenn solche Worte in der französischen, und etwa auch in der englischen Sprache Wohllaut und Bedeutung haben: so folgt gar nicht, dass solches auch in der deutschen der Fall sey, es ist sogar ganz gegen ihren Geist und Articulation. Wir werden am Ende wohl keinen Zucker, kein Eyweiss u. s. w. mehr haben, sondern ein Saccharin, Albumin u. s. w.: warum wollen wir unsere Sprache mit ausländischem Wust beschweren, und sie dadurch dem Ausländer, in Rücksicht auf Reichthum und Biegsamkeit verdächtig machen, wenn wir doch für die Gegenstände ächte deutsche, erschöpfende und allgemein verständliche Worte haben? Möchten sich doch die deutschen Gelehrten auch der Deutschheit befleissigen, und sich aufs eifrigste bestreben, dass aus unserer Sprache auch die leiseste Erinnerung an die schmachvolle Tyranney vertilgt werde, womit nicht bloss das politische, sondern auch das wissenschaftliche Deutschland belastet war! Die deutsche Sprache ist reich, kräftig und biegsam genug, um für sich (ohne Einmischung von welschem Getön) eine Sprache für Wissenschaften zu seyn.

Nun zu den Tafeln selbst; sie sind in fünf Columnen abgetheilt, wovon die erste den *Namen der zerlegten Pflanzentheile*, die zweyte die *systematische Benennung*, die dritte die *Mischungstheile*, die vierte die *Namen der Chemiker nebst Citaten der Analysen*, und die fünfte *allgemeine Bemerkungen* enthält. I. *Stärkehaltige Vegetabilien*, in 43 Numern. Hier müssen wir sogleich auf die Unordnung aufmerksam machen, mit welcher der Vf. nicht nur in dieser, sondern auch in allen folgenden Tabellen (die 15te allein ausgenommen) die Gegenstände aufgeführt hat, da es doch dem Vf. ein Leichtes gewesen wäre, ähnliche Gewächstheile zu leichterer Vergleichung zusammenzustellen. So stehen aber Wurzeln, Saamen, Blumen, Rinde, Saamencapseln u. s. w. alles verworren durch einander; ja eine und dieselbe Materie, z. B. Linsen, Rosscastanien, Saubohnen, stehen nach verschiedenen Beobachtungen weit getrennt von einander. Hier vermissen wir auch in dem Nachtrag, welcher noch 8 Numern enthält, *Pfaffs Untersuchungen über die Kartoffeln*, und die bekannten Beobachtungen über die

Knollenwurzeln der Orchisarten, der Päonia, Manjoc u. s. w. II. *Gummige und schleimige Vegetabilien,* in 58 Numern, und überdiess 5 im Nachtrage; hier fehlt die Eibischwurzel, die Malven, die *Viola tricolor,* die Wurzel des *Symphytum officinale* u. s. w. III. *Zuckerige und zuckerichte Vegetabilien,* in 110 Numern, nebst 7 des Nachtrags. Bey dieser grossen Zahl von Beobachtungen, welche leicht noch um ein Beträchtliches hätte vermehrt werden können, wäre eine bessere Anordnung, z. B. nach den Theilen der Gewächse, welche den Zuckerstoff enthalten, sehr am Platz gewesen. IV. *Inulinhaltige Pflanzensubstanzen,* 5 Numern und Eine der Nachträge. Sie liefern vorzüglich eigene schätzbare Beobachtungen des Vfs.; wir hätten aber doch gewünscht, er hätte auch die Versuche von *Rose* und *Thomson* aufgenommen. V. *Prunin- oder cerosinhaltige Vegetabilien.* Auch hier finden wir neben *Vauquelin's* und *Laugier's* Beobachtungen eigene noch nicht bekannt gewesene Versuche des Vfs.; es sind in allem 9 Numern. VI. *Farbestoffhaltige (eigenthümlicher Art) Vegetabilien,* in 33 Numern. Der blaue, rothe, gelbe und grüne Farbestoff sind auch hier nicht zu Haufen gesammelt, sondern stehen ordnungslos wie die Materien, die sie liefern, unter einander da. VII. *Extractivstoffhaltige Vegetabilien,* in 60 Numern und 4 der Nachträge, wozu noch Vieles hätte beygefügt, so wie auch das Gleichartige zusammengestellt werden können. VIII. *Tannin oder gerbestoffhaltige Vegetabilien,* 73 Numern nebst 6 der Nachträge. IX. *Harzige Vegetabilien,* 79 Numern und 4 in den Nachträgen. X. *Flüchtige, riechbare und ätherische Stoffe enthaltende Vegetabilien.* Hier wollte der Vf. nur diejenigen Materien zusammenstellen, deren riechbares Princip noch in etwas problematisch sey; indessen hätte er sie doch schon in besondere Haufen abtheilen, und dadurch eine reinere Ansicht der Sache geben können. Es sind 39 Numern und 35 der Nachträge. XI. *Myricin- oder cerinhaltige (d. i. wachshaltige) Vegetabilien.* Hier ein paar neue Beobachtungen des Vfs.; 10 Numern. XII. *Eyweissstoffhaltige Vegetabilien.* Der Vf. bemerkt, dass er die Anzahl von 15 Numern sehr leicht hätte vermehren können, wenn es gewiss wäre, dass der *thierisch-animalische* Stoff ausländischer Gelehrten wirklich im Pflanzeneyweiss enthalten sey. XIII. *Funginhaltige Vegetabilien.* In dieser Tabelle, welche 27 Numern enthält, gebraucht der Vf. öfters das Wort *Champignon* statt des gut deutschen und allgemein verständlichen *Pilz,* wir sehen nicht, aus welchem Grunde. XIV. *Caoutchouchaltige und caoutchoucartige Substanz enthaltende Vegetabilien,* in 19 Numern. XV. *Säurehaltige Vegetabilien.* In dieser Tabelle ist, wie wir schon bemerkt haben, allein eine gewisse Ordnung bemerkt; indessen bedauern wir auf der anderen Seite, dass der Vf. das Mengenverhältniss nur in solchen Fällen aufgenommen zu haben scheint, wo es ohne grosse Mühe aus den Quellen hat abgeschrieben werden können: denn nur an sehr wenigen Stellen finden wir eine genaue Angabe des Verhältnisses der Säure zu den übrigen Bestandtheilen der Pflanzensäfte, oder deren festen Bestandtheile. Es sind 109 Numern. XVI. *Eigenthümliche Substanzen enthaltende Vegetabilien.* Hier sind grösstentheils solche nähere Bestandtheile der Gewächse aufgeführt, welche noch nicht hinlänglich untersucht sind. Die Tabelle enthält 58 Numern, und ist wohl eine der schätzbarsten in diesem Buche. XVII. *Polleninhaltige Vegetabilien.* 16 Numern, welche einige neue Untersuchungen des Vfs. liefern. XVIII. *Pflanzenaschen.* Hier erhalten wir von dem Vf. wieder mehrere genaue neue Analysen; die Tabelle liefert 135 Numern, und würde noch mehr Dank verdienen, wenn sich der Vf. auch die Mühe weiter genommen hätte, die Beobachtungen in einige Ordnung zu bringen. *Saussure's* interessante Versuche mangeln ganz. XIX. *Kranke Stoffe der Vegetabilien.* Diese und die folgenden Tabellen sind nur als ein Anhang zu betrachten, da sie für sich keine vorwaltenden näheren Bestandtheile der Vegetabilien aufstellen, sondern von solchen Producten handeln, welche in näherer Beziehung mit dem Leben der Gewächse stehen, und überhaupt einen integrirenden Theil seiner substantiellen Erscheinung ausmachen. In dieser 19 Tabelle vermissen wir die Untersuchung des kranken Korns des Mays von *Imhof,* ferner gehörte auch hieher die Analyse bleichsüchtiger Gewächse, so wie anderer abnormer Excrescenzen. XX. *Erdharze, Steinkohlen und andere Pflanzensubstanzen, welche durch die Einwirkung der Luft, des Wassers u. s. w. eine Metamorphose erlitten haben.* Warum hier des Torfs mit keiner Sylbe Erwähnung geschehen, kann Rec. nicht einsehen. Die Anzahl der gesammelten Beobachtungen ist ziemlich gross. XXI. *Thier- und Stein-Pflanzen. Nachträge,* die wir oben an den gehörigen Orten bemerklich gemacht haben, machen endlich den Beschluss. Der Gebrauch der Tabellen selbst wird durch ein genaues Register der Namen der untersuchten Gewächse und der vegetabilischen Stoffe sehr erleichtert. Druck und Papier sind gut. Wahren Dank verdient der Vf. für mehrere neue Analysen von Gewächstheilen, welche er diesen Tabellen einverleibt hat. Da hierin dem fleissigen Forscher noch ein so grosses Feld zu Verdienst und Ruhm offen steht: so möchten wir den Vf. aufmerksam machen, sich vorzüglich diesem Fache zu widmen, und ihm *Vauquelin's* vortreffliche Untersuchung der Rosscastanie hierin zum Muster vorschlagen.

. ae .

LEMGO, b. Meyer: *Humphry Davy's chemische und physiologische Untersuchungen über das oxydirte Stickgas und das Athmen desselben.* Erster chemischer Theil. 1812. 311 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Da von diesen merkwürdigen Untersuchungen bisher nur Auszüge in Deutschland bekannt ge-

macht waren: so finden wir es sehr zweckmässig, dass der Übersetzer sie hier ganz in einer treuen und gut geschriebenen Übersetzung gegeben hat. Die erste Untersuchung betrifft die Analyse der Salpetersäure und des Salpetergases. Der Vf. versuchte eine directe Erzeugung der dunkelgefärbten salpetrigen Säure aus Salpetergas und Sauerstoffgas, und fand, dass 100 Theile derselben aus 68,06 Salpetergas und 31,94 Sauerstoffgas bestehen, oder aus 30 Stickstoff und 70 Sauerstoff. Indem das Salpetergas und die Salpetersäure sich verbindet, nimmt diese an absolutem Gewicht zu, und an specifischem Gewicht ab, zugleich erhält sie die bekannten verschiedenen Farben. Der Vf. glaubt also mit *Thomson*, dass die salpeterige Säure nur eine Auflösung des Salpetergases in Salpetersäure sey. Für die verschiedenen Abänderungen derselben ist eine Tabelle nach den Bestandtheilen, dem specifischen Gewicht und der Farbe entworfen, und eben so für die Menge der wirklichen Säure in Auflösungen von verschiedenem specifischem Gewicht. Der salpetrigsaure Dampf ist eine Verbindung von Salpetergas und Salpetersäure und einer grösseren Menge des ersteren. Die Versuche über die Zusammensetzung der Salpetersäure durch die Verpuffung von Salpeter und brennbaren Körpern angestellt, sind deswegen unsicher, weil nicht bloss Kohlensäure und Stickgas, sondern wahrscheinlich auch Ammoniak und zuweilen Salpetergas dabey erzeugt werden. *Über die Zersetzung des Ammonium (Ammoniaks).* Die Zerlegung geschah, indem er das entwickelte Gas durch eine glühende Röhre trieb. Es verhält sich der Stickstoff zum Wasserstoff im Ammonium, dem Volumen nach, wie 35 : 105, und 13,3 Gran Ammonium bestehen aus 10,6 Stickstoff und 2,7 Wasserstoff, wobey *Lavoisiers* und *Meusniers* Bestimmungen der Bestandtheile des Wassers zum Grunde liegen. Bey 58° F. und 29,6 Bar. einigen 100 Cubikzoll Ammoniakgas 18 Gran. Tabelle für die Menge von Ammonium in Wasser, bey verschiedenen specifischen Gewichten. Das salpetersaure Ammonium zeigt sich in einer dreyfachen Abänderung, und zwar erstlich als faseriges, welches in 100 Theilen 72,5 Säure, 19,3 Ammonium und 8,2 Wasser enthält; ferner als prismatisches aus 69,5 Säure, 18,4 Ammonium und 12,1 Wasser in Hundert, und endlich compactes aus 74,5 Säure, 19,8 Ammonium und 5,7 Wasser. Die verschiedene Temperatur bey der Bereitung dieses Salzes bringt die verschiedenen Abänderungen hervor. Eine solche Ungleichheit findet auch beym kohlensauren Ammonium Statt. Eine bequeme Art, salpetersaures Ammonium zu bereiten, ist die Zersetzung des schwefelsauren Ammoniums durch Salpeter. Der Vf. konnte kein salpetrigsaures Ammonium bilden, und glaubt also, dass eine solche Verbindung nicht vorhanden sey. Was der Vf. von der Bereitung des oxydirten Stickgases sagt, ist jetzt schon bekannt genug; der Versuch, welcher zeigt, dass Wasser, welches lange gesiedet habe, doch noch Luft enthält, welche bey der Verbindung mit oxydirtem Stickgas heraustritt, ist merkwürdig. In höherer Temperatur zersetzt sich das salpetersaure Ammonium in Wasser, salpetrige Säure, Salpetergas und Stickstoff, also in alle Stoffe, welche sich aus den verschiedenen Verhältnissen der Bestandtheile bilden lassen, wie dieses bey den Zersetzungen durch Hitze fast allgemein gilt. Des Vfs. Erklärung gründet sich auf die Annahme einer Veränderung der Affinitäten mit der Temperatur. Das Salpetergas suchte der Vf. durch Kohle, Pyrophor, Phosphor und Wasserstoffgas zu zersetzen; die erstere Zersetzung gab ihm die genauesten Resultate; er fand in Hundert 55,95 Sauerstoff und 44,05 Stickstoff. Salpetergas wird durch Wasser zwar absorbirt, aber nicht zersetzt. Vortrefflich sind die Versuche über die Absorption und Zersetzung des Salpetergases durch grünes schwefelsaures Eisen, so wie die ähnlichen durch salzsaures Eisen. Der Vf. geht auch noch die verschiedenen Arten durch, wie oxydirtes Stickgas aus der Verbindung des Salpetergases mit verschiedenen oxydirbaren Stoffen oder auf andere Weise bereitet wird, und zeigt, was dabey vorgeht. Die zweyte Untersuchung beschäftigt sich ganz mit den Verbindungen des oxydirten Stickgases mit anderen Körpern. Das oxydirte Stickgas hat zum Wasser eine geringere Verwandtschaft, als die Säuren, selbst die schwächeren aber eine stärkere, als die nicht alkalischen oder nicht sauren Gasarten. Äther, Alkohol und Öle nehmen dieses Gas auf, Wasser treibt es aus dem Alkohol. Die starken Säuren wirken weniger darauf, schwache absorbiren es, auch einige Mittelsalze. Eben so wirken Alkalien nicht sehr darauf. Merkwürdig ist die Verbindung des Kali mit dem oxydirten Stickgase, welche sich erzeugt, wenn man Salpetergas über schwefelichtsaurem Kali mit Überschuss von Kali stehen lässt. Der Vf. stellt daher das oxydirte Stickgas mit Recht unter die Classe der Säuren. Auch mit Natrum verbindet es sich. Zuletzt beschäftigt sich der Vf. mit den Zersetzungen des oxydirten Stickgases durch Feuer und brennbare Körper. Glühhitze zerlegt es in atmosphärische Luft und salpeterige Säure. Phosphor und Schwefel zerlegen es nicht ganz, wohl aber Kohle, geschwefeltes Wasserstoffgas und andere brennbare Gasarten. Man sieht hieraus, dass der Chemist, welcher auch das Allgemeine schon kennt, noch sehr viele besondere Notizen über diesen Gegenstand finden kann. Es wäre zu wünschen gewesen, der Übersetzer hätte die neueren Verhandlungen über diese Gegenstände, besonders die Untersuchungen von *Gay-Lussac*, zur Übersicht angeführt.

L. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

BOTANIK.

Paris, b. Bertrand: *Mélanges de botanique et de voyages*; par *Aubert Du Petit-Thouars*, Directeur de la Pépinière impériale du Roule cet. Premier Recueil. 1811. 8. Avec une carte et 18 planches. (In unserem Exemplar finden sich nur 17 Kupfer sammt einer Charte.)

Dieses Werk zerfällt ausser dem *Discours préliminaire* in 6 abgesonderte und besonders paginirte Abhandlungen, welche zu verschiedenen Zeiten verfasst worden, mit der Zeit aber fortgesetzt werden, und dann jede für sich ein eigenes Werk bilden sollen. Nach der Erzählung des Vfs. in dem *Discours préliminaire* (p. 1 — 32) war er, von Ruhmbegierde getrieben, mit seinem Bruder, welcher ausging, den unglücklichen De la Peyrouse aufzusuchen, in entfernte Gegenden der Erde gesegelt, um noch ununtersuchte Länder und Inseln, in Rücksicht ihrer vegetabilischen Reichthümer, zu untersuchen, und der gelehrten Welt bekannt zu machen. Das Unternehmen verunglückte, und beide Brüder verloren dabey ihr Vermögen. Der Vf. hatte auf seiner Reise manches Neue aus dem Gewächsreiche gesammelt, und hoffte bey seiner Rückkehr nach Europa durch die Herausgabe seiner Werke sich einen Namen und Vermögen zu erwerben. Er hatte sich im Plan *Jussieu's Genera* und *Lamarck's Illustrations* (nach Plumiers Vorbild) zu Mustern gewählt, und *Correa's* Terminologie sollte ihm zur Sprache dienen. Auf diese Art erschien das erste Heft der *Histoire des Végétaux recueillies sur les Isles de France, la Réunion et Madagascar* auf eigene Kosten des Vfs.; aus Mangel an Unterstützung unterblieb aber die Herausgabe des zweyten Heftes, obgleich die Kupfer schon dazu fertig waren; er musste es einem Buchhändler übergeben, welcher ebenfalls nicht im Stande war, die Herausgabe zu besorgen, sondern genöthiget war, das Werk einem Anderen abzutreten, der, weil ihm die bescheidene Form nicht genügte, auf Kosten der Deutlichkeit und Gemeinnützigkeit ein Prachtwerk daraus machte. Bald liess auch dieser es liegen, und der Vf. hatte sich dann vorgenommen, die zu jedem Heft bestimmte Abhandlung zu sammeln, und unter dem Titel *Mélanges* herauszugeben. Diese Idee des Vfs. gab dem vor uns liegenden Werk seine Entstehung. Es würde uns zuweit führen, wenn wir die in dem *Discours préliminaire* gegebene Geschichte jeder einzelnen Abhandlung wiedergeben wollten; wir wollen daher das Nöthige gehörigen Ortes beybringen.

I. *Dissertation sur l'enchainement des êtres* (vom Jahr 1787) (p. 1 — 48) hätte sammt der angehängten kurzen Lobrede des damals nicht lange verstorbenen grossen Naturforschers Buffon wohl ungedruckt bleiben können, indem selbst auch für die damaligen Zeiten nichts Neues darin enthalten ist.

II. *Genera nova Madagascariensia secundum methodum Jussiaeanam disposita* (v. J. 1796) (p. 1 — 32). Voraus gehen *Observations sur les genera nova madagascariensia* (p. 1 — 4), welche sich auf Bemerkungen beziehen, die Jussieu über einige dieser neuen Gattungen gemacht; auch erinnert hier der Vf., dass die *Calvaria* Gärt. fil. wahrscheinlich zur Gattung *Sideroxylon* Lin., oder *Bumelia* Swartz. gehöre, da alle drey Gattungen im früheren Zustand der Frucht 5 *Ovula* besitzen, wovon aber immer mehrere abortiren; es folgt hieraus, dass die ganze Familie der Sapoten eine genaue Untersuchung an frischen Exemplaren erfodere, um über ihre Gattungen und die sonderbaren Verschiedenheiten in Rücksicht des Albumen und Embryo entscheiden zu können. Über einige Fehler sowohl der Sprache als der Gattungsmerkmale wiederholt der Vf. die schon in dem *Discours préliminaire* vorgebrachten Entschuldigungen, welche man ihm überhaupt zu Gute halten muss, wenn man bedenkt, dass er als Soldat weder mit den nöthigen Vorkenntnissen noch Hülfsmitteln zu dieser Entdeckungsreise versehen war. Denn er hatte bloss *Jussieu's genera plantarum*, *Murray's Systema plantarum* und *J. Gärtners Carpologie* zu seinem Unterricht bey der Hand, und erhielt erst später noch *Lamarck's Dictionnaire de Botanique* zum Nachschlagen. Der eigene Fleiss, mit welchem er sich durch so viele Schwierigkeiten ohne Lehrer und Führer durcharbeitete, entschuldigt daher die Ruhmsucht des Vfs., von welcher er an vielen Stellen dieser Abhandlungen nicht undeutliche Beweise giebt. Von Jussieu sind folgende Gattungen des Vfs. als eigenthümlich anerkannt: *Starbia, Chrysomallum, Bonamia, Voacanya, Plectaneja, Tanghinca, Moralik, Mionima, Calypso, Ochrocarpus*. Über die Tauglichkeit und den Wohllaut der Gattungsnamen liesse sich Manches einwenden; der Vf. hat sich jedoch vorbehalten, die in diesem Prodromus gegebenen Namen in seinem grösseren Werk abändern oder mit besseren vertauschen zu dürfen. Wir hoffen, dass sich in jener Rücksicht der Geschmack des Vfs. seit dieser Zeit ge-

beſſert haben, und, was das Zweyte betrifft, er bald im Stande ſeyn möchte, uns ſeine Entdeckungen, welche gewiſs ſehr viel Neues und Gutes enthalten, mittheilen zu können.

III. *Observations sur les plantes qui croissent dans les îles de France, de Bourbon et de Madagascar, adressées à M. De Lamarck,* (v. J. 1800) (p. 1 — 80). Dieſen zu *Lamarck's* Dictionnaire Tom. I — III gehörigen Zuſätzen iſt ein Brief des Vfs. aus Isle de France an jenen Naturforſcher als Einleitung vorausgeſchickt, woraus man unter anderem den Eifer des Vfs. in Aufſuchung der vegetabiliſchen Erzeugniſſe jener Gegenden zum Theil abnehmen kann. Auſser *Commerſon* hat noch kein Naturforſcher dieſe intereſſanten und an Naturproducten ſo reichen Gegenden mit der Aufmerkſamkeit unterſucht, als der Vf. Mit groſser Begierde muſs daher jeder Botaniker den ausführlichen Nachrichten *du Petit-Thouars* über ſeine Entdeckungen entgegen ſehen, da das, was wir durch *Rumph* von der Vegetation in dieſen Gegenden erfahren haben, ſehr mangelhaft iſt, und *Commerſons* Entdeckungen ſoviel als gar nicht bekannt ſind. Die in alphabetiſche Ordnung gebrachten Zuſätze ſind keines Auszugs fähig, ob ſie gleich einige merkwürdige Beobachtungen in Rückſicht auf Pflanzenphyſiologie und botaniſche Geographie enthalten. Angehängt iſt die Beſchreibung des *Eupatorium Aya-pana* und der Artikel *Calac*, welchen der Vf. für das *Nouveau Dictionnaire des Sciences naturelles* geliefert hat, wozu zwey Kupfertafeln, das *Eupatorium Ayapana* und *Cariſſa Xylopricou*, und ihre Blumen und Fruchttheile vorſtellend, gehören.

IV. *Cours de botanique, appliqué aux productions végétales qui croissent à l'Isle de France* (v. J. 1801) (p. 1 — 16) iſt ein auf Spaziergängen zu haltender dialogiſirter Unterricht eines Kindes in der Botanik mit erläuternden Noten. Dieſer erſte Spaziergang, deren der Vf. im Ganzen 13 liefern will, nebſt einer Kupfertafel zu jedem, möchte wohl füglich der letzte bleiben, indem es dieſem Dialogen an Leben, und dem Inhalt an hinreichendem Intereſſe fehlt; die Noten brauchen dieſes Vehiculums nicht, und könnten in Rückſicht ihres Inhalts irgendwo anders einen beſſeren Platz finden.

V. *Description abrégée des Isles de Tristan d'Acugna* (v. J. 1802) (p. 1 — 24), als Anhang folgt: *Esquisse de la flore de l'île de Tristan d'Acugna* (p. 25 — 48), wozu die Tafeln 1-13 ſammt der Charte und zwey anderen Tafeln, die Anſicht dieſer Inſeln liefernd, gehören. Den geographiſchen Theil dieſer Abhandlung müſſen wir einem anderen Recenſenten überlaſſen; wir bemerken bloſs, daſs der Vf. hier erſt das Zeichnen naturhiſtoriſcher Gegenſtände aus eigener Übung erlernt hat, woraus es ſich zum Theil erklärt, warum die Zeichnungen der Blumen und Fruchttheile in dem erſten Hefte ſeiner *Histoire des végétaux recueillies sur les îles de France* ſo roh ſind, und das Werk nicht das Glück machen konnte, welches es zuverläſſig gemacht haben würde, wenn der Vf., mit mehr Vorkenntniſſen ausgerüſtet, ſeine Arbeit begonnen hätte. Ein Deutſcher würde es freylich nicht wagen, mit einem ſolchen franzöſiſchen Selbſtvertrauen aufzutreten, und in jedem Fall frey geſtehen, was ihm fehle, um in die Reihe mit den erſten Gelehrten ſeines Fachs treten zu können; der Eifer zum Handeln iſt zwar nothwendig, etwas Gutes zu wirken, es iſt aber nicht die einzige Bedingniſs zur richtigen Ausführung. In Aufſuchung der Gewächſe war der Vf. äuſserſt thätig, er hat in dem Zeitraum von drey Tagen, während des Aufenthalts auf der gröſseren der Inſeln Triſtan d'Acugna, 100 verſchiedene Arten von Gewächſen geſammelt: eine ſchöne Beute für den kleinen Raum und die kurze Zeit, die ihm zum Durchſuchen einer ganz unbekannten Inſel vergönnt war. Von dieſer Anzahl kommen allein 75 auf die Claſſe der Cryptogamien, die übrigen 25 Arten aber gehören in die Familien phanerogamiſcher Gewächſe. Da es ſehr wahrſcheinlich iſt, daſs dieſe kleine Inſel-Gruppe ein Erzeugniſs neuerer Zeit, und nicht uranfänglich iſt, oder daſs, wenn ſie auch aus dem graueſten Alterthume herrühren ſollte, zum wenigſten ihre vegetabiliſchen Bewohner neuere Anſiedler ſind, welche in phyſiognomiſcher Hinſicht ungefähr das Mittel zwiſchen den ähnlichen Bewohnern der alten und der neuen Welt zu halten ſcheinen, indem die alten Bewohner durch die vulcaniſchen Einflüſſe, wovon dieſe Inſeln unverwerfliche Spuren an ſich tragen, hätten gänzlich zerſtört werden müſſen: ſo iſt es höchſt merkwürdig, und für die Unterſuchung über die Entſtehung und Verbreitung der Gewächſe äuſserſt wichtig, daſs gerade die Cryptogamien den Anfang und die Mehrzahl der vegetabiliſchen Cultur des Bodens dieſer Inſeln ausmachen. Aus der Hauptabtheilung der phanerogamiſchen Gewächſe hat der Vf. zwey neue Gattungen entdeckt, nämlich: *Ponceletia Gluma uniflora, bivalvi; Cal. bivalvi, Styl. 1, ſtigm. 2,* und *Erythrodanum Cal. minimo, ſupero. Cor. monopetala quadrifida; Stam. fundo corollae inſertis; Styl. bifida; ſtigm. hirſutis. Bacca umbilicata diſperma.* Ob dieſe Gattung wirklich von Pavetta verſchieden ſey, möchte wohl noch zu bezweifeln ſeyn. Wir hätten gewünſcht, der Vf. hätte uns ſtatt der Abbildung zweyer Scirpusarten lieber die von den Blumen und Frucht-Theilen dieſer beiden Gattungen gegeben. Die 13 Kupfertafeln liefern die Abbildungen folgender Arten: 1. *Pteris vitturioides.* 2. *Acroſticum polypodioides.* 3. *Polypodium tomentoſum.* 4. *Grammitis cheiranthoides.* Sw. 5. *Uncinia gracilis.* 6. *Unc. brevicaulis.* 7. *Scirpus prolifer, ſ. ſulcatus.* 8. *Xeranthemum ceſpitoſum.* 9. *Calendula puſilla, Forſt.* 10. *Nertera depreſſa.* Banks. 11. *Nertera aſſurgens.* 12. *Hydrocotyle capitata.* 13. *Pelargonium acugnaticum.* Die Stiche ſind rein und niedlich.

VI. *Treizième Essai. Notice historique sur la nature et les fonctions de la Moelle et du Liber* (v. J. 1810.) (p. 1 — 48). Scheint eine Fortſetzung der *Essais sur la végétation* des Vfs. zu ſeyn, ob er gleich daſelbſt eine Abhandlung über die Reproduction durch den Saamen zu liefern verſprochen hatte.

Dieser Aufsatz ist meist polemischen Inhalts, wovon der erstere Theil über die Verengerung der Markröhre etwas kürzer, und vorzüglich gegen *Bosc* gerichtet ist; der andere aber gegen *Mirbel*, um gegen diesen zu beweisen, dass der Bast sich nicht in Splint verwandle. Der Vf. behauptet unbedingt, die Markhöhle verengere sich niemals, sondern bleibe so, wie sie in dem ersten Jahr beym grünen Trieb gewesen sey. *Jussieu*, *Desfontaines* und *Labillardière*, welche von dem National-Institut beauftragt waren, die Behauptungen des Vfs. zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten, fanden bey starken Stämmen von Weiden, Weisdorn, Eiche, Buche, Hainbuche, Ulme u. s. w. die Markröhre nie obliterirt oder mit Holzmasse ausgefüllt, und die Markhöhle hatte oft den nämlichen Durchmesser, wie die in den jungen Trieben; zugleich zeigen sie dem Vf., dass *Knight* längst vor ihm diese Beobachtung gemacht habe. Nun stehen aber auf der anderen Seite sehr geachtete Naturforscher, welche ausdrücklich das Gegentheil behaupten, nämlich *Duhamel* (*Phys. des Arb. Tom. I. p.* 37), *Mustel* (*Traité Tom. III. p.* 382) und unter den Neueren statt Aller *Sprengel* (*vom Bau der Gewächse*, S. 467); es möchte also das Verschwinden der Markröhre, wenigstens ihre Verengerung, nicht so absolut zu verwerfen seyn, als die vorhin genannten Naturforscher thun. Rec. gesteht, dass er die gänzliche Obliteration der Markröhre durch Holzmasse noch nie beobachtet, wohl aber das fast gänzliche Verschwinden des Marks mit *Medicus* gesehen habe; es muss daher wohl unterschieden werden zwischen dem Verschwinden des Marks, und dem der Markhöhle. Die gänzliche Obliteration der Markhöhle durch Holzmasse scheint demnach Rec. unter die äusserst seltenen Fälle zu gehören, ob er gleich glaubt, dass eine wirkliche Verengerung derselben, besonders in den früheren Jahren, unter besonderen Umständen unbezweifelt Statt habe, da erwiesen ist, dass im gebildeten Holz und in den ersten Schichten der Markröhre nicht nur Nahrungs-, sondern auch Bildungs-Säfte in Bewegung sind. Es scheint aber eine häufige und irrige Folgerung vieler Naturforscher zu seyn, von dem Durchmesser der Markröhre junger Triebe auf den der Markröhre des Stammes selbst zu schliessen, da doch Rec. fast allgemein ein umgekehrtes Verhältniss hierin Statt finden sah: wie sollte auch das aus dem Saamen aufkeimende Stämmchen des meistens äusserst kleinen Saamen der Bäume den Vorrath von Mark bedürfen, als die saftigen Triebe erwachsener Gewächse? Diese Grundstämme haben daher immer eine sehr geringe, und oft nahe an o grenzende Markröhre gegen die der Äste. Doch wenn der empörende Eigendünkel der Franzosen es ihnen zulassen würde, die Schriften unserer deutschen Naturforscher zu lesen: so würden sie gefunden haben, dass in der vortrefflichen, und über alles Lob erhabenen Schrift: *Meyer's naturgetreue Darstellung u. s. w.*, diese Materie schon langst, ehe der Vf. an diese Materie dachte, und die Berichterstatter ihre mangelhafte Ansicht abgegeben haben, mit deutscher Gründlichkeit abgehandelt worden. Über den zweyten Theil dieser Abhandlung, welche gegen *Mirbels* Theorie über die Verwandlung des Bastes in Splint gerichtet ist, glauben wir uns um so mehr kurz fassen zu können, da wir darin kein einziges neues Factum, sondern bloss Ausfälle und persönliche Angriffe auf diesen Naturforscher finden, welche, wie der Vf. selbst bemerkt, grösstentheils ihren Grund darin haben, dass *Mirbel* bey der Bekämpfung dieser möglichen Vorstellungsweise von der Holzbildung den Vf. nicht namentlich als den Entdecker aufgeführt hat. Da aber schon in *Duhamel's Phys. des Arb.* auf diesen möglichen Fall deutlich hingewiesen ist, und *Medicus* in seinen *Beyträgen zur Pflanzen-Anatomie* (1799) ganz deutlich davon spricht: so ist es gewiss lächerlich, dass sich der Vf. dadurch so gekränkt sieht, dass *Mirbel* von der Meinung des Vfs. nicht als von einer Entdeckung spricht, welche unsere ganze Ansicht von der vegetabilischen Schöpfung verändern, und mit besonderem Licht erhellen müsse. Den Beschluss machen einige Zusätze zu dem zwölften *Essai* über einige besondere Fälle der Ernten, und den Begriff von den beiden Worten *Bouton* und *Bourgeon*, welches erstere Wort der Vf. bloss für die, die Blumentheile einschliessenden Knospen, das letztere aber für das, was wir mit dem Wort *Aug* ausdrücken, gebraucht wissen möchte.

ae.

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Vergleichende Übersicht des linnéischen und einiger neueren zoologischen Systeme*, von *J. L. C. Gravenhorst*, Dr. der Philosophie, Assessor der philosophischen Facultät u. s. w. Nebst einem eingeschalteten Verzeichnisse der zoologischen Sammlung des Verfassers und den Beschreibungen neuer Thierarten, die in derselben vorhanden sind. 1807. VIII u. 476 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Es kann nicht ohne Nutzen seyn, die Fortschritte wahrzunehmen, die seit der Begründung des linnéischen Systems in der Kenntniss und Bestimmung der Naturproducte gemacht worden sind. Schon die Bemerkung beträchtlicher Erweiterungen in dem Gebäude der Classen, Ordnungen, Gattungen und Arten gewährt eine sehr lehrreiche Unterhaltung; und die Vergleichung des Älteren mit dem Neueren hat überdiess den grossen Nutzen, eine befangene Vorliebe für irgend *ein* System zu verhüten, und eine liberalere Ansicht des Wahren auch in dieser Hinsicht zu befördern. Für diejenigen also, die nicht im Stande sind, die Werke der neueren Systematiker sich selbst anzuschaffen, kann diese mühsame Arbeit allerdings den Nutzen haben, bald zu erfahren, welche Veränderungen in das System der Zoologie gekommen sind; doch ist dieses auch nur in Absicht der Classen, Ordnungen und Gattungen möglich, da diese vergleichende Übersicht sich nicht bis auf die Arten

erstrecken sollte. Der Vf. hat bey den verschiedenen Thierclassen auch verschiedene Systematiker zur Vergleichung gewählt, je nachdem eine und die andere Classe durch den Einen oder den Anderen zweckmäfsiger geordnet zu seyn schien. Dass hiebey manches Willkührliche vorkomme, lässt sich erwarten. Warum indess der Vf. die bisherige Ordnung der Dinge umkehrte, und mit seinen systematischen Vergleichungen bey den unvollkommensten und einfachsten Thieren begann, bey den Würmern, und bey dem Menschen aufhörte, davon ist der Grund nicht angegeben, sondern bloss angedeutet, dass sich hierin die Methode des Vfs. von den meisten übrigen unterscheide; eine Auszeichnung, die wohl nicht sehr viel für sich haben dürfte, da die alte Ordnung in der That die natürlichste zu seyn scheint. Der Vf. hatte indess bey diesem Werke noch einen anderen Zweck, nämlich die Bekanntmachung des Verzeichnisses seiner zoologischen Sammlungen; er wollte dadurch denen, die diese näher kennen lernen wollten, ein Mittel in die Hände geben, sich leichter zu orientiren, und Auswärtigen Gelegenheit, seine Sammlungen durch Beyträge zu vermehren. — Bey den Würmern, mit welchen der Vf. sein Werk beginnt, ist *Bosc* zum Führer gewählt; dieser nähert sich wieder etwas dem linnéischen Systeme, er begreift nämlich unter den Würmern alle *Vermes Lin.*, mit Ausnahme der Ordnung *Testacea*, und von diesen hat er die Gattungen *Dentalium* und *Serpula* noch zu seinen Würmern gezählt. Es ist lehrreich, diese Vergleichungen in ihrer ganzen Folge zu durchlaufen, ob man gleich wünschen möchte, der Vf. hätte auch das System von *Lamarck*, das sich auf das Daseyn des Rückgrates gründet, zugleich in den Vergleichungen berücksichtiget. Von den Thieren, die Linné *Intestina* nannte, gehören nur die Gattungen *Ascaris* und *Fasciola* zu den Eingeweidewürmern mit vollem Rechte, die übrigen sind es nicht. — Bey den Insecten folgt der Vf. dem *Fabricius*, welchem er vor allen Übrigen den Vorzug giebt, worüber Rec. mit dem Vf. nicht streiten will, da es hier der Ort nicht seyn kann. Bey den *Piezaten* ist der Vf. auffallend weitläuftig in Beschreibung der Puncte, der Linien, der Farben u. s. w. Diess war um so überflüssiger, da wir dieselben Beschreibungen schon in Menge haben, und der Hauptgesichtspunct, eine vergleichende Übersicht zu liefern, aus den Augen gesetzt wurde. Bey den Fischen ist in Hinsicht der Ordnungen *Cuvier*, in Hinsicht der Gattungen aber *Bloch* zum Führer gewählt. Zu den Fischen des Linné werden hier auch die sogenannten schwimmenden Amphibien gezählt, worüber sich doch Manches sagen liesse. Bey den Amphibien wird das linnéische System mit dem von *Latreille*, bey den Vögeln mit dem von *Bechstein*, und bey den Säugethieren mit dem von *Cuvier* verglichen. Die Citate sind sehr vollständig. Überhaupt ist der Fleiss des Vfs. bey einer so mühevollen und trocknen Arbeit nicht zu verkennen.

+d+

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Heilbronn*, b. Rausche: *Sendschreiben an meine Herren Collegen über mehrere wichtige Gegenstände der Arzneywissenschaft*, von Dr. *Friedr. Braun*, A. in Güglingen. 1807. 87 S. 8. (8 Gr.)

In diesem Sendschreiben ist die Rede 1) von der Lage und dem Verhältniss des Arztes überhaupt, 2) von der Verschiedenheit der Patienten nach ihrem Betragen gegen ihren Arzt, 3) von der Schutzblatternimpfung, 4) von der Wirkung der *Inula dysenterica* in Durchfällen, 5) vom Zahnen der Kinder, und 6) vom Niesen, als einem Heilmittel in vielen Krankheiten. Eine Menge Sachen in einem so kleinen Büchelchen! Lasst sehen, ob auch viel Gutes darunter sey! — Im ersten Aufsatze wünscht der Vf. Uniformen und Orden für den ärztlichen Stand, wie sie beym Militär üblich sind. Er hofft, sein *erhabenster Herrscher werde ihn gnädig ansehen*, wenn er sich mit dieser *unterthänigsten Bitte seinem Throne nähere*, und ihn um diese *Wohlthat anflehe*. Welche Sprache! Und welche Schwachheit, von einem gestickten Kragen, oder einem Kreuzchen so viel Glück zu erwarten! Ist es nicht natürlich, dass uns die Grossen verachten, wenn wir so klein sind? Der 2te Aufsatz classificirt die mancherley Kranken nach ihrem Benehmen, Temperamente und Ansprüche an die Ärzte. Der Vf. stellt auf 1) Kranke, welche sich einbilden, der Arzt habe es sich zur Ehre zu rechnen, von ihnen gebraucht zu werden; 2) Kranke, welche aus blosser Gefälligkeit den Arzt consuliren; 3) Kranke, welche den Arzt bloss als Spassmacher zur Unterhaltung benutzen; 4) Kranke in der Einbildung; 5) Halbgelehrte, Halbärzte; 6) Kinder und weibliche Kranke. Der Vf. will zeigen, wie sich der Arzt gegen alle diese Kranken zu benehmen, und mit welchen Unannehmlichkeiten auch in dieser Hinsicht der ärztliche Stand zu kämpfen habe. In der 3ten Abhandlung beschreibt der Vf. eine Pockenepidemie, wo von ungefähr 60 Kranken 37 starben. Als die Epidemie im vollen Gange war, vaccinirten einige Barbirer. Die meisten Geimpften bekamen hinterdrein oder zugleich zu den Schutzpocken auch die wahren, herrschenden, und starben daran. Um die Wirkung des Impfstoffes kräftiger zu machen, empfiehlt der Vf., milde *rubefacientia* auf die Impfstelle zu legen. Alles diess ist recht gut, hätte aber können und müssen instructiver gemacht werden. Die 4te Rubrik spricht sich selbst aus. Nebenbey empfiehlt der Vf. auch das saturirte Decoct der *Hb. ulmariae* gegen rheumatische Brustbeschwerden. In dem 5ten Aufsatz vertheidigt der Vf. das Zahnen, als einen pathologischen Zustand, und declamirt wieder nebenbey gegen die neuere Heilkunde. Der letzte Aufsatz soll zu öfterer Benutzung der Niesemittel anreizen. Hätte der Vf. sich allein auf das Praktische eingelassen, das, was er über die Pocken und deren Verbindung mit den Kuhpocken erfahren, und genaue Beobachtungen über die Wirkung der empfohlenen Mittel beygebracht, das theoretische Räsonnement, welches oft nur ein blosses Räsonniren im gemeinen Sinne ist, vermieden; so würden wir dieser kleinen Schrift wenigstens einigen Werth beylegen können, jetzt hat sie gar keinen.

Fj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

ASTRONOMIE.

BERLIN, b. Vf. und in Commission b. Hitzig: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr* 1815, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten; herausgegeben und berechnet von *J. E. Bode*, königl. Astronom u. s. w. 1812. 275 S. 8. 1 Kupfert. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ebendasselbe für 1816. 1813. 268 S. 8. 1 Kupfert. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Krieg und andere Verhältnisse haben uns ausser Stand gesetzt, den Astronomen früher Rechenschaft von dem Jahrbuche für 1815 zu geben; wir nehmen es daher mit dem folgenden Bande für 1816 zusammen, indem bekanntlich diese Jahrbücher, wegen der Menge interessanter Abhandlungen, die sie zu enthalten pflegen, einen *bleibenden* Werth haben. Der würdige Herausgeber sorgt in dieser Hinsicht eben so sehr für die Reputation dieses Werks, als er es durch die jährliche Berechnung der Ephemeriden den praktischen Astronomen nützlich macht. Das Erstere beweist unter anderen der Band für 1816, zu welchem die Materialien in einer Zeit gesammelt werden mussten, die, wegen des Kriegs, die Mittheilungen aller gegen Westen von Berlin wohnenden Correspondenten des Herausgebers unmöglich machten; — dennoch ist es nicht arm ausgefallen, wie die folgende Anzeige ausweisen wird.

Wir nehmen zuerst die Nachrichten zusammen, welche die vor uns liegenden Bände des Jahrbuchs, und der für 1814, *über den grossen Kometen von* 1811 enthalten: denn bey der Anzeige des letzteren versparten wir dieses, des Zusammenhangs wegen, auf die Folge. Dieser merkwürdige Komet wurde am 25 März 1811 von *Flaugergues* in Viviers entdeckt, und am 11 April von *Paus* in Marseille; er wurde dann von dem ersten Entdecker und von *Bouvard* in Paris, länger und vollständiger aber von unserem Landsmanne *v. Zach* in Marseille beobachtet. Die Beobachtungen dieses Letztern gehen bis zum 2 Juny, wo der Komet in den Sonnenstrahlen verschwand. Die Wichtigkeit dieser Beobachtungen für die Theorie des Kometen erzeugte den Wunsch, dass Hr. *v. Z.* sie ganz im Originale mittheilen möchte; er that dieses, und setzte dadurch die Astronomen in den Stand, die Reduction nach schärferen Elementen zu machen, als er selbst anwenden konnte. *Bessels* Reduction erhalten wir im Bande des Jahrbuchs für 1816; und seine Vergleichungen der Beobachtungen unter einander zeigen, dass diese alle die Genauigkeit besitzen, die man bey der Lichtschwäche des Kometen nur irgend erwarten kann, und die zu der Herleitung einiger Fundamentalörter für den April und May 1811 wünschenswerth ist. Nachher hat Hr. *v. Z.* die Reduction auf seine eigenen Bestimmungen der verglichenen Sterne selbst gegründet, und diese weicht oft nicht unbedeutend von der *besselschen*, die sich auf Sternbestimmungen der *Histoire céleste* gründet, ab. Es bleibt nun noch unentschieden, welche Sternbestimmungen die besseren sind; bis zu der nothwendigen Prüfung durch neue Beobachtungen sey es indessen erlaubt zu bemerken, dass *höchst selten* die Declinationen der *Histoire céleste* so grosse Fehler haben, als man ihnen nach den Beobachtungen *von Zach's* zuschreiben müsste. Diese wurden auch nur mit einem 12zolligen Vervielfältigungskreise gemacht, der aber nicht zur *Vervielfältigung*, sondern zur einfachen Messung der Zenithdistanzen gebraucht wurde: so dass man hier die Genauigkeit nicht erwarten darf, die ein solches Instrument sonst zu gewähren pflegt. Die geraden Aufsteigungen stimmen dagegen mit der *Hist. cél.* allenthalben bis auf wenige Secunden. — *Flaugergues* Beobachtungen, gleichfalls im Original mitgetheilt, stimmten dagegen durchaus nicht unter einander überein; und können daher nicht weiter benutzt werden, obgleich sie die frühesten von Allen sind. Von *Bouvards* Observationen ist Rec. bis jetzt nur die auf Länge und Breite reducirte Angabe bekannt geworden. — Die Beobachtungen in diesem ersten Theile der Erscheinung machten die Berechnung vorläufiger Elemente der Bahn möglich, und zeigten den Astronomen, dass der Komet um die Mitte des Augusts, mit sehr vermehrter Helligkeit, aus den Sonnenstrahlen wieder hervorkommen musste. Mit Eifer wurde er dann aufgesucht, und während der 4½ monatlichen Dauer seiner diessmaligen Sichtbarkeit von allen Astronomen mit Fleiss beobachtet. Zuerst scheint man ihn am 20 Aug. in Sicilien gesehen zu haben; und die ersten Beobachtungen erhielten *Bouvard* in Paris am 21 Aug.; *Bessel* in Königsberg am 22 Aug.; *Olbers* in Bremen am 23; — und alle übrigen Astronomen in den kurz nachher folgenden Tagen. In der ersten Woche des Januars 1812 endigen sich die Beobachtungen, indem

der dann Statt findende Mondschein, und die Nähe des Kometen am Horizonte, nicht erlaubten, ihn länger zu sehen. Man beobachtete den Kometen auf mannichfaltige Weise: theils mit Kreis- und Faden-Mikrometern; theils durch Azimuthe und Höhen; theils im Meridian an fixen Instrumenten; theils mit dem Sextanten, indem man seine Entfernungen von grösseren Fixsternen mass; und endlich durch heliometrische Messungen seiner Entfernungen von benachbarten Sternen. Über die erste Beobachtungsart ist es nur nöthig, hier vergleichungsweise etwas zu sagen, indem sie und ihr Werth allgemein bekannt ist; die Richtigkeit der Resultate, die sie giebt, hängt von der Sicherheit ab, mit welcher die kleinen Sterne bestimmt sind, die zur Vergleichung dienen. Wären diese mit derselben Schärfe beobachtet, mit welcher die helleren es heut zu Tage sind: so würde sich nichts Erhebliches gegen diese Beobachtungsart einwenden lassen, und wir würden sie ohne Einschränkung der *zweyten* vorziehen. Allein *v. Zach* und *Piazzi* haben ihre Bestimmungen in dem zweyten Theile der Erscheinung durch Azimuthe und Höhen erhalten; und Ersterer hat die Vorzüge dieser letzten Methode geltend zu machen gesucht, indem er den Vortheil rühmte, den sie, wegen der schärferen Bestimmung der grösseren Sterne, und wegen der Leichtigkeit, von der Refraction Rechnung zu tragen, wirklich hat. — Es läst sich nicht leugnen, dass diese Methode an sich gut ist, und einem sorgfältigen, mit guten Instrumenten ausgerüsteten Beobachter gute Resultate verspricht; allein damit ist ihr Vorzug vor der anderen noch nicht ausgemacht, und auch der Erfolg war ihr nicht so günstig, als Hr. *v. Z.* es erwartete. Die Mikrometervergleichungen haben dagegen den Vorzug, dass sie sich ganz ohne Beleuchtung anstellen lassen; dass man sie oft und leicht wiederholen, und sie gewöhnlich auf zwey oder mehrere Sterne gründen kann; — auch schicken sie sich besser für viele Beobachter, indem sie nur den Besitz eines guten Fernrohrs voraussetzen, dessen fester Stand und genau kreisförmige Blendung die einzigen zu berücksichtigenden Puncte sind. Gewissermaſsen trägt auch diese Methode den Hauptvorwurf, der ihr gemacht wurde, nicht einmal: denn theils sind, seit *Piazzi*, sehr viele Sterne an allen Puncten der Himmelskugel äusserst genau bestimmt; theils sind die 50000 in der *Histoire céleste* vorkommenden Beobachtungen gewöhnlich an sich sehr gut, und können durch *Piazzis* Cataloge scharf reducirt werden. Wäre aber auch ein verglichener Stern sehr falsch bestimmt: so würde man doch, durch nachherige Beobachtung dieses Sterns, alle erwünschte Genauigkeit erlangen können, so wie man in der That ältere und neuere Beobachtungen von Kometen, wenn sie nur mit dem gehörigen Detail angegeben waren, auf diese Weise schon oft verbessert hat. Die Angabe des zur neuen Reduction einer Mikrometerbeobachtung nöthigen Details sollte aber nie vernachlässigt werden; — alsdann wird die Beobachtungsart den Vorzug verdienen, die die meiste *relative* Genauigkeit gewährt. Rec. glaubt, dass dieses der Fall bey dem Gebrauche des Kreismikrometers ist, falls nicht die andere Methode durch sehr schöne und grosse Instrumente unterstützt wird. — In sofern verdienen auch die Meridianbeobachtungen, indem sie gewöhnlich mit vorzüglichen Instrumenten gemacht werden, viel Zutrauen, wenn nicht der Komet so lichtschwach ist, dass er eine hinreichende Erleuchtung der Fäden nicht erlaubt. — Die Messungen der Entfernungen, mittelst des Sextanten, oder eines anderen Reflexionsinstruments, scheinen durch die geringe Vergrösserung der Fernröhre dieser Instrumente bedeutend zu leiden, und sind überdiess bey lichtschwachen Kometen nicht anwendbar. Den Vorzug vor allen anderen Beobachtungsmethoden scheint aber die auf heliometrische Messung der Entfernungen von mehreren den Kometen umgebenden Sternen gegründete zu verdienen: denn der Stern läſst sich äusserst genau auf den Mittelpunct des Kometen bringen, welches man durch eine leise Drehung des Heliometers um die Axe des Fernrohrs mit grosser Schärfe zu beurtheilen im Stande ist. — Die auf diesem Wege in Königsberg, wo unseres Wissens diese Methode zuerst angewandt wurde, erhaltenen Beobachtungen stimmen in der That, nach der S. 116 des Bandes für 1815 vorkommenden Vergleichung, ausserordentlich nahe unter einander überein. Nur ist es zu bedauern, dass diese Methode, die unfehlbar die Kometentheorie bald weiter bringen würde, nur dann angewandt werden kann, wenn in einer Entfernung von höchstens 30' von dem Kometen, wenigstens 2 kenntliche Sterne vorkommen, deren Stellung so seyn muss, dass das formirte Dreyeck weder gar zu spitzige, noch gar zu stumpfe Winkel hat. Ist die Bewegung des Kometen bekannt: so kann man auch mit *einem* Sterne ausreichen, indem man die Entfernungen zu zwey verschiedenen Zeiten misst, und das durchlaufene Stück der scheinbaren Bahn des Kometen als die Basis eines Dreyecks betrachtet, dessen Seiten die Messungen direct angeben. Diese letztere Methode wurde von *Bessel* am 1 Nov. angewandt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die Beobachtungsmethoden eines Kometen, führen wir die Astronomen an, die den Kometen von 1811 in dem zweyten Theile seiner Erscheinung vorzüglich fleissig verfolgten. Mit dem Kreis- oder Faden-Mikrometer geschah dieses von *Olbers, Gauss, v. Lindenau, Bessel, Bode, Triesnecker* und *Bürg, Bouvard, Sniadecki, David, Bugge, Derflinger;* mit seinen Meridianinstrumenten von *Schubert, v. Lindenau, Bode, Bouvard;* mit dem Heliometer von *Bessel;* durch Azimuthe und Höhen von *Piazzi* und *v. Zach.* — Es ist klar, dass so zahlreiche und genaue Reihen von Beobachtungen den scheinbaren Weg des Kometen am Himmel mit ungewöhnlicher Genauigkeit geben mussten, und dass es demnach möglich ist, die wahre Bahn mit grosser Sicherheit

zu bestimmen. In den vor uns liegenden Bänden des Jahrbuchs finden wir in der That Bahnbestimmungen von *Gauss*, *Bode*, *Triesnecker*, *Piazzi* und *Bessel*; — dieser Letzte fand die, allen Beobachtungen sehr nahe entsprechende Bahn elliptisch, und ihre Elemente wie folgt:

Zeit des Perihels	1811 Sept. 12,25175 pariser Merid.
Länge des ☊	140° 24′ 29″, 9
Neigung	106° 57′ 24, 4
Perihel	75° 1′ 9, 2
Excentricität	0, 9954056
Log. des kleinsten Abst.	0, 0151120
Umlaufszeit	3383 Jahre.

Obgleich diese Elemente noch immer als *vorläufige* angesehen werden müssen, indem *Bessel* sich vorbehält, sie allen Beobachtungen, sobald er sie beysammen hat, aufs Genaueste und mit Rücksicht auf die Störungen, die der Komet erlitt, anzupassen: so kommen sie doch der Wahrheit schon äusserst nahe, und beweisen, dass die Bahn eine *geschlossene* ist, allein mit einer so langen Umlaufszeit, dass man nicht hoffen kann, den Kometen unter denen aufzufinden, deren Erscheinung alte Schriftsteller uns überlieferten. — Diese Elemente, auf eine einzige Erscheinung gegründet, beweisen also schon den Ungrund der Behauptung von *Flaugergues*, dieser Komet sey derselbe, der im Jahre 1301 erschien; — auch scheint diese Behauptung gar nicht mit den, obgleich mangelhaften, Beobachtungen von 1301 zusammenzustimmen. Dennoch finden wir auch (1816. S. 161) einen englischen Astronomen *Lee* dieser Meinung; — allein wegen seiner Gründe dafür verweiset er uns auf eine Schrift, die Rec. noch nicht zu Gesichte gekommen ist.

Über die physische Beschaffenheit des Kometen haben *Olbers* und *Herschel* uns sinnreiche Ideen mitgetheilt. Der Letzte bemerkte in dem Kometennebel einen sehr kleinen Kern von 428 engl. Meilen Durchmesser. Andere Astronomen haben diesen Kern nicht gesehen; allein ihnen standen nicht *Herschels* vortreffliche Teleskope zu Gebote. *Schröter* hat das Resultat *seiner* Beobachtungen noch nicht bekannt gemacht. —

Da der Komet im October ausserordentlich hell und schön erschien: so war es zu hoffen, dass man ihn im Jahre 1812 vielleicht wiedersehen könnte, sobald seine Stellung gegen die Sonne dieses erlaubte. Mehrere Astronomen berechneten daher, nach *Bessels* oben angeführten Elementen, eine Ephemeride seines Laufs für die Sommermonate 1812. In den nördlichen Gegenden von Europa war freylich wenig Hoffnung eines glücklichen Erfolgs der Aufsuchungen; allein in Frankreich und Italien, wo die Dämmerung die Aufsuchung nicht störte, und wo die durchsichtigere Luft und der höhere Stand sie begünstigte, musste der Komet höchst wahrscheinlich wieder gesehen werden können. Jedoch fand man ihn nicht; — vielleicht weil manche der dortigen Astronomen seine Helligkeit zu gering hielten, und ihn deshalb nicht mit dem gehörigen Eifer suchten. Rec. empfing sogar einen Brief, in welchem man die Ankündigung der Wiedererscheinung tadelte, weil dadurch die Astronomie an Glaubwürdigkeit verlieren könne. — Es lässt sich nicht leugnen, dass die Vorausbestimmung der Helligkeit unmöglich war; — es liess sich zwar berechnen, wie das Verhältniss der Lichtstärke, in welcher der Komet im zweyten Theile seiner Erscheinung sich zeigte, und der im Sommer 1812 seyn musste. Allein den Eindruck, den diese geringere Lichtstärke auf unsere Sinne machen würde, konnte man nicht vorher bestimmen. Es blieb daher nur der wirkliche Versuch übrig, den man, bey der genauen Kenntniss der Bahn des Kometen, durch Vorausbestimmung seiner Örter, bedeutend erleichtern konnte.

Nachdem schon alle Hoffnung der Wiederauffindung aufgegeben war, erhielt man aus Petersburg die höchst wichtige Nachricht, dass es Hn. *von Wisniewski* gelungen war, in Neu-Tscherkask den Kometen wirklich wieder zu sehen, und ihn vom 8 bis 17 Aug. 1812 zu beobachten. Die Mittheilung der Beobachtungen selbst verzögerte sich etwas, indem eine in Russland gezogene Quarantainelinie das unbeschädigte Überkommen der *v. wisniewskischen* Papiere unmöglich machte. Doch endlich verschwand auch diese Schwierigkeit, und Hr. *Bode* wurde in den Stand gesetzt, den Astronomen diese lange erwünschten Beobachtungen, und zwar ganz im Originale, am Ende des Bandes für 1816, mitzutheilen. — Durch den glücklichen Zufall, der Hn. *v. Wisniewski* gerade um diese Zeit nach dem Caucasus führte, erhielt also das Archiv der Astronomie eine Reihe von Kometenbeobachtungen, die, bis jetzt ohne Beyspiel, eine dreymalige Wiedererscheinung, und einen Zeitraum von 17 Monaten umfassen. — Diese Beobachtungen stimmen fast vollkommen mit *Bessels* Elementen, obgleich diese 9½ Monat früher berechnet wurden; die Abweichung beträgt, so weit man es bey der noch nicht möglichen vollständigen Reduction der Beobachtungen beurtheilen kann, kaum *eine* Minute. — Aber eben diese lange Dauer der Beobachtungen macht die scharfe Bestimmung der im August 1812 verglichenen kleinen Sterne höchst wünschenswerth. Sobald diese gelungen seyn wird, belohnt es gewiss die Mühe, die Elemente mit der grössten Schärfe noch einmal zu berechnen, und sie an die nun vollständig vorhandene Beobachtungsreihe aufs Genaueste anzuschliessen. Alsdann wird man ohne Zweifel im Stande seyn, die Umlaufszeit in verhältnissmässig sehr enge Grenzen einzuschliessen. — Um Hn. *v. Wisniewski's* Verdienst bey dieser Gelegenheit richtig zu würdigen, muss man die fehlgeschlagenen Bemühungen vieler anderer, ähnlich begünstigter Astronomen betrachten. Schon einen anderen merkwürdigen Kometen, den von 1807, verfolgte dieser Astronom am längsten; — eine fast unglaubliche Virtuosität der Augen muss die Wiederauffindung sehr begünstigt haben, indem das gebrauchte Fernrohr, nur ein 3½fussiger

Dollond, ohne jene, den Kometen nicht hätte zeigen können.

Nach dieser Zusammenstellung der bisherigen Bemühungen der Astronomen um diesen Himmelskörper, gehen wir zu dem weiteren Inhalte des astronomischen Jahrbuchs über. Wir unterlassen diessmal die Anführung der Resultate der verschiedenen Beobachtungen der Planetenoppositionen, indem wir leider noch immer dieselben Klagen führen müssten, die wir bey Gelegenheit der früheren Bände des Jahrbuchs schon führten. Auch jetzt finden wir noch Unterschiede, die grösser sind, als man bey dem heutigen Zustande der praktischen Astronomie erwarten sollte, und zum Theil grösser als die Fehler der Tafeln selbst. — Ohne Zweifel sind unter den vielen hier vorkommenden Beobachtungen mehrere, die grosses Vertrauen verdienen: — allein wie soll man sie von den übrigen unterscheiden? — Das Resultat bleibt immer, dass bey dem gegenwärtigen Zustande der Sachen durch Beobachtungen nichts gewonnen wird, die auf Sternwarten angestellt werden, auf denen man mit Instrumenten von untergeordneter Genauigkeit arbeitet. Eine Planetenopposition sollte gegenwärtig nie anders, als mit vortrefflichen Mittagsfernröhren und Höheninstrumenten von gleichem Range beobachtet werden. Differentialbeobachtungen, auf Sterne bezogen, deren Positionen selbst einige Secunden fehlerhaft seyn können, haben wenig oder keinen Werth, wie dieses der Erfolg beweist; — man würde sie zwar in der Folge verbessern können, allein auf den Werth unmittelbarer Bestimmungen würden sie dennoch nicht Anspruch machen dürfen. —

Der Band für 1815 enthält übrigens noch folgende, eine nähere Erwähnung verdienende Abhandlungen. S. 92—100. *Bemerkungen über des Hn. Prof. Gauss Theoria mot. Corp. coel.* u. s. w. vom Prof. *Littrow* in Kasan. Der Vf. theilt hier ein Hülfsmittel mit, durch welches die Anwendung einer von *Gauss* fast ausschliesslich benutzten Methode, immer mehr genäherte Werthe solcher Quantitäten zu erhalten, die man nicht direct finden kann, erleichtert werden soll. Dieser Vorschlag führt aber nicht zu dem Ziele, welches *Gauss* zu erreichen sich vorsetzte, nämlich zu der *vollkommenen* Übereinstimmung der gefundenen Quantitäten mit den zum Grunde gelegten Datis. Eine Methode, unter der Voraussetzung einer Kreisbahn einen Planeten zu berechnen, die der Vf. hier mittheilt, scheint nicht unbequem zu seyn. — Auch die Herleitung der Aberration der Länge und Breite aus der allgemeinen Aberration ist richtig; allein sie entbehrt die Allgemeinheit, die man wünschen kann, indem sie sich nicht zugleich auf die gerade Aufsteigung und Abweichung erstreckt. Es ist nicht schwierig, eine allgemeine Theorie der Aberration zu construiren, aus welcher sich alle verschiedenen Fälle durch blosse Substitutionen ergeben. Zuletzt führt Hr. *L.* eine Reihenentwickelung für die *bradleysche* Refraction an, die nicht unbequem seyn würde, wenn sie richtig wäre. Es lässt sich aber leicht zeigen, dass diese Reihe aus der Entwickelung von

$$\frac{1-\sqrt{1-hh}}{h}$$

entstanden ist, unter welche Form sich in der That die Refraction bringen lässt; allein dann ist h nicht das, was Hr. *L.* darunter verstanden wissen will. Setzt man in *Littrow's* Resultate die Zenithdistanz distanz grösser als Arc (Sin $= \sqrt{1+\omega+\omega^2} - \omega$) voraus: so giebt es einen imaginären Werth für die Strahlenbrechung. Die einfachste Formel für die Strahlenbrechung nach *Simpsons* Regel ist immer die folgende:

$$\tan y = \sin mR \cdot \tan z$$
$$\tan \tfrac{1}{2} mr = \tan \tfrac{1}{2} mR \cdot \tan \tfrac{1}{2} y.$$

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Breslau*, b. Korn: *Kriegsschauplatz im Jahr 1813. Enthält die geographisch-statistisch-topographische Beschreibung der Haupt- und Residenz-Stadt Dresden, nebst einer umständlichen Schilderung des Königreiches Sachsen.* Begleitet mit (von) einer ausführlichen Charte. 1813. 84 S. 8.

Wer hier nur Ein Wort in Beziehung auf den Titel zu finden erwartet, sieht sich gänzlich getäuscht: denn diese werthlose Broschüre ist Nichts weiter, als ein sogenannter Wegweiser durch Dresden, der noch zum Überfluss um mehrere Jahre zu spät kommt. S. 8 heisst es: „Die Festungswerke von Dresden, besonders die von Neustadt, sind beträchtlich." Bekanntlich sind schon seit 3 Jahren die Werke um die Neustadt gänzlich, und um die Altstadt zum Theil demolirt worden. Auch war die Neustadt weder *mit* noch ohne *gewisse Modificationen* nach *Vauban befestigt*. Schon der Nachsatz: *Die Festung besteht aus einem Hauptwall mit Fussbrücke*, widerspricht dem, da *Vauban* nirgends eine solche Umschliessung angiebt. Vergebens sucht man eine militärische Darstellung des Terrains um Dresden, bis Töplitz und Görlitz, wo doch der eigentliche Kriegsschauplatz war; die Stadt selbst hingegen war bloss ein Schauplatz des Hungers und des Elendes.

Eben so mager ist die topographische Beschreibung von Sachsen, die man in jedem geographischen Compendio weit besser und genauer findet.

N. M. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

ASTRONOMIE.

Berlin, b. Vf. u. in Commission b. Hitzig: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr* 1815. von *J. E. Bode*, u. s. w.

Dasselbe für 1816. u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 104—111. *Astronomische Nachrichten und Bemerkungen, physische Beobachtungen des grossen Kometen von* 1811, *geographische Bestimmungen* u. s. w., vom Hofrath *Huth* in Dorpat. Zu der Vollendung der neuen Sternwarte in Dorpat ist für's Erste die Hoffnung verschwunden; — Hr. *H.* ist mit der Einrichtung des Gebäudes nicht zufrieden. Es ist in der That sonderbar, dass man bey der Erbauung gar nicht für eine Wohnung des Astronomen gesorgt hat, wie wir hier erfahren. Frankfurt a. d. O. hat nach *Huths* Bestimmung 52°20'25" nördl. Breite, u. 52 1'24" östl. Länge; Cüstrin 52°35'6"; Lebus 52°25'14"; Charkow 49°59'42",9, Br. und 54°6'17" östl. Länge. Das Thermometer fiel am letzteren Orte bis auf — 27°, und stieg bis auf + 27° R. Hr. *Huth* hat den Schweif des grossen Kometen oben geschlossen gefunden, wie einen Ballon (?); auch hat er eine Abweichung des Schweifs aus der Ebene der Bahn bemerkt. Wir sind auf die nähere Kenntniss dieser Beobachtungen, die wir in einer eigenen (aber noch nicht erschienenen) Schrift erhalten sollen, begierig. S. 118—121 zeigt D. *Olbers* die Entdeckung eines neuen Kometen am 16 Nov. 1811, die wieder den unermüdeten *Pons* gelang, an; auch theilt er seine Beobachtungen bis zum 16 Febr. mit; — ferner einige Beobachtungen der Pallas im April 1812, durch welche sich die von *Gauss* berechneten Störungen vollkommen bestätigten. — S. 122—124 erhalten wir noch vom Kometen von 1807 eine schöne, in Palermo angestellte Beobachtungsreihe. — Welches Glück muss es für einen Astronomen seyn, unter einem solchen Himmel zu beobachten, dessen selten unterbrochene Heiterkeit allen Beobachtungen günstig ist! — In unseren nördlichen Gegenden ist es anders; statt langer, ununterbrochener Beobachtungsreihen, müssen wir uns hier mit *einzelnen* Resultaten begnügen, und wir schätzen uns sehr glücklich, wenn wir nur den dritten Theil der Beobachtungen erhalten, die das heitere Wetter eines schöneren Himmelsstrichs anzustellen erlaubt. — S. 125—137 der gewöhnliche *Auszug aus dem Tagebuch der wiener Sternwarte*, und Berechnung der Bahnen der Kometen von 1810 und 1811, von *Triesnecker*. Die Elemente der Bahn des Kometen von 1810, der nur sehr mangelhaft von *Pons* in Marseille beobachtet wurde, stimmen nicht gut mit den *bessel*schen, die wir im Jahrbuche für 1814 erhielten. Der Unterschied geht bis auf 10° in der Länge des Perihels und bis auf fast 7 Tage in der Durchgangszeit. Rec. hat die zweyten Elemente von *Triesnecker* mit einigen Beobachtungen verglichen, und keine besondere Übereinstimmung gefunden. — Bey so mangelhaften Beobachtungen ist überhaupt keine genaue Bahnbestimmung zu erwarten; es bleibt den Astronomen dann nur übrig, sich an *alle* vorhandenen Beobachtungen so genau anzuschliessen, als es möglich ist: der Vorzug *einzelner* muss sorgfältig vermieden werden, und das Zutrauen, welches die Elemente verdienen, kann nur durch ihre nachherige Vergleichung mit den Beobachtungen, die also in solchen Fällen immer angeführt werden sollte, bestimmt werden. Indessen sind die Unterschiede zwischen beiden Bestimmungen auch hier nicht von der Art, dass sie die Wiedererkennung des Kometen hindern könnten. — S. 137—142 ein *Auszug aus dem Tagebuche der Sternwarte in Wilna für* 1811, vom Prof. *Sniadecki*, enthält, ausser den Beobachtungen des Kometen von 1811, eine schöne Reihe Beobachtungen der Ceres, die Oppositionen des Uranus, Mars, Saturns, und Jupiterstrabanten, Finsternisse und Sternbedeckungen. — S. 143-152. *Astronomische Nachrichten und Beobachtungen* von *Jabbo Oltmanns*. Es sind diess fremde Beobachtungen von Sternbedeckungen u. s. w., und Ortsbestimmungen in Südamerika und Spanien. — S. 152—156. *Andenken an den halleyschen Kometen* (von 1759), von *J. W. Pfaff*, Prof. am Realinstitute zu Nürnberg. Der Vf. beschäftigt sich damit, einige Puncte aufzuführen, über die ein oft wiederkehrender Komet einen Aufschluss geben kann. Wir theilen allerdings mit Hn. *P.* die Überzeugung, dass die Wiederkehren des *halley*schen Kometen sehr lehrreich für die Theorie der himmlischen Bewegungen werden müssen; jedoch würden wir nicht der Meinung seyn, dass es rathsam wäre, auf diesem Wege Fragen beantworten zu wollen, deren Beantwortung man auf einem anderen schon erhielt. Wenn nicht die ungeheure Weitläufigkeit der Rechnungen ein fast unübersteigliches Hinderniss in den Weg legte: so würde man, indem man *die* Werthe der Planetenmassen unterfuchte, die man annehmen muss, um die verschiedenen beobachteten Wiederkehrszeiten genau darzustellen, die möglichst sichere Bestimmung *dieser Massen* erhalten kön-

nen. — Man würde es, durch sorgfältige Berechnungen aller auf den Kometen einwirkenden Umstände, wahrscheinlich bis zu einer grossen Genauigkeit in der Vorausbestimmung der Wiederkehr bringen, und selbst eine so genaue Ephemeride construiren können, dass die Aufsuchung des Kometen lange vor seinem Durchgange durchs Perihelium versucht werden könnte. — Die Zeit, wo diese Rechnungen, trotz ihrer ungeheueren Weitläuftigkeit, unternommen werden *müssen*, rückt nun heran: denn in etwa 20 Jahren wird der Komet erscheinen. Auch läfst es sich erwarten, dass bey dem Eifer der Astronomen alle Schwierigkeiten überstiegen werden. Nur ist dieses Alles kaum *eines* Menschen Kräften angemessen, und es wäre zu wünschen, dass mehrere sich innig dazu verbänden, und die Arbeit theilten. — S. 156 — 172. *Astronomische Beobachtungen auf der königl. Sternwarte in Berlin*, von *Bode*. Unter anderen wurde eine Tagbeobachtung des grossen Kometen versucht; allein er erschien nicht in den Fernröhren des Mauerquadranten und Passageninstruments, obgleich die Luft sehr heiter war. In diesem Jahre (1811) sah Hr. *Bode* die ersten Sonnenflecken wieder; seit 3 Jahren hatte er keine bemerkt. Gegenwärtig sind die Flecken wieder häufig, und selten erscheint die Sonnenscheibe ganz rein. — S. 190 — 194. *Beobachtungen der Pallas, des zweyten Kometen von 1811, und Elemente seiner Bahn, Sternbedeckungen u. s. w.*, vom Prof. *Gauss* in Göttingen. Im April 1812 war der Fehler der mit Berücksichtigung der Störungen berechneten Örter der Pallas, etwa eine Minute in AR, und unbedeutend in Declination. *Gauss* schreibt dieses den Störungen durch *Mars* und *Saturn* zu, die er aber auch noch zu berechnen gedenkt. Die Zahl der von dem Jupiter herrührenden periodischen Störungen beläuft sich auf 400, wobey noch alle weggelassen sind, deren Coefficient kleiner ist als 1". — Diese grosse Arbeit über die Störungen der Pallas sieht der Vf. nur als eine vorläufige an, und wird sie noch einmal, und in noch grösserer Ausdehnung, wiederholen. Die Astronomen werden, wenn die Resultate dieser weitläuftigen Untersuchungen bekannt werden, viele neue merkwürdige Erscheinungen kennen lernen, auf die *Gauss* schon an mehreren Orten hingedeutet hat. Die Elemente des zweyten Kometen von 1811 sind nach der Rechnung des Hn. *Nicolai* folgende:

Durchgangszeit durchs Perihel	Noob 11,39211. Göttingen.
Länge des ☊	92°53′44″,4
Neigung	31°32′38,7
Länge des Perihels . .	47°39′36,1
Log. des kleinsten Abst. . .	0,2011781.

S. 195 — 198. *Über das Zusammentreffen der Erde und des Mondes an einem und demselben Orte*, von *Bode*. Der bekannte Einfall *Lichtenbergs*, hierauf aufmerksam zu seyn, hat diesen kleinen Aufsatz veranlasst: er enthält die Vorausberechnung für die Jahre 1812 — 1815. Allein das Ganze scheint nur eine hingeworfene Idee zu seyn; wahrscheinlich auch ohne weiteren Nutzen für die Meteorologie. — S. 202 — 204. *Astronom. Bemerkungen* vom *D. von Lamberti* in Dorpat. Die Astronomen sollen die Himmelskugel trigonometrisch aufnehmen, und so detaillirte Sternecharten construiren! — S. 209 — 218. *Über die Bewegung des Doppelsterns No. 61 des Schwans*, von Prof. *Bessel* in Königsberg. Diese Abhandlung ist ein von Hn. *Bode* verfertigter Auszug aus einer grösseren, die der Vf. der berliner Akademie vorlegte. Durch die Entdeckung der Bewegung dieses merkwürdigen Sternenpaars, die Hr. *B.* aus einer Vergleichung der *bradley*schen Beobachtungen mit *Piazzi's* Cataloge erkannte, werden uns neue Aussichten in das Fixsternensystem eröffnet. Man kannte längst viele Fixsterne, die ihren Ort merklich änderten, und bald wird man die eigenen Bewegungen aller Sterne des *flamsteed*schen Catalogs aufs Genaueste kennen, indem sie sämmtlich von *Bradley* oft beobachtet, und jetzt von *Bessel* reducirt und mit den Positionen in *Piazzi's* Catalogen verglichen werden. Man glaubte aber, dass nur die helleren Sterne starken Bewegungen unterworfen wären; allein dieses ist nicht der Fall, indem die eben angeführte Vergleichung gezeigt hat, dass zwey kleine Sterne, nämlich μ Cassiopeae und 61 Cygni (Fl.) die stärksten Bewegungen von allen haben. Besonders merkwürdig ist dieser letzte Stern, den *Bradley* schon als doppelt beobachtete, und der den kleineren ihn begleitenden Stern seit dieser Zeit mit sich geführt hat, und ihn ohne Zweifel auch in der Folge nicht zurücklassen wird. *Bessel* fand Beobachtungen des Hauptsterns von *Hevelius* 1659, von *Flamsteed* 1690, von *Bradley* 1753, von *D'Agelet* 1783 und 1784, von *Lalande* 1793, von *Piazzi* 1805: sie lassen sich sämmtlich mit einander vereinigen, wenn man die jährliche eigene Bewegung in AR = + 5″,175, und in Dec. = + 3″,2657 annimmt. Des kleinen Sterns Lage gegen den grösseren wurde beobachtet von *Bradley* 1754, von *Chr. Mayer* 1778, von *Herschel* 1780, von *D'Agelet* 1784, von *Lalande* 1793, von *Piazzi* 1805, von *Bessel* 1812; — nach diesen Observationen zeigt der kleine Stern eine deutliche Bewegung um den grossen. Zwar reichen diese Beobachtungen noch nicht hin, die Bahn des kleinen Sterns zu bestimmen; allein es folgt schon aus ihnen, dass die Umlaufszeit nicht kleiner als 350 Jahre ist. Diese bis jetzt am Sternenhimmel *einzige* Erscheinung hat neuere Beobachtungen veranlasst, die vollkommen mit *Bessels* gefundenen Bewegungen übereinstimmen. Sie bestätigt *Herschels* frühere Ideen über die Doppelsterne, die auch Rec. aus Gründen der Wahrscheinlichkeitsrechnung, schon im Jahre 1807, in No. 187 dieser Blätter, für fast völlige Gewissheit zu halten, veranlasst wurde. Man kann jetzt, da man zwey Sterne offenbar *ein* System ausmachen sieht, da man einen Fixstern kennt, um den ein anderer wie ein Planet sich bewegt, mit Gewissheit behaupten, dass, wo nicht alle, doch die meisten Doppelsterne aus wirklich zusammengehörenden Sternen bestehen, und nicht bloss aus optischen Gründen als Doppelsterne erscheinen. — Der Vf. dieser Abhandlung vermuthet eine verhältnissmässig geringe Entfernung des Sterns No. 61

Cygni von unserem Sonnensysteme; und schliefst aus der Theorie der Bewegung in Kegelschnitten, dass die jährliche Parallaxe $= \frac{a}{T^{\frac{2}{3}} \mu^{\frac{1}{3}}}$ ist, in welcher Formel a die mittlere Entfernung beider Sterne, T die Umlaufszeit des kleineren, und μ die Summe der Massen ist. Unter der Voraussetzung von a = 25″, T = 400 Jahr, und μ = der Sonnenmasse, folgt hieraus die jährliche Parallaxe = 0″,46; sie wird gröfser für einen kleineren Werth der Summe der Massen; und es ist in der That wahrscheinlich, dass sie gröfser ist, indem die geringe Helligkeit dieser Sterne, verbunden mit ihrer geringeren Entfernung, auf eine in Verhältnifs mit den meisten übrigen Sternen, und wahrscheinlich auch der Sonne, geringe Masse deutet. Dieses Resultat stimmt indessen vollkommen mit der aus *Bradley's* Beobachtungen der Rectascensionen gefolgerten Kleinheit der Parallaxe einiger der hellsten Sterne. — S. 220—221. *Verbesserung der Bestimmung der Polhöhe von Riga*, vom Prof. *Sandt*. Bey unserer Anzeige des Astron. Jahrbuchs für 1812 bemerkten wir einen Fehler in der Berechnung der dort angeführten Beobachtungen. Hiedurch ist diese Verbesserung entstanden, nach welcher die wahre Polhöhe = 56° 57′ 1″,2 ist. — S. 224—232. *Nachricht von sehr vollkommenen Parallelspiegeln, die von dem Mechanicus Duve in Berlin verfertigt werden*, vom Prof. *E. G. Fischer*. Der Vf. untersuchte die analytische Theorie der Planspiegel, und leitete daraus Vorschriften zu ihrer Construction ab, die *Duve* mit Erfolg benutzte. Eine merkwürdige Erfahrung des Künstlers dürfen wir hier nicht unberührt lassen: von einem vollkommenen guten Spiegel brach zufällig ein Stück ab, und dadurch verlor der Spiegel seine Güte. — S. 233—235. *Astronomische Beobachtungen u. s. w.*, von *Joseph Bayer* zu Kloster Hradisch bey Ollmütz. Seine Polhöhe bestimmte Hr. *B.* = 49° 36′ 32″,2, und den Meridianunterschied von Paris = 59′ 48″,2 aus drey Occultationen. — S. 236—242. *Über den Einfluss der dalton'schen Theorie auf das Höhenmessen und auf die Strahlenbrechung*, vom Dr. *Benzenberg* in Düsseldorf. Die Verbindungen, in die Hr. *B.* verschiedene Erscheinungen mit der *dalton*'schen Theorie setzt, sind sinnreich. Er erklärt die Abweichung der beobachteten Geschwindigkeit des Schalls von der berechneten durch die Annahme, der erste Eindruck, den unser Ohr empfange, sey durch die von dem *Wasserdampfe* in der Atmosphäre fortgepflanzten Schallwellen erzeugt, indem diese fast genau die beobachtete Geschwindigkeit geben. Das Anschwellen des Schalls schreibt er der langsameren Fortpflanzung in den übrigen Bestandtheilen der Atmosphäre zu; und erführt die Erfahrung *Derhams* an, der einen dreyfachen Schall hörte, so wie die *dalton*sche Theorie es erfodert, indem sowohl der Wasserdampf, als das Stickgas und Sauerstoffgas, nach dieser Theorie die Schallwellen besonders, und zwar mit ungleichen Geschwindigkeiten fortpflanzen. Die Physiker werden diesen Gedanken durch directe Versuche prüfen können; allein Rec. scheint die Dauer eines entfernten Knalls nicht so lang zu seyn, als sie nach dieser Ansicht seyn müfste. — Hr. *B.* giebt, indem er die Schallversuche als eine Bestätigung der *dalton*schen Theorie ansieht, die aus ihr folgende Verbesserung der mit dem Barometer gemessenen Berghöhen; die, wenn ihre Rechtmäfsigkeit noch mehr geprüft und bestätigt seyn wird, allerdings berücksichtigt werden muss. Auch findet er einige sehr genaue Beobachtungen vollkommen übereinstimmend mit dieser Verbesserung. — Die Beantwortung eines Einwurfs von *Tralles* gegen *Daltons* Theorie genügt aber nicht. Denn wenn es wahr wäre, dass die Chemiker, statt die aus grosen Höhen mitgebrachte Luft zu analysiren, eigentlich die in dem Wasser ihrer Wannen enthaltene zerlegen: so würde man nicht begreifen können, wie überall mit dem gewöhnlichen Apparate die Analyse irgend einer von der atmosphärischen Luft verschiedenen Luftart richtig erhalten werden kann. — Die Darstellung der eigentlichen, bey der astronomischen Strahlenbrechung (nahe am Horizonte) Statt findenden Ursache der Unsicherheit, stimmt ganz mit Rec. Ansicht überein. — S. 243—245. *Zufällige Gedanken über die Oberfläche des Mondes*, vom Lieut. *von Boguslawski*. Die hier geäufserte Idee, dass der Mond doch wohl Wasser haben könne, welches aber, wegen der geringen Dichte seiner Atmosphäre, sogleich in Dämpfe verwandelt werde, sobald die Sonnenwärme anfange, auf dasselbe zu wirken, würde es freylich erklären, dass man in der Tagseite nie Wasser sieht. Allein wenn das Wasser in einigermafsen erheblicher Menge vorhanden wäre: so müfste sich doch sehr viel Wasserdampf entwickeln, und dieser müfste sich uns, am erleuchteten Mondrande, ganz wie Luft, durch Strahlenbrechung u. s. w. verrathen. Da das aber nicht der Fall ist: so scheint die hier geäufserte Idee uns nicht weiter zu führen. — S. 245—249. *Beobachtung der Pallas und Juno, Berechnung ihrer Gegenscheine, Elemente der Bahn der letzteren* u. s. w., vom Prof. *Gaufs* in Göttingen. Über die Pallas haben wir oben schon das Nöthige beygebracht. Juno erschien sehr lichtschwach, und *Gaufs* erhielt zur Bestimmung ihres Gegenscheins im Jahre 1812 nur Kreismikrometerbeobachtungen, die aber sehr genau unter einander übereinstimmen, und aus denen *Wachter* die Opposition berechnete. Wir wünschen sehr, dass *Gaufs* seine Methode, für die Herleitung der Opposition auch entferntere Beobachtungen zu benutzen, uns mittheilen möge, indem die neuen Planeten diese oft wünschenswerth machen. — S. 256—258. *Beobachtungen und Bemerkungen* vom Dr. *Koch* in Danzig. Hr. *K.* vermisste den Stern No. 79, Herculis F.; dieser Stern wurde nichts desto weniger von vielen Astronomen beobachtet, und muss, wenn er im Jahre 1812 wirklich fehlte, veränderlich seyn. — Unter den kürzeren astronomischen Nachrichten finden wir unter anderen die von der bevorstehenden Erbauung einer prächtigen Sternwarte in Neapel, deren Astronom *Zuccari* seyn wird; — wir wünschen, dass sie es ihrer Nachbarin in Palermo gleich thun möge.

Der Band des Jahrbuchs für 1816 enthält einige Verbesserungen in der Ephemeride: nämlich den Sonnendurchmesser nach den neuesten Bestimmungen; die Jupiterstrabantenfinsternisse nach *Delambres* Tafeln, oder vielmehr die an *Wargentins* Tafeln anzubringenden Verbesserungen. S. 90 — 124. Chronolog. Verzeichniss der berühmtesten Astronomen seit dem 13 Jahrhundert, ihrer Verdienste, Schriften und Entdeckungen, vom Herausgeber. — S. 131-137. *Beobachtungen des veränderlichen Sterns η Antinous, und Tafeln zur Berechnung seines grössten Lichts*, vom Prof. *Wurm* in Stuttgardt. Seit 1785 bis 1812 erhielt der Vf. 100 Beobachtungen dieses Sterns, die ihm die Periode = 7 Tage 4 St. 13′39″,36 angeben. Es ist aber hier nicht die Genauigkeit zu erwarten, die man bey dem veränderlichen β Persei erhalten kann, indem der Lichtwechsel weit langsamer ist, und desshalb die Beobachtungen unsicherer sind. — Früher (Jahrbuch für 1814) brachte der Vf. aus weniger Beobachtungen die Periode nur 4″,36 kürzer heraus. — Je seltener diese Art von Beobachtungen von den Astronomen angestellt werden: desto mehr Dank verdient Hr. *Wurm* dafür; auch für die Angabe der Vergleichung der gefundenen Periode mit den einzelnen Beobachtungen, die wir in unserer Anzeige des Jahrb. 1814 wünschten, bringen wir ihm unseren Dank. — S. 137 — 149. *Astronomische Beobachtungen auf der kön. Sternwarte in Berlin, im Jahre* 1812, von *Bode*. Wir zeichnen hier nur aus, dass Hr. *Bode* oft bey Tage Sternschnuppen durch die Fernröhre ziehen sah; und eine ähnliche sehr auffallende Erscheinung am 3 Juny Nachm. 2 Uhr. — Unter den *Beobachtungen auf der wiener Sternwarte im J.* 1812 (S. 150 — 155) findet sich eine schöne Reihe von Observationen über den Kometen von 1812, und die folgende von *Triesnecker* berechnete Bahn:

Durchgangszeit .	1812. Sept. 15.11^u48′57″ Mz. in Wien.
Länge des ☊ . . .	8^s13°37′21″
Neigung	73°57′53″
Perihel	3^s 3° 9′ 41″
Log. kleinst. Abst. . .	9,8929724

Hr. *T.* führt noch zwey andere Systeme von Elementen an, die auf andere Beobachtungen gegründet, und desshalb von diesen verschieden sind. Allein es würde besser seyn, wenn man eine einzige Bestimmung der Elemente, auf alle vorhandenen Beobachtungen zugleich gegründet, besässe. Die Register der Kometenbahnen sollten billig nach und nach von allen einseitigen Rechnungen gereinigt werden; und nur *die* sollte man der Nachwelt besonders aufbewahren, die durch eine Vergleichung mit den vorhandenen Datis als die besten erkannt werden. Es sind überhaupt hier zwey verschiedene Gesichtspuncte zu unterscheiden: sobald ein Komet sich zeigt, ist es, wegen der folgenden Beobachtungen und zur Befriedigung einer erlaubten Neugier, gut oder nothwendig, dass man seine Elemente vorläufig bestimmt; diese Bestimmung erreicht ihren Zweck schon während der Sichtbarkeit des Kometen; — nach seiner Verschwindung aber muss man die Elemente so genau berechnen, als es die Data erlauben, und das Resultat dieser Rechnung *ist es allein*, welches für die Nachwelt Interesse hat. — S. 157 — 160. *Über die Bestimmung der Theilungsfehler eines Spiegelsextanten*, vom Dr. *Benzenberg* in Düsseldorf. Der Vf. bemerkt hier, dass die Bestimmung der Fehler durch Messung gleicher horizontaler Winkel, deren Summe = 360° ist, erleichtert werden kann, wenn man vorher den Gradbogen durch den Nonius prüft. — S. 161 — 163 theilt uns der Herausgeber astronomische Beobachtungen mit, die in Port-Jacson und Calcutta angestellt wurden, und die man zur Längenbestimmung dieser Örter wird benutzen können. — S. 171 — 174. *Beobachtete Zenithdistanzen der Sonne und Sternbedeckungen*, von *v. Scherer* in St. Gallen, berechnet von *Triesnecker*. Die Breite wurde mit einem 6 zolligen Multiplicationskreise von Lenoir = 47°25′36″ bis 41″,4 gefunden, und der Meridianunterschied von Paris aus 9 Occultationen = 285″,65. — S. 175 — 176. *Ephemeride für die Lichtveränderungen Algols von* 1814 — 1816, vom Prof. *Wurm* in Stuttgardt. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Hitzig: *Dichterische Versuche* von *Louis von Wobeser*. 1811. 118 S. 8. (20 Gr.)

Diese Gedichte, welche fast alle zu den lyrisch-erhabenen gehören, und getäuschte Jugendhoffnung zu ihrem Hauptgegenstande haben, gewinnen vorzüglich durch Sorgfalt im Ausdruck und Versbau, und durch volltönenden Wohlklang die Theilnahme des Lesers, wobey man ihnen jedoch keineswegs dichterische Begeisterung und wahrhaft inniges Gefühl absprechen kann, obgleich dieses in der gehaltenen, etwas pathetisch-umständlichen Form nicht immer unmittelbar genug an das Herz geht. Manches erinnert in der äusseren Fügung an *Mathisson*, z. B. S. 32:

An die Natur.

Erloschen ist des Westen glühend Feuer,
Es wich bereits des Tages letzter Schein,
Die Dämm'rung breitet ihren grauen Schleyer
Schon milden Ernstes über Flur und Hayn:
In hehrer Pracht, in anmuthsvoller Schöne
Durchbricht der Wolke Vorhang nun der Mond,
Und giesst sein Zauberlicht auf diese Scene,
Wo Ruh und ländlich stiller Friede wohnt.

Bey dieser vorherrschenden Rücksicht auf Einkleidung breiten sich die Gedanken öfters zu sehr in poetische Redensarten aus, fallen ins Leere und Kalte, oder in eine Gedehntheit, wie z. B. S. 44:

Noch umschliesst mein Arm dich mit Entzücken,
Noch geniess der vollen Seeligkeit
Ich aus deinen nie gelognen (!) *Blicken* u. s. w.

Da aber das Feuer der Empfindung hiedurch öfters nur zu sehr niedergehalten, keineswegs ganz erstickt wird: so ist sehr wohl einzusehen, dass die meisten Gedichte bey diesem Fehler immer noch einen nicht geringen poetischen Werth behaupten können, den man ihnen auch gern zugesteht. Bey der Sorgfalt im Ausdruck wäre indess auch die Vermeidung manches schwachen oder fehlerhaften Reims zu wünschen gewesen, wie *aufbewahrt — ausgeharrt*, *Erinnerung — Entschleyerung*, *Heer* und *her*, *bestätigen — Harrenden*, *Adelbert* und *gewährt*; auch kann man die Einmischung fremder Worte, wie *Pore*, *Accord*, *Kozyt*, *Stoa*, *Contur*, wozu das Streben nach Wohlklang verleitet, nicht ganz billigen. Zu steif und gesucht, und demnach zu kalt im Ausdruck, ist die Romanze: *Udo von Felsenburg*. Am besten gelingen dem Vf. die Gedichte, die Gefühl mit Betrachtung verbinden, und es ist ihm überhaupt, um in *seiner* Gattung vollkommener zu seyn, weiter nichts zu wünschen, als dass er sich künftig näher an die Natur halten möchte.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

ASTRONOMIE.

Berlin, b. Vf. und in Commission b. Hitzig: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1815*, von *J. E. Bode* u. s. w.

Dasselbe für 1816 u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 179—185. *Neue Refractionstafel aus Bradleys Beobachtungen der Circumpolarsterne hergeleitet*, vom Prof. *Bessel* in Königsberg. Diese Tafel ist aus dem königsberger Archive für Naturwissenschaft und Mathematik abgedruckt; sie entspricht nicht nur *Bradleys* Beobachtungen der Circumpolarsterne aufs Vollkommenste, selbst bis auf Zenithdistanzen von 87 bis 88°, sondern sie bringt auch die bey beiden Solstitien beobachteten Schiefen der Ekliptik in die erwünschteste Übereinstimmung. Die Form dieser Tafel und ihr wesentlicher Inhalt sind aber von den bisher gebräuchlichen, vorzüglich in der Nähe des Horizonts, sehr verschieden, indem hier nicht für alle Höhen eine gleiche, sondern für die geringeren eine weit grössere, von der Zenithdistanz selbst abhängige Correction für den Thermometer- und Barometer-Stand angebracht wird, genau so, wie die Theorie es nach gehöriger Entwickelung fodert. Für die geringeren Höhen weicht diese Tafel sehr bedeutend von allen bisherigen ab, wovon der Grund in der angewandten *laplaceschen* Theorie liegt, die sich hier bedeutend von *Simpsons* Formel entfernt. Dass indess hier der Vorzug auf der Seite *dieser* Tafel ist, wird unter anderen durch die beiden bekannten, bey einer ausserordentlich niedrigen Temperatur gemachten Beobachtungen *Swanbergs* bestätigt, die von allen anderen Tafeln enorm abweichen, hier aber keine ungewöhnlichen Unterschiede geben. In der Art, die Thermometercorrection anzubringen, kömmt *Tobias Mayer* der Wahrheit am nächsten; und dennoch wurde er oft desswegen getadelt; — die vor uns liegende Tafel zeigt sogar, dass *Mayers* Correctionen in der Nähe des Horizonts noch nicht einmal gross genug sind. Es war des Vfs. Zweck, eine Theorie der Refractionen zu construiren, die sich genau an *Bradleys* Beobachtungen anschliessen sollte, und desshalb vermied er sorgfältig die Benutzung fremder Observationen. Es wird daher nicht uninteressant seyn, diese Tafel mit den Resultaten anderer Astronomen für *die* Zenithdistanzen zu vergleichen, für welche der Unterschied *der Formeln* weniger erheblich ist. Rec. hat daher diese Vergleichung in folgendem Täfelchen zusammengestellt, und zwar nach der Reduction auf die gemeinschaftliche Temperatur von 29,6 Zoll Barometerstand und 50° des fahrenh. Thermometers:

Zenithdistanzen	30°.	45°.	60°.	70°.
Bessel	33″, 13.	57″, 35.	1′ 39″, 08.	2′ 36″, 34.
Tob. Mayer	33, 13.	57, 35.	1 39, 14.	2 36″, 60.
Groombridge	33, 16.	57, 40.	1 39, 24.	2 36, 75.
Piazzi	33, 06.	57, 20.	1 38, 91.	2 37, 80.
Delambre	33, 27.	57, 58.	1 39, 52.	2 37, 10.
Carlini	33, 47.	57, 93.	1 40, 13.	2 38, 09.
Bradley	33, 0.	57, 0.	1 38, 4.	2 36, 5.
Bürg	33, 74.	58, 42.	1 41, 01.	2 39, 62.

Man sieht hieraus, dass die gebräuchlichen Strahlenbrechungstafeln zu nahe zusammenstimmen, um durch ihren Unterschied die sonderbare Verschiedenheit, die neuere Astronomen in beiden Solstitien gefunden haben, erklären zu können. *Bürgs* Refractionen weichen freylich merklich von den übrigen ab; allein der Grund dieser Tafeln ist nichts weniger als fest, und *B.* hatte bey ihrer Construction nur die Aufsuchung eines Mittels im Sinne, die Solstitien zu vereinigen; — mehr kam es ihm auf die Erreichung dieses Zwecks, als auf die einer *allgemeinen* Übereinstimmung an. — Wahrscheinlich liegt *ein Theil* der erwähnten Differenz zwischen den Solstitien in der Art, vom Thermometerstande Rechnung zu tragen; — einige Astronomen benutzen nämlich das innere Thermometer, andere ein Mittel aus den Angaben des inneren und äusseren, und wieder andere das äussere allein. Die ersteren würden, wenigstens für Zenithdistanzen unter 75°, Recht haben, wenn die Luft in der Sternwarte, bey einer horizontalen Oberfläche, in vollkommenem Gleichgewichte wäre; welches aber nicht der Fall ist, wie das bey einer merklichen Temperaturverschiedenheit immer Statt findende Zittern der Gestirne beweiset. Da man die Form nicht kennt, die die verschieden erwärmte Luftmasse von aussen bey ihrem Eindringen in die Sternwarte annimmt: so wird aller Grund zur Berücksichtigung des inneren Thermometerstandes verschwinden; — Rec. hält sich daher immer an den äusseren, nach welchem auch *Bessels* Tafel eingerichtet ist. — Interessant ist die fast vollkommene Harmonie der Refractionen von *Mayer*, *Groombridge*, *Piazzi* und *Delambre* mit der neuen Tafel; desto mehr, da alle diese Untersuchungen auf verschiedene, an verschiedenen Örtern angestellte Beobachtungen gegründet sind. Das Beyspiel zur Erläuterung des Gebrauchs der Tafel, welches der Herausgeber angehängt hat, ist aber unrichtig. — Zwey

Abhandlungen von *Herschel* (S. 185—208) *über die physische Beschaffenheit beider Kometen von 1811*, sind keines Auszugs fähig; der zweyte zeigte einen Kern von 2637 engl. Meilen Durchmesser, und doch war er in Absicht seiner Helligkeit durchaus nicht mit dem ersten zu vergleichen, dessen Kern, wie wir oben anführten, Hr. *H.* mehr als 6mal kleiner fand. — Die *Beobachtungen in Willna*, von *Sniadecki* (S. 209—213), zeichnen sich wieder durch Vollständigkeit und genaue Übereinstimmung aus. — Einem Nachtrage zu den im astronomischen Jahrbuche für 1813 angezeigten *Sternbedeckungen*, von *Wisniewski* S. 219, wünschen wir, dass er dem Zwecke des Vfs., dadurch viele correspondirende Beobachtungen zum Behuf seiner Ortsbestimmungen im Inneren von Russland zu erhalten, entsprechen möge. Denn die Bereicherung der Geographie, die aus den Expeditionen des Hn. *v. W.* hervorgehen wird, ist zu wichtig, als dass sie nicht die möglichst lebhafte Theilnahme aller Astronomen verdienen sollte. — S. 220. Verzeichniss der Länge und Breite *der 9 Sterne*, von welchen die Entfernungen des Mondes im Nautical-Almanac angesetzt sind. — S. 221—222. *Ortsbestimmungen im mittleren Amerika:* — ein Auszug aus der IV, V und VI Lieferung des *Recueil d'observ. astron. etc., par de Humboldt.* — S. 222—226. *Projectionsmethode einer allgemeinen Himmelscharte*, vom *Herausgeber*. Es ist hier von der bekannten, die Stelle einer Himmelskugel ganz vertretenden, zum Umdrehen eingerichteten Charte des Hn. *Bode* die Rede. — S. 227—229. *Ephemeriden für Pallas vom 1 Aug.* 1814 *bis* 1 *Febr.* 1815; *für Vesta vom* 18 *Oct.* 1813 *bis* 9 *July* 1814. — S. 229. *Beobachtungen der Planeten auf der königl. Sternwarte zu Greenwich* 1809 *und* 1810, vom Dr. *Maskelyne*. Dieses sind die letzten Tropfen einer ehemals reichlichen, leider nun ganz versiegten Quelle! — die letzte Beobachtung dieses hochverdienten Astronomen war die der Sonne am 1 Sept. 1810. — S. 232—234. *Die elliptischen Elemente der Planetenbahnen*, aus der dritten Ausgabe der *Exposition du Système du monde*, von *Laplace*, abgedruckt. — S. 238—239. *Beobachtungen des Kometen von* 1812, *und Berechnung seiner Bahn*, von *Bouvard* in Paris. Die Elemente stimmen ziemlich gut mit den oben angeführten von *Triesnecker*; doch ist hier die Lage des niedersteigenden Knotens für die des aufsteigenden angegeben. — S. 239—241. *Methode zur Erfindung der Abweichung eines Passageinstruments vom Meridian, aus Beobachtungen der oberen und unteren Culmination zweyer nördlicher, einander in der Aufsteigung beynahe entgegengesetzter Sterne.* — Der Vortheil dieser Methode, die aus *Biots Traité élément. d'astr. phys.* entlehnt ist, besteht in der Unabhängigkeit vom Gange der Uhr, oder auch darin, dass man bey vorausgesetztem bekanntem Gange der Uhr das Resultat eigentlich doppelt erhält. In dem letzten Falle wendet man aber keine neue Methode an, sondern man gebraucht die gewöhnliche, auf die obere und untere Culmination eines Sterns gegründete, zweymal. Rec. möchte aber den ersten Vortheil für sehr gering halten, indem es sich doch voraussetzen läst, dass jede Sternwarte, die ein gutes Mittagsfernrohr besitzt, auch wenigstens mit einer mittelmässigen Uhr versehen ist; und mehr bedarf es hier in der That nicht, wenn man dem Pole sehr nahe stehende Sterne auswählt, auf welche ein kleiner Fehler in dem Gange der Uhr keinen merklichen Einfluss äussert. Am vortheilhaftesten bleibt immer die Beobachtung des Polarsterns in beiden Culminationen, indem er wegen seiner Nähe beym Pole eine besondere scharfe Beobachtung zuläst, und mit einem guten Fernrohr immer sichtbar ist. Die folgenden Seiten enthalten ein Verzeichniss solcher Sterne, die zur Anwendung dieser Methode gebraucht werden können; — jedoch bemerkt Rec. dabey, dass viele von diesen Sternenpaaren nur bey *einer* Culmination sichtbar sind, wenigstens bey der heutigen optischen Beschaffenheit der Mittagsfernröhre. — S. 244—247. *Culminationen und Meridian-zenithdistanzen der Planeten, im J.* 1809 *auf der Sternwarte in Paris beobachtet*, von *Bouvard*. Ein sehr reiches Register, bey welchem aber übersehen ist, die geraden Aufsteigungen anzuführen. — Man würde diese in der That aus den mittleren Zeiten der Durchgänge wieder berechnen können; allein dieses ist ein Umweg, der auf kleine Irrthümer führen kann, und der auch die Angabe der Sonnentafeln, nach welcher die Meridian-Zenithdistanz berechnet ist, voraussetzen würde, worüber wir hier nichts finden. — Unter den kürzeren Nachrichten im Bande des Jahrbuchs für 1816 finden wir eine höchst interessante von einem *Riesen-Achromaten*, dessen Verfertigung Hn. *v. Reichenbach* in München gelungen ist. Das Fernrohr hat 8 Zoll Öffnung und 24 Fuss Brennweite; es ruht auf einer parallaktischen Maschine, und kann durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzt werden, so dass es der Bewegung der Himmelskörper folgt. In München geschehen jetzt Wunder in der Verfertigung astronomischer Instrumente; man kann noch nicht absehen, wie weit der alle ehemaligen Grenzen überschreitende Künstler gehen wird! — Hr. *v. Wisniawski* hat in der kaukasischen Gebirgskette eine Kuppe von 16700 parifer Fuss Höhe gefunden. — *Schröters* Instrumente sind zum Theil durch den Brand in Lilienthal vernichtet; — allein die näheren Umstände sind noch unbekannt. Schade, dass der Krieg auch dieses ruhmwürdige Denkmal deutschen Eifers für die Wissenschaften zerstörte!

Rec. hat in dieser Anzeige mehrere Reihen von Beobachtungen, die im Jahrbuche vorkommen, nicht besonders erwähnt, theils weil sie im Allgemeinen bey der Zusammenstellung der Bemühungen der Astronomen um den Kometen von 1811 angeführt wurden, theils weil sie nur Planetenoppositionen und andere fortlaufende Beobachtungen enthielten, über die nichts Specielles hinzuzufügen war.

Das Jahr 1816 zeichnet sich durch eine sichtbare totale Mondfinsterniss den 10 Juny Morgens, und

eine Sonnenfinsterniss den 19 Nov., die in unseren Gegenden von Europa an einigen Orten auch total seyn wird, aus. — Sterne erster Grösse werden weder 1815 noch 1816 vom Monde bedeckt.

I. W.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Rein: *Reise nach dem Demerary, nebst einer Beschreibung der Niederlassungen daselbst, so wie jener am Essequebo, Berbice und anderen benachbarten Flüssen von Guyana.* Von *A. Bolingbrocke.* Aus dem Englischen übersetzt, mit einer Landcharte. 1812. 214 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Versuch einer Beschreibung der Niederlassungen an den Flüssen Berbice, Demerary, Essequebo und Pomarvon (so sollte das Werk richtiger bezeichnet werden, und der Vf. scheint ihm auch keinen anderen Titel geben zu wollen) ist eine Abschrift von Briefen, die der Vf. während seines siebenjährigen Aufenthalts (seit 1799) zu Stabrock, ohne Absicht einer öffentlichen Bekanntmachung, an seine Familie schrieb. Zur Herausgabe ward er durch die Wichtigkeit der Sache selbst, und die unverdiente Geringschätzung, womit diese gegenwärtig von den Britten in Besitz genommenen Niederlassungen im Frieden von Amiens behandelt wurden, veranlasst. Er giebt jenen, die auf diesen Frieden Einfluss hatten, Mangel an Kenntniss Schuld, und um uns von dem grossen Flor dieser vor zwanzig Jahren noch so unbedeutenden Kolonieen zu belehren, führt er den Leser in das Innere der Ökonomie westindischer Pflanzer, ja er erlaubt sogar, dass mit Erweiterung des Anbaues des nördlichen Theils von Amerikas Südcontinent, und bey fortgesetzter guter Verwaltung, so viel gewonnen werden würde, dass in der Länge der Zeit die Inseln des mexikanischen Meerbusens die Concurrenz nicht würden aushalten können, und ihre mercantilische und politische Bedeutung verlieren dürften. Diese Divination könnte man dem Vf. wohl zu Gute halten, wenn seine übrigen Nachrichten tief genug aufgegriffen, und mit einer seine Ahnung unterstützenden Gründlichkeit dargestellt wären. Allein er hat zu wenig Bildung, seine Kenntnisse sind zu flach, seine Einsichten zu unreif, und die Übersicht, sofern sie vom Geiste Leben und Haltung empfängt, ist so wenig scharf und gerundet, dass die Folgen, die er zieht, isolirt stehen, und wie angeklebt scheinen. Wenn er sagt, dass ihm noch kein Arzt aufgestossen sey, der die Seekrankheit richtig und genügend zu erklären vermocht hätte, und sich selbst die Miene giebt, sie daher zu erklären, dass man auf dem Verdecke stille steht, und auf die Bewegung des Schiffes Acht giebt, und wenn er dann, um sie zu vermeiden, das Hin- und Hergehen auf dem Verdecke, wobey Augen und *Füsse* nicht mehr so *aufmerksam* auf die *leichteste* Bewegung der Gegenstände wären, und eine muntere Unterhaltung vorschlägt, die die *seltsamen* Empfindungen verscheucht: so muss man über das Gemeine, das hier gleich auf der ersten Seite vorkommt, die Lust verlieren, weiter zu lesen; doch hat Rec. sich nicht abschrecken lassen, selbst nicht bey Stellen, wie folgende: Es ist nicht zu begreifen, wo alle Bewohner in Cumingsburgh herkommen; auf allen Plantagen werden die Creolenkinder etwas gehätschelt; an der Nordküste von Portugall herrscht stets ein Nordwind; ich weiss die Ursache nicht, aber die Seefahrer verlassen sich darauf, und werden selten getäuscht; in Demerary werden Spermacetikerzen unter hohen konischen Gläsern aufgestellt, damit der Wind die Flamme nicht bewege u. s. w. Rec. glaubte durch diese und ähnliche Stellen, die beweisen, was man sieht und denkt, durch die Freymüthigkeit, womit der Vf. von der Verkehrtheit und den Missgriffen in der englischen Navigationsacte und den englischen Gesetzen, durch die Theilnahme, die aus der Darstellung der gemilderten Strafen in den Kolonieen und der Vertheidigung der Freyheit der Schwarzen gegen Wilberforce spricht, durch die Schwatzhaftigkeit, womit er Alles, was er von nahe und von fern in seinen Kreis gezogen hat, recht breit und lang ausdehnt, und die Naivetät, die in seinen Bekenntnissen über eigene Unwissenheit herrscht, z. B. er kaufte sich einst von einem Negerweibe für einen Schilling schöne Orangen, und musste, da er so viel erhielt, alle Taschen, selbst das Schnupftuch zu Hülfe nehmen, um sie wegzubringen — dieses, setzt er hinzu, bezeichnete mich in den Augen des Negerweibs gleich als Neuling —: durch alles dieses glaubte sich Rec. an der Nüchternheit, Wahrheit, Treue und Unbefangenheit der dargestellten Thatsachen entschädigen zu können, und in dieser Hinsicht war ihm das Angaffen statt des Beobachten hie und da willkommen, z. B. „Stabroek gewährte mir einen ganz neuen Anblick, ich erinnere mich keiner englischen Stadt, die ihm im Mindesten ähnlich gewesen. Es liegt am flachen Strande, durch die Hauptstrassen fliessen Canäle, in denen schwarze und braune Kinder sich wie Enten untertauchen; hölzerne Häuser mit Säulengängen und Balkons bilden mit (in) grossen Zwischenräumen drey gleichlaufende Reihen, sie sind selten über zwey Schuhe hoch; man bot mir ein Tropfbad an, welches ich auch annahm. Ich stellte mich in eine aufrecht stehende Kufe, und ein Schwarzer begoss mich gleich einer ungesalzenen Gurkenlauge" — und Rec. hat sich so nicht ganz getäuscht. Denn wenn auch die Nachrichten von der Bevölkerung, Lebensweise der Einwohner, den öffentlichen Gebäuden, der Verwaltung, den Dörfern, dem Klima, dem Zustande der Neger in Demerary, der Befestigung, dem Anbaue, dem Zustande der Pflanzer, der Geschichte der Ansiedelung in Essequebo, der Geschichte der Niederlassung in Berbice, den Gebäuden und der Befestigung von Neuamsterdam, dem Verfalle einiger westindischer Inseln, der neueren Geschichte von Berbice, dem Gouverneur Batenburg, den Fortschritten der Ansiedelung an dem Pomarvon, der Vermehrung der Zucker-

plantagen, dem Zustande der Kolonieen im Jahre 1803, von den Pflanzern u. s. w., nicht neu, so sind sie doch selbst, so unregelmäsig geordnet, wie hier angegeben, zur Ergänzung mancher Lücken behülflich. Der Vf. war Auctionarius in Demerary und Essequebo, und kam bey Gelegenheit hieher, als ein Compagnon eines Hauses in Stabrock einen Schreiber auf vortheilhafte Bedingungen anzunehmen wünschte. Er reiste den 25 Dec. 1798 an Bord des Kometen Capitain Barrow ab. Während seines siebenjährigen Aufenthalts konnte er als Auctionarius sich über viele Handelsgeschäfte, und was damit in Verbindung steht, aus officiellen Daten unterrichten, deren Wahrheit wir nicht zu bezweifeln Ursache haben. Bey den Nachrichten über Stabrock hat er, wie bey der Geschichte der Gründung von Berbice, andere schriftliche Quellen benutzt. Wir schliessen dieses aus der grösseren Ordnung und Gründlichkeit des Vortrags. Dass er für sein Geschäft eine gewisse breite Vorliebe hegt, ist ihm nicht zu verdenken: daher die Wiederholung und Weitläuftigkeit in der Darstellung der Auctionsgebühren, die Mittheilung von Anekdoten, die darauf mittelbaren oder unmittelbaren Bezug haben, und die Besoldungen von Beamten im Vergleiche gegen einander und mit denjenigen, welche zu seinem Ressort gehören u. s. w. Wäre er bloss bey der Beobachtung der äusseren Erscheinungen stehen geblieben: so hätte das Werk um Vieles verkürzt werden können. Dahin gehören unter vielen z. B. die Erklärung des Widerwillens gegen Menschenfleisch, den er für ein Gefühl erklärt, das in einer complicirten Ideenassociation liegt, und wobey er hinzusetzt: es scheint in uns zu liegen, einen Abscheu gegen das zu hegen, was wir geliebt haben, als ob das Gemüth sich zu den niedrigsten Foderungen des Körpers zu prostituiren bestrebte, was einst den höchsten Bedürfnissen der Seele diente. (Wie will der Vf. den Widerwillen an Raben und anderen Thieren, die wir nicht erzogen haben, und den Nichtekel gegen Schweine, Ochsen u. s. w., die wir erzogen haben, erklären?) Eine Diatribe ähnlicher Art ist die über Vielweiberey, die er vertheidigt, und wobey er sogar schwärmerisch wird. Zur Probe etwas Weniges: Den Frauen scheint die Schönheit verliehen zu seyn, um Männer zu der Vereinigung aufzufodern, die zur Erhaltung des Stammes nothwendig ist. Die Glühwärme lockt den Mann mit phosphorischem Feuer zu ihrer Umarmung; Schönheit ist das glänzendste Licht, den Mann und das Weib anzuziehen; dieses Licht währt nur eine kurze Zeit, es verlischt lange bevor, ehe der Mann unfähig wird, den Einfluss desselben zu fühlen u. s. w. — Eine weitläuftige Naturgeschichte des Landes in Ansehung der Thiere, Vögel, Insecten, Pflanzen u. s. w. ist aus Unkunde des Vfs. unbrauchbar; es fehlen sogar die Namen. Das ganze Werk scheint nicht aus dem Englischen, sondern aus dem Französischen übersetzt; Rec. schliesst dieses nicht bloss aus einigen französischen Worten und Wendungen, sondern auch aus der in dem grössten Theile des Werks herrschenden Nachlässigkeit. Z. B. muntere Unterhaltung, die *seltsame* Empfindungen erregt; der Neger ist kein Sclav, er ist *dem Boden* zugeschrieben, kann ein *deutliches Personaleigenthum* erlangen; ein kleiner Verkehr mit Nordamerika, und ein starker Tauschhandel mit den Engländern gegen Neger und Fabrikate waren die *Debounés* (wahrscheinlich Debouchées) für ihre Erzeugnisse; die Plantagen, die schon jetzt zwischen dem Essequebo und dem Pomarvon angelegt worden, haben einen Werth von 5—80 Tausend (welche Proportion! und worin besteht der Geldwerth?). — Die gut gestochene Charte enthält 128 engl. Meilen in ihrer westöstlichen und 112 in ihrer nordsüdlichen Richtung.

H. P. E.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Nürnberg*, b. Schrag: *Noth- und Hülfs-Lexikon zur Behütung des menschlichen Lebens.* Von *J. H. M. Poppe.* Zwey Bände. 1811. 724 S. 8. 9 Kupf. (3 Rthlr.)

Dieses Werk können wir vorzüglich denjenigen, welche mit Polizeyanstalten zu thun haben, als sehr zweckmäsig empfehlen. Der Vf. hat mit Fleiss und mit Einsicht gesammelt, und Rec. hat bey sorgfältiger Durchsicht des Buchs keine bedeutenden Lücken gefunden; in dem mechanischen Theile kommen auch eigene Vorschläge und Untersuchungen vor. Überhaupt ist der mechanische Theil, wie sich erwarten liess, am sorgfältigsten ausgearbeitet. In dem Artikel Brunnen giebt der Vf. ein sehr einfaches Instrument an, Verunglückte aus einem Brunnen zu ziehen; eine kreisrunde Platte nämlich, welche sich an dem Ende einer langen Stange dreht, und mit derselben einen beliebigen Winkel macht. Der Artikel Diebe enthält die Beschreibung einer Art von Uhrwerk, welches bey Zerreissung eines Fadens viel Lärm macht. Den Artikel Durchgehen der Pferde findet man sehr ausführlich und gut bearbeitet. Es ist zu verwundern, dass der auch hier sehr empfohlene Vorschlag, Thüren in den Hintertheil des Wagens zu machen, fast gar nicht angewendet wird, da die Ausführung desselben auf die leichteste Art alle unglücklichen Zufälle verhindern könnte. Sorgfältig sind die Mittel, bey Feuersgefahren Menschen aus den oberen Stockwerken zu retten, angegeben, und neue Vorschläge hinzugefügt. Ein bequemer Rechen zum Auffangen der Ertrunkenen ist ebenfalls dem Vf. eigenthümlich. Diese und andere zweckmäsige Vorschläge verdienen die Aufmerksamkeit der Polizeybehörden. Was die medicinischen Rathschläge betrifft: so ist der Vf. zuweilen zu rasch und unbestimmt, nimmt auch wohl Mittel auf, welche nur auf Vorurtheilen beruhen. Bey Scheintodten muss man in Rücksicht des Aderlassens sehr vorsichtig seyn, und es erfodert eine genauere medicinische Untersuchung, als der Vf. geben konnte, ob es anzuwenden sey oder nicht. Campher in den Mund genommen, als Mittel gegen das Erfrieren, möchte wohl nicht viel helfen. Opium bey Erstickten ist ohne Nutzen. Bey dem Bisse giftiger Thiere ist die Scarification der Wunde das erste und Haupt-Mittel. In dem Artikel Reinigung des Wassers hat der Vf. das Mittel von Stipriaan Luiscius übersehen, nämlich das schwefelsaure Eisen. Der Artikel Essigverfälschung hätte genauer können abgehandelt werden, wie dieses überhaupt mit den chemischen Artikeln der Fall ist. Aus den Beschreibungen des Vfs. von den Giftpflanzen wird Niemand diese kennen lernen: so wie sie hier stehen, konnten sie füglicher ganz wegbleiben. Doch diese kleinen Ausstellungen sollen die Brauchbarkeit des Ganzen nicht herabsetzen.

L. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

APRIL 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Germanien, im Jahr 1813: *Geburt, Thaten und Ende des Rheinbundes.* 80 S. 8.

Der Vf. dieser Blätter versichert, dass er kein Söldling der von Rheinbundfürsten unterjochten ehemaligen deutschen Reichsstände sey. Indessen merkt man ihm an, dass die Sache dieser letzten ihm sehr am Herzen liege. Er bejammert zuerst sehr den Umsturz der ehemaligen deutschen Reichsverfassung, die ihrem inneren Geiste nach gewiss trefflich gewesen sey. Das war sie allerdings, wenn man diesen Geist in seinem wirklichen Kern aufzufassen und von dem Zufälligen zu scheiden weiss; allein wir müssen eingestehen, dass im achtzehnten Jahrhundert dieser Geist nicht viel sichtbar wurde: man hatte ihn in diesen oder jenen Winkel gebannt, von wo er nicht leicht an das Tageslicht mehr kommen durfte. So wenig wir unsere ehemalige Verfassung missen möchten: so halten wir für gut, dass das alte Reich einmal ganz niedergerissen wurde, damit wir es in *seinem Geist*, mit den *meisten* seiner an sich guten *Formen*, aber nicht mit allen seinen Schnörkeln und Gebrechen, wieder aufbauen. Mit Flicken und Ausbessern war da nicht mehr zu helfen.

Wir kennen zwey gleich verderbliche Meinungen über Deutschlands Zukunft, die selbst unter Staatsmännern von Einfluss umherspuken. Die eine, dass man dem gesammten Germanien gar keine politische Verfassung geben, es nur durch ein kriegerisches Band zusammenhalten, und dann jeden Winkel und Staat für sich schalten lassen solle, führt zu militärischem Despotismus Anfangs, und dann zur völligen Vernichtung der Deutschen als Einer Nation. Die andere, dass man gänzlich die alte Reichsverfassung wieder herzustellen habe, wird uns auch in die alte Schwäche und die Verhältnisse zurückbringen, durch welche das Reich in Trümmer zerfiel.

Es geschah vornehmlich durch den Rheinischen Bund, „eine Geburt, welche dem deutschen Reichsoberhaupt die Krone von dem gesalbten Haupte riss, und Frankreich in der That zum unumschränkten Herrn von Deutschland machte; eine Geburt, welche das ganze Gleichgewicht in Europa erschütterte, ja sogar zerstörte." Der Thatsache nach ist es allerdings so gewesen; aber wie wenig war es nothwendig, wenn das jetzige begeisternde Beyspiel Preussens, dass die *Nation* focht, schon 1806 vorgeleuchtet hätte! Wunderbar sind die Wege der Vorsehung. Nur durch das Übermass fremder Tyranney und unserer scheinbaren Nichtigkeit sind wir zu Etwas gekommen, das sich herrlich bewähren kann und wird.

Der räuberische Geist, in welchem der Rheinbund gestiftet war, verbreitete sich, nach dem Vf., auch über seine Glieder, indem sie sogar vergassen, dass die nämliche Bundesacte, welche ihnen Souveränität über ehemalige Reichsmitstände gab, auch diesen Einkünfte und Rechte als Privat- und Patrimonial-Eigenthum vorbehalten hatte, und nur die Krone Baiern noch die Grundsätze der Mässigung und Consequenz zu befolgen suchte. Alle übrigen waren nach der uns hier gelieferten Schilderung in ihrer neuen, dem Namen nach vollkommenen Souveränität berauscht, und wussten sie nicht genug zu brauchen. Der rheinische Bundesfürst glaubte, nach S. 42, sich einer europäischen Macht im Aufwand gleichsetzen zu müssen, und das Volk seufzete unter der Last von Abgaben, und, was ärger war, unter dem Druck einer fremden, durchaus moralisch verdorbenen Nation.

Nach den glorreichen Ereignissen, welche das Ende dieses unseligen Zustandes hoffen lassen, glaubt der Vf., sollte die grundverderbliche Verfassung der Länder des Rheinbundes auch nicht einmal provisorisch beybehalten werden, wenigstens sey nicht der mindeste Rechtsgrund zur provisorischen Fortsetzung der Souveränität desselben über die bisher unterjochten ehemaligen deutschen Reichsstände vorhanden. Die Rechte von diesen wären nach Auflösung des Rheinbundes wieder aufgelebt; und wenn an Wiederherstellung der deutschen Reichsverfassung, in der *alten* oder einer *verbesserten* Gestalt, viel liege: so komme es doch hauptsächlich auf Wiederherstellung der *angestammten* vorigen *Landesherrn* an.

Aus dieser Behauptung ergiebt sich, wie der Vf. sich keinesweges auf einen höheren Standpunct erhebt. Die Wiederherstellung der Reichsverfassung in ihrer *alten* Gestalt ist ein Unding; aber eine unserer Nation entsprechende Bundesverfassung unter Einem, und wahrhaftig souveränen Oberhaupt ist das Höchste, was uns Noth thut. Wie können dagegen *Personen* irgend in Anschlag kommen? Was bedeutet dagegen, ob ein Fürst das Ländchen wieder bekommt, worüber er ehemals regierte? Und nun gar

des Titels *Landesherr* sollten wir doch endlich mit Freude losgeworden seyn.

Deutschland, am Ende des Jahrs 1813: *Die Auflösung des Rheinbundes mit ihren natürlichen Folgen.* Dargestellt von *einem deutschen Privatmann.* 48 S. 8.

Wenn es bey dem Vf. der eben angeführten Schrift Spuren giebt, dass er wahrscheinlich ein Publicist, im alten Sinne dieses Worts im ehemaligen deutschen Reiche, sey: so findet man dergleichen noch mehrere beym Urheber dieser Blätter, wenn er nicht gar einerley mit jenem ist, und sich selbst die Fehde ankündigt, um seinen Lieblingssatz, welchen er aus irgend einem Grunde in der ersten Person weniger heftig aussprach, nun in der zweyten auf das Allernachdrücklichste zu behaupten und zu vertheidigen. In der ersten Schrift war nur die Vermuthung geäussert, dass man bey Auflösung des Rheinbundes eine provisorische Fortdauer mancher durch denselben herbeygeführten Verhältnisse, also auch der bisherigen Lage ehemaliger und nun Mitgliedern des ehemaligen Rheinbundes unterworfener Reichsstände beschlossen haben könnte.

Diese Vermuthung nun von einer solchen Möglichkeit befehdet die zweyte publicistische Person als eine unvernünftige Voraussetzung, um eigentlich damit zu sagen, dass die hohen verbündeten Mächte durch einen solchen Beschluss etwas Unvernünftiges gestiftet hätten. Der Vf. ist so *gründlich* gegen eine solche Möglichkeit erbittert, dass er seine Beweise dawider mit dem Satz anhebt: *Vernichtung* und *Fortdauer* stünden im directen Widerspruch. Die Rheinbundesglieder lebten zwar alle noch leibhaftig und in Person; aber in ihrer Eigenschaft als Rheinbundesglieder wären sie moralisch todt: ihre noch am Leben befindliche Persönlichkeit, oder ihr Ich (hat sich zu dem *Jus publicum* auch etwas neuere philosophische Sprache gemischt?) sey wieder in denjenigen Zustand zurückgetreten, in welchem es sich respective gleich nach dem pressburger Frieden befunden habe. Durchaus hätten die hohen verbündeten Mächte keine Fortsetzung von Verhältnissen, die der Rheinbund herbeygeführt, constituiren *wollen* und *können*; denn dadurch würden sie sich einer öffentlichen *Sanction aller von dem Rheinbund und seinem Protector verübten Ungerechtigkeiten und Volksbedrückungen schuldig gemacht haben.*

Welche Heftigkeit, die ins Blaue schiesst! Ist z. B. die baierische Macht, welcher viele noch fortdauernde, und durch den Rheinbund entstandene Verhältnisse zum Grunde liegen, seit ihrer unschätzbaren und folgenreichen Erklärung für die heilige Sache Deutschlands noch einerley mit jenem Baiern, welches der Herrschsucht des französischen Protectors fröhnte? Und ist es Frevel, wenn die Coalition die Kräfte derselben, mögen sie gleich durch den Rheinbund mit gediehen seyn, nicht verringert und auflöst, da sie zu dem hehrsten Zweck edel verwandt werden? Man kann einen Bund auflösen, seinem Wesen nach, welches bey der Rheinconföderation darin bestand, dass sie ein willkührlich gehandhabtes Werkzeug der Despotie, und undeutscher Despotie war, und doch sehr viel dauern lassen, was durch dieses Wesen freylich wurde, doch nicht nothwendig mit ihm zusammenhängt. Es bekommt den Rechtsgrund seiner Fortdauer durch den Willen derer, die zu gebieten haben.

'Aber, heisst es hier, die hohen verbündeten Mächte haben wirklich nicht constituirt, dass irgend eine der durch den Rheinbund herbeygeführten Beziehungen fordauern solle; denn selbst, wenn eine solche Fortdauer auch nur als provisorisch beschlossen wäre, hätte man sie *ausdrücklich* und *klar* constituiren müssen, wovon nichts kund geworden sey.

Woraus folgt denn jene Behauptung? Wir haben doch in allen Rechten und Gesetzgebungen Fälle genug, wo der *stillschweigende* Wille des Gesetzgebers als constituirender Grund angenommen wird. In der Politik nun gar giebt es gewiss mehrere der Fälle, wo der Constituirende eine Zeitlang es räthlicher findet, über seinen ordnenden Willen eine Zeitlang zu schweigen, als ihn sogleich bestimmt auszusprechen. Auch wir kennen keine klare Constituirung selbst nur provisorischer Fortdauer eines durch den Rheinbund herbeygeführten Zustandes, und es ist selbst die Frage, ob die hohen verbündeten Mächte, durch welche allein sie hätte geschehen mögen, dazu Recht und Befugniss gehabt hätten. Dergleichen muss von der Entscheidung eines künftigen Nationaltages der Deutschen abhängen. Aber für jetzo reicht hin, dass die Coalition nur den Rheinbund aufgelöset hat, in sofern er ein Werkzeug der französischen Regierung war, und als solches ein schattenhaftes Possenspiel von Verfassung hatte; im Übrigen jedoch sich über die von ihm bewirkten Veränderungen nicht erklärte, also *provisorisch stillschweigend* genehmigte.

Nach diesem Gesichtspunct ergiebt sich leicht, wie der Kurfürst von Hessen, der Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, die Herzöge von Braunschweig und Oldenburg, die Hansestädte und Frankfurt, ebenso wie der König von Preussen, in ihren alten Besitz sogleich wieder eintraten: denn der Raub, welcher an ihnen begangen war, gehörte theils dem französisch. Reiche selbst, theils solchen Fürsten an, die von dem franz. Protector nicht lassen wollten. Darum hing jenes Ereigniss nothwendig mit der erklärten Auflösung des Rheinbundes, im Sinne der hohen verbündeten Mächte, zusammen. Ganz anders dagegen verhält es sich mit der Frage, ob die ehemaligen Reichsstände, die solchen Gliedern des Rheinbundes unterworfen sind, welche nun für die deutsche Sache kämpfen, wieder sogleich in ihren alten Zustand und Besitz zurücktreten dürfen und sollen. Denn die Constituirung, welche den Bund nur auflöste, um Deutschland dem fremden Einflusse zu entreissen, hat sie ganz unberührt gelassen. Vorläufig beruht sie also ganz auf sich, und vor der Hand kann des Vfs. Bemühung, die verbündeten Souveräne, von welchen, wie gesagt, die Entscheidung jener Frage nicht allein

abhängt, durch seine Vorstellungen für die unterdrückten Reichsstände zu gewinnen, von keinem Erfolg seyn. Dessenungeachtet wollen wir eine derselben mit seinem Worten ausheben. S. 25 sagt er: „Diese unschuldigen Opfer dieses Bundes haben in ihrer bisherigen passiven und duldenden Lage keinen feindlichen Gedanken gegen die hohen verbündeten Mächte gehegt, geschweige ausgeführt, sondern Alles, was sie an Steuern und Gaben zur Beförderung der Sache Frankreichs, und mithin auch zur immer stärkeren Befestigung ihrer Unterdrückung haben beytragen müssen, wie leicht zu erachten ist, im eigentlichen Verstand *contre coeur* und gezwungen geleistet." Zugleich aber wollen wir diesem *deutschen* Patrioten auch den Rath geben, sich *selber* dem französischen Einflusse zu entziehn. Lieber wollen wir dem letzten manchen Landstrich des deutschen Reichs als die deutsche Sprache preis geben, und das deutsche *Herz.*

Germanien: *Kurze und wahrhaftige Erzählung von Napoleon Bonapartens verderblichen Anschlägen, von seinen Kriegen in Spanien und Russland, von der Zerstörung seiner Heeresmacht, und von der Bedeutung des gegenwärtigen deutschen Krieges.* Ein Büchlein, dem deutschen Volke zum Trost und zur Ermahnung gestellt. 1813. 125 S. 8. (16 Gr.) Zweyte Auflage (Leipzig, b. Benjam. Fleischer) 1813. 125 S. 8. (8 Gr.)

Dieses Büchlein, welches dem deutschen Volke zum Trost und zur Ermahnung gestellt seyn soll, wie schon der Titel versichert, ward zu Dresden in den ersten Tagen des Aprils 1813 geschrieben, also zu jener Zeit, wo die erste grosse Schlacht wider den Unterdrücker der deutschen Freyheit und Ehre als nahe erwartet werden konnte. Damals kam Alles darauf an, die deutsche Nation zu dem bittersten Hass wider die französische Despotie zu entflammen, und nach diesem Zweck muss man Ton und Inhalt dieser Schrift beurtheilen, Manches in ihr vor der Wahrheit und dem sittlichen Geschmack entschuldigen, und sehr Vieles loben, was zu dem Volk eindringlich und treffend gesprochen ist. So wird sich das sittliche Gefühl von dem Vf. wegwenden, wenn er solche Züge, wie S. 69, als eine süsse Rache schildert; oder, wenn er den ungeheuren Jammer des französischen Heers bey seinem Rückzug aus Russland mit unverkennbarem Behagen beschreibt, und roh genug zu dem Ausdruck ist: „der *Maskenball* des französischen Heers zog auf in Wilna." So ist in der ganzen Darstellung des Zusammenhangs der Kriege und Unternehmungen Napoleons wenigstens die Unwahrheit, welche entsteht, wenn man alle Gründe einer Erscheinung nur bey *einem* der handelnden Theile aufsucht; aber dagegen trifft man innige Worte, nachdrückliche Wahrheit, und herzerhebende Gefühle auf den meisten Seiten. Es scheint, dass *Arndt* auch Urheber dieses Volksbüchleins ist, welches alle seine Fehler und seine überwiegenden Vorzüge hat. Wir berühren es nicht weiter, da wir schon manche seiner Ideen erörtert haben, und noch öfters auf ihn zurückkommen werden.

Nur die Bemerkung wollen wir hinzufügen, dass der Ton der Bibel hier bisweilen gut getroffen ist; aber ganz im inneren Geist der mosaisch-lutherischen Sprache in den Capiteln einer allgemeinen deutschen Kriegsordnung angestimmt war, welche vor einer der bereits hier beurtheilten Flugschriften von *Arndt* stand, und von seinem Freunde E. v. S. verfasst war. Wirklich sieht man nicht, wie zum deutschen Volk anders, als in der lutherischen Bibelsprache, geredet werden kann, wenigstens im protestantischen Deutschland, wo die Bibel das einzige Buch ist, welches das Volk allgemein kennt und liest. Indessen soll man nicht vergessen, dass es sehr viele Wendungen und Ausdrücke in derselben, die zum Theil veraltet sind, zum Theil von Luther zu sehr dem Lateinischen nachgebildet wurden, gar nicht versteht. Eben dergleichen ahmen unsere neuen Volksredner im biblischen Tone zu sehr nach, anstatt in die lebende Sprache des Volks zu greifen, und jene durch Ausdrücke und Wendungen aus derselben zu ersetzen. Übrigens passt die lutherische Bibelsprache auch zur Rede an das Volk im katholischen Deutschland; denn sie ist einerley in der Hauptsache mit dem Ausdruck des deutschen Volks, und besonders der geistlichen Rede an dasselbe zu jener Zeit, als die Spaltung der deutschen Christenheit begann. Darum hat der Ton vieler geistlicher Redner im katholischen Deutschland, vorzüglich der Capuciner, eine so überraschende Ähnlichkeit mit Luthers Sprache. Die Cultur der Katholiken blieb näher bey jener Epoche der deutschen Rede stehen, indem die höher gespannte, immer bewegliche Cultur des protestantischen Deutschlands unsere Sprache weit davon wegtrug, und gewiss nicht zu ihrem Vortheil. Fahret frisch fort, an Luthers *Art* der deutschen Rede euch wieder *anzuschliessen,* doch mit einem vollkommneren, *unserer* Cultur und des *Alterthums* würdigen *Stil.* Nur auf diese Weise gelangen wir zu einer allgemeinen deutschen Sprache für *alle Stände,* und so für *Protestanten* als *Katholiken.* Dann wird sich ganz bewähren, was in der vorliegenden Schrift gesagt ist: „Deutsche, ihr sprechet eine starke, schöne, klangreiche und seelenreiche Sprache, eine Sprache, so voll Tiefsinn und Hochsinn, so voll Klang und Innigkeit, dass die seligen Geister des Lichts sie erfunden zu haben scheinen, eine keusche, männliche, einfältige Sprache, worin der stolze, redliche, auch reine Sinn eurer tapfern Ahnen sich spiegelt." Viel früher aber noch, jedoch von diesen herrlichen Monaten der Siege für die Deutschheit an keinen Tag mehr, hoffen wir, braucht jene ungeheure Albernheit gerügt zu werden, von welcher es hier zu den Deutschen heisst: „Zu lange schon hat man in euren Hoflägern und in euren Gesellschaften, ja auf euren Jahrmärkten und Gassen französisch geplappert, man hat die leichtfertige und *verführerische* (?) Sprache der Fremden nachgeplappert; man hat sich kaum geschämt, deutsch weder sprechen noch schreiben zu können." Ms.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands*, von *Friedrich Gottschalk*, herzogl. anhalt-bernburg. Assistenzrathe. Dritter Band. 1813. 308 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Auch von diesem Bande gilt, was Rec. von den beiden ersten (1812. No. 159) gesagt hat. Der Vf. hat für Belehrung und Lectüre zugleich gesorgt. Denn das Einweben der Sagen und Volkserzählungen von den alten Burgen wird vielen Lesern um so angenehmer seyn, da man sich so gern in unseren Tagen in die Zeit jener wunderbaren Träume versetzt, welche Phantasie und Herz so kräftig ansprechen.

In diesem dritten Bande finden wir Nachrichten von den *beiden Gleichen* bey *Göttingen*, und den *drey Gleichen* in *Thüringen* (S. 1—48.) Erstere sollen den Namen davon erhalten haben, weil sie in *einer Gleiche* gegen einander über liegen. S. *Bothe Chronic. Thuring. ap. Mencken T. II. p.* 1643. Von beiden spricht auch *Reckenstein Theatr. Saxon. p.* 16. Was die Geschichte des *zweybeweibten Grafen von Gleichen* betrifft: so findet sich über dieselbe ein der unbefangensten Untersuchung gewidmeter Aufsatz in dem 1sten St. des 3ten Bandes des Journals *Curiositäten*, mit mehreren dahin gehörigen Abbildungen. — *Staufen* im Breisgau; von Herrn *von Gleichenstein*. *Mohrungen* in der güldenen Aue (S. 49-60), v. *Witschel*. *Wildenfels* im ehemaligen nürnberger Gebiete (S. 61). Nach der Sammlung der Ruinen und Ritterburgen in Franken ist eine Abbildung dieses Schlosses diesem Bande vorgesetzt. Nachrichten von demselben sind in *Hönns topograph. Lexikon des fränkischen Kreises*, S. 544, und in *Glücks Beschreib. der Stadt Nürnberg*, S. 73. *Iburg*, oder *Driburg*, (S. 73) im Paderbornischen. Nach einer Nachricht im driburger Taschenbuche vom J. 1811. Der Herausg. hätte auch von dieser Burg Nachrichten in *Schneiders Beschreibung des alten Sachsenlandes*, S. 100, und in *Tromsdorff Monument. Paderborn.* p. 190 finden können. *Arnstein*, bey Aschersleben. Eine Abbildung dieser Ruine giebt die Titelvignette dieser Sammlung, nach einer an Ort und Stelle gemachten Zeichnung. Darauf folgen Nachrichten von den Schlössern *Blankenstein*, *Zähringen*, *Hummel*, *Schnabelburg* bey Nordhausen, und *Krainberg* im Eisenachischen; vom Hn. Major *von Boyneburg*. (S. 101 — 142). Von diesem Schlosse giebt gute Nachrichten *Heim* in seiner *hennebergischen Chronik*. 2 Th. S. 305. Die *Heinrichsburg* im Harz, *Ebersteinburg* im Badischen und *Hirschstein*, bey Meissen. (S. 143 — 170). *Neisels* im Hohenlohischen, *Adolphek* bey Schwalbach, und *Rheinstein* bey Blankenburg. Von den *Rheinsteinern* finden sich gute Nachrichten in *Locä Grafensaale*. S. 155. *Schellpyrmont*, *Schlossberg*, bey Töplitz, und *Teck* im Wirtembergischen. (S. 209 — 236). Die *Brömserburg* bey Rüdesheim, *Baden* bey Rastadt, *Hammerstein* am Rhein, die vier Burgen bey *Neckarsteinach*, von *Dahl* und *Batt*, *Hohenrechberg* bey Gmünd, von *Brenner*, und die *Krainburg* bey Naumburg (S. 237 — 324.) Den Beschluss dieser Burgen-Reihe macht das Schloss *Schildberg* am Harz (S. 325), nach einer kurzen, handschriftlichen Nachricht.

Wenn der Vf. S. 185 schreibt: „Führte doch unser trefflicher *Luther* ein beschleyertes Weib aus des Klosters Mauern: so ist diess gegen Wahrheit und Geschichte. *Katharina von Bora* verliess freywillig, nebst noch anderen acht Nonnen, das Kloster Nimptsch, wobey ihnen nur Vorschub von dem torgauer Rathsherrn *Kopp* geschah. Luther erfuhr das Alles erst, als es geschehen war. Darauf aber schrieb er seinen Tractat: *Ursach und Antwort dass Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen*. Die dem Kloster entflohenen Nonnen kamen nach Wittenberg, wo sie der Stadtschreiber Reichenbach auf- und in sein Haus nahm. Hier hielt sich Katharina zwey Jahre auf, und erst 1525 gab ihr Luther seine Hand. Aber so romantisch wie der nassauer *Adolph* entführte er die Braut dem Kloster nicht selbst. Übrigens war Adolph von Nassau eben nicht der Kaiser, der sich um Deutschland so gar verdient gemacht hatte, als der Vf. (S. 187) vielleicht glaubt, und sagen zu wollen scheint. Seine Thaten am Rhein, und in Thüringen, wo er die rechtmässigen landgräflichen Erben des Landes um ihr Eigenthum bringen wollte, selbst als Reichs-Oberhaupt, beweisen nur zu sehr, welch ein Mann er war. *Gundling*, *Köhler*, *Günderode* und *Leuchs* haben seine Thaten gewürdiget.

Ob Landgraf *Friedrich der Eiserne*, wie der Vf. S. 321 meint, bey *Freyburg* mit seinen widerspenstigen Edelleuten den Acker umgeackert habe, ist noch immer nicht ausgemacht. Die *Numburg*, *Nauenburg*, (nicht *Naumburg*, wie Einige schreiben,) ein *Castrum*, und ein sogenannter *Landgrafenacker*, liegen bey *Altenstein*, am südwestlichen Abhange des thüringer Waldes, welchem Schlosse die *Wartburg*, wo der Landgraf residirte, und *Rheinhardtsbrunnen*, wohin die Edelleute ihn nach seinem Tode tragen mussten, ungemein weit näher lag als *Naumburg* an der Unstrut. Vergl. den Aufsatz von *Hermann*, über *Altenstein*, im *meininger Taschenbuche*. J. 1802. S. 56, und was *Hönn* in seiner *hennebergischen Chronik*, 3 Th. S. 348—352 mit ungemeiner Bedächtlichkeit darüber gesammelt und gesagt hat.

L. P.

Druckfehler. In der Recension von *Benjamin de Constant-Rebecque* de l'esprit de conquête cet. No. 68. S. 69. Z. 15. von unten ist anstatt: *wenn man die Poren*, zu lesen: *wenn man die Form* —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Über den Code Napoléon und dessen Einführung in Deutschland.* Von *August Wilhelm Rehberg*, königl. grossbritannischem Hofrathe und Mitgliede der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 1814. XVI u. 319 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

[Zwey Recensionen.]

Es ist genugsam bekannt, wie der berühmte Vf. dieser Schrift vom Anfang an die grosse Angelegenheit angesehen und beurtheilt hat, welche vor einem Viertel Jahrhundert die Welt in Bewegung zu setzen anfing, und die nunmehr ihre Endschaft erreicht hat. Er gehörte nicht nur zu der kleinen Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern, die ihre Besonnenheit gänzlich behielten, sondern er gehörte zu der noch kleineren Zahl der Gegner der französischen Revolution, die sich der Gründe deutlich bewusst, weshalb sie sich gegen sie erklärten, und die sich und Anderen von diesen Gründen Rechenschaft zu geben im Stande waren. Es waren auch nicht bloss die einzelnen Erscheinungen und Gewaltthaten, nicht Unwille und Besorgniss über erlittene oder befürchtete Kränkung geachteter und einträglicher Vorrechte, nicht die Vernichtung gewisser Einrichtungen und Institute an sich, welche seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und gegen die er sich erklärte: sondern die Grundsätze selbst, das ganze System, und die letzten Quellen und Tiefen, aus welchen die Irregeführten und Irreführenden schöpften, waren ihm anstössig, und wurden von ihm geprüft und beurtheilt. Der Erfolg, den diese ungeheure Weltbegebenheit gehabt hat, war er gleich anderer Art, als sich vorhersehen liess, hat im Ganzen sein Urtheil und seine Ansicht gerechtfertigt, und zu der allgemeinen gemacht. Denn gering möchte wohl die Zahl derer seyn, welche aus Gründen und mit Verstand an dem noch hingen, was so manchem nicht einsichtlosen Mann gefiel und mit sich fortriss. Jetzt, da der Genius der Menschheit die Gefahren abgewandt hat, welche ihr droheten, und wo es uns wieder gestattet ist, frey zu athmen, zu denken, zu reden, zu wirken, ist es Zeit und Noth, auf das zurückzublicken, was in der Prüfungszeit um und mit uns vorgegangen ist, damit eines Theils keines der Übel, das sie brachte, unter uns bleibe und Wurzeln treibe, damit aber auch anderen Theils eine so schwere und so reiche Zeit nicht ungenutzt vorbeygehe. Denn es ziemt dem menschlichen Geiste, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten.

Die neue Gesetzgebung für das Privatrecht ist es besonders werth, die Aufmerksamkeit denkender und wohlwollender Männer zu beschäftigen. Denn sie gehört nicht gerade zu den Instituten, welche mit der zertrümmerten Domination an und für sich selbst stehen und fallen; und dann war unsere alte Gesetzgebung, oder vielmehr der alte Zustand des Privatrechts, wie man allgemein zugesteht, der Verbesserung bedürftig. Die Frage: Verdient die neue Legislation da, wo sie einmal eingeführt ist, beybehalten zu werden? ist daher sehr wichtig, und ungeachtet über diese Frage, oder vielmehr über die ihr sehr verwandte Frage: Verdient sie eingeführt zu werden? bereits so Vieles geschrieben worden ist: so ist sie doch noch durchaus nicht gehörig beantwortet. Wie kann auch eine so wichtige Angelegenheit erschöpfend beantwortet werden, wenn man sich nicht ganz frey darüber aussprechen darf! Und das durfte man doch gewiss nicht, wenn auch gleich Rec. überzeugt ist, und es gewissermassen weiss, dass der unwürdige Haufe der Kriecher, dem es an hohen Theilnehmern nicht gefehlt hat, und der getäuschte Haufe blinder Bewunderer den Wünschen und dem Willen des Götzen um ein Beträchtliches voreilte.

Die Untersuchung dieser Frage kann auf zweyfache Weise geführt werden. Einmal kann im Allgemeinen, und ohne Rücksicht auf ein gegebenes Gesetzbuch und auf eine gewisse Gesetzgebung, untersucht werden: Ist es überhaupt, und jemals gut, zweckmässig, ja moralisch möglich, die Gesetzgebung eines fremden Volks, das eine andere Sprache, andere Sitten, eine andere Verfassung, eine andere Geschichte und ein anderes Leben hat, zu adoptiren, oder wenigstens bey unserer Gesetzgebung im Wesentlichen und vorzüglich zu Grunde zu legen? Sodann zweytens: Verdient ein gegebenes Gesetzbuch — hier der *Code Napoléon* — seines inneren Werthes, seiner Fassung wegen, allgemeines Gesetzbuch zu seyn? Hat es die Eigenschaften, welche man billig von einem Gesetzbuch erwarten kann? Unser Vf. hat über Beides sich herausgelassen, wenn gleich Beides nicht immer streng von einander getrennt, sondern nicht ohne Vortheil zur sichereren Beurtheilung häufig zusammen verbunden ist. Mit Vergnügen und Nutzen folgt man dem trefflichen Beobachter des ganzen Ganges der französischen revolutionären Gesetzgebung in seinen lebendigen Darstellungen; und wenn man auch nicht jedem Urtheile, besonders über einzelne Sa-

tzungen, beytreten kann: so wird doch wohl nicht leicht Jemand aus wahrer Überzeugung dem Urtheile des Vfs. im Ganzen zu widersprechen wagen.

Wenn die Adoption einer fremden Gesetzgebung überall bedenklich ist, wie aus Gründen, die Jedem sehr nahe liegen, hervorgeht: so ist, wie der Vf. durch viele Bemerkungen zur Genüge dargethan hat, die Reception der französischen um so bedenklicher, weil in Frankreich so viele alte Verhältnisse und sociale Einrichtungen durch die Gewaltstreiche der Revolution aufgehoben sind, die in deutschen Staaten, selbst in denen noch bestehen, die sich am meisten nach dem grossen Musterstaate haben bilden müssen oder bilden wollen, und weil man überhaupt in Frankreich den falschen Weg betrat, eine neue Verfassung und Gesetzgebung auf allgemeine metaphysische Sätze gründen zu wollen. Der Vf. nennt die Foderung, ein Gesetzbuch müsse nichts anderes als den reinen Abdruck von Vernunftwahrheiten enthalten, widersinnig. Zum wenigsten kann ein Gesetzbuch dieser Art für Gesellschaften und Staaten, welche schon gebildet sind, und in welchen gewisse Verhältnisse schon eine feste Gestalt erhalten haben, nicht passend, und nicht wohlthätig seyn. Das Privatrecht ist ja als Gesetz neuer, als die Gegenstände, mit denen es zu thun hat. Das Geschäft des Gesetzgebers besteht daher hier weit mehr darin, das Vorhandene zu fixiren und zu normiren, einzuschränken oder zu erweitern, als etwas Neues zu geben und zu schaffen. Die Vernunft und die Weisheit, die hier wirkt, muss daher ganz eigentlich local seyn. Es muss auf Sprache, Sitten, Gewohnheiten und Beschäftigung des Volks Rücksicht genommen, und vor allen Dingen muss das vorhandene geschriebene Recht sowohl als das ungeschriebene zu Rathe gezogen werden. Geschieht dieses nicht: so geräth die Gesetzgebung mit wesentlichen Einrichtungen in Widerspruch, und Verwirrungen sind unvermeidlich. In vielen Puncten, hauptsächlich in gewissen allgemeinen Sätzen, werden und müssen alle Gesetzgebungen sich gleich seyn, und weil die römische die ausgebildetste und allgemein bekannteste ist, mit der römischen übereinstimmen. Aber die Puncte, in welchen diese Übereinstimmung im Wesentlichen sich findet, sind meistens solcher Art, dass sie auf das besondere Seyn eines Volks keinen bedeutenden Einfluss haben; sie sind meistentheils nichts anderes, als ausgesprochene logische und moralische Wahrheiten. Wird daher der *Code Napoléon* im Ganzen angenommen: so werden, bey aller gerühmten Gleichheit desselben mit dem römischen Rechte, doch viele, oder vielmehr alle ächt einheimischen und herkömmlichen Institute und Rechte über den Haufen geworfen. Denn sehr richtig ist es, dass der *C. N.*, so wie er vor uns liegt, kein subsidiarisches Recht seyn soll und seyn kann, wie die römische Gesetzsammlung dieses in Deutschland ist. Dass er durch besondere Verordnung dazu gemacht, und überhaupt mit manchem bestehenden Institut — mit jedem freylich noch nicht — in Vereinbarung gebracht werden kann, lässt sich wohl nicht bezweifeln; aber dann wird der Zustand, in welchen das ganze Privatrechtswesen geräth, kein besserer, vielmehr in sofern gewiss ein schlechterer, als eine neue gleichsam gegebene Verwirrung übler ist als eine alte, die sich eingeschlichen hat, an die man gewöhnt, und die auf vielfache Weise ausgeglichen ist. Es bleibt dieselbe Ungewissheit, über welche man sich so häufig beschwert, die aber vielleicht eben so vielen Grund hat in der Individualität derer, die diese Klage führen, als in der Gesetzgebung, und diese Ungewissheit, welcher übrigens auf einem höchst einfachen und viel sichereren Wege abgeholfen werden kann, wird fürs Erste noch vermehrt, weil noch keine Praxis (*jurisprudence*) sich gebildet hat, und noch keine Autoritäten vorhanden sind, die den Schwächen — sowohl den subjectiven als objectiven — zu Hülfe kommt. Ungewissheit wird ohnehin bey jeder Gesetzgebung bleiben: denn die Verwickelungen und Collisionen, welche durch das Zusammentreffen mehrerer Umstände entstehen, sind eben so wunderbar und unendlich, als das Feld der menschlichen Willkühr unübersehbar ist. Eine Sammlung von Normen für alle Fälle, die sich ereignen können, gehört also zu den Unmöglichkeiten. Die Redactoren des *Code Napoléon* haben dieses auch wohl nicht verkannt. Denn der Artikel 4, aus welchem der Vf. hernehmen will, dass sie darauf hingearbeitet, für einen jeden Fall eine Norm festzusetzen, scheint nach Rec. Dafürhalten eher das Gegentheil zu beweisen. Dem Richter wird ja dadurch, dass er angewiesen ist, in jedem Falle zu erkennen, *implicite* gestattet, auch ohne ein deutliches Gesetz zu sprechen. Dem preuss. Gesetzbuch, dessen Art. 53 der Einleitung eben dasselbe sagt, liegt die Idee und das Streben nach einer Vollständigkeit, bey welcher der Suchende nie ohne Hülfe bleiben soll, die gleichwohl ganz unerreichbar und ganz unnöthig ist, weit mehr zum Grunde. Denn es gestattet, wie Rec. nicht billigen kann, in Fällen, in welchen der Sinn des Gesetzes zweifelhaft scheint, vor Ertheilung des Erkenntnisses anzufragen, und es befiehlt die Fälle, für welche das Gesetzbuch keine Entscheidung enthält, nach abgeurtheilter Sache zur Kenntniss des Chefs der Justiz zu bringen, damit man für die Zukunft sich prospiciren könne.

Einförmigkeit einer Gesetzgebung, worauf die modernen Staatskünstler gleichfalls so vielen Werth legen, und worüber man soviel hat declamiren hören, ist gewiss nichts, was sie sehr empfiehlt. Es ist vielmehr nicht nur wunderbar, wie verschiedenartig die wichtigsten Institute und gesellschaftlichen Anordnungen, und die Entscheidungen und Bestimmungen einzelner Rechtssätze seyn können, sondern es ist auch eine solche Verschiedenartigkeit sehr oft und fast immer in den Provinzen recht wohlthätig und gewissermassen nothwendig, wo sie von selbst entstanden ist. Bey dieser Wahrnehmung und bey den Gründen, die sich für die eine oder andere Entscheidung anführen lassen, giebt oftmals — wie dieses auch bey vielen anderen Dingen in der Welt der Fall ist — nichts so sehr

den Ausschlag, als dass eine gewisse Einrichtung und Entscheidung nun einmal da ist. Daher darf auch die Möglichkeit mehrerer Entscheidungen nicht leichtsinnig im Geben der Gesetze machen. „Die Einführung eines neuen, in wesentlichen Puncten verschiedenen Rechts", urtheilt der Vf. S. 57 sehr einsichtsvoll, „ist allemal eine Maßregel von ungeheuerem Umfange. Haben wohl diejenigen, die so leichtsinnig davon reden, überlegt, was es sagen will, alle Verhältnisse unter den Menschen mit Einem Schlage zu verändern? In einem Augenblicke sollen Gewohnheiten, ererbte Begriffe, Bestimmungen, die von Jedem vorausgesetzt werden, und die kein Mensch nöthig hat ausdrücklich zu verabreden, verschwinden! Neue Präsumtionen, neue Formen, werden in diesem Augenblicke gesetzlich, und Alles, was jemals Gegenstand eines Rechtsstreits werden kann, muss von jetzt an in Gemäßheit der Vorschriften des neuen Rechts angelegt werden: bey Strafe der Vernichtung. In jedem Augenblicke, da ein Geschäft eingegangen wird, muss gefragt werden, was das neue Recht mit sich bringe, was es verstatte, was es untersage. Die unverschuldete Unwissenheit des Privatmanns, die unvermeidliche Unkunde des unter ganz anderen Verhältnissen gebildeten Rechtsgelehrten, zieht der unglücklichen Partey, vielleicht ihren Kindern, ihren Erben, ihren Nachfolgern einen Nachtheil zu, den kein Mensch vorauszusehen und abzuwenden vermochte. Noch weit mehr. Alle bereits eingegangenen Verbindlichkeiten und Verhältnisse müssen geprüft werden. Jeder Mensch muss sein ganzes Leben durchgehen, Alles, was er gethan hat, und noch Folgen hat oder haben kann, an die Regel des neuen Rechts halten, und danach eine Rectification vornehmen. Ist das möglich? Doch ist es nothwendig."

Dass die sanctionirte Maxime, das Gesetz habe keine rückwirkende Kraft, welche sich im *Code* wie in allen neueren Gesetzbüchern findet, keinen vollkommenen Trost und keine völlige Beruhigung gewähre, wird mit vielem Scharfsinn unter Berücksichtigung und Prüfuug dessen, was Hr. *Weber* darüber gesagt hat, ausgeführt. Nach den Untersuchungen, die Rec. über diese Materie angestellt hat, ist er zu der Überzeugung gekommen, welche auch unser Vf. hat, dass, wenn die Frage von der Rückanwendung der Gesetze allgemein und befriedigend gelöset werden soll, mit großer unverantwortlicher Härte nothwendig durchgegriffen und scharf abgeschnitten werden muss. Will man der Billigkeit Gehör geben: so häufen sich die Schwierigkeiten unendlich, und in demselben Maße, als man mehr auf die Billigkeit Rücksicht nimmt. Denn jede Ausnahme führt fast nothwendig eine andere Ausnahme mit sich, und es entsteht eine Kette, die kein Ende hat. In besonderen Fällen ist es viel leichter, das Zweckmäßige mit dem Billigen zu verbinden, und den Unterthanen dadurch, dass man das Gesetz einige Zeit vor seiner Wirksamkeit promulgirt, Gelegenheit zu geben, ihre Angelegenheit danach in Ordnung zu bringen. Manche neue Gesetzgebung mag daher nicht so viel Gutes stiften, als durch die Verwirrungen und Ungerechtigkeiten, die bloss dadurch entstehen müssen, dass die neue Gesetzgebung erfolgt ist, Böses angerichtet wird. Revisionen des vorhandenen Rechts werden dem Bedürfniss eines besseren Rechts, so weit es wirklich Bedürfniss ist, unstreitig besser abhelfen, als neue Legislationen, die man auf einmal unter und über das Volk wirft, und die Wenige nur, vielleicht Niemand, ganz kennt, wie die vielen schlechten und schülerhaften Schriften über den *Code* und über das westphälische Recht bis zum Übermaß beweisen.

Von dieser allgemeinen Betrachtung geht der Vf. zur Beurtheilung einzelner Theile des *Code Napoléon*. Besonders sucht er dabey zu zeigen, was von denen, die sich mit dem *C. N.* abgegeben haben, noch nie in dem Maße entwickelt ist, dass er darauf angelegt sey, die grenzenlose Ausdehnung der Herrschaft des französischen Volks und die gänzliche Vernichtung aller bisher bestandenen Social-Verhältnisse unter den Menschen zu befördern. Was das Erste angeht: so ist allerdings nicht zu verkennen, wie die Gesetzgeber Frankreichs auch in dem Privatrechte das Übergewicht, welches sich die Franzosen auch damals schon beymaßen, ehe noch die Gewalt der Waffen und die Hinterlist es politisch gegründet hatte, auf alle mögliche Weise zu erkennen zu geben bemüht gewesen sind, und wie sie keine Gelegenheit unbenutzt gelassen haben, dasselbe geltend zu machen und mit ächt französischer Eitelkeit, so oft sie konnten, es hören und fühlen zu lassen, dass sie allein es seyen, denen die Welt gehöre, und dass sie allein es verdienten, dass die Welt ihnen gehöre.

Der Einfluss des zweyten Strebens, nämlich alle durch die Umstände und Bemühungen der Menschen eingeführten Verhältnisse zu zerstören, und die menschliche Willkühr angeblich rein vernünftigen Bestimmungen zu unterwerfen, und sie von allen anderen Beschränkungen, außer dem Zwange von Gesetzen — welcher freylich drückend und schwer genug auf der Nation liegt — zu befreyen, wird hienächst von dem Vf. zwar auch sehr scharfsinnig entwickelt, doch haben sich dabey oftmals Zweifel darüber erhoben, ob die Verfasser wirklich in dem Geist und mit dem Streben gearbeitet haben, das ihnen beygelegt wird.

Es würde die Grenzen, die uns angewiesen sind, weit überschreiten, wenn wir Alles herausheben wollten, was uns der Heraushebung würdig scheint, oder wobey sich uns ein Zweifel oder ein Einwurf dargeboten hat. Wir wollen nur auf Einiges aufmerksam machen. Schön wird S. 109 über den Einfluss und die Wichtigkeit der Religion und des Ansehens einer Geistlichkeit, die sich selbst zu schätzen weiss, gesprochen, von welchem allem man freylich in Staaten nichts ahnden kann, in welchen Juden und Christen, Protestanten und Katholiken in die Messe ziehen und getrieben werden, wenn es die Hofordnung oder der Dienst mit sich bringt. In Ansehung dessen, was gegen die Idee, die Ehe sey ein Contract, sehr lebhaft

gesagt wird, liesse sich wohl eine Vermittelung treffen, wenn man die Entstehung von der Sache selbst unterscheidet. Auch ist ja damit, dass man sagt, die Ehe sey ein Contract, nicht gleich gesagt und eingeräumt, es sey ein Contract gemeiner Art, der unter keinem weiteren Einfluss stehe, der keine besonderen Eigenschaften habe, wie die täglich vorkommenden Contracte über gemeines Eigenthum. Ist doch ein völlig rechtmässiger Vertrag, wodurch eine Provinz mit landesherrlichen Rechten, wodurch Land und Leute abgetreten werden, darum nicht minder ein Vertrag, weil er ganz andere Pflichten auflegt, als der Vertrag über einen Acker Land, oder über ein Gut mit Feld und Vieh. Auch was über die Ehescheidung gesagt wird, dürfte hauptsächlich dazu dienen, die nachtheiligen Folgen ins Licht zu setzen, welche es hat, dass sich die Kirche zu einer Gesetzgeberin in bürgerlichen sichtbaren Sachen gemacht hat, da sie eine ganz andere Richtung nehmen, und, einer höheren Würde sich bewusst, die Unauflösbarkeit des ehelichen Bandes auf heiligere Gründe, als auf Gebot und Verbot, bauen sollte. Schwerlich wird aber je eine Legislation über die Ehescheidung den Wünschen eines sittlichen Gemüths und eines gebildeten Verstandes Genüge leisten. Was sie fodern, wird leider bey der Herzenshärtigkeit der Menschen immer etwas Idealisches bleiben. Denn zu leugnen ist es doch nicht, dass, wenn man in das innere Leben des Menschen, der Grossen wie der Niedrigen, Blicke zu thun Gelegenheit gehabt hat, die Ehe sehr viel von dem Erhabenen verliert, was man so gern ihr beylegt. Eine Gesetzgebung thut freylich nicht wohl, wenn sie sich zu sehr nach dem Gemeinen fügt, weil sie dadurch das Gemeine unfehlbar noch vermehrt; aber ganz darf sie es auch nicht ausser Acht lassen, und die Betrachtung, dass eine unglückliche Wahl zwey Menschen, die oft eines besseren Looses werth sind, auf ihre ganze Lebenszeit höchst unglücklich machen kann, hat doch auch einiges Gewicht. Und sind nicht fast Jedem Fälle bekannt, wo es gut gewesen wäre, wenn bey ernster gegenseitiger Einwilligung eine Scheidung hätte Statt finden können? Die landesherrlichen Dispensationen, womit man sich in vielen deutschen protestantischen Ländern hilft, haben grosse Bedenklichkeiten, und das Spiel mit der *malitiosa desertio*, wozu man oft seine Zuflucht nimmt, ist gar zu ärgerlich, und dieses Ärgerliche könnte Manchen bestimmen, sie nicht als Scheidungs-Ursache gelten zu lassen, wenn gleich von der wahren *desertio* alles das gilt, was der Vf. davon sagt. Die Ansichten über natürliche Kinder, über die Legitimation, und über den wirklich den deutschen Sinn empörenden Satz: *La recherche de paternité est interdite*, werden Jeden befriedigen. Auch ist es allerdings ein grosser Sprung, wenn eine Gesetzgebung, die von Eheverlöbnissen nichts weiss, da auf einmal angenommen werden soll, wo die Eheverlöbnisse ein so wichtiges Capitel der Gesetzgebung ausmachen. Doch ists mit den Eheverlöbnissen und mit der Klage auf Vollziehung der Ehe eine eigene Sache. Kann doch schwerlich das mit Liebe bestehen, was mit Zwang zu Stande gebracht wird. Dass es für Glück und Ordnung auch in Deutschland unerheblich ist, ob die Volljährigkeit mit dem 21 oder 25 Jahre anfängt, zeigt die Erfahrung: denn es mögen der Provinzen, wo das Eine von jeher gegolten hat, etwa so viel seyn, als wo das Andere Rechtens ist. Die Obervormundschaft hingegen möchte auch Rec. der Obrigkeit nie entziehen, obwohl hier beynahe allenthalben noch Viel zu bessern ist.

Die Wirkungen der Revolution sind besonders in der Gesetzgebung über das Grundeigenthum sichtbar, und es ist sehr wahr, dass ohne eine ähnliche Revolution viele Verordnungen des *Code* in Deutschland nicht anwendbar sind. Doch würde eines Theils die neue Gesetzgebung nicht in allen Provinzen Deutschlands so viel Anstoss finden, als im Hannöverschen, wo des freyen Grundeigenthums sehr wenig, und wo die Theilbarkeit der Güter, besonders der Bauerngüter und Ländereyen, wie auch das Recht, solche zu veräussern, gar mannichfaltigen Einschränkungen unterworfen ist, und zum Theil gar nicht existirt. Anderen Theils ist es doch aber auch nicht zu leugnen, dass diese Beschränkungen des Eigenthums, wie alle Beschränkungen desselben durch Rechte Dritter, es mögen nun solche von Substitutionen, von lehen- und gutsherrlichen Rechten, oder von Dienstbarkeiten herrühren, auch eine sehr bedeutende Schattenseite haben, und einem grossen Theile der Vortheile, die das Eigenthum gewährt, mächtige Hindernisse in den Weg legen, und wirklich ganz aufheben. Freylich darf man auch hier, wie überall, nicht Alles auf einmal thun wollen; aber eine Gesetzgebung, die mit Umsicht auf Befreyung des Eigenthums hinwirkt, wird schwerlich ihre Vorschritte je zu bereuen haben, und so wenig Rec. revolutionär ist: so kann er doch nicht umhin, sie jedem Lande zu wünschen. Dieser Wunsch rührt auch nicht von Vorliebe für irgend ein System, oder aus Anhänglichkeit an eine gewisse allein bekannte Einrichtung, sondern von der Erfahrung her, die ihn fast wider seinen Willen und nach sorgfältiger Prüfung und Vergleichung zweyer ihm genau bekannter geliebter Provinzen, in welchen über diesen wichtigen Punct ganz divergirende Gewohnheiten herrschen, zu demselben gebracht hat. Eben so zeigt ihm die Erfahrung, dass die Befugniss eines jeden Besitzers, sein Feldstück einzuzäunen, gerade wie sie der *Code* §. 647 und 682 festsetzt, welche sogar noch mit Vortheilen in Ansehung der Steuern verbunden ist, für die Waide-Gerechtigkeiten und für die politische Existenz der Dorfgemeinden, wie der Vf. fürchtet, durchaus keine, wohl aber viele andere wohlthätige Folgen gehabt habe.

(*Der Beschluss dieser ersten Rec. folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Über den Code Napoléon und dessen Einführung in Deutschland.* Von *August Wilhelm Rehberg* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen ersten Recension.)

Der Vorwurf, dass im *Code* wenig für die Erbfolge der Ehegatten gethan sey, ist zwar gegründet, aber er trifft auch unser Recht, denn die Succession des armen Ehegatten ist etwas sehr Unvollkommenes. Aber schwer, und fast unmöglich möchte es seyn, wie Jeder, der darüber nachdenkt, einsehen wird, hier eine allgemeine Regel aufzufinden, welche nicht oft grosse Inconvenienzen hätte. Die Lagen und Verhältnisse, welche nach dem Tode, besonders des Mannes, entstehen, sind gar zu verschieden, und das Heranwachsen der Kinder ändert wiederum die Lage gar sehr. Über die Contracte, über das Enregistrement, das Notariatswesen, wie auch über das Hypothekenwesen und über den Process findet sich viel Treffliches und mit grosser Lebhaftigkeit Gesprochenes. Wir dürfen uns aber auf das Einzelne nicht einlassen. Wahr ists zwar, dass Deutschland sich im Ganzen bey seiner Justizpflege wohl befindet, und dass es — in seinen einzelnen Theilen wenigstens — eine sehr ehrwürdige und geehrte Justizverwaltung besitzt, wenn diese gleich mancher Verbesserung bedürftig ist. Dass sie nicht ausbleibe! und dass überhaupt bey dem Rückblick auf die höchst glückliche Lage, in welcher sich Deutschland vor der unseligen Zeit bey und unter den alten Instituten und Rechten befand, das *cum hoc* mit dem *ob hoc* nicht zu sehr verwechselt werden möge! Die Täuschung ist sehr leicht, sehr natürlich; gleichwohl kann sie nachtheilig werden.

Am Schluss des Werks finden sich einige Bemerkungen über das, was *da* geschehen muss, wo das französische Recht durch feindliche Gewalt eingeführt war, und einige Jahre hindurch bestanden hat, und wo man natürlich nicht gemeint ist, solches beyzubehalten. Die Wiederherstellung des alten rechtmässigen Zustandes, urtheilt der Vf. sehr richtig, würde eben so nachtheilige Folgen haben, als die plötzliche Einführung einer neuen Legislation, wenn nicht über viele Puncte — deren er mehrere sehr treffend heraushebt — vorher etwas bestimmt und festgesetzt würde. Denn eben so richtig als billig wird bemerkt, dass, wenn gleich die aufgedrungene Herrschaft und die gewaltthätige Einführung neuer Gesetze unrechtmässig gewesen sey, dennoch nicht Alles, was unter der Autorität dieser Gesetze sich ereignet hat, oder von Privatpersonen vorgenommen, und in den Gerichten erkannt worden, unrechtmässig sey. Etwas ganz Anderes ist es, wie S. 307 die Note sagt, mit dem durch feindliche Gewalt verdrängten Landesherrn. Dieser kann durch eine widerrechtliche Usurpation in seinem Rechte nicht gekränkt werden. Er ist daher auch nicht verbunden, die Veräusserungen und Veränderungen anzuerkennen, die mit den ihm zustehenden Gerechtsamen, mit den lehnherrlichen, gutsherrlichen und anderen Rechten vorgenommen sind, sondern er hat vollkommenes Recht, Alles zu annulliren, ja Alles, was hieher gehört, ist an und für sich — *ipso jure* — null und nichtig. Dieses ist ganz unstreitig. Dessenungeachtet ist es aber doch zu wünschen, dass auch hier die Billigkeit obwalte, und dass der Landesherr, welcher in seine Rechte wieder eintritt, einen Unterschied mache unter denen, die den unrechtmässigen Zustand absichtlich benutzt, und ihn wohl gar, mit Verletzung besonderer Pflichten der Treue und Dankbarkeit, zu einer Quelle von Gewinn gemacht haben, und den treu Gebliebenen, welche nur im Drang der Umstände etwas gethan haben, wozu sie der unrechtmässige Landesherr, der sich an die Stelle des rechtmässigen gesetzt hätte, berechtigte. Denn so laut die Stimme des Rechts, der Klugheit und die *vox populi*, die in solchen Zeiten und Sachen wohl verdient geachtet zu werden, bey jenen eine grosse und gleiche Strenge fodert, es mögen solche zu den Grossen oder Niedrigen, zu einer Familie gehören oder isolirt stehen: eben so sehr fodern alle jene Stimmen bey diesen Milde und Nachlassung vom strengen Recht. Es ist desshalb billig zu hoffen, dass z. B. nicht jede dem Usurpator geleistete Zahlung, nicht jede Veräusserung oder Verschuldung eines Lehns, nicht jeder Loskauf von einer Leistung, nicht jede erhaltene Bestallung mit gleichem Masse gemessen und als Felonie betrachtet werde, sondern dass hier die laut redende Billigkeit die Stimme des strengen Rechts verdränge, und dass den *bona fide* eingegangenen Geschäften durch neue Bestätigungen und Anerkennungen die mangelnde Gültigkeit zu Theil werde, auf dass Niemand, den nicht die Stimme in der eigenen Brust verurtheilt, mit getrübtem Blick auf die Zeiten der glücklichen Veränderung zurücksehen möge. Wo Männer von der Einsicht und Kraft, wie unser Vf. — der seit der Erscheinung dieses Buchs zu dem einflussvollen Posten eines

Geheimen Cabinetsraths gelangt ist — in den ersten Stellen stehen, kann der uneigennützige Freund des Vaterlandes sehr Vieles hoffen und erwarten. Dass übrigens die Befugnisse des alten Landesherrn in den Provinzen ganz anders sind, welche durch Tractaten abgetreten worden, versteht sich von selbst, und wird auch von unserem Vf., der nur von den *nicht cedirten* redet, vorausgesetzt. Hier war, wie gezwungen auch der Tractat seyn mochte, ein rechtmässiger Besitz, und Niemand handelte unrechtlich, der in Gefolge der erfolgten Lossagung alle Rechte des alten Landesherrn, wie alle Pflichten gegen denselben, für erloschen hielt. Der durch den Tractat und durch die Folgen desselben betheiligte Landesherr hat daher seine Entschädigung nur von der grossen Nation und von dem übermüthigen Herrscher zu fodern, der sich beymass, was dem Sterblichen nicht zukommt, und welcher, so gross auch der Ersatz sey, den er zu leisten gezwungen werden möchte, für die Thränen und Seufzer der Millionen Ersatz zu leisten nicht im Stande ist. PN.

In einem Sinne scheint es, dass sowohl diese Schrift, als eine ernsthafte Beurtheilung derselben zu spät komme, in sofern sie nämlich beide als ein Beytrag betrachtet würden, die Urtheile über den inneren Werth des französischen bürgerlichen Gesetzbuchs zu berichtigen, und über dessen Einführung in Deutschland eine Stimme abzugeben. Denn nunmehr, nachdem Deutschland die fremde Herrschaft abgeworfen hat, wäre es wohl eine seltsame Verblendung, wenn man dem Volke noch ansinnen wollte, die Gesetze des bisherigen Feindes anzunehmen, ihr innerer Werth möchte seyn, welcher er wollte. Es ist so natürlich, dass Alles, was mit den langjährigen Leiden in einiger Verbindung steht, nunmehr mit lebhaftem Unmuth, ja mit Abscheu und Leidenschaft verworfen wird, und die allgemeine Stimmung hat sich so bestimmt darüber ausgesprochen, dass es thöricht wäre, diesem gerechten Unwillen entgegen zu seyn.

Wenn es dagegen nur um den Beyfall des grösseren Theils zu thun ist, und dieser dadurch am sichersten gewonnen wird, dass man der eben herrschenden leidenschaftlichen Stimmung schmeichelt: so wird er auch unserem Vf. nicht entgehen. Denn sein Buch enthält nichts als bitteren Tadel des bisher so allgemein gepriesenen und von einer anderen Seite eben so allgemein gefürchteten *Code Napoléon*, nach welchem dieses Gesetzbuch, weit entfernt, jene Lobsprüche zu verdienen, ein schlechtes Machwerk schlechter Menschen genannt werden müste, die es entworfen hätten, um das System einer vernunftwidrigen Freyheit und Gleichheit — durch die Beförderung eines vollkommenen Despotismus zu vollenden.

Diese Ansicht der Sache wird recht Vielen willkommen seyn. Seit Jahren ängstigte man sich mit der Sorge, etwas Neues lernen zu müssen, ein Gedanke, der wirklich etwas Schreckliches hat. Die Sorge wurde vermehrt durch das Gefolge von organischen Umgebungen, die das neue Gesetzbuch angeblich mit sich bringen sollte. Aber hauptsächlich wurde die Furcht erregt, dass damit eine Umstürzung aller bestehenden staatsrechtlichen Unterscheidungen der Bürger, aller lehn- und grundherrlichen Rechte, aller Abhängigkeit der Stände von einander, und eine allgemeine Zerstörung der geselligen Ordnung über Deutschland hereinbrechen müsse. In diesem Lichte stellt auch unser Vf. das Gesetzbuch dar, und giebt dieser Darstellung durch das Eingehen in einzelne Lehren einen Anschein von Gründlichkeit, der seine Wirkung nicht verfehlen wird.

An und für sich könnte das nun wohl gleichgültig seyn, indem jetzt nichts mehr darauf ankommt, was für ein Werth dem uns nichts mehr angehenden Gesetzbuche von dem grossen Haufen beygelegt wird. Für die Wissenschaft der Gesetzgebung würden auch die Verirrungen, wenn denn wirklich der *Code Napoléon* nichts wäre, als ein ungeheurer Irrthum, ihre grosse Wichtigkeit behalten, und die Wissenschaft wird, wenn es einst wieder dazu Zeit ist, jedes Ding an seinen rechten Platz stellen. Schriften, wie die vorliegende, rauschen mit der Zeit vorbey, und sind eigentlich kein Gegenstand für die Kritik, die bey ihnen nur dann Gehör zu finden hoffen darf, wenn sie in das dem grossen Theile wohlgefällige Urtheil mit einstimmt.

So möchte denn diess Buch, in sofern es bloss die Absicht hätte, die Abneigung gegen das bürgerliche Gesetzbuch Frankreichs zu vermehren, sich selbst überlassen bleiben. Auch diejenigen deutschen Gelehrten, welche etwa früher die Meinung geäussert haben, dass die mit Frankreich nun einmal eng, und, wie es schien, auf lange Zeit verbundenen Staaten wohl thun würden, das bürgerliche Recht Frankreichs anzunehmen, würden wohl noch Gelegenheit gefunden haben, den Ruf der Einsicht, Besonnenheit und Redlichkeit, den ihnen der Vf. nicht durchaus lassen möchte, auch von dieser Seite zu behaupten. (Wunderlich ist es dabey, dass von dem Verdammungsurtheil über die deutschen Rechtsgelehrten nur derjenige ausgenommen ist, welcher am meisten dafür stritt, dass die Aufnahme nicht bloss des bürgerlichen Gesetzbuchs, sondern, wo möglich, des ganzen französischen Rechtssystems erfolgen müsse.)

Der *Code Napoléon* ist aber nur die scheinbare Hauptsache des vor uns liegenden Buchs, welches der Vf. selbst als den Schluss der Untersuchungen angesehen wissen will, die er seit dem Ausbruch der französischen Revolution dieser grossen Weltbegebenheit gewidmet hat. Es bleibe ihm, sagt er in der Vorrede, noch übrig, „den Charakter der bürgerlichen Gesetzgebung darzustellen, welche als das letzte bleibende Resultat jener grossen Bewegungen anzusehen ist; die Ideen, welche allen ihren Bestimmungen zum Grunde liegen, aus ihren Principien zu entwickeln; die Anwendbarkeit auf andere Völker zu untersuchen, und die Folgen ihrer Einführung zu zeigen." Er berührt schon in dieser Aufgabe, wie er selbst solche gestellt hat, die Angele-

genheiten, welche den Deutschen jetzt von der grösten Wichtigkeit sind, da die Nothwendigkeit, zugleich mit dem künftigen Frieden auch unserer gesellschaftlichen Ordnung eine neue dauerhafte Grundlage zu geben, welches ohne eine Verbesserung oder Wiederherstellung der bürgerlichen Gesetze kaum möglich ist, sich nicht wohl verhehlen läst.

In dieser Beziehung ist es denn Pflicht der Kritik, die Behauptungen eines Schriftstellers von so viel Verdienst und Einfluss, als der Vf. sich erworben hat, um so ernsthafter zu prüfen, je mehr sie schon an sich den herrschenden Vorurtheilen schmeicheln, durch den Namen ihres Urhebers Eingang finden, und durch gewandten Vortrag zu blenden vermögen. Diese Prüfung hat indessen der Vf. eben nicht leicht gemacht; es ist überall Wahres und Falsches so mit einander vermengt, der Tadel einzelner Bestimmungen des Gesetzbuchs aus so, nicht nur verschiedenartigen, sondern wirklich entgegengesetzten Principien abgeleitet, oft aber auch so unbegründet hingestellt, dass eine grössere Bogenzahl, als der Vf. damit anfüllte, erfoderlich seyn würde, ihm Schritt vor Schritt zu folgen. Von solchen Widersprüchen des Vfs. will Rec. nur einige ausheben.

S. 27 und 29 findet der Vf. nichts leichter, als neue vollständige Steuergesetze zu entwerfen, oder die Fehler derselben zu verbessern; hingegen S. 223 sagt er: „Wer nur einige Kenntniss von der Geschichte des Finanzwesens besitzt, weiss, wie viel Schwierigkeit es allenthalben hat, ein fehlerhaftes Steuersystem zu verbessern.“ S. 37 heisst es wörtlich: „Die verderbliche Ungewissheit des Rechts ist in den wichtigsten Fällen durch einige Entschlossenheit des Gesetzgebers *leicht zu heben.* Diess Geschäft, eins der wichtigsten für jede Regierung, die auf das Wohl der Unterthanen bedacht ist, ist zwar *grossen Schwierigkeiten unterworfen,* aber nicht unübersteiglichen.“ S. 219 tadelt der Vf., dass das französische Recht das Vertrauen auf das blosse Wort nicht gelten lasse, sondern überall, wo ein Rechtsverhältniss zwischen den Bürgern geknüpft werden soll, die Schrift fodere, und zwar, nach seiner Meinung, eine öffentlich beglaubigte Schrift; in der Folge hingegen (S. 223) macht er demselben gerade den entgegengesetzten Vorwurf, dass nach dem *Code Napoléon* Alles gültig seyn solle, was der Mensch in irgend einer Minute seines Lebens gewollt habe, und keine Veranstaltung getroffen sey, wodurch die Menschen abgehalten würden, ihr Besitzthum, selbst das bewegliche, allzu leicht aus einer Hand in die andere gehen zu lassen. Hat er denn nicht bedacht, dass eben darum die Schrift, aber in der Regel nicht die öffentlich beglaubigte, sondern nur ein Privataufsatz erfodert worden ist, um den Menschen Zeit und Veranlassung zum Nachdenken zu lassen, und dass dann auch die zur Gültigkeit eines Vertrags nöthige Eigenschaft des *ernstlichen* Willens beider Theile im Art. 1109 nicht besonders brauchte herausgehoben zu werden? Überall wird der *C. N.* beschuldigt, dass er den Menschen von Allem unabhängig machen wolle, von väterlicher Gewalt, von Lehns- und Guts-Herrschaft, selbst von dem Verband der Gemeinden, um ihn lediglich unter die Willkühr der höchsten Staatsgewalt zu stellen; dennoch findet der Vf. sehr unzweckmässig, dass dieser höchsten Staatsgewalt nicht genug Einfluss auf die bürgerlichen Verhältnisse der Unterthanen verstattet werde, indem die Legitimation unehelicher Kinder und die Ehescheidung aus landesherrlicher Macht im *C. N.* nicht angetroffen werde. S. 125 ist er höchlich damit unzufrieden, dass die Ehescheidung nicht, den Grundsätzen der katholischen Kirche gemäss, ganz untersagt worden ist; einige Seiten weiter missbilligt er eben so sehr, dass sie nicht auch wegen Unvermögen, Ehebruch des Mannes, böslicher Verlassung und unverträglicher Gemüthsart nachgelassen worden ist. So findet man im ganzen Buche nicht einen einzigen festgehaltenen Grundsatz, ausser dem, Alles zu tadeln, weshalb denn auch nur diejenigen französischen Rechtsgelehrten, welche irgend eine Unzufriedenheit mit der Abfassung des Gesetzbuchs bezeigt haben, von dem Vf. mit dem Lobe rechtschaffener und einsichtsvoller Männer beehrt werden.

Deswegen findet der Vf. auch Vieles verwerflich, was man selbst in einem grossen Theile von Deutschland lange vor dem *C. N.* nützlich und gut gefunden hatte. So ist in den Ländern sächsischen Rechtens der Zeitpunct der Grossjährigkeit schon lange auf das 21 Jahr festgesetzt, und auch im Preussischen ging man damit um, solchen auf ein früheres Jahr als das 24 anzuordnen, weil man fand, dass er in der That zu weit hinausgerückt sey. Das System der Hypotheken ist in der preussischen Gesetzgebung gerade so wie im französischen Rechte auf die beiden Grundlagen der Publicität und Specialität gebaut, und hat dort seine grosse Zweckmässigkeit längst bewährt. Das österreichische Gesetzbuch befolgt dasselbe System. Die Verschiedenheiten liegen nur in Nebensachen, die mit leichter Mühe geändert werden können, wenn die Gesetzgebung nicht den weitläuftigen Weg einschlägt, welchen der Vf. S. 37 u. f. selbst als den gewöhnlichen, aber vom Ziele mehr ab- als dahin führenden bezeichnet, auf welchem „Menschenalter vergehen, ehe ein Beschluss gefasst wird, und die Regierungen von einem ängstlichen Schrecken ergriffen werden, so oft von den dringendsten Bedürfnissen der bürgerlichen Gesetzgebung die Rede ist.“ So ist ferner im Eherechte die Trennung des religiösen oder kirchlichen Gesichtspuncts von dem bloss rechtlichen schon längst auch im preussischen Staate anerkannt, und der Vf. würde sich viele grundlose Bemerkungen haben ersparen können, wenn er etwas tiefer in den Geist und Zusammenhang der französischen Gesetzgebung hätte eingehen wollen. Er würde ihr dann gewiss nicht den Vorwurf des Leichtsinns und der Frivolität gemacht haben, wenn er den grossen Einfluss gekannt oder berücksichtigt hätte, welchen die Regierung hiebey den Lehren und Lehrern der Kirche gestattet.

Auch in anderen Puncten vermisst man bey dem Vf. ein gründliches Studium des Rechts, welches zu

beurtheilen er unternahm. Er schreibt gar Vieles der Revolution zu, was noch aus dem älteren Rechte herrührt, und zum Theil gerade selbst gegen die Theorieen, welche in dem Laufe dieser grossen Erschütterung herrschend wurden, gerichtet ist. So soll die Lehre vom bürgerlichen Tode eine Folge des Hasses gegen die Emigrirten seyn, war aber lange zuvor in das französische Rechtssystem aufgenommen, und war wenigstens in einem Hauptpuncte härter als die neue, im *Code pénal* wieder sehr gemilderte Gesetzgebung. Bey dem Eherechte vergisst der Vf., dass das katholische Kirchenrecht sich genöthigt gesehen hatte, indem es die Ehescheidung für unzulässig erklärte, die Ursachen zu häufen, aus welchen eine Ehe als nichtig aufgehoben werden konnte, und dass die Gesetzgebung des *C. N.* bey weitem mehr für die Aufrechthaltung und die Heiligkeit der Ehe gesorgt hat, als das alte französische Recht. In Ansehung der Adoption hätte der Vf. sich daran erinnern sollen, dass sie in dem alten französischen Rechte ganz unbekannt war. Im Erbrechte hat es Rec. immer sehr zweckmässig geschienen, dass das Vermögen, sobald Seitenverwandte erben, in zwey gleiche Hälften getheilt wird, wovon die eine den Verwandten von väterlicher, die andere denen von mütterlicher Seite zufällt. Denn es ist ihm in der Erfahrung gar zu oft der Fall vorgekommen, dass nach dem gemeinen Rechte das Vermögen zufälliger Weise gerade auf die Seite fällt, von welcher nichts hergekommen ist. Man sollte meinen, diese Bestimmung müsste auch den Beyfall des Vfs. finden, weil sie doch dahin abzweckt, in das Besitzthum der Familien eine gewisse Beständigkeit zu bringen, welche ein Hauptgrund aller Widersacher des freyen Schaltens mit allen Gegenständen des Eigenthums ist. Aber nein, auch diese Gesetzgebung ist ihm nun ein „elender Nothbehelf des Augenblicks, wodurch Niemand befriedigt worden ist." Dabey giebt er zugleich einen auffallenden Beweis, wie flüchtig die Ansicht ist (man vgl. S. 4), welche ihm genügt, um über den Gehalt des Gesetzbuchs abzusprechen. Wenn er einmal ruhig genug seyn wird, um die Artikel des *C. N.* nicht bloss flüchtig anzusehen, sondern mit Unbefangenheit zu lesen: so wird er im Art. 752 finden, dass in dem von ihm S. 213 gesetzten Falle jeder der drey mit einem Halbbruder theilenden vollbürtigen Geschwister nicht weniger als jener, sondern $\frac{7}{24}$ der gesammten Verlassenschaft erhält, während der Stiefbruder, der nur in seiner Linie erbt, darin aber auch die drey vollbürtigen Geschwister mit sich theilen lassen muss, nur $\frac{3}{24}$ bekommt. So hält der Vf. auch das Enregistrement für eine Ausgeburt der Revolution (S. 221), da es doch unter dem Namen *Contrôle* bekanntlich bis in die Zeiten Heinrichs III zurückgeht; er meint, die höheren Gerichte hätten in Frankreich kein Recht oder keine Pflicht der Aufsicht über die unter ihnen stehenden Tribunale (S. 290), da solches doch in dem Senatus Consult vom 16 Therm. J. 10. Tit. IX ausdrücklich ausgesprochen, und bey der letzten Veränderung der Gerichtsverfassung durch das Gesetz vom 20 April 1810 noch genauer bestimmt worden ist. Es könnte leicht seyn, dass diese Aufsicht in der französischen Gerichtsverfassung strenger und zweckmässiger gehandhabt wurde, als in denen Ländern Deutschlands, wo sie der Vf. selbst (S. 296) höchst unvollkommen und schlaff gefunden hat.

Diese Proben werden wohl hinreichend seyn, um die Seichtigkeit, mit welcher der Vf. zu Werk gegangen ist, gehörig ins Licht zu setzen, und das Urtheil zu rechtfertigen, dass auf solche Weise der Charakter irgend einer bürgerlichen Gesetzgebung nicht dargestellt werde. Indessen ist es keinesweges die Absicht des Rec., eine unbedingte Vertheidigung der französischen zu übernehmen, und er lässt, wie oben schon erwähnt wurde, das Endurtheil über den inneren Werth des *C. N.* gegenwärtig, wo andere Dinge nothwendiger seyn dürften, gern auf sich beruhen. Dagegen giebt das vorliegende Buch noch Stoff zu mancherley Betrachtungen, indem es über die erste Grundlage aller bürgerlichen Ordnung und Gesetzgebung Andeutungen und Bemerkungen hinwirft, welchen grössere Wichtigkeit beygelegt werden muss, als dem Urtheil des Vfs. über den *C. N.*, welches daher Rec. auch nur die scheinbare Hauptsache genannt hat.

(Der Beschluss dieser zweyten Rec. folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Berlin*, b. Haude u. Spener: *Über die Entstehung und die Fortschritte des englischen Handels und dessen Einfluss auf die politischen Verhältnisse von Europa.* — Eine historische Skizze von *Ferdinand* Baron *von Lüttwiz.* 1812. 52 S. 8. (4 gr.)

Der Vf., Anhänger des Systems von Napoléon, das sich in den Decreten von Berlin und Mayland am deutlichsten ausspricht, und das noch mehr durch die Tarifirung der Colonial- und einiger anderer fremder Waaren in dem Decrete von Trianon und seinen Nachträgen bestimmt wurde, trägt nach dieser Ansicht die Geschichte der Entstehung des englischen Handels vor, erkennt theils den Widerstand der Amerikaner als ein Zeichen von dem erhabenen Charakter dieser Nation und ihrer Denkungsart an, die, den Privatvortheil der Ehre aufopfernd, ihren Grundsätzen treu blieb, und jeder Verführung den Eingang verschloss, theils glaubt er, dass die Vereinigung Hollands mit Frankreich dem englischen Schleichhandel den letzten Ausweg versperrt habe, und da Reiss, Zucker, Kaffee, Farbewaaren, Baumwolle in Asien eben so gut, als in Amerika erzeugt werden könnten, England in einer gewaltigen Krisis sey, die leicht in eine tödtliche Krankheit ausarten, und durch Consolidation des Continentalsystems ihren Banquerot herbeyführen würde. „Bis jetzt, sagt er, haben die englischen Minister ihr System der gesammten Nation zum Trotz behauptet, sie bewirkten dieses durch Bestechungen im Parlamente, aber die Binde kann fallen!" — Der geschichtliche Theil dieser Abhandlung ist zwar im Allgemeinen treu, bedarf aber im Einzelnen auch einzelne Berichtigungen; der staatswissenschaftliche Theil hingegen, als der vorzüglichste, wohin auch das Resultat der Geschichte eingeleitet ist, führt in Ansehung, nicht der Sache, die durch sich deutlich spricht, sondern in Ansehung des Vfs. auf die Frage: Ist seine Überzeugung von 1813 noch die von 1812?

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Über den Code Napoléon und dessen Einführung in Deutschland. Von August Wilhelm Rehberg* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen 2ten Recension.)

Der Vf. verwirft nämlich alle höheren Principien der Gesetzgebung, und nennt die Foderung, jedes Gesetz aus der Anwendung der Vernunftwahrheiten auf die durch die Erfahrung gegebenen bürgerlichen Verhältnisse abzuleiten, eine widersinnige Foderung. Das Bestreben, die Wirklichkeit einem von der Vernunft gegebenen Ideale anzunähern, nennt er Revolutions-Philosophie, und verlangt vielmehr, dass die Gesetzgebung weiter nichts thun dürfe, als die in einem jeden Volke schon vorhandenen Gesetze unter einander auszugleichen, zu verbessern, hie und da eins wegzuwerfen, und ein neues hinzuzufügen. Denn ihr höchster Zweck ist Erhaltung des bisherigen Zustandes, welcher nur eben so unvermerkt in einen anderen übergehen darf, als er sich aus dem vorhergehenden entwickelt hat. Jede Neuerung ist gefährlich, denn in einem wohleingerichteten Staate muss Alles dergestalt in einander gekettet und geschmiedet seyn, dass Eins von dem Anderen gehemmt wird, und von einander abhängt. Es gehört also, um das Ganze in dem gegenwärtigen Zustande zu erhalten, weiter nichts dazu, als dass diejenigen, in deren Händen die letzten Glieder der Kette zusammenlaufen, schlechterdings nicht gestatten, dass irgendwo eine freyere Bewegung Statt finde. Das Unglück der französischen Revolution ist bloss einer Rotte von philosophischen Schwärmern beyzumessen, welche darauf ausgingen, die ganze Gesetzgebung aus evidenten Grundsätzen der Vernunft abzuleiten, nebenbey aber alle bisher bestandenen Socialverhältnisse unter den Menschen aufzulösen, die höheren Stände zu zerstören, die Reichen arm, die Armen reich zu machen, die Religion und die moralischen Gefühle ihres Ansehens zu berauben, und endlich über alles dieses dem französischen Volke die Herrschaft über die ganze Welt, seinem Kaiser aber eine unumschränkte Herrschaft über das französische Volk zu verschaffen. Alles das hat durch den *Code Napoléon* vollendet werden sollen, und wenn nicht einerseits die herrschende Partey gegen ihre eigenen Grundsätze gleichgültig geworden wäre, andererseits aber die rechtsgelehrten Urheber des Gesetzbuchs listiger Weise wieder das römische Recht eingeschwärzt hätten: so wäre das Elend und die Verwirrung noch grösser geworden, und man dahin gekommen, dass, wie ein satirisches Gedicht aus den Zeiten Heinrichs III schloss: *Si le bon Dieu ne pourvoit à tout, le grand Diable emportera tout.*

Die Beweise, historische und philosophische, von allen diesen Dingen ist der Vf. zwar schuldig geblieben, hat aber doch S. 8 versprochen, sie an einem anderen Orte zu liefern, und dadurch den Werth des Naturrechts und des natürlichen Staatsrechts zu bestimmen. Die Grenzen einer Recension verstatten es natürlich noch weit weniger, die den Ansichten des Vfs. entgegengesetzten Überzeugungen wissenschaftlich zu begründen; aber gewiss hat Niemand weniger Ursache, als er selbst, sich über den Geist und die Zwecke der neuen französischen Legislation zu beklagen. Gerade die nämliche Verbannung aller Speculation aus den Beweggründen der Gesetze, gerade dasselbe Festhalten an dem einmal bestehenden rechtlichen Zustande, der nun freylich zum Theil durch die Revolution gegeben war, liegt der ganzen napoleonischen Gesetzgebung zum Grunde, und sollte also am wenigsten an dem Vf. einen Widersacher finden. Es würde dem Vf. schwer werden, in der neueren Zeit irgend eine Declamation über einen Gesetzesvorschlag aufzufinden, welche einen Anstrich von dem hätte, was er philosophische Schwärmerey nennt; und in welchem üblen Rufe Naturrecht und dergleichen bey der herrschenden Partey in Frankreich steht, ist leider bekannt genug.

Auch Rec. ist gar nicht der Meinung, dass man in irgend einem Zeitpuncte der Gesetzgebung alles einmal Bestehende verachten, oder gar auf dessen Vernichtung, bloss der Vernichtung wegen, ausgehen dürfe, sondern seine Überzeugung geht nur dahin, dass das blosse Daseyn irgend einer gesetzlichen Einrichtung nicht hinreichend sey, solche gegen das Verdammungs-Urtheil der Vernunft zu schützen, nach einem rechtlichen Sprichworte der Alten, auf die man sich doch sonst so gern beruft: Hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde Recht. Aus der blossen reinen Vernunft wird sich freylich kein Gesetzbuch construiren lassen, da der ganze Stoff von der Erfahrung gegeben werden muss. Aber allem Positiven muss das ewige und unveränderliche Recht der Vernunft zum Grunde liegen, und das Geschäft der Gesetzgebung besteht darin, für jede neue Verkettung der rechtlichen Verhältnisse, die sich in dem bürgerlichen Verkehr ergiebt, den Ausspruch der Vernunft zu suchen und durch das

positive Gesetz zu sanctioniren. Die Wissenschaft muss dahin streben, den Spielraum der gesetzgebenden Willkühr immer enger zu begrenzen, die rechtlichen Verhältnisse historisch und philosophisch immer mehr in ihre ersten Elemente zu zerlegen, und so auch aus der Wissenschaft der Gesetzgebung die *Adiaphora* eben so zu verbannen, als aus der Moral. Diess nennt nun der Vf. zwar eine widersinnige Foderung der Revolutions-Philosophen; allein Alle, die in der Gesetzgebung je etwas geleistet haben, sind doch von dem Grundsatze ausgegangen, dass die Gerechtigkeit von etwas Höherem abhange, als von Erfahrung und Willkühr.

Hiedurch wird an und für sich schon die Foderung der Einförmigkeit der Gesetzgebung für alle die, welche als Ein Volk unter Einer höchsten Gewalt leben wollen, begründet: denn diese kann nicht an einem Orte etwas für Recht erkennen, was sie an dem anderen für Unrecht erklärt. Die Würde und Heiligkeit der Gesetzgebung beruhet in ihrem Zusammenhange unter sich und mit der Vernunft und in ihrer unveränderlich gleichen Gültigkeit für Alle. Selbst in der Gesinnung des Volkes ist diese Foderung enthalten, und nur diejenigen Gesetze finden ein allgemeines Vertrauen, welche nicht von Ort zu Ort, von Kreis zu Kreis, oder Provinz zu Provinz anders sind, weil die Ahndung, dass alles Recht ewig und unveränderlich seyn sollte, tiefer, als man glaubt, in der Seele auch des gemeinen Mannes liegt. Für den Vf. und seines Gleichen beweist das freylich nicht; aber er frage doch die Erfahrung älterer und neuerer Zeiten, sie wird ihm dasselbe sagen, und ihm vornehmlich beweisen, dass einerley Gesetze ein viel stärkeres Band der Volkseinheit sind, als selbst die Sprache. Und wenn man tiefer in die Sache eingehen will, wenn man bis zur Untersuchung der Verschiedenheit der Rechte und ihrer Gründe fortgeht: wie wenige solcher Abweichungen werden sich rechtfertigen lassen, wie wenig Eigenthümliches enthalten die Dorf-, Stadt- und Land-Rechte, und diess Wenige, wie oft beruht es auf blossem Missverstand, und wie leicht würde es sich in eine allgemeine Gesetzgebung verlieren! Die seltenen Fälle, in welchen Particular-Rechte wirklich nothwendig sind, weil Natur und Klima, oder besondere Arten des bürgerlichen Verkehrs sie erfodern, sind nur die Anwendung desselben höheren Rechtsgrundsatzes auf einen verschiedenartigen Stoff, und daher keine wahre Verschiedenheit des Rechts, aber auch nicht so schwer zu bestimmen.

Wenn also der Vf. fragt: Ist denn Einförmigkeit in der Gesetzgebung ein so grosses Gut? so möchte Rec. antworten: Allerdings, zumal für eine Nation, die seit Jahrhunderten durch ihre Zerstückelung in so viele kleine und grosse Staaten, die alles Mögliche thaten, sich fremd zu bleiben, und beynahe eine Ehre darin suchten, auch durch verschiedenartige Gesetze den Gedanken an ein deutsches Vaterland zu zerstören, so Vieles gelitten hat, und nahe daran war, das grösste Unglück, das ein Volk treffen kann, zu erfahren. Eben so naiv, als Staatsrath *Portalis*, möchte Rec. dem Vf. zurufen: Gebe der Himmel, dass Deutschland anfangen dürfe, ein Volk zu seyn, dass eine allgemeine einförmige Gesetzgebung uns aus Baiern, Sachsen, Hannöveranern, Hessen u. s. w. zu Deutschen mache; dass unsere Feinde nicht mehr so leichtes Spiel finden können, uns durch uns selbst, durch unsere Spaltungen, unsere eigenen Zwistigkeiten zu besiegen, dass Deutschland endlich einmal die Würde einer selbstständigen Nation behaupten möge! — Und wenn nun dieser Zweck den deutschen Gelehrten vorschwebte, welche die Annahme des *C. N.*, aber die gemeinschaftliche und einförmige Annahme, in einem grossen Theile Deutschlands anriethen, weil sie wohl wussten, dass auf anderem Wege die Deutschen nie „Ein heiliges Gesetz und Vaterland" erhalten würden: haben sie denn wohl so leichtsinnig und unrecht an ihrem Vaterlande gehandelt, als der Vf. in seinem blinden Eifer gegen ein Gesetzbuch, das er nicht einmal gründlich kennt, behaupten möchte?

Sollte aber nicht diese Einförmigkeit zu theuer erkauft seyn, wenn man sie mit einer gänzlichen Zerstörung aller bestehenden Rechte und gesellschaftlichen Verhältnisse bezahlen müsste? Freylich; aber wäre denn dieses eine unvermeidliche Folge des *C. N.* gewesen? Manches von unseren alten Einrichtungen, Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit, konnte nicht mit dem bürgerlichen Gesetzbuche Frankreichs bestehen, und jene allgemein verbreitete Theilung alles Grundeigenthums, welche Lehn hiess, ohne es zu seyn, alle aus dieser Gemeinschaft fliessenden Rechte wurden auflöslich und abkäuflich. Wie wenig aber damit eine Vernichtung der höheren Stände verknüpft gewesen wäre, giebt der Vf. selbst zu erkennen, indem er (S. 226) die Bemerkung des Staatsraths *Boulay* anführt, dass die alten grossen Familien, trotz aller Stürme der Revolution, noch immer im Besitz des grössten Theiles des Grundvermögens seyen, und hinzusetzt, dass auch andere solide Familien-Etablissements die Revolution überlebt hätten. Wenn diess in Frankreich möglich war, wo ganze Familien durch die Guillotine und die noch ärgeren Greuelscenen zu Lyon, Nantes, Avignon u. s. w. ausgerottet wurden, und Tausende ihre Güter durch die Folgen der Auswanderung verloren: was wäre denn bey uns von einer solchen Auflösung alter, in unsere Zeiten nicht mehr passender Verhältnisse zu besorgen gewesen, welche unter den Augen gerechter Regierungen mit ruhigem und redlichem deutschem Sinne bewirkt worden wäre?

Doch diess ist der Punct, von welchem nicht geleugnet werden kann, dass er gleichzeitig mit den grossen politischen Bewegungen in Frankreich entstanden ist, und eins von den wenigen bleibenden Resultaten derselben. Hier findet denn der Vf. auch das ganze revolutionäre System wieder, und möchte sich und Andere überreden, dass das bürgerliche Gesetzbuch der Schlussstein des ganzen neuen Gebäudes sey. Wer aber nun jetzt in Frankreich diejenigen

find, die durch den *C. N.* das alte Recht ganz zu vertilgen, und durch das auf die Hirngespinste von Freyheit und Gleichheit gebaute Revolutions-Recht zu ersetzen suchten, ist schwer zu errathen. Die Verfasser des Gesetzbuches sind es nicht: denn diese arbeiteten ja durch die Wiedereinführung des römischen Rechts den Revolutions-Philosophen entgegen; die Anhänger der gegenwärtigen Regierung sind es auch nicht: denn diesen sind, sobald sie gewahr wurden, was zum Regieren gehört, — jene Grundsätze gleichgültig geworden; im gesetzgebenden Körper findet man sie nicht, da die Mitglieder desselben so oft unzufrieden mit dem Entwurfe waren; die Nation selbst aber erträgt, nach des Vfs. Meinung, ohnehin seine ganze gegenwärtige Verfassung nur mit unterdrücktem Unwillen.

Aber freylich, wer eine Begebenheit, wie die französische Revolution, aus keinem höheren Gesichtspuncte auffassen will, als der Vf., dem müssen sich auch die fortschreitenden Entwickelungen derselben in einem so trüben und verworrenen Lichte darstellen. Es ist aber nicht allein unrichtig, sondern auch gefährlich, die Revolution bloss als das Werk einer grossen Zahl von Menschen vorzustellen, die aus mannichfaltigen Beweggründen die Zerstörung aller gesetzlichen Ordnung beabsichtigt hätten, wie Räuberbanden eine Stadt anzünden, der Eine, um zu stehlen; der Andere, um Rache, Hass und Neid zu befriedigen; der Dritte, um sich der Brandstätten zu bemächtigen; der Vierte, um die Beweise seiner Verbrechen zu vernichten; der Fünfte aus reiner Lust am Zerstören, an der Verwirrung und pittoresken Scenen; der Sechste aus dem Wunsche, die alte Stadt schöner und regelmässiger aufgebauet zu sehen. Dass alle diese Leidenschaften ins Spiel gesetzt werden, wenn grosse politische Erschütterungen zu erwarten sind, und dass durch sie jene Bewegungen erst recht zerstörend geworden sind, wer möchte das leugnen! Hingegen kann eben so wenig zugegeben werden, dass wahre Volksbewegungen aus so geringfügigen und unreinen Elementen hervorgebracht werden könnten, oder dass es irgend einem dieser unsauberen Geister möglich gewesen wäre, die Begebenheiten zu beherrschen, und auf die Länge nach seinen Absichten zu lenken. Alle die Factionen, von welchen Frankreich im Laufe der Revolution abwechselnd beherrscht und verwüstet wurde, können nur als Werkzeuge der entfesselten allgemeinen Zwietracht, nicht als Werkleute, die nach eigener Willkühr arbeiteten, angesehen werden, und mussten sich nothgedrungen in immer wilderen demokratischen Thorheiten und rasenderen Vergötterungen einer gesetzlosen Volksherrschaft überbieten, bis das Übermass des Übels selbst das Heilmittel herbeyführte. Die Revolution aber müssen wir lediglich als eine aus Naturnothwendigkeit hervorgegangene Erscheinung betrachten, welche nur darum für die Zeitgenossen so zerstörend wirkte, weil kein Theil Einsicht genug besass, das Unvermeidliche von dem Abwendbaren zu unterscheiden.

Durch die ganze Weltgeschichte offenbart sich der Streit zwischen den gehenden und kommenden Geschlechtern, zwischen dem Alter und der Jugend, zwischen denen, die sich im Besitz von Ehre, Vermögen und Gewalt befinden, und denen, die diese Güter erst erwerben wollen, zwischen denen, die vom Gesetz und Vorurtheil begünstigt werden, und den Zurückgesetzten und Niedergedrückten. Dieses Ringen feindseliger Kräfte liegt so sehr in der menschlichen Natur, dass nur gänzliches Ersterben aller edeln Gefühle, und alles Aufstrebens zum Besseren, ihm einen Stillstand auferlegen kann. Es kann daher für den sittlichen Werth eines Volks und einer Staatsverfassung kein schlimmeres Zeichen geben, als wenn an die Stelle dieses wohlthätigen Spiels der Kräfte eine dumpfe und träge Ruhe getreten ist. Gefährlich kann es aber nur durch die Schuld und Ungerechtigkeit derjenigen werden, welche sich im Vertheidigungsstande zu befinden vorgeben, aber, indem sie das nöthige Gleichgewicht im Staate stören, und auf unbilligen ungegründeten Anmassungen beharren, in der That der angreifende Theil sind. Dann erst kann es zu einem wahren Vernichtungskriege zwischen beiden Theilen kommen, wenn die Vertheilung der Lasten des gemeinen Wesens und der Vortheile desselben bis zu einer unerträglichen Ungleichheit und Unbilligkeit gestiegen ist, ein Theil muthwillig seine ganze Existenz an dieses Missverhältniss knüpft, und die Regierung nicht die Kraft oder den guten Willen hat, ein richtigeres Verhältniss wieder herzustellen. Die allgemeine Unzufriedenheit, die Gährung in der Masse der Nation, bey welcher das entschiedenste Übergewicht der physischen Kraft jederzeit und überall anzutreffen ist, kann schlechterdings durch übelwollende Menschen nicht hervorgebracht werden; leicht aber ist es zuweilen, die vorhandene zu entflammen, sie zu missbrauchen, und ihr eine Richtung zu geben, in welcher dann weit mehr zu Grunde geht, als aufgeopfert werden musste, um billige Ansprüche zu befriedigen.

Diess ist der natürliche Verlauf der Sache, und es ist nicht allein unrichtig, den Grund einer Begebenheit, wie die französische Revolution, in der Bosheit einiger Unruhstifter, oder den Lehren der Philosophen zu suchen: sondern auch unrecht, und gefährlich. Denn wäre die Sache so, wie der Vf. sie in dem vorliegenden Buche vorzustellen sucht: so hätten alle diejenigen, welchen die Sorge obliegt, das Gebäude der bürgerlichen Ordnung zu erhalten, es nur mit den Personen zu thun, und lediglich darüber zu wachen, dass die Widersacher der bestehenden Ordnung entdeckt und unterdrückt würden. Das Nothwendigste wäre dann immer eine recht thätige und wachsame Staats-Polizey, welche ins Innere der Häuser, ja der einzelnen Menschen einzudringen suchen müsste, um jeden Funken einer gegen die bestehende Einrichtung anstrebenden Gesinnung mit Gewalt auszulöschen. Jede Untersuchung über die letzten Gründe der menschlichen Rechte und Pflichten müsste verdächtig und untersagt werden: denn auch der bescheidenste Versuch, etwas Gerechteres oder Zweckmässigeres zu zeigen, als in irgend einem Theile der

Staatsverfassung geltend ist, könnte nach und nach die öffentliche Stimmung so sehr für sich gewinnen, dass Gefahren für das Bestehende, in dessen unverrückter Erhaltung die ganze Staatsweisheit besteht, daraus entstehen könnten. Dabey ist es dann unmöglich stehen zu bleiben, die ganze Philosophie muss aus dem Reiche der erlaubten Wissenschaften ausgestossen werden; alles geistige Verkehr muss der Freyheit, das ist, seines unentbehrlichen Elements beraubt, und den strengsten Fesseln unterworfen werden; alle Autorität im Staate muss aufhören, Autorität des Gesetzes zu seyn, sie muss persönlich, und dadurch willkührlich werden, wodurch denn am Ende gerade das zu Grunde gerichtet wird, was allein dem menschlichen Daseyn einen Werth giebt, das Bestreben der Menschen nach sittlicher Veredlung und höherer Geistes-Cultur. Damit geht denn zuletzt auch alles Andere verloren, was die Ehre und Würde einer Nation ausmacht, selbst die Tapferkeit, welche durch künstliche Mittel nur kümmerlich ersetzt werden kann, und mit ihr die äussere Unabhängigkeit des Staates, welche ohnehin nur in sofern einen wahren Werth hat, als sie die Bedingung einer wohlgeordneten Verfassung und der gesetzmässigen Freyheit im Inneren ist.

Dass Alles dieses in einem nothwendigen Zusammenhange steht, und die Ansichten des Vfs. von den Ursachen politischer Gährungen zu einem solchen Ziele führen, lehrt die Erfahrung auf allen Blättern der Geschichte. Alle die falschen und verderblichen Massregeln, durch welche man in Frankreich die Revolution beförderte, anstatt sie zu unterdrücken, und so mancher Missgriff der Regierungen, die sich und ihren Unterthanen ähnliche Schrecken zu ersparen suchten, sind aus dieser Quelle geflossen; und daher kann es keinen gefährlicheren Irrthum geben, als den, welchen der Vf. in der gegenwärtigen Schrift aufs Neue verbreitet, und welcher nur zu leicht Wurzel zu fassen pflegt. Denn das Vorurtheil ist gar zu allgemein verbreitet, dass es für die Menschheit im Ganzen viel besser sey, nicht gehen zu lernen, als sich der Möglichkeit des Fallens auszusetzen. Das Ziel kennen Alle, und wissen, dass alle Wege zuletzt dahin führen. Aber doch möchten Viele lieber gänzlich stille stehen, als zwischen zwey Wegen eine Wahl treffen. Es würden viel politische Verketzerungen und Verfolgungen unschuldiger und wohlmeinender Männer, viel unnöthiger Druck des geistigen, und selbst des bürgerlichen Verkehrs, unterblieben seyn, die deutsche Nation würde viel früher zu Kraft und Eintracht erwacht seyn, wenn jene falsche Vorstellung von den Ursachen und Zwecken der französischen Revolution nicht so herrschend geworden wäre.

Traurig wäre es, wenn auch jetzt die Ansicht des Vfs. die herrschende bleiben sollte. Unsere gesellschaftlichen Verhältnisse sind durch die Ereignisse der letzten Jahre schon zu tief erschüttert worden, die Anfoderungen, welche der Staat an seine Unterthanen machen muss, sind überall so unermesslich gesteigert, dass die alten Einrichtungen nicht mehr anwendbar und ausreichend sind. Fast in allen Beziehungen ist es durchaus unvermeidlich, eine neue Ordnung der Dinge zu gründen. Vieles aus unseren alten Verhältnissen hat in dem gegenwärtigen Zustande der Cultur und der Gesinnung der Völker keinen Stützpunct mehr; Vieles, was einst gerecht war, weil es aus der Natur der Sache hervorging, ist durch die veränderte Lage der Dinge zur Ungerechtigkeit geworden. Die Kunst der Gesetzgebung besteht darin, dieses unmerkliche, aber allen Widerstand besiegende Fortrücken und Umwandeln der gesellschaftlichen Verhältnisse zu beobachten, mit Gerechtigkeit zu leiten, und mit Entschlossenheit, aber auch mit Mässigung entweder zu fördern, oder zurück zu halten, denn nur dadurch, nicht durch das blosse Festhalten alles Alten, wird die Ruhe und das Wohl der Staaten gesichert.

Über Alles dieses schien man längst einig zu seyn, und es macht auf Neuheit nicht den geringsten Anspruch. Aber die vor uns liegende Schrift des Vfs. beweist, wie tief die entgegen gesetzten Vorurtheile Wurzel gefasst haben, und darum musste wiederholt werden, was schon hundertmal gesagt ist.

Darin ist übrigens Rec. mit dem Vf. vollkommen einverstanden, dass auch die Wiederherstellung der alten deutschen Rechte, und Abschaffung des *Code Napoléon*, wo er einmal gegolten hat, nicht ohne Vorsicht geschehen sollte. Hier müssen aber die besonderen Verhältnisse der Länder, die zu ihren alten Verfassungen und Landesherren zurückkehren, vorzüglich berücksichtigt werden, und es wird schwer seyn, die von dem Vf. aufgeworfenen Fragen im Allgemeinen befriedigend zu beantworten. Endlich vereinigt sich Rec. auch mit dem Wunsche, mit welchem der Vf. die Vorrede schliesst: Möge denn immerhin das französische Recht vom deutschen Boden vertrieben werden, wenn nur bald einheimische, wohlgesinnte und sachkundige Männer berufen werden, um durch verbesserte Gesetze und Ordnungen dem Bedürfnisse, aber nicht der deutschen *Völker*, sondern des deutschen *Volkes*, abzuhelfen!

K. E. S — d.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Unterhaltungen mit Gott in den Abendstunden, auf jeden Tag des Jahres*, von *Johann Friedrich Tiede*, königl. preuss. Consistorialrathe zu Schweidnitz. Erster Theil. Neunte Auflage. Durchgesehen und vermehrt von *F. P. Wilmsen*. 1815. VI u. 374 S. Zweyter Theil. 1814. 374 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn eine bekannte Schrift neun Auflagen erlebt: so ist eine weitläuftige Beurtheilung derselben überflüssig. Das Publicum hat diese Unterhaltungen als zweckmässig zur häuslichen Erbauung schon längst anerkannt, und Rec. hat weiter nichts dabey zu sagen, als dass solche durch die grösstentheils neue Umarbeitung des Hn. *W.* an Brauchbarkeit gewonnen haben.

Ws.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

THEOLOGIE.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Über die Wahl zwischen Naturalismus, Atheismus und Christenthum.* Von *Daniel Alexander Eichhorn,* Pastor zu Landringhausen. 1812. VI u. 306 S. gr. 8. (20 gr.)

Nicht von einem anonymen Recensenten, sondern von den hochwürdigen theologischen Facultäten zu Göttingen, Halle und Marburg wünscht der Vf. Urtheile über das anzuzeigende Buch zu erhalten. Rec. bedauert es aufrichtig selbst, dass die Anzeige dieses Buchs keinem Anderen zu Theil ward; er wäre dann für seine Person einer langweiligen und unerbaulichen Lectüre überhoben gewesen. Der Vf., ein aufrichtiger Verehrer des Christenthums, und, was Achtung gegen ihn erwecken muss, ein viel belesener Mann, hat, um gründlich über den gewählten Gegenstand schreiben zu können, theils zu wenig philosophische Kenntnisse, theils zu wenig philosophischen Geist, und befangen im Autoritätsglauben kann er es zum freyen selbstständigen Denken nicht bringen. Über das Verhältniss des Christenthums zum Rationalismus und zur Philosophie, wie das Christenthum die reine Religion der Vernunft nicht ausschliesse, sondern sie in positiver Gestalt ausspreche, allgemeine Ideen ort- und zeitmäsig und den Bedürfnissen seines Zeitalters gemäss anwende, specificire, individualisire, auf eine schon gegebene Religionsform baue, sie erweitere, ihrer Tropen und Bilder sich bediene, und sie als Symbole des Heiligen und Göttlichen behandele — darüber scheint der Vf. gar nicht gedacht zu haben. Nichts vernimmt man über das innere Wesen des Naturalismus und Atheismus, und wie der vollendete Naturalismus nothwendig atheistisch, und der vollendete Atheismus naturalistisch seyn müsse. Wir nehmen aber hier den Naturalismus in seiner wissenschaftlichen Bedeutung, als diejenige wissenschaftliche Theorie, deren Grundbehauptung ist, dass die Natur selbstständig, in sich genugsam, dass sie Eines und Alles, und ausser ihr nichts sey. In welchem Sinne der Vf. den Naturalismus nehme, ob in dem genannten wissenschaftlichen Sinne, oder in religiöser Bedeutung, als diejenige Theorie, welche die Wirklichkeit und innere Möglichkeit aller übernatürlichen göttlichen Offenbarungen verneinet, darüber hat er sich nirgends ausdrücklich erklärt. Sein Buch thut daher dem wissenschaftlichen Denker nicht Genüge, und für den nicht wissenschaftlichen Leser hat es kein Interesse. Auf die letzten Gründe, die jedes der genannten Gebäude tragen, lässt sich der Vf. gar nicht ein, und ihr inneres Wesen erfährt man nicht, sondern er beurtheilt die drey Glaubensarten nur in praktischer Hinsicht, in Beziehung auf die Besserung und Beruhigung der Menschen, wo er, und zwar mit Recht, dem Christenthume den Vorzug ertheilt. Aber Kopf und Herz weiss er nicht zu versöhnen. Denn da läuft das Ganze auf das bekannte inconsequente Bon Mot hinaus: Wenn die christliche Wahrheit auch Irrthum wäre: so wäre es doch ein gar schöner Irrthum, und der trostlosen Wahrheit vorzuziehen. Das ist aber gar keine schöne Vertheidigung des Christenthums.

Der Vf. hebt mit der Allgemeinheit des Glaubens an Gott an, und leitet dieselbe aus der grossen Hülfsbedürftigkeit der Menschen, aus dem Gefühle der Dankbarkeit, aus der Eigenliebe (!), der Gerechtigkeitsliebe und den Bildern der Phantasie ab, die eine richtende Gottheit schafft. Wie aber aus sinnlichem, endlichem, unheiligem Material das Übersinnliche, Unendliche, Heilige gewonnen werden könne, ohne dass dieses eine ganz eigenthümliche selbstständige Genesis habe, und jenes nur den Reiz und das Bedürfniss des Nachforschens verstärke, aber nicht der Geburtsort und die Zeugungskraft des Göttlichen seyn könne, — das kümmert den Vf. nicht. Daraus leitet er die Folgerung her, dass der Atheismus nie Volksglaube werden könne. Der blosse Glaube an einen Weltschöpfer begründe noch keine Religion, sondern hiezu gehöre nothwendig der Begriff eines heiligen und weisen Weltregierers. Aber von der Realität dieses Begriffs kennt er bis jetzt noch keinen haltbaren Beweis, da der moralische zu — poetisch, und der physikotheologische mit zu vielen Zweifeln verknüpft sey, so wie denn die Vernunft über den Ursprung (soll wohl heissen Zweckmässigkeit) des Übels, über eine specielle Fürsorge Gottes, Unsterblichkeit und Vergeltung nichts Gewisses entschieden habe, wesshalb er sich getraue, die Ungründlichkeit aller Demonstrationen darzuthun. Eine von der Vernunft ausgesonnene Religion (ein oft wiederkehrender Lieblingsausdruck) sey nur elender blinder Aberglaube, habe nur verderblichen Einfluss auf die Moral, welches mit den Menschenopfern des heidnischen Cultus bewiesen wird, als wenn dieser die Vernunftreligion wäre. Von S. 33 bis 274 folgt nun ein Brief eines Atheisten, der also den grössten Theil des Buchs einnimmt, in welchem

ein sogenannter Atheist, der sich aber als blossen Naturalisten darstellt, sein sogenanntes moralisches System darlegt, um seinem Freunde zu beweisen, wie es komme, dass sein Wandel von dem der Christen nicht unterschieden sey. Dieses moralische System hat aber nicht den geringsten Lebenshauch wahrer Moralität, sondern ist nichts mehr und weniger als ein empirischer Sensualismus, begründend eine Klugheitslehre eines nicht lasterhaften Verhaltens. Das Princip dieses Systems lautet nach S. 94 also: *Folge der Leitung deiner durch Erfahrung und Nachdenken belehrten Selbstliebe.* Gleichwohl ist dieser Brief der interessanteste Theil des Buchs, weil in ihm doch einige Consequenz enthalten ist. Am lehrreichsten sind die eigenthümlichen Ansichten des atheistischen Briefstellers über diejenigen Pflichten, welche dem Christenthume besonders wichtig sind, z. B. über Bürgerpflicht, Ehe, Versöhnlichkeit u. s. w., wo oft Seitenlange Stellen aus *Michaelis* und *Reinhards* Moral, aus *Fenelon*, der Chronik des 19 Jahrhunderts, dem westphälischen Moniteur u. s. w. vorkommen. Bey diesem Briefe befindet man sich im Ganzen noch am besten, besser, wie bey des Vfs. Preise des Christenthums, dem nun wegen seines Autoritätsglaubens der Vorzug vor dem Naturalismus und Atheismus gegeben wird. Denn da fodert der Vf. einen blinden Glauben an Gottes Lehren, so wie einen blinden Gehorsam gegen seine Gebote, welche Blindheit sogar für vernünftig erklärt wird, weil sie nur dann eintreten soll, wenn die Vernunft über die Göttlichkeit des Christenthums entschieden habe. (Soll sie diese Entscheidung aus ihr eigenthümlichen, von der Offenbarung unabhängigen, Principien thun: so erscheint die Offenbarungslehre ihrem Inhalte nach als vernunftmäsig, als identisch mit dem Rationalismus; soll sie aber der Autorität sich unterwerfen: so entscheidet nicht sie, sondern die Offenbarung ist Partey und Richterin zugleich.) Zuletzt stellt der Vf. 20 dem Christenthum eigenthümliche Sätze auf, wovon ein groser Theil die kirchliche Lehre *de Christo*, nicht die evangelische *a Christo* enthält, und giebt einen neuen *historischen* Beweis für das Daseyn Gottes, indem aus der Auferstehung Jesu und der Ausgiessung des heil. Geistes auf das nothwendige Daseyn eines allmächtigen und heiligen Wesens geschlossen wird. Hier hat der Leser den Inhalt dieses Buchs sammt der Ordnung, in welcher die Ideen folgen; und Jeder kann und mag nun selbst beurtheilen, ob der wohlmeinende Vf. geleistet habe, was man von ihm zu fodern berechtigt war.

— g.

Leipzig, b. Reclam: *Das Buch der Natur für Gottesverehrer;* zunächst angehenden Religionslehrern gewidmet. 1813. 136 S. 8. (20 gr.)

In wieferne dieses Buch angehenden Religionslehrern besonders fromme, weiss Rec. nicht anzugeben. Das Resultat des Buchs, die über alle Zweifel erhabene Gewissheit des Daseyns Gottes, gegründet auf den physiko-theologischen Beweis, muss ihnen aus philosophischen Hörsälen, die sie nicht vorbeygehen können, bekannt seyn, und das Detail der Naturerkenntnisse, welches dem genannten Beweise zum Grunde liegt, um dem über alle Zweifel erhabenen Beweise Klarheit und Anschaulichkeit zu geben, muss ihnen aus Vorlesungen und Schriften über Naturkunde und Anthropologie noch gründlicher bekannt seyn, als diese Kenntnisse hier mitgetheilt werden. Da aber der Hauptzweck dieses Buchs ist, *im Gegensatze* der von *Kant* begonnenen philosophischen Umkehrung (die dem Vf. keine wissenschaftliche Revolution, sondern eine Verkehrung ist), darzuthun, „dass das Daseyn Gottes, d. i. die ewig wirksame, alle Einzelwesen umfassende Schöpferkraft und Fürsehung über jeden möglichen Zweifel erhaben ist“: so will er wohl vor dem Sauerteig der kritischen Lehre besonders warnen und verwahren, so wie er denn auch die Anhänger des kritischen Systems moderne Pharisäer und Sadducäer nennt, S. 94, weil sie behaupten, dass der Zweck der Menschheit nicht Glückseligkeit, sondern Moralität sey. Zu geschweigen, dass dieses nicht die Lehre *Kants* sey, indem er in seiner Lehre vom höchsten Gute eine auf die Bedingung der Moralität eingeschränkte, und dieser untergeordnete Glückseligkeit, also beide in Vereinigung, für die letzte Bestimmung des Menschen erklärt: haben denn die alten Pharisäer und Sadducäer dieselbe Behauptung je aufgestellt, dass Moralität nicht bloss die höchste, sondern einzige Bestimmung des Menschen sey? Und was die über jeden möglichen Zweifel erhabene Gewissheit des Daseyns Gottes (wir reden die Sprache des Vfs., wo der Ausdruck *Daseyn* eine örtliche Beziehung, also die Raumsvorstellung in sich begreift) betrifft: haben denn die Erinnerungen der Kritik der reinen Vernunft und der Kritik der Urtheilskraft die über jeden möglichen Zweifel erhabene Ruhe und Gewissheit des Vfs. gar nicht gestört? Doch von welcher Art das empirisch-realistische System des Vfs. sey, und wie wenig weder die älteren noch neueren Skeptiker und Idealisten auf ihn Eindruck machten, ersieht man aus seinem aufgestellten *ersten Grundsatz* aller Philosophie, „über welchen alle Philosophen einverstanden sind“, nämlich: *es giebt Gegenstände und Verhältnisse, welche ausser unserem Bewusstseyn vorhanden, für alle Menschen identisch sind, und wodurch Alle gleichförmig afficirt werden.* Ist es Unkunde oder Geringschätzung seiner Leser, dass der Vf. sich zu behaupten getrauet: *Alle* Philosophen stimmen in diesem Grundsatze überein, da er gerade von der Zeit der Griechen an der bestrittenste ist? — Nachdem nun der Vf. die Vorkenntnisse über den Organismus der Körper und aus der Anthropologie vorgetragen hat, wobey Vieles zu erinnern wäre; nachdem er die Beziehung aller Organismen auf den Zweck der „mannichfaltigsten Wohlseynsgenüsse“ (im Sinnlichen liegt also der Zweck alles Sinnlichen) dargethan zu haben glaubt: so zieht er S. 65 das Resultat, dass das organische All überhaupt das Werk eines durch Verstand selbsthätigen Wesens

seyn müsse, das Werk Eines Geistes, der die unumschränkteste Macht, Weisheit und Güte in sich vereinigt. Das hat *Reimarus* und viele Andere vor und nach ihm besser, gründlicher, seelenerhebender gezeigt, als unser Vf. in seiner trockenen, schwerfälligen Paragraphensprache, die von Bewustseynsaffectionen wohlseynsempfänglicher Wesen und von anderen wundersamen Dingen redet. — Die Moral stellt der Vf. als Glückseligkeitslehre vor, und für ihn existirt nicht, was gegen diese Theorie erinnert worden ist, er meint, mit ein paar Fragen jene gründlichen Erörterungen umstossen zu können. Wenn nun aber der Wohlseynstrieb der Quell und Born aller Tugend und Moralität ist: wie kann denn der Vf. von einer Pflicht reden, der dieser Wohlseynstrieb *untergeordnet* werden soll, da es ja nach seiner Theorie keine von diesem Wohlseynstriebe verschiedene und unabhängige Pflicht geben kann, vielmehr Alles, was diesen Trieb befriedigt, Pflicht seyn muss? Hier finden wir dieselbe Inconsequenz wieder, in welche alle Vertheidiger der Klugheitslehre von jeher wider ihren Willen verfallen sind. — Zuletzt redet der Vf. von der Bestimmung des Menschen, oder vom Menschen aus dem teleologischen Gesichtspuncte betrachtet, wo kein Mensch vermuthen wird, dass Gegenstände aus der rationalen und empirischen Psychologie von der Einfachheit und Selbstständigkeit des menschlichen Geistes, von bewusstlosen Vorstellungen u. s. w. abgehandelt werden. Von dem Buche der Natur des anonymen Vfs. verweisen wir daher alle angehenden Religionslehrer an jenes Buch der Natur, das nicht mit Menschenhänden gemacht, und von dem göttlichen Geiste gedacht, und in ewig bewundernswürdiger Ordnung ausgeführt ist. Dieses geschriebene Buch der Natur ist für Gelehrte nicht gelehrt und wissenschaftlich genug, und für Ungelehrte hat es zu wenig Popularität, Interesse und belebende Kraft.

— g.

Quedlinburg, b. Ernst: *Katechismus der christlichen Lehre, mit biblischen Denksprüchen und mit biblischen Beyspielen verbunden, nach den Bedürfnissen der Zeit.* Nebst einem Anhange, welcher die aus deutschen Dichtern gesammelten Denksprüche und den Katechismus Lutheri enthält, von *Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein*, herzogl. braunschw.-lüneburg. Consistorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. 1806. XVI u. 133 S. 8. (6 gr.)

„Ein Katechismus der christlichen Lehre, welcher den Bedürfnissen der Zeit angemessen seyn soll, muss sich durch Methode, durch eine zweckmässige Verkettung der Materialien und durch ein gehöriges Eindringen in den Geist der biblischen Bücher auszeichnen." Diess sind die Foderungen, welche der Vf. an sich selbst macht, um mit seinem Katechismus den Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen; aber diesen Foderungen muss ein jeder Verfasser, der *zu irgend einer* Zeit einen Katechismus schreibt, zu entsprechen suchen, da sie nicht von den *besonderen* Umständen der Zeit aufgegeben werden, sondern in den Merkmalen des Begriffs eines guten Katechismus überhaupt ihren Grund haben. Will man auf die Bedürfnisse der Zeit bey irgend einem Lehr- und Erbauungs-Buche Rücksicht nehmen: so muss dieses nicht bloss alle Merkmale eines *guten* Erbauungsbuches haben, sondern auch das Eigenthümliche des Zeitgeistes besonders berücksichtigen. Dieses Letztere aber ist bey dem gegenwärtigen Buche nicht geschehen. Gegen die Methode und Verkettung der Materialien in demselben liesse sich auch Mancherley erinnern; aber Rec. hält diese Erinnerungen zurück, da die Methode des Vfs. der Brauchbarkeit seines Buchs nicht geradezu im Wege steht. Nur das kann nicht unbemerkt bleiben, dass gar keine Rücksicht auf die Geschichte des Christenthums genommen worden ist, was dem Vf. um so weniger verziehen werden kann, da die besonderen Bedürfnisse unserer Zeit diese Rücksicht fodern, und er selbst S. XVI überzeugt zu seyn scheint, dass die Glaubwürdigkeit einer positiven Religion ganz von ihrer Geschichte abhange. Was endlich das gehörige Eindringen in den Geist der biblischen Bücher betrifft: so muss Rec. dem Vf. das Zeugniss geben, dass, wenn er darunter weiter nichts als eine möglichst vollständige Aufführung der gewöhnlichen Beweisstellen versteht, er in dieser Rücksicht sein Ziel erreicht habe. Die Hinweisungen auf die biblischen Beyspiele werden Lehrern gute Dienste leisten.

O. m. r.

Kopenhagen, b. Gyldendal: *Jesu Christi Levnet pea Jordan* (J. C. Leben auf Erden) *beskrevet af Matthäus, feredraget til Underviisning og Opbyggelse* (zur Belehrung und Erbauung) *ved Bibelläsning i Kirken, af Biskoppen i Siällands Stift, Dr. Nik. Edinger Balle.* 1803. I Theil. 701 S. II Th. 825 S. 8.

Die 28 Cap. des Matthäus hat der Hr. Bischof an eben so vielen Sonn- und Fest-Tagen, in zwey Wintern, zu Kopenhagen in der Kirche erklärt, und bald darauf diese Erklärung drucken lassen. Jeder Vortrag fängt mit einer Anrede an, sodann werden einer oder einige zusammengehörende Verse (von denen in dem Buche immer eine zwiefache Übersetzung, die kirchliche und eine neu abgefasste, steht) erklärt und angewandt. Der Vf. ist, wie mehrere seiner Schriften beweisen, ein gelehrter Theolog. Aber bey diesen, an eine gemischte Versammlung gerichteten Vorträgen hat er nicht genug, was solchen Zuhörern zu sagen sey, erwogen: häufig bringt er aus den Alterthümern, der Geschichte u. s. w. Dinge an, deren es zum hinreichenden Verstehen einer Stelle nicht bedurfte; auch erörtert er mehrmals bey gewissen Thatsachen und Lehren Einwürfe, welche nicht leicht einem der Zuhörer, selbst nicht den nachdenkenden und aufgeklärten, in den Sinn gekommen seyn würden, und welche sich in Schriften finden, die nicht eben allgemein gelesen werden. In den Anwendungen wird nicht selten eins und das andere mit Zwang herbeygeführt. Überhaupt ist

eine Umständlichkeit da, welche dem Zwecke nicht angemessen, vielmehr der Erreichung desselben hinderlich ist. Eine feste Anhänglichkeit an den Dogmen der Kirche nimmt man überall wahr; aber dabey äussert der Vf. sich über Andersdenkende in einem guten milden Tone. H. Th. K.

GIESSEN, b. Heyer: *Fragen an Kinder nach Anleitung des kleinen Katechismus Lutheri, mit besonderer Beziehung auf J. P. L. Snell's Katechismus der christlichen Lehre.* Ein brauchbares katechetisches Handbuch für Prediger, Katecheten und Schullehrer, von *Georg Pilger*, grossherzogl. hess. Kirchenrathe und Oberpfarrer zu Friedberg in der Wetterau. 1813. 690 S. 8. (2 Rthlr.)

Diese Fragen sollen ein Erleichterungsmittel für den Lehrer seyn. Aber wie? Soll er sie ablesen? oder auswendig lernen? oder sollen sie ihm bloss Winke zum katechetischen Unterrichte seyn? Wozu dann die Menge? Wird diese zur Erleichterung des Katechisirens dienen? Wird sie es nicht noch mehr erschweren, und dem Lehrer Mühe machen, die Fragen nur aufmerksam und mit Anwendung zu lesen? Übrigens sind sie grösstentheils gut und zweckmässig. Auch wird der Paläolog gegen sie nichts zu erinnern finden.

Φ.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Materialien zu Katechesen über die christliche Glaubenslehre zum Gebrauche für Seelsorger und Schullehrer,* von *Johann Martin Gehrig*, Pfarrer zu Ingolstadt, im Grossherzogthume Würzburg. 1813. 303 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese schätzbaren Materialien verdienen von allen Religionslehrern, ohne Unterschied der Confession, gelesen und benutzt zu werden. Sie tragen zwar das Gepräge der Kirche an sich; aber auf eine Art, dass sie durch die vernünftige Erklärung über sie weniger auffallen, und ihr Geist ist so human, dass man sie liebgewinnen muss. Sie zeichnen sich durch Reichhaltigkeit und lichtvolle Darstellung aus, und entsprechen ihrem Zwecke ganz. Heil dem Lande, wo es solche katholische Lehrer giebt!

Φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Wie soll der Religionslehrer über das Laster der Unzucht überhaupt öffentlich katechisiren?* Mit zwey Katechesen. Eine Preisfrage Seiner königl. Hoheit des Grossherzogs von Frankfurt. Von *N. Haas*. 1812. 60 S. 8. (6 gr.)

Die hier vorgelegte Preisfrage ist mit einer Gründlichkeit, Vielseitigkeit und Geschicklichkeit beantwortet, die beynahe nichts mehr zu wünschen übrig lässt. Die angefügten Beyspiele der Katechese über Unzucht, vor Kindern und Erwachsenen, sind musterhaft. Wer das Laster der Unzucht noch nicht aus Erfahrung kennt, wird durch diese Schrift gewiss abgeschreckt, die traurige Erfahrung zu machen.

Φ.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Über die Bibel. Ein Unterricht, was sie ist, und wie sie gelesen werden soll.* 1812. 63 S. 8. (4 gr.)

Diese Bogen enthalten für Confirmanden, denen sie gewidmet sind, zu viel. Denn sie belehren sie über Dinge, die sie nicht interessiren, und die mit der Religion in keinem wesentlichen Zusammenhange stehen. Was kann ihnen daran gelegen seyn, zu wissen, wie alt die Bibel sey, wie sie nach und nach entstanden, wenn sie geschlossen und wie sie einzutheilen sey u. s. w.? oder was können ihnen diese Dinge in religiöser Hinsicht nützen? Wenigstens konnten und sollten so wenige Bogen etwas Zweckmässigeres enthalten als dieses. Übrigens verkennen wir das Gute und Brauchbare derselben eben so wenig, als die gute Absicht des Vfs.

Φ.

Karlsruhe, b. Müller: *Leitfaden zum Unterricht in der christlichen Lehre mit den Confirmanden.* Nebst einer kurzen christlichen Religionsgeschichte. Von *Johann Friedrich Gotthilf Sachs*, Stadt-Diakonus in Durlach. 1806. 68 S. 8. (4 gr.)

Dieser Leitfaden hat folgende Einrichtung. In 86 kurzen §§. wird das, was nach des Vfs. Meinung zur christl. Lehre gehört, in einer guten Ordnung vorgetragen. Unter jedem §. stehen Beweisstellen aus dem N. T. Des A. T. geschieht nirgends Erwähnung. Jeder Lehre sind passende Liederverse beygefügt. Mehrere Lehren des Christenthums aber, z. B. die Lehren von der Vergebung der Sünde durch Christum, von der erworbenen Kindschaft bey Gott, haben in diesem Unterrichte in der christl. Religion keinen Platz gefunden. — Die kurze christl. Religionsgeschichte ist gar zu kurz ausgefallen. Sie ist auf sechs Seiten eingeschränkt. Man sieht indessen doch daraus, dass der Vf. eine kurze Religionsgeschichte für Confirmanden nothwendig hält, und dass er die beiden Puncte kennt, welche bey einer solchen Religionsgeschichte für Confirmanden vorzüglich zu berücksichtigen sind. Diese sind die Entstehung der christl. Religion und die Reformation. Bey der Entstehungsgeschichte hätte der Vf. auf die Geschichte der Bibel Rücksicht nehmen, und die Umstände andeuten sollen, unter welchen ein jedes Buch des N. T. geschrieben worden ist. Eine solche Übersicht von dem Zweck und Inhalt eines jeden Buchs im N. T. befördert ein richtiges Verständniss der Bibel selbst, und giebt in der Religion das hellste Licht der Aufklärung. O. m. r.

Franeker, b. Verwey: *Sets over de protestantsche Formulieren van Eenigheid. Een Volksboekje voor mijne mingeoefende Landgenooten.* 1802. 86 S. 8.

In Holland fanden die symbolischen Bücher immer viele Anhänger und Vertheidiger, und besonders war man bemüht, das Ansehen der dordrechter Synode aufrecht zu erhalten. Hier steht nun ein Mann auf, der sich gegen die Symbole erklärt, und sich gar an das Volk wendet, um dieses von dem grossen Nachtheil der Bekenntnissschriften und von der Nothwendigkeit, sie abzuschaffen, zu unterrichten. In dem 1 Abschnitt sucht er zu zeigen, dass es wirklich ungereimt sey, den Glauben der Christen an weitläuftige Symbole zu binden, da doch die Bibel nach protestantischen Grundsätzen die einzige Regel des Glaubens sey. Die Protestanten sollen gar durch die Verbindlichkeit, sich an die Symbole zu halten, den blinden Anhängern des Papstthums gleich werden. In dem 2 Abschn. wird gezeigt, dass die Symbole wenig Nützen haben, im Gegentheil aber grossen Schaden verbreiten. Der 3 Abschn. handelt davon, dass die ausführlichen Symbole gesetzwidrig und unerlaubt seyen, dass die Anhänglichkeit daran nur Herrschsucht und Heucheley erzeuge. In dem 4 Abschn. wird endlich der Schluss aus dem Vorhergehenden gezogen, dass man die symbolischen Schriften abschaffen müsse, dass Freyheit und Gleichheit seyn und alles eine Heerde werden müsse. Der Vf. hat die Sache in der That sehr einseitig betrachtet, und man vermisst in der ganzen Abhandlung den unparteyischen Untersuchungsgeist. Vieles ist offenbar übertrieben. In einer Schrift, die an das Volk gerichtet ist, welches so leicht etwas auf die eine oder andere Art missbraucht, sollte dieses besonders und durchaus vermieden werden.

T. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

JURISPRUDENZ.

München u. Burghausen, b. Fleischmann: *Allgemeine Einleitung in das juristische Studium.* Zum Gebrauche von Vorlesungen über die sogenannte Encyklopädie und Methodologie. Vom Hofrath und Prof. D. *Karl Aug. Dominic. Unterholzner* in Landshut, (jetzt in Breslau). 1812. XIV u. 128 S. in 8. (12 Gr.)

Der Vf. hatte bey Entwerfung und Abfassung dieser Schrift nicht die Absicht, die Zahl der gewöhnlichen Compendien über die Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft mit einem neuen zu vermehren, das sich weder dem Plane noch der Ausführung nach von seinen Vorgängern unterschiede, noch weniger wollte er eine blosse Einleitung in das deutsche Recht liefern. Er ging vielmehr von einem allgemeineren Gesichtspuncte aus, und unter der Voraussetzung, dass alles dasjenige, was sich auf das römische und germanische Recht besonders bezieht, dem Vortrage dieser Rechte als besondere Einleitung vorausgeschickt werden müsse, beschränkte er sich auf eine Darstellung derjenigen allgemeinen Begriffe und Lehren, welche der Rechtswissenschaft nicht selbst angehören, sondern ihr einleitungsweise vorausgehn müssen. Welche Lehren er nun dahin rechnet, wird sich gleich näher ergeben.

Rec. hat nichts wider den Plan des Vfs., eine kurze Propädeutik dieser Art dem Studium des rationalen und positiven Rechts vorausgehen zu lassen, und er muss sagen, dass Hr. *U.* seine Idee mit Scharfsinn und Consequenz ausgeführt hat. Kann er gleich nicht allen in diesem Buche vorkommenden Behauptungen seinen Beyfall geben, so muss er es ihm doch nachrühmen, dass es eine grosse Menge oft sehr treffender Bemerkungen enthält, und ihm eine eben so angenehme, als lehrreiche Unterhaltung gewährt hat. Dabey rechnet er es dem Vf. zum besonderen Verdienste an, dass er sich, so rein philosophisch auch die Lehren waren, die er zu behandeln hatte, doch von der nur den Geweihten verständlichen Sprache der neuen und neuesten Philosophie frey erhalten hat. Die Deutlichkeit hat dadurch sehr gewonnen; und was thut einem Anfänger, für den doch das Buch zunächst bestimmt ist, mehr Noth, als deutliche Begriffe?

Das kleine, aber inhaltreiche Buch zerfällt in drey Hauptstücke. Im *ersten* derselben handelt der Vf. *von dem Rechte an sich betrachtet.* Er entwickelt vor allen Dingen den Rechtsbegriff aus dem bekannten Grundsatze, dass die Freyheit eines Jeden eingeschränkt seyn müsse, damit die Freyheit der Andern auch möglich sey, und sucht den Grund eines jeden Rechts in der Anerkennung derjenigen, für welche es eine Norm der äusseren Wirksamkeit seyn soll, jedoch so: dass diese Anerkennung nicht jedesmal speciell zu erfolgen brauche, indem man sich auch zum Voraus und im Allgemeinen demjenigen unterwerfen könne, was irgend Jemand (z. B. der Gesetzgeber) als Recht festsetzen würde. Diese Ansicht von der Begründung des Rechts scheint Rec. zu eng, und im Grunde nur für das *positive* Recht zu passen. Daher verleitet sie auch den Vf. (S. 4) den paradoxen Satz aufzustellen: „dass, weil jedes Recht auf einer Festsetzung beruhe, jedes auch seiner Natur nach *positiv*, mithin der Ausdruck positives Recht, ein reiner Pleonasmus sey." Freylich beruht jedes Recht auf einer Anerkennung und Festsetzung, aber eben diese erfolgt entweder *a priori*, durch die Vernunft, oder *a posteriori*, durch die Erfahrung, durch den Gebrauch, durch den Willen eines Menschen. Durch die Vernunft allein erkennen wir dasjenige, was Rechtens *seyn soll*, und was Rechtens *seyn muss*, wenn die Coexistenz mehrerer Menschen möglich seyn soll, und diess ist es, was man *rationales Recht*, oder, in sofern man es sich als Wissenschaft denkt, *Rechtsphilosophie* nennt. Durch die Erfahrung hingegen erkennen wir das, was in einem Staate wirklich Rechtens *ist*, und nur diess, insofern es zunächst auf menschlicher Willkühr beruht, heisst allem Sprachgebrauche nach *positives* Recht. Will man aber von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichen: so kann man den Satz des Vf. füglich auch umkehren, und sagen: jedes Recht ist seiner Natur nach *rational*, weil das Irrationale nie Rechtens seyn kann. Bey solchen Gelegenheiten dringt sich Rec. der Gedanke immer von Neuem auf, dass man überhaupt die Begriffe von rationalem und positivem Rechte einander zu streng entgegensetzt, statt dass man sie vielmehr als coordinirte denken und behandeln sollte. Beide verhalten sich zu einander wie Idee und Wirklichkeit. Die rationale Rechtswissenschaft beruht auf Vernunftsätzen, und ist solchemnach eine *philosophische* Wissenschaft, die jedoch, wenn sie nicht in leere Speculation ausarten soll, der Erfahrung nicht entbehren kann; die positive Rechtswissenschaft hingegen beruht zunächst auf Erfahrungssätzen, und ist demnach eine *historische* Wissenschaft, die aber ebenfalls, wenn sie nicht eine blosse Rechtschronik seyn soll, der Rechtsphilosophie nicht entbehren kann. Doch Rec. braucht sich nicht länger bey der obigen Behauptung des Vfs. aufzuhal-

ten, da dieser sie in der Vorrede S. XIII selbst zurückgenommen, und erklärt hat, dass er gegenwärtig allerdings der Meinung sey, es lasse sich in einem zu rechtfertigenden Sinne von einem natürlichen Rechte sprechen, und dass er zu dem Begriffe eines solchen auf eine ganz neue und eigenthümliche Weise gelangt sey. Er verspricht zugleich, seine Ansichten darüber an einem anderen Orte darzulegen, und Rec. freut sich im Voraus auf die Exposition dieser neuen Theorie. Von einem so philosophischen Kopfe, wie Hr. *U.*, lässt sich immer nur Gutes erwarten.

Nachdem der Vf. den Rechtsbegriff festgestellt hat, kommt er auf die Lehre vom *Subject* und *Object* des Rechts. In Ansehung des letzteren bleibt er auch hier bey seiner schon früher (in s. Abhandl. S. 132) geäusserten, wenn gleich nachher von Einigen bestrittenen, Ansicht, nach welcher nicht sowohl die Möglichkeit eigener Handlungen, als vielmehr die Möglichkeit, entweder über eine Sache, oder über eine fremde Handlung zu verfügen, den nächsten Gegenstand des Rechts ausmachen soll, eine Ansicht, die auch Rec. für richtig hält. In Beziehung auf das Subject, welches natürlich nur eine Person seyn kann, unterscheidet der Vf. drey Fälle, oder vielmehr drey Entwickelungsperioden des Rechts. „Man kann, sagt er S. 4, die Personen, welche Rechtsverhältnisse unter sich gründen, 1) als *Individuen* denken, d. h. als unverbunden durch das Band eines gemeinschaftlichen Interesse.“ (? Ist diess, so sieht Rec. nicht, wozu zwischen ihnen ein Rechtsverhältniss begründet werden soll. Jedes Recht setzt ein Interesse der gegenseitig Berechtigten voraus.) Unter dieser Voraussetzung erscheint das hervortretende Recht als *individuelles Recht*. Allein nicht lange wird es an aller Verbindung gebrechen. Bald wird 2) wenigstens der *Verkehr* die getrennte Masse umschlingen, und indem er ein *zufällig* gemeinsames Interesse darbietet, wenigstens den Schein einer Einheit unter den Verkehrtreibenden darstellen. Das Recht wird bey dieser Lage der Dinge, als *Recht des Verkehrs* erscheinen. Die Verbindung kann aber 3) noch inniger werden, indem durch Verschmelzung der individuellen Willen und gemeinsame Richtung auf ein gemeinschaftliches Interesse eine wahre Einheit der Privatwillen (ein allgemeiner Wille) sich bildet, und dadurch eine Gesellschaft (*res publica*) entsteht. Das Recht wird nun den Charakter eines gesellschaftlichen Rechts (*jus reipublicae*) annehmen.“ Diese Stufenfolge der Entwickelung des Rechts nimmt der Vf. weiter unten (S. 37) auch bey ganzen Völkern in ihrem wechselseitigen Verhältnisse zu einander an. Rec. gesteht, dass ihm diese Ansicht nicht ganz deutlich ist, und auf historisch falschen Prämissen zu beruhen scheint. Dass man sich unter dem individuellen Rechte nicht etwa das Privatrecht, so wie unter dem gesellschaftlichen Rechte nicht etwa das öffentliche Recht zu denken habe, dagegen protestirt der Vf. selbst. Was soll nun aber das von ihm sogenannte individuelle Recht seyn? Rec. kann sich darunter nach der Darstellung des Vfs. nichts weiter denken, als das Recht einzelner Menschen, die in keiner Verbindung mit einander leben, ein ausser-gesellschaftliches Recht, ein Recht ausser dem Staate. Irrt Rec. aber hierin nicht: so muss er die Ansicht des Vf. gradezu bestreiten. Denn sowie jedes Recht seiner Natur und seinem Begriffe nach *mehrere* in Verbindung, wenigstens neben einander, lebende und in Collision mit einander kommende, Menschen voraussetzt, so ist diess allein noch nicht genug, sondern es muss daneben noch eine *Anstalt* existiren, deren Zweck auf Aufrechthaltung und Schützung des Rechts gerichtet, und wodurch dieses allein erst seine Realität, oder, wie es der Vf. (S. 14) nennt, seine reale Sanction erhält. Eine solche Anstalt aber, die durch rechtlichen Zwang das Recht des Einen, wie des Anderen schützt, wenn sich der Verpflichtete nicht schon von selbst zur Achtung desselben bestimmt, lässt sich nur unter der Voraussetzung eines Staats denken, und mithin Rechte auch nur im Staate: so dass jedes Recht, seinem wesentlichen Charakter nach, immer ein gesellschaftliches Recht ist. Ausser dem Staate giebt es zwar Pflichten, aber keine Rechte, — was freylich der Vf. (S. 17), indem er zuviel Gewicht auf die bloss ideale Sanction des Rechts legt, bestreitet, — weil hier die Freyheit eines Jeden im Nothfall nur durch physische Übermacht des Anderen im Zaum gehalten werden könnte, diese physische Gewalt aber etwas höchst Zufälliges ist, und vom Zufalle das Recht nicht abhängig gemacht werden darf, wenn es nicht ein leerer Traum seyn soll. Desshalb kann es auch Rec. nicht zugeben, wenn der Vf., indem er auch Rechte ausser dem Staate annimmt, S. 15 zu behaupten gezwungen ist: Die *reale* Sanction des Rechts liege, wenn es nicht von der Art ist, dass der eigene Vortheil des Verpflichteten denselben zur Achtung auffodert, *entweder* in einer zufälligen Übermacht des Berechtigten (!), *oder* in einer organisirten Zwangsanstalt. Nur in der letzteren kann sie liegen. Die *ideale* Sanction des Rechts besteht freylich, wie der Vf. (S. 15) sagt, darin, dass der verpflichtete Theil, weil das Recht auf Vermeidung des Streits abzielt, durch die Idee der Eintracht aufgefodert werde, den Vorschriften des Rechts zu folgen, also kurz: in der Selbstbestimmung des Menschen zu dem, was recht ist, sie enthält das moralische Princip, so wie die reale Sanction (der rechtliche, aber niemals physische Zwang) das juristische Princip für die Beobachtung der Rechtsvorschriften; allein mit ihr allein wird man nur in der besten Welt ausreichen, hier unterm Monde muss beides, die ideale und reale Sanction, zusammen kommen, und ein Recht, welchem die letztere abginge, also jedes so genannte Recht ausser dem Staate, ist nichts mehr, und nichts weniger, als ein philosophischer Traum!

Der Vf. geht hierauf noch die von ihm einmal angenommenen Theile — individuelles Recht — Recht des Verkehrs — gesellschaftliches Recht — und zuletzt Völkerrecht — näher durch. Da Rec. aber in der Grundansicht hier mit dem Vf. nicht übereinstimmt: so enthält er sich billig aller Bemerkungen im Einzelnen.

Im *zweyten* Hauptstücke wird *das Recht als Ge-*

genstand der Wissenschaft betrachtet. Zuerst ist die Rede von der Rechtswissenschaft überhaupt, und sodann von den Quellen und der Methode des juristischen Studiums, und zwar, wie sich nach dem oben angegebenen Plane des Vfs. von selbst versteht, immer nur im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf ein besonderes, positives Recht. In der Methodologie kommen denn auch die allgemeinen Grundsätze von der Interpretation und Kritik des Textes vor, weil der Vf. glaubt, dass diese offenbar in die Methodologie gehörten. (Vorrede S. VI). Das mag wahr seyn; allein Rec. kann es nach seiner Erfahrung doch nicht billigen, dass man den Anfänger gleich mit dieser unleugbar sehr schwierigen, und in ihrer Allgemeinheit zu abstracten Lehre quält. Der Zuhörer hat noch gar keinen Stoff gesammelt, woran er die ihm hier vorgetragenen Grundsätze prüfen und bewähren kann, und doch ist gerade hier eigene Übung ganz besonders zu empfehlen. Rec. hat es daher schon seit längerer Zeit für rathsam gefunden, aus den Vorlesungen für Anfänger, sie mögen nun Encyklopädie oder Institutionen heissen, die Interpretationslehre ganz wegzulassen, und sie dafür mit seinen exegetischen Vorlesungen über ausgewählte Stellen des römischen Rechts in Verbindung zu setzen. Er trägt hier im Anfange zuerst die Grundsätze von der Interpretation überhaupt, ohne Beziehung auf ein besonderes positives Recht, vor, läſst darauf die besonderen hermeneutischen Regeln für das römische Recht folgen, und erläutert diese durch die Interpretation einzelner Stellen selbst. So geht auch hier die Theorie und Praxis Hand in Hand, jene bereitet diese vor, und diese giebt jener das gehörige Licht. Doch diess nur beyläufig. Übrigens hat Rec. das zweyte Hauptstück ganz vorzüglich befriedigt, und es war ihm eine nicht geringe Freude zu sehen, wie die Grundsätze und Ansichten des Vfs. in so vielen Puncten mit den seinigen übereinstimmen. Besonders beherzigungswerth ist Alles, was derselbe über das Quellen - Studium und über die Methode, die Rechtswissenschaft zu studieren, sagt. Er dringt besonders auf eifriges Studium der Philosophie, Geschichte, wozu denn natürlich auch die philologischen Wissenschaften nothwendig sind, und der Mathematik, sodann auf das Studium des römischen Rechts, dieser unversiegbaren Quelle aller neueren positiven Rechte, auf Verbindung der Theorie mit der Praxis; und in der That, beides muss zusammenkommen, wenn man auf den Ehrennamen eines Rechtsgelehrten Anspruch machen will. Denn der Theoretiker, der auf den Praktiker vornehm herabsieht, vergisst, dass gerade das berühmteste aller positiven Rechte eben durch die Praxis den Grad der theoretischen Ausbildung erlangte, welchen wir an demselben zu den Zeiten Trajans und der Antonine bewundern, und der Praktiker, der alle Theorie entbehren zu können glaubt, ist nicht viel besser als ein Handwerksmann, der sich mit den ihm vom Meister eingeprägten mechanischen Kunstgriffen begnügt, ohne Geist und Leben, und in jedem Augenblicke den gefährlichsten Irrthümern preis gestellt! — Zuletzt folgen noch vortreffliche Regeln über die Benutzung der akademischen Vorlesungen, über die Anordnung des juristischen Studiums und über das Bücher - Studium. Wir müssen hier auf das Buch selbst verweisen, können aber im Voraus versichern, dass man es nicht unbefriedigt und nicht ohne Belehrung aus der Hand legen wird.

Im *dritten* und letzten Hauptstücke wird noch ganz kurz *von dem Rechte als Gegenstand der Kunst*, also von der Praxis, von den Hülfsmitteln derselben, und von den praktischen Collegien auf Universitäten gehandelt. Angehängt ist das mit einer Erläuterung versehene Schema eines Studienplans, der auf acht halbe Jahre berechnet ist, von denen indess der Vf. zur Noth, jedoch wohlverstanden, nur unter der Voraussetzung, dass man mit philologischen und historischen Kenntnissen wohl ausgerüstet die Akademie bezieht, drey halbe Jahre erlässt. Von einem solchen, für den angehenden Juristen bestimmten, und von ihm zu befolgenden Studienplan, lässt sich im Grunde nicht viel Gutes, und nicht viel Böses sagen. Auf dem Papiere nimmt er sich gewöhnlich vortrefflich aus, aber in der Wirklichkeit setzen sich der Ausführung desselben gar mancherley, besonders locale Hindernisse, entgegen. Da indess der Vf. diese alle sehr wohl gefühlt hat: so wäre es Unrecht, ihm nur gegen diess und jenes Erinnerungen machen zu wollen. So lange auf den bey weitem meisten unserer Universitäten nicht alle einem Juristen nöthigen, und in dem Studienplane gewöhnlich aufgeführten Wissenschaften gelehrt; so lange sie nicht in der Ordnung, wie sie in diesem Plane auf einander folgen, vorgetragen werden: so lange wird Manches dem eigenen Studium überlassen bleiben müssen; und derjenige, der sich in Ansehung der Auswahl der Vorlesungen nicht selbst zu bestimmen wagt, wird wohl thun, beym Anfange eines jeden Semesters einen seiner Lehrer um freundlichen Rath zu fragen. Dieser kann sich nach den individuellen Umständen des Anfragenden und nach den Local - Umständen richten, während eben durch diese so mancher schöne, zum Voraus für das ganze akademische Triennium oder Quadriennium vorgeschriebene Studienplan eludirt wird.

φ. μ.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Friedrich Heinrich von Strombeck's*, Tribunalrichters zu Celle, *kleine juristische Abhandlungen.* Ein Anhang zu dem Handbuche des westphälischen Civilprocesses. Erstes Heft. 1810. 124 S. 8. Zweytes Heft. 1811. 66 S. 8. (Beide Hefte 14 Gr.)

Wir holen hier die durch Zufall verspätete Anzeige dieser kleinen Sammlung von juristischen Abhandlungen, nach. Das *erste* Heft derselben enthält: 1) eine Abhandlung über das im Gefolge des königl. westph. Decrets vom 18ten August 1809 zu beobachtende Verfahren bey Ablösung von Diensten, Zehnten und anderen Gefällen. (Recht wohl gerathen.) 2) Bemerkungen zu des Herrn Tribunalrichters *Römer* An-

leitung, den Geschäftsgang bey den Civiltribunälen und Friedensgerichten des Königreichs Westphalen in einer zweckmäſsigen Ordnung einzurichten und zu erhalten. (Voll treffender Bemerkungen in einem sehr gemäſsigten uud bescheidenen Tone.) 3) Eine kurze Erörterung der Frage: Ob eine Ehescheidungsklage wegen Abwesenheit, oder böslicher Verlassung (nach dem *Code Napoléon*) Statt finde? (Verneinend entschieden.) — Im *zweyten* Hefte werden auf nur 66 Seiten nicht weniger als 15 Fragen aus dem (vormaligen) westphälischen Civilprocesse oft nur mit wenigen Worten beantwortet, weshalb diese einzelnen Beantwortungen den Namen von Abhandlungen, wobey man immer ein sorgfältiges Abwägen der Gründe und Gegengründe erwartet, wohl nicht mit Recht verdienen. Übrigens zeigt sich der Vf. allenthalben als ein kenntnisreicher, vorurtheilsfreyer Schriftsteller, und Rec. würde diese kleine Sammlung von Abhandlungen und Bemerkungen den westphälischen Juristen als sehr brauchbar empfehlen, wenn es dazu jetzt nicht zu spät wäre. Westphalen hat im Laufe der mächtig drängenden Zeit schon wieder aufgehört, zu seyn, und schon ist durch besondere Verordnungen der alten von Neuem eingetretenen Landesregenten das französische Recht und die französische Justizform abgeschafft, weshalb eine genauere Kritik der obigen lediglich auf den westphälischen Procefs Bezug habenden Abhandlungen hier am unrechten Orte stehen, und jetzt zur unrechten Zeit erfolgen würde. Φ. μ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Jena*, b. Göpferdt: *Kurze Erörterung des Unterschieds zwischen unterstandenen, angefangenen, und vollendeten Verbrechen, und deren Strafen*, von *Carl Witzel*. 1808. 94 S. 8. (9 Gr.)

„Der Mangel einer Norm für die auſserordentliche Bestrafung der unvollendeten Delicte" sagt der Vf. in der Vorrede: „die Betrachtung der, aus den gröſseren oder kleineren Fortschritten zum Verbrechen und Hindernissen desselben flieſsenden gröſseren oder geringeren Strafbarkeit des Vorsatzes, waren die Veranlassung zur genaueren Erwägung dieses Unterschiedes." Allerdings ist eine Zusammenstellung der Gunndsätze, nach welchen die Strafe bey unvollendeten Verbrechen bestimmt werden muss, in besonderer Beziehung auf die Grade der gesetzwidrigen Thätigkeit, und im Verhältniſs zu der auf die Vollendung gesetzten Strafe, noch ein Bedürfniſs. Der Vf. hat demselben auf folgende Art abzuhelfen gesucht. Er bestimmt zuerst den Begriff des vollendeten Verbrechens durch die *gänzliche Erfüllung aller Bedingungen zum Verbrechen*: so wie des unvollendeten, durch *den in der bezweckten Erreichung gehinderten Vorsatz*. Unterstanden nennt er ein Verbrechen, *wenn nach gefaſstem Vorsatz die Mittel zur Ausübung bereitet und herbeygeschafft wurden*, angefangen hingegen, *wenn diese Mittel schon in Bewegung gesetzt wurden, auf das bezweckte Object zu wirken*. Die Gründe zur Hinderung der Vollendung eines Verbrechens, sagt er, können entweder im *Zufalle* oder in *entgegenwirkender Thätigkeit anderer Menschen*, oder in der *Reue des Verbrechers* liegen. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht er mehrere Arten von Verbrechen durch und nennt die einzelnen Fälle, in welchen sie für unterstanden, angefangen oder vollendet anzusehen sind. So heiſst es z. B. §. 25: „Der *Kindermord* ist *unterstanden* durch die bewirkte Unfruchtbarkeit. *Angefangen* ist derselbe durch Versuch zur Tödtung im Mutterleibe, durch Abtreiben der vor dem siebenten Monat nicht lebensfähigen Leibesfrucht, durch Versuch zum Tod, durch Aussetzen des Kindes. Vereitelt wird das Delict vom *Zufall*, wenn sich zu dieser Zeit die Natur stärker, als das gebrauchte Mittel zur Tödtung und Abtreibung zeigte, wenn plötzlich gelinde Witterung eintrat, eigene Gesundheit das Kind erhielt, und der Zufall an einem öden Platz Mittel zur Rettung desselben herbeyführte. Verhindert wird es ferner von *Menschen*, die es erfuhren, das schädliche Mittel zum Tödten und Abtreiben mit einem unschädlichen heimlich vertauschten, oder mit Gewalt das Einnehmen des schädlichen Mittels hinderten. Sie fanden das Kind an einem frequenten Ort, und erhielten es. Endlich brachte *eigene Reue*, indem die Stimme der Natur und Menschlichkeit erwachte, die Person vom abscheulichen Vorsatz zurück. Vollendet ist der Kindermord, wenn die Leibesfrucht mit Erfolg getödtet, lebend, nicht aber lebensfähig, abgetrieben, oder dem Kind sogleich nach der Geburt durch tödtliche Mittel das Leben vorsätzlich benommen wurde, durch Aussetzen des Kindes bey rauher Witterung an einem menschenleeren Ort." Wie der Vf. hiebey die Anleitung zur Wahl der Strafe giebt, kann man aus Folgendem sehen. „*Giftmord*, heiſst es im §. 31, ist der durch Gift bewirkte Mord. Gift ist, im juristischen Sinne, ein jeder Stoff, dessen Mittheilung nicht nach mechanischen, sondern nach chemischen Gesetzen, heimlich den Gesundheitszustand des Körpers verletzt. Was die Strafe dieses Delicts betrifft: so sind die mehresten Criminalisten mit der Praxis einig, daſs man den zwischen Lebens- und Leibes-Schaden keinen Unterschied machenden 130 Art. d. H. G. O., bey uns nicht in Ausübung bringen kann. — Nach neuerer Theorie wird der durch Gift bewirkte Mord mit dem Schwerdt, der *angefangene* mit schwerer Zuchthausstrafe, der *unterstandene* mit leichter Gefängnisstrafe geahndet."

Mit dieser Inhaltsanzeige verbinden wir folgende Bemerkungen. Der allgemeinen Grundsätze giebt es in diesem Versuche wohl zu wenig; sie erstrecken sich auch alle insgesammt bloſs auf dolose, und durch speciellen Erfolg charakterisirte, Verbrechen. Was bey der Fahrlässigkeit, aus welcher Rechtsverletzungen entstehen konnten, oder bey Verbrechen gelte, welche keine bestimmte Wirkung voraussetzen, ist ganz unbeachtet geblieben; auch findet man nichts über den Unterschied, den Andere (*Klein* Grundsätze des gemein. deutsch. peinlichen Rechts §. 145), zwischen *vollbrachter* und *geendeter* Handlung machen. Am meisten vermiſst man zureichende Grundsätze über den Maſsstab der Strafe nach den verschiedenen Graden der geäuſserten verbrecherischen Thätigkeit sowohl, als nach den verschiedenen Gründen, aus welchen die Vollendung des Verbrechens unterblieb. Die Darstellung der verschiedenen Fälle der Unterstehung und Unternehmung des Verbrechens bezieht sich nur auf die gewöhnlichsten Verbrechen. Dabey ist der Vf. von den wesentlichen Erfodernissen der einzelnen Verbrechen nicht unterrichtet genug, und gleichwohl kam hierauf das Meiste mit an. Er kennt §. 18, einen *unbedachtsamen Mord*, und §. 25, einen unterstandenen *Kindermord* durch bewirkte *Unfruchtbarkeit*. Im 34 §. ist ihm der *Meuchel*- und *Lohn-Mord* eine und dieselbe Handlung, und im 36 §. der Diebstahl gewinnsüchtige, *heimliche* Wegnahme und *Verwahrung* einer fremden Sache, ohne Einwilligung des *Eigenthümers* und *ohne ihm zu drohen oder am Körper zu schaden*. Er nimmt §. 73 nur einen *angefangenen* Diebstahl an, wenn der Dieb die fremde Sache *noch nicht an den ihm sicheren Verwahrungsort gebracht hatte*. Der Begriff des Raubes wird §. 41 in die gewinnsüchtige Wegnahme einer fremden Sache ohne Einwilligung des *Eigenthümers*, aber mit *Verletzung* desselben gesetzt. Brandstiftung heiſst §. 42, Beraubung *fremdes* Eigenthumes durch Feuer. Unzucht heiſst §. 44, die Handlung, wodurch verbotene, der *Gesundheit* (?) des Menschen, und dem Zweck der Ehe schädliche Lüste befriedigt werden. Schwächung ist §. 47, freywilliger *fruchtbarer* Beyschlaf u. s. w. Aller dieser Mängel ungeachtet, muſs man aber dem Verf. doch so viel zugestehen, daſs er bey seinem Versuche nachgedacht habe; nur wird er noch mehr nachdenken und nachlesen müssen, um der brauchbare Schriftsteller zu werden, zu dem er durch diesen ersten Versuch Hoffnung giebt. Sein Stil ist deutlich und deutsch. Dr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
MAY 1814.

MEDICIN.

FRANKFURT a. M., b. Brönner: *Praktische Anleitung zur Erkenntniss und Heilung der Lungenschwindsucht für Ärzte und Nichtärzte.* Die Natur, Ursachen dieser Krankheit, herrschende Vorurtheile und Missbräuche der Heilmittel nach Grundsätzen und Wahrnehmungen zum Besten der nothleidenden Kranken dargestellt von Dr. *Joh. Valentin Müller*, ausübendem Arzte zu Frankfurt a. M. 1812. XVI u. 397 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Lungensucht gehört zu den Krankheiten, über welche unsere Literatur ganz besonders reich ist. Ein Blick auf *Ploucquet's* Repertorium überzeugt uns, wie sehr die Ärzte zu allen Zeiten bemüht waren, über die Natur und Heilart dieses, der Menschheit so verderblichen Übels ihre Ansichten und Erfahrungen mitzutheilen. Inzwischen ist diese grosse Zahl der Vorgänger, und die vielen, zum Theil vortrefflichen Schriften über diese Krankheit, kein Einwurf gegen die Statthaftigkeit einer neuen Bearbeitung dieses Gegenstandes, noch schliesst sie die Möglichkeit aus, in diesem Gebiete noch grosse Lorbeeren zu erringen. Über das Wesen dieser Krankheit sind die Ansichten der Ärzte noch keineswegs übereinstimmend, und manche Quellen ihrer Entstehung nicht so gewürdigt, wie sie es verdienten. Eben so wenige Übereinstimmung herrscht über die Grundsätze, welche uns bey der Behandlung der Lungensucht vorschweben müssen. Auch haben sich die Klagen über die Unheilbarkeit dieses Übels, trotz der verschiedenartigsten Heilmethoden und Mittel, noch immer nicht vermindert, und mit ängstlicher Erwartung sieht die Menschheit einer wirksameren Methode gegen eine Krankheit entgegen, welche alljährlich so viele Opfer dem Orcus zusendet. —

In wiefern die vorliegende Schrift des, durch andere Werke bereits rühmlichst bekannten Vf., zur richtigen Erkenntniss dieser Krankheit, oder zu einer Verbesserung unserer Behandlungsart derselben etwas beytrage, wird die getreue Darlegung ihres Inhalts darthun.

Rec. kann nicht verhehlen, dass schon der Titel, und namentlich der Zusatz: *für Nichtärzte*, einiges Vorurtheil gegen die Schrift bey ihm erweckte. Medicinische Werke für Laien zu schreiben, gehört zu den unerfreulichsten, unnützesten, ja zum Theil schädlichsten Unternehmungen. Die vorliegende Schrift ist, ihrer ganzen Einrichtung zufolge, für Nichtärzte nicht bloss unpassend, sondern wegen der vielen Krankheitsgeschichten und ausführlich mitgetheilten Recepte sogar schädlich. — Über die Grundsätze, von welchen der Vf. ausgeht, erklärt er sich sehr bestimmt in der Vorrede. Er stellt sich nämlich als einen sehr eifrigen Anhänger des *brownschen* Systems dar, wie aus folgenden Sätzen hervorgeht: „Überlegt man, heisst es S. IV, die Constitution solcher Individuen, die *auf sie gewirkten Schädlichkeiten* (richtiger: die Schädlichkeiten, die auf sie gewirkt haben), den ganzen Gang der Krankheit, der sich auf Desorganisation und Säfteverlust gründet: so wird man, durch Vernunft und Erfahrung gedrungen, annehmen, dass allgemeine sowohl als partielle Asthenie die Grundlage dieser Krankheit seyn müsse, sie äussere sich auch unter welcher Form sie nur immer wolle.“ Ferner S. V: „Eine *Phthisis florida*, eine blühende Schwindsucht ist ein Unding, ein in den Köpfen von Ignoranten, und mit physiologisch- und nosologischen Grundsätzen gar nicht vertrauten gemeinen medicinischen Routiniers missverstandener Begriff.“ Sind schon diese apodictisch hingestellten Behauptungen, welche nur zu sehr an die Periode des *brownschen* Terrorismus erinnern, in unseren Tagen sehr auffallend: so überzeugt man sich durch die gleich zu erwähnenden, dass der Vf. zu den verstocktesten Brownianern gehört, und in dieser Hinsicht als eine nicht uninteressante Erscheinung der Zeit anzusehen ist. S. VII heisst es nämlich: „Die bey der sogenannten Cur der Lungensucht vorkommenden Vorurtheile in Ansehung der Blutausleerungen, Ausleerungs- und sog. expectorirenden Mittel zu bestreiten; die Momente dieser Krankheit nebst ihren Folgen zu entwickeln; anzudeuten, dass dieselben einzig und allein auf Asthenie hindeuten, dass, wenn der Heilungsprocess von Statten gehen soll, die Heilkraft den normalen Grad der Energie besitzen müsse; dass aber diese Heilkraft der Natur keineswegs als eine eigene unabhängige Kraft in dem Organismus anzusehen, sondern bloss als Äusserung der Lebenskraft, deren vorzüglichste Thätigkeit sich in dem Restaurationsprocess entwickelt, zu betrachten sey, dieses sind die Hauptsätze, welche ich in den vorliegenden *Fragmenten* auseinanderzusetzen mich bemüht habe.“ Hiemit hat der Vf. den eigentlichen Zweck dieser Schrift ausgesprochen, welcher dahin geht, durch alle Momente darzuthun, dass der Lungensucht überall Asthenie der Erregung zum Grunde liege, und die dagegen anzuwendenden Mittel nur in sofern als heilbringend

anzusehen seyen, als sie zur Classe der sogenannten Reizmittel gehören.

Eine besondere Nebenabsicht bey dieser Schrift war die Anpreisung zweyer, von Hn. *M.* erfundenen Mittel gegen die Lungensucht, eines *Suppenpulvers* und eines *die Lungen stärkenden heilenden Roobs*. So sehr er sich auch bemüht, den Schein der Charlatanerie zu vermeiden: so erinnert doch der Ton, wie diese Mittel angerühmt werden, nur zu sehr daran. Hr. *M.* will diese Mittel nicht als *Specifica* angesehen wissen. Specifische Mittel giebt es, seiner Versicherung nach (S. XIII), gar nicht. Sie existiren nur in der Phantasie mittelmäsiger oder schlechter Köpfe, welche von dem Organismus, dessen Zusammensetzung, belebender Kraft und Bestandtheile der Arzneymittel die schiefsten und unlautersten Vorstellungen hegen. — So zernichtet der Vf. durch einen Machtspruch eine seit so vielen Jahrhunderten allgemein angenommene Wahrheit, das Resultat so vieler Erfahrungen! — Eben so wenig sollen es *Arcana* seyn, da sich in der Zusammensetzung kein Arzneymittel befinde, dessen Wirksamkeit er nicht erprobt, und dessen Nutzen er nicht in einzelnen Fällen wahrgenommen habe. — Man sieht, wie logisch und bündig Hr. *M.* seine Schlüsse macht. Nach dem bisherigen Sprachgebrauch verstand man unter einem *Arcanum* das ganze Mittel, dessen Zusammensetzung nur dem Erfinder bekannt ist. Der Vf. rühmt hier zwey Mittel als vorzüglich heilsam in der Lungensucht, schweigt aber über ihre Zusammensetzung. Natürlich ist also der Schluss, dass Hr. *M.* wirklich *Arcana* besitze, Geheimnisskrämerey treibe. Dass dem wirklich so sey, geht auch aus der Bekanntmachung an die leidende Menschheit hervor, der zufolge diese Mittel in einer sowohl zu Frankfurt als auch auswärts rühmlichst bekannten Officin nach Vorschrift zubereitet, und unter ihrer Firma versendet werden: so dass sich jedes Individuum auf ihre Güte und Ächtheit verlassen kann. — Schade, dass Hr. *M.* den Preis nicht beygesetzt hat! Dagegen macht er darauf aufmerksam, dass die Zubereitung, wenn das Mittel seinem Zweck entsprechen soll, nicht in kleinen, sondern in grosen Portionen bewerkstelligt werden müsse. Natürlich werden grose Portionen dem Erfinder, Verfertiger und Abnehmer *nützlicher* seyn, als kleine. —

Mit einer ganz besonderen Resignation sieht Hr. *M.* dem Tadel der Recensenten entgegen „Ob übrigens", sagt er S. XV, „s. g. humane Recensenten ihren bitteren Tadel darüber ausstosen werden, darüber bin ich unbekümmert; mögen sie auch ihre Galle an vorliegendem Buche auslassen, mich mit dem Namen eines Brownianers, Erregungstheoretikers u. s. w. beehren, alle solche Ausfälle werde (ich) kaltblütig und als unter aller Kritik liegend übersehen." Was vermag die Kritik gegen einen solchen Stoiker? Der Zusatz: — „in der ganzen Abhandlung habe ich mich bemüht, auf Vernunft und Erfahrung gegründete Sätze zu befolgen, ohne wie ein praktischer Abenteurer auf unerhörte Dinge auszugehen, und durch Windschnitte dem Publicum zu imponiren". — fodert uns jedoch auf, dieses Werk nach seinem wissenschaftlichen Gehalt ruhig und unparteyisch zu prüfen. —

In *acht Fragmenten* verbreitet sich der Vf. über die Natur, Ursachen und die Heilmethode der Lungensucht. Die von ihm befolgte Methode ist wenig anziehend; er schweift unaufhörlich von der eigentlichen Materie ab, läst sich zu weitläuftigen Digressionen über ganz fremdartige Gegenstände hinreissen, und ermüdet den Leser durch sehr ausführlich erzählte Krankheitsgeschichten. Zugleich ist sein Vortrag nichts weniger als musterhaft, die Perioden oft ungebührlich lang; das Pronomen läst er meistens hinweg. —

Im 1 Fragment wird das *Diagnostische der Krankheit* abgehandelt. Die Behauptung, dass dieser Krankheit stets eine Opportunität vorausgehe, findet nicht allgemein Statt, da wir die Entstehung dieses Übels öfters ohne alle vorausgegangene Anlage wahrnehmen. Auch der mit der gesundesten Lunge ausgestattete Mensch kann Phthisiker werden; eine übel behandelte Lungenentzündung, ein vernachlässigter Katarrh giebt hiezu sehr leicht die Veranlassung. — Das die Lungensucht begleitende Fieber sieht Hr. *M.* als eine Folge der Asthenie an, hervorgebracht durch den Säfteverlust bey der Eiterung, den Schweissen. Wie will er aber das Hervortreten dieses Fiebers gleich im Anfange der Krankheit erklären, wo weder die Eiterung noch die Schweisse sehr beträchtlich sind? Die alleinige Rücksicht auf die durch den Säfteverlust erzeugte Asthenie macht uns die stete Gegenwart des Fiebers bey diesem Zustande eben so wenig deutlich, als die Hypothesen der älteren Ärzte von der Einsaugung des Eiters und seines Übertritts in die Blutmasse. Geht man dagegen von der Ansicht aus, dass diese Krankheit stets von einem entzündlichen Zustande des Lungenorgans begleitet, ihr eigentlicher Charakter dadurch begründet werde: so ist auch die Bedeutung des Fiebers bey der Lungensucht keineswegs räthselhaft. Es ist hier nicht der Ort, diese Ansicht näher darzuthun, so viele wichtige Gründe sich dafür anführen liessen. — Über den Typus des Fiebers theilt der Vf. mehrere interessante Beobachtungen mit, auf welche wir die Leser aufmerksam machen. —

Im 2 Abschnitt verbreitet er sich *über die ursachlichen Momente, welche zur Entstehung der Lungensucht die Veranlassung geben.* Von der Übertragung dieses Übels durch Erbschaft von den Ältern zu den Kindern, führt er mehrere Beyspiele an, welche Rec. noch mit einigen vermehren könnte. Unter anderen erinnert er sich einer Familie, in welcher die von schwindsüchtigen Ältern erzeugten Kinder bis zum zwanzigsten Jahre einer blühenden Gesundheit genossen, alsdann erkrankten, und von der Lungensucht hinweggerafft wurden. Dieses unglückliche Schicksal traf auch die drey sehr schönen Töchter dieses Hauses, obgleich Alles aufgeboten wurde, diesen traurigen Ausgang zu verhüten. —

Der Vf. will die Lungensucht nicht als ein ansteckendes Übel gelten lassen, und bestreitet diese Meinung durch eigene und fremde Erfahrungen. Obgleich Rec. die Ansteckungskraft dieser Krankheit in den gewöhnlichen Fällen gleichfalls bezweifelt: so ist es doch nur zu gewiss, dass die Lungensucht, wie wohl jede Krankheit, unter besonderen Verhältnissen eine contagiose Natur annehmen könne. Er hat an einem sehr nahen Verwandten ein merkwürdiges Beyspiel hievon erlebt. Dieser, früher ganz gesund, und besonders mit einem sehr kräftigen Lungenorgane begabt, wurde durch das Zusammenleben mit einer phthisischen Frau, welchem Übel dieselbe auch erlag, von dergleichen Krankheit ergriffen und an den Rand des Grabes gebracht. Solche einzelne Erfahrungen sollten uns, vorzüglich auch in polizeylicher Rücksicht, vorsichtig in der Annahme über die Nichtansteckbarkeit dieser Krankheit machen. — Über den Luxus, den Missbrauch des Weins, der abgezogenen Wasser, die allzu frühen Ehen, und das Selbststillen schwächlicher Frauen, als eine häufige Veranlassung dieser Krankheit, sagt der Vf. viel Wahres und der Beherzigung Werthes. — Es ist sehr begreiflich, dass er bey seiner beschränkten *brownschen* Ansicht die eigentliche Bedeutung der Metastasen — dieser so häufigen Quelle der Phthisis — gänzlich verkannte, und sich zu vielen irrigen Behauptungen hinreissen liess. Bey ihm dreht sich Alles sehr eintönig um die Asthenie herum, durch welche Zauberformel sich freylich dieser merkwürdige pathologische Process nicht begreifen läst.

Im 3 Fragment setzt der Vf. seine Betrachtungen *über die ursachlichen Momente der Lungensucht* fort. Bey der Rücksicht auf die atmosphärischen Einflüsse handelt er auch die Kälte und Wärme ab, und wiederholt hier die schon zum Überdruss gehörten Gründe, wodurch die stärkende Kraft der Wärme, die schwächende der Kälte dargethan werden soll. — Den Bluthusten sieht Hr. *M.* zwar als eine häufige Ursache zur Entstehung der Lungensucht an, glaubt aber, „dass der Schlendrian, nach welchem man die Ursache desselben in einer Vollblütigkeit suchte, und daher zur Heilung die sogenannte antiphlogistische Behandlung durch Aderlassen, kühlende Mittel, magere Diät anwandte, um die etwaige gebildete verborgene chronische Lungenentzündung zu heben, manches Individuum ohne Rettung in unheilbare Lungensucht gestürzt habe", S. 119. Es scheint wirklich, als habe Hr. *M.* nur wenige am Bluthusten leidende Kranke in seiner Behandlung gehabt, da er ausserdem unmöglich eine so irrige Behauptung aufstellen konnte. Alle erfahrenen Ärzte werden mit Rec. sich darin vereinigen, dass zwar bey Jedem, an Haemoptysis Leidenden die Gefahr des Überganges in Lungensucht vorhanden, dieser aber fast unabwendbar sey, wenn man statt der antiphlogistischen Behandlung, der so dringend indicirten Blutentleerungen, bloss reizende Mittel anwendet. — Dasselbe gilt von den unterdrückten Haemorrhoiden, bey welchen der Vf. gleichfalls, aller Theorie und Erfahrung zuwider, die kühlenden Mittel verwirft, und bloss reizende empfiehlt. — Wir haben bereits erwähnt, zu welchen weitläuftigen Digressionen sich Hr. *M.* öfters verleiten lasse. Hierin geht er bey Gelegenheit der unterdrückten monatlichen Reinigung am allerweitesten. Wir erhalten hier eine ausführliche physiologisch - nosologisch - therapeutische Abhandlung über die weibliche Geschlechtsfunction, die Bedeutung der Menstruation, die Bleichsucht, die zu frühe Reinigung, den zu häufigen Fluss und dessen Unterdrückung, alles durch breite Krankheitsgeschichten erläutert. Auf solche Weise hätte der Vf. die ganze specielle Pathologie und Therapie in dieses Werk hineinziehen, und es dadurch noch voluminöser machen können.

Die meiste Befriedigung gewährt das 4 Fragment, worin der Vf. sich auf eine sehr erschöpfende Weise *über jene Krankheitsformen* verbreitet, *welche zur Entstehung der Lungensucht Veranlassung geben.* — Mit Recht behauptet die Lungenentzündung hier die erste Stelle, da die Phthisis in den bey weitem häufigsten Fällen die Folge einer bald schlecht behandelten, bald ganz übersehenen Entzündung dieses Organs ist. Auch wirken die meisten Einflüsse, aus denen man die Entstehung dieser Krankheit herleitet, vorzüglich dadurch schädlich ein, dass sie zu neuer Entzündung der Lungen Veranlassung geben. Sogar die Tuberkeln müssen unter diesem Gesichtspunct angesehen werden; für sich erzeugen sie keine Phthisis, sondern nur dadurch, dass eine Entzündung in ihnen angefacht wird, welche in Eiterung übergeht.

Im 5 Fragment sucht der Vf. darzuthun, dass durch das Mitwirken der inneren Thätigkeiten des Organismus, das Streben desselben, die Normalität der Energie innerer Thätigkeit durch alle Gebilde zu erhalten, die Desorganisation des Lungenorgans verhütet, hiedurch öfters Lungenwunden geheilt werden, und durch den wohlthätigen Einfluss eines guten Eiters Lungengeschwüre öfters einen günstigen Ausgang nehmen. — Zu diesem Resultat, gegen dessen Gültigkeit sich sehr Vieles einwenden liesse, kommt der Vf. auf einem sehr langen Umwege, indem er eine weitläuftige physiologische Abhandlung über die Reproduction, über *Stahls* System, die Autokratie der Natur, die Krisenlehre vorausschickt. Dieses unnütze Ausschweifen in ein ganz fremdes Gebiet nimmt nicht weniger als 44 Seiten ein, in welchen von der eigentlich hier abzuhandelnden Materie, der Lungensucht, fast nirgends die Rede ist. — Es würde die Grenzen dieser Blätter überschreiten, dem Vf. hier Schritt vor Schritt zu folgen, und die vielen irrigen Behauptungen, z. B. über die Autokratie der Natur, die Krisenlehre, wo Alles nach dem Massstabe des Brownianismus höchst einseitig beurtheilt wird, in ihrer ganzen Blösse darzustellen.

Das 6 Fragment macht den Übergang zu dem *therapeutischen* Theile der Schrift. Der Vf. hat es hier wieder mit lauter Gegenständen zu thun, die

weit füglicher in ein Handbuch der Therapie, als in eine Schrift über die Lungensucht passen. Denn wozu dienen wohl die weitläuftigen Erörterungen über Radical- und Palliativ-Cur, die Ursache der Krankheit, die Bedeutung der Wahrnehmung, Beobachtung und Erfahrung? Man sollte wirklich glauben, es sey dem Vf. darum zu thun gewesen, die Bogenzahl zu vergrössern, da er so vieles Fremdartige hier aufnahm.

Im 7 und 8 Fragment unterwirft der Vf. die meisten in der Lungensucht empfohlenen *Heilmittel* einer strengen Kritik. Von der Idee ausgehend, dass dieser Krankheit stets Asthenie der Erregung zum Grunde liege, verwirft er alle, nicht zur Classe der reizenden gehörigen Mittel als unpassend und schädlich, und dringt auf den Gebrauch der Reizmittel, welchen er eine warme Lobrede hält. Bey solcher Einseitigkeit der Ansicht, bey einem so parteyischen Urtheil, wodurch gerade die wichtigsten, heilkräftigsten Arzneyen aus der Reihe der erprobten Heilmittel ausgeschlossen werden, könnten wir uns der näheren Würdigung dieser Fragmente ganz überheben. Nur einige Bemerkungen mögen zur weiteren Bezeichnung des Geistes dieser Schrift hier noch Platz finden. Das Aderlassen, nach der Erfahrung aller besseren Ärzte in vielen Fällen der Lungensucht, vorzüglich bey sehr irritabeln Constitutionen, eines der wohlthätigsten Mittel, verwirft Hr. *M.* ganz und gar, weil der asthenische Zustand dadurch sehr gesteigert werde. Von der Idee der Asthenie, gleich einem Gespenste, überall verfolgt, verkennt er alle Momente bey dieser Krankheit, welche die Nothwendigkeit der Blutentleerungen darthun. Von demselben Gesichtspuncte aus urtheilt er über die kühlenden Mittel, in denen er nur schwächende Potenzen erblickt, ihre anderen heilsamen Nebenwirkungen aber gänzlich übersieht. Bey dem hartnäckigen Festhalten an die Grundsätze einer höchst einseitigen Erregungstheorie, läfst sich kaum hoffen, dass er von diesen, am Krankenbette so nachtheiligen Maximen je abgehen werde. Wir können auf die Schädlichkeit dieser therapeutischen Grundsätze die Leser nicht genug aufmerksam machen. Nur zu lebhaft stellen sich unserem Gedächtnisse die grossen Missgriffe dar, die man sich in der *brownschen* Periode bey der Behandlung der Lungensucht zu Schulden kommen liess. Wie schnell eilten die mit Reizmitteln, besonders mit Opiaten reichlich behandelten Kranken dem Grabe zu! Dagegen ist nicht zu verkennen, dass bey einer mehr passiven, kühlenden Behandlung, auch jene Phthisiker, bey denen die Krankheit unheilbar ist, ungleich länger erhalten werden, und einer besseren Existenz geniessen, als bey der Bestürmung mit Reizmitteln. Von diesem Gesichtspuncte angesehen, erscheint auch dasjenige gehaltlos, was der Vf. über die Verwerflichkeit der Milchcuren gesagt hat, deren grosse Heilkraft in manchen Fällen der Lungensucht unbestreitbar ist. So verwirft der Vf. mit Unrecht auch die Bleymittel, als einen gefährlichen, giftigen Arzneykörper. Dort, wo der Auswurf ungewöhnlich häufig erfolgt, erweisen sich die Bleymittel öfters ausserordentlich wirksam. Rec. hat mehrere sehr frappante Erfahrungen von der grossen Heilkraft des *Sacchar. Saturni* in solchen Formen der Phthisis für sich.

Wenn man nun, beym Schlusse dieser Anzeige, die Frage aufwirft, ob wir durch diese Schrift in der richtigeren Erkenntniss und besseren Behandlung der Lungenschwindsucht etwas gewonnen haben: so müssen wir dieselbe schlechthin verneinen. Die Ansichten des Vfs. über das Wesen der Krankheit sind verworren und falsch, seine therapeutischen Grundsätze mit einer besseren Theorie und den Erfahrungen aller Zeiten in geradem Widerspruche. Unstreitig würde der Vf., dem es weder an Erfahrung, noch an Scharfsinn und Gelehrsamkeit fehlt, etwas ungleich Gehaltvolleres über diese Krankheit geliefert haben, hätte ihn eine einseitige Theorie, der er sich gänzlich ergeben, nicht stets von dem wahren Wege abgelenkt, und zu den irrigsten Behauptungen verleitet.

M † S.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Heidelberg*, in Commission b. Mohr u. Zimmer: *Medicinisches Familienbüchlein.* Meinen deutschen Brüdern und Schwestern gewidmet von Dr. *J. A. Pitschaft* (in Bonfeld bey Heilbronn). 1812. 126 S. 8. (18 gr.)

Unter diesem Titel giebt der Vf. seine Gedanken und gutgemeinten Vorschläge über mancherley diätetische Gegenstände, als: Speisen und Getränke, Koch- und Ess-Geschirr, Kleidung, Bewegung, Schlaf, und fügt noch einige Bemerkungen über Behandlung der Kranken, in so weit sie dem Laien zukommt, über die Behandlung kranker Kinder, über ansteckende Krankheiten, über einige Vorurtheile und irrige Ansichten (medicinische Gegenstände betreffend) und über die Seelendiät hinzu. Wir haben nichts gefunden, was nicht zweckmäsig und der Beherzigung derjenigen Classe von Lesern würdig wäre, für die es zunächst bestimmt ist, obgleich das Meiste schon bekannt und oft genug gesagt ist. Inzwischen liest man auch gern bekannte Dinge noch einmal in einem so angenehmen und fasslichen Tone, und noch überdiess mit so vielen schönen Stellen aus alten und neueren Prosaikern und Dichtern, von denen manche in der That recht passend gewählt sind, durchwebt, wie es hier der Fall ist. Nur wäre zu wünschen, der Vf. wäre hie und da weniger redselig gewesen, und nicht bisweilen, im Bestreben, witzig zu seyn, bis zur Plattheit, ja, was noch schlimmer ist, bis zum Obscönen herunter gesunken. Stellen dieser Art sind S. 55. 19. 30. 43. 44. 58 u. s. w. Auch sind wir auf manche fehlerhafte oder provinziale Ausdrücke gestossen, als: S. 12 *Düfteley;* S. 18 *Consumation* st. *Consumtion;* S. 71 *geheuer*, welches mehreremale in der Schrift vorkommt u. s. w. So schreibt auch der Vf. immer *Oxid* st. *Oxyd*. Druck und Papier aber sind schön.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

PHILOSOPHIE.

Sulzbach, in Commerzienraths Seidel Kunst- und Buch-Handlung: *Die Religion an sich, und in ihrem Verhältnisse zu Wissenschaft, Kunst, Leben und zu den positiven Formen derselben*, in einer Reihe von Vorträgen an Gebildete dargestellt von *Amadeus Wendt*, aufs. Prof. der Philos. auf der Universität Leipzig. Auch unter dem Titel: *Reden über die Religion.* Für Gebildete, namentlich diejenigen, welche sich den Wissenschaften widmen, gehalten von *Amadeus Wendt* u. s. w. 1813. 206 S. gr. 8. (20 Gr.)

Diese Reden wurden wirklich vor studirenden Jünglingen gehalten, um ihre religiösen Gesinnungen anzuregen, und ihnen die rechte Richtung zu geben; weil nun die Zuhörer sie als ein bleibendes Denkmal ihres Lehrers besitzen wollten, und die Reden selbst auch noch für einen grösseren Kreis von Menschen zweckmäsig schienen, wurden sie dem Drucke übergeben. Der Vf. wünscht eine unbefangene, und nicht oberflächliche Prüfung der darin aufgestellten Ansicht von der Religion, namentlich in psychologischer Hinsicht. — Für Rec. waren diese Reden eine sehr erfreuliche Erscheinung, weil er religiöse Vorträge ähnlicher Art an Studirende auf Universitäten für ein wesentliches Bedürfniss hält, das aber leider immer noch nicht gehörig berücksichtigt wird. Den Lehrern der Philosophie kommt es vorzugsweise zu, ihm abzuhelfen, und wenn ihre Wissenschaft die religiösen Keime in sich schliesst: so werden sie consequenter Weise nicht umhin können, sie auch zu entwickeln, und zum besonderen Gegenstande ihrer Vorträge zu machen. Wenn nun dieselben seit längerer Zeit fast allgemein ein tiefes Stillschweigen über die religiösen Ideen beobachteten: so ist dieses mehr als ein zweydeutiges Zeugniss gegen den Geist ihrer Lehre. Dass aber Hr. *W.* die innere Verbindung der Philosophie mit der Religion klar eingesehen, und mit Wärme darüber zu sprechen verstehe, beweiset vorliegende Schrift zur Genüge.

In der als Einleitung dienenden ersten Rede zeigt der Vf. die Wichtigkeit der Religion für alle Menschen, insbesondere für Studirende, und im Allgemeinen das Verhältniss derselben zu dem Studium der anderen Wissenschaften, wobey sehr treffende Gedanken vorkommen. So heisst es S. 13: „Wahres Wissen ist nicht ohne Religion, und eine wissenschaftliche Ansicht, die nicht von Religion ausgeht, von ihr belebt und erfüllt ist, kann so wenig ein wahres Wissen mittheilen, als dieses ohne jene, von dem Schüler der Philosophie erlangt werden kann," welches alles Rec. buchstäblich unterschreibt. In den folgenden Reden werden die Fragen beantwortet: 1) *Was ist Religion überhaupt?* 2) *in welchem Verhältnisse steht sie zur Wissenschaft?* 3) *zur Kunst?* 4) *zum Leben?* 5) *zu den positiven Religionen, namentlich zur christlichen Offenbarung?* und 6) *die Schlussrede* handelt *von der Art, wie man Religion erwecke, erhalte und befestige.*

Das Wesen der Religion wird S. 57 bestimmt, *als die innere ungetheilte und ununterbrochene Wirksamkeit des Gemüths in seinem freyen und ursprünglichen Streben zur Gottheit und dadurch bewirkte Vereinigung mit ihm.* Hr. *W.* findet den Grund der Religion in dem Triebe und dem freyen Streben nach etwas Beständigerem und Höherem, als das Sinnliche ist, nämlich darnach, das ganze Leben zu einem übereinstimmenden, und in sich vollendeten Ganzen zu machen; diesem Streben muss ein Gegenstand entsprechen; daher sind wir gezwungen, einen lebendigen Quell anzunehmen, da diese Übereinstimmung allem Leben und Seyn giebt, und diesen Quell der ewigen Einheit nennen wir Gott, und das Streben, mit ihm Eins zu werden, Religion. Die Überzeugung von der Realität der Religion nennt der Vf. S. 39. mit Recht, eine unmittelbare; sie ist ein *ursprüngliches Gefühl*, woran unser Geist glaubt; es ist über alles Wissen und allen Beweis erhaben. Nach S. 50 fodert die Religion nicht klare Begriffe von Gott; die Phantasie, geleitet von der Vernunft, erhebt sich, eben wie der Verstand, zu Gott; ursprünglicher aber ist der Religion das Gefühl der Gottheit, dessen Wirkung S. 51 u. folgg., sehr treffend charakterisirt wird. Das Gefühl muss ins Handeln übergehen, obgleich die Religion selbst kein Handeln ist, sondern es nur zur nothwendigen Folge hat; sie für sich besteht in der innersten Wirksamkeit der Seelenkraft, nicht im blossen Erkennen, denn dieses führt zum Unglauben; auch nicht im blossen Gefühle, welches für sich zum Aberglauben verleitet; sondern sie ist Gesammtwirksamkeit der ungetheilten Seelenkraft. Rec. ist mit dem Vf. ganz einverstanden, und findet diese Erörterung des Wesens der Religion gründlich und wahr. S. 42 werden die Eigenschaften Gottes in stäter Beziehung auf seine Wirksamkeit in dem Natur- und Menschen-Leben auseinandergesetzt. Was der Vf. hierüber sagt, kann Rec. nicht vereinigen mit einer Stelle S. 36, wo Hr. *W.* von dem Unterschiede der äusseren Natur und der inneren menschlichen spricht,

und unter anderen behauptet; der Mensch erblicke in der Natur den Spiegel seines eigenen Wesens; dann wieder, sie trete mit seiner geistigen Macht in Widerstreit, und in dem Meere der Erscheinungen zeige sich das Regen einer fremden Gewalt. Diese Behauptung hält Rec. nicht für religiös, vielmehr fodert die Religion, dass die Gesetze der äusseren Welterscheinungen und die des menschlichen Geistes, mit einander übereinstimmen.

In der Rede von dem *Verhältniss der Religion zur Wissenschaft*, S. 61—90, setzt der Vf. zuerst fest, was er unter Wissen und Erkennen verstehe; und hier finden wir ihn beynahe inconsequent, indem er S. 64 behauptet, man könne nur einen solchen Gegenstand erkennen, welchen man anzuschauen, und dessen eigenthümliche Einwirkung man mit Bewusstseyn aufzufassen vermöge. Allein, ist denn die Erkenntniss der Eigenschaften Gottes nicht auch ein Wissen? Sind es nicht alle Ideen? und können diese auf uns wirken, wie sinnlich anschaubare Gegenstände? Jedoch strebt er wieder in sofern über diese nachtheilige Beschränkung hinaus, als er die Gewissheit des Erkennens in die Übereinstimmung des Denkens und seines Gegenstandes setzt, und die Erkenntnisse selbst nur dann für wahr und gewiss hält, wenn sie als ein lebendig gegliedertes Ganzes, als reines Kunstproduct des Denkens, erscheinen, d. h., wenn ein wissenschaftlicher Zusammenhang in ihnen herrscht. Dass Gott kein Gegenstand möglicher Erkenntniss werden könne, weil er schrankenlos sey, könnte leicht missverstanden werden. Denn von Gott können wir nur sprechen, sofern er Schöpfer ist; als solcher aber hat er auch sein Wesen in endlichen Erscheinungen kund gegeben, und dieses geoffenbarte Wesen lässt sich wohl erkennen. Von Gott, sofern er nicht Schöpfer ist, kann keine Rede seyn, und was der Vf. zeither von Gott gesagt hat, passt bloss auf den geoffenbarten Gott. — In der Rede von *dem Verhältnisse der Religion zur Kunst*, gefiel Rec. nicht, wenn der Vf. S. 98 tadelnd sagt, mit den religiösen Gefühlen, welche das Kunstwerk hervorbringen könne, vereinige sich immer der Eindruck des Sinnlichen, und theile unsere Aufmerksamkeit. Allein weiss er denn nicht, dass in der Kunst nicht das Sinnliche, als solches, dem Betrachtenden ein Interesse abgewinnen dürfe, sondern der dadurch ausgedrückte Gedanke? und ist es denn in der Natur anders? können denn unsere religiösen Gefühle getrennt werden von sinnlichen Objecten? Die Rechtfertigung der Kunst gegen den Vorwurf, als sey sie der Religion gefährlich, halten wir in unseren Zeiten zwar für überflüssig, doch mag es gut seyn, Jünglinge darauf aufmerksam zu machen. Die V *Rede handelt von dem Verhältnisse der Religion zum Leben*. Das Leben wird vom Vf. in verschiedener Bedeutung genommen, auch als Handeln überhaupt, als Summe von Erscheinungen, durch welche das menschliche Individuum als solches sich bildet; auch in einer höheren Bedeutung, als ein durch sichtliches Handeln selbst gebildetes Ganzes menschlicher Wirksamkeit, wodurch das Individuum seine wahre Natur im Kreise seiner Umgebungen äussert. Das alles ist aber ziemlich dunkel, schwerfällig und in sichtbar gesuchten Ausdrücken auseinandergesetzt. Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. in dieser Rede eine besondere Rücksicht auf die Geschichte genommen, und gezeigt hätte, *wie* die Religiösität auf das Leben wirke, und in einzelnen Erscheinungen immer gewirkt habe. Wohl aber hat er eben so wahr, als schön, das Verhältniss geschildert, in welchem das religiöse Leben zu dem steht, welches erst nach dem Sinne der neueren Sittenlehre durch eine abstracte Moral hervorgebracht werden soll. In der VI Rede wird das *Verhältniss der Religion überhaupt zu ihren verschiedenen Hauptformen, insbesondere zur christlichen Offenbarung*, auseinander gesetzt. Der Vf. nennt diese Untersuchung eine philosophisch-historische, „weil wir (S. 145, um seine eigenen Worte zu gebrauchen) mit Voraussetzung jener allgemeinen Ideen der Religion, von dem Begriffe der positiven Religion ausgehen, aus welchem wir die Hauptformen derselben, in Hinsicht auf den nothwendigen psychologischen Bildungsgang der sich entwickelnden Menschheit, im Ganzen und Grossen, in den Thatsachen der bestätigenden Geschichte beschreibend ableiten.“ Es ist diess weder sehr deutlich noch sehr bedeutend. Darauf stellt er den Begriff auf von den polytheistischen und monotheistischen Religionsformen; wo das Äussere, Sinnliche, oder der Cultus vorherrsche, entstehe Polytheismus, wo aber das Dogma, der Unterricht oder das Geistige überwiege, der Monotheismus. Daran ist wohl etwas Wahres; aber es scheint unzureichend, beide zu erklären; vielmehr ist es die Idee des Unendlichen, welche den Monotheismus, so wie der Begriff des Endlichen, welcher den Polytheismus zeugt. Das Geistige für sich involvirt noch nicht den Begriff des Unendlichen, wohl aber dieser den des Geistigen. Eben so wenig können wir ganz der Behauptung beystimmen, S. 156, dass die Naturreligion die frühere gewesen sey; wenigstens verdienen die Gründe derjenigen eine Berücksichtigung, welche dafürhalten, nach der ursprünglichen religiösen Ansicht der Völker sey Alles Sinnliche nur für eine Allegorie des Übersinnlichen gehalten worden; diese sey erst nachher verdunkelt worden, und in Naturreligion ausgeartet. Was der Vf. sonst von der letzteren sagt, ist sehr lesenswerth. Noch liesse sich Manches einwenden gegen die vom Vf. vermuthete Entstehung der verschiedenen positiven Religionen; da sich aber darüber wenig Zuverlässiges sagen lässt, und das Meiste auf Hypothesen beruht: so wollen wir ihn vielmehr rühmen, dass er so viele schöne und interessante Bemerkungen mit der Erklärung dieser dunkeln Gegenstände verwebt hat. Was er von der Nothwendigkeit eines Lehrbegriffs, und dem Verhältnisse des Religionslehrers zu demselben, S. 172 u. folg. sagt, ist ganz und gar auch Rec. Überzeugung. Was aber S. 175 von der Rückkehr zur Urreligion gesagt wird, wo auch die Wissenschaft wieder verschwinden, und der bewusste Zustand der Gottergebenheit im Glauben wieder eintreten werde, lässt Rec. dahin gestellt seyn. Der Vf. glaubt, wenn die Wissenschaft alle ihre Stufen durchlaufen

habe, werde sie ihre Schranken anerkennen, und die Menschheit dadurch zur Religion zurückführen; Vernunft und Offenbarung, Glauben und Wissen, Erkennen und Handeln, würden Eins, und das irdische Leben der Menschheit beschlossen seyn. Allerdings schöne Züge einer vollkommenen Menschheit! Ob aber der Mensch auf dem bezeichneten Wege sie erlangen werde, ist noch zweifelhaft; es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass die Anerkennung der Schranken des menschlichen Geistes für sich solche Wirkungen haben könne; vielmehr müsste ein vollendet gebildeter Verstand dieses zu bewirken im Stande seyn. Übrigens kommen in dieser Rede treffliche Wahrheiten über das Christenthum zur Sprache. Die Schlussrede handelt von der Art, wie man die Religion erwecke, erhalte und befestige. Als die zweckmässigsten Mittel dazu werden wieder Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit, eine vernunftgemässe Einsamkeit, der Umgang mit religiösen und guten Menschen, und freundschaftliche Verbindungen genannt.

Diese Schrift gehört, nach dem in ihr herrschenden Geiste, unstreitig zu den besten dieser Zeit. Es wäre bloss zu wünschen, dass sie in einer natürlicheren und weniger gekünstelten Schreibart abgefasst wäre; die Perioden sind öfters viel zu gross und dunkel, die Ausdrücke und Wendungen zu gesucht, und die ganze Manier schwülstig und pretiös.

M. N. A.

Nürnberg, b. Schrag: *Kritik der Schrift: Darstellung des Wesens der Philosophie des Herrn Friedrich Köppen*, von *Friedrich Schafberger;* nebst Darlegung der eigenen Ansichten des Verfassers. 1813. 232 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Mit dieser Schrift eröffnet ein junger, philosophischer Denker seine schriftstellerische Laufbahn auf eine sehr rühmliche Weise. Gründlichkeit, Fasslichkeit, Kürze und Bescheidenheit bezeichnen die Eigenschaften seines ersten Werkes; es zeugt von einem tüchtigen Kopfe und gewandten Dialektiker, der damit factisch sein Recht begründet, über philosophische Gegenstände eine öffentliche Stimme zu führen. Es enthält zuerst eine Kritik der Schrift Hn. *Köppens: Darstellung des Wesens der Philosophie*, und dann eine wissenschaftliche Darstellung der eigenen Ansichten des Vfs. über die wichtigsten Gegenstände der Philosophie. Die kritisirte Schrift soll bey Mehreren einen ziemlich grossen Beyfall gefunden haben, wahrscheinlich weil sie der Fassungskraft und gewöhnlichen Denkart Vieler entspricht. Hr. *S.*, ein Baier und Zögling der Universität, an welcher *Köppen* seine Philosophie vorträgt, prüft nun letztere streng, aber ohne Animosität, und zeigt die nachtheiligen Folgen, welche sie in den jugendlichen Geistern hervorbringen müsse. Sie würde allerdings an und für sich eine so umständliche und mühsame Untersuchung nicht verdient haben, wenn ihr Vf. nicht öffentlicher Lehrer einer grossen Lehranstalt wäre, wo sein Einfluss auf die Jugend bedeutend, und keinem Patrioten gleichgültig seyn kann, welcher Gesichtspunct auch den Vf. vorzüglich zu dieser Arbeit bestimmte. In der bemerkenswerthen Vorrede zeichnet er zwar kurz, aber vollständig, den Charakter der *köppen*'schen Lehre, woraus sich ergiebt, dass sie Eins ist mit der jakobisch-dualistischen Philosophie, welche mit sich selbst uneinig auf baare Widersprüche und nie zu vereinigende Gegensätze führt, ohne dass ihre Anhänger aus Mangel einer scientifischen Methode es selbst bemerkten; wesswegen er ihren Geist *den Geist der bewusstlosen Vorstellung* nennt. Die Hauptmomente dieser Lehre sind: 1) Dass der Widerspruch im Wissen schon seiner Grundlage nach, nicht aufzuheben sey, weil er auf dem Dualismus zwischen Freyheit und Nothwendigkeit beruhe; 2) dass Freyheit das Unbedingte sey im Individuum, und sich also durch das Vermögen, Zwecke zu setzen, verkünde; 3) dass sich in der Geschichte nichts entwickele, als ein endloser Kampf der Individualitäten, der nie zur Harmonie werden könne, weil er wesentlich ein Kampf zwischen Freyheit und Schicksal sey. Nachdem nun Hr. *S.* durch einen treuen Auszug aus der *köppen*'schen Schrift von S. 2—29 dargethan, dass diese Sätze die Summe und Quintessenz ihrer Weisheit seyen, geht er zu ihrer Prüfung über, bey welcher er die zwey Fragen beantwortet: a) welche Erkenntniss begründet damit der Vf.? b) wie muss das dieser Erkenntniss entsprechende Handeln beschaffen seyn? In ersterer Rücksicht zeigt er, dass Alles Wissen in Widersprüche sich auflöse; und in der zweyten, dass nur die gesetzlose Willkühr des Ich, der blosse Egoismus, als Grund des Handelns, sich constituiren könne; er verfolgt die Lehre seines Gegners Schritt für Schritt, deckt das Unbefriedigende, Lose und Widersprechende darin, oft mit bewundernswürdigem Scharfsinn auf; und das Resultat der Prüfung spricht er S. 78 so aus: „Nirgends ist der Versuch, die Erkenntniss zu vernichten, bestimmter durchgeführt, nirgends das Streben, dem Bewusstseyn einen unzuvermittelnden Dualismus zum Grunde zu legen, deutlicher, (als in dem *köppen*'schen Werke); aber darum tritt auch nirgends deutlicher die Vernichtung des Bewusstseyns in Widersprüchen, nirgends klarer die sich behauptende Wahrheit und Gesetzmässigkeit des Wissens als unabweisbare Foderung auf." Und S. 73: „Das Geheimniss, wodurch der Vf. seine Weisheit den Lesern weis (!) zu machen wähnt, besteht darin, Alles Widersprechende und Unbegreifliche als ganz nothwendig und natürlich zu finden." Noch muss Rec. die Leser aufmerksam machen auf die Stelle der Vorrede S. XV u. folgg., in welche der Vf. die höchst nachtheiligen Folgen auseinander setzt, welche eine solche Lehre auf den Geist der Studirenden haben müsse; sie sind eben so traurig, als wahr; und wenn man bedenkt, welchen wichtigen Einfluss die öffentlichen Lehrer der Philosophie auf die ganze künftige Denk- und Handlungs-Weise ihrer Zöglinge ausüben: so kann man nicht umhin, von Herzen zu wünschen, dass bey der Auswahl derselben nur allein die durch Wissenschaft und Charakter bestimmte Würdigkeit ent-

scheide, und jeder untüchtig Befundene abgewiesen, oder schleunigst wieder entfernt werde, besonders an solchen Lehranstalten, wo die Schüler angewiesen und gezwungen werden, die Collegien bestimmter Lehrer zu besuchen. Hr. *S.* foderte den Hn. *Köppen* auf, entweder seine philosophischen Ansichten zu ändern, oder öffentlich, und namentlich, seine Äusserungen zu widerlegen; Rec. ist nicht bekannt, ob das Eine oder Andere geschehen ist.

Im zweyten Abschnitte der Schrift giebt der Vf. eine wissenschaftlich - synthetische Deduction seiner eigenen philosophischen Ansichten über das gesammte Gebiet des menschlichen Wissens; sie läfst weder einen Auszug zu, noch können wir sie hier einer besonderen Prüfung unterwerfen, ohne selbst ein Buch darüber zu schreiben; wir begnügen uns also mit einigen allgemeinen Bemerkungen darüber. Der Vf. bezeichnet voraus die Schranken, welche keine Philosophie überschreiten könne, ohne sich selbst zu vernichten; und diese sind 1) die Foderung objectiver Gültigkeit des Erkennens, und auch die Harmonie des Bewufstseyns mit sich selbst im Wissen. Wäre man in neueren Zeiten immer von diesen Voraussetzungen ausgegangen, und denselben treu geblieben: so würde man nicht so häufig in Labyrinthe und auf Irrwege sich verloren, und die Wissenschaft selbst in grofsen Miscredit gebracht haben. Nichts scheint uns nachtheiliger, als die den Skepticismus begründende, und jetzt von Vielen angenommene, Meinung von der Subjectivität alles Wissens, wodurch alles Philosophiren in ein höchst willkührliches und grundloses Gedankenspiel ausartet, wobey Kopf und Herz dunkel, kalt, und ungerührt bleiben müssen. Rec. hält daher die Fundamentalsätze des Vfs. für eben so objectiv gültig, als in Beziehung auf den gegenwärtigen Zustand der Philosophie verdienstlich. Was aber seine Philosophie selbst und die Form der Darstellung betrifft: so beweist beides nicht nur einen geübten und scharfsinnigen Denker, sondern auch einen sehr kenntnifsreichen, und in den wichtigsten Gegenständen des Wissens bewanderten Geist. Was die berühmtesten Philosophen unter den Griechen zum Inhalte der Philosophie rechneten, und was mehrere Neuere davon ausschlossen, hat auch er wieder aufgenommen; und wenn man auch nicht überall mit ihm einverstanden seyn kann: so wird man ihm doch zugestehen müssen, dafs er mit selbstständiger Beurtheilung Alles erforscht, und in einen wissenschaftlichen Zusammenhang unter einander gebracht habe. Die Schöpfung nach ihrem realen und intelligenten Seyn, das Natur - und Menschen - Leben nach ihren wesentlichen Beschaffenheiten machen den Inhalt der Philosophie des Hn. *S.* aus. Wie das nach seinen ursprünglichen Gesetzen wirkende Bewufstseyn sich die Natur als das objective Gegenbild des göttlichen Seyns denken müsse, und wie dann die göttliche Intelligenz sich im Menschen auf gegenbildliche Weise abspiegele, hat der Vf., nach seinen Principien, mit seltenem Scharfsinne durchgeführt, und mitunter treffliche Ansichten über die Naturwissenschaften, über die höhere Bedeutung der Mathematik, über die mannichfaltigen Wirkungen des menschlichen Geistes, über Wissenschaft, Religion, Kunst und Staat, mitgetheilt. Er hat sich dabey der synthetischen Methode bedient, nach welcher er, ausgehend von einem absoluten Act der absoluten Intelligenz, nach der Triplicität des Setzens, Gegensetzens und der Vereinigung, beide die ganze Schöpfung, die Natur - und Menschen-Welt deducirt. Man sieht daraus, dafs er auf diese Art den *fichte*'schen Formalismus verbunden hat mit dem Inhalte der neuesten Identitätsphilosophie. Es ist wohl denkbar, durch blofse Dialektik die objectiven Gesetze des Seyns und Bestehens der Dinge zu erforschen, wenn man, von den Urideen des Wahren ausgehend, consequent fortschreitet. Allein Rec. glaubt, dafs eine solche dogmatisch - systematische Darstellung der Philosophie nur dann möglich sey, wenn man zuvor ihre Theile einzeln wissenschaftlich erforscht hat, und dafs man damit nicht anfangen, sondern nur schliessen könne. Denn durch das blofse abstracte und dialektische Verfahren wird man in alle Ewigkeit die besondere Beschaffenheit der Natur - und Menschen - Welt nicht kennen lernen; die Erfahrung und ein sorgfältiges Studium der einzelnen Erscheinungen gehören schlechterdings dazu, und ohne sie kann man wohl todte und abstracte Formen, aber keine lebendige, das Wesen und die Wirkungsweise der Dinge abspiegelnde, Wissenschaft erhalten. Aus diesem Grunde gefällt Rec. diese Methode des Vfs. gar nicht; sie erzeugt leicht den Vorwurf, als wolle man *a priori* die Erfahrung construiren, demnach die ächte Erfahrung entbehrlich machen, statt dafs die Philosophie diese mit dem reinen und nothwendigen Denken in Verbindung bringen mufs. Niemals sollte man nach dieser Methode zu philosophiren anfangen, wohl aber, wenn das Leben zureicht, um mit allem Einzelnen ins Reine zu kommen, damit die Darstellung vollenden. Welche und wie viele Untersuchungen im Einzelnen liefs *Spinoza* nicht der systematischen Form seiner Ethik vorausgehen! Und bestehen nicht beynahe alle platonischen Gespräche in solchen vorbereitenden Untersuchungen? Wenn diese beendigt sind, dann mag man, wenn man es anders noch nothwendig erachtet, zu der scientifisch - dogmatischen Form schreiten; ohne jene aber erscheint sie immer höchst willkührlich, und bringt oft auch die gerechte Sache in Miscredit.

M. N. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Hamburg, b. Friedr. Perthes: *Thukydides.* Übersetzt von *Maximilian Jacobi.* Erster Band. 1804. 345 S. Zweyter Band. 1806. 330 S. Dritter Band. 1808. 285 S. Ohne das Register. 8. (5 Rthlr. 8 Gr.)

[Vergl. die Recension der *Heilmann - Bredowischen* Übersetzung. Ergänzungsblätter, 1813. No. 79 — 83.]

Eine neue Übersetzung des Thukydides war, selbst nach der früheren *heilmannischen*, kein unverdienstliches Unternehmen. Denn wiewohl *Heilmann* unstreitig zu den Männern gehört, die den Th. am besten verstanden, und selbst als Übersetzer für seine Zeiten viel geleistet hat: so scheint er doch die Foderungen, die man jetzt an Übersetzer aus den Alten zu machen pflegt, bey weitem noch nicht befriedigt zu haben. Auch gesteht er selbst mit edler Bescheidenheit, dass er nicht das Höchste erreicht zu haben glaube, dass er sich mehr bemüht habe, uns den wahren Sinn des Th. zu geben, als ihn in seiner ganzen Eigenthümlichkeit im Deutschen darzustellen. Seine Sprache, wenn gleich im Ganzen nicht unedel, ist doch nicht frey von gemeinen und verbrauchten Ausdrücken und Wendungen. Sogar in Absicht auf die treue und richtige Darstellung der Gedanken blieb noch Manches zu wünschen übrig. Es ist natürlich zu denken, dass in dem halben Jahrhundert, welches seit der ersten Erscheinung der *heilmanni*schen Übersetzung verflossen ist, die Bemühungen einsichtsvoller Gelehrten, uns den oft so tief versteckten Sinn des Th. zu enthüllen, nicht ohne Erfolg gewesen sind, und dass wir jetzt Manches besser verstehen, als *Heilmann* es konnte, weil ihm nicht dieselben Hülfsmittel mit uns zu Gebote standen. Es war also an sich ein billigungswürdiges Unternehmen des Hn. *Jacobi*, durch eine neue Übersetzung des Th. dem abzuhelfen, was in den älteren mangelhaft schien. Es fragt sich nur, ob er das Ziel, wohin er strebte, wirklich erreicht, und ob er durch seine neue Arbeit die ältere entbehrlich gemacht, kurz, ob er durch seine Übersetzung den Mängeln, welche man in der *heilmanni*schen Übersetzung bemerkt, wirklich abgeholfen hat. Dass Hr. *J.* mit Fleiss und Anstrengung gearbeitet, leuchtet jedem Unbefangenen ein. Seine Übersetzung ist in einer correcten und edlen Sprache geschrieben, und liest sich beynahe wie ein Original. Vergleicht man sie mit der *heilmanni*schen: so kann man nicht in Abrede seyn, dass sie, was die Wahl des deutschen Ausdruckes betrifft, in den meisten Fällen einen unleugbaren Vorzug vor jener habe. Auch ist in manchen Stellen der Sinn richtiger getroffen, als in der *heilmanni*schen Übersetzung, wiewohl sich vielleicht eben so viele Stellen nachweisen lassen, in welchen er seinen wackeren Führer ohne Noth verliess. Aber diess sind auch beynahe die einzigen Vorzüge, die wir der jüngeren Übersetzung vor der älteren einräumen können. Sehen wir auf das Charakteristische der Darstellung, wesshalb eine neue Übersetzung besonders wünschenswerth war: so steht die *jacobi*sche der *heilmanni*schen vielleicht noch in mancher Rücksicht nach. Wir wiederholen hier nicht, was wir bey anderen Gelegenheiten in diesen Blättern über die Eigenschaften treuer Übersetzungen gesagt haben. Wir bemerken nur, dass man von dem eigentlichen Geiste der Urschrift sogar nichts in der *jacobi*schen Übersetzung ahndet. Dort werden durch die Worte die Gedanken nur angedeutet, hier sind sie vollständig entwickelt. Dort stossen wir jeden Augenblick auf ungewöhnliche Wortfügungen und Wendungen, hier geht alles seinen natürlichen Gang. Dort glauben wir den dunkelsten und vieldeutigsten Schriftsteller zu lesen, hier einen Schriftsteller, wie Xenophon. Dort spricht uns ein kühner, poetischer Geist an, der sich hier fast nie über das Gemeine erhebt. Dort dehnen sich die Perioden zu einer oft schwer zu übersehenden Länge, hier treffen wir gewöhnlich nur kurze Perioden, und von leichter Übersicht. Wir leugnen freylich nicht, dass es uns eine äusserst schwere und beynahe unauflösbare Aufgabe scheine, den Thukydides in seinem eigenthümlichen Tone zu übersetzen; und sind daher auch sehr geneigt, von den strengen Foderungen, die wir an den Übersetzer zu machen pflegen, bey der Übertragung dieses Schriftstellers Etwas nachzulassen. Der Genius der deutschen Sprache gestattet keine solche Gedrungenheit des Ausdruckes, und ein dem thukydidischen Stile völlig ähnlich gebildeter könnte im Deutschen nur unnatürlich und widerlich seyn. Selbst die neuesten Versuche eines *Bredow*, der durch die von ihm verdeutschten Lebensbeschreibungen des Plutarch sein Talent zum Übersetzen so rühmlich gezeigt hat, uns einzelne Stellen des Th. zu übersetzen, haben uns noch mehr in der Überzeugung befestiget, dass es ein gewagtes und missliches Unternehmen sey, den Th. in seiner Eigenthümlichkeit darzustellen. Ja, wir glauben sogar, dass Th. selbst im Griechischen, wo der Stil eine grössere Kürze möglich macht und verlangt, das Maass des Schicklichen und Schönen zu-

weilen überschritten habe. Denn bey aller Kraft und Schönheit, die man seinem Stile nicht absprechen kann, glauben wir doch, dass sein Stil weder für den Geschichtschreiber noch den Redner musterhaft genannt werden dürfe. Die Kühnheit seiner Zusammensetzungen, und die Gedrängtheit seiner Worte ist so gross, dass an vielen Stellen, besonders in den Reden, nicht bloss Scharfsinn, sondern wahre Divinationsgabe erfoderlich ist, um den Sinn zu enträthseln. Es kann dem Übersetzer des Th. nicht zugemuthet werden, dass er die Vieldeutigkeit des letzteren nachahme, da Übersetzungen doch immer zunächst den Zweck haben, das Verständniss der Urschrift zu erleichtern. Die Natur der Sache bringt es also mit sich, dass eine Übersetzung des Th. selbst von einem Manne verfasst, der alle zu dieser Arbeit erfoderlichen Eigenschaften besass, doch in mancher Rücksicht, besonders in der weiteren Entwickelung der Gedanken, der Urschrift ziemlich unähnlich seyn müsse. Aber wenn auch nicht Alles nachgeahmt werden darf, und nachgeahmt werden kann: so lässt sich doch auch im Deutschen vieles von der eigenthümlichen Darstellung des Th. erreichen, und zwar so: dass es nicht bloss nicht missfällt, sondern durch Lieblichkeit und Schönheit gefällt. Wir leugnen nun freylich nicht, dass Hr. *J.* manche Stellen glücklich übertragen habe; aber das Ganze der Übersetzung scheint uns doch ein misslungener Versuch, uns den Th. zu geben. Hr. *J.* theilt uns in seinem eigenen, freylich nicht schlechten Stile die Gedanken des Th. mit. Selbst in solchen Stellen (und diese sind vielleicht die häufigsten), wo eine wörtliche Übertragung, bey sorgfältigem Umhersinnen, möglich war, verlässt er die Ordnung der Gedanken und zerstückelt die Perioden. Unter dem Streben nach Deutlichkeit ist in seiner Übersetzung die ganze Kraft und Kürze des thukydidischen Stils verloren gegangen. Ja selbst der wahre Sinn der Urschrift ist häufig verfehlt. Wo Hr. *J.* freylich an *Heilmann* und *Portus* sichere Führer hat, erreicht auch er das Ziel; aber wenn diese ihn verlassen, oder er sie verlässt, weiss er nicht selber sich eine Bahn zu eröffnen, oder bessere Führer aufzusuchen. Dass ein Übersetzer, besonders des Th., zuweilen des rechten Sinnes verfehle, ist sehr verzeihlich (welcher Übersetzer oder Ausleger des Th. möchte behaupten, dass er überall richtig gesehen habe?); aber Pflicht des Übersetzers ist es, dass er alle Versuche wackerer Männer, das Verständniss seiner Urschrift zu erleichtern, kenne und gewissenhaft benutze. Allein wir glauben bemerkt zu haben, dass Hr. *J.* von der leipziger Ausgabe, die doch bis jetzt als die vorzüglichste betrachtet werden muss, gar keinen Gebrauch gemacht habe. Denn wäre dieses geschehen: so müsste an gar vielen Stellen die Übersetzung ganz anders ausgefallen seyn. Besonders machen wir es ihm zum Vorwurfe, dass er die vielen trefflichen Bemerkungen des scharfsichtigen *Kistemakers*, die ihm doch für die vier ersten Bücher des Th. zu benutzen vergönnt waren, gar nicht beachtet hat. Alle Stellen, in welchen uns der Sinn verfehlt zu seyn scheint, hier anzuführen, würden die Grenzen dieser Anzeige nicht gestatten. Wir schränken uns also bloss auf das siebente Buch ein, und heben selbst in diesem bey weitem nicht Alles aus, was wir uns als fehlerhaft angemerkt haben; wiewohl wir fürchten, dass das Verzeichniss der Stellen, die wir zur Begründung unseres Urtheils anführen zu müssen geglaubt haben, Manchem schon zu weitläuftig scheinen dürfte. L. VII. 1, παρέπλευσαν ἐς Λοκροὺς τοὺς Ἐπιζεφυρίους wird nach *Heilmann* übersetzt: *sie segelten zu den epizephyrischen Lokrern.* Aber die Stadt selbst hatte den Namen von dem in der Nähe befindlichen Vorgebirge Zephyrion. Eben so wird weiter unten, so wie am Ende des 4ten Cap. ἐν Λοκροῖς durch: *bey den Lokrern* verdeutscht, da es heissen muss: *in Lokri.* Am Ende dieses Cap. hat Hr. *J.* mit *Heilmann* die gewöhnliche Interpunction: καὶ Σελινουντίων τινὰς ψιλοὺς, καὶ ἱππέας καὶ Γελώων ὀλίγους beybehalten, nach welcher καὶ ganz überflüssig ist, obgleich mehrere Handschriften ungleich besser abtheilen: ψιλοὺς καὶ ἱππέας, καὶ Γελ. etc. C. 2 πρὸς τὸν Τρώγιλον bedeutet nicht *bey Trogilos*, sondern *gegen, nach Trogilus zu*, wie *Heilmann* und *Portus* richtig übersetzen; denn Trogilos hiess ja eben der nördliche Hafen von Syrakus am jenseitigen Meere, wohin die Mauer gezogen werden sollte. Überhaupt hätte die ganze Stelle, deren Verdeutschung auch *Heilmannen* misslungen ist, dem Originale viel näher gebracht werden können. C. 4, δι' ἐλάσσονος γὰρ πρὸς τῷ λιμένι τῷ τῶν Συρακουσίων ἐφορμήσειν σφᾶς, *da seine Schiffe einen kürzeren Weg nach dem* (kleinen) *Hafen der Syrakusier haben würden.* Aber ἐφορμεῖν πρὸς τῷ λιμένι heisst ja nicht *nach einem Hafen hinsegeln*; sondern *bey einem Hafen vor Anker liegen, aufpassen.* Viel richtiger übersetzt *Heilmann: Auch würden sie auf diese Art näher bey der Hand seyn können, um den Hafen der Syrakusier zu beobachten.* Weiter unten sind dem Übersetzer ταχεῖαι νῆες *unbefrachtete Trieren.* Auch bedeutet προσβολή nicht *Überfahrtsort*, sondern *ein Ort, wo man landen kann*, ein Landungsplatz. C. 5 hätte die Lesart προπαρεβάλλοντο den Vorzug verdient. S. C. 2. C. 8, ἢ καὶ γνώμης ἐλλιπεῖς γιγνόμενοι, *oder aus Mangel an Einsicht.* Γνώμη scheint hier aber nicht sowohl *Einsicht*, als *Entschlossenheit*, und γίγνεσθαι γνώμης ἐλλιπεῖς, *aus der Fassung kommen*, zu bedeuten, wie *Bauer* richtig erklärt. C. 12, οὐ γὰρ ἐφορμοῦσιν ἀλλήλοις, *da sie Niemanden damit zu beobachten haben.* Hr. *J.* liest also mit *Heilmann* und *Portus* ἄλλοις, wie man auch in mehreren Handschriften findet, und wie auch *Bredow* und *Kistemaker* zu lesen wünschen. Wir halten aber die gewöhnliche Lesart für die schwerere, und daher vorzüglichere. Der Sinn ist: *Sie liegen nicht so gedrängt bey einander auf der Rhede.* Denn die Athener waren, wie der Anfang des folgenden Capitels lehrt, genöthiget, stets mit allen Schiffen auf der Rhede Wache zu halten, damit ihnen die Zufuhr, welche Syrakus vorbey passiren musste, nicht aufgefangen würde. Dass die Syrakusier nicht nöthig gehabt, anderen Schiffen aufzupassen, ist nicht einmal wahr, da sie immer

den athenischen auflauerten. C. 13, οἱ μὲν ἐπ' αὐτομολίας προφάσει ἀπέρχονται, οἱ δὲ, ὡς ἕκαστοι δύνανται, *theils zu dem Feinde übergehen, theils auf jede andere Weise sich entfernen.* So übersetzt freylich auch *Heilmann*; aber die Worte ἐπ' αὐτομολίας προφάσει sind dadurch nicht verständlich gemacht. Wir haben über diese Stelle in der Anzeige der neuen Ausgabe der *heilmannischen* Übersetzung unsere Bemerkungen mitgetheilt. Weiter unten: εἰσὶ δ', οἳ καὶ αὐτοῦ ἐμπορευόμενοι, ἀνδράποδα Ὑκκαρικὰ ἀντεμβιβάσαι. *Einige haben auch einen Handel hier angefangen, und die Befehlshaber der Schiffe bewogen, an ihrer Statt hykkarische Sclaven anzunehmen.* So übersetzt auch *Heilmann*; besser aber tilgt man mit *Kistemaker* das Comma nach ἐμπορευόμενοι, und verbindet das eben genannte Wort mit ἀνδράποδα, und übersetzt dann so: *Einige erhandelten hier hykkarische Sclaven, und überredeten die Trierarchen, diese statt ihrer auf die Schiffe zu nehmen.* C. 14. Καὶ ὀλίγοι τῶν ναυτῶν οἱ ἐξορμῶντές τε ναῦν, καὶ ξυνέχοντες τὴν εἰρεσίαν, *nur wenige unserer Seeleute verstehen, ein Schiff aus dem Hafen zu bringen, und die Aufsicht über das Rudern zu führen.* Kann ξυνέχειν τὴν εἰρεσίαν heissen: *die Aufsicht über das Rudern führen*, bedeuten? *Heilmann* verdeutscht: *die Ruderer in Ordnung halten.* Aber zu den Seeleuten gehören ja doch wohl auch die Ruderer. Warum soll ξυνέχειν hier nicht in seiner eigentlichen Bedeutung, *cohibere*, stehen? Man übersetze: *Wenige wissen es, im Rudern einzuhalten, oder das Schiff zum Stehen zu bringen.* Weiter unten: ἀλλ' ἀνάγκη, ἀφ' ὧν ἔχοντες ἤλθομεν, τά τε ὄντα καὶ ἀπαναλισκόμενα γίγνεσθαι, *wir sind genöthiget, von dem, was wir mit herbrachten, sowohl den Dienst zu bestreiten, als auch den jedesmaligen Verlust zu ersetzen.* Der Sinn ist richtig getroffen. Doch liesse sich die Stelle dem Original noch entsprechender übersetzen. Man muss construiren: ἀλλ' ἀνάγκη (sc. ἐστὶ) γίγνεσθαι (ἡμῖν) τά τε ὄντα καὶ (sc. τὰ, welches vielleicht nicht fehlen darf) ἀπαναλισκόμενα, ἀφ' ὧν ἔχοντες ἤλθομεν (d. i. ἀπὸ τούτων, οὓς ἔχοντες ἤλθομεν). Wörtlich müsste man nun so übersetzen: *Wir sind genöthiget, von denen, die wir mitgebracht haben, sowohl die gegenwärtigen* (d. h. die noch übrigen) *als die verlorenen herzunehmen*, oder deutlicher: *Wir sind genöthiget, von denen, die wir herbrachten, die noch Übrigen auch an die Stelle der Verlorenen zu gebrauchen. Bauer* hat durch seine Anmerkung wenig zur Aufklärung dieser schwierigen Stelle beygetragen. *Kistemaker* will das Comma vor τὰ ὄντα getilgt, und hinter ἀπαναλισκόμενα gesetzt wissen, und τὰ ὄντα κ. α. mit ἔχοντες verbinden, wodurch die Periode um Nichts deutlicher wird. Und welche Bemerkung: *Von welchen wir empfingen, als wir hieher kamen, die noch übrige und die verlorene Mannschaft?* C. 19, παραπλήσιον δὲ οὐ πολλῷ πλέον καὶ ἐπὶ τῆς Βοιωτίας, *und beynahe auch eine gleiche Strecke, und nicht viel weiter von Böotien.* Hr. *J.* übersetzt, als hätte er ἀπὸ τῆς Βοιωτίας gelesen. *Bredow* aber zeigt sehr richtig, dass ἐπὶ die Richtung nach einem Orte hier bedeute, und dass bey ἐπὶ τῆς wiederholt werden müsse πόλεως, da Dekelia auf der Grenze von Böotien in der Mitte zwischen Theben und Athen lag. Man muss also übersetzen: *Eine ähnliche, nicht viel grössere Strecke ist auch nach der Hauptstadt Böotiens.* C. 23, καὶ οἱ ἐξ αὐτῶν φεύγοντες ῥᾷον παρέπλευσαν, *und die fliehenden Besatzungen derselben erreichten mit geringerer Schwierigkeit zur See das Lager.* Wie weitschweifig, und wie wenig übereinstimmend mit den griechischen Worten! Im Griechischen steht nichts weiter, als: *und die aus denselben Entfliehenden segelten leichter vorüber.* C. 24, καὶ χρήματα πολλὰ τὰ ξύμπαντα ἑάλω, *auch war die Menge des erbeuteten Geldes sehr gross*, und gleich darauf: πολλὰ μὲν ἐμπόρων χρήματα, *viel den Kaufleuten zugehöriges Geld.* Aber χρήματα bedeutet an diesen Stellen offenbar nicht bloss Geld, sondern überhaupt *Güter.* Eben so muss C. 25 πλοῖα γέμοντα χρημάτων nicht übersetzt werden: *mit Geld befrachtete Schiffe*, wie der Scholiast richtig bemerkt, und nach ihm *Heilmann.* In eben diesem Cap. wird καὶ ἀνέκλων, durch *theils abbrachen*, nach *Heilmann* verdeutscht. Aber ἀνακλᾶν heisst hier nicht *abbrechen* (wie konnten sie Pfähle abbrechen?), sondern *durch Umbiegen hervorziehen*; wie *Duker* beweist. Weiter unten: ὡς καὶ τῶν Ἀθηναίων προσδοκίμων ὄντων ἄλλῃ στρατιᾷ, *da auch die Athener Verstärkungen erwarteten.* Aber wann regiert προσδοκᾶν einen Dativ? προσδόκιμος muss hier passive verstanden werden: *Da auch die Athener* (nämlich die Athener aus der Stadt) *mit einem neuen Heere erwartet wurden.* C. 27, καὶ ὁτὲ μὲν καὶ πλεόνων ἐπιόντων, ὁτὲ δ' ἐξ ἀνάγκης τῆς ἴσης φρουρᾶς καταθεούσης τε τὴν χώραν, *bald grössere Haufen, bald die gewöhnliche Besatzung das Land durchstreifte.* Wenn man so übersetzt: so fallen die Gegensätze weg. Auch ist nicht erwiesen, dass ἴσος *gewöhnlich* heissen könne, und endlich ist ἐξ ἀνάγκης gar nicht ausgedrückt. Wir sehen nicht, warum ἴση φρουρὰ hier nicht *die gleiche Besatzung* bedeuten soll. *Die gleiche Besatzung* ist diejenige, die immer mit einer gleichen Anzahl den Ort bewachte. Man übersetze also: *indem sie bald mit grösseren Haufen Angriffe machten, bald, wenn Noth sie zwang, mit der sich immer gleich bleibenden Besatzung* u. s. w. C. 28, bey τὸ γὰρ, αὐτοὺς, πολιορκουμένους — μηδ' ὡς ἀποστῆναι κ. τ. λ. sind, nach *Heilmanns* Vorgange, die drey Infinitive in eben so viele *tempora finita* verwandelt worden, wodurch die Kraft der Darstellung ganz verloren gegangen ist. Man muss suppliren οὐκ ἄπιστόν ἐστι: *hätte man sich es vorstellen sollen, dass* u. s. w. S. *Coray* über diese Stelle. C. 29, ἐν ᾧ ἂν θαρσήσῃ, *sobald es auf Gewalt trotzen kann.* Das steht eigentlich nicht im Griechischen. Auch bezieht man ἐν ᾧ besser auf den Ort: *wo sie voll Zuversicht sind, wo sie sicher zu seyn glauben.* Weiter unten: καὶ ξυμφορὰ τῇ πόλει πάσῃ οὐδεμιᾶς ἥσσων μᾶλλον ἑτέρας ἀδόκητός τε ἐπέπεσεν αὕτη καὶ δεινή, *kein unerwarteteres und schrecklicheres allgemeines Unglück hatte diese Stadt je betroffen.* In dieser Übersetzung sind die Wörter οὐδεμιᾶς ἥσσων wahrscheinlich absichtlich ausgelassen. Wenn man sie aber zwischen zwey Commata einschliesst, und οὖσα supplirt: so machen sie

keine Schwierigkeit. *Bredow* übersetzt die Stelle so: *Und dieses Unglück grösser, als jedes denkbare, traf die gesammte Stadt, unerwarteter, als irgend ein anderes, und schrecklicher.* C. 30, τῶν τε ἐν ταῖς πλοίοις, ὡς ἑώρων τὰ ἐν τῇ γῇ, ὁρμισάντων ἔξω τοῦ ζεύγματος τὰ πλοῖα, *und diejenigen, die in den Schiffen waren, sobald sie sahen, was auf dem Lande vorging, dieselbe so stellten, dass sie aus der Verbindung mit dem Lande kamen.* Der Gedanke ist ungefähr getroffen, aber die Worte sind nicht beachtet. Ζεῦγμα scheint hier, wie *Kistemaker* bemerkt, die Brücke zu seyn, die vom Lande gegen die Schiffe gelegt zu werden pflegt, um das Einsteigen zu erleichtern. C. 31, ὡς οὐχ ἱκανοὺς ὄντας δυοῖν δεούσαις εἴκοσιν ταῖς ἑαυτῶν πρὸς τὰς ἐκείνων πέντε καὶ εἴκοσι ναυμαχεῖν, *da er nicht im Stande sey, mit achtzehn sich gegen fünf und zwanzig des Feindes zu messen.* Hr. *J.* scheint also, wie *Bredow*, lesen zu wollen: ὡς οὐχ ἱκανὸς (sc. ὢν) δυοῖν δεούσαις κ. τ. λ. Uns scheint *Kistemakers* Emendation: ὡς οὐχ ἱκανὰς οὔσας δυοῖν δεούσας εἴκοσι τὰς ἑαυτῶν den Vorzug zu verdienen. Die ganze Lesart gründet sich auf Handschriften, bis auf die unbedeutende Änderung von ταῖς in τὰς, welches letztere leicht in ταῖς verwandelt werden konnte, weil unwissende Abschreiber es auf εἴκοσιν bezogen. C. 32, πέμπει ἐς τῶν Σικελῶν τοὺς τὴν δίοδον ἔχοντας, καὶ ξυμμάχους, Κεντόριπάς τε καὶ Ἀλικυαίους (oder besser Ἀλικυαίους) καὶ ἄλλους, *schickte* (Nikias), *der davon Nachricht erhielt, Boten an die Siciler, durch deren Gebiet sie ziehen mussten, sowie an die übrigen athenischen Bundesgenossen, die Centoriper, Alikyäer und Andere.* Im Griechischen steht das Wort *übrige* nicht, und wie können die Kentoriper und Alikyäer von denen unterschieden werden, die den Durchgang der Sikelioten gestatten mussten? Man construire: πέμπει ἐς τῶν Σικελῶν τοὺς Κεντόριπας κ. Ἀ. κ. ἄλλους, τ. διόδ. ἔχ. καὶ ξυμ. *er schickte an die Kentoriper, Hal. und Andere, durch deren Land sie ziehen mussten, und die Bundesgenossen waren.* C. 33, ἔπεμψαν δὲ καὶ οἱ Γελῷοι ναυτικόν τε ἐς πέντε ναῦς, *eben so sandten ihnen die Geloer fünf Schiffe.* Aber ναυτικὸν ἐς ist nicht ausgedrückt. Nach dem Scholiasten bedeutet ναυτικὸν hier ναυτικὸν πλῆθος, *Schiffsmannschaft.* Weiter unten: οἱ πρότερον περιορώμενοι, *die vorher noch zweifelhaft waren;* περιορᾶσθαι heisst nicht *zweifelhaft seyn*, sondern *vernachlässigen, ein müssiger Zuschauer seyn*, wie *Heilmann* gut übersetzt. Noch in demselben Cap. νήσους Ἰαπυγίας, *Inseln, die zu den japygischen gezählt werden.* Giebt es japygische Inseln? Im Griechischen steht, die zu Japygien gehörten. C. 34, οἱ δὲ Πελοποννήσιοι, καὶ οἱ περὶ τὸν αὐτὸν χρόνον τοῦτον οἱ ἐν ταῖς πέντε καὶ εἴκοσι ναυσὶν — παρασκευασάμενοι, *die Peloponneser rüsteten sich um diese Zeit mit ihrer Flotte von fünf und zwanzig Segeln* u. s. w. Hr. *J.* hat hier, wie *Heilmann*, καὶ οἱ ganz übersehen. Man muss übersetzen: *Die Peloponnesier, und besonders die auf den 25 Schiffen.* Die Worte καὶ οἱ machen keine Störungen, wie *Bredow* meint; denn unter Peloponnesier werden hier die Landtruppen der Peloponnesier verstanden, wie aus dem Folgenden erhellt. Am Ende des Cap. wird mit Recht ἀπέχον, wie man auch in zwey pariser Handschriften findet statt ἀπεῖχον gelesen; nur hätte ὡς (ungefähr) bey εἴκοσι σταδίους nicht übersehen werden sollen. C. 35, οὐκ ἂν σφίσι βουλομένοις εἶναι (die Krotoniaten) *würden es nicht zugeben.* So auch *Heilmann.* Im Griechischen steht: *sie würden es nicht gerne sehen*, wie beym Livius: *quibus bellum volentibus erat.* C. 36. Καὶ τὰς ἐπωτίδας ἐπέθεσαν ταῖς πρῴραις παχείας καὶ ἀντηρίδας ἀπ' αὐτῶν ὑπέτειναν πρὸς τοὺς τοίχους, ὡς ἐπὶ ἓξ πήχεις, ἐντός τε καὶ ἔξωθεν, *und brachten an diesen* (nämlich an den Vordertheilen) *dicke Schrägebalken, die sie durch andere Balken befestigten; welche sowohl nach aussen, als nach innen sechs Ellen weit hervorragten, und sich inwendig an die Schiffswände stützten.* Wer kann nach dieser Übersetzung sich von der Sache eine Vorstellung machen, und wie viel Überflüssiges enthält sie! Was heisst: *sie stützten sich inwendig an die Schiffswände?* Nach dem Griechischen muss man übersetzen: *und Sturmbalken befestigten sie an die Vordertheile, und ungefähr sechs Pechen lange Strebepfeiler lehnten sie von diesen* (nämlich von den Sturmbalken) *gegen die Wände innerhalb und ausserhalb*, d. h., sie klemmten die Sturmbalken durch zwey Strebepfeiler ein, von denen der eine ausserhalb an dem Sturmbalken unten, und oben an der Schiffswand befestiget, der andere in dem Schiffe selbst in gleicher Richtung zur Gegenstütze aufgeführt war. Weiter unten: λεπτὰ τὰ πρῴραθεν ἐχούσας, *glatte Stirnwände hatten.* Nein, nicht *glatte*, sondern *dünne, schwache Vordertheile.* Noch in demselben Cap. τήν γὰρ ἀνάκρουσιν οὐκ ἔσεσθαι τοῖς Ἀθηναίοις, ἐξωθουμένοις ἄλλοσε ἢ ἐς τὴν γῆν, καὶ ταύτην δι' ὀλίγου καὶ ἐς ὀλίγον, κατ' αὐτὸ τὸ στρατόπεδον τὸ ἑαυτῶν, *denn wenn die Athener weichen müssten: so würden sie sich nur gegen das Ufer zurückziehen können, welches ihnen ganz nahe, und zugleich für sie in beschränkter Ausdehnung war, da es nicht weiter reichte, als ihr Lager.* Abgesehen, dass der Begriff von ἐξωθεῖν, *zurückdrängen*, nicht richtig wiedergegeben, und mehrere unnöthige Flickwörter eingeschoben sind, ist auch καὶ ταύτην unrichtig auf γῆν bezogen, da es auf ἀνάκρουσις geht. Der Gedanke ist, wie *Bredow* ihn richtig ausgedrückt: *Der Rückzug müsse geschehen durch einen engen Raum, und nach einem engen Raume, längs ihrem eigenen Lager.* Cap. 37. Τοιαῦτα οἱ Συρακούσιοι πρὸς τὴν ἑαυτῶν ἐπιστήμην τε καὶ δύναμιν, ἐπινοήσαντες, *nachdem die Syrakusier diese Anstalten zur Unterstützung ihrer Macht und Erfahrung* (die Worte stehen umgekehrt) *getroffen hatten.* So auch *Heilmann* ungefähr. Aber ἐπιστήμη ist nicht *Erfahrung*, und dann steht πρὸς hier für κατά: *Nachdem die Syrakusier solches ersonnen, so gut sie es verstanden und vermochten.* Weiter unten sind die Worte καὶ τῶν ἔξω in der Übersetzung nicht ausgedrückt, wie sie denn auch *Heilmann* übergangen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Hamburg, b. Friedr. Perthes: *Thukydides.* Übersetzt von *Maximilian Jacobi* u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

C. 40. πρύμναν κρούεσθαι heifst nicht *umlenken*, fondern *mit zugekehrtem Vorschiffe zurückrudern.* Weiter unten: καὶ ἔς τε τοὺς ταρσοὺς ὑποπίπτοντες τῶν πολεμίων νεῶν, *unter dem Bord der feindlichen Schiffe wegschlüpften;* aber kann ταρσοὺς Bord bedeuten? Nach Aelius Dionyfios bedeutet ταρσὸς *das breite Ende des Ruders*, alfo *den Flügel des Ruders*, und diefe Bedeutung fcheint hier angenommen werden zu müffen. *Sie fchlüpften unter die Flügel der Ruder an den feindlichen Schiffen*, wenn nämlich diefe aufgehoben waren. C. 43. καὶ ἄλλην παρασκευήν, τοξευμάτων τε, καὶ ὅσα ἔδει, ἢν κρατῶσι, τειχίζοντας ἔχειν, *fämmtliche Bogenfchützen, und alles, was man, im Fall der Verfuch gelänge, zum Feftungsbau nöthig haben würde.* Das Wort *fämmtliche* fteht im Griechifchen nicht, und παρασκευὴ ift gar nicht überfetzt, wie gleichfalls bey *Heilmann.* Auch find τοξεύματα hier nicht Bogenfchützen. Man überfetze: *nebft andern Geräthfchaften, fowohl von Wurfgefchoffen, als andern Sachen, die* u. f. w. Gleich darauf: ἀπὸ τοῦ πρώτου ὕπνου, *gegen den erften Schlaf*, ftatt: *als man im erften Schlafe lag.* Weiter unten: ἄλλοι δὲ τὸ ἀπὸ τῆς πρώτης παρατείχισμα τῶν Συρακουσίων — ᾕρουν, *während ein anderer Haufe die Gegenmauer der Syrakufier — befetzte.* Die Worte ἀπὸ τῆς πρώτης, die hier einige Schwierigkeit machen, find gar nicht überfetzt worden. Und warum wird ᾕρουν durch *befetzen* ausgedrückt? *Heilmann* verdeutfcht ἀπὸ τῆς πρώτης, *nach diefem erften Sturm*, und fupplirt mit den meiften Auslegern ὁρμῆς. Am beften aber ergänzt man wohl mit *Aem. Portus* ἐδοῦ oder μοίρας, und nimmt die Wörter *adverbialiter*, παρατείχισμα, ᾧ πρώτῳ προσέβαλλον, *dem zunächft gelegenen Theil der Gegenmauer.* C. 44. ὡς ἐν σελήνῃ εἰκός, *wie man es beym Mondenfchein vermuthen darf;* beffer: *wie es im Mondenfchein natürlich ift.* Weiter unten: οἱ μὲν πολλοὶ αὐτῶν, *eine Menge*, ftatt: *der gröfste Theil von ihnen.* C. 47. ἐβουλεύοντο πρός τε τὴν γεγενημένην ξυμφοράν, *berathfchlagten fich über die erfolgte Niederlage.* Das Berathfchlagen über die erfolgte Niederlage konnte wohl wenig nützen. Auch ift diefs nicht der Sinn des Griechifchen, fondern: *fie pflogen Rath nach dem erlittenen Unfall*, oder *wegen des erlittenen Unfalls; fie überlegten, was fie nach dem erlittenen Unfall zu thun hätten*, wie *Heilmann* richtig überfetzt. Weiter unten: ἀλλ', ἅπερ καὶ διανοηθεὶς ἐς τὰς Ἐπιπολὰς διεκινδύνευσεν, ἐπειδὴ ἔσφαλτο, διεξιέναι ἐψηφίζετο, *fondern rieth, nachdem das Unternehmen auf Epipolä, welches er entworfen und gewagt hatte, fehlgefchlagen war, abzuziehen.* Nach diefer Überfetzung mufs καὶ getilgt werden, welches doch, wie es fcheint, alle Handfchriften haben. Rec. fupplirt ταῦτα bey ἔσφαλτο, und überfetzt: *fondern er rieth, da der Plan, den er auch in diefer Abficht gegen Epipolä unternommen hatte* (nämlich wenn es mifslänge, abzuziehen), *gefcheitert war, abzuziehen.* In demfelben Cap. καὶ τοῦ στρατεύματος ταῖς γοῦν ἐπελθούσαις ναυσὶ κρατεῖν, *und man durch die hinzugekommene Macht die Oberhand zur See behauptete.* Wie willkührlich! Auf τοῦ στρατεύματος ift gar keine Rückficht genommen. Von *hinzugekommener Macht* redet das Griechifche auch nicht, fondern nur von hinzugekommenen Schiffen. Endlich fagt Demofthenes nicht, dafs die Athener die Oberhand zur See behaupteten, fondern nur dafs es möglich fey, die Oberhand zu behaupten: denn κρατεῖν hängt von οἷον ab. Nach Ankunft der Hülfsmacht hatte man ja noch kein Seetreffen geliefert; und die früheren Verfuche zur See waren den Athenern nicht fonderlich gelungen. Man überfetze nach dem Scholiaften: *und* (es noch möglich wäre) *wenigftens mit den hinzugekommenen Schiffen das feindliche Heer zu befiegen.* C. 48. ἃ ἐπιστάμενος τῷ μὲν ἔργῳ, ἔτι ἐπ' ἀμφότερα ἔχων καὶ διασκοπῶν ἀνεῖχε, *diefer Nachrichten wegen neigte er in der That noch nach beiden Seiten hin, und fchaute unentfchieden umher.* Hr. *J.* fcheint διασκοπῶν ἀνεῖχε mit einander verbunden zu haben, wie auch der Scholiaft verbindet. Wie aber διασκοπῶν ἀνεῖχε heiffen könne: *er fchaute unentfchieden umher*, ift nicht leicht begreiflich. Rec. vermuthet, dafs man ἀντεῖχε ftatt ἀνεῖχε lefen, und διασκοπῶν nicht unmittelbar damit verbinden müffe. Er überfetzt fo: *Da er diefes wufste, und was feine wirkliche Meinung betraf, für beides gleich geftimmt war, und noch überlegte* (noch für keinen Entfchlufs fich entfchieden hatte), *widerfetzte er fich.* Allenfalls läfst fich ἀνεῖχε erklären, wenn man τὸ πρᾶγμα fupplirt: *er hielt die Sache auf, fuchte zu zögern.* Gleich darauf: καὶ γὰρ οὐ τοὺς αὐτοὺς ψηφιεῖσθαί τε περὶ σφῶν αὐτῶν, καὶ τὰ πράγματα, ὥσπερ καὶ αὐτοί, ὁρῶντας, καὶ οὐκ ἄλλων ἐπιτιμήσει ἀκούσαντας, γνώσεσθαι, ἀλλ' ἐξ ὧν etc., *denn über fie würden nicht Leute richten, die den Zuftand der Dinge, fo wie fie felbft vor Au-*

gen hätten; sondern solche, die ihr Urtheil durch üble Nachrede bestimmen liessen. Hr. J. hat wieder die schwierigste Stelle von καὶ οὐκ bis γνώσεσθαι ausgelassen. Man muss γνώσεσθαι gleich mit καὶ vor τὰ πράγματα verbinden, und übersetzen: *Denn nicht dieselben Menschen* (nämlich die jetzt richteten) *würden über sie selber entscheiden und richten, die die Sachen, so wie sie sähen, und nicht nach den Vorspiegelungen Anderer davon hörten.* So erklärt auch *Kistemaker* die Stelle. Weiter unten: ἐπικουρικῷ μᾶλλον, ἢ δι' ἀνάγκης, ὥσπερ τὰ σφέτερα, ὄντα, *da sie sich mehr auf Hülfsvölker, als auf im Lande ausgehobene Mannschaft, gleich der ihrigen, stützten.* Der Gedanke ist freylich getroffen, aber die Worte sind nicht übersetzt. Am Ende des Cap. καὶ μὴ, χρήμασιν, ὡς πολὺ κρείσσους εἰσὶ, νικηθέντας ἀπιέναι, *und sich nicht als überwunden zurückziehen, indessen das Geld ihnen noch eine solche Übermacht verschaffte.* So ungefähr übersetzt auch *Heilmann.* Aber χρήμασι muss offenbar nicht bloss auf κρείσσους, sondern auch auf νικηθέντας bezogen werden. Man übersetze: *und sie müssten nicht, als wenn sie durch Geld besiegt wären, da sie ja in dieser Rücksicht viel mehr vermöchten,* (nämlich als die Syrakusier), *abziehen.* C. 49. ὁ μὲν Νικίας, ταῦτα λέγων, ἰσχυρίζετο, *diess war die Meinung, welche Nikias behauptete.* Besser *Heilmann: bey dieser Sprache blieb Nikias standhaft.* C. 50. ἡ τοῖς Συρακουσίοις στάσις ἐς φιλίαν ἐξεπεπτώκει, *hatte sich die syrakusische Partey mit ihren Gegnern ausgesöhnt.* So ungefähr übersetzte *Heilmann* und *Portus* die Worte. Das Griechische aber kann nichts anders heissen, als: *die Partey, die es mit den Syrakusiern hielt, war vertrieben worden in befreundetes Land,* oder besser: *hatte sich vertrieben in befreundetes* (nämlich den Vertriebenen befreundetes) *Land geflüchtet.* Vielleicht muss man indessen φιλία statt ἐς φιλίαν lesen: *die den Syrakusiern befreundete Partey.* Uns wundert, dass *Bredow* bey dieser Stelle nichts angemerkt. Weiter unten muss die Stadt, von welcher die peloponnesischen Schiffe nach Sicilien übersegelten, nicht *Nea,* sondern *Neapolis* genannt werden. C. 51. πολλῷ μᾶλλον ἐγγεγενημένοι ἦσαν μὴ ἀνιέναι τὰ τῶν Ἀθηναίων, *waren um so gespannter darauf, die Athener nicht entkommen zu lassen.* Eine seltsame Art des Ausdrucks! Im Griechischen steht: *sie wurden um so mehr aufgemuntert, die Unternehmungen der Athener nicht zu vernachlässigen, nicht aus der Acht zu lassen.* Weiter unten: ἐπειδὴ δὲ καιρὸς ἦν, τῇ μὲν προτεραίᾳ πρὸς τὰ τείχη τῶν Ἀθηναίων προσέβαλλον, *als es aber Zeit war, veranstalteten sie den Tag vorher einen Angriff auf das Lager der Feinde.* Wenn man auch nicht προτεραίᾳ in προτέρᾳ, wie mehrere Handschriften haben, verändern will: so muss man doch nicht übersetzen: *den Tag vorher;* denn in Beziehung auf das nachfolgende ὑστεραίᾳ heisst hier προτεραίᾳ, am ersten Tage. S. *Duker* bey dieser Stelle. C. 53. καὶ τὰς ναῦς τὰς μὲν πολλὰς διέσωσάν τε καὶ ξυνήγαγον κατὰ τὸ στρατόπεδον, δυοῖν δεούσας εἴκοσιν, ἃς οἱ Συρακούσιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι ἔλαβον αὐτῶν, καὶ τοὺς ἄνδρας πάντας ἀπέκτειναν, *und retteten die meisten Schiffe* (die Worte καὶ ξυν. bis στρατόπεδον sind in der Übersetzung ausgelassen) *in allem achtzehn, welche die Syrakusier und ihre Bundesgenossen erobert, alle Mannschaft aber auf denselben* (es sollte wohl heissen: *und deren ganze Mannschaft*) *getödtet hatten.* Wenn die Athener nur 18 Schiffe retteten: so retteten sie nicht die meisten; denn die ganze Flotte war ans Ufer getrieben worden, das Gylippus zu besetzen suchte. Die Lesart ist offenbar verdorben; das μὲν zwischen τὰς und πολλὰς lässt ein nachfolgendes δὲ vermuthen, welches aber nicht folgt. Das Natürlichste also ist, mit *Valla* anzunehmen, dass hinter δυοῖν ein δὲ ausgefallen ist, welches durch die Anfangssylbe des folgenden δεούσας verschlungen wurde. Nun würde man übersetzen müssen: *und sie retteten die meisten Schiffe, und führten sie nach ihrem Lager, achtzehn aber geriethen in die Gewalt der Syrakusier und ihrer Bundesgenossen.* C. 55. οὔτ' ἐκ παρασκευῆς, πολλῷ κρείσσους, σφαλλόμενοι δὲ τὰ πλείω, *noch dasselbe* (nämlich sie auf ihre Seite zu bringen) *durch ihre Kriegsmacht, worin jene* (die Syrakusier) *ihnen* (den Athenern) *weit überlegen waren, erreichen konnten.* Hr. *J.* scheint also πολλῷ κρείσσους für den Accusativ gehalten zu haben; aber wovon soll dieser abhängen? Denn mit *Bauer* πολεμοῦν zu suppliren, ist äusserst hart und unnatürlich. Man streiche das Comma nach παρασκευῆς weg, und supplire ὄντες bey κρείσσους mit dem Scholiasten: *noch durch ihre Kriegsmacht viel vorzüglicher waren, sondern in den meisten Fällen unglücklich gewesen.* C. 56. καὶ τὴν σφετέραν πόλιν ἐμπαρασχόντες προκινδυνεῦσαί τε, καὶ τοῦ ναυτικοῦ μέγα μέρος προκόψαντες, (weil sie) *ihren Staat den grössten Gefahren bloss stellten, und den Seekrieg wider Athen ungemein förderten.* Weder der erste noch der zweyte Satz ist richtig ausgedrückt. Es muss heissen: *weil sie ihren Staat, um für andere die Gefahr zu bestehen, dargeboten, und im Seewesen so grosse Fortschritte gemacht hätten:* μέγα μέρος steht für ἐς μέγα μέρος, und diess für μεγάλως. Auch *Heilmann* hat die Stelle missverstanden. C. 57. πλὴν Καρυστίων· οὗτοι δ' εἰσὶ Δρύοπες, ὑπήκοοι δ' ὄντες, καὶ ἀνάγκῃ, ὅμως Ἴωνές τε ἐπὶ Δωριέας, ἠκολούθουν, *ausgenommen die Karystier; denn diese sind Dryoper, und zogen als ein unterworfenes Volk aus Zwang mit den Ioniern gegen die Dorier.* Mit den Ioniern? Das steht nicht im Griechischen, sondern: *sie folgten als Unterthanen, und aus Zwang, doch aber als Ionier gegen die Dorier.* Der Gedanke ist: sie folgten freylich aus Zwang, weil sie Unterthanen waren; aber doch auch freywillig als Ioner, die den gewöhnlichen Nationalhass gegen die Dorier hatten. Die Änderungen, die *Bredow* vorschlägt, sind unnöthig, man möchte denn τε in γε verändern wollen. Weiter unten: Κερκυραῖοι δὲ, οὐ μόνον Δωριεῖς, ἀλλὰ καὶ Κορίνθιοι σαφῶς, ἐπὶ Κορινθίους — εἵποντο, *die Korcyräer, nicht nur Dorier, sondern sogar Korinthier, zogen offenbar* u. s. w. Hr. *J.* scheint mit *Heilmann* das Comma bey Κορίνθιοι gesetzt, und σαφῶς mit ἐπὶ Κορ. verbunden zu haben, welches nicht übel ist. Am Ende des Cap. βαρβάρων δὲ Ἐγεσταῖοι, οἵπερ ἐπηγάγοντο καὶ Σικελιωτῶν τὸ πλέον; καὶ τῶν ἔξω Σικελίας. Τυρσηνῶν τέ τινες etc. *Von den Barbaren*

aber standen hier die Egestaner, die auch die meisten Siciler und aufserficilischen Völker bewogen hatten, dieselbe Partey zu ergreifen, Einige Tyrsener u. s. w. Hr. *J.* unterscheidet nicht die Sikelioten, die griechischen Abkömmlinge in Sicilien, von den Sikelern, ursprünglichen Bewohnern Siciliens. Man kann also auch nicht bestimmen, ob er Σικελιωτῶν oder mit der clar. Handschrift Σικελῶν gelesen hat. Man muss aber Σικελῶν lesen, wie *Kistemaker* beweist, da die Sikelioten schon oben genannt sind, und hier nur von ungriechischen Völkerschaften die Rede seyn kann. Derselbe scharfsinnige Kritiker vermuthet auch, dass man καὶ τῶν ἔξω Σικελίας mit Τυρσηνῶν τέ τινες verbinden müsse, wie schon *Fr. Portus* lesen wollte. Wir pflichten bey. C. 58. πρὸς δὲ τοὺς ἐπελθόντας τούτους οἱ Σικελιῶται αὐτοὶ, πλῆθος πλέον κατὰ πάντα παρέσχοντο, ἅτε μεγάλας πόλεις οἰκοῦντες (καὶ γὰρ etc.) καὶ πρὸς ἅπαντες αὖθις, ὡς εἰπεῖν, τοὺς ἄλλους, Συρακόσιοι (denn so muss man lesen, wie auch Hr. *J.* gelesen, nicht Συρακουσίους) αὐτοὶ, *diese auswärtige Hülfe verstärkten die Siciler* (Sikelioten), *da sie so grosse Städte bewohnen, durch eine in aller Hinsicht noch ansehnlichere Macht* (*denn* u. s. w.). *Und mehr als alle übrigen zusammen stellten, wie man wohl sagen darf, die Syrakusier selbst.* Die Bedeutung von πρὸς ist hier nicht gefasst. Es wäre seltsam, wenn Th. sagte, die Sikelioten hätten die auswärtige Hülfe verstärkt, da es umgekehrt heissen müsste: die Sikelioten, deren Vertheidigung es ja galt, wurden von den fremden Truppen verstärkt. Das Griechische sagt: *Im Verhältnisse gegen die Fremdlinge gaben die Sikelioten in jeder Hinsicht die grössere Menge, und im Verhältniss gegen alle übrigen* (Ausländer und Einheimische) *die Syrakusier selbst die meisten.* C. 60. ὅστις καὶ ὁπωσοῦν ἐδόκει, ἡλικίας μετέχων, ἐπιτήδειος εἶναι, *der seiner Körperbeschaffenheit nach auf irgend eine Weise zum Dienste tauglich schien.* Heisst denn ἡλικία *körperliche Beschaffenheit?* C. 61. οἱ, τοῖς πρώτοις ἀγῶσι σφαλέντες, ἔπειτα διαπαντὸς τὴν ἐλπίδα τοῦ φόβου ὁμοίαν ταῖς ξυμφοραῖς ἔχουσιν, *die, wenn sie in den ersten Kämpfen unterliegen, künftig zu allen Unternehmungen die Furcht vor einem ähnlichen Erfolge mitbringen.* Die Worte ὁμοίαν ταῖς ξυμφοραῖς sind gar nicht übersetzt, wie denn Hr. *J.* öfter schwierige Worte übergeht. Man übersetze: *Welche, wenn sie in den ersten Kämpfen unglücklich waren, künftig bey allen Gelegenheiten die Vorstellung des Schrecklichen, wie sie durch die erlittenen Unfälle veranlasst wurde, behalten.* C. 63. ἐκείνην τε τὴν ἡδονὴν ἐνθυμεῖσθαι, ὡς ἀξία ἐστὶ διασώσασθαι, οἳ τέως, Ἀθηναῖοι νομιζόμενοι καὶ μὴ ὄντες ὑμῶν, τῆς τε φωνῆς τῇ ἐπιστήμῃ, καὶ τῶν τρόπων τῇ μιμήσει ἐθαυμάζεσθε κατὰ τὴν Ἑλλάδα, καὶ τῆς ἀρχῆς τῆς ἡμετέρας οὐκ ἔλασσον κατὰ τὸ ὠφελεῖσθαι, ἔς τε, τὸ φοβερὸν τοῖς ὑπηκόοις, καὶ τὸ μὴ ἀδικεῖσθαι, πολὺ πλεῖον μετείχετε, *diejenigen von euch, die keine Athener sind, durch die Kenntniss athenischer Sprache aber und die Annahme athenischer Sitten dafür gelten, mögen eingedenk seyn, wie viel es ihnen werth, sich die Annehmlichkeit der Achtung zu erhalten, die sie dadurch in Hellas genossen; so wie des Nutzens, den sie von der Theilnahme an unsrer Herrschaft zogen, da sie diesen durch die Furcht, die sie ihren Unterthanen einflössten, in gleichem Masse, und, weil man sie nicht beleidigte, sogar in einer noch grössern Ausdehnung ernteten, als wir selbst.* Wie willkührlich und weitschweifig ist diese Übersetzung, und wie wenig übereinstimmend mit dem Original! Es sey uns erlaubt, statt aller weiteren Bemerkungen, selbst eine Übersetzung dieser eben nicht leichten Stelle zu versuchen. *Und zu bedenken, wie sehr jenes Vergnügen für euch bewahrt zu werden verdient, die ihr für Athener gehalten wurdet, obgleich ihr es nicht waret, dass ihr bisher wegen der Kenntniss ihrer Sprache und der Nachahmung ihrer Sitten in Hellas geachtet wurdet, und an unsrer Herrschaft, was den Nutzen betrifft, nicht geringeren Antheil* (als wir selbst) *nahmet, ja in noch höherem Grade, wenn man bedenkt, dass ihr den Unterthanen furchtbar, und gegen Beleidigungen gesichert waret.* In dem Satze, der mit οἳ anfängt, liegt zugleich das, worüber sie sich freuen sollen, und desshalb musste in der Übersetzung ein *dass* eingeschoben werden. C. 64. ὥστε, ἐν ἑνὶ τῷδε ὑπὲρ ἀμφοτέρων ἀγῶνι, καθεστῶτες, καρτερήσατε, εἴπερ ποτὲ, *habt ihr also jemals in einem Kampfe Tapferkeit bewiesen, so beweist sie auch nun, da ihr den Staat dort, wie hier, vertretet.* Heisst das übersetzen? Rec. würde die Stelle so verdeutscht haben: *Einen einzigen Kampf für beide bestehend, beweiset euch muthig, wenn jemals!* C. 66. ἄνδρες γὰρ ἐπειδὰν, ᾧ ἀξιοῦσι προύχειν, κολουσθῶσι, τὸ ὑπόλοιπον αὐτῶν τῆς δόξης ἀσθενέστερον αὐτὸ ἑαυτοῦ ἐστιν, ἢ εἰ μὴ ᾠήθησαν τὸ πρῶτον, *denn wenn Menschen grade darin, wodurch sie vor anderen hervorzuragen wähnen, verletzt werden: so ist das Selbstvertrauen, was ihnen nachher bleibt, schwächer, als wenn sie nie zuvor einiges besessen hätten.* Hr. *J.* übersetzt, als wenn er αὐτῶν statt αὑτῶν gelesen hätte: wir haben aber keine solche Variante bemerkt; auch αὐτὸ ἑαυτοῦ ist nicht beachtet, und ᾠήθησαν falsch verstanden. Es muss heissen: *Denn wenn Männer in der Rücksicht, wodurch sie hervorzuragen glauben, gelähmt werden: so ist die überbleibende Meinung von ihnen über das wahre Verhältniss schwächer, als wenn man überhaupt keine Meinung von ihnen gehabt hätte.* So erklärt *Bredow* richtig. C. 67. οἱ οὐδ᾽, ὅπως καθεζομένους χρὴ τὸ βέλος ἀφεῖναι, εὑρήσουσι, *die nicht einmal eine Stellung werden finden können, um ihr Geschoss zu werfen,* statt: *die nicht wissen werden, wie sie im Sitzen ein Geschoss werfen sollen.* C. 69. ἄλλα τε λέγων, ὅσα ἐν τῷ τοιούτῳ ἤδη τοῦ καιροῦ ὄντες ἄνθρωποι, οὐ πρὸς τὸ δοκεῖν τινὶ ἀρχαιολογεῖν, φυλαξάμενοι, εἴποιεν ἂν καὶ ὑπὲρ ἁπάντων παραπλήσια, ἔς τε γυναῖκας καὶ παῖδας καὶ θεοὺς πατρῴους προφερόμενα, ἀλλ᾽ ἐπὶ τῇ παρούσῃ ἐκπλήξει ὠφέλιμα νομίζοντες ἐπιβοῶνται, *und dergleichen mehr, was Menschen bey Gelegenheiten erwähnen, wo sie weder darauf achten, ob sie etwas veraltet Klingendes sagen, noch auch das Gewöhnliche von allen Wiederholte, von Weibern, Kindern und vaterländischen Göttern, wieder vorbringen mögen; sondern nur einem jeden zurufen, was*

sie in der augenblicklichen Bestürzung für das Wirksamste achten. Hr. *J.* hat im Ganzen die schwierige Stelle richtig verstanden; nur hätte er nicht ἐν τοιούτῳ ἤδη τοῦ καιροῦ ὄντες durch: *bey allen Gelegenheiten*, und ὑπὲρ ἁπάντων παραπλήσια durch: *von allen wiederholte* übersetzen sollen, welches offenbar falsch ist. Wir suppliren übrigens auch bey ὑπὲρ ἁπάντων παραπλήσια die Worte ὅσα εἴποιεν ἄν, οὐ φυλαξάμενοι, welches uns auch nach der Wortstellung das Natürlichste scheint, und wiederholen ἔσα bey ἀλλ'. Wir würden die Stellen ungefähr so übersetzen: *und anderes anführend, was Menschen, die sich eben in einer solchen Noth befinden, (nicht achtend, ob sie jemanden etwas Altklingendes vorzubringen scheinen, und von der Beschaffenheit, wie es bey allen Gelegenheiten gleichförmig erwähnt zu werden pflegt, indem man an Weiber, Kinder und vaterländische Götter erinnert) sagen dürften, was sie vielmehr in der gegenwärtigen Bestürzung, weil sie es für nützlich halten, zurufen.* Findet man dieses zu hart: so verbinde man mit dem Scholiasten und *Kistemaker:* ἄλλα τε λέγων, καὶ ὑπὲρ ἁπάντων παραπλήσια, ε. τ. γ. — προφερόμενα, ὅσα ἐν τῷ — εἴποιεν ἄν, ἀλλ' etc. *Und anderes sagend, und solches, was man für alle* (ὑπὲρ ἁπάντων) *gleichförmig zu erwähnen pflegt, indem man an Weiber u. s. w. erinnert, was Menschen, die sich in solcher Noth befinden, nicht achtend, ob sie etwas Altklingendes vorzubringen scheinen, sagen dürften, sondern in der gegenwärtigen Bestürzung, weil sie es für nützlich halten, einander zurufen.* C. 70. ὅπως πανταχόθεν ἅμα προσπίπτοιεν τοῖς Ἀθηναίοις, καὶ ὁ πεζὸς αὐτοῖς ἅμα παραβοηθῇ, *um die Athener von allen Seiten anzufallen, während zu gleicher Zeit ihre Landmacht sich anschickte, den Schiffen beyzustehen.* Hr. *J.* hat übersehen, dass παραβοηθῇ von ὅπως abhängt. Richtiger übersetzt *Heilmann.* Weiter unten wird αἱ ἐμβολαὶ durch *gewöhnliche Angriffe* übersetzt; es sind *Angriffe von vorne* gemeint. αἱ δὲ προσβολαὶ πυκνότεραι ἦσαν, *sehr häufig stiessen die Schiffe auf einander;* richtiger: *häufiger stiessen die Schiffe von der Seite auf einander.* C. 71. καὶ διὰ τὸ ἀνώμαλον καὶ τὴν ἔποψιν τῆς ναυμαχίας ἐκ τῆς γῆς ἠναγκάζοντο ἔχειν, *und so musste auch nothwendig den einzelnen das Treffen vom Lande her einen sehr verschiedenen Anblick gewähren.* Hr. *J.* nimmt διὰ τὸ für διὰ τοῦτο. Diess ist aber äusserst unnatürlich, und giebt keinen vernünftigen Gedanken. Am einfachsten und dem Zusammenhange am angemessensten ist, ἀνώμαλον sowohl auf ναυμαχίας, als auf ἔποψιν zu beziehen, und so zu übersetzen: *wegen des verschiedenen Ausfalles des Seetreffens musste man auch einen verschiedenen Anblick haben* (und also auch verschiedene Gefühle). Diese Erklärung bestätiget die ganze Folge. Weiter unten: διὰ τὸ ἀκρίτως ξυνεχὲς τῆς ἁμίλλης, *wegen des ohne Unterlass fortwährenden Kampfes.* Das Wort ἀκρίτως, das hier von Wichtigkeit ist, hat Hr. *J.* gar nicht beachtet. Διὰ τὸ ἀκρίτως συνεχὲς steht *per hypallagen* für διὰ τὸ ξυνεχῶς ἄκριτον εἶναι, *wegen des fortdauernd unentschiedenen Kampfes.* In demselben Cap. ἀεὶ γὰρ παρ' ὀλίγον ἢ διέφευγον, ἢ ἀπώλλυντο; *denn jedesmal fehlte nur wenig daran, dass die Kämpfenden sich retteten, oder zu Grunde gingen.* Hr. *J.* scheint die schöne Stelle nicht verstanden zu haben; sonst würde er *die Kämpfenden* nicht hineingeflickt haben: denn von den Kämpfenden ist nicht zunächst die Rede, sondern von den Gefühlen der Zuschauer, die sich mit den Kämpfenden in gleicher Lage zu seyn glaubten. Der Gedanke ist also: *sie* (die vom Lande Zuschauenden) *glaubten immer um ein Weniges der Gefahr bald zu entfliehen, bald zu erliegen*" (je nachdem es günstig oder misslich mit den Kämpfenden stand). Weiter unten: καὶ ἐπικείμενοι λαμπρῶς, *ihnen offenbar nachsetzten.* λαμπρῶς bedeutet hier nicht *offenbar*, sondern *mit Heftigkeit, Kraft,* wie ἄνεμος λαμπρὸς, *ein starker Wind* mit dem Nebenbegriff des *günstigen*, hier mit *erfolgreicher Heftigkeit.* Gegen das Ende des Cap. ἄλλοι δὲ οἱ πλεῖστοι ἤδη, *während die meisten schon.* Man muss lesen ἄλλοι δὲ, καὶ οἱ πλεῖστοι, *andere, und zwar die meisten.* C. 72. ἐπικρατήσαντες ist nicht übersetzt. C. 74. Καὶ τῶν ῥεέθρων καὶ τῶν ποταμῶν τὰς διαβάσεις ἐφύλασσον. Dieser ganze Satz fehlt in der Übersetzung.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Fürth*, im Büreau für Lit.: *Anhang zu Pöhlmanns Schreibelectionen, enthaltend sieben Blätter Vorschriften mit Current-, Canzley- und lateinischen Buchstaben.* 1804. 4 Bogen. Fol. (mit einem rothen Umschlage) (10 gr.)

So vortheilhaft auch immer das über die Schreibelectionen des Hn. *Pöhlmann* gefällte Urtheil war: so kann doch der vor uns liegende Anhang zu denselben keinen grossen Anspruch auf Beyfall machen. Die sieben Blätter Vorschriften, woraus er besteht, hat die Verlagshandlung, der in dem Umschlage gegebenen Notiz zufolge, auf den Rath des Hn. *P.* stechen lassen, um denjenigen Schullehrern, welche ihren Schreibeunterricht nach dessen Schreibelectionen ertheilen, ein Erleichterungsmittel in die Hände zu geben. Aber wir sehen nicht ein, wie diese mehrentheils einzeiligen, mit Horizontallinien, welche den Massstab zu der Länge der Buchstaben angeben, versehenen und aus Herleitungen derselben von einander, aus einzelnen Wörtern und Sätzchen bestehenden Vorschriften, von denen blos 4 Blätter Current- und die übrigen 3 Canzley- und lateinische Schrift enthalten, dazu sonderlich dienen können. Eben so wenig kann Rec. mit den Formen und der Lage der Currentschrift, noch weniger mit der Form und Länge der Canzleybuchstaben zufrieden seyn. Buchstaben können und müssen, um schön und geschmackvoll zu seyn, nicht bloss das Merkmal der Einfachheit an sich haben: Oder soll und kann nicht durch einen guten Schreibeunterricht ungemein viel zur Bildung des Gefühls junger Menschen beygetragen werden? Recht sehr contrastirt mit jener Current- und Canzley-Schrift der in der lateinischen Statt findende englische Ductus. Nach Rec. Erfahrung, ist es auch rathsam, den Anfängern im Schreiben die Buchstaben nicht so klein, als sie in diesen Vorlegeblättern erscheinen, vorzuzeichnen. Die Sätzchen in denselben durften nicht so oft in Fragen eingekleidet werden, und ihr Inhalt könnte zuweilen, aus mehr als einem Grunde, gewählter seyn. So lautet z. B. eins: „Warum nennt man manchen Menschen ein geduldiges Schaaf!" Einige Zeilen Ziffern hätten nicht fehlen sollen.

R + k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Hamburg, b. Friedr. Perthes: *Thukydides.* Übersetzt von *Maximilian Jacobi,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. 75. Καὶ μείζω, ἢ κατὰ δάκρυα, *mehr, als was sich mit Thränen sagen lässt.* Diess ist nicht der Gedanke, sondern: *obgleich sie Unglücksfälle erlitten, wofür es keine Thränen gab*, die zu gross waren, als dass man, wie bey gewöhnlichen Unfällen, durch Thränen sich Linderung verschaffen konnte. Es ist eine richtige Bemerkung, dass man im höchsten Grade des Schmerzes keine Thränen vergiesst. Cap. 77. Καὶ ἄλλη (sc. πόλις) οὐδεμία ὑμᾶς τῶν ἐν Σικελίᾳ αὐτ' ἂν ἐπιόντας δέξαιτο ῥᾳδίως, οὐδ' κ. τ. λ., *und dass von den sicilischen keine die Ankommenden leicht aufnehmen, noch u. s. w.* Falsch! Man muss übersetzen: *und dass keiner von den sikelischen Staaten leicht eure Angriffe aushalten würde.* Weiter unten: προπέμπετε, *schickt voraus.* Man muss ohne Zweifel entweder προπέπεμπται, oder προπέμπεται lesen; denn das Vorausschicken kömmt den Heerführern, nicht den Soldaten zu. C. 81. Ἐπ' εὐπραγίᾳ ἤδη σαφεῖ, *bey dem glücklichen Ausgange der Dinge, den sie schon offenbar voraussahen.* Richtiger: *da die Sachen offenbar schon günstig für sie standen.* C. 87. Τῇ μεταβολῇ ἐς ἀσθένειαν ἐνεωτέριζον· πάντα τε ποιούντων αὐτῶν, διὰ στενοχωρίαν· ἐν τῷ αὐτῷ, καὶ προσέτι τῶν νεκρῶν ὁμοῦ ἐπ' ἀλλήλοις ξυννενημένων, οἳ ἔκ τε τῶν τραυμάτων, καὶ διὰ τὴν μεταβολὴν, καὶ τὸ τοιοῦτον, ἀπέθνησκον. καὶ ὀσμαὶ ἦσαν οὐκ ἀνεκτοὶ, *so brachte dieser Wechsel Krankheiten unter ihnen hervor, und diess um so mehr, da sie wegen der Enge des Raumes alles an demselben Orte verrichteten, und zudem die Leichname derjenigen, die theils an ihren Wunden, theils an den Folgen der verschiedenen Witterungseinflüsse und aus anderen Ursachen verstorben waren, über einander gehäuft liegen blieben. Die sich entwickelnden Gerüche waren unerträglich* u. s. w. Ohne uns auf eine Kritik der Übersetzung einzulassen, bemerken wir nur, dass sie nach einer falschen Interpunction des Griechischen gemacht ist. Vor πάντα τε, muss ein Punct, und nach ἀπέθνησκον ein Colon stehen: denn bey καὶ fängt der Nachsatz an. Man übersetze: *Da sie alle Bedürfnisse wegen des beschränkten Raums an demselben Orte verrichteten, und noch dazu die Leichname derjenigen, die an ihren Wunden, oder aus anderen ähnlichen Ursachen gestorben waren, auf einander gehäuft lagen: so entstanden unerträgliche Gerüche* u. s. w. — Wir glauben durch eine hinlängliche Anzahl von Stellen gezeigt zu haben, dass Hr. J. in der Enträthselung des Sinnes seiner Urschrift, nicht immer glücklich war. Um jetzt noch zu zeigen, in wiefern er den Ton des Thukydides in seiner Übersetzung verfehlt habe, heben wir eine etwas längere Stelle aus, die wir nicht am schlechtesten übersetzt glauben. Und damit Jeder desto leichter einsehen möge, ob unser Urtheil gegründet oder ungegründet war, stellen wir der *jacobi*schen Übersetzung die unsrige gegenüber, die wir keinesweges für meisterhaft ausgeben, aber doch dem Originale so treu, als wir es vermochten, nachgebildet haben. Wir wählen zu diesem Zweck das schöne 71 Cap. des 7 Buches aus.

Jacobi.

Die beiderseitige Landmacht an den Ufern befand sich, so lange das Gefecht unentschieden war, in dem heftigsten innerlichen Kampf und in der gespanntesten Erwartung, da die Eingebornen sich um den Erwerb noch grösseres Ruhmes beeiferten, die Fremdlinge hingegen fürchteten, sie möchten in eine noch schlimmere Lage gerathen, als ihre gegenwärtige bereits war. Denn da das Schickfal der Athener ganz auf der Flotte beruhte: so war ihre Furcht mit nichts zu vergleichen. Und so musste auch nothwendig den Einzelnen das Treffen, vom Lande her, einen sehr verschiedenen Anblick gewähren. Denn da das Schauspiel sich in der Nähe darbot, und nicht Alle zugleich ihre Blicke auf den nämlichen Gegenstand richteten: so geschah es, dass, wenn Einige die Ihrigen siegend sahen, diese frohen Muthes waren, und sich flehend zu den Göttern wanden, dass sie sie nicht um die Rettung bringen möchten, während Andere, die ihre Freunde irgendwo überwunden erblickten, schrieen und wehklagten, und durch den Anblick dessen, was vorging, noch kleinmüthiger wurden, als diejenigen, die in dem Gefechte selbst begriffen waren. Andere noch, deren Auge auf eine Stelle geheftet war, wo das Treffen, wegen des ohne Unterlass fortwährenden Kampfes, im Gleichgewicht zu schweben schien, waren in der peinvollesten Lage, da ihr Körper, eben so wie ihr Gemüth, in steter Unruhe hin und her schwankte. Denn

Recensent.

Für das beiderseitige Landheer auf dem Ufer war, so lange die Seeschlacht in der Schwebe stand, gross der Kampf und die Spannung des Gemüths, indem der Eingeborne eiferte für höheren Ruhm, die Fremden fürchteten, es möchte ihnen noch schlimmer, als jetzt, ergehen. Denn da Alles den Atheniensern auf den Schiffen beruhete: so war ihre Furcht für das Künftige sonder Gleichen, und weil unähnlich der Kampf war: so musste es der Anblick nicht minder seyn, den man vom Ufer zu haben genöthiget war. Denn in kleiner Entfernung war das Schauspiel, und nicht Alle richteten auf denselben Gegenstand die Blicke. Wenn also Einige die Ihrigen siegen sahen: so wurden sie voll Muthes, und flehten die Götter an, sie der Rettung nicht zu berauben, indess Andere, die auf die Besiegten die Augen wendeten, ein wehklagendes Geschrey erhoben, und, nach dem, was sie erfolgen sahen, auch im Gemüthe, selbst noch mehr, als die im Kampfe Begriffenen, gelähmt wurden. Noch Andere, die dorthin, wo man mit gleichem Glücke kämpfte, schauten, die wegen des fortdauernd unentschiedenen Kampfes, von Furcht geängstiget, nach ihren Vorstellungen, auch die Körper mit neigten, waren in der schrecklichsten Lage; denn um ein Weniges sahen sie sich bald gerettet, bald verloren. In demselben Heer der Athener konnte man, so lange noch mit gleichen Kräften gestritten wurde, Alles zugleich vernehmen, Weh-

Jacobi.	Recensent.
jedesmal fehlte nur Weniges daran, daſs die Kämpfenden ſich retteten, oder zu Grunde gingen. So lange man mit gleichem Glücke focht, vernahm man in dem atheniſchen Heere zu gleicher Zeit: Wehklage, Geſchrey, Sieger, Beſiegte, und alle die vielfachen Töne, die ein zahlreiches in groſser Gefahr ſchwebendes Heer nothgedrungen äuſsert. Eben dieſes war auch der Fall mit denen auf der Flotte, bis die Syrakuſier und deren Bundesgenoſſen, nachdem die Seeſchlacht lange gewährt hatte, die Athener zum Weichen brachten, ihnen offenbar nachſetzten und ſie, unter groſsem Tumult und gegenſeitigen Auffoderungen, an das Ufer verfolgten. Nun ſuchte die Mannſchaft derjenigen Schiffe, die nicht auf der Höhe erobert wurden, einige hier, andere dort, an das Land zu kommen und ſtürzten in das Lager. Auch war die Landmacht jetzt nicht mehr in ihren Äuſserungen getheilt; ſondern voll Schmerz über das, was geſchah, brachen alle mit einem Mal in Wehklagen und Jammertönen aus. Ein Theil rannte den Schiffen zu Hülfe; ein anderer eilte nach dem Überreſt der Feſtungswerke; während die Meiſten ſchon für ihre perſönliche Sicherheit ſorgten und ſich umſahen, wohin ſie entfliehen ſollten. Bey keiner Gelegenheit war die Beſtürzung gröſser als in dieſem Augenblick. Den Athenern widerfuhr hier beynahe daſſelbige, was durch ſie die Lacedämonier zu Pilus erduldet hatten. Denn nachdem die Schiffe der Lacedämonier zerſtört waren, gingen auch die Männer verloren, die auf die Inſel hinübergekommen waren. Und eben ſo hatten die Athener jetzt keine Hoffnung mehr, falls nicht etwas Auſserordentliches geſchah, ſich zu Lande zu retten.	Klage, Geſchrey, Sieger, Beſiegte, und die anderen vielartigen Töne, die ein groſser Gefahr ein groſses Heer nothgedrungen hören läſst. Faſt eben ſo wie dieſen, erging es der Mannſchaft auf den Schiffen, bis die Syrakuſier und ihre Bundesgenoſſen, nach lange anhaltendem Kampfe, die Athener in die Flucht ſchlugen, und eindringend mit glänzendem Erfolge, unter lautem Geſchrey und Ermunterungen, ſie ans Land jagten. Von dem Schiffsvolke nun ſtürzten alle, die nicht auf hoher See gefangen, hierhin und dorthin, nachdem ſie das Land erreicht hatten, aus den Schiffen ins Lager. Die Landkrieger aber, nicht mehr ungleich geſtimmt, ſondern mit einem Ungeſtüm alle wehklagend und ſtöhnend, voll Schmerz über das Geſchehene, eilten Einige den Schiffen zu Hülfe, Andere nach der noch übrigen Verſchanzung, um ſie zu beſchützen; Andere, und zwar die Meiſten, waren ſchon für ſich ſelbſt, und wie ſie ſich retten ſollten, bedacht. Die gegenwärtige Beſtürzung war ſo groſs, wie je eine es war. Und daſſelbe beynahe widerfuhr den Athenern, was durch ſie ſelbſt Andere in Pylos erduldet hatten. Denn die Zerſtörung der Schiffe hatte für die Lacedämonier die Folge, daſs ſie auch die Männer verloren, die nach der Inſel hinübergegangen waren. Auch damals hatten die Athener keine Hoffnung, ſich auf dem Lande zu retten, falls nicht etwas Unerwartetes ſich ereignete.

Schlieſslich erklären wir noch, daſs unſer Tadel keinesweges den Zweck hat, der *jacobi*ſchen Überſetzung allen Werth abzuſprechen, daſs wir ſie vielmehr als ein brauchbares Hülfsmittel zum Verſtehen des Thukydides, und als eine dankenswerthe Vorarbeit für eine künftige vollendetere Überſetzung betrachtet wünſchen. Diejenigen (und dieſer ſind vielleicht noch die Meiſten), die von Überſetzungen nichts weiter verlangen, als daſs ſie die Gedanken der Urſchrift möglichſt richtig in einer edlen, natürlichen und deutlichen Sprache zurückgeben, werden ſich durch dieſe Überſetzung gröſsten Theils befriediget finden.

F. C.

Leipzig, b. Barth: *Luciani Samoſatenſis Dialogi mortuorum.* In uſum ſcholarum textu denuo recognito, argumentis ſingulorum dialogorum adnexis, adnotationibusque ſubjectis edidit *Johannes Theophil. Lehmann*, A. A. L. L. Magiſter, Lycei Luccav. Conrector. Collecta etiam ſcholia Codd. Voſſ. et Graev., et additus index verborum nominumque, tironum deſideriis ſatisfacturus. 1813. 249 S. 8. (16 Gr.)

Obgleich der glückliche Erfolg des philologiſchen Studiums auf Schulen, nach unſerem Dafürhalten, viel weniger von der Wahl der Schriftſteller, welche öffentlich erklärt werden, als von der Beſchaffenheit dieſer Erklärung ſelbſt abhängt, indem der Inhalt oder Gehalt der claſſiſchen Werke in der Regel nicht zum klaren Bewuſstſeyn des Schülers gebracht werden kann: ſo iſt es doch keinesweges gleichgültig, zu welcher Gattung die Schriften gehören, die man treibt. Am wenigſten paſſend für das jugendliche Alter ſcheinen ſolche Satiren zu ſeyn, in denen die Thorheiten groſser Männer des Alterthums lächerlich gemacht werden, weil durch ſie die Bewunderung und Liebe erkalten muſs, die dem jungen Gemüthe ſo nöthig und heilſam iſt, und weil es ſich noch nicht auf den Standpunct erheben kann, auf dem man ſtehen muſs, um lachen zu dürfen. Gewöhnlich fodern auch ſolche ſatiriſche Schriften eine Menge Sacherklärungen, welche die Bekanntſchaft mit der Sprache erſchweren, und für ſich ſelbſt zu ſehr ins Detail gehen, als daſs ſie die Sachkenntniſs des Anfängers ſonderlich zu fördern im Stande wären.

Wenn wir nun aus dieſen Gründen die Lectüre der lucianiſchen Todtengeſpräche auf Schulen nicht empfehlen können: ſo tadeln wir damit nicht die vor uns liegende Bearbeitung derſelben, welche dem Fleiſse und Geſchmacke ihres Vfs. vielmehr Ehre macht. Er hat die nicht unbedeutenden Vorarbeiten, die er fand, gewiſſenhaft benutzt, und nicht ſelten zuerſt das Richtige geſehen. Der Text iſt bis auf wenige Veränderungen, die meiſt nur die Interpunction betreffen, ſo gelaſſen worden, wie ihn *Schmieder* oder *Matthiä* gegeben haben. Auf das Regiſter, welches auch hiſtoriſche Erläuterungen enthält, iſt viel Fleiſs verwendet, und man vermiſst ſelten ein Wort, welches erklärt zu werden verdient hätte, wie ἅπαντα ἐδυνάμην IX. 2. Χρυσοῦς, wobey S. 27, Not. 74, ausdrücklich auf den Index verwieſen wird, iſt wahrſcheinlich durch des Setzers Schuld weggeblieben. Wir heben nun einige Stellen aus, bey denen wir die Kritik des Vfs. nicht billigen können.

IV. 2 nimmt er an den Worten ὡς ἐοίκασι Anſtoſs, und ſucht ein Sprichwort darin, welches durch die Abſchreiber zu Grunde gegangen ſey, oder Ironie, wo es aber ὡς ἔοικε heiſsen müſſe. Allein Hermes, der vorher das Ausſehen der neuen Ankömmlinge in der Unterwelt beſchrieben hat, giebt nun die dadurch ihm wahrſcheinlich werdende Urſache ihres Todes an: διὰ χρήματα ἥκουσιν ἐπιβουλεύοντες ἀλλήλοις, ὡς ἐοίκασι, *wie es das Anſehen hat*, oder *wie man ihnen anſieht.* Mit nicht gröſserem Rechte kom-

men ihm in der Stelle VI. 1: Καινά; ὦ Τερψίων, νομοθετεῖς, τὸν μηκέτι τῷ πλούτῳ χρῆσθαι δυνάμενον πρὸς ἡδονήν, ἀποθνήσκειν· τὸ δὲ ἄλλως ἡ Μοῖρα καὶ ἡ φύσις διέταξεν, die Worte πρὸς ἡδονήν verdächtig vor, welche den einen, im Alter allerdings nicht mehr Statt findenden Gebrauch des Reichthums angeben, ausser dem sich aber andere, auch dem Greise zu Gebote stehende, denken lassen. X. 9 sagt Hermes, nachdem Menippus einem eben angekommenen Philosophen den stinkenden Bart mit dem Beile abgehauen hat: εὖγε· ἀνθρωπινώτερον γὰρ νῦν ἀναπέφηνας, ἀποθέμενος αὐτοῦ τὴν κινάβραν. Hier schlägt Hr. *L.* vor, zu lesen: ἀνέφηνας, ἀποτεμὼν αὐ. τ. κ., so dass es Worte des Hermes zum Menippus wären. Aber theils ist diese Änderung zu gewaltsam, theils passt ἀποτέμνειν nicht zu κινάβρα. Unstreitig hat *Hemsterhuis* Recht, der ἀνθρωπινώτερος liest, wie auch 3 pariser Handschriften haben. Hermes redet den Philosophen an. Αὐτοῦ heisst *hier*, und muss mit einer Hindeutung auf den am Boden liegenden Haufen Haare gedacht werden. Ebendaselbst §. 12 findet der Vf. in den Worten: ἡ Δαμασίου μήτηρ κωκύουσα ἐξάρχει τοῦ θρήνου σὺν γυναιξὶν ἐπὶ τῷ Δαμασίᾳ den Artikel ταῖς vor γυναιξίν, den *Matthiä* aus der Aldina aufgenommen hat, ganz unstatthaft. Doch kann er füglich von dem bey Leichenbegängnissen gewöhnlichen Gefolge klagender Frauen verstanden werden. IX. 1. Ὅς τὸ Ὁμηρικὸν ἐκεῖνο εἰώθει ἐπιλέγειν· Ἦ μ' ἀνάειρ', ἢ ἐγὼ σέ. *Miror*, heisst es hier in der Anmerkung, *hoc verbum* (ἐπιλέγειν) *non offendisse. Mihi simpl.* λέγειν *hujus loci esse videtur.* Rec. ist anderer Meinung. Ἐπιλέγειν bedeutet hier: zu jeder Rede hinzufügen, also *im Munde führen.* λέγειν würde sich nicht gut ausnehmen. XII. 2. Φημὶ δὲ τούτους μάλιστα ἐπαίνου ἀξίους εἶναι, ὅσοι τὸ μηδὲν ἐξ ἀρχῆς ὄντες ὅμως ἐπὶ μέγα προεχώρησαν. Hr. *L.* glaubt, es wäre besser, μηδὲν τὸ ἐξ ἀρχῆς, und behält die Vulgata fast nur darum bey, weil Hannibal in dieser ganzen Stelle mehr in Solöcismen als Atticismen spreche; eine Behauptung, welche uns ganz ungegründet scheint. Nicht bloss τὸ μηδὲν εἶναι ist sehr gut griechisch, sondern auch in der ganzen Rede findet sich kein einziger wahrer Solöcismus, und das Urtheil, welches Minos nach Anhörung derselben fällt: ὁ μὲν εἴρηκεν οὐκ ἀγεννῆ τὸν λόγον, οὐδὲ ὡς Λίβυν εἰκὸς ἦν, ὑπὲρ αὑτοῦ, bezieht sich vorzüglich auf die Sprache, und ist wohl ernstlich gemeint. XIII. 2. τί γελᾷς, ὦ Διόγενες; Δ. τί γὰρ ἄλλο, ἢ ἀνεμνήσθην, οἷα ἐποίει ἡ Ἑλλάς. Hier war es unnöthig, zwischen ἢ und ἀνεμνήσθην ὅτι, was nicht in den Handschriften steht, einzuschieben. S. *Heindorf* zum Phädon. §. 20. XIV. 2. Μήδων δέ, καὶ Περσῶν, καὶ Χαλδαίων, καὶ χρυσοφόρων ἀνθρώπων, καὶ ἁβρῶν, οὐκ οἶσθα ὡς πρὸ σοῦ μύριοι μετὰ Κλεάρχου ἀνελθόντες ἐκράτησαν —; Die Kraft dieser Stelle wird durch die zu grosse Genauigkeit vermindert, wenn man mit Hn. *L.* die beiden letzteren καί durch *sowohl — als auch* übersetzt, und gar noch γε nach χρυσοφόρων einschiebt. Eben so wenig scheint das erstere καί mit *Hemsterhuis* und *Matthiä* auszustreichen, da auch die Apposition hier schwächt. Die Aufzählung wird vielmehr fortgesetzt, und Alles in Eine Classe gebracht: *Meder und Perser und Chaldäer und Goldbelastete und Weichlinge u. s. w.* XV. 3. Φέρει δὲ παραμυθίαν καὶ ἡ κοινωνία τοῦ πράγματος, καὶ τὸ μὴ μόνον αὐτὸν πεπονθέναι. *Hemsterhuis* wollte αὐτόν in αὐτό verwandeln. Dazu wird hier folgende Anmerkung gemacht: *Sed tum deberet esse* τὸ αὐτό. *Nam alia ratio est in sqq.* αὐτὸ πάσχοντες §. 4. Aber τὸ αὐτό lässt sich an dieser Stelle gar nicht denken, wo μόνον eben die Theilnahme Mehrerer, durch die ein Zustand erst *der nämliche* wird, ausschliesst. *Hemsterhuis* verdiente also wohl auf eine andere Art zurechtgewiesen zu werden. Auch *Bremer* war nicht so geradezu auszulachen, dass er XVI. 3 die Worte πρὸς τοῦ σοῦ Ἡρακλέους übersetzt: *bey deinem Hercules.* Wenigstens verstattet das Vorige, wo der Schatten des Hercules sich selbst von dem Gotte im Olymp unterscheidet, eine solche Erklärung eben so gut, als die Worte selbst. Zu hart wird auch in einer Anmerkung zu XXIV. 2 *Belin de Ballu* mit seiner zwar überflüssigen, aber nicht sprachwidrigen Änderung zurückgewiesen. Die Worte sind: Εἰ γοῦν τινα ἑλοίμεθα δικαστὴν εὐμορφίας πέρι, οὐκ ἔχω εἰπεῖν, τίνος ἕνεκα τὸ σὸν κρανίον προτιμηθείη ἂν τοῦ ἐμοῦ. Der französische Gelehrte schlägt vor: οὐκ ἂν ἔχοι εἰπεῖν, wovon Hr. *L.* sagt: *Sic minime scripsit auctor, nec scribere sane potuit. Praestat lectio vulgata, quam non satis intellexit Francogalli Francogallitas. Scilicet* οὐκ ἔχω εἰπεῖν, *ut* οὐκ οἶδ' ὅπως, *et alia similia, saepe* παρενθέτως *a Graecis inseritur sententiae, tanquam absint ista verba, ut augeatur sententiae gravitas. Apodosin nimirum proprie incipere finge a verbis:* τίνος ἕνεκα *etc.* Dann hätte nach ἐμοῦ ein Fragzeichen gesetzt werden sollen. Aber warum soll der Nachsatz nicht mit οὐκ ἔχω εἰπεῖν anheben können? Die Stellung der Worte macht es sogar nothwendig. Cr.

RÖMISCHE LITERATUR.

RASTATT, b. Sprinzing: *Commentar über die Oden des Horaz für Schulen*, von *Joseph Loreye*, Professor am Lyceum zu Rastatt. 1814. XXIV u. 231 S. 8.

Anspruchlos, wie immer das wahre Verdienst, kündigt sich dieser Commentar in der Vorrede an. „Ohne vorhin einen Commentar zu lesen," sagt Hr. *L.*, „studirte ich den Dichter, und suchte mir seine Art zu denken und zu fühlen, so viel ich konnte, anzueignen. Aus diesem Gefühle und aus der Art von Begeisterung, die selbst in mir entstand, schrieb ich dann meine Ansichten über Thema, Gedankenfolge und einzelne Darstellungen nieder. Nach Vollendung dieser Arbeit begann ich das Geschäft von Neuem, und verglich nun meine Ansichten mit jenen der vorzüglichen Ausleger. Besonders glaubte ich, sicher an der Hand unseres vortrefflichen *Mitscherlich* zu wandeln. Ich bediente mich seiner als eines Freundes, dem ich mein Werk zur

Beurtheilung übergab, doch mit der freyen Selbstständigkeit, dass ich, wo ich mich nicht mit ihm vereinigen konnte, das Meinige beybehielt." Eine grosse Gelehrsamkeit enthält dieser Commentar so wenig, als überall eine kritische Prüfung des Grundtextes — diess lag auch gar nicht im Plane des Vfs., der zunächst das Bedürfniss seiner Schüler vor Augen hatte. — Durchgehends aber findet man den denkenden und scharfsinnigen Kopf, der in die Eigenthümlichkeiten des Dichters einzudringen, und seine meistentheils richtigen Ansichten in einer einfachen und gefühlvollen Sprache auszudrücken weiss. Wie anschaulich z. B. wird uns der Geist der 12 Ode des 4ten Buches in folgender Darstellung gemacht: „Es ist Frühling, sagt er, die Zeit führet den Durst herbey. Komm zu mir, Virgil, lass uns beym freundlichen Becher der schönen Zeit geniessen. Aber, hörst du? Verdienen musst du den Wein, den du bey mir trinkst, indem du die Narde dazu giebst. Nur ein Büchschen voll wird dir ein ganzes Fässchen des besten Kalesers eintragen. Eile herbey mit deiner Waare. Mit deiner Waare, verstehst du? Denn so umsonst kann ich dich nicht bewirthen." — Nur selten verfehlt er Horazens Meinung, wie in der zweyten Epode, die er dem Wucherer Alfius durch die gezwungene Auslegung: *haec ubi locutus (sum), foenerator A.* entreissen möchte. Dass die Schilderung des Landlebens schön sey, wird von Keinem geleugnet; aber eben so wenig darf die Beymischung von solchen Gefühlen verkannt werden, die nur in eines Alfius Seele entspringen können. S. *Vanderb.* zu dieser Stelle. Und dass ein Alfius, den wir uns als einen geistvollen Nutzenschaffer denken, in einem der vorübergehenden besseren Augenblicke seines Lebens, durch den Anblick ländlicher Freuden zu edleren Vorsätzen sich gehoben fühlt, scheint der menschlichen Natur nicht widersprechend. — Die Anmerkungen sind grösstentheils historischen oder antiquarischen Inhaltes. Sie sind kurz, aber treffend, häufig mit zweckmässiger Wahl aus früheren Commentaren geschöpft, häufig aber auch neue, und zugleich gute Ansichten enthaltend. Wir heben aus die Anmerk. zu I, 36, 15: *Neu desint epulis rosae, Neu vivax apium, neu breve lilium.* Eine sehr schöne Zusammenstellung, sagt Hr. *L.*: die Rose, als Sinnbild der Freude, und die kurzlebende Lilie, als das Sinnbild des menschlichen Lebens. Es deutet dieser Ausdruck auf des Dichters Lieblingsgedanken hin: Kurz ist das Leben; auf! lasst uns fröhlich seyn. — — — *Apium*, Eppich (d. *petrosel.* L.), eine dunkelgrüne Pflanze, die im Winter fortgrünet, und desswegen bey Todtenfeyern gebraucht wurde, als Symbol, dass der Abgeschiedene noch in dem Andenken der Zurückgelassenen fortleben werde. Der Sinn dieser Stelle ist also: Wir wollen unseren Freund mit Rosenkränzen gegenwärtiger Freude ehren, darein sey die Lilie geflochten, denn er kann uns entrissen werden; darum füge sich auch Eppich dem Kranze, zum Zeichen, dass er auch dann noch ewig unter uns fortleben solle. Hier wird in die ungebundene Freude Ernst und Düsterheit gemischt, ganz im Sinne der Alten: so liessen die Ägypter bey ihren Gastmahlen eine Mumie herumtragen, um durch den Gedanken an den Tod die Freude edler und heiliger zu machen." — Die eine Probe mag unseren Wunsch rechtfertigen, dass dieses Buch viele Leser, besonders angehende Horazleser finden möge; es wird ihnen die Grundzüge zu einem edlen Bilde des römischen Sängers darbieten, und dadurch dem verständigen Lehrer den Unterricht um Vieles erleichtern.

Die beygefügte Biographie Horazens könnte etwas vollständiger seyn; auch dem Abschnitte über die Sylbenmasse der horazischen Oden (den, beyläufig gesagt, einige bedeutende Druckfehler entstellen) fehlt es an der gehörigen Klarheit. Besonders empfehlen wir die Schlussanmerkung, für eine zweyte Auflage, des würdigen Verfassers sorgfältiger Überarbeitung.

M. D. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Duisburg* und *Essen*, b. Bädeker und Comp., auf Kosten des Vfs.: *Allgemeine erste Übungen im freyen Zeichnen* von *Wilhelm Tappe*, Bauconducteur und Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt zu Lüdenscheid. Nebst 100 Kupfertafeln. 1805. VI und 44 S. 12. (3 Rthlr. 4 ggr.)

Der Vf. bestimmte dieses Werkchen für Bürgerschulen und den Selbstunterricht, und suchte durch dasselbe folgende drey Zwecke zu erreichen: 1) Geschicklichkeit der Hand; 2) Bildung des Augenmasses, sowohl für Richtigkeit der Lagen und Grössen, als auch für harmonische Abstufungen; 3) Bildung des Geschmacks durch Anschauen und Nachahmen schöner Linien und Formen. In der Hinsicht lieferte der Vf. hundert Tafeln, welche Anfangs theils kürzere, theils längere, gerade, und nach verschiedenen Richtungen gezogene, mit ab- und zunehmender Stärke versehene, Striche und Linien, dann einfache und zusammengesetzte Arabesken, endlich Blumen, Früchte, Gefässe u. s. w. zur Nachbildung enthalten. Obgleich Rec. diesem Werkchen im Allgemeinen seinen Beyfall nicht versagen kann: so fehlen demselben doch einige Eigenschaften, welche nöthig sind, wenn es einen höheren Grad von Brauchbarkeit erhalten, und zu zweckmässigen Zeichenübungen für Bürgerschulen empfohlen werden soll. Dahin rechnet er, dass der Vf. mehrere Blumen und Früchte, ferner Möbeln, Gefässe, Thiere u. s. w., auch Theile vom menschlichen Körper, in seinen Plan hätte aufnehmen, und dafür mehrere Arabesken weglassen, auch überall die schönsten Formen wählen sollen, welches Letztere nicht immer der Fall ist, z. B. Taf. 64. 66. 72. 86. 88. 99. 100. Auch die lateinischen Anfangsbuchstaben sind schlecht gemacht. Das Papier dürfte etwas stärker seyn. Das Format ist zweckmässig, der Stich in punctirter Manier und im Ganzen genommen gut. Der, die Kupfertafeln begleitende Text erhöht die Brauchbarkeit des Werkchens, nur sollte der Vf. sich einer besseren Schreibart beflissen haben. Die Entschuldigung, dass er in dieser nicht geübt sey, ist nicht hinreichend. Hatte er keinen Freund in der Nähe, dem er sein Manuscript zur Durchsicht hätte übergeben können? Endlich findet Rec. auch den Preis zu hoch. Was für Bürgerschulen berechnet ist, muss wohlfeil seyn!

▲

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

RÖMISCHE LITERATUR.

HAMBURG, b. Nestler: *Das Leben berühmter Feldherren von Cornelius Nepos.* Neu übersetzt. 1813. 212 S. kl. 8. (12 Gr.)

Weder eine Vorrede, noch die Beschaffenheit dieser Übersetzung giebt zu erkennen, was man eigentlich mit der Herausgabe derselben gewollt habe. Das Schlimmste ist, dass es einen Schriftsteller getroffen hat, der auf Schulen, und zwar in den unteren Classen gelesen wird, wo jedes Hülfsmittel solcher Art eben so willkommen als schädlich ist. Auch scheint es nicht, als wenn der Übersetzer auf Leser gerechnet habe, die über jene Classen hinaus sind: so wenig ist es ihm um den Geist, ja selbst um den Wortsinn seines Originals zu thun gewesen.

Milt. 1. *Eaque esset aetate, ut non jam solum de eo bene sperare, sed etiam confidere cives possent sui, talem futurum, qualem cognitum judicarunt: und in demjenigen Alter sich befand, wo seine Mitbürger nicht nur Gutes von ihm hoffen, sondern schon mit Gewissheit darauf rechnen konnten, er werde ganz der Mann werden, den sie sich in ihm gedacht hätten.* Die Worte *qualem cognitum judicarunt* enthalten einen Zusatz des Schriftstellers: *für den er von ihnen, nachdem sie ihn kennen gelernt hatten, auch wirklich erklärt worden ist*, und können gar nicht als Gedanke des Subjects (der Athener) genommen werden. Die Stellen, womit *Heusinger* den Indicativus, der also gar keiner Entschuldigung bedarf, entschuldigen will, sind von anderer Art, indem in ihnen das, was wirklich Gedanke des Subjects ist, so ausgedrückt wird, als sagte es der Schriftsteller. — Cap. 4. *Hoc tumultu Athenienses, tam propinquo, tamque magno, permoti, auxilium nusquam, nisi a Lacedaemoniis, petiverunt. Bestürzt durch die so nahe und grosse Kriegsgefahr, konnten die Athenienser nur die Lacedämonier um Beystand ansprechen.* Es scheint vielmehr, dass hier etwas für die Athener Rühmliches gesagt werden soll; denn wie hätte die Bestürzung sie hindern können, auch andere Staaten um Hülfe zu bitten? Also besser: — *suchten sie bloss bey den Lacedämoniern Hülfe.* — Cap. 8. *Nam Athenienses, propter Pisistrati tyrannidem, quae paucis annis ante fuerat, omnium suorum civium potentiam extimescebant. Die Athenienser hegten nämlich, seit der Alleinherrschaft des Pisistratus, welche einige Jahre zuvor Statt gefunden hatte, vor der Übergewalt aller ihrer Mitbürger Scheu und Besorgniss.* Hier wollte sich der Übersetzer wahrscheinlich gewählt ausdrücken, verfehlte aber darüber ganz die Klarheit des Originals, und verrückte auch den Sinn desselben, welcher durch eine wörtliche Verdeutschung leicht wiederzugeben war. Ähnliche Beweise von Geschmacklosigkeit giebt er öfters. Z. B. Them. 2, *pecunia publica, quae ex metallis redibat*, der aus den Bergwerken *gehobene* öffentliche Schatz. Cap. 3, *missi sunt delecti cum Leonida, Lacedaemoniorum rege*, es wurde ein *Ausschuss* unter den Befehlen des spartanischen Königs Leonidas abgeschickt. Cap. 10. *Lampsacum (ei rex donarat), unde vinum sumeret, Myunta, ex qua opsonium haberet*, aus Lampsacum *solle er sich* den Wein, aus Myus *die Fische holen*. Arist. 2. *Tum autem et intemperantia Pausaniae et justitia factum est Aristidis, ut etc.*, jetzt aber bewirkte *das ungestüme Wesen* des Pausanias auf der einen, und die *gelassene Festigkeit* des Aristides auf der anderen Seite, dass u. s. w. Paus. 3. *Est genus quoddam hominum, quod Helotes vocatur, quorum magna multitudo agros Lacedaemoniorum colit*, es giebt aber eine Art von Menschen, Heloten genannt, *deren Hause* die Felder der Spartaner bebaut. Alcib. 8. *Classe confligere*, ein Seetreffen *halten*. Ebendaselbst: *Periculum est enim, ne immodestia militum nostrorum occasio detur Lysandro nostri opprimendi exercitus*, denn es ist zu befürchten, dass durch die Zügellosigkeit unserer Soldaten dem Lysander eine Gelegenheit zur Überwindung unseres Heeres *in die Hände gespielt werde*. Cap. 9. *Magnam se initurum gratiam videbat*, und war also überzeugt, dass er durch die Entdeckung dieses Anschlages sich *tief* in seine Gunst setzen werde. Dion 6. *Et versum illum Homeri retulit ex secunda rhapsodia*, und *spielte oft auf* den in der zweyten Rhapsodie des Homer befindlichen Vers *an*. Dat. 3. *Itaque omnibus inscius, eo, ubi erat rex, venit*, er *richtete* also *seinen Lauf*, ohne dass Jemand darum wusste, dahin, wo der König sich befand. Ebendaselbst: *Inprimis, quod nobilis rex in potestatem inopinanti venerat*, vorzüglich weil *der edle Fürst* so unvermuthet in seine Gewalt gekommen war. Cap. 4. *Ipse equo concitato ad hostem vehitur. Quem procul Aspis conspiciens ad se ferentem, pertimescit*, und sprengte spornstreichs auf den Feind los. Als Aspis ihn von fern auf sich *lostraben* sah. — Cap. 8. *Habebat barbarorum equitum viginti, peditum centum millia*, er (nämlich der *persische* Feldherr Autophradates) besass an *Ausländern* 20,000 Reiter. — Cap. 11. *Mithridates, priusquam ad suos perveniret, ne quam suspicionem pareret, in eundem locum revertitur*, so

kehrte Mithridates, *ehe er, um keinen Argwohn zu erwecken, bis zu den Seinigen gekommen war*, nach jenem Orte zurück. Epam. 5. *Fuit etiam disertus, ut nemo ei Thebanus par esset eloquentia: neque minus concinnus etc.* Er wusste aber, *da* kein Thebaner in der Beredsamkeit ihm gleich kam, nicht allein kurz und schön sich auszudrücken u. s. w. Doch wir können das Verzeichniss der schlecht übersetzten Stellen nicht vollenden, da wir noch einige aus der nicht minder grossen Zahl der falsch übersetzten, zur Warnung für jeden unberufenen Arbeiter in diesem Fache, mittheilen wollen.

Themist. 2. *Quod erat periculum, ne, si pars navium adversariorum Euboeam superasset, ancipiti premerentur periculo. Denn sie mussten befürchten, zwischen zwey Treffen zu kommen, wenn etwa ein Theil der feindlichen Schiffe Euböa erobern sollte. Superare* heisst hier umschiffen, so dass man über etwas hinaus kommt. Hatte denn der Übersetzer nicht einmal eine gute Ausgabe seines Schriftstellers? Pausan. 4. *Argilius quidam adolescentulus, ein junger Mann, Namens Argilius.* Nicht wie der junge Mann geheissen habe, sondern dass er aus Argilus gebürtig gewesen, liegt in dem Worte *Argilius*, Cap. 5. *Cujus mortui corpus quum eodem nonnulli dicerent inferri oportere, quo hi, qui ad supplicium essent dati. Zwar bestanden Einige darauf, dass sein Leichnam an dem Begräbnissorte verurtheilter Missethäter eingescharrt würde.* Thukydides, den Nepos bey dieser ganzen Erzählung beständig vor Augen hatte, nennt den Keadas als den Ort, wo man zuerst den Leichnam des Pausanias habe hinbringen wollen (I, 134, καὶ αὐτὸν ἐμέλλησαν μὲν ἐς τὸν Κεάδαν, οὗπερ τοὺς κακούργους ἐμβάλλειν εἰώθεσαν); *inferre* hat also hier, wie anderwärts, die Bedeutung des griechischen *ἐμβάλλειν, hineinwerfen*, nicht *einscharren*, auch nicht *begraben*, wie es die meisten Erklärer nehmen. Lys. 3. *Sed ita scripta, ut deorum videretur congruere sententiae, quam ille se habiturum, pecunia fidens, non dubitabat. Diese Rede war so abgefasst, dass sie mit dem Ausspruche der Götter, den er vermittelst seines Geldes gewiss zu erfahren hoffte, übereinzustimmen schien.* Hier verräth der Übersetzer einen grossen Mangel an Überlegung. Wenn Lysander den Götterspruch erst noch zu erfahren hoffte: wie konnte da schon seine Rede danach eingerichtet werden? Vielmehr hoffte er, durch Bestechung ein seinen Absichten entsprechendes Orakel zu *erlangen* (*habiturum*), und die Rede war so abgefasst, als wäre ein solches bereits vorhanden. Alcib. 2. *In quorum amore, quoad licitum est, odiosa multa delicate jocoseque fecit: quae referremus, nisi majora potioraque haberemus, und beging in ihrem Umgange manches Hassenswerthe auf eine so feine und scherzhafte Art, dass wir es, so weit es erlaubt wäre, erzählen würden, wenn wir nicht wichtigere und angelegentlichere Dinge vorzutragen hätten.* Wer zum ersten Male den Nepos mit einiger Aufmerksamkeit bis hieher gelesen hat, pflegt schon richtiger zu construiren, als wir hier unseren Übersetzer thun sehen. Wer kann es ihm nun noch verdenken, dass er sich nicht genannt hat? Cap. 4. *Essetque in magna spe provinciae bene administrandae, während er zur ruhigen Verwaltung der Provinz die gegründetste Hoffnung hatte.* Vermuthlich war Alcibiades als *Proconsul* von den Athenern nach Sicilien geschickt worden: so wie wir Thrasyb. 3 von *zehn Männern* lesen, die nach den dreyssig Tyrannen in Athen *zu Prätoren ernannt* worden sind, (*decem, qui postea praetores creati*). Dion 6. *Primum in filio, de quo commemoravi supra, suam vim exercuit.* Hier fängt, wie Jedermann sieht, der Geschichtschreiber an, die Unglücksfälle des Dion zu erzählen, und das Subject in *exercuit* ist *fortuna.* Aber dem Übersetzer ist es Dion: *Zuerst liess er an seinem Sohne, dessen wir oben erwähnt haben, seine ganze Strenge aus.* Wenn nicht vielleicht durch einen Druckfehler, deren man in diesem Werke nicht wenig findet, *er* statt *es* gesetzt ist.

Wir glauben hinlänglich erwiesen zu haben, dass mit dieser Übersetzung weder der Literatur überhaupt noch dem Nepos insbesondere, weder dem gelehrten noch dem ungelehrten Publicum, der geringste Dienst erzeigt worden ist, und dass sie auf jeden Fall hätte ungedruckt bleiben sollen. Cr.

Stendal, b. Frantzen u. Grosse: *Seneca's Fürstenspiegel.* Deutsch und Lateinisch. Von *J. W. B. Russwurm.* 1809. 171 S. 8. (12 Gr.)

Gegenwärtige Übersetzung der zwey Bücher des Seneca *de clementia* verdient schon als einer der wenigen Versuche, diesen Schriftsteller in deutschem Gewande auftreten zu lassen, und auch mancher Vorzüge wegen Aufmerksamkeit. Der Vf. trägt oft mit Glück einzelne Wörter und Redensarten über, die allerdings ihre Schwierigkeiten haben — die Vorrede giebt die an, welche ihm am schwersten wurden —, und trifft gewöhnlich den Ton des Originals, die Armuth und Vernachlässigung des Periodenbaues, bey einer oft grossen Fülle der einzelnen Glieder, welche Richtung die Beredsamkeit nehmen musste, nachdem sie in die Hände der Philosophen gefallen war, und ihren öffentlichen Einfluss zum Theil verloren hatte. Einzelne Sätze, aufgeschmückte Gedanken, sind häufig ohne sichtbare Bänder neben einander gestellt, und geben dem Ganzen das aphoristische Aussehen. Gewöhnlich liegt die Verbindung dann in dem Inhalte, ungefähr wie bey Syllogismen, deren Vordersätze keines Bindewortes bedürfen, und wo diese innere Verknüpfung nicht Statt findet, da pflegt Seneca auch nicht die äussere zu vernachlässigen. Hr. *R.* nun hat im Gefühle der Unmöglichkeit, bey wörtlicher Nachbildung der Perioden im Deutschen die Gedrängtheit des Originals wiederzugeben, weil er sah, dass auch in diesem die Verbindung der einzelnen Sätze nicht immer ausgedrückt ist, sich dadurch zu helfen gesucht, dass er das, was Seneca in einer Periode sagt, in zwey oder drey ohne Verknüpfung an einander gestellte bringt; und in dem Bestreben, dem Stile der Urschrift so nahe als möglich zu kommen, lässt er zuweilen auch die Conjunctionen weg, wo jene sie hat, so dass man Auszüge aus einer moralischen Schrift, oder Aufsätze für Stammbücher zu lesen glaubt. Den selten dunkelen Text hat Hr. *R.*

gewöhnlich richtig verstanden, doch sind ihm häufig feinere Nebenbeziehungen entgangen, und verschiedene Male hat er geradezu falsch übersetzt. Wir wollen zum Belege unseres Urtheils einige Stellen näher betrachten.

Die Überschrift: *Fürstenspiegel*, die desswegen gewählt worden ist, weil man in der *von der Milde* das nicht suchen möchte, was das Buch enthält, und weil der Eingang dazu berechtige, lässt mehr erwarten, als man findet, und als Seneca zu geben Willens war; sie ist auch durchaus modern. I, 1. *Scribere de clementia, Nero Caesar, institui, ut quodammodo speculi vice fungerer, et te tibi ostenderem, perventurum ad voluptatem maximam omnium. Von der Milde, Kaiser Nero, zu schreiben, habe ich mir vorgenommen. Ich möchte gewissermassen die Stelle eines Spiegels vertreten, und Dich Dir selbst zeigen, damit Du die allergrösste Wollust genössest.* Diese erste Periode ist unserem Vf. vielleicht am wenigsten gelungen. Gleich hier zertrennt er, was in des Schriftstellers Vorstellung ganz genau verbunden war, und schiebt ihm dann als Zweck unter, was er mit feiner Schmeicheley bloss erzählend hinzufügt. Warum nicht lieber genau nach dem Texte: — *um gewissermassen die Stelle eines Spiegels zu vertreten, und Dich Dir zu zeigen, wie du zum grössten aller Genüsse gelangen wirst.* Der Vf. hat übersetzt, als hiesse es *perventuro.* Ebendaselbst S. 13. Z. 3 v. u. *Alium dignitati donavi, alium humilitati. Diesen liess ich in seiner Hoheit, Jenen in seiner Niedrigkeit.* In einer der Anmerkungen (welche von S. 140 an bald moralisch-politische, bald historische, bald philologische Erläuterungen geben) gesteht der Vf., diese Übersetzung genüge ihm selbst nicht, allein er habe sich, soviel wie möglich, an das Original gehalten, dessen Kürze hier für den deutschen Übersetzer unerreichbar sey. Dann erklärt er den gar nicht dunkeln Sinn der Redensart *donare aliquem alicui*, die bey Späteren nicht selten, und dem Gebrauche von *condono* bey den Besten analog ist, etwas breit, doch richtig; sah aber gleichwohl nicht, dass seine Übersetzung, die nicht einmal wörtlich ist, von diesem Sinne keine Spur zeigt. Näher scheint zu kommen: *den Einen erhielt ich seiner Würde, den Anderen seiner Niedrigkeit.* Ebendaselbst S. 15. Z. 7 v. u. *Principatus tuus ad anni gustum exigitur. Man fodert von Dir eine Regierung nach dem Probe-Jahre.* Ohne etwas davon zu erwähnen, dass die eigentliche Lesart an dieser Stelle *ad Augustum*, und *ad anni gustum* nur die von den Meisten angenommene Conjectur des Lipsius ist, sagt der Vf. in den Anmerkungen: „*Gustus* habe ich nicht wörtlich übersetzt, weil ich sonst zu *anni* Etwas hätte setzen müssen, was das Original nicht hat. *Eine Regierung fodert man von Dir nach dem Kosten oder Vorschmacke des Jahres* — versteht kein Deutscher. Allenfalls könnte die Stelle auch etwa so im Deutschen wiedergegeben werden: „Man heischt von Dir eine Regierung nach dem Vorschmack des *ersten* Jahres (nach Deiner Thron-Besteigung)."

Uns scheint weder diese vorgeschlagene, noch jene aufgenommene Übersetzung erträglich. *Principatus tuus exigitur*, kann nicht so viel heissen, als *pr. a te exigitur; exigere* bedeutet hier *prüfen*, und das *Augustum* der Handschriften scheint bloss in *gustum* zu verwandeln, wie auch schon *Gessner* im Thes. die Stelle anführt. — Cap. 2. *Deinde habet haec in persona quoque innocentium locum, quia interim fortuna pro culpa est: nec innocentiae tantum clementia succurrit, sed saepe virtuti. Zweytens findet dieselbe auch bey schuldlosen Personen Statt, weil zuweilen ein Unglück für Schuld gilt, und die Milde nicht nur der Schuldlosigkeit, sondern oft auch der Tugend entgegen eilt.* Mit den Worten *nec innocentiae etc.* kann Seneca unmöglich beweisen wollen, dass die Milde auch gegen Unschuldige ausgeübt werden kann; sondern, nachdem er diess in den Worten *quia interim fortuna pro culpa est* hinlänglich gethan hat, fügt er nun eine neue, noch auffallendere Behauptung hinzu, dass sie auch sogar der Tugend oft zu Hülfe komme (nicht *entgegen eile*, worin die Absicht zu helfen nicht ausgedrückt ist). Also musste so übersetzt werden: *Und nicht nur der Schuldlosigkeit kommt die Milde zu Hülfe* u. s. w. Cap. 3. *Signa quibus dignoscantur, Kennzeichen, wodurch sie von einander erkannt werden können.* Diess versteht kein Deutscher. Ebendaselbst S. 25. Z. 6: *Nec haec vilitas sui est, aut dementia, pro uno capite tot millia excipere ferrum. Es ist nicht Geringschätzung Seiner selbst, oder Unbesonnenheit, dass für Ein Haupt so viele Tausende das Schwert ergreifen. Ferrum excipere* heisst das Schwert, oder des Schwertes Streiche *auffangen*, und zu *tot millia* ist *capitum* hinzuzudenken. — Ebendaselbst Z. 10. *Quemadmodum totum corpus animo deservit, et quum hoc tanto majus tantoque speciosius sit, ille in occulto maneat tenuis et in qua sede latitet incertus etc. Gleichwie der ganze Körper der Seele dienet, und, obgleich jener um so grösser und schöner ist, diese luftartig im Verborgenen weilet, und wegen ihres geheimen Sitzes in Ungewissheit schwebt u. s. w.* Anstatt *um so* grösser, welches ein *je* . . . voraussetzt, oder erwarten lässt, muss es heissen *so viel* oder *um so viel* grösser; ferner, da die Seele hier nicht als Subject, sondern als Object des Wissens angesehen wird, muss man die Worte *in qua sede latitet incertus* passiv nehmen: *unerforscht*, welcher Sitz sie berge. Bald darauf, wo die Folgsamkeit des Körpers gegen die Befehle der Seele weiter beschrieben wird, und wo es heisst: *quum ille imperavit, sive avarus dominus est, mare lucri causa scrutamur*, übersetzt Hr. *R.*: durchsuchen wir *aus Gewinnsucht* das Meer. Richtiger wäre: *um des Gewinnes willen*, da die Gewinnsucht die Eigenschaft *der Seele* ist, welche jenes Durchsuchen der Meere gebietet, das der dienstbare Körper nun, um sie zu befriedigen, anstellt. — Cap. 4. *Nam si sanis hominibus publica privatis potiora sunt, denn wenn vernünftigen Menschen der Staat wichtiger ist als das Hauswe-*

sen —. Der Vf. hat den Grundsatz, dass in einer Übersetzung aus dem Lateinischen nie ein lateinisches Wort gebraucht werden dürfe. Er verdeutscht daher Alles, auch die Namen der Ämter und Würden, wie Consul, Augur u. drgl., und wer wollte ihm nicht zugeben, dass es gut wäre, wenn wir uns hier überall einheimischer Laute bedienen könnten! Wenn aber, wie oft der Fall seyn muss, für die fremde Sache kein völlig entsprechendes deutsches Wort zu finden ist: so bleibt nichts Anderes übrig, als die jedesmalige engere Bedeutung des lateinischen Wortes durch ein, wenigstens diese erschöpfendes deutsches auszudrücken. Hat aber der lateinische Ausdruck seine volle Bedeutung: dann sieht es um die Verdeutschung misslich aus; und so ist es gerade an unserer Stelle mit dem Worte *privatus*. Unser *Hauswesen* bezeichnet nur einen Theil des dem Staate entgegen Gesetzten, und zwar den, der hier gerade am wenigsten in Betracht kommt. Besser wäre: *als ihre eigene Person.* Nicht viel glücklicher ist dasselbe Wort an zwey anderen Stellen übertragen, nämlich Cap. 5. *Quantulum enim nocet privata crudelitas? principum saevitia bellum est. Denn wieviel schadet wohl die Grausamkeit Einzelner* [*Bürger*]? — *Fürsten - Wuth ist Krieg!* Da der *princeps* ebenfalls ein Einzelner ist: so war dieser Ausdruck gar nicht zu brauchen, sondern bloss der eingeklammerte. Die zweyte Stelle ist Cap. 8. S. 43. Z. 6, wo *privati homines* den *regibus* entgegengesetzt, also nicht *Nicht - Staatsmänner*, wie der Vf. übersetzt, sondern wieder *Bürger* sind. — Aus *Consul* macht Hr. *R. Ober - Staats - Berather*, was für den gewöhnlichen Gebrauch etwas unbequem seyn dürfte. *Aruspices* sind ihm *Natur - Erscheinungs - Deuter*, was wenigstens nicht besser ist, als das schon gewöhnliche, der Etymologie angemessene, *Opferbeschauer*. *Senatus* übersetzt er durch *Staats - Rath*, wogegen weniger einzuwenden ist. Bey *Gewalt - Herrschaft* aber, welches *dictatura* seyn soll, wird vielmehr an *tyrannis* gedacht.

Cr.

KURZE ANZEIGEN.

Römische Literatur. *Göttingen*, b. Dieterich: *Denksprüche des Publius Syrus und mehrerer Alten.* Metrisch übersetzt, und *der goldne Dreyfuss*, eine Erzählung von J. L. *Schwarz*, Präsident des K. W. Civil-Tribunals zu Duderstadt. 1813. 62 S. 8. (8 Gr.)

Es ist nicht zu verkennen, dass der Vf. sich mit dieser Übersetzung Mühe gegeben hat, und Vieles ist ihm wohl gelungen. 865 Sprüche, wie sie die zweybrücker Ausgabe enthält, hat er in eben so viel deutsche gebracht, und nur sechzehnmal sich genöthigt gesehen, eine zweyte Zeile hinzuzufügen. Die Eleganz des Originals ist freylich zuweilen verloren gegangen oder vermindert worden; mancher Gedanke hat aber auch durch die Wendung, die er hier bekommt, gewonnen. Nur wäre zu wünschen, dass der Vf. auf den eigentlichen Sinn des lateinischen Textes hin und wieder mehr Aufmerksamkeit gewendet hätte. So ist z. B. der 135 Vers: *Crimen relinquit vitae, qui mortem appetit*, falsch übersetzt: *Wer sich den Tod wünscht, scheut das Leben als Verbrecher.* Ein Gedanke, der überdiess weder wahr, noch mit der in diesen Sprüchen durchgängig herrschenden Ansicht vom Leben und Tode übereinstimmend ist. Der Sinn ist: „Wer sich den Tod wünscht, bürdet Schuld dem Leben auf." Denselben Fehler begeht Hr. *S.* V. 166: *Difficilem habere oportet aurem ad crimina*, welches er übersetzt: *Ein schwer Gehör muss man für Laster haben. Crimen* heisst hier die Beschuldigung. Ferner enthält der 180 Vers: *Eodem animo beneficium debetur quo datur*, nicht die Vorschrift, welche die Übersetzung giebt: *Wer Wohlthat annimmt, danke gleich dem Geber*, wobey mancher Arme schlecht fahren würde, sondern die Bemerkung: Wie du die Wohlthat reichst, wird dir dafür gedankt; freundlich, mit Widerwillen u. s. w. V. 197. *Selbst ein Tyrann herrscht selten bittweis nur*, ist schwerer zu verstehen, als: *Etiam tyrannus vix precario imperat*, womit gesagt wird, dass selbst die Macht eines Tyrannen, die unumschränkteste auf Erden, Ohnmacht ist. V. 210. *Factum tacendo crimen facias acrius* ist etwas Anderes, als: Durch *Läugnen* machst du das Verbrechen schwerer, was Hr. *S.* sagt. V. 218. *Trag! nur verschulde nicht, was du nicht ändern kannst*, ist zwar eine schöne Regel, aber ganz verschieden von der lateinischen: *Feras, non culpes, quod mutari non potest.* V. 221. *Fidem nemo unquam perdit, nisi qui non habet. Credit verlieren kann nur der, der ihn nicht hat.* Hiebey vermisst man eine Erklärung, die zugleich dem bekannten Trugschlusse vom Gehörnten einen neuen Stoss versetzen müsste, wie nämlich Einer, der nie Credit hatte, ihn verlieren kann. *Fidem habere* heisst Credit geben, wenn man einmal den Credit hier anbringen will; und nun begreift sich die Behauptung leichter. — Um diese Anzeige nicht über die Gebühr auszudehnen, empfehlen wir der eigenen Prüfung des Übers. hauptsächlich noch folgende Verse des Originals (nach der zweybr. Ausg.): 247. 311. 325. 607. 608. 692. 727 (vgl. mit 730). 745. 746. 758. 774. 804. 828. Diese sind sämmtlich falsch übersetzt. Was den 791 betrifft: *Expetit poenas iratus ab alio, a se ipso exigit*, von welchem Hr. *S.* in einer Anmerkung bekennt, dass er ihm keinen Sinn abgewinnen könne, und den er so übersetzt: Wer zürnt, erbittet Strafe von dem Andern, die er von sich erzwingt —: so beruht Alles auf dem nicht unbekannten Unterschiede zwischen *poenas expetere* und *exigere*, woraus sich dann der Sinn ergiebt, dass der Zornige Anderen schaden *will*, sich selbst aber allemal wirklich *schadet*. Wenn endlich Hr. *S.* bey V. 788 die Lesart: *Necesse est minima esse maximorum vitia*, billigt, und nach ihr übersetzt: so nimmt er keine Rücksicht darauf, dass der Vers ein trochäischer ist, und überhaupt scandirt seyn will, ein Umstand, der auch seinem Vorschlage, V. 814. (Zweybr. 815) statt: *Mors infanti felix, juveni acerba, sera nimis seni*, zu lesen: — *sera nunquam seni*, sehr hinderlich ist.

Was das Schlussgedicht: *der goldne Dreyfuss*, anlangt: so begnügen wir uns, zu erinnern, dass der Vf. die bekannte Anekdote von dem Dreyfusse, den die 7 Weisen ausschlugen, in ein modernes Gewand hüllen wollte. Er wählte dazu die wielandische Form der fesselfreyen Reime, aber ohne dessen harmonisches Ebenmass, und gleicht ihm höchstens in der Geschwätzigkeit. So hängt das Gewand mehr wie ein Sack, ohne sonderlichen Faltenwurf, um das Bild her. — Der Dreyfuss steht nicht.

Cr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Hamburg, b. Perthes: *Cartas mercantiles originales españolas* [spanische Original-Handlungsbriefe] por *J. V. Diaz de Toledo*, Profesor y Maestro del mismo idioma; quien la dedica á sus amados Discipulos. 1810. 262 S. kl. 8.

Die spanische Sprache fing durch das Bedürfniss der kaufmännischen Unternehmungen seit 20 Jahren an, bey den Deutschen wieder in Aufnahme zu kommen. Der wissenschaftliche praktische Gelehrte, der Historiker lernte durch die Verbindungen, die der Handel mit Spanien wieder anknüpfte, den spanischen Gelehrten kennen, und fand seine gute Rechnung dabey, die gelehrten Producte der so sehr verkannten Spanier zu benutzen, und für unsere Welt gemeinnütziger zu machen. Dazu war Bekanntschaft mit der Sprache nöthig. Es wurden Anweisungen für deren Erlernung geschrieben, die verschiedene Schicksale erlebten, je nachdem sie mit verschiedener Einsicht in diese so erhabene Sprache geschrieben waren. So wurde bald ein lächerlicher *Sobrino* verdrängt, der nur mit Widerwillen gebraucht werden konnte; und andere Anweisungen traten an seine Stelle. Andere Neben- und Haupt-Hülfsmittel wurden nicht versäumt. Der Kaufmann, vornehmlich in den See-Handelsplätzen, hatte Anweisung zur Correspondenz nöthig. Die ersten Proben dazu fielen aber leider sehr traurig aus, und wurden in einer Sprache geschrieben, die ein Gemisch aus spanischen, portugiesischen und italiänischen Constructionen waren. Indess traten bald bessere Werke an ihre Stelle, und es ist zu bewundern, wie seit der Zeit diese Sprache bey Gelehrten, wie bey Kaufleuten, selbst bey Damen, noch vor dem Einmarsch der Spanier, so beliebt wurde, dass nun auch Männer sie studirten, die weiter kein Interesse an ihr hatten, als ihre Kenntnisse zu erweitern, und sich zu überzeugen, dass auch Spanien Schriftsteller habe, welche tief studirte Werke fast in jedem Fache geliefert haben.

Ein Comptoirdiener, oder *Encargado* der Factorey, die das berühmte Handlungshaus der *Cinco Gremios Mayores* in Madrid zu Hamburg unterhielt, glaubte nun gleichfalls sein Scherflein (als National-Spanier) mit beytragen zu müssen, um seine Muttersprache mehr zu verbreiten; er wurde Sprachmeister, oder, wie er sich titulirt, Professor, und schrieb diese seine *Cartas Originales*. *Original* sind sie, das heisst, sie haben nichts Ähnliches neben sich, und sind von einem Nationalen geschrieben. Da sie so viel Aufsehen gemacht haben, auch die Ideen dazu von dem Hn. Licentiaten *Nemnich* erweckt worden sind: so muss Rec. diess Meisterstück etwas umständlich durchgehen, um zu zeigen, wie weit Verblendung gehen kann.

Um vom Titel (*quien la dedica*, was versteht der Vf. denn unter *la*?) nichts weiter zu sagen, ist erstlich die Dedication abgeschmackt! Welcher Comptoirdiener, der sich selbst als Sprachmeister und Professor aufwirft, darf in dem Tone von *vos*, *os*, *vosotros* mit seinen *amados discipulos* reden! Diess hat sich noch kein vernünftiger Spanier träumen lassen. — Dann fehlt es ganz an Correctheit; die Accentuation, Interstinction, und selbst die Orthographie ist erbärmlich. Es muss jedoch Alles sehr gut seyn, weil ihm Hr. *Nemnich* die *ideas sugerió* (bey uns sollte es *sugirió* seyn). — Was ist das für eine Sprache, die Toledo *mi idioma* nennt? *idioma*, nicht *idióma*, wie es durchgehends heisst. *me resolvé dar á la estampa* ist platt; *me resolvé á dar* — und dann überall *démas*, anstatt *demas*. — *Juz-gardu de su mérito y si he llenado* — anstatt: *y de si he llenado*. — *Por falta de tiempo no he podido coordinar en mejor el de estas*, ist eine toledoische Ellipse; spanisch ist sie nicht.

S. 1. *Si tambien*, anstatt *y si tambien*. S. 2. *Si se serviese* anstatt *sirviesen honrarnos; sirviesen* wäre Volksart zu reden: denn ein Futuro, *acreditarémos*, geht voraus, und ein Futuro exacto muss folgen. — In *sirvanse Vms de tomar* ist *de* unrichtig, und überflüssig. — S. 3. *Habiendo permanecido — y merecido por mi aplicacion esmero y conducta haber sido uno* u. s. w., wird ein Ausländer lächerlich finden, geschweige denn ein *Profesor de la lengua castellana*. Und dann das ewige *acrehedor*, *poseher* und *casa comercio*, anstatt *acreedor*, *poseer* und *casa de comercio*. — S. 5. *El mérito — me han determinado*, anstatt *me ha*. Überhaupt ist dieser Brief ein verdrehtes Geschreibsel gegen alle Construction und *propriedad de la lengua*. S. 6. *Pero esta nuestra casa queda — con quien se servirá — y con las facultades* wird kein Spanier schreiben. — S. 8. *Su Señora viuda ha determinado — joven de buena conducta*, ist eine der widersinnigsten Constructionen, die man nur machen kann. — S. 9. *Proceder á que retire y saque el capital*, wer soll diess denn thun? Der *Don N.* oder die *Señora viuda?* — S. 14. *Solventadas* ist aus einer neuen Fabrik, und gar nicht castilisch. Schon *Cervantes* schrieb gegen diese *inventadores*. Der 11 Brief, S. 14, ist bis zum ersten Absatz ein *chapurrado*, das überall hinkt, und für den Grammatiker lächerlich

wird! Wie sehr sticht dagegen der 12 Brief S. 17 ab! — S. 35. *Hacer el seguro á la prima mas ventajosa*, ist ebenfalls aus eigener Fabrik; es muss heissen: *al premio mas ventajoso. Hemos de merecer á Vms que nos remitan — y de decirnos* u. s. w. wird wohl kein Grammatiker, auch nicht ein gebildeter Castilianer, schreiben. — S. 45. *Y en todo caso sino les conveniese* (*conviniese*, und besser noch *conviniere*) *tomar parte y nosotros nos decidimos*, ist nach den Regeln einer gesunden Grammatik durchaus unrichtig; es muss *y que nosotros nos decidamos* heissen, weil ja gleich nachher folgt: *les confiarémos* u. s. w. — Der 34 Brief, S. 66, wird doch wohl nicht als Muster gelten sollen: denn er geht ganz schnurstracks gegen alle, sowohl einfache, als zierliche Construction. Solche Briefe schreibt kein Spanier, der seine Sprache rein zu sprechen behauptet, oder Professoral - Unterricht in derselben geben und seine Musterbriefe als *cartas originales* darstellen will. — Den 41 Brief kann Rec. unmöglich gut heissen, um so weniger, da *órden para que le invienta en lencerias* etc. widersinnig ist. Was soll denn der Freund in Leinen anlegen? Das müsste er doch wissen!!!

Rec. würde die Leser ermüden, wenn er die ganze Briefsammlung durchgehen wollte. Das Gesagte mag genug seyn. Zu bedauern ist inzwischen, dass ausser der ungeheuren Menge Druckfehler, die nicht angegeben werden, der Vf. die fürwörtlichen Accusative *le*, *lo*, *les*, *los* so wenig richtig, und nur so, wie sie ihm die Feder gab, hingeworfen, und dadurch oft Dunkelheit veranlasst hat, die eben so unangenehm ist, als die Verwechselung des deutschen *ihm*, *ihn*, *mir*, *mich*, *dir*, *dich*, z. B. ich habe *dich* gesagt, dass ich *mir* nie entschliessen werde, *ihm* für *meinem* Freund zu erkennen.

Gerügt mussten die angezeigten Fehler werden, da seit zwanzig Jahren die Nationalen verschiedener Länder in Deutschland ihre Geschicklichkeit und Bekanntschaft mit ihrer Muttersprache so sehr *à la Debonale* ausposaunen, von der sie doch weiter nichts wissen, als dass sie sie von Jugend auf gesprochen haben, und von Leuten für ihre *Instructionen* (Unterricht wollen sie nicht geben) angepriesen worden sind, die von dem, was sie anpreisen, keine Kenntniss hatten. Ein marokkanischer Jude wollte eine arabische Grammatik auf Subscription herausgeben, und liess sich von, im Übrigen sehr glaubwürdigen Männern, die aber vielleicht nie ein arabisches Wort hatten aussprechen hören, Belege über die Vortrefflichkeit der Grammatik geben, und unter diesen Empfehlenden war Hr. Licentiat *Nemnich* einer der ersten Gewährsmänner. Wenn doch Jeder bey seinem Leisten bliebe!!!

W.

Bremen, b. Heyse: *Teatro Español*, dado á luz por *A. Norwich*. Tomo segundo. 1810. 704 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Der erste Theil dieser Sammlung ist schon in unserer A. L. Z. 1810. No. 38 angezeigt, und über den Plan derselben das Nöthige beygebracht worden. Was Rec. dort von der Correctheit des Textes, und von den Bemühungen des nun verstorbenen Herausgebers gesagt hat, gilt vorzüglich auch von diesem Bande, von welchem der Herausgeber die Correctur noch bis wenige Tage vor seinem Tode besorgt hat. Auch dürfen wir bis zu Ende gleiche Sorgfalt rühmen. Nur wenige Druckfehler finden sich noch ausser den angezeigten. Und unter diesen sind wieder mehrere, nicht eigentliche Druckfehler, sondern wahre Schreib - und Sprach-Fehler, die theils vom Vf. selbst herrühren können, theils aber auch durch die verschiedenen Auflagen, in und ausserhalb Spanien veranlasst worden sind. Dahin gehört unter anderen der Missbrauch, das *Imperfecto Impositivo* oder *Conjunctivo* statt des *Futuro Positivo* oder *Indicativo* zu setzen, wie z. B. S. 233: *ayudarás* für *ayudaras*; und andere solcher Fehler, die daher auch dem Herausgeber nicht zur Last fallen können, es sey denn, dass er sich zur Pflicht gemacht hätte, eine nach den Regeln der Akademie in Madrid gereinigte Ausgabe zu liefern, so wie es *De los Rios* mit dem *Don Quixote* ausgeführt hat. — Unter diesen Fehlern sind einige schon bey dem ersten Bande gerügt worden.

Ob übrigens *Don Pedro Calderon* die Stelle in dieser Sammlung, und so ausführlich verdient hat, die ihm von dem Herausgeber angewiesen worden ist, davon weiss Rec. sich nicht zu überreden, ungeachtet er die Verdienste ausgezeichneter Gelehrten der vorigen und neuern Zeiten unter den Spaniern nicht zu verkennen gewohnt ist. *Don Pedro* schrieb zu einer Zeit, in welcher Gelehrsamkeit und schöne Wissenschaften wenig geachtet wurden, und man nur wenig auf die Regeln der Kunst sah. Seine Stelle, als königlicher Hoftheater-Dichter, erhob ihn nicht *über* die Regeln der Kunst; er schrieb fürs Hoftheater, für die Hoflaunen, nach dem damals ziemlich verdorbenen Geschmack. — Bey allen dem ist sein Verdienst nicht zu verkennen, da er doch noch das leistete, was er in einer erträglichen Sprache geleistet hat. Wenn er nur nicht, wie einige unserer neueren deutschen Theater-Schreiber, oder sich so nennende Dramatiker, sich *überschrieben*, d. h. zuviel geschrieben, und seine gespannte Phantasie etwas mehr herunter gestimmt hätte! — Und dann die ungeheuer langen Selbstgespräche, an die er bey seiner jesuitischen — *damaligen* Erziehung leicht gewöhnt werden konnte, die aber für Aufstellung als Muster nicht passen! In der *Cenobia*, gleich im ersten Aufzug, declamirt Aureliano, dass uns Angst und bange dabey werden möchte; Astrea tritt auf, und gleiche gespannte Phantasie des Aureliano fährt in sie über; und Decio mit seinen Octavas krönt das Werk, in seinem (S. 14): *Donde en brazos del alba nace el dia, que en diluvios de fuego se desata, y al fenix celestial la playa fria es cuna de Zafir, tumba de plata. etc.* — Das *Eco y Narciso* wäre noch das erträglichste, wenigstens ist es abwechselnd und unterhaltend, und schläfert nicht ein. Wie sehr contrastirt mit dem Vorhergesagten, wenn gleich im ersten Aufzug Febo auftritt mit: *Bella selva de Arcadia, que florida siempre*

estás de matices guarnecida, sin que á tu pompa, á todas horas verde, el diciembre ni el julio sele acuerde etc. — Das Nämliche gilt von *Dicha y desdicha del nombre*, und von dem vierten Stücke: *La desdicha de la voz*, in welchem zuweilen noch ein erträglicher Gedanke, und wahre sittliche Empfindungen sichtbar werden. Theatralische Auflösung, Entwickelung eines Gedankens, einer Leidenschaft, ungezwungene Zusammenstellung, darf man bey dem Hof- und Theater-Dichter nicht suchen; zuweilen ein anscheinend aufbrausender Charakter, der jedoch nicht fest steht, und wie der *Schnee am Crater des Vulcans* (um mit dessen eigener Sprache zu reden) dahin schmilzt; — eine kleine Intrigue, oder Machination, die entweder wie eine Seifenblase zerplatzt, oder ohne Ausführung bleibt, könnte wohl einmal die Aufmerksamkeit spannen; aber der Nachdruck, die Wirkung fehlt.

Alles, was Rec. hier gesagt hat, soll das Verdienst des Herausgebers im Geringsten nicht schmälern; er selbst würde der Erste seyn, der ihn, oder seinen Nachfolger zur Fortsetzung (nur nicht in einem, für unsere jetzigen Zeiten so kostbaren Formate) aufmuntert. Denn durch Bekanntmachung und geschickte Bearbeitung eines solchen Süjets aus den damaligen Verhältnissen könnten von unseren dramatischen Dichtern neue Stücke geliefert werden, die in neuem, unseren Zeiten angemessenem Gewande etwa unter einer *schröderschen* Bearbeitung, angenehme Unterhaltung gewähren dürften; aber freylich wäre demjenigen, der sich dazu entschliessen wollte, Zeit und Geduld zu wünschen. W.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ERLANGEN, b. Palm: *Das Gemeinnützlichste aus der deutschen Sprachlehre* (der Russischen Sprache) *als Stoff zu Denk- und Sprech-Übungen benutzt.* Auch mit dem zweyten Titel: *Praktische Anweisung für Schullehrer* u. s. w. 1813. 292 S. (18 Gr.)

Wir müssten uns in unserer Ansicht sehr irren, wenn nicht der verdiente *Pöhlmann* Vf. dieser linguistisch-pädagogischen Schrift wäre; die *Gründlichkeit*, wie die *breite Vermachung* sprechen für ihn als Vf. Neulingen im Unterrichten ist dieses Buch als ein sicherer Leitstern sehr zu empfehlen; wer selbst Praxis, und den Kopf nicht ganz auf der unrechten Stelle hat, wird schwerlich das Buch durchlesen, noch weniger durchstudiren können. Es scheint uns, als eigne sich die Form dieses Buchs mehr für das praktische Anweisen, als für das theoretische Unterweisen; indessen läfst sich für das Letzte sagen, dafs nicht Jeder zur Benutzung des Ersten Gelegenheit habe, und dieser Umstand redet allerdings dem Buche das Wort. Nur können wir die Ausdehnung nicht billigen, noch weniger wünschen, dafs der Vf. in noch einem, oder mehreren Bänden die Sprache weiter anatomire; wem dieser Band nicht genügt, der verdient keine weitere Anweisung. Für ganz verwahrlosete Schullehrer sollte man keine Bücher schreiben, sondern sie absetzen. Jenes verewigt das Übel. Das Buch ist in Übungen, oder Lectionen, abgetheilt; diese Übungen sind ganz so abgedruckt worden, wie sie ein unterrichtsfähiger, talentvoller Schullehrer in der Wirklichkeit mit seinen Schulkindern anstellen wird, oder anstellen sollte. Sowie Luthers kleiner Katechismus den einfältigen Pfarrherren früherer Zeiten, so mögen diese Übungen, welche erst angestellt werden sollen, wenn das Kind bereits Lesen gelernt hat, den einfältigen Schulherren unserer Zeit als Muster zu empfehlen seyn. Um aber Muster bleiben zu können, muss nicht das ganze Sprachmaterial zu Mustern verarbeitet werden, sonst bleibt dem nachbildenden Lehrer kein Stoff übrig, den er nachbildend darstellen könne; er muss nothgedrungen blosser Nachbeter werden. Daher wiederholen wir, dafs es der Vf. besser bey diesem Bändchen, als einer Musterschrift, bewenden läfst, als dafs er seine, in dieser Beziehung nützliche und beyfallswerthe Arbeit durch Erschöpfung des ganzen Sprachmaterials zu einer verächtlichen Brücke für faule Gesellen herabwürdige. Übrigens stimmen wir der Ansicht des Vfs., die er in folgender Äusserung darlegt, völlig bey. „Er (der Vf.) glaubt, dafs diess Übungen seyen, welchen billige Beurtheiler unmöglich einen geringeren Werth beylegen können, als denjenigen, da die Kinder nach pestalozzischer Art sagen müssen: jetzt habe ich eine Horizontallinie, jetzt eine Verticallinie gezogen u. dgl. Wenn durch diese pestalozzischen Übungen Geistesbildung und Fertigkeit im richtigen Gedankenausdrucke bewirkt werden: so müssen diese Vollkommenheiten durch die vorliegenden Übungen, wozu noch überdiess ein allgemein interessanter Stoff gewählt ist, auch erzielt werden, da ja hier — nur an einem anderen Stoffe — das Nämliche geschieht, was dort geschieht. Oder sollte die Beschäftigung mit Linien- und Flächen-Figuren bildender seyn, als die Beschäftigung mit Wortformen und ihren Bedeutungen?"

Wo die, obgleich sehr weitläuftigen, Übungen doch noch Fehlgriffe befürchten lassen, hilft der Vf. durch untergesetzte Bemerkungen nach. Aus diesen Bemerkungen geht mitunter hervor, dafs der Vf. in seiner Aussprache etwas provinciell ist. Das *e* in bebt, Schreck, spricht er aus wie *ä*; das *u* geschärft, weil ein *ch*, welches meistens eine Schärfung des vorhergehenden Vocals verursache, darauf folge, in *Buch*, *Tuch*, *Fluch*, *fluchst*, *suchst*, *sucht*; das *i* gedehnt in *hin* u. s. w. Es möge der Inhalt der Übungen unsere Anzeige schliessen. 1) Laute der Buchstaben; 2) Vocale und Consonanten; 3) Schärfung und Dehnung der Vocale; 4) Bildung einsylbiger Wörter ausgegebenen Sylben, mannichfaltige Veränderung derselben u. s. w.: öp, öpf, köpf, köpft, knöpft, schöpft, schröpft, schröpfst, schöpfst, knöpfst; 5) Zerlegung mehrsylbiger Wörter, erstlich in ihre Sylben, und dann dieser Sylben in ihre Laute; 6) Zerlegung der Sätze in ihre einzelnen Worte und Niederschreibung derselben; 7) Bekanntmachung mit den meisten Ableitsylben und Bildung vieler Wörter — ein langes und reichhaltiges Capitel; — 8) Bildung der Wörter vermittelst mehrerer der sogenannten Biegungssylben, jedoch oh-

ne schon zu decliniren — Schnabel, Schnäbel, lang, langer, lange, langes, länger; — 9) Bildung und Zerlegung zusammengesetzter Hauptwörter; 10) Abtheilung oder Brechung der Wörter; 11) Bildung möglichst vieler Wörter aus einem gegebenen Worte durch Hülfe der Nach-, Vor- und Biegungs-Sylben; 12) Erlernung der Substantive und Adjective, Schreibung der ersten durch grosse Anfangsbuchstaben, Eintheilung der Substantive in drey Geschlechter. Ein Anhang enthält einen Wink, wie die Lehrer den Ältern und Schulvorgesetzten die Resultate aller bisherigen Übungen in einigen Lectionen zeigen können. -st.

Fulda, b. Müller: *Unterricht in der deutschen Rechtschreibung, für Lehrer und Lehrlinge niederer und mittlerer Schulen*, nebst einem Anhange von gleich- und ähnlichlautenden Wörtern, von *G. Zimmer*, Stadtcaplan und Normallehrer. 1812. 138 S. (7 Gr.)

Wenn man die Anweisungen zur Orthographie einsieht, und das Gewebe von willkührlichen, einander durchkreuzenden und aufhebenden Regeln mit der Legion von Ausnahmen überschauet: so kann man es unmöglich billigen, dass solche Bücher als für Lehrlinge geschrieben bezeichnet werden. Lehrlinge dürften vielleicht lieber an das Studium einer ihnen ganz neuen Sprache gehen, als die Orthographie ihrer Muttersprache aus solchen Anweisungen zu lernen. Der Vf. geht von dem Satze aus: *Schreib dem herrschenden Schreibgebrauche gemäss.* Durch diesen Anfangspunct ist der Unterricht in der Orthographie nicht gut eingeleitet; es muss sich nun der folgende Unterricht nothwendig um das „*wie geschrieben wird*" herumdrehen. Der herrschende Schreibgebrauch ist doch gewiss von gewissen Regeln ausgegangen; warum werden denn diese Regeln, die Quelle, nicht als Leitsterne aufgestellt, statt aus einem abgeleiteten Bache schöpfen zu lassen? Man stelle doch den Satz an die Spitze alles orthographischen Unterrichts: *Schreib, wie du sprichst!* Allein man wendet dagegen ein, dass die Kinder nicht richtig sprechen, folglich nach dieser Regel nicht richtig schreiben können! Gut! Was folgt hieraus? Natürlich, dass man die Kinder erst üben müsse, die Wörter richtig auszusprechen, ehe man ihnen zumuthe, die Wörter richtig zu schreiben. Wenn man, wie billig und sachgemäss, diese Sprechübung der Schreibübung vorausschickt: so fallen natürlicherweise aus dem orthographischen Unterrichte alle Wörter weg, deren Sprechung mit der Schreibung übereinstimmt — und diese möchten denn doch wohl die grosse Mehrzahl ausmachen —, und es bleiben für den orthographischen Unterricht nur übrig: 1) Wörter, die herkömmlich fehlerhaft entweder gesprochen, oder geschrieben werden, kurz in welchen Sprechung und Schreibung in Widerstreit sind; dahin gehören Wörter, in welchen ch wie ck; e wie ä u. s. w. gesprochen werden. 2) Wörter, deren Schreibung, ohne mit der Sprechung im Widerstreite zu seyn, doch irgend einen willkührlichen Zusatz in sich schliesst, z. B. der Aal, die Ahle, malen, mahlen u. s. w. 3) Wörter, deren Endconsonant dem Ohre entweder völlig unergreiflich, oder doch schwer zu ergreifen ist, z. B. lies von lesen, und er liess, von lassen, wiewohl in diesem Falle eine feine Sprechung dem Ohre Vieles noch fühlbar machen wird.

Diese, und etwa noch einige Rubriken, deren Inhalt sich auch mitunter in Regeln dürfte fassen lassen, würden sich auf ein paar Bogen abhandeln und dem Schüler leicht einüben lassen. Wo die Sprechung kein deutliches Vorbild der Schreibung ist, da ersetzen für die meisten Fälle einige leichte Regeln das Fehlende, z. B. wenn der Gehalt des Endconsonanten dem Ohre nicht vernehmbar ist: so verlängere das Wort, Pferd — Pferde, Buch — Bücher, er las — sie lasen, er ass — sie assen; oder: bey ungewisser Sprechung richte dich nach der Abstammung, also *Bäume*, und nicht *Beume*, von *Baum*.

Diese Verschiedenheit der Ansicht nicht in Betracht gezogen, müssen wir dem Fleisse und der Genauigkeit des Vfs. volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jedoch sind hin und wieder Versehen eingeschlichen, von denen wir einige anmerken wollen. S. 27 heisst es: das stumme *h* steht in *gedeihen*, *leihen*, *Reihe*, *weihen*, *verzeihen*, *sehen*, *Ruhe*, *mühen*, *Mühe*. In allen diesen Wörtern muss das *h* ausgesprochen werden, und der Vf. redet durch die entgegengesetzte Lehre einer durchaus fehlerhaften Sprechung das Wort. Nach S. 82 sollen zusammengesetzte Wörter, welche nicht häufig vorkommen, in der Schreibung getrennt, bekannte aber nicht getrennt werden, also *Sand-Ebenen*, aber *Abendessen*. Kann denn das relative Bekannt- und Wenigerbekannt-Seyn eine Regel begründen?

st.

NEUE AUFLAGEN.

Altona, b. Hammerich: *Timotheus*. Dem gebildeteren Landmann vorzüglich gewidmet. Zweytes Bändchen. 1813. 128 S. 8. (6 Gr.) (S. die Recens. Jahrgang 1813. No. 156.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

GESCHICHTE.

Paris, b. d. Gebr. Mame: *De Buonaparte, des Bourbons, et de la nécessité de se rallier à nos princes légitimes, pour le bonheur de la France et celui de l'Europe*, par *F. A. de Chateaubriand.* 1814. 87 S. 8.

Diese Schrift wird schon allein durch den Namen ihres Verfassers Leser genug anlocken: denn dieser ist rühmlich bekannt und verbreitet, und *Chateaubriand* gehört zu den Wenigen, welche vor dem nunmehr umgestürzten Thron, als er noch in aller Herrlichkeit da stand, nie im Staube sich niedergeworfen, vielmehr schweigend, oder durch bald leisere, bald vernehmlichere Andeutungen das Verfahren des Tyrannen nie gebilligt haben. Er darf frey reden, und also geschieht es auch; der Leser wird nicht durch das Andenken an früher verschuldete Entehrung gestört. Wir können nicht unsern Widerwillen über das Gewürme unterdrücken, welches, zufolge der pariser Blätter, vormals so niederträchtig, und jetzt so munter und hoffärthig sich gebehrdet. Auf den kranken Löwen, oder auf die gefesselte Hyäne, schlagen die Esel mit ihrem breiten Hufe tapfer zu, und glauben nun, wie es scheint, durch so grosse That völlig makellos zu erscheinen.

Die vorliegende Schrift zerfällt in drey Abschnitte, worin von *Buonaparte* (denn so wird er nun wieder allgemein geschrieben), von den Bourbons und den verbündeten Mächten gesprochen wird. Berechnet auf die zu bewirkende bessere Stimmung des leicht beweglichen Volkes, das seinen Götzen eben so schnell Altäre baut, als es sie umstürzt, müssen wir dem Aufsatze alles Lob ertheilen: einen grösseren, höheren, dauernden Werth aber, den der Vf. wohl nicht beabsichtigte, den er in so wenigen Tagen und in solcher Zeit nicht wohl verfolgen konnte, müssen wir ihm absprechen. Man erwarte nicht, dass mit der nöthigen Ruhe, mit historischer Würde über Napoléon gesprochen werde; man erwarte kein Bild, das auf die Nachwelt übergehen könne, keine bedeutenden Aufschlüsse über dieses feindselige, und in mancher Beziehung, selbst bey dessen Fall, räthselhafte menschliche Wesen. In dem Abschnitte über die Bourbons überlässt sich der Vf. seinem lange verhaltenen Gefühle; wie aber ihre Wiederkehr gesichert, wie mit derselben die Freyheit des Volkes fester zu begründen sey, das berührt er nicht. Auf solche Weise bleibt der Leser, der höhere Foderungen macht, unbefriedigt; und der letzte Abschnitt, welcher von dem erhabenen edeln Betragen der verbündeten Mächte redet, wird eine Ausnahme machen. Denn wer ein Herz im Busen trägt, der kann ihr Benehmen, seit ihrer letzten engeren Verbindung, nicht ohne ungetheilten Beyfall betrachten; er wird zu den grössten Hoffnungen für die Zukunft sich berechtigt fühlen. Hiemit einverstanden, beschränken wir uns, einige Worte über die beiden ersten Abschnitte beyzufügen.

Dass *Napoléon Buonaparte* einer der grösten, furchtbarsten Tyrannen war, die je unter den Menschen erschienen, wird Niemand in Abrede stellen; dass er aber nun auch ein durchaus elender Feldherr seyn soll, dass er ein Staatsmann gewesen, der nie gewusst, was er wolle, der, wie die früheren Projectmacher und Constitutions-Fabricanten, heute gebaut habe, um morgen wieder zu zerstören, diess können wir so, und in der Art, wie diess Alles hier vorgetragen wird, nimmer zugeben. *Absque ira et studio* kann jetzt schwerlich irgend Jemand über ihn schreiben: der Zorn ist nur zu gerecht; das Heiligste und Theuerste hat er mit Füssen getreten. Beglaubigte und nicht bekannte Thatsachen und Äusserungen von ihm wünschten wir aber gesammelt zu sehen, welche denn, verbunden mit dem, was er verfolgt, verbunden mit seiner Gesetzgebung, erläutert durch die von einsichtsvollen, wackeren, wahrheitliebenden Männern zu schreibenden Memoiren, die Nachwelt in den Stand setzen würden, den furchtbaren Dämon, wie es die Geschichte fodert, zu beurtheilen.

Es mag in mancher Beziehung ein widerliches Geschäft seyn, die verschiedenen Tyrannen-Arten scharf von einander zu scheiden, und jedem Individuum das Seine zu geben oder zu lassen: allein wie viel belehrender solches sey, als ein allgemeines Schreyen und Schimpfen, das hat uns Tacitus gezeigt, und auch darüber belehrt, wie zu verfahren sey, um solches Unternehmen dem Leser nicht widerlich zu machen, vielmehr in ihm das heilige Feuer der Freyheit zu erhalten und ihn gestärkt zu entlassen. Bey unserem Vf. bricht der lang verhaltene Zorn mit Gewalt hervor, es ist begreiflich und löblich zugleich, auch zum Zweck, den wir voraussetzen, tauglich; doch wünschten wir oft weniger rhetorische Figuren, damit wir das Historische genauer erkennen könnten. So wird hier angeführt, Napoleon habe mit eigener Hand am heiligen Vater sich vergriffen. Schauder erfüllt den Leser. Wenn aber nun der Vf.

fortfährt, Napoleon habe ihn am weiſsen Haare umhergeſchleift: ſo wird man ungewiſs, was in dem Ausdrucke hiſtoriſch ſey, und was dem Rhetor zugehöre. Man hat viele Anekdoten von des Tyrannen Jähzorn. Andere, die ihm ſehr nahe geſtanden, verſichern, daſs ſolche Ausbrüche nur Maſke und Mittel zum Zweck geweſen. Ob das Eine oder das Andere gegründet, bleibt auszumitteln: menſchlicher noch wäre der Jähzorn, verruchter das Spiel damit. Nach unſerem Ermeſſen hat es nie einen ſo beſonnenen, mathematiſch-calculirenden Tyrannen gegeben, der zugleich ſolchen Trotz, und Allen ſolche Verachtung gezeigt. Er hat manches Ähnliche mit Tiberius, allein in Vielem iſt er hinwieder durchaus von ihm verſchieden.

Abgeſehen von dem Allen, wird man den erſten Abſchnitt, ſelbſt in höherer Beziehung, nicht ohne Belehrung leſen. So z. B. kommt Einiges über Napoleons fiſcaliſches Syſtem vor, welches wahrſcheinlich unſeren Leſern fremd iſt, ſo wie es dem Rec. gänzlich unbekannt war. Führte nämlich ein franzöſiſcher Schriftſteller eines älteren verſtorbenen Collegen und Landsmannes Worte in ſeinen Schriften an: ſo muſste er, weil ſolche Werke einen Theil des National-Domanium ausmachten, für jede abgedruckte Zeile fünf Sous zahlen; führte er aber eine Stelle an, die er überſetzte: ſo zahlte er die Hälfte, weil alsdann der Fall eines *domaine mixte* eintrat. Als die Hungersnoth die rumfordſchen Suppen einführen hieſs, wozu die Koſten durch *centimes additionels* aufgebracht wurden: ſo gewann der Schatz durch den Überſchuſs, und das war die eigentliche Abſicht, vier Millionen. Iſt dieſs hiſtoriſch zu nehmen, wie wir nicht zweifeln: wie verſchwindet dagegen alle gemeine unſchuldige Plusmacherey vormaliger Domainen-Kammern! Auch des Lächelns kann man ſich nicht erwehren, wenn man bedenkt, daſs unter uns, nach Erſcheinung des Geſetzes über die franzöſiſchen Domainen, behauptet wurde, ſo geläuterte Begriffe über dieſen Gegenſtand ſeyen noch nie aufgeſtellt worden.

Sehr wohl hat uns gefallen, wenn der Vf. ſich zu zeigen bemüht, an Napoleon ſey Alles corſiſch, Nichts franzöſiſch, obwohl aus anderen Gründen, als denen, welche unſeren Vf. zu dieſer Behauptung führten. Dieſe tiefe, geheime Anlegung eines Plans, dieſe finſtere, fürchterliche Verfolgung deſſelben bis zum politiſchen oder phyſiſchen Tode, dieſe unbändige Halsſtarrigkeit, nicht ſehen zu wollen, was der Blindeſte ſah, dieſe Verachtung Aller, die vor ihm im Staube ſich krümmten, dieſe Unzugänglichkeit für Witz und Scherz, dieſe Entfernung von ſinnlicher Neigung, von dem Einfluſſe der Weiber, wenn anders nicht in ihnen ein männlicher Geiſt wohnte: dieſs Alles iſt nicht franzöſiſch. Corſiſch oder orientaliſch iſt es vielmehr, wohin wir auch den Glauben an den Fatalismus rechnen. Die Abſicht, die bey dieſer Behauptung von unſerem Vf. verfolgt wird, können wir indeſs weniger billigen. Es ſcheint, Napoleon ſolle von nun an als ein erwünſchter Sündenbock betrachtet werden, der, beladen mit der Schuld des ganzen Volks, in die Wüſte geſendet wird, damit dieſes hinwieder der Farbe der Unſchuld ſich gemächlich erfreuen und eben ſo bequem, wie zuvor, unter den Völkern leben könne. Dieſs iſt allerdings geſcheid erſonnen, und heiſst auf eine gute Art ſich aus der Sache ziehen. Aber iſt denn ſogleich auch das verruchte, kriechende Mitwirken durch vierzehn bis funfzehn lange Jahre hiedurch vergeſſen? Sieh, wie das Volk vor Paris ſich nun benimmt, ſieh wie es frey iſt! Seltſame Sprünge macht es im Theater, auf öffentlichen Plätzen, in Vaudevilles, Charaden und Wortſpielen ſcheint es unerſchöpflich. In Zerknirſchung des Herzens die heilige Rache der erzürnten Gottheit und die unerforſchlichen Wege der Vorſehung im Staube zu verehren, im Sack und in der Aſche Buſse zu thun, das ſcheint nicht ſeine Sache zu ſeyn: vielmehr erfreut es ſich ſeiner alten Geſchwätzigkeit, alſo, daſs, wie das *Journal de Paris* berichtet, es ſich nun ſogleich heiſer ſchreyt, weil es ſo viele Jahre geſchwiegen, und ſein munteres Organ ſo lange nicht geübt worden. Auch in den Tempeln, in der Nähe der Gottheit, finden die Pariſer ſich von ihrer unbezwingbaren Munterkeit nicht verlaſſen; auch da klatſchen ſie und ſchreyen den Bourbons ein Lebehoch nach dem anderen zu, während ſie den Edelſten und Beſten dieſes Geſchlechts, vor einigen Jahrzehnden, auf dem Schaffotte ſterben lieſsen, und unten freudetrunken riefen: Es lebe die Republik! Aber haben ſie nicht eben dieſs gerufen, als die Girondiſten, und als Maximilian Robespierre hingerichtet ward? Wäre nur Napoleon gleiches Todes vor ihren Augen geſtorben: ſo würden ſie an gleicher Stätte: Es leben die Bourbons! geſchrieen haben, und hiemit wäre denn der Kreis geſchloſſen und das organiſche Ganze vollendet geweſen. Auch andere Völker haben geraſet, namentlich die Britten; aber als die Stuarte wiederkehrten, und vollends als Jakob II England verlieſs, da haben Parlament und Volk ſich würdiger benommen.

Uns wird, wir leugnen es nicht, bey dieſen Erſcheinungen ganz unheimlich zu Muthe; und doch wünſchen wir aufrichtig, daſs eine öffentliche geſunde Freyheit, zugleich mit der zurückkehrenden Dynaſtie, feſt begründet werde: denn Frankreich gehört zum europäiſchen Vereine, und Allen liegt daran, daſs bey keinem von deſſen Gliedern Anarchie oder Deſpotismus herrſche. Die proviſoriſche Regierung hat die Schmähungen auf den herabgeſtürzten Titan unterſagt: aber dieſs Gebot ſcheint wenig geachtet zu werden, und wer vermag es ohne Gewalt aufrecht zu erhalten, wenn das eigene Gefühl dem Volke nicht ſagt, was ſich zieme? Die neue Verfaſſung, dieſes *fac ſimile* der brittiſchen, konnte man vor fünf und zwanzig Jahren wohlfeileren Kaufs haben: aber damals wollte man original ſeyn, und war in der Idee (denn da hat das keine Schranken) ſchon viel weiter als die Britten. Gleichwohl hatte man zu jener Zeit noch Beſtandtheile, an welche mit Leichtigkeit und mit vaterländiſchem Geiſte, nicht ſclaviſch, das Vor-

trefflichste der brittischen Verfassung geknüpft werden konnte. Jetzt sind gar verschiedenartige Bestandtheile aufgenommen worden, und wie der alte und neue Adel zusammen bestehen werde, diess wird die Zeit lehren. Wie klein auch immer unsere Hoffnungen seyn mögen: so lebhaft sind doch unsere Wünsche für der Franken Freyheit, für ihr Wohl und ihre Grösse, damit sie auch anderer Völker Freyheit und Vortrefflichkeit achten mögen. Auf dass aber solches gelinge, ist gut und heilsam, dem verderblichen Einflusse einer verdorbenen Hauptstadt zu begegnen: denn Sclaven können Anderer Freyheit nie dulden. Es scheint uns löblich, dem Volke einen Spiegel vorzuhalten, der ihm sein Ebenbild treu zurückgebe; ihm zu schmeicheln, führt zum Verderben, und die jüdische Erfindung mit dem Sündenbocke will uns wenig zusagen.

Unser Vf. ist ein durchaus redlicher, edler Mann; aber etwas von dem zu tadelnden Nationalen trägt er doch auch an sich. In seinem *Itinéraire* erfreut er sich immer der Siege seiner Landsleute, ihrer Weltherrschaft, und zu eigenem Ansehn und Vortheil weiss er daraus mannichfaltigen Nutzen zu ziehen. Gleiche Ansicht liegt auch diesem Werke durchaus zum Grunde; Paris ist *la capitale du monde civilisé*, und so Gott will, sind die Franzosen das erste, und von Rechtswegen das herrschende Volk der Welt. Wir wissen vaterländische Gesinnungen zu ehren, wo wir sie finden, denn für ein Volk ist von der Allerwelts-Liebe nicht viel zu erwarten; wir wissen auch, dass alle vaterländische Gesinnung auf einer gewissen Einseitigkeit und Beschränkung beruhe: allein es ist für alle übrigen Völker ängstlich, wenn der Patriotismus des Einen sich darin besonders gefällt, dass die Welt durch dessen Krieger besiegt werde, und dass es sich aus den Trümmern der zerstörten Länder Altäre baut.

Was den anderen Abschnitt betrifft, der von den *Bourbons* handelt: so ist er ganz rhetorisch zu nennen. Möge dadurch treue Anhänglichkeit an das alte regierende Fürstenhaus immer mehr begründet werden! Es lag dem Frieden der Welt daran, dass durch ein Gottesurtheil entschieden wurde, ein Volk vertreibe nicht ungestraft sein angestammtes Königsgeschlecht, es zürnen die Götter, wenn ein Volk seinen König, und zwar den besten und wohlwollendsten, morde, es folge unabwendbar die Strafe der blutigen That. — Nicht zahlreich ist die rückkehrende alte Dynastie, wenig jüngere männliche Nachkommenschaft ist vorhanden. Der Vf. nährt die Hoffnung, dass die Herzogin von Angouleme, die bis jetzt in kinderloser Ehe gelebt, die Hoffnungen auf eine Nachkommenschaft nach ihrer Rückkehr erfüllen werde, mit folgenden Worten: *Je sens, dit-elle quelquefois, que je n'aurai d'enfant qu'en France, mot touchant qui seul devroit nous faire tomber à ses pieds, et nous arracher les sanglots du repentir. Oui, Madame la Duchesse d'Angoulême deviendra féconde sur le sol fécond de la patrie! Cette terre porte naturellement les lys: ils renaîtront plus beaux, arrosés du sang de tant de victimes offertes en expiation au pied de l'échaffaud de Louis et d'Antoinette.* — Rührender ist eine Anekdote, den Herzog von Enghien betreffend. Als er bey nächtlicher Weile von den Schergen zur Richtstätte geführt ward: so bat er um Eines, Napoleon zu sprechen, weil er Einer der grössten Bewunderer von dessen Kriegsthaten war, und nicht begreifen konnte, dass ein so grosser Feldherr Einen seiner Verehrer, einen braven Soldaten, einem schimpflichen Tode hingeben könne. Diese Geschichte greift ans Herz, sie trübt des Lesers feuchten Blick. —

Es ist löblich, in den Gemüthern die kümmerlichen Überbleibsel des alten Regenten-Stammes fest zu begründen; es ist zu wünschen, dass der Liebe gelinge, was die Kraft nicht zu leisten vermochte. Wie zum grossen Zweck auch durch Form und Gesetz gewirkt werden könne, darauf läst sich unser Vf. nicht ein; nur einmal kommt die *égalité des droits* vor, deren Dauer empfohlen wird. Dieses Wort könnte uns ängstlich machen, denn es ist eine rein revolutionäre Phrase; eine Gleichheit der Rechte hat es nie gegeben, und wird es nie geben, als in der idealischen Despotie: allein wir hoffen, der Vf. wolle darunter verstehen, Allen bleibe die Möglichkeit, einen gleichen Umfang von Rechten zu erwerben. Hierin ist ein Sinn, und zwar ein grosser und tiefer, damit kein dem innern Frieden des Volks Verderben bringender Unterschied *geschlossener* Casten wieder aufkomme.

S.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

1) Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Tarif der Land- und See-Zölle des französischen Reichs*, aus dem Französischen übersetzt von *D. W. Soltau*, nebst einem deutsch-französischen Wortregister. 1811. 256 S. 8.

2) Bremen u. Aurich, b. Müller: *Zoll-Tarif des Kaiserthums Frankreich*, aus dem Französischen nach *Sailly* und *Magnien*, übersetzt von *G. W. Thran*. 1811. 116 S. br. 4.

3) Hamburg, b. Perthes: *Zoll-Tarif des französischen Reichs*, herausgegeben von *Ph. Andr. Nemnich*, J. U. L., beeidigtem Translateur. 1811. 110 S. 8.

Drey Übersetzungen von dem französ. Zoll-Tarif, die fast zu einer und derselben Zeit erschienen sind, haben viel Aufsehen gemacht; besonders wurde die letzte des Hn. Lic. *Nemnich* unter so lautem Trommelschlag angekündigt, dass man nichts weniger als einen General-Pardon für alle seine begangenen und zukünftigen Sünden erwarten musste. — Rec. würde sich an dem Publico versündigen, wenn er die dictatorische Ankündigung: *Ihr könnt mein Werk nicht entbehren, und müsst es kaufen*, und dann noch die unartigen Ausfälle hier rügen wollte, welche dieser vermeintliche Sprach- und Waaren-Kenner, und Lexikograph, der nicht *Eine* Sprache weiss, am Ende seines Machwerks, sich gegen diejenigen erlaubt, die ihn geplündert haben sollen; einen Nackenden kann man doch nicht plündern. — Wir verweisen auf das, was Hr. *D. W. Soltau*, in seiner Voranzeige, so leidenschaftsfrey von den *nemnich*schen Waaren-Lexicis sagt, von welchen ja das Publicum bald eine neue Ausgabe erhalten soll. Vielleicht wird es

aber damit, wie mit dem ehemals angekündigten *spanischen Lexikon*, werden, das er so geschwinde aus der damals im Druck befindlichen neuen Auflage des madrider Werks liefern zu wollen, uns die trostvolle Hoffnung machte, und noch nicht geliefert hat.

Kein unparteyischer Mann wird das Verdienst verkennen, das sich die beiden ersten Übersetzer und Bearbeiter des Zolltarifs durch ihre so anspruchslosen Arbeiten und Bemerkungen bey dem Kaufmann erworben haben, der bey aller Bekanntschaft mit der französischen Sprache, die er haben kann, doch die vielen, nur zu oft, und von vielen Naturhistorikern und Lexikographen verschieden und widersprechend erklärten Producte und Waaren-Artikel nicht genau kennt, wenigstens nicht nach dem Sinn der Aufstellung des neuen französischen Tarifs kennen kann. Ein billiger Beurtheiler des thätigen, und für das allgemeine Beste so eifrigst beschäftigten Kaufmanns wird wissen, dass in verschiedenen grossen Handelsplätzen des festen Landes, noch mehr, dass oft in verschiedenen Comptoiren eines und desselben Platzes, unter einer und derselben Benennung zwey und drey verschiedene Waaren-Artikel angegeben werden, und wie schwer es daher im Allgemeinen für denselben seyn muss, sich dann, wenn er sich mit den Tarif-Büreaux abfinden muss, gehörig und richtig herauszufinden, um sich vor Schaden und Nachtheil zu hüten. — Diesem edlen Kaufmann, der so gern sich in die höchsten Vorschriften fügen will, wird und kann, was Hr. *Soltau* und *Thran* sagen, aushelfen, wenigstens ihn aufmerksam machen, mit Vorsicht in der ein- und auszuführenden Waare zu verfahren, oder bey den An- oder Verkauf einiger Artikel, wovon doch die Rechte bezahlt werden sollen, mit Vorsicht zu speculiren, ob er wohl in die Unternehmung, die er vorhat, sich ohne Verlust und Schaden einlassen kann. Offenbare, und in die Augen leuchtende unrichtige Angaben haben sich diese beiden nicht zu Schulden kommen lassen, und lieb sollte es Rec. seyn, wenn er das Nämliche von der *nemnich*schen *Übersetzung* mit gleichem Rechte und Grunde sagen könnte.

Erstlich sind die *nemnich*schen Waaren-Lexika, so wie sie bey ihrer Entstehung aus aufgestapelten Preis-Couranten in der grössten Eile zusammengesetzt wurden, damit ja nicht ein Anderer ihm, dem Gelehrten, ein Prävenire spielen möchte, ferner, so wie sie bey seinen so genannten Kunst- und Gelehrten-Reisen durch den grössten Theil von Europa (!) aus willkührlich aufgenommenen Angaben umgeändert, neu gemodelt, verbessert und vergrössert wurden, noch immer sehr unrichtig, unbestimmt schwankend und unvollständig. Dann erscheint seine so gerühmte, so eilig aufs Papier geworfene Tarifs-Übersetzung, mit der angedroheten Strafe an die Nachdrucker, und die nichts mehr zu wünschen übrig lassen soll, auf die er aber doch etwas mehr Zeit hätte verwenden sollen.

Wir haben ja so eben die traurige Erfahrung in der Bestimmung der Abgaben von *Brasil-* und von *Bresilet-Holz*, worüber ein würdiger Kaufmann jetzt in unangenehme Unterhandlungen, Weitläuftigkeiten und Processe verwickelt ist, und statt der, von ihm berechneten und angenommenen Abgabe von funfzehn Franken für *Bresilet-Holz*, nun die auf *Brasil-Holz* gelegte Abgabe mit Einhundert und zwanzig Franken bezahlen muss. Hätte Hr. *Nemnich* Alles so ziemlich genau, als diese Gegenstände, bestimmt: so würde man ihm sehr vielen Dank wissen. Deutlicher und bestimmter hat sich doch dagegen Hr. *Soltau* S. 25 erklärt, und durch ein paar Worte diese beiden Artikel aus einander zu setzen gesucht. Es thut Rec. leid, dass er über diesen Gegenstand nicht so zufrieden mit Hn. *Thran* seyn darf, der freylich wohl *Brasilholz* unter der Benennung von *Fernambuckholz* bestimmt, oder unter die Rubrik von 120 Franken mit eingeschlossen hat, ohne die Verschiedenheit mit anzugeben, und für *Bresilet-Holz*, freylich unter dem deutschen unrichtigen Ausdruck, die richtigen funfzehn Franken setzte. Dergleichen Fälle können den minder aufgeklärten, oder den gerade sehr beschäftigten Kaufmann leicht verführen, und in Schaden und Nachtheil versetzen, der um so empfindlicher wird, als ein durch dergleichen unbestimmte Angaben verleiteter wackerer Kaufmann wohl noch gar in den Verdacht und in die Strafe der Defraudation der Abgaben verfallen könnte.

Die *Appios*- oder *Apios*-Pflanze hätte Hr. *Nemnich* doch näher, und da er sonst die Kürze eben nicht liebt, nur mit ein paar Worten genauer bestimmen können. Dessgleichen die *Acaja* oder Montbain (nicht *Monbin*)-Pflaumen. Den *Riga-Balsam* werden in der deutschen Sprache nur Wenige kennen; als *Kunzens* Balsam kennt man ihn in den Officinen. — Warum sollen denn die *boules de mail* gerade die im übrigen Deutschland so unbekannten *Bosseln* seyn? Die Erklärung von *Aspini*, einer bey uns unter dem Namen von *Knopern* bekannt seyn sollenden Sorte von *Gallöpfeln*, wird Hn. *Sailly* willkommen seyn!!! Hätte Hr. *Nemnich* doch an *Aubepines* gedacht: so würde er sich selbst auf die rechte Erklärung hingeleitet haben. — Die künstliche Erläuterung von *Poil, Ploc* und *Duvet d'Autruche* S. 88 verdient gemerkt zu werden, um so mehr, da sie aus dem englischen *Estridge wool*, gegen *Sailly* und *Magnien*, begründet wird!!! Wie werden diese beiden Herren sich gefreuet haben, einen so geschickten Lehrmeister zu finden, der ihnen und den Gesetzgebern aus *Federn* eine *Heidschnucken-Wolle* macht!

Ob die *Methode* des Vortrags, die Hr. *Soltau*, auch die, welche Hr. *Thran* befolgt hat, nicht hätte umgeändert, und für unsere Kaufmanns-Comptoire fasslicher und leichter zur Übersicht gemacht werden können, lässt Rec. dahin gestellt seyn. Der Gebrauch und die Erfahrung müssen dem Kaufmanne hier zur Seite gehen. Die *nemnich*sche Methode ist fasslicher und leichter zu übersehen, oder für den mit Geschäften überhäuften Kaufmann bequemer zum Nachschlagen eingerichtet. Er hätte nur nicht die Artikel, die den doppelten Rechten unterworfen sind, in Einer Summe, sondern besser unter dem einfachen Anschlag, so wie Hr. *Soltau*, mit Bemerkung der doppelten Abgabe aufführen sollen. — W. —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

ERDBESCHREIBUNG.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren* 1803—1807 von *G. H. Langsdorf*, k. ruſſ. Hofrath, Ritter des S. Annenordens II Claſſe u. ſ. w. I B. mit 28 Kupfern und einem doppelten Muſikblatte. 1812. 303 S. II B. mit 13 Kupf. 335 S. 4. (12 Rthlr.)

Nur auf einem ſolchen Wege, daſs Reiſen zur Erweiterung der Erd-, Länder-, Völker- u. Staaten-Kunde in Geſellſchaft mehrerer Gelehrten unternommen, von dieſen auch beſonders nach den ihnen zur Beobachtung und Unterſuchung angewieſenen Fächern beſchrieben werden, iſt für die Wiſſenſchaft ein vollſtändiger reicher Gewinn zu erwarten. Dem Capitain eines ſolchen Schiffs gehört zunächſt die Leitung, das Nautiſche, die Sorge für Erreichung des politiſchen oder mercantiliſchen Zwecks, der mit der Expedition verbunden wird, überhaupt das Groſse und Ganze; ſeine Beſchreibung muſs die einzelnen Theile zu einer Einheit verbinden; ſeinem Genie und Talent, womit er dieſe innige Verbindung bewirkt und lebendig erhält, ſeinem Pflichtgefühle, wovon durchdrungen er die ihm vorgeſchriebene Beſtimmung und ihren Geiſt erfüllt, der Würde ſeines Amts, womit er die Würde der Einzelnen in ihren Ämtern beſchwichtigt, wird der hohe Ruhm ſeines erfüllten Auftrags, während es den Einzelnen überlaſſen iſt, die verſchiedenen in ihre Sphäre eingreifenden Gegenſtände im Detail auszubilden, und ausgebildet dem Publicum zu übergeben. Je umfaſſender und ſorgfältiger die Auswahl der letzteren, je gröſser ihr äuſseres und inneres Intereſſe für ihre Fächer, je ungetrübter ihr Geſichtspunct, je verwandter die wechſelſeitigen Beziehungen ihrer Beobachtung und Unterſuchung, je reiner ihr Eifer: deſto ſicherer und lohnender die Ausbeute.

Wir haben ſchon das Verdienſt, welches der Kaiſer Alexander ſich durch Auswahl der Männer, die den Hn. *v. Kruſenſtern* auf der Entdeckungsreiſe begleiteten, erwarb, bey der Anzeige des Hauptwerks (J. A. L. Z. 1813. No. 36) gerühmt; Hr. *v. Langsdorf* (dermalen nach der neueſten petersburger Zeitung General-Conſul am braſilianiſchen Hofe) gehörte zu ihnen. Schon als Arzt und Naturforſcher unter uns vortheilhaft bekannt, hatte er ſeine Vorliebe zu auswärtigen Reiſen in den Jahren 1797—1803 dadurch genährt, daſs er den Generaliſſimus der portugieſiſchen Armee, den Prinzen von Waldeck, begleitete, 1801 dem Feldzuge gegen Spanien beywohnte, und 1803 über London und Paris in ſein Vaterland zurückkehrte. Die abſchlägige höfliche Antwort, die er von der Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg auf ſeine Bitte, den Capitain *v. Kruſ.* begleiten zu dürfen, erhielt (Hofrath *Tileſius* hatte die Einladung bereits angenommen, und *v. Kr.* war ſchon bereit, nach Kopenhagen abzuſegeln), ſchreckte ihn von ſeinem Vorſatze, der tief in ſeinem Gemüthe gewurzelt hatte, nicht ab; er ging auf Gerathewohl nach Kopenhagen, und ſah ſeinen Lieblingswunſch durch die Verwendung des Kammerherrn *v. Reſanoff* und die Gefälligkeit des Hn. *v. Kruſ.* erfüllt. Aus Dankbarkeit hat er daher den erſten Theil der Reiſe dem Kaiſer *Alexander*, und den zweyten dem Capitain *v. Kr.* dedicirt, welchem letztern er mit den wenigen Worten: „ihm dem erſten Führer der Ruſſen um die Welt, dem vorſichtigen und kühnen Seefahrer, dem erfahrenen, wiſſenſchaftlichen und forſchenden Nautiker, dem menſchenfreundlichen, ſorgſamen, und väterlichen Befehlshaber, dem theilnehmenden, offenen, nachſichtigen Freunde ſeiner Gefährten, dem edeln, rechtſchaffenen und würdigen Manne," ein unzweydeutiges Denkmal ſetzt. Auch den Kammerh. *v. Reſanoff*, der nach dem II Th. dieſer Reiſe als Bevollmächtigter der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie die aleutiſchen Inſeln, die N. W. Küſte von Amerika und überhaupt die vorzüglichſten und entfernteſten Niederlaſſungen zu beſuchen beordert war, ſtellt er intereſſanter dar, als man zu einer Zeit, wo ihn der Tod im Laufe ſeiner Beſtimmung abgerufen hatte, zu erwarten berechtigt war, da die ſchroffen Seiten dieſes Mannes nach einer neulich in die Zeitung des Groſsherzogthums Frankfurt (1813. No. 246 u. 247) von Hn. *Depping* eingerückten Nachricht faſt allein an der Miſsglückung der Expedition in Japan und China Schuld war: eine Vermuthung, die ſich aus Hn. *Langsdorf* beſtätigen lieſs.

Im *erſten* Bande dieſes Werks folgt der Vf. ſeinem Führer, nur daſs er die Sitten und Gebräuche verſchiedener Völker, ihre Lebensart, Producte und diejenigen Thatſachen detaillirter beſchreibt, welche alle Stände intereſſiren können. Dieſem Intereſſe ſcheint der Vf. faſt zu viel geopfert zu haben. Denn auſser daſs die (übrigens vortrefflichen) Kupfer das Werk ſehr vertheuern, und der Vf. die Naturgeſchichte von Pflanzen und Thieren einem eigenen Werke, das er noch herausgeben will, vorbehielt:

so verflacht sich die Beschreibung an verschiedenen Stellen oft zu deutlich. In das Detail, wie weit der Vf. von *Krusenstern* abgeht, können wir uns nicht einlassen; wir begnügen uns damit, dem Publicum die Versicherung zu geben, dass der Vf. das Werk seines Führers mehr ergänzt, näher bestimmt, und dass er aus anderen Gesichtspuncten geleitet zuweilen andere Resultate aufgestellt hat, ohne den Hauptansichten dieses nachtheilig gewesen zu seyn. Wir führen nur Einiges als Beleg an, theils um unser Interesse für die Sache, theils um dem Verleger unsern Dank zu beweisen, der keine Kosten scheute, das Werk mit aller typo- und chalkographischen Schönheit auszustatten.

In Brasilien ist das neu entstandene Gouvernement *S. Catharina* unserer Aufmerksamkeit werth, weil wir davon fast gar nichts wissen. Es erstreckt sich von Rio grande bis zum Gouvernement S. Paul, und ernährt auf seinem fruchtbaren Boden 25—30,000 Menschen; die Insel, die ihm den Namen gab, und 25 Ml. lang und 3—9 Ml. breit ist, wird von zwey Forts vertheidigt. Die Hauptstadt des ganzen Gouvernements, *Villa nossa do Desterro*, enthält 4—500 meistens massive Häuser. Zu dem Wallfischfang von Süden nach Norden giebt es fünf Magazine; der Gewinn eines einzigen, das 500 Wallfische zerlegte, betrug sonst 346000 Rh.; allein er ist jetzt sehr vermindert, da die Anzahl der Wallfische beträchtlich abgenommen hat. Die Ausbeute für Naturgeschichte, den Insectenfang ausgenommen, war nicht gross: denn es fehlte ihm und dem Hofrathe *Tilesius* an Unterstützung für naturhistorische Unternehmungen und den Ankauf, so dass sie genöthigt waren, mit dem zufrieden zu seyn, was sie sich aus eigenen Mitteln anschaffen konnten. Die Insel *Nukahiwa* wird durch die Beschreibung des Vfs. verglichen mit der *von krusensternischen*, ein schönes Tableau. Nach einer sehr bündigen Übersicht der Marquesas- und Washingtons-Inseln verbreitet er sich ausführlich über Klima, Lage, Bevölkerung, Landesproducte, Bewohner, Tatuirung, wovon er alle Geräthschaften, ja sogar die Operationen angiebt (wir haben die kleine besonders abgedruckte Abhandlung hierüber auch besonders in der J. A. L. 1812. No. 54 angezeigt), Kleidung, Nahrung, Wohnungen, gesellschaftliche Einrichtungen, Religion, Gesetze, Anthropophagie, Krieg, Geburt, Ehestand, Begräbniss, Zauberey, Beschneidung, Tanzfeste, Musik, Stelzenlaufen, Schwimmen, Zierrathen, Geräthschaften, Spielzeug, Canots, Sprache. In Vielem geht er hier von *Krusenstern* ab, ohne dass man sagen kann, dass er ihn berichtige: denn *K.* richtete sich meistens nach den Angaben des Engländers *Robert*, Hr. *L.* hingegen nach denen des Franzosen *Cabri*, die aber beide das gemein haben, dass sie keine ganz zuverlässigen Quellen sind. Wir theilen nur Einiges ohne Rücksicht auf den Vergleich Beider mit. Die Beschneidung (Aufritzen der Vorhaut) kann Jeder, nur der Vater nicht, verrichten. Der Tanz ist auch ein Zeichen der Trauer. Statt dass die Gesänge aller uncultivirten Völker, nach *Tilesius* Bemerkung, aus Molltönen bestehen: so gehen diese durchaus unisonen, brummenden, melancholischen, dem Choral ähnlichen Gesänge aus der kleinen Terz von E bis G, ausser dass sie sich bisweilen in Dis herabsenken, und dann schweben sie auf Vierteltönen. Das Stelzenlaufen, worin die Nukahiwer so geschickt sind, dass sie den Boden dazu erst mit glatten Steinen belegen, und eine Art von Ritterkampf dabey spielen, hat, wie das Schwimmen, den höchsten Grad der Fertigkeit, sowohl was Andauer als künstliche Bewegung betrifft, erreicht. Zierrathen machen keine besondere Auszeichnung. Brod und Zucker beriechen sie, wie die Affen; der Mund dient ihnen zur Tasche. Sie klettern mit den Zehen die höchsten Bäume hinauf. Das Zungeherausstrecken heisst nein, das Drohen mit dem Zeigefinger ist eine Freundschaftsbezeigung; statt des Kusses drücken sie die Nasenspitzen an einander. In ihrer Sprache, wovon hier mehrere Proben mitgetheilt werden, haben sie Worte für Abend, künstlich, abkühlen, Sauergähren, Ehemann, Er, Sie, ihr, Ältern, Feuergewehr, Gewand der Frauen um die Hüfte, Seele der Verstorbenen, Spiegel, Schimpfnamen (letztere wie im Russischen: schlafe deiner Mutter bey), für Zahlen von 1—1000. Da der Vf. 1805 und 1806 an der NW. Küste von Amerika überwinterte: so rückt er S. 166 einige Nachrichten über *Owahi* ein, die aber von keinem besonderen Belange sind. In dem übrigen Verlaufe der Reise zeichnen sich vortheilhaft seine treue Erzählung der Ereignisse und Angabe der Daten, besonders aber die geographischen Bemerkungen des Hofraths *Julius v. Klaproth*, die der Vf. auch dankbar in der Vorrede anerkennt, dann die am Ende angehängten Sprachproben derjenigen Völker aus, welche die NW. Küste von Jesso, die Insel Tloka, die kurilischen Inseln bis zum südl. Theile nach Kamtschatka bewohnen. Diese Sprachproben sind keines Auszugs fähig. Wie wir diesen Theil durchgelesen haben, mögen folgende Bemerkungen beweisen. In der Beschreibung von *Teneriffa* weichen die Angaben des Vfs. sehr von dem neuesten Reisebeschreiber *Dru* ab; auch nennt *Dru* den Director des botanischen Gartens nicht wie der Vf. S. 15 de *Nava*, sondern de *Villa nueva*. Der Drachenbaum des Don Petro Franchi S. 16 steht nicht bey seinem Hause, sondern in seinem Garten; die Höhe beträgt nach *Dru* 20 Met. Grösse, 13 in der Mitte, 14 an der Basis; der 6 Metres hohe Stamm theilt sich in 12 Zweige. Eine eben so grosse Merkwürdigkeit, die der Vf. nicht erwähnt, ist der Kastanienbaum von 13 Met. im Umkreise. Die Reise auf den Pic von Teneriffa von dem franz. Bergwerks-Ingenieur *Cordier*, die der Vf. S. 17 aus dem *Manuscripte* als Neuigkeit mittheilt, steht längst in dem Moniteur No. 333, an XII, von wo sie in den allgem. geog. Eph. XII B. S. 494 übersetzt und durch eine beygegebene Charte erläutert ist. Was er von den Negersklaven zu *S. Catharina* S. 36 sagt, konnte füglich wegbleiben, oder besser nach *Grégoire* gesagt werden. Wenn der Vf. den Handel von S. Ca-

tharina als eine unerschöpfliche Quelle ansieht, vorausgesetzt, dass er weniger beschränkt und von Rio Janeiro abhängig wäre: so begreifen wir nicht, warum er S. 32 behauptet, dass die portugiesische Regierung ihm viele Freyheiten zugestanden habe, und fremde wie einheimische ein- und auslaufende Schiffe weniger zahlen, als in anderen brasilischen Häfen. Die Beschreibung der *Banamen* S. 47 konnte abgekürzt werden; eben so konnte der Auszug aus *Meiners* Werk *de Anthropophagia et diversis ejus causis* in dem 5 Capitel, worin sogar Herodot citirt wird, um so mehr wegbleiben, da die angegebenen Ursachen nicht einmal vollständig sind. Denn so fehlen unter den *physischen* der Instinct ohne Hunger, unter den *moralischen* der Religionsbefehl, und unter den *politischen* jene, die in *Joh. Heinrich Vogts* Denkmal nebst Fragmenten (Mainz 1791. S. 150) mit den wenigen Worten ausgedrückt ist: Warum kamen die ungebetenen Gäste in das Land der wilden Völker? sie frassen sie auf; denn das war die Accise ihres Landes. Das Wüthen des Menschen gegen sein eignes Geschlecht, womit der Vf. die Einleitung zum 5 Capitel macht, ist so alltäglich, dass nicht einmal Einladungen zu dem Schlachtfelde etwas frommen, und eben so schaal möchte die Bemerkung des Vfs. seyn: „Fehlt Religion und Gewissen, so ist ja der Mensch roh, und in dieser Urform aller, selbst der abscheulichsten Handlungen fähig." Die Gewohnheit, dass man in der Villa nossa Senhora do Desterro die Nägel, besonders an den Daumen, wachsen läst — eine Gewohnheit, die er auch auf Nukahiwa findet, wo aber alle Nägel bloss bey den Vornehmen unabgeschnitten bleiben —, erklärt er aus der Absicht, zu zeigen, dass ihnen alle Arbeit fremd ist; allein diese Ursache passt unter allen am wenigsten hier. Die japanische Nation S. 180 ist uns nicht bloss durch *Kämpfer*, *Thunberg*, *Charlevoix*, sondern vorzüglich durch die nicht ganz unglückliche Zusammenstellung von dem Collegienrath *Schneegass* zu St. Petersburg (Kunde von Japan, allg. geogr. Eph. XVII. März S. 162), durch *Broughtons* Charte bekannter geworden; übrigens verdienten die spanischen und deutschen Jesuiten seit 1575, und die Sammlung von *Arnoldus Montanus*, herausgegeben von *John Ogilby* unter dem Titel *Atlas Japonensis*, London 1670. fol., wie *Storchs* Abhandlung über die früheren Reisen der Russen in seiner Zeitschrift: Russland unter Alexander I (II B. VI Lief.), eine Erwähnung. Ob der Vf. es als Wahn ausgeben konnte, dass eine grosse lange Seereise äusserst langweilig seyn müsse, hat er durch seine Sehnsucht nach seiner Rückreise im zweyten Theile, und durch sein Geständniss S. 28, dass der Anblick des festen Landes, ja des ödesten Felsens, erfreulich sey, selbst bestritten; auch möchte er wohl, wenn er einen vollständigen Begriff von Clausur in Teneriffa hätte, zu schalkhaft schliessen, in Nonnenklöster leichter des Abends als bey Tage zugelassen zu werden.

Die Kupfer zu diesem Bande sind: 1) ein an der norwegischen Küste am 19 Sept. 1803 beobachtetes Nordlicht; 2) Costum der ärmeren Classe der Bewohner von Teneriffa; 3) das Innere einer Wohnung in Brasilien; zwey Personen sondern mit einer unvollkommenen Maschine Baumwolle von den Saamenkörnern; zur Seite steht eine (von Hn. *L.*) sehr empfohlene Schmetterlingsklappe; 4) Ansicht der Insel Nukahiwa, im Vordergrund ein Canot, dann die öden Felsen mit einem schönen Wasserfall; 5) zweyte Ansicht in der Nachbarschaft des Hafens Tayohoae; 6) Bildniss des auf Nukahiwa gefundenen verwilderten Franzosen *Jean Baptist Cabri*. Dieser Franzose ward genöthigt, die Insel zu verlassen; er reiste von Kamtschatka nach St. Petersburg, tanzte in Moskau und St. Petersburg nach Art der Wilden auf dem Theater, und hat jetzt eine Stelle bey dem Seecadetten-Corps als Schwimmer; die nukahiwische Sprache hat er ganz vergessen. 7) Ein Bewohner von Nukahiwa (zur Erklärung der Tatuirung) mit einem Fächer und einer Streitkeule, deren oberes Ende mit den Haaren eines erlegten Feindes versehen ist; 8) Abbildung eines andern und jüngeren von der Rückseite; 9) Darstellung der verschiedenen bey Tatuirung vorkommenden Hauptfiguren, einige in natürlicher Grösse; 10) Ansicht eines bewohnten Theils von Nukahiwa; 11) das Innere einer Hütte mit einem Tatuirmeister; 12) Waffen und Hausgeräthschaften der Nukahiwer mit zwey zierlich geschnitzten Stelzen, die eine von vorn, die andere von hinten; 13) Grundriss und Ausmessung eines Canots; 14) ein Canot von den Sandwichsinseln; 15) Ansicht von Kamiroſima, einer Landschaft im Hafen von Nangasaki; 16) eine japanische Festung (die noch nie eine Kanone gesehen hat); 17 Wohnung des Ambassadeurs von *Resanoff* in Megasaki; 18) ein japanischer Officier, der auf die Wache zieht; 19) ein japanischer Arzt, beschäftigt, Medicin zu bereiten; 20) Neujahrsgeschenk (*Kakamimotschi*), welches der Gouverneur von Nangasaki dem russischen Ambassadeur schickt; das Füllhorn vorstellend, mit Kuchen und Blumen begleitet; — eine liebliche Idee! 21) Landung in Nangasaki am Audienztage und feyerlicher Zug des Gesandten zum Gouverneur; 22 — 26) Japaner in verschiedenem Costume, 5 Blätter; 27) Kahn von der Insel Tschoka; dann *v. Langsdorfs* Abbildung und ein Musikblatt mit einem brasilianischen und kamtschadalischen Gesange. Alle Kupfer sind sauber, viele meisterhaft gestochen; No. 2, 3, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 21, 22, 23, 24, 25, 26 sind grösstentheils überflüssig, und vertheuern nur das Werk.

Der *zweyte* Theil enthält die Reise von Kamtschatka nach der Insel St. Paul, Unalaska, Kodiak, Sitcha, Neualbion, Kamtschatka Ochotzk und durch Sibirien nach St. Petersburg. Die Veranlassung zur Trennung von dem Cap. *v. Krusenstern* war die Aufföderung des von der russisch-amerik. Handlungs-Compagnie bevollmächtigten Kammerherrn *v. Resanoff*, der den Hn. *v. Langsdorf* als Arzt zu dieser Reise nöthig hatte, vielleicht aber am meisten die wissenschaftliche Gierde, auch diese noch von ihm ungekannten Länder zu sehen. Der Vf. war sich al-

so mehr selbst überlassen; seine Ansichten sind daher auch eigenthümlicher. Man sieht dieses schon daran, dass er mehr nautische und naturhistorische Bemerkungen einschaltet. Den 4 Junius 1805 segelte er mit dem Hn. *v. Resanoff* in der Brigg der nordamerikanischen Compagnie S. Maria unter dem Flottenlieut. Andreas Wassilitsch Maschin ab; seine Reisegefährten waren zwey Lieut. Nicolai Alexandrowitsch Chostoff, und Gabriel Iwanowitsch Davidoff, und 62 andere Personen. Die beiden Lieutenants hatten schon zweymal die Reise nach Amerika gemacht; sie dienten nachher im Kriege gegen Schweden 1809, und kamen, betrauert von Allen, die ihre Verdienste kannten, bey einem Fehlsprunge in die Newa um. Der gröfste Theil der übrigen Personen (wenigstens 60) waren, statt Matrosen, Abentheurer, Trunkenbolde, verdorbene Kaufleute und Handwerker, mitunter auch geknutete und gebrandmarkte Verbrecher, unflätige Menschen voll Ungeziefer. Die Brigg war noch aufserdem mit Waaren überladen. Hiedurch, wie durch vielerley Widerwärtigkeiten und Unannehmlichkeiten, besonders aber durch die vielen Hindernisse, die sich seiner Beobachtung und Untersuchung entgegenstellten, war der Vf. in eine so trübe Stimmung versetzt, dass er oft laute und bittere Klagen führt. Für den Geographen ist es um so schmerzlicher, dass der Vf. keine mathematischen und astronomischen Instrumente bey sich führte, da die Genauigkeit der Angaben ohne diese verdächtig bleibt, und an den ersten besten geographischen Längen und Breiten (die Höhen fehlen fast überall) fühlt man, dass er hierin blind Anderen folgte. Die Kleinlichkeit der Daten in den im Umkreise liegenden Orten wird daher eine gröfsere Verschwendung. Wir schränken uns nur auf einige der vorzüglichsten Puncte ein. Die Beschreibung von *Unalaska*, den Bewohnern, Wohnungen, der Nahrung, Kleidung, den Zierrathen, der Tatuirung, Beschäftigung der Männer und Weiber, den Canots, Wurfspiefsen, dem Wallfischfang, der Religion, dem Ehestande, den Vergnügen, Producten ist gröfstentheils eine Erweiterung von *Sarytscheff*. Unalaska ist 70 — 80 Werste lang und fast eben so breit, und reich an Bayen und Buchten auf der Nord- und Nordost-Seite, wie an Pic ähnlichen Bergen, worunter zwey Vulkane sind. Die Insel besteht aus einer Felsenmasse, mit einer dünnen Erdkruste überzogen, ohne Bäume. Die Einwohner, von mitteler Statur, schmutzig brauner Farbe und gutmüthigem Charakter, sind ein Mittelding zwischen Amerikaner und Mongolen. Mit Einschluss der Fuchs- und Andreanowschen Inseln kann man ihre Bevölkerung nur auf 300 Seelen anschlagen; sie wohnen in Gruben, nähren sich von Fischen, Seehunden, Wallfischspeck; die Männer reissen sich das Barthaar aus, und die Weiber tatuiren sich das Kinn. *Kodiak* (Kadjack, Küktak), die der Vf. nach den nämlichen Thatsachen, wie Unalaska, darstellt, (etymologisch grofse Insel genannt, und wirklich auch die gröfste aller nördlichen zwischen Amerika und Asien liegenden Eilanden) ward den Russen erst seit 1750 bekannt; ein irkustischer Kaufmann Gregor Schlelichoff legte 1770 das erste russische Etablissement an; und da er sich nach und nach alle umliegenden Inseln unterwarf: so ward er der Stifter der nordamerikanischen Compagnie. 1795 betrug die Bevölkerung 4947 S., 1804 aber nur 3611; die der angrenzenden Inseln 1243 S. Sie bestehen aus zum Theil mit dünner Erdschichte bedeckten Gebirgen, die Niederungen aus verhärtetem Thonschiefer, übrigens fruchtbarem und grasreichem Boden, der für Viehzucht gedeihlich, für Getreidebau unempfänglich ist. Die Einwohner sind den von Unalaska, die Sprache ausgenommen, in Allem ähnlich. Die Religion, wofür eine Kirche vorhanden ist, hat auf ihre Sittlichkeit wenig Einfluss. Denn zwischen Ältern und Kindern finden eheliche Verbindungen Statt; sie leben nach dem Beyspiel der Seeottern und Seehunde. Hr. *v. Resanoff* legte eine Schule und ein Pensionat für junge Mädchen 1805 an; vielleicht wirkt dieses beides mehr! Übrigens trifft die Compagnie Anstalten aller Art zur Verbesserung des Zustandes. Die Insel ist der Sammelplatz aller Pelzwaaren; 1802 hatten sich allein seit 5 Jahren 1800 Seeottern aufgehäuft. Die unbeschränkte Herrschaft des Comptoirs erstreckt sich von 55° — 61° N. und 135° — 190° W. L. v. Greenwich; die umgebenden Inseln, meistens unbekannt, werden ihren Entfernungen nach angegeben. Schade, dass die Namen nach dem blofsen Gehör geschrieben sind. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

ÖKONOMIE. *Halle*, in Commission b. Hemmerde und Schwetschke: *Tägliches Taschenbuch für Landwirthe und Wirthschaftsverwalter auf das Jahr* 1814, von dem Herausgeber des praktischen Land- und Hauswirths (*G. H. Schnee*, Prediger zu Schartau u. Nigrip unweit Burg). 140 S. 8. (18 gr.)

Auch dieser Jahrgang ist sehr zweckmäfsig eingerichtet, und kann dem Besitzer sehr gute Dienste leisten. Für seine Brauchbarkeit bürgt der Beyfall, den dieses Taschenbuch seit seiner Entstehung beym ökonomischen Publicum gefunden hat. Die erste Hälfte enthält die nämlichen Rubriken, die im Jahrgange 1813 vorkamen, und Rec. glaubt genug gethan zu haben, wenn er auf den lehrreichen Inhalt der zweyten Hälfte des Taschenbuchs aufmerksam macht. I. Die Rindviehzucht. II. Wirthschaftserfahrungen. III. Wie viel Brod muss der Bäcker von einer nach dem Gewicht gegebenen Quantität Mehl liefern? IV. Verschiedene Längen- und Flächen-Masse. V. Gedrängte Übersicht der Masse, Münzen und Gewichte der vorzüglichsten Städte Deutschlands und der übrigen europäischen Länder. VI. Entfernung der wichtigsten Städte Deutschlands u. s. w. nach den gewöhnlichen Postangaben. VII. Interesse-Rechnungen. VIII. Verzeichniss der wichtigsten Messen, Vieh- und Woll-Märkte.

— W —

fern Winter und Sommer baarfuss in die Schule?); oder der den Fischfang, oder die Jagd der Wallfische, der Seehunde u. s. w. versteht. Was will dann die Compagnie mit ihren *gelehrten* (soll heissen unterrichteten) Aleuten anfangen? (Es ist besser für die Compagnie, ja vortheilhafter, unterrichtete, als nicht unterrichtete Aleuten im Dienste zu haben; und hat die Compagnie denn die Unwissenheit der Aleuten in Sold genommen?) — Eine eben so unvorsichtige Bemerkung entschlüpfte dem Vf. über die kamtschadalischen Hunde, die man, wie er sagt, im fünften, oder zwischen dem fünften und sechsten Monat castrirt, um sie von vielen zerstreuenden Gedanken abzuhalten. —

Die Kupfer zu diesem Bande sind, ausser *von Krusensterns* Bildniss, 1) Ansicht der Insel St. Georg; 2) Ansicht des Etablissements von Unalaska; 3) eine einsitzige Buidarke, ebenfalls daher; 4) die Hauptniederlassung der Russen auf der Insel Kodiak; 5) dreysitzige Buidarke daher; 6) Ansicht des Etablissements der russisch-amerikanischen Compagnie in Norfolksound oder Sitcha; 7) die Kaluschen in Sitcha bey einem Tanze; 8) Ansicht des spanischen Etablissements von St. Francisco in Neukalifornien; 9) Putz und andere Gegenstände von Neukalifornien in Norfolksound, z. B. Kopf- und Hals-Tuch, Körbchen, Bogen, Pfeile; 10) Tanz der Indianer in der Mission von St. Jose in Neukalifornien; 11) Geräthschaften von Alaksa und Unalaska (z. B. Beutel von Fischhäuten, Fingerüberzug, Rasirinstrumente, Ohrenschmuck, Lippenlöffel, Mütze); 12) Baidara (Schiff), von der Halbinsel Alaksa; 13) Ansicht vom Peter- und Pauls-Hafen in Kamtschatka, von einer anderen Seite, als in *Krassinnikoff*, *Steller*, *La Perouse*, *Sarytscheff* und *Krusenstern* gezeichnet; 15) ein kamtschadalischer Schlitten nebst Hundegeschirr; 16) Grundriss einer kupfernen, um den 12 Theil verkleinerten Kanone, die auf der japanischen Insel Iturup vom Lieutenant Chwostoff genommen wurde, ohne Lavette; 17) Ansicht einer Gegend des Aldanflusses, auf dem Wege von Ochotzk nach Irkutsk. — Auch diese Kupfer verdienen das nämliche Lob; allein die verschiedenen Buidarken konnten vermindert werden und No. 7, 10, 14 füglich wegbleiben, da sie so ganz unbekannt nicht sind. H. P. E.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Hitzig: *Handbuch des Dienstes der leichten Cavallerie im Felde, nebst einigen Bemerkungen über verschiedene Gegenstände zum Nutzen junger Officiere, und derer, die es werden wollen*, von *Georg Bärsch*, Rittmeister, General-Adjutanten und Esquadronchef der hanseatischen Reiterey, und Ehrenmitglied der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg. 1814. XX u. 170 S. 8. (16 Gr.)

Rec. hatte sich geschmeichelt, dass die in den letzten Jahren so häufige praktische Übung des Krieges endlich einmal die Menge der militärischen Schriftsteller von der Unbrauchbarkeit ihrer, aus einseitigem Erfahrungen abgezogenen Lehrbücher überführen würde; es scheint aber, dass die Schreibseligkeit solcher Autoren fortdauernd mit dem Speculationsgeist ihrer Verleger gleichen Schritt hält. Diesem Übel verdanken wir wahrscheinlich auch das gegenwärtige, auf Löschpapier abgedruckte Handbuch, dessen Titel ohne Comma uns mit dem Daseyn einer königlich deutschen Gesellschaft bekannt macht. Der Vf., der, nach seinen Versicherungen in der Zueignung an „Einen Senat der Drey Hansestädte", in der Vorrede und im Buche selbst, von dem Triebe der Gemeinnützigkeit beseelt, nicht nur eine neue Auflage seiner Übersetzung des *la roche-aymonschen* Werkes *über den Dienst der leichten Truppen* veranstaltet, sondern auch sich zu der Ausarbeitung dieses eigenen Productes entschlossen hat, rühmt wiederholt (S. XI. XVI u. f.) die Uneigennützigkeit seines Freundes, des Verlegers. Durch sie befindet sich jene Schrift in den Händen des grössten Theils der Officiere der hanseatischen Legion; ja, sie geht so weit, dass man bey Bestellungen im Grossen, auf zehn Exemplare dieses Handbuchs das Elfte, auf zwanzig sogar Drey in den Kauf bekommen kann.

Damit jedoch die Erlernung des Dienstes der leichten Truppen nicht gar zu wohlfeil gemacht werde, hat der Vf. dafür gesorgt, dass die Käufer des Handbuches auch nothwendig seine Übersetzung von *L. R. A.* daneben besitzen müssen, indem er fast in jedem Abschnitt mit angeführter Seitenzahl dahin verweiset, und hier nur eigene Bemerkungen, als Zusätze, mittheilt.

Nach einer oberflächlichen, dem angegebenen Zweck durchaus fremden Aufzählung der *Pflichten eines Officiers* gegen sich selbst, gegen Vorgesetzte, Cameraden und Untergebene, kömmt er in der zweyten Abtheilung auf den Felddienst. Anstatt aber seine Übersetzung, wenn sie nun einmal zum Grunde gelegt werden musste, aus den vorzüglichen Werken von *Scharnhorst* und *Valentini* zu ergänzen, beschäftigt er sich lieber mit Gegenständen, die ihm wichtiger scheinen. Nach Maximen über die Aussetzung einer *Feldwacht* mag der Leser bey *La Roche-Aymon* suchen: hier lernt er die durchaus gleichgültigen Gebräuche bey dem Auf- und Abziehen. Von den *Piquets* erfährt er (S. 20), „dass sie in der Regel des Morgens abgehen, zuweilen aber auch den Tag über stehen bleiben," und wenn er durch ein Wasser reiten soll, darf er sich nur der tiefsinnigen Bemerkung (S. 39) erinnern, dass die bey trocknem Wetter seichten Stellen in der nassen Jahrszeit oft nicht zu passiren sind. Weitläuftig werden die *Rapports* abgehandelt, desto dürftiger dagegen die wichtigen Gegenstände der *postirten Detaschements* (detaschirten Posten), der *Recognoscirungen*, der *Patrouillen*, der *Convoy's*, des *Fouragirens*, der *Überfälle*, der *Verstecke* und des *Benehmens im Gefecht*. Sehr beredt verbreitet sich zwar der Vf. in jedem dieser Capitel über die Schwierigkeit der Aufgabe; wegen der Lösung aber verweiset er auf *L. R. A.*, und das Wenige, was er

von dem Seinigen hinzugesetzt hat, ist oft nicht einmal richtig. Bey dem Artikel der *Avantgarden* scheint er den Vortrab eines marschirenden Regiments in Gedanken gehabt zu haben; er spricht aber durchgängig von der Avantgarde eines Corps, bey welcher doch ganz andere Maſsregeln zu beobachten sind. Daſs der Vortrab gerade um 1000 Schritte vorausgehen müſse, läſst sich durchaus nicht bestimmen, und ganz falsch ist die Vorschrift, durch sogenannte Ketten von Einzelnen sich zu decken. Der Feind wird einen, durch unnöthige Absendungen geschwächten Trupp bey dem ersten Anrennen zurückwerfen und mit ihm zugleich bey der Hauptmasse ankommen, und der Zweck, diese gegen einen unvermutheten Angriff zu sichern, gerade durch die verkehrte Anstalt verfehlt werden. Vor allen Dingen hätte das Verhältniſs des Vortrabs zu dem nachfolgenden Haufen, und der detachirten Mannschaften bestimmt, und die Abänderung der Maſsregeln nach der Verschiedenheit der Umstände und des Bodens wenigstens angedeutet werden sollen. — Wozu der Nachtrab (S. 36) auſser „der schlieſsenden Arrieregarde, oder dem Schweif," auch noch „eine Avantgarde oder Spitze" haben soll, ist nicht wohl einzusehen. — Bey den Fouragirungen ist noch immer von jenen unförmlichen Rauchfutterbunden die Rede, über welche der Reiter durch einen in den Schweif des Pferdes geschlagenen Knoten hinauf steigen muſs; man weiſs sich längst beſser durch requirirte Fuhren zu helfen.

Mit möglichster Gründlichkeit wird dagegen im 3ten Theile der *Dienst in den Cantonirungen*, abgehandelt. Der Vf. giebt hier ein vollständiges Reglement mit allen Commandowörtern, Meldungen, Handgriffen und gleichgültigen Gebräuchen. Ohne zu erwägen, daſs dergleichen Einrichtungen bey jedem Heere verschieden und durchaus willkührlich sind, daſs sie zum Theil von dem jedesmaligen Commandanten des Orts abhängen, und, obgleich hier auch der Bivouaqs erwähnt wird, doch mit dem eigentlichen Felddienste nichts gemein haben, stellt er die in irgend einer Garnison darüber gegebenen Vorschriften als Grundsätze und allgemeine Regeln auf, und erlaubt sich, höchstens die Erinnerung (S. 106), „daſs die Posten, anstatt: Wer da! Wer da! auch wohl: Halt, wer da! anrufen könnten."

Der 4te Theil endlich enthält die *Bemerkungen* des Vfs. *über mancherley Gegenstände*. Aus der langen, im Capitel vom Exerciren abgeschriebenen Abhandlung, ob sie gleich von *Franklin* herrühren soll, wird Niemand die Vortheile der Schwimmkunst erlernen; da aber der Vf. so reich an Cautelen ist: so hätte die Vorsicht, daſs man im tiefen Waſser die Steigbügel in die Höhe zieht, damit die schwimmenden Pferde nicht mit den Hinterfüſsen darin hängen bleiben, wohl angeführt werden können. — Die Behandlung der Pferde ist allerdings für die Cavallerie ein Gegenstand von groſser Wichtigkeit, der Vf. weiſs jedoch mit vielen Worten darüber nur Wenig zu sagen. Neu war es Rec., (S. 141) zu erfahren, daſs die linke Seite des Pferdes eher als die rechte geputzt werden müſse. Den Grund dieser und ähnlicher willkührlicher Vorschriften ist Hr. *B.* schuldig geblieben; andere tragen dagegen den Beweis ihrer Nothwendigkeit in sich selbst. Aber wenn nun auch ein junger Officier (S. 143) gelernt hat, daſs die Hufeisen „nicht zu lang, noch zu kurz, weder zu breit, noch zu enge, nicht zu schwer, nicht zu dünn, weder zu sehr ausgebogen, noch zu sehr eingebogen, und die Stollen nicht zu hoch" seyn müſsen; so wird er dennoch über das Beschläge nicht richtiger urtheilen können. Bey einiger Erfahrung im Cavalleriedienst sollten doch dem Vf bestimmtere Merkmale bekannt geworden seyn, nach welchen sich das Verhältniſs der Eisen zu der Beschaffenheit des Hufes angeben läſst. Auch mit dem ungarischen Sattel weiſs er nicht gehörig umzugehen, er würde sonst nicht (S. 148) erst eine Decke darunter, und dann, auſser der Chabaraque, noch eine andere oben drauf legen wollen. Die Pferdedecke, nicht (wie hier vorgeschrieben wird) nothwendig vierfach, sondern nach ihrer Gröſse sechs- bis neunfach zusammengelegt, gehört unter den Sattel, der in der Regel kein Kiſsen haben darf; die andere Decke ist ganz überflüſsig. Nichts ist nachtheiliger, als das Aufpacken so vieler Decken, die das Pferd erhitzen, dem Reiter einen unbequemen und unsicheren Sitz verursachen, und dem geschwinden Satteln hinderlich sind. Auch durch das gesponnene Heu, das nur noch von neuen französischen Regimentern hie und da geführt wird, zeigt der Vf. sich nicht als einen praktischen Cavalleristen. Wer nur einige Erfahrung hat, weiſs, daſs die Pferde das mit naſsen Händen zusammengedrehete, und beym Loswickeln in Staub zerfallende Heu nicht freſsen, und daſs die Reiter es nebst der unnützen Überladung von Decken und anderen entbehrlichen Equipagestücken bey der ersten Gelegenheit von sich werfen. — Sollten diese, ohne Wahl ausgehobenen Proben nicht hinreichen, um die Nutzbarkeit des ganzen Handbuches für angehende Cavallerie-Officiere zu beurkunden: so wird der Leser ohne Mühe sie aus jedem Capitel des Werkes vermehren können. Kf.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig u. Altenburg, b. Brockhaus: *Conversations-Lexikon oder encyklopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände*. Erster Band. A bis Boyle. Dritte Auflage des ersten bis vierten Bandes. 1814. XVI u. 848 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) (S. die Recens. Jahrgang 1812. No. 46. 47.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

STATISTIK.

Riga u. Leipzig, b. Hartmann: *Darstellung der russischen Monarchie nach ihren wichtigsten statistisch-politischen Beziehungen.* Zum Gebrauche akademischer Vorlesungen ausgearbeitet von *B. v. Wichmann.* 1813. I Abth. 246 S. II Abth. 382 S. 4. (4 Rthlr.)

Der Hauptgesichtspunct dieses Werkes ist, eine anschauliche, aber kurze Darstellung aller culturfähigen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Beziehungen des russischen Reichs, oder die Elemente des Bürger-(National-) und des Staats-Wohls, wie sie dem Verstande einleuchten, richtig und scharf im Umrisse zu zeichnen. Dasselbe zerfällt in zwey Theile: 1) in Landes- und National-Kunde, 2) in Staats-Kunde. Die erste Abtheilung enthält in allgemeinen Rubriken, die im Einzelnen weiter ausgeführt werden, die historische, geographische, physische Darstellung, die Darstellung des Kunstfleisses, der Handlung, der Volksmenge, und die Übersicht der wissenschaftlichen Cultur. Die zweyte Abtheilung, oder die Staatskunde, die er auch die Darstellung der russischen Staatsverbindung nach ihrem gegenwärtigen Zustande nennt, hat zwey Hauptgegenstände, die Staatsverfassung, und Staatsregierung, welche letztere er in die bürgerlichen und politischen Regierungszweige auflöst, und darunter theils die verschiedenen Behörden, theils das Kriegswesen und die auswärtigen Verhältnisse begreift. Angehängt sind am ersten Theile, um gehörigen Orts eingeschaltet zu werden, 1) Handelslisten der Jahre 1802. 1803. 1804. 1805, in 4 Tabellen zur Übersicht des See- und westlichen Land-Handels; 2) Handelslisten derselben Jahre zur Übersicht des Durchfuhrhandels aus Asien nach Europa, und aus Asien nach Asien, in 4 Tabellen; 3) allgemeine recapitulirende Übersicht aller im Laufe des Jahrs 1804 auf den verschiedenen Fabriken des Reichs erzeugten Producte, nebst Anzeige, wieviel davon im Inneren, und wieviel ins Ausland verkauft ist; so auch wie viele Arbeiter und Instrumente zur Verfertigung gebraucht worden, aus dem *Compte rendu* von 1804. Zum zweyten Theile sind folgende Beylagen: 1) Verzeichniss von ausländischen Waaren, deren Einfuhr erlaubt ist, alphabetisch geordnet, nebst Angabe des Zolls; 2) Verzeichniss derjenigen Waaren, deren Einfuhr nur durch die Seezölle erlaubt wird; 3) Verzeichn. derjenigen Waaren, deren Zoll erhöht wird; 4) Verzeichn. der russischen Waaren und Producte, deren Ausfuhr durch Aufhebung des Ausfuhrverbots erlaubt wird; 5) Verzeichn. der Ausfuhr-Waaren, deren Zoll erhöht wird; 6) Ergänzungs-Verzeichn. derjenigen Waaren, deren Einfuhr an den festgesetzten Orten für das Jahr 1812 erlaubt wird. Das Werk hat in Rücksicht der Auswahl der zweckmässigen Gegenstände, der Benutzung der Quellen und Hülfsmittel die ihm zum Grunde liegen, des überschwenglichen Reichthums an Literatur, womit es bis auf die kleinsten Theile ausgestattet ist, in Rücksicht der Ökonomie und Bündigkeit der Darstellung, der leichten Umsicht des Ganzen, des Vergleichs der Nachrichten von verschiedenen Jahren, und dann des bis zuletzt ausdaurenden sich überall gleich bleibenden Fleisses schätzbare Vorzüge, mitunter sogar vor dem *hassel*schen Werke, das noch immer das beste über Russland war, und das der Vf. dankbar benutzte. Allein vom Ziele seiner Vollkommenheit ist es dennoch weit entfernt, welches zum Theil aus der Anlage, zum Theil aber aus den Materialien erweislich ist. Sichtbar, besonders an der zweyten Abtheilung, hat der Vf. den Abriss der Statistik und der Staatenkunde von *August Niemann* (Altona 1807) zum Grunde seines Plans genommen. So wenig wir nun auch diesen bey aller Verdienstlichkeit, die er um Umfassung, Ordnung und Scheidung der einzelnen Materialien und um den Gesichtspunct hat, woraus sie staatskundlich und statistisch betrachtet werden können und müssen, als durchaus anwendbar empfehlen wollen, da sich die Materialien zu sehr vereinzeln, und zum Nachtheil des Zusammenhangs der Theile mit dem Ganzen, der Theile unter sich, und des Ganzen mit seinen Theilen von der Stelle verlieren: so hat die Abweichung auf der einen und die Befolgung auf der anderen Seite, die sich der Vf. erlaubte, sich dadurch wegen der Untreue an ihm gerächt, dass Nationalkunde und Staatskunde meistens bey dem Vf. in einander überfliessen, dass der Nationalkunde, wie der Staatskunde, die reine Ansicht der Wirthschaftsverwaltung fehlt, dass in die wissenschaftliche Cultur fremde Gegenstände übergetragen sind, und dass die Aufzählung der bürgerlichen Regierungszweige in ihren Behörden und deren Wirkungskreise Dinge trennt, die verbunden, und scheidet, die getrennt werden sollen. Im Betreff der Materialien beschränkt Rec. sich nur auf die ersten hundert Seiten der ersten Abtheilung, weil der Raum dieser Blätter keine grössere Ausführlichkeit erlaubt. Am Titel wollen wir den Beysatz *politischen* als überflüssig, da statistische Beziehungen auch die politischen am meisten umfas-

sen müssen, nicht rügen, weil der Titel sehr oft Sache der Speculation des Verlegers ist; allein statt die Literatur namentlich anzugeben, hätte der Vf sich in der Vorrede um so weniger auf *Meusels* Literatur der Statistik, worin die Quellen und Hülfsmittel angeführt wären, ausschliessend beziehen sollen, da die Literatur seit dem Jahre 1805, womit *Meusel* schliesst, sowohl in- als extensiv beträchtlich gewachsen ist. — Zu den Quellen, die der Vf. anführt, hätte er auch die unter der Aufsicht der Akademie der Wissenschaften herausgekommenen Staatskalender rechnen sollen, weil diese Kalender, wie es in ihrer Vorrede heisst, seit 1805 mehr eine systematische Form und Vollständigkeit erhielten, *um sie zu einer Quelle der Staatskunde des Reichs zu erheben.* Auch gehörte das petersburger Journal hieher. — In dem Umrisse musste die Volksmenge nach der physischen Darstellung vor dem Kunstfleisse und der Handlung, die beide nur Bedingungen von jener sind, folgen. Die historische Darstellung fängt mit dem Grossfürsten Iwan Wassiljewitsch I 1462 — 1505 an. Der Flächeninhalt des Staats zu jener Zeit ist nach dem Flächeninhalte der Gegenwart bestimmt, und dadurch das geographische Verhältniss verrückt. Statt 1487, wo der Grossfürst dem Chan den Tribut aufkündigte, muss es heissen 1478. Nowgorod ward nicht 1477, sondern ein Jahr später erobert. Statt der Bezeichnung des Jahrs 1505 mit den Worten: Russland ehrt in ihm den ersten Wiederhersteller seiner Unabhängigkeit, und den Sifter seines Reichs, würde die Bezeichnung: ward der Stifter des *Einen* und untheilbaren Reichs, bestimmter seyn. Unter dem Grossfürsten Iwan Wassiljewitsch II fehlt die Errichtung des Corps der Stelzi. Statt: 1581, der Kosaken-Atamann Jernak übergiebt den von ihm entdeckten Theil Sibiriens, sollte vielleicht besser gesagt werden: von 1578 — 1584 ward der Grund zur Eroberung Sibiriens gelegt, indem der Kosaken-At. Jernak Timosejew die Tartaren aus dasigen Gegenden vertrieb. — Unter dem Grossfürsten Feodor I 1584 — 1596 fehlt die Abtretung Ehstlands an Schweden, und dann stehen von 1598 — 1606 die drey Pseudo-Dimetrien ohne alle Beziehung. — Unter dem Grossfürsten Alexei Michailowitsch 1613-1645 ward 1654 nicht die ganze Ukraine, sondern nur ein Theil, jenseits des Dnepers, mit Russland vereinigt. Unter Feodor II (III) 1676 — 1682, soll 1579 heissen 1679; dann fehlt der Friede zu Rotzni 1680. — Peter I Alexjewitsch von 1682 — 1725, muss heissen von 1689 — 1725, da er bis 1689 mit seinem Bruder, den der Vf. besonders anführt, regierte. — 1726 fehlt die Acquisition in Persien. — Die Übersicht der Fortschritte Russlands in der Geographie seines eigenen Reichs, wozu die *allg. geogr. Eph.* I B. 2, 3, 4, 5 Heft, II B. S. 59 und 365, sehr schätzbare Beyträge liefern, und die von *Krusenstern* in dem ersten Theile seiner Reise noch mehr ergänzt wurden, hätten nicht fehlen und der historischen Darstellung entweder angehängt oder der geographischen Darstellung vorhergeschickt werden sollen. — Gegen den angenommenen Flächenraum des Akademikers *Schubart* zu 298,486 □ Meil. lässt sich um so weniger etwas erinnern, da der Vf. die Kirgisen-Steppe und Inseln in den beiden Weltmeeren mit 36, 563, den später gemessenen Ladogasee mit 300, und die neusten Acquisitionen mit 5543 □ Meil. dazu geschlagen, und so den ganzen Umfang auf 340,892 □ Meil. festgesetzt, zugleich auch die Angaben von *Tobias Meyer*, *Ebeling*, *Schmidt-Phiseldeck*, *Herrmann*, *Hupel*, *Hassel*, *Stein* u. s. w., damit verglichen hat. Auch ist der Vergleich Russlands mit anderen Staaten schätzbar, z. B. es ist 28 mal grösser als Frankreich, 29 als Österreich, 58 als Schweden, 82 als der Rheinbund, 5 als das osmannische, 4½ als das chinesische Reich, 7 als Persien, 39 mal grösser als Japan. Aber was heisst es: dieses Reich (Russland) gebietet über 100 *Karte* Nationen? Über Russlands Eintheilungen in Statthalterschaften hätte die historische Darstellung in *Reimers* und *von Murhards* Zeitschrift: *Konstantinopel und St. Petersburg*, I Bd. II Hft.; über Nowgorod *Heidekes russischer Merkur* VII St.; über Liefland und Esthland von *Rodes*, *Eunomia* (von *Fessler*), 1802, III St., (*Scherwinzi*) *Etwas über die Esthen* 1788, *Fischers Naturgeschichte Lieflands* 1791; über Finnland *Fried. Rühs Finnland und seine Bewohner* 1808; über Kaukasien, ausser *Cook*, *Krusenstern*, *dem Morgenblatte* 1812. No. 20, ausser dem Hauptwerke von *Klaproths Reise in den Kaukasus* 1812, die älteren Werke, als die *Memoires historiques et géographiques sur les pays situés entre la mer noire et la mer caspienne*, Paris 1795. I — III Vol., das *Tagebuch einer Reise von Mosdock nach dem innern Kaukasus*, St. Petersburg 1797, *Marschalls von Bieberstein voyage historique et géographique dans les pays situés entre les fleuves Tereck et Kur* 1800 (deutsch Frankfurt und Leipzig), angeführt werden sollen. So wie der Vf. S. 33 *Strabo*, S. 41 *Mannerts Geographie der Römer und Griechen* citirt: eben so hätten *Geo. Henr. Lünnemanni descriptio Caucasi gentiumque Caucasiarum* 1803, und *Rommelii Caucasiarum gentium descriptio Straboniana*, *Lipsiae* 1804 (verglichen *allgem. geogr. Ephem.* XIX. S. 205), bey den Städten St. Petersburg *der russische Merkur von Heideke* 1805, *die petersburgische Monatschrift*, vom Secretär *Schröder*, Januar 1805; *St. Petersburgs Verschönerungen unter Alexander*, in *Storchs Russland, unter Alexander I*, die IX Liefer.; bey Pawlowks *Storchs Briefe* 1803; bey Tula *Larinows Sominows* und *Pradiakows* Nachrichten benutzt, oder doch wenigstens die Literatur damit ergänzt werden sollen. Die Literatur der russisch-amerikanischen Kolonieen, und der bewohnten Inseln im O. Meere, hat durch Weglassung von *Billing*, *Broughton*, *Krusenstern* eine Lücke. — Ungern vermissen wir eine Nachricht, oder vielmehr eine Vergleichung der alten und jetzigen politischen Eintheilung Russlands, nach Gouvernements und Statthalterschaften, z. B. *Mitau*, *Wilna*, *Grodno*, die aus dem alten Kurland, Semgallen, Lithauen, *Witebsk*, *Mohilew*, die aus den Überresten von Weissrussland, aus Schwarzrussland,

Potosien, *Wolynsk*, das aus dem alten Volhynien und Podolien, *Kiow*, das aus der Ukräne entstand u. s. w. In Ansehung der Oberfläche nimmt der Vf. drey Abtheilungen nach dem Ukas von 1784 in drey Landstriche, den südlichen, bis zum 50°, den mittleren, bis zum 57°, den nördlichen bis zum 78° an. Allein dieser Ukas kann nicht als Gesetz dienen, da er nur die Uniformirung der Civildiener betraf, und überdiess ist der nördliche, von 57° — 78°, viel zu gross. Wir ziehen daher die von russischen Geographen angenommene, weit schicklichere Eintheilung, in den nördlichen bis zum 67°, und den arktischen oder hyperboreischen bis zum 78°, um so lieber vor, weil der Vf. selbst S. 64 bey dem kalten Landstriche auch die Breite bis zum 67° annimmt, und die hyberboreischen Gebirge der Alten, die dem zweyten Landstriche den Namen gaben, zulässt. — Der waldaische Bergrücken, S. 40, den er auch das alaunische Gebirge (*Mons alaunus*) nennt, sollte herkömmlicher Weise mehr der wolchonskische Wald, oder die Wolgahöhe heissen. Denn die waldaischen Gebirge, die nur eine nördliche Fortsetzung des alaunischen Gebirges sind, gehören hiezu, und unter *mons alaunus* der Alten war die Wolgahöhe immer bezeichnet. — Statt der Beschreibung der kaukasischen Gebirge würden wir die in *Klaproth* I Th. gewählt haben, der sie von *Georgiusk* aufnimmt, um die ganze Kette des Kaukasus bis zu den lesgischen Gebirgen zu verfolgen. — Die altaischen Gebirge, S. 43, sind keine besonderen Gebirge, sondern nur Theile der sibirischen Grenzgebirge; die kusnezkischen sind eine Fortsetzung des Altai, eigentlicher aber gehören sie zu den teleutischen oder mongolischen Grenzgebirgen. Die Richtigkeit dieser Angabe erkennt der Vf. S. 44 an, wo er die Baikalen als einen nördlichen Arm der mongolischen Grenzgebirge betrachtet. — Die saganischen, baikalischen, nertschinskischen, ochtotskischen Gebirge, die S. 44 besondere Numern haben, sind ebenfalls nur Theile des sibirischen Grenzgebirgs, der nertschinskische wird auch häufig der taurische oder die Hauptkette des Apfelgebirges genannt. — Von der Bewaldung hätte der Vf. nicht hier, S. 46, sondern erst S. 88 sprechen sollen. S. 50 weicht die Angabe der Kronforsten in 47 Gouvernements zu 113,136,166 Desjatinen nach *Sjablowsky*, von der in *Storch's Russland* XI und XIII Lieferung ab. Woher diese Differenz? — Der *Ob* hat nur zwey Quellenflüsse in der chinesischen Soongery, *Katanka* und *Bi*, woraus er entsteht. — S. 56 hätte bey Bestimmung der Lage des schwarzen Meers auf die vortrefflichen Bemerkungen im II Bd. der *allgem. geogr. Ephem.* S. 24, auf die diesem Bande beygegebene Charte, auf die Charte von *Ferd. Götze* in einer Handzeichnung nach murdoscher Projection 1798, ebendaselbst S. 455, und auf die Recension der *Charte de la mer noire, d'Azof, et de Marmera au dépot impérial des Cartes* 1804 (*allg. geogr. Ephem.* XVI Bd. S. 205), und beyläufig auf den in Russland zu einer gewissen Zeit so hoch gepriesenen Vorschlag, das schwarze und kaspische Meer durch die Flüsse Kun und Tschoraki, oder Bathumi zu vereinigen (ein Vorschlag von dem *Klaproth* sagt, dass er, obgleich Satire, doch eine galvanische Zuckung durch das Löschpapier Europas von O. nach W. verursachte), Rücksicht genommen werden sollen. — Der Kuban, S. 57, ist zwar der *Hypanis* der Alten, er ist aber auch unter dem Namen *Verdanus* des Ptolemäus, später sogar unter dem des *Mäotis* bekannt; sein Ursprung ist bestimmter, als da, wo er angegeben ist, auf der N. Seite des Elbras aufzusuchen. *Klaproth* macht 16 Flüsse, die links, 13, die rechts hineinfallen; der Vf. aber dort nur 5, hier 2 namhaft. — S. 60 hätte *Bachturins Beschreibung der inneren Wasserverbindung zwischen der Ostsee, dem schwarzen, dem weissen und dem kaspischen Meere* (*russische Miscellen* 1803, No. 5) beachtet werden sollen, da *Bachturin* Secretär bey dem Wasser-Communicationsdepot war, und so officiell seyn konnte. S. 61 giebt der Vf. 60 Arme der Wolga an, Rec. kennt 8 Hauptarme, aber 65 Mündungen. — Der Terek, S. 62, heisst von seinem Ursprunge, bis da, wo er die kaukasischen Gebirge verlässt, *Aragwi* bey den Georgiern. — Der Aralsee, S. 62, heisst auch der blaue See. — Die Tiefe des Baikalsees, S. 63, geht von 3 — 80 Toisen. Der Peipussee, S. 64, der auch durch den Embach mit dem Wurzersee zusammenhängt, ergiesst sich durch die Notowa in den finnischen Busen. — Der Ladogasee, S. 64, der auch mit dem Seimasee in Finnland, und mit dem Ilmensee zusammenhängt, ist der gewöhnlichen Angabe nach 24 Meil. lang und 16 breit. — So gedrängt und körnig die Einleitung zur landwirthschaftlichen und hervorbringenden Industrie, und so mühsam die vergleichenden Angaben von mehreren Jahren sind: so hätten wir doch die vielfältigen Arten und Abarten von Roggen, Waizen, Gerste, Hafer u. s. w. beygefügt gewünscht, da der Vf. S. 87 die Weinarten aufzählt, und dadurch eine Ungleichheit in den Angaben entsteht; überdiess sind die Arten wahre Landeseigenthümlichkeiten, und ihr sehr verschiedener Ertrag modificirt den Preis und den Wohlstand. Das Mannabrod dient zur Grütze, wie das Darrgras (*Holms Bicolor*), und die bucharische Hirse (*Holms Sorghum*). Unter den Hülsenfrüchten fehlen die verschiedenen Bohnen, die Linsen, Kichern, Wicken. — Hanf wird auch als Würze zum Reisbrey, als Tabak, und als Berauschungsmittel in Pillen genommen oder getrunken; der Hanfsamen als Säugemittel, das Hanföl nebst dem Brennen zur Seife, als Butter, und als Schmalzmittel benutzt. — Unter den wild wachsenden Seidenpflanzen verdienten der spitzige Hundswürger (*Cynachum acutum*), der Hundskohl (*Apocynum Venetum*), und einige Arten des Asclepias eine Stelle. — Vom Waid giebt es zwey Arten; Wau wird theilweise gebauet; der Safran dient zur Färberey, zur Würze, und als Arzney; von Sumach kennt und bauet man den Gärber- und Perücken-Sumach; die Körner der Melde werden zum Schagrin gebraucht; die Lychnis vertritt die Stelle der Seife, wie die Forkenblume, besonders in Si-

birien, die Stelle des Hopfens. — S. 85 fehlen Koriander, Fenchel, Dill. — Unter den Salzpflanzen fehlen Glasschmelz, Kalchstrauch, Salzkraut; unter den Medicinalpflanzen ist bloss die Rhabarber und ohne Arten erwähnt. — Theepflanzen giebt es mehrere Arten; unter den Kaffeesurrogaten steht der häufig gebrauchte Salep nicht. — Von den Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Mandeln, hätten die vorzüglichsten Arten wenigstens genannt, und dann hätten auch Citronen, Pomeranzen und andere südliche Früchte wenigstens angedeutet werden müssen. S. 89 ist es eine überflüssige Bemerkung, dass Viehzucht auf die wirthschaftliche Ökonomie und den Wohlstand des Landmannes einen wichtigen und entscheidenden Einfluss habe, und durch sie der Ackerbau vollkommener und die Bedürfnisse des Lebens gemindert werden; das Letztere ist um so vager, weil auch Ausschweifungen zur Verminderung der Lebensbedürfnisse beytragen können. — Die Talgökonomie wird an verschiedenen Orten zum Nachtheil der Fleischconsumtion und so weit getrieben, dass das Fleisch unbenutzt bleibt. — Von wilden Eseln giebt es zwey Arten, eben so von Kameelen; das weissbucklige oder das baktrianische trifft man in ganzen Heerden an. — Der Gebrauch der Schaafe und zum Theil der Schöpse ist mannichfaltiger als bey uns: das Fleisch dient zur Nahrung, die Milch zum Käse, die Knochen bey den Kirgisen zu Tabakspfeifen, der Talg zum Schmelzen, die Bälge zu Pelzen und Leder, die Wolle zu Garn, die Abgänge zu Fischerleim und Seife. Von den wilden Schaafen ist das Fleisch ein Leckerbissen; von Ziegen giebt es wilde am kaspischen Meere, besonders aber in Kaukasien, wo man auch bezoer Böcke antrifft; von Schweinen machen die Borsten einen ansehnlichen Handelsartikel; von Rennthieren dient das Blut zu Getränken, mit Moos, Preissel und anderen Beeren vermischt und gefroren zu einem Leckerbissen. — Von Hunden giebt es 15 Abarten. Von der Federviehzucht spricht der Vf. fast gar nicht, und dann ist die Bemerkung von der Jagd, dass sie das erste und natürlichste Gewerbe des Menschen, und nicht allein in dieser Hinsicht, sondern auch wegen ihrer wichtigen Beyträge für den Handel, und um die Bedürfnisse zu befriedigen, wichtig sey, um so gemeiner, da der Vf. das, was bey der Jagd zur Befriedigung der (physischen) Bedürfnisse gewonnen wird, gegen das nicht beachtet hat, was an der Möglichkeit der Befriedigung und Cultur (moralischer) Bedürfnisse verloren geht. — Wir enthalten uns des engen Raums wegen aller weiteren Bemerkungen.

Wir wiederholen dem Vf. die Versicherung, dass er uns bey allen bereits angezeigten und selbst bey den zurückbehaltenen Bemerkungen sehr werth ist, und bleiben wird. Äusserst schätzbar erscheint sein Tabellensystem sowohl wegen der Genauigkeit als wegen der Übersicht. Im zweyten Theile hat er sogar eine eben so verdienstliche Tabelle eingeschaltet, um die wichtigsten Verträge und Friedensschlüsse Russlands mit anderen Staaten von 1326 — 1812 nach ihrem ganzen Inhalte zu übersehen. **H. P. E.**

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Jena*, b. Schreiber: *Animadversiones criticae in Taciti Agricolam.* — Viro Perillustri *H. C. A. Eichstadio*, Theolog. et Philos. D., Sereniss. Duc. Sax. a Consiliis Aul. Intimis, Eloquent. et Poes. Prof. P. O. etc., Societatis Latinae Jenensis Directori Hildburghusam abituriens valedicturus scripsit *Henr. Guil. Frider. Klein*, Philos. Doctor, Gymn. Hildburgh. Prof. design., Societatis Latinae et Mineralogicae Jenensis Sodalis Ordinarius. cIↄIↄCCCXIII. 30 S. 8. mit Dedication.

Hr. Prof. *Klein* beurkundet sich in diesen, obgleich kurzen, Bemerkungen als einen denkenden Mann, der, in der Schule und unter der Leitung eines trefflichen Lehrers gebildet, bey regem Fleisse uns noch reichlichere Früchte erwarten lässt. Wir wünschen ihm zu seiner Stelle, und dem Gymnasium zu dieser Acquisition Glück: und legen das dar, was Hr. *K.* uns in vorliegenden *Animadv.* gegeben hat.

Der Vf. berührt zuerst Cap. III den streitigen Punct, ob *facilitas* oder *felicitas* zu lesen sey. Es wird für *facilitas* entschieden, als eine schwierigere Lesart, welche mehr für den Context passe, da vorher von der *durities et asperitas Imperii Domitiani* gesprochen sey; und endlich, weil Tacitus einen Gegensatz zwischen Domitians und Trajans Regierung machen wollte. Kritisch sicher dürfte aber *facilitas* nicht seyn. Denn *Puteol.* hat *felicitatem* (m. s. *Brot. ed. maj.* u. *Bipontt.*), und hätte er auch *falicitatem:* so steht ein solcher Druckfehler dem *felicitatem* doch näher, als dem *facilit.*; und *Beroald.* emendirte erst *facilitatem*, was *Alc. Rhen.* und die Folgenden aufnahmen. Gut hat diese Stelle behandelt *Dahl* in *Obs. ad Tac. Agr.* (excerp. in *Commentar. Soc. Philol. Lips.*). Allerdings passt *facil.* für unsere Stelle besser, da dem Trajanus von allen Historikern ἀπλότητα τῶν ἠθῶν beygelegt wird. Das Wort *facilitas* deutet auch auf seine ruhige Regierung; auf ihm beruht die *seculi felicitas*; in dem sind die *lenitas, indulgentia, clementia Principis* enthalten. — Im C. IV fin. übersetzt Hr. *Kl. retinuit — sapientia modum* „und er behielt, was das Schwerste ist, von der Weisheit Mässigung." Die Übersetzer stiessen sich an *sapientia*, worüber m. s. *Weiske Comment. in Orat. Marcell.* p. 71, 72. — Cap. V liest der Vf. mit *Freinsh. intersepti*, was auch MSt. Vatic. 3429 bey *Brotier* hat; und verwirft nach Ann. XIV, 30. 34 *intercepti*. Rec. kann nicht leugnen, dass diese Conject. sehr einschmeichelnd ist; allein es ist doch nicht geradezu die Lesart der Codd. zu verdammen. Man vgl. Hist. I. 86. II. 17, *intercepti equit. ac mille classici.* *Arzt* übersetzt an unserer Stelle: „*die verschiedenen Corps der Armeen gesprengt.*" Hist. III. 53, *intersepti*, wo die Ed. Spir. (ed. pr.) *intercepti* liest. — Cap. VI liest Hr. *Kl.* nach der Lesart des Cod. Vat. (bey *Brot.*) *lud. et inan. hon. medio rationis atque ab.* — und Cap. XXXI. *libertatem non in praesentiam laturi.* Der beschränkte Raum verbietet, uns über diese so vielfach besprochene Stelle auszulassen. — Cap. XL liest der Vf. *liberal. atq. otium peritus auxit*, wo alle Edd. *penitus* haben. Das *penitus* (*von Grund aus*) gehört aber dem Sinne nach zu *lib. atq. otium*, und nicht zu *auxit.* — Cap. XLIV folgt der Vf. dem Cod. Vat., welcher *nihil impetus* hat, für die Vulg. *nihil metus*, wogegen Rec. mit *Ernesti* bemerkt, dass kaum *impetus* könne *de vultu* gesagt oder verstanden werden. Vielleicht dürfte sich eher *motus*, in Rücksicht auf das folgende *gratia oris*, billigen oder beweisen lassen. **H + Sbde.**

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

SCHÖNE KÜNSTE.

Darmstadt, b. Heyer und Leske: *Rheinisches Taschenbuch für das Jahr* 1814. 48 und 286 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Taschenbuch bleibt seinem Plane getreu, die Genealogie der regierenden hohen Häupter in Europa, historische Aufsätze und kleine Romane und Erzählungen zu liefern, aber Gedichte auszuschliessen. Es ist gut, wenn jedes Büchlein der Art seinen bestimmten Zweck vor Augen hat, weil alsdann mehrere seines Gleichen neben einander Statt finden und durch eine freywillige Beschränkung nur gewinnen können. — Die bevorstehende Veränderung in der Länderbeherrschung wird dann auch wohl bald in der Genealogie ein anderes Namenverzeichniss hervorbringen: aber diess wird für das Taschenbuch keinesweges von Nachtheil seyn, sondern es muss beide Jahrgänge, 1814 sowohl als 1815, durch den grossen Abstand darin noch interessanter und merkwürdiger machen. — Der historischen Aufsätze sind diessmal vier, wovon Dr. *K. W. Justi* die zwey ersten geliefert hat. Wir können seine Methode, mit historischer Trockenheit, mit gelehrten Citaten und Angabe von Quellen zu verfahren, da doch diess Taschenbuch für ein gemischtes Publicum und nicht gerade für Historiker bestimmt ist, nicht ganz billigen, und es würde gewiss den meisten Lesern willkommener seyn, wenn er mit Weglassung mancher historischer Zwischenhandlungen immer nur auf einen Hauptpunct, den er bestimmt ins Auge fasste, in einer ungehemmt fortgehenden Schilderung hinarbeitete. Indess auch so verdient seine Mittheilung die Anerkennung des Fleisses und Dank. Zunächst enthält *Ludwig V der Getreue, Landgraf von Hessen-Darmstadt*, bey der historischen Berichterstattung doch besonders einzelne Züge und Erwähnungen, z. B. seinen Traum, die eine angenehme Theilnahme erwecken. Noch wichtiger ist *Sophie, Herzogin von Brabant* und *Landgräfin von Hessen*, und es erregt unsere Bewunderung, diese Stammmutter des hessischen Hauses, die Tochter der heiligen Elisabeth, gegen so mancherley Gefahren mit solcher Heldenmüthigkeit kämpfen zu sehen. — Eine kurze tragische Geschichte, wie die Skizze zu einem Trauerspiele, ist das folgende: *Conrad Spiegel zum Deesenberge und Temme von Padtberg von S. v. M.* — *Anna von Bretagne*, Königin von Frankreich, von *Cäcilie*, macht den Beschluss dieses Abschnittes. Hier ist mit Vermeidung jener gelehrten Fehler, mit rein-menschlichem, zugleich häuslichem Interesse, ganz auf die Weise, wie Frauen zu beobachten und aufzufassen pflegen, in einem fliessenden, angenehmen Stil erzählt, und das Ganze, sowohl unterhaltend als lehrreich, nicht an den Verstand allein, sondern auch an das Herz gerichtet. — Die kleinen Romane und Erzählungen beginnen mit einer Erzählung von *Fr. Kind: die Astern*, welche in einem heitern Ton leichthin erzählt, und, wenn sie so aufgenommen wird, auch ergötzlich, aber, um scherzhaft zu seyn, nicht scherzhaft genug ist. — *Die Rast auf der Flucht*, von *Fouqué*, schildert, wie Herzog Wittekind und Herzog Alf nach einer Schlacht mit Karl dem Grossen auf der Flucht bey einem armen Harzbewohner einkehren, in welchem sie einen Christen entdecken, dessen Bekehrungsgeschichte und sanft-christliches Benehmen auf sie einen grossen Eindruck macht. Es ist eine Scene wie eine Waldlandschaft. — *Der Liebe Überraschung* von *Reinbeck* entwickelt in einem glatt geläufigen Vortrage die Regungen aufkeimender Liebe mit Anmuth und Wahrheit. Es ist die Geschichte, wie Jemand seine Schülerin für seinen Freund zu gewinnen sucht, und sie ohne seinen Vorsatz für sich selbst gewinnt. Die Überraschung entsteht durch die Verwechselung zweyer Masken. Die oberflächliche Behandlung der Charaktere hat diessmal dem Interesse der Geschichte keinen Eintrag gethan. — Im *Wildschützen*, von *G. L. Rau*, ist der Stil zwar geläufig und wohlklingend, aber der Ton ungleich, öfters zwischen dem Komischen und Tragischen schwankend, hin und wieder müssige Malerey, Manches unzeitig und gegen feines Gefühl und guten Geschmack verstossend. Die Geschichte selbst gewährt einiges Interesse, doch hat es mit dem Wildschützen weiter nichts auf sich; die Wilddieberey führt durch die Erneuerung einer vorigen sehr wichtigen Bekanntschaft bloss den Schluss herbey. Das Halten geheimer Zusammenkünfte im Freyen und dabey die Fortdauer gegenseitiger Unbekanntschaft dünkt uns, zumal auf dem Lande, wo man gar bald von seiner Nachbarschaft erfährt, doch ein wenig zu romantisch. — Der *heilige Hermann von Söst*, Legende, von *S. v. M.*, ist bloss einfach gräslich, ohne der Phantasie im mindesten einen angenehmen Berührungspunct darzubieten. — Die Kupfer von *Schwerdgeburt*, in der Zeichnung kräftig, in der Ausführung ungleich, gewähren zum Theil eine angenehme Beschauung, und die Landschaften von *Haldenwang* Interesse und Vergnügen.

E.

1) Wien, b. Gerold: *Musen-Almanach*, herausgegeben von *Joh. Erichson*. Mit Kupfern und Compositionen. 1814. 285 S. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Gotha, b. Ettinger: *Gothaischer Kalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr* 1814. 224 S. (1 Rthlr.)

Wenn wir versichern, dass No. 1 noch Nachklänge von der sogenannten Schule enthält; so wird Jeder schon wissen, was er davon zu erwarten habe; Denn es ist bekannt, zu welchen Verirrungen und Ausschweifungen ein *vorsätzliches* Streben nach Idealität und ein schroffes Entgegensetzen von Poesie und Prosa mittelmässige und zum Theil selbst gute Köpfe verleitete, die gern des Glaubens wurden, als liesse sich ohne Rücksicht auf Talent, Neigung und Kräfte Alles *machen*, was die höhere Ansicht der Dinge lehre. Indess hat doch über Viele Natur und Charakter wieder die Oberhand gewonnen, und daher sieht es mit diesen Schulpoeten nicht mehr so schlimm aus, als vor Jahren. Auch unter diesen Poesieen findet sich Manches, das den Stern der Geburt und Gottes Sonne nicht verleugnet. Wir wollen über die einzelnen Verfasser unsere Meinung sagen. — *Clytia* zeigt sich gefühlvoll mit sanfter Anmuth, obgleich in den Gedanken nicht sonderlich. — *Matthäus von Collin* mischt gar zu oft statt Naivetät Prosa und Aberwitz ein, und wir würden ihn ganz zu den *gemachten* Poeten rechnen, wenn er nicht in der Probe eines romantischen Lustspiels: *Fortunat*, wirkliche Anlage zum Lyrisch-Zarten kund gäbe, obgleich auch hier im Ganzen die blosse Nachahmung vorwaltet. Zu erinnern ist noch, dass solche ausführliche Ergiessungen, wie hier vorkommen, die regsame Luft und die Handlung im Lustspiele doch wohl ein wenig hemmen möchten. — *Rosalia von Collin* ist in der Nachahmung ganz erstarrt; sie wirft die Eigenschaften der Dinge so musikalisch durch einander, dass sie wie Hauch und Nebel ohne Eindruck verschwinden. — *B. J. Docen* hat sich geübt, Verse zu machen, indess verstossen seine Hexameter noch oft gegen die ersten Regeln der Grammatik. In der Idylle: *Therese*, nimmt sich die ernste Versart (trochäische Fünffüssler) gegen den scherzhaften Inhalt sehr possierlich aus. — *Erichson*, der Herausgeber, liefert ganz gute Verse, nur will der Geist keine poetischen Gedanken hergeben. — *Todtenliebe*, eine nordische Sage des Torfäus von *de la Motte Fouqué*, ist im Ganzen schauerlich, im Einzelnen nicht ansprechend genug. — *Hammer* gehört nun ganz und gar zu den gemachten Poeten. Seine Hexameter sind nicht rein; auch reimt er *Gemälde* und *Felde*, und läfst Ausdrücke, wie: *des Anstrichs Kleister*, mit unterlaufen. Seine Sonnette nach dem Persischen sind mehr interessant als schön. — *Der Bardengeist* von *Franz Rud. Hermann*, ein Lied, dass den Verlust der biedern Deutschheit beklagt, ist nicht übel: denn es verbindet Einfachheit in Sinn und Gefühl mit Klang und Gesangsweise, so dass es sich wirklich als ein Lied vernehmen läfst. — *Von der Burg*, Gedicht von *Isidorus*, hat etwas Herziges und Wehmüthiges, ob es gleich mit den Worten schon an der dunkeln Grenze der Sprachpoesie zur Musik hinüber schwebt, was — so ungern man diess auch zugiebt — keinesweges ein Lob ist. Dunkele Gefühle lassen sich selbst schon durch ein Lallen erwecken, ohne dass diess Lallen schon ein Gedicht macht, so wie blosse Interjectionen wohl einen Gemüthszustand, aber noch keinen Gedanken ausdrücken. Ein solcher Seufzer ist das zweyte Gedicht von dem Vf.: *Vor einem heil. Hieronymus von Dürer*. — *Die Lieder der Vorzeit*, ein elegisches Gedicht von *Koreff*, verbindet bey manchem unvollendeten Ausdruck doch wahres Gefühl mit schönen Gedanken, und ist als ein Ganzes, das eine Ansicht und Stimmung völlig giebt, sehr zu loben. — Ungefähr dasselbe gilt von dem Gedichte: *Es lebe das Haus Österreich* von *Theodor Körner*, das übrigens mit weichem Gefühl die Grenze der Sentimentalität berührt. — *Kuffner* ist noch beym blossen Phantasiren; *Ernst Freyh. v. d. Malsburg* mit seinen sonderbaren Wünschen nur um ein Weniges weiter. — *Meinert* liebt noch die holde Verwirrung. — *M. H. Mynart* etwas wunderlich; desgleichen *Anton Passy* in seinen Maigefühlen, wovon wir doch diesen Vers zum Besten geben wollen:

Wie auf dem Wasser die Schiffe hingehn,
Hast du den Bock und das Lamm dir besehn!
Sieh o mein Augenlicht hold und treu,
Alles verherrlicht der junge Mai.

Wilh. von Schütz hat immer eine Versart vor Augen, die er nachspielt. Fremde Muster haben ihn verdorben, sonst würde ein zarter Sinn mit natürlicher Anmuth aus ihm sprechen. Wer so die Kleiderpracht liebt, wird gewöhnlich leer, wenn er einfach seyn will, was denn noch die hohe Begeisterung in anderen Gedichten sehr verdächtig macht. Wie nichtssagend ist folgendes:

Frühlingsseufzer.

Im Morgenthaue so grünend der Plan,
Sich schmiegend zum Himmel den Hügel hinan,
Die Eiche besonnet mit Laub und Licht,
Der Schäfer, der süss mit der Flöte dort spricht,
Das hab' ich, ach hab' ich im Frühling gesehn,
Was ist mir, was ist mir seitdem nur geschehn!

Stoll liefert hier ein kleines Gedicht: *An die Geliebte*, das recht lieblich und zart ist; aber zu arg fingt er vom Dichter:

Staub sind für den der Erdegötzen Gaben,
Der sich des eignen Himmels stolz bewusst,
Er kennt, sich selbst genug, kein eitel Trachten,
Bedauern muss er And're und verachten.

Die *Gedichte* von *Zacharias Werner* sind theils weltlicher, theils geistlicher Art, und diessmal diese die besseren, jene voll Aberwitz. — Noch zu erwähnen sind von einem Ungenannten Bruchstücke aus einem ungedruckten Drama, genannt: *Heliodor* oder *der vertraute Schatz*, nach einer christlichen Legende aus dem ersten Jahrhundert, in Versen, nicht ohne poetischen Werth, doch als Drama zu weitschweifig, und in der edeln Sprache nicht rein genug gehalten, weil Ausdrücke vorkommen, wie: Er mied mich wie die Pest; gar tief sind stille Wasser oft; — er lenkte mit Verstand der Spritzen Kraft, u. s. w.

No. 5. *Der gothaische Kalender* ist sehr reich an Belehrung und an Unterhaltung, giebt viele Notizen zum Nachschlagen, andere zur Lectüre. Wir glauben nicht, dass es nöthig sey, ihn erst noch zu empfehlen. Weil er aber dieses Jahr wegen der Zeitumstände später erscheint: so wollen wir sein Andenken bey den Lesern aufs Neue hiedurch beleben. Besonders wird sie die Beschreibung von Sachsen und der politische Überblick des vergangenen Jahrs interessiren. Vieles über Zeitveränderungen, Bevölkerung, Münze und Mass ist zu wissen nöthig, Anderes über Astronomie, Sitten und Gebräuche zu lesen nützlich; nur hätte die Polterkammer von asiatischen Gräbern wegbleiben sollen. L. W.

1) Nürnberg, b. Schrag: *Eginhard und Emma.* Ein Schauspiel in drey Aufzügen von *Friedrich Baron de la Motte Fouqué.* 1811. 77 S. (9 gr.)

2) Berlin, b. Hitzig: *Vaterländische Schauspiele* von *demselben.* 1811. 202 S. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieser dramatischen Werke, der sich schon seit mehreren Jahren durch poetische Producte kund gethan, und obgleich keinen allgemeinen Beyfall, doch bereits einen nicht geringen Namen erworben hat, scheint in der Nachahmung alterthümlicher Ton- und Gesangs-Weisen, die er vorzüglich liebt, nun immer mehr das Wesentliche von dem Zufälligen zu unterscheiden, und, indem er seinem eigenen Genie dadurch immer mehr Genüge schafft, auch mit dem Sinne und der Empfänglichkeit seiner Zeit, für welche er die besseren Töne herüberschallen lässt, sich allmählich zu befreunden, so dass er die Aufmerksamkeit und Theilnahme deutscher Gemüther, wie er es doch wünschen muss, immer mehr gewinnt, ohne dabey den Schwächen seiner Zeitgenossen, wodurch er nur wieder ins Unwesentliche und Vergängliche verfallen würde, der Eitelkeit dienstbar zu schmeicheln. Es ist zu wünschen und zu hoffen, dass er das Edle seiner Eigenthümlichkeit von dem Sonderbaren und Einzelnen, das nur seinem sterblichen Individuo angehört, immer mehr reinigen, und in der Vermählung seines Innern mit der Welt, d. h. in der poetischen Production, der Mannichfaltigkeit der Dinge immer mehr reinen Abdruck in sich gestatten, und dadurch sich selbst mehr anschmiegende Treue und Vielfarbigkeit verschaffen werde, welches um so nöthiger ist, da in ihm durchaus ein romantischer Geist herrscht und er zur magischen Dämmerung hinneigt, mit welcher er den Gegenständen den Ton und die Stimmung seines Gemüths giebt. Es ist nicht zu verkennen, dass sein Geist unmittelbar, ohne Versetzung von Prosa zur Poesie, in einer poetischen Ansicht der Welt schwebt, in welcher seine Phantasie Alles lebend und wirkend und gleichsam handelnd sieht und darstellt. Was aber seinen Dichtungen ein subjectives Übergewicht oder ein Vorherrschen des Subjectiven ertheilt, ist eine grosse Gemüthlichkeit, Innigkeit und Weichheit des Gefühls, wobey häufig noch eine fromme Absicht oder eine christlich religiöse Idee, die den Geist über die Welt erhebt, durchblickt. Viel hat die kindliche Einfalt der früheren deutschen Poesie, die seiner Neigung und Stimmung vorzüglich zusagt, auf ihn gewirkt, und seinen Werken nicht selten einen besonderen Reiz und eine liebliche Anmuth verliehen, aber ihn auch in Gefahr gesetzt, seiner Neigung bis zur Schwäche nachzuhängen, so dass er darüber nicht selten die Würde der Einfalt und das Edle der Kindlichkeit verliert, und den männlicheren, freylich auch mitunter zu kalten Lesern spielend und unkräftig erscheint. Zu diesem Fehler, der wohl seine schwächste Seite ausmacht, gesellt sich zuweilen ein Hinstreifen der Phantasie zum Phantastischen, wo die Idee zu gestaltlos und unwahrscheinlich bleibt, und den Glauben an die Erscheinung nicht gewinnt, wobey noch vorzüglich das Gespensterartige eine besondere Stelle bey ihm einnimmt. Am gewöhnlichen Ausdruck und an der poetischen Sprache seiner Dramen, besonders der vorliegenden, muss man loben, dass eine zweckmässige Kürze, Gedrängtheit und Raschheit darin herrscht, dass der Vers nicht in eine leere Breite austönt, wie bey vielen Anhängern der Schule der Fall ist, und dass äusserer Wohlklang und inneres dramatisches Leben sich nicht einander hindern oder Abbruch thun. Als ein Beyspiel von der Lieblichkeit, Herzlichkeit und Zartheit seiner Poesie sehen wir hier *Eginhard und Emma* vor uns, das mit diesen Reizen im Ganzen einen freundlichen und erquickenden Eindruck auf das Gemüth macht. Im Ausdruck der Empfindung ist etwas Gehaltenes, ja Gepresstes, wie man es sich bey so einfach edeln Charakteren und einer so frühen heroischen Zeit wohl denken mag. Nur als Drama betrachtet, sieht es mehr einer Skizze oder einem kleinen historischen Gemälde ähnlich. Der erste Act vergegenwärtigt die Zeit und das Verhältniss der Personen in kurzen Scenen, ohne die Handlung selbst noch angehen zu lassen; der zweyte, welcher das Wesentliche giebt, hat das Ansehn einer dramatisirten historischen Anekdote (Emma trägt nach traulichem Liebesgeflüster ihren Eginhard über den Schnee zurück); erst der dritte erhält völlig dramatisches Leben in dem Zusammentreffen der verschiedenen Verhältnisse, und erfreut durch die edle Grösse, welche in der Einfachheit liegt. Kindlich und süss schwärmend ist das traute Gespräch der beiden Liebenden, aber ungern vermisst man hie und da in der zarten Zeichnung die Sicherheit und Festigkeit; die Züge der Unschuld und Herzenseinfalt sind gleichsam nur flüchtig wie Rosenblätter hingestreut. Schön sagt Emma vom Wächterruf:

> Oft hat er mich
> Erweckt aus süssen Träumen, von mir scheuchend
> Dein Bild. Heut nun verscheucht er gar dich selbst.

Aber bald verliert sie wieder den Ton der *edeln* Einfalt, indem sie bey Erwähnung des Mondenscheins in die Hände klopfend ausruft:

> Der Schnee ist's. Schön willkommen, lieber Schnee!

Auch was sie sagt, da sie scherzend die Fürstin spielt, passt nicht in den Zusammenhang und in die zärtli-

che Stimmung, worin sie sich befindet, so gut es auch *sonst* den heitern Mädchensinn bezeichnen würde. Sie sagt einen Vers her auf den Schnee; aber da Eginhard äussert, dass der Schnee seine Spur verrathen würde, weint sie gleich, welches uns doch gar zu kindlich dünkt. Auch im Munde des Kaisers ist mancher Ausdruck wider die Schönheit der Naivetät, z. B. da er den Traum aufzeichnen will, und über die mangelnde Geschicklichkeit im Schreiben bemerkt:

Was Hänslein nicht erlernt, lernt Hans mit Nichten.

Die Idee, das Ganze in eine Stelle aus den Nibelungen einzufassen, die nach und nach recitirt zum Vorgange eben passt, ist zwar an sich schön, thut aber, da das Gesagte als bekannt herüber tönen soll, mit der alten Sprache im Zusammenhange mit der neuern, so passend die Erinnerung den handelnden Personen seyn mag, bey dem Leser oder Zuschauer nicht die erzielte Wirkung. — Wollte man diess Stück als fürs Theater bestimmt betrachten: so müsste man das Urtheil fällen, dass die Sache dem Sinne und Gedanken nach zu zart ist, als dass sie wohlgefällig verkörpert und dargestellt werden könnte; es hat aber die dramatische Form in der Poesie ihr Recht und ihre Gültigkeit für sich, ohne erst von der Möglichkeit einer wirklichen Darstellung abzuhangen. — Als vaterländische Schauspiele liefert der Vf. hier zwey Dramen: *Waldemar der Pilger*, Markgraf von Brandenburg, in fünf Aufzügen, das er ein Trauerspiel nennt, welches aber mehr einem historischen Schauspiele ähnlich sieht. Das zweyte heisst: *Die Ritter und die Bauern*, Schauspiel in vier Aufzügen. Beide schildern in einer grösstentheils kräftigen Sprache in Scenen voll Handlung und Leben auf eine schöne, anziehende Weise die ritterliche Streitbarkeit, die alte deutsche Biederherzigkeit und Ehrentreue, und gewinnen, fast ganz ohne Tändeley, das Herz des Lesers, und erregen eine gewisse Vorliebe für die verflossenen Zeiten. Im ersten Stücke giebt das Wiedererscheinen des Waldemar, von welchem der Vf. annimmt, dass er der ächte, und nicht der falsche sey, zu vielen interessanten und phantasiereich schönen Auftritten Gelegenheit. Der alte Markgraf findet die Liebe seiner Freunde, und die vorige Anhänglichkeit seiner Unterthanen wieder, und die Erkennungsscenen reissen den Leser zur Mitfreude des Wiedersehens hin. Aber man kann nur mit den ersten drey Acten vollkommen zufrieden seyn: mit Lust folgt man der grossen Thätigkeit, die darin herrscht, und erwartet wichtigen Erfolg. Statt dessen sieht man das Stück im vierten und fünften Act ermattend absterben, indem Waldemar bey misslichen Aussichten seinen Vorsatz aufgiebt, und nicht will, dass Brandenburger von brandenburgischen Klingen fallen sollen. Er entsagt seinen Ansprüchen, und geht in eine Einsiedeley, aus welcher er zuletzt hervor singt:

Die Welt thut nun ihr Lichtlein aus,
Ich lieg' und bet' im stillen Haus,
Ich lieg' und bete, weltverkannt,
Doch hört mich Gott, und schützt mein Land.
Gebt unserm Gott die Ehre.

Er entschuldigt sich vorher mit den Worten:

Jedweder, was ihm ziemt. Um den Erfolg
Soll sich kein ehrlich Schwert in Scheiden halten,
Drum wundre sich auch Niemand, wenn's nicht geht.
'S ist nicht gegangen, — ey, so darf man ruhn.

So schön dies Gedicht ist: so hat doch diese Idee über die Phantasie nicht Gewalt genug, die nun beym Rückblick auf die vorige Thätigkeit im Ganzen kein recht Verhältniss und keine Befriedigung findet. Zur verfehlten Bedeutsamkeit gehört es, wenn Waldemar einen jungen Ritter in seinem Schoosse schlafen lässt, und zu dem im Schlafe Redenden sagt:

So sprich doch sachte, junger Mensch. Du siehst ja,
Dass hier das weisse Haupt im Schlummer liegt.

Auch unpassend für den Ton des Stücks und störend sind die kurzweiligen Reden mit dem Schreiber im fünften Act, ob man gleich wohl sieht, was sie in Rücksicht der inneren Friedfertigkeit Waldemars ausdrücken sollen.

Am meisten einstimmig in und mit sich selbst ist das zweyte Drama: *Die Ritter und die Bauern*, welches das gute, biedere, ehrenfeste Verhältniss beider zu einander, das durch die Einwirkung verderblicher Hofsitte und durch ungerechte Anmassung nur auf Augenblicke gestört wird, auf eine liebgewinnende Weise schildert. Nur selten wird der Eindruck und der Genuss des Ganzen durch einen Missgriff in der Naivetät unterbrochen, wie:

Du meinst, ich sey des Schwert's nicht mehr recht würdig?
So wie es jetzt steht, — freylich — *ist was dran.*

oder durch eine zu grosse Weichheit, wie:

Fort Stimmlein! Gräser, äugelt nicht nach mir,
Fasst nicht nach mir, o Zweige!

oder durch eine kleine Wunderlichkeit, wie in den ungeschmeidigen Ausdrücken des Gebets der Mutter für ihren Sohn im Anfange des dritten Acts, oder wie im Munde des wilden Greifenbergs:

Was Veilchen, noch zur Hand? Und lächelt Ihr?
Entzwey mit Euch. — Entzwey ging Hoffen mir.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass der Vf. diese Fehler, die nur von einer zu grossen Vorliebe für die altdeutsche Naivetät und Kindlichkeit herrühren, in der Folge noch mehr ablegen, und in seinen Werken immer mehr männliche Haltung gewinnen werde.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Gotha*, b. Ettinger: *Tägliches Taschenbuch für alle Stände auf das Jahr* 1814. 136 S. ohne den Kalender. (gebunden 18 gr.)

Dieser Jahrgang enthält ausser dem Kalender 1002 Postrouten, welche von 36 der angesehensten Städte Deutschlands ausgehen. Die Charte der Gegend um Dresden, 15 Meilen im Umkreise, ist, wegen der merkwürdigen Kriegs-Ereignisse i. J. 1813, sehr brauchbar. Die ganze Einrichtung dieses nützlichen Taschenbuches ist übrigens zu bekannt, als dass Rec. nöthig hätte, Mehreres zu dessen Empfehlung hinzuzufügen.

— W —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, in der Realschulbuchhandl.: *Der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin Magazin der neuesten Entdeckungen in der gesammten Naturkunde.* Fünfter Jahrgang. Erstes bis viertes Quartal. 1811. 424 S. 9 Kupf. 4. (5 Rthlr.)

Erstes Quartal. 1) *Ichneumonides adsciti in genera et familias divisi a Dr. Nees ab Esenbeck.* Man kommt immer mehr darin überein, dass viele linnéische Gattungen kleine natürliche Familien sind, welche man bequemer in mehrere Gattungen trennen kann. Neben diesen Gattungen stehen andere, welche von jenen natürlichen Familien schon mehr abweichen und zu anderen übergehen, oder die Verbindungen zwischen dieser und einer anderen Familie machen. Die Gattung *Ichneumon* gehört ebenfalls zu diesen Familien. Der Vf. hat die Gattungen, welche in der Zahl der Fühlspitzenglieder abweichen, *Stephanus* und *Bracon*, nach den ihm bekannten Arten aus einander gesetzt, und viele neue beschrieben. 2) *Entwurf eines neuen Systems der Schaalthiergehäuse, von K. Megerle von Mühlfeld.* Niemand wird zweifeln, dass die unnatürlichen, grossen und unbequemen linnéischen Gattungen der Schaalthiergehäuse, einer genaueren und bequemeren Abtheilung bedürfen. Auch sind mehrere bereits versucht worden. Aber es ist schlimm, dass die Vff. nichts von einander wissen, und daher bis jetzt noch nichts von Einfluss gewesen ist. Der Vf., welcher hier eine neue Eintheilung der Muscheln giebt, kennt ebenfalls seine Vorgänger, *Lamark*, *Bosc*, *Dumeril* nicht, auch nicht was im *bolten*'schen Katalog schon angedeutet ist. Viele von seinen neuen Gattungen sind treffend und gut gewählt, aber er würde sie nach jenen Vorgängern hin und wieder vermehrt haben, z. B. in der Gattung *Lepas*, da sie hingegen in anderen zu sehr gehäuft scheinen. Die Namen *Angulus*, *Siliqua*, *Vagina*, sind ganz untauglich. 3) *Chemische Untersuchung des Blaueisensteins vom Cap der guten Hoffnung*, von *Klaproth*. Er hält 50 Theile Kieselerde, 40,5 oxydulirtes Eisen, 1,5 Kalkerde, 5 Th. Natrum, und 3 Th. Wasser in Hundert. Die Farbe ist lavendelblau; er ist derb, groberdig, undurchsichtig, hart. Vor dem Löthrohre schmilzt er zu einer schwarzen Schlacke. Er scheint manchen Thoneisensteinen nahe zu kommen. 4) *Chemische Untersuchung des Fasenquarzes vom Cap der guten Hoffnung.* Er besteht aus Kieselerde mit etwas Eisenoxyd, wie es scheint, nur äusserlich gefärbt, weil die haarbraune Farbe in kleinen Stücken verschwindet. 5) *Beschreibung eines neuen Laubmooses*, vom Prof. Dr. *Crome*. Es findet sich in Deutschland bey Münden, ist dem *Hypnum rutabulum* nahe verwandt, und nur durch den glatten Fruchtstiel unterschieden. 6) *Über die Gattung Calophyllum*, von *Willdenow*. Es wird von *C. inophyllum Linn.* die amerikanische Art, unter dem Namen *C. calaba*, getrennt, und dagegen das *C. calaba Linn. C. apetalum* genannt. Auch unterscheidet der Vf. von *C. inophyllum* die Art, welche *Lamark* unter diesem Namen in der Encyklopädie beschreibt, von welcher das in der Medicin gebräuchliche Takamahak kommen soll.

Zweytes Quartal. 7) *Mémoire sur quelques espèces de Champignons des parties méridionales de l'Amérique septentrionale.* Es werden hier einige neue *Agarici*, *Boleti*, ein *Clathrus*, eine *Morchella*, zwey *Phalli*, einige *Lycoperda*, eine *Tubercularia*, eine *Tremella*, und eine neue Gattung *Uperhyza* beschrieben und abgebildet. Die letztere kommt dem *Tuber* sehr nahe, ist aber ganz mit Wurzeln bedeckt, und bekommt inwendig zerstreute, unregelmässige Behälter mit schwarzem Staube gefüllt. Sie verdient noch eine genauere Untersuchung. Auch die *Tubercularia* ist merkwürdig. Dem äusseren Ansehn auf der Abbildung gleicht sie *Uredo pini* sehr, befindet sich auch eben so auf den Blättern der Tannen, doch ist sie viel grösser. Da sie, der Beschreibung nach, sich leicht in einen rothen Staub zerreiben lässt: so sollte man eine *Lycogola* vermuthen. Zu *Tubercularia* gehört sie wenigstens nicht. 8) *Bemerkung über den Charakter von Stylidium*, vom Prof. *Swartz*. Bestätigung des von ihm früher angegebenen Charakters, und des Mangels der Narben und des Stempels. 9) *Die Witterung des Jahres 1810*, vom Prediger *Gronau*. Solche allgemeine Bemerkungen sind von keinem grossen Nutzen. Warum lässt die Gesellschaft nicht die täglichen Beobachtungen des Hn. *Gronaus* abdrucken, so wie *Pl. Heinrich* solche in dem *Journal der Chemie* abdrucken lässt? Denn wer meteorologische Forschungen anstellt, muss die Beobachtungen vollständig vor sich haben. 10) *Allgemeine Bemerkungen über den Unterschied der Vegetation auf der nördlichen und südlichen Halbkugel unserer Erde, in den ausser den Tropen gelegenen Ländern*, von *Willdenow*. Viele treffende Bemerkungen, welche der Botaniker mit Vergnügen lesen wird. Aber sie sind noch zu zerstreut und einzeln, um als Resultate zusammen gestellt zu werden. Es ist daher kein

beurtheilender Auszug möglich, ohne die Grenzen einer Recension zu überschreiten. 11) *Chemische Untersuchung des Belugensteins*, von *Klaproth*. Er liegt nach *Pallas* in einer von den Höhlen, die bey der Afteröffnung auf jeder Seite am Gedärme zu sehen sind. *Klaproth* fand darin phosphorsauren Kalk, Wasser, etwas Eyweissstoff, und wenig schwefelsauren Kalk. 12) *Über die Gerüche und die physischen Ursachen ihrer Erzeugung*, von *Hermbstädt*. Der Vf. theilt die Gerüche in vier Classen: 1) in solche, welche die riechbaren natürlichen Körper verbreiten, die mit ihrer natürlichen Existenz verbunden sind, und nur durch eigenthümliche, natürliche Ausflüsse aus denselben veranlasst werden; 2) in solche, die durch eine von selbst erfolgende natürliche Veränderung in der Grundmischung der organischen Körper herbeygeführt werden; 3) diejenigen, welche auf einem künstlichen Wege, nämlich durch den Conflict zweyer heterogener Stoffe erzeugt werden, und 4) die als Resultat des Conflicts von drey, vier und mehreren Materien zum Vorschein kommen. Der Vf. geht einige dahin gehörige Fälle als Beyspiel durch. In einer so schwierigen Sache, als diese, konnte sich der Vf. nur im Allgemeinen halten, und die Ursachen der Gerüche bloss in die verschiedene chemische Mischung und Entmischung setzen. Die Meinung, dass der Sauerstoff, als Gegensatz alles Riechbaren, durch seine Gegenwart oder Entfernung die Gerüche hervorbringe, wird von dem Vf. zu kurz behandelt. Der Arsenik zeigt uns einen Stoff, der bloss bey der Oxydation und Entoxydation einen Geruch verbreitet; wir finden dieses an dem Phosphor, dem Schwefel und anderen brennbaren Körpern; die edlen Metalle haben keinen Geruch, wohl aber die unedeln; kurz überall werden wir zu solchen Verbindungen und Trennungen des Sauerstoffs geführt. Die von selbst erfolgende natürliche Veränderung in den organischen Körpern ist offenbar ein Oxydationsprocess, die vollkommenen Säuren riechen nicht mehr, da hingegen die unvollkommenen meistens einen heftigen Geruch haben. Vielleicht ist der Geruch nichts, als eine Entziehung oder Entfernung des Sauerstoffs in den Geruchsorganen selbst, wenigstens eine Neigung des Sauerstoffs in den Geruchsorganen zur Entfernung. 13) *Über den specifiken Unterschied des Humus und die Bestimmung seines quantitativen Gehaltes in der Ackerkrume*, von *Hermbstädt*. Die verschiedenen Oxydationsstufen des *Humus* werden angegeben, und zugleich das Mittel, die Menge desselben durch eine Auflösung in kohlensaurem Natrum zu erforschen. Den Chemisten wird es schon aus anderen Schriften des Vfs. bekannt seyn. 14) *Über den Kreuzstein von Oberstein* von *J. J. Leonhard*. Eine Beschreibung desselben. Er kommt in basaltischem Mandelstein vor, auch, doch seltener in Achatkugeln. 15) *Auszug aus einem Briefe desselben Vfs., an Klaproth*. Enthält einige mineralogische Notizen. Beschreibung eines grünen Fossils in doppelt vierseitigen Pyramiden krystallisirt, von Neusohl in Ungarn, welches vor dem Löthrohre ohne Arsenikdampf zu einer dunkelfahlgrauen Perle schmilzt. Merkwürdig ist noch die Beschreibung des dichten Arragons aus dem Breisgau. 16) *Über den Rogen des Barben, als eine dem Menschen schädliche Speise*, von Dr. *Crevelt* in Bonn. Dass der Rogen des Barben zuweilen giftige Eigenschaften äussert, ist eine Bemerkung, welche sich vielen anderen über die Schädlichkeit der Fische und einzelner Theile derselben zu gewissen Zeiten anreiht. 17) *Über den ägyptischen Ophit*, von *J. F. John*. Es sey gemeiner Serpentin mit edlem Serpentin, weissem Kalkspath und etwas Diallage. 18) *Versuche über die beccanischen Phosphore*, von *Fr. v. P. Schrank*. Bekannt ist es, dass Prof. *Heinrich* sehr ausgedehnte Versuche über diesen Gegenstand angestellt hat; wovon aber der Vf. bey der Verfertigung dieser Abhandlung noch nichts wusste. Indessen sind hier doch Versuche mit einigen Stoffen angestellt, auf welche *Heinrich* nicht gerade fiel. 19) *Eine neue Pflanzengattung Longchampia*, von *Willdenow*. Der Gattung *Ageratum* und *Stevia* verwandt, in deren Nachbarschaft eine Menge von verschiedenen Blüthenformen trifft, so sehr auch das Äussere im Ganzen übereinstimmt.

Drittes Quartal. 20) *Bemerkungen über die Gattung Aloë* von *C. L. Willdenow*. Der Bau der Blumenkrone unter den Arten der Gattung Aloë ist so verschieden, dass man wohl mehrere Gattungen daraus machen kann. Zuerst scheidet der Vf. die *Aloë plicatilis* und *dichotoma* unter dem Namen *Rhipidodendron*, dann die *Aloë marginalis* oder *Dracaena marginata* unter dem Namen *Lomatophyllum*. Diese Pflanzen weichen auch im Habitus von einander ab. Die übrigen, im Habitus sehr übereinkommenden Arten zerfallen in zwey Gattungen, *Apicra*, durch die fast lippenförmige Mündung der Blume ausgezeichnet, und *Aloë* mit einer geraden Blumenmündung. Die bitteren Pflanzen gehören nur zur letzteren Gattung, daher der Name der ersteren. Die meisten Arten sind charakterisirt. Da indessen die Abtheilung von *Aloë* auf einer krummen Blumenröhre deutlich zur *Apicra* übergeht: so möchte wohl eine solche Unterabtheilung der Gattung *Aloë* in *Aloë stricte sic dicta* und *Apicra* hinreichend seyn. 21) *Linconia, eine afrikanische Pflanze*, beschrieben von *P. Swartz*. *Linconia cuspidata* wird hier ausführlich beschrieben. Als Synonym gehört dazu *Diosma cuspidata Thunb.*, so wie zu der vormals beschriebenen *Linconia thymifolia* die *Diosma deusta Thunb.* 22) *Kamtschadalische Laub- und Leber-Moose, gesammelt von Tilesius, und untersucht von G. Wahlenberg*. Sehr interessante Bemerkungen über die geographische Botanik überhaupt. Der Vf. unterscheidet besonders die Continentalform von der Küstenform, da die Witterung an den Küsten und mitten im Lande sehr verschieden ist. Jene ist mit grossen Blättern und Blumen geschmückt, diese zeichnet sich durch schmale, steife Blätter und Blüthentheile aus. Auch an den Moosen bemerkt man diesen Unterschied. Die Form der kamtschadalischen scheint sehr viel von der Continentalform des mittlern Asiens, weniger von der Kü-

ftenform der nördlichen Länder zu haben. Darf man aber gerade zu annehmen, dafs die Form der Pflanzen ganz allein von dem Klima abhänge? — Zwey neue Arten *Euralypta corniculata*, und *Marchantia saccata* werden beschrieben. 23) *Observations sur quelques nouveaux genres de fougères et sur plusieurs espèces nouvelles d. l. même familles* par *A. N. Desvaux*. Eine sehr reiche Ausbeute an neuen Arten, welche anzuführen, zu weitläuftig seyn würde. 24) *Chemische Untersuchung des Steinmarks*. Das feste Steinmark von Rochlitz hält in Hundert 45,25 Kieselerde, 36,5 Alaunerde, 2,75 Eisenoxyd, und 14 Wasser. Man sieht also, die chemische Analyse giebt keinen ausgezeichneten Charakter für dieses Mineral, und da die äusseren Kennzeichen ebenfalls unsicher sind: so würde Rec. für alle diese Gattungen das Verhalten vor dem Löthrohre als Erkennungsmittel vorschlagen. Alles Steinmark schmilzt nicht, sondern blättert aus einander. Das krystallisirte Steinmark von Flachenseifen hält in Hundert 58 Kieselerde, 32 Alaunerde, 2 Eisenoxyd, und 7 Wasser. 25) *Beschreibung eines in der Gegend von Schemnitz aufgefundenen Minerals*, von *Leonhard*. Es ist eine gelbe Art von Serpentin, dem edlen Serpentin sich nähernd. 26) 27) *Bemerkungen über das bey Steinheim unweit Hanau vorkommende, ehemals für strahligen Braunkalk gehaltene Mineral*, von *L. C. Leonhard, nebst einer chemischen Untersuchung v. Klaproth*. Es ist kohlensaures Eisen mit etwas Manganoxyd. 28) *Tetrus medius beschrieben von Dr. Meyer* in Offenbach. Ist *Tetras Tetrix γ Linn. ed. Gmel.*, und das Bastartwaldhuhn von *Bechstein*. 29) *Einige Lichenen von Kamtschatka und den benachbarten Inseln, gesammelt von Blasius und bestimmt von Floerke*. Sind nur wenige, auch in ganz Europa häufige Arten. Die Lichenen sind viel weniger vom Klima abhängig, als andere Pflanzen. 30) *Brief von Crell an Klaproth*. Über die, auch aus anderen Schriften bekannte Erziehung von Pflanzen in ganz reinem Wasser und völlig eingeschlossener Luft, woraus der Vf. auf eine Verwandlung des Lichts in Kohlen schliesst.

Viertes Quartal. 31) *Beobachtungen über die Verhältnisse des Basalts an einigen Bergen von Hessen und Thüringen*, von *L. Hoff*. Beschreibung und Abbildungen des merkwürdigen Vorkommens des Basalts in der blauen Koppe bey Eschwege, der Pflasterkante bey Markfuhl, und der Steinsburg bey Suhl. Diese drey Berge find höchst merkwürdig. Sie zeigen, dafs der Basalt hier offenbar von unten in die Höhe gedrungen ist, und sprechen also gar sehr für den vulcanischen Ursprung des Basalts. Man muss die hier gelieferten Abbildungen sehen, um davon überzeugt zu werden. Besonders ist der Haken, welchen der Basaltkeil in dem Berge bey Eschwege macht, äusserst auffallend, und durch keine andere Theorie, als die vulcanische, zu erklären. 32) *Vergleichende Untersuchung des Schierlings und des Kohls*, von *Schrader*. Ein sehr auffallendes Beyspiel, dafs unsere Pflanzenanalysten das Innere der Pflanzen sehr wenig kennen lehren. Sonst findet man hier vortreffliche Bemerkungen über einzelne Gegenstände. 33) *Über die Organe des Geruchs und Gehörs der gemeinen Biene*, von *Ramdohr*. Man kennt schon die genauen Forschungen des scharfsichtigen Vfs. über manche Gegenstände der Anatomie der Insecten. Er zeigt hier den Fortgang der Geruchsröhre aus der Zunge in die beiden Seiten des Kopfes, wo sie sich in zwey Säckchen zu den Seiten desselben endet. Das Gehör liegt, nach der Vermuthung des Vfs., in den ausgehöhlten Kinnbacken. Schade, dafs keine Abbildungen beygefügt sind. 34) *Bemerkungen über Gymnandra borealis*, von *Willdenow*. *Bartria gymnandra Linn. Suppl.*, wird wiederum von *Bartria* getrennt, als eine besondere Gattung, und die Abarten derselben werden zu Arten erhoben. 35) *Beschreibung einiger Pflanzengattungen*, von *Willdenow*. Sie sind: *Botryceras laurinum*, ein Strauch, wahrscheinlich aus N. Holland, von äusserem Ansehen des *Ceanothus africanus*, in den französischen Gärten unter dem Namen *Amyris Novae Hollandiae* cultivirt. *Sieversia anemonoides*, oder *Dryas pentapetala*, von *Dryas* getrennt, weil die Blüthentheile achtfach sind. *Xenopoma obovatum*, ein Strauch, von welchem der ächte Königs - oder Mandarinen - Thee kommen soll; *Jacquin* hat ihn ohne Namen *Hort. Schoenbr.* t. 498, abgebildet. *Salmia*, von dem Vf. der *Fl. Peruv.* unter dem Namen *Carludovica*, aber nicht richtig, beschrieben. Zuletzt wird noch eine neue sonderbare, sibirische Art von Ackley, *Aquilegia anemonoides*, mit sehr kurzen Nectarien, beschrieben. 36) *Chemische Untersuchung des stänglichen Dolomits*, von *Klaproth*. Aus dem orenburgischen Gouvernement, im Äusseren dem glasartigen Tremolit ähnlich, auch enthält er in Hundert 47 kohlensaure Bittererde, neben 51 kohlensaurer Kalkerde, und 1 Th. Eisenhydrat. 37) *Chemische Untersuchung der sibirischen Bergbutter*, von *Klaproth*. Vom Irtisch am Altai. Ist ein sehr zusammengesetztes, schwefelsaures Salz, dessen Basen Bittererde, Alaunerde, Kalkerde und Eisenoxydul, nebst etwas Manganoxyd und Natrum, sind. 38) *Beschreibung eines neu entdeckten Chalcedons und Chalcedonyx, nahe bey Hildesheim*, von *de la Tour*. Der Chalcedon kommt dort in einem Kalkflötz vor. Rec. sieht nicht ein, warum der Vf. dieses Kalklager zum Übergangs - Kalkstein rechnet; auch spricht er bald nachher von Muschelkalkstein. Das Vorkommen des Chalcedons im jüngeren Kalkstein, wozu das vom Vf. angegebene Lager offenbar gehört, ist nicht gar selten. 39) *Die Witterung des Jahres* 1811 von *Gronau*.

L. R.

Halle, b. Hendel: *Magazin der Entomologie*, herausgegeben von Dr. *Ernst Friedrich Germar*, Director des Mineraliencabinets, und Docent der Mineralogie an der Universität zu Halle u. s. w. Erster Jahrgang. Erstes Heft. 1813. VII u. 146 S. gr. 8. (18 Gr.)

Durch das Aufhören des *illigerischen* Magazins für die Insectenkunde, war der wissenschaftliche Verkehr

unter den Freunden der Entomologie eine Zeit lang aufgehoben. Mehrere wünschten nicht ohne Grund für die Belebung der Wissenschaft eine neue periodische Schrift. Hr. Doctor *Germar* erfüllt diese Wünsche auf eine Art, die zu frohen Erwartungen berechtiget. In diesem ersten Hefte finden die Freunde der Entomologie einige sehr anziehende Abhandlungen. Möchte nur der Herausgeber auch an seinem Theile dahin mitarbeiten, dass jener wahrhaft trostlose Geist mancher unserer Entomologen, die sich in den dürren Wüsten sogenannter kritischer Verzeichnisse von Insecten so ungemein wohlgefallen, — immer weniger sichtbar werde, und dass ein höherer Sinn für Untersuchungen in der noch so unbekannten Insectenwelt aufkomme, bey denen man mit Wohlgefallen verweilt. Zu dieser Classe gehören die drey ersten Aufsätze dieses Heftes in einem ganz vorzüglichen Sinne. 1) *Naturgeschichte des Carabus gibbus, eines saat-verwüstenden Insects.* Vom *Herausgeber.* Im May des Jahres 1812 wurde der naturforschenden Gesellschaft zu Halle die Anzeige gemacht, dass im Canton Seeburg eine Larvenart die Getreidesprösslinge und Wurzeln zerstöre. Zugleich erhielt die Gesellschaft den Auftrag, die Sache zu untersuchen, und darüber zu berichten. Eine Commission begab sich an Ort und Stelle, und das Resultat der Untersuchung bestand im Folgenden: Die schädliche Larve war die des *Carabus gibbus;* sie richtete grosse Verwüstungen in den Waizen- und Roggen-Feldern an; das vollkommene Insect war der *Carabus gibbus Fabr.*, oder *tenebrioides Rossi.* An zwölf Hufen Landes wurde durch dieses Insect verwüstet. Der vollendete Käfer selbst zerfrass noch eine grosse Menge der Ähren, besonders des Nachts. Die gegen diese Verwüstungen vorgeschlagenen Mittel sind der Kenntniss dieses Insects vollkommen angemessen. 2) *Insecten in Bernstein eingeschlossen,* beschrieben vom *Herausgeber.* Die sehr sorgfältigen Untersuchungen sind noch nicht als vollendet anzusehen, und sie können vielleicht erst in der Folge über die Entstehung des Bernsteins nähere Aufschlüsse geben, wenn eine bedeutendere Folge von Insecten des Bernsteins untersucht ist. Der Herausgeber fand in dem Bernstein eine *Lebia, Crioceris, Mordella* und andere. 3) *Beobachtungen über die Sackträger unter den Schmetterlingen, ihre Fortpflanzung und Entwickelung,* von Dr. *Zinke,* genannt *Sommer,* in Braunschweig. Mit dem allgemeinen Namen Sackträger werden von den Naturforschern diejenigen Schmetterlinge belegt, deren Raupen in beweglichen Gehäusen eingeschlossen leben, und welche sie, wie die Schnecken, von einem Orte zum anderen mit sich forttragen. Mehrere Entomologen haben behauptet, dass die Weibchen dieser Gattung *ohne vorhergehende* Begattung *befruchtete* Eyer legen. Der Vf. hat durch seine höchst fleissigen und genauen Untersuchungen, die er mehrere Jahre fortsetzte, wie Rec. glaubt, das Gegentheil vollkommen erwiesen. Durch solche, wahrhaft gründliche Untersuchungen und fortgesetzte Beobachtungen verbreitet sich über das grosse Feld der Naturgeschichte weit mehr Licht, als durch so manche weit aussehende Verzeichnisse. Möge es doch dem Vf. gefallen, uns bald noch mehrere Resultate so sorgfältiger Beobachtungen zu liefern! 4) *Literatur.* Enthält Beurtheilungen neuerer entomologischer Schriften. 5) *Kritisches Verzeichniss der bisher bekannt gewordenen schlesischen Schmetterlinge,* als Beytrag zu einer Fauna dieses Landes, bearbeitet von *C. F. Richter.* Erhebt sich nicht über die gewöhnlichen Formen solcher Verzeichnisse. 6) *Neue Insecten,* beschrieben vom *Herausgeber.* Es sind hier 28 Käfer sehr deutlich und fleissig beschrieben. Schade, dass von einem so unermüdeten Beobachter nicht auch einzelne Mittheilungen über Lebensweise und Sitten dieser Insecten geliefert werden, wäre es auch nur als ein kurzer Anhang! 7) *Miscellen und Correspondenz-Nachrichten.* Unter diesen findet sich eine sehr lehrreiche Notiz über die Geruchsorgane der Stuben- und Schmeiss-Fliege, von *Rosenthal.* 8) *Mercantilische Anzeigen.*

+ d +

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Halle,* b. Hendel: *Beyträge zur Kenntniss deutscher Käfer.* Von *August Ahrens.* Zweyter Band. 2 Heft, entomologischen Inhalts. Mit 2 illuminirten Kupfertafeln. 1812. 50 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. liefert hier seinen Beytrag zur Erweiterung der Insectenkunde. Dass er zu seinen Beschreibungen deutsche Käfer wählt, ist eben so natürlich, als lobenswerth.

Unter der Rubrik: Unbeschriebene Käfer, finden die Leser hier folgende Käfer ziemlich genau beschrieben: 1. *Dyticus Parallelogrammus.* 2. *Cantharis discoidea.* 3. *Chrysomela ornata.* 4. *Drilus concolor.* 5. *Ptinus globosus.* 6. *Rhynchaenus Typhae.* 7. *Rhynchaenus rubricus.* 8. *Curculio mollicomus.* 9. *Lixus attenuatus.* 10. *Anisotoma bipustulatum.* 11. *Anisotoma minutum.* 12. *Sylpha Blattoides.* 13. *Cryptophagus Sparganii.* — Ferner: *Bembidion impressum, paludosum,* und *argenteolum.* Unter der Aufschrift: Weniger beschriebene und abgebildete Käferarten: 1. *Aphodius Hydrochaeris* 2. *Malachius praeustus.* 3. *Curculio depressirostris.* — Dann folgen: Allgemeine Bemerkungen und Beobachtungen. Hier finden sich einige Zweifel, Fragen, und Andeutungen zu Familiennamen der *Aphodien.* — Weiter ist eine neue Käfergattung unter dem Namen *Eucnemis,* aufgestellt. Den Beschluss macht eine Beschreibung der bekannten deutschen Taumelkäfer (*Gyrini*).

Der Fleiss des Vfs. ist nicht zu verkennen. Es ist immer ein Verdienst, in das Chaos der Gattungs- und Art-Beschreibungen einige Strahlen des Lichts fallen zu lassen. Nur muss Rec auch hier den Wunsch wiederholen, dass doch die Naturbeschreibungen der Insecten ja nicht endlich in bloss dürre Namenverzeichnisse ausarten mögen, und dass über der Tendenz, zu ordnen und zu bestimmen, nicht der alte Geist wahrer Naturforscher verloren gehe, der sich nicht in dem engen Raume der *Namen* allein bewegte, sondern weit mehr ein Studium der Sitten und Triebe der Thiere war. Es ist hohe Zeit, dass wir wieder anfangen, über dem Ersteren, das seinen grossen Nutzen hat, das Letztere nicht zu vergessen. Die Kupfer zu diesen Beschreibungen sind sehr correct, und verdienen das grösste Lob.

+ d +

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

PHYSIK.

Paris, b. Garnery: *Recherches sur les Réfractions extraordinaires, qui ont lieu près de l'horizon*, par M. *Biot*, Membre de l'Institut et Adjoint du Bureau des Longitudes de France. 1810. 268 S. 4. Mit 9 Kupfern.

Dieses Werk gehört zu den vorzüglichsten, die über mathematisch-physikalische Gegenstände kürzlich erschienen sind. Es erklärt die Erscheinungen, welche der Titel erwähnt, so vollständig, führt sie so ganz auf mathematische Formeln zurück, dass in der That nur Wenig mehr zu wünschen übrig bleibt. Eine genauere Darlegung des Inhalts wird dieses Urtheil bestätigen.

Wenn die Oberfläche der Erde stark erhitzt ist: so theilt diese Wärme sich den ihr zunächst anliegenden Luftschichten mit, und die untersten Luftschichten werden elastischer, und folglich weniger dicht, als sie in dem Zustande einer gleichförmigen Temperatur seyn sollten. Die Zunahme der Dichtigkeit der Luft in den niedrigeren Schichten, so wie sie bey gleichförmiger Temperatur Statt findet, ist bey einem Höhen-Unterschiede von wenigen Fusen kaum merklich, jene Verdünnung vermöge der Wärme aber sehr ansehnlich, und es findet daher, sobald der Boden wärmer ist als die höheren Luftschichten, eine dem gewöhnlichen Gesetze ganz entgegengesetzte *Abnahme* der Dichtigkeit in den tieferen Luftschichten Statt. Da die Brechung der Lichtstrahlen in der Luft einzig von der Dichtigkeit der Schichten abhängt: so entsteht nun eine der gewöhnlichen Brechung entgegengesetzte Refraction, die Strahlen sind so gebogen, dass ihre Convexität nach unten gekehrt ist, die Gegenstände scheinen nicht erhoben, sondern herabgedrückt; aber nicht bloss das, sondern sie zeigen sich in doppelten Bildern und wie abgespiegelt. Diese letztere Erscheinung ist es eigentlich, die schon seit geraumer Zeit die Aufmerksamkeit der Physiker beschäftigt hat, und deren mathematische Theorie der Vf. hier entwickelt.

Denjenigen unserer Leser, welche die Erscheinung nicht aus eigener Ansicht kennen (den Bewohnern ausgedehnter Ebenen ist sie sehr bekannt), können wir nicht besser einen Begriff von ihr machen, als wenn wir sie mit einer wirklichen Abspiegelung in ganz stillem Wasser vergleichen: die am Horizonte in einiger Entfernung erscheinenden Gegenstände zeigen sich zwar in ihrer natürlichen Gestalt, aber unter ihnen sieht man ihr umgekehrtes Bild; bey niedrigeren Gegenständen ist dieses Bild vollständig, und wohl noch ein Streifen des über ihnen sichtbaren Himmels mit abgespiegelt; bey den höheren scheint der Horizont die Spitze des Bildes zu verdecken. Diese Abspiegelung (denn so wollen wir es der Kürze wegen nennen) zeigt sich nämlich nur bis zu einer gewissen, ziemlich kleinen Höhe über dem Horizonte, oder findet nur bey kleinen Einfallswinkeln der Strahlen Statt. — Diese Verdoppelung der Bilder entsteht hier nicht durch Abspiegelung, sondern durch blosse Brechung der Strahlen. Derjenige Lichtstrahl, welcher von einem Puncte durch die höheren Schichten zum Auge kömmt, geht beynahe geradelinig fort, und zeigt uns jenen Punct in seiner natürlichen Lage; aber zugleich giebt es unter den in die tieferen Schichten eindringenden Lichtstrahlen einen, welcher durch die Brechung eine horizontale Richtung erhält, dann wieder aufwärts zu gehen anfängt, und so unser Auge gleichfalls erreicht. Vermöge dieses in den verdünnten Schichten nahe an der Erde stark gebrochenen Strahls sehen wir ein zweytes Bild jenes Punctes unterhalb des ersteren, und zwar, wie sich leicht zeigen läst, ein umgekehrtes Bild. — Dieses mag zur Erörterung über den Hauptgegenstand des Buches genug seyn; wir gehen jetzt zu der mathematischen Theorie des Vfs. über.

Hr. *B.* fängt damit an, die Bahn des Lichtstrahls in horizontalen Schichten von ungleicher Dichtigkeit zu suchen, und nimmt auf die Krümmung der Erde noch keine Rücksicht. Er bestimmt die Fälle, in welchen die Bahn des Lichtstrahls irgendwo horizontal werden oder ein Minimum oder Maximum der Höhe haben kann, und bemerkt schon hier die Grenzen, über welche hinaus jene anscheinende Abspiegelung nicht Statt findet. Er zeigt nämlich, dass selbst dann, wenn die Dichtigkeit der Luft nahe an der Erde fast $= 0$ wäre, ein Strahl, der irgendwo horizontal werden soll, doch nur höchstens unter einer Neigung von $1\frac{1}{3}$ Gr. etwa einfallen dürfe, und dass selbst bey starker Erhitzung des Bodens jene Grenze der Neigung schwerlich je 25 Min. übertreffen möge.

Hienach scheint es also, als ob die Untersuchung sich gänzlich auf Strahlen, die unter so kleinen Winkeln einfallen, beschränken müsse, und in der Anwendung auf die Erscheinungen, welche die Natur uns darbietet, ist das allerdings der Fall; aber die mathematische Betrachtung läst sich vollständiger anstellen, und es ist von grossem Interesse, es lehrt die Natur der Sache klarer durchschauen, wenn man der

Unterſuchung dieſe Erweiterung geſtattet. Dieſs könnte zwar dadurch geſchehen, daſs man als bloſs mathematiſche Hypotheſe eine Abnahme der Dichtigkeit bis zu negativen Werthen zugeſtände, — eine Freyheit, die freylich nicht der Natur entſpräche, aber dennoch in der Vorſtellung allenfalls geſtattet werden könnte; — allein der Vf. hat ein paſſenderes Mittel hiezu erdacht. Er ſubſtituirt nämlich für das in der Natur vorhandene Medium ein anderes, deſſen Dichtigkeit und ſpecifiſche Brechungskraft in einem gewiſſen Verhältniſſe mit der Dichtigkeit und Brechungskraft jenes Fluidi ſtehen; er beſtimmt dieſes Verhältniſs ſo, daſs in dem neuen Fluido alle Bahnen der Lichtſtrahlen gerade ſo, wie in jenem, ausfallen, daſs aber nun auch die unter ſtarken Neigungen einfallenden Strahlen nicht bis an die Schichten von der Dichtigkeit — o zu gehen brauchen, um ihr Minimum der Höhe zu erreichen. Durch dieſe Subſtitution eines neuen Fluidi erreicht alſo die Rechnung das, was die Natur uns zu zeigen verſagt, nämlich daſs wir die Bahn aller Strahlen, ſie mögen einfallen unter welcher Neigung ſie wollen, bis zu ihrem Minimo der Höhe verfolgen können; und ſo ſind wir im Stande, jene Bahnen alle als vollſtändig, und als ganz nach einerley Geſetze gebildet, zu betrachten.

Die nächſte Unterſuchung betrifft den Ort, wo das Minimum der Höhe hinfällt, wenn der Strahl unter verſchiedenen Winkeln bey dem Beobachter ankommt. Daſs dieſe Minima allemal eine regelmäſsige Lage haben, erhellt faſt von ſelbſt. Nimmt die Dichtigkeit des Medii in arithmetiſcher Progreſſion ab, wenn die Tiefe unter einem beſtimmten Puncte in arithmetiſcher Progreſſion wächſt: ſo iſt der geometriſche Ort der Minima aller Strahlen, welche durch das Auge des Beobachters gehen, eine Ellipſe, die durch das Auge des Beobachters geht; iſt die Neigung = o: ſo liegt das Minimum im Auge des Beobachters ſelbſt. In jedem anderen Falle liegt das Minimum tiefer; bey 90° Neigung oder bey ſenkrecht einfallenden Strahlen gerade unterhalb des Beobachters am allertiefſten, und bey 45° Neigung weiter in horizontaler Richtung vom Beobachter, als in jedem anderen Falle. Hr. *B.* betrachtet mehrere Geſetze der abnehmenden Dichtigkeit, und verweilt beſonders bey einem Falle, den wir einigermaſsen als den in der Natur vorkommenden anſehen können. Dieſs iſt der Fall, da von einer gewiſſen Schicht an unterwärts die Dichtigkeit nach einer arithmetiſchen Progreſſion abnimmt, aufwärts von jener Schicht an hingegen die Dichtigkeit überall gleich bleibt, und der Beobachter ſich in dieſen höheren Schichten befindet. In der Natur kommen dieſe Umſtände zwar nicht genau ſo vor; aber die Abnahme der Dichtigkeit in den niedrigſten Schichten iſt gewöhnlich ſo ſtark, und die Änderung der Dichtigkeit in den höheren Schichten ſo unbedeutend, daſs man die letzteren ohne groſsen Fehler als überall gleich anſehen kann. Hier nun erhält der geometriſche Ort der Minima eine nicht ſo regelmäſsige Form; die Curve, worauf die Minima für die unter verſchiedenen Winkeln einfallenden Strahlen liegen, entfernt ſich bey Neigungen, die etwas unter 90 Gr. ſind, vom Beobachter, nähert ſich ihm bey kleineren Neigungen wieder, entfernt ſich aber bey ſehr kleinen Einfallswinkeln aufs Neue von ihm, und bildet einen Aſt, der ſich immer näher an die Grenze der gleich dichten Schichten anſchmiegt, jedoch immer unterhalb derſelben bleibt.

Bisher wurde jeder Lichtſtrahl für ſich allein betrachtet; aber um zu wiſſen, welche Gegenſtände ſich uns in doppelten Bildern darſtellen können, iſt es nothwendig, die Durchſchnitte der Lichtſtrahlen mit einander zu kennen. Wir ſetzen voraus, daſs die Lichtſtrahlen, auf die es hier ankömmt, ſich im Auge des Beobachters durchkreuzen; wofern nun zwey derſelben noch einen zweyten Durchſchnittspunct haben: ſo iſt der in dieſem befindliche Gegenſtand derjenige, deſſen doppeltes Bild der Beobachter vermöge dieſer Strahlen ſieht. Die Betrachtung der zweyten Durchſchnittspuncte zweyer zunächſt an einander liegender (das heiſst in ihrer Richtung beym Auge des Beobachters ſehr wenig verſchiedener) Strahlen führt den Vf. zu einer Gleichung für die Curve, welche alle Trajectorien oder die Bahnen aller Lichtſtrahlen berührt. Dieſe *Grenzcurve* (*la caustique* nennt er ſie) umſchlieſst alle zum Auge gelangenden Lichtſtrahlen; und da kein Gegenſtand, der auſser ihr liegt, Strahlen zum Auge ſenden kann: ſo iſt jeder ſolcher Gegenſtand dem Beobachter unſichtbar, obgleich er anſcheinend über dem Horizonte des Beobachters liegt. Es wird nun dargethan, daſs jede zwey Trajectorien bey den hier angenommenen Vorausſetzungen ſich wirklich ſchneiden, daſs alſo in einem Medio, wo ſelbſt die unter den gröſsten Neigungswinkeln einfallenden Strahlen ihre Bahn vollſtändig durchlaufen können, alle Gegenſtände doppelte Bilder zeigen ſollten. — Warum dieſes in der Natur ſich nicht ſo findet, iſt ſchon erwähnt worden. Der Vf. zeigt ferner, daſs die Bilder der Gegenſtände aufrecht ſind, wenn die Trajectorien ſich (vom Beobachter an gerechnet) jenſeits des Gegenſtandes durchkreuzen und jenſeits die Grenzcurve berühren, und daſs die Bilder verkehrt erſcheinen, wenn es zwiſchen dem Beobachter und dem Gegenſtande geſchieht, u. ſ. w.

Ob man mehr als zwey Bilder eines Gegenſtandes ſehen kann, läſst ſich aus der näheren Betrachtung jener Grenzcurve entſcheiden. Alle Lichtſtrahlen, die zum Auge des Beobachters gelangen ſollen, haben die Eigenſchaft, daſs ſie die Grenzcurve berühren. Kann es alſo mehrere Trajectorien geben, die von einerley Puncte ausgehend die Grenzcurve berühren: ſo treffen dieſe alle im Auge des Beobachters zuſammen, und ſtellen ihm ein vielfaches Bild jenes Punctes dar. Die Betrachtung des ſchon erwähnten Falles, wo in den unteren Schichten eine abnehmende, in den oberen eine gleichförmige Dichtigkeit Statt findet, führt zu einer aus mehreren Äſten beſtehenden Grenzcurve; und da ſich nun leicht zeigen läſst, daſs es Puncte giebt, aus welchen an mehrere dieſer Äſte berüh-

fende Trajectorien gezogen werden können: so erhellt die Möglichkeit vielfacher Bilder. Es würde nicht so gar schwer seyn, etwas Allgemeineres über die Gestalt dieser Grenzcurve zu sagen, und wie diese mit der Curve, in welcher die Minima der Trajectorien liegen, zusammenhängt; aber ohne Hülfe von Figuren würde dieses uns zu einer allzu grossen Weitläuftigkeit verleiten. Wir wollen daher nur noch Eine in diesen ersten Haupttheil gehörige Untersuchung erwähnen, nämlich die Betrachtung des Falles, da die Schichten vom Auge des Beobachters an sowohl unterwärts als oberwärts eine immer mehr abnehmende Dichtigkeit haben. Stellen wir uns hier einen vom Auge des Beobachters ausgehenden, und in die unteren Schichten eintretenden Strahl vor: so wird dieser ein Minimum der Höhe erreichen, sich aufwärts krümmen, die höheren, oberwärts an Dichtigkeit abnehmenden Schichten erreichen, sich herabkrümmen, aufs Neue in die unteren Schichten eintreten, und so einen schlangenförmigen Lauf gleichsam ins Unendliche fortsetzen. Hier besteht nun, selbst wenn man die Betrachtung auf sehr kleine Einfallswinkel einschränkt, die Grenzcurve (schon für die in der Natur vorkommenden Trajectorien) aus einer ganzen Reihe von Ästen: der erste, nach unten zu liegende Ast berührt die gleich beym Beobachter in das untere Medium eintretenden Theile der Trajectorien; der zweyte, nach unten zu liegende Ast berührt die nach der ersten Rückkehr aus dem oberen Medio eintretenden Theile der Trajectorien; ein anderer, unterwärts liegender Ast berührt diejenigen Trajectorien, die vom Beobachter aus in das obere Medium eintraten, und nun zum ersten Mal in das untere gelangen u. s. w. Eben so findet eine ganze Reihe (eigentlich zwey verschiedene Systeme) oberwärts liegender Äste der Grenzcurve Statt, selbst für Strahlen, die unter kleinen Winkeln eintreten, und also sich nicht tiefer in das Medium einzusenken brauchen, als es bey der Luft, ohne eine negative Dichtigkeit anzunehmen, geschehen kann. So erhellet nun die Möglichkeit einer sehr grossen Anzahl von Bildern, wenigstens dann, wenn die brechenden Schichten durch parallele Ebenen begrenzt werden.

Dass in der Natur wirklich eine solche Vervielfachung der Bilder sich ereignen könne, zeigt der Vf. durch eine an der spanischen Küste angestellte Beobachtung, die überaus merkwürdig ist. Wegen der Messung des Meridianbogens wurden von der valencianischen Küste aus die auf der Insel Yviza angezündeten Reverberen mit dem Wiederholungskreise beobachtet, und da zeigte sich einmal, nachdem bey den ersten Beobachtungen das Licht einfach, wie gewöhnlich, erschienen war, plötzlich ein zweyter Lichtpunct senkrecht oberhalb dem ersteren; er war ausgedehnter als der erste, und hatte Etwas von Regenbogenfarben. Aber nicht lange nachher zeigten sich drey, vier und mehrere Bilder, die abwechselnd erschienen und verschwanden, wovon aber die dem ersten Bilde am nächsten liegenden sich am beständigsten und am häufigsten zeigten. — Hier fand gewiss entweder der eben betrachtete Zustand der Schichten oder wenigstens ein ähnlicher Statt.

Bey den bisherigen Betrachtungen hatte man immer Schichten vorausgesetzt, welche durch parallele Ebenen begrenzt werden; der Vf. untersucht jetzt, wie sich Alles verhalten wird, wenn die Schichten sphärisch sind, wie es auf der Erde der Fall ist. Nun findet sich, dass bey etwas erheblichen Temperatur-Unterschieden in den verschiedenen Schichten die Phänomene ganz so sind, wie vorhin, dass nämlich dann die unerhebliche Krümmung der Erde wenig bedeutet in Vergleichung gegen die ungewöhnliche Brechung des Strahles. In den Fällen hingegen, wo die Krümmung der Erde nicht ganz unbedeutend gegen die Krümmung des Lichtstrahls ist, findet eine allgemeine Modification Statt, wodurch die Erscheinungen sich hier von denen, die zuerst betrachtet wurden, unterscheiden. Bey ebenen, parallelen Schichten durchschneiden sich allemal zwey sich im Auge des Beobachters durchkreuzende, und dort einen sehr kleinen Winkel bildende Trajectorien noch ein zweytes Mal (wofern man nur ein unbegrenztes Abnehmen der Dichtigkeiten zugesteht); hier aber ist das nicht unbedingt nothwendig, sondern wenn die Dichtigkeit in grösseren Höhen abnimmt, so kann dieser zweyte Durchschnitt *unmöglich werden*. Geschieht das: so hört das Erscheinen doppelter Bilder gänzlich auf; selbst bey den kleinsten Einfallswinkeln erscheinen sie nicht mehr, und wir haben nun die Phänomene der ganz gewöhnlichen Refraction. — Dass die Bahn des Lichtstrahls in den unteren Schichten der Atmosphäre sich um einen bedeutenden Bogen der Erdfläche fast concentrisch mit ihr hinumkrümmen könne, ja dass es denkbar sey, dass der irgendwo in die Atmosphäre eintretende Strahl vermöge starker Brechung ganz um die Erde herumlaufen könne, hatte schon *Kramp* gezeigt, und daraus die Möglichkeit einer so starken Strahlenbrechung, wie sie die holländischen Seefahrer am Ende der langen Winternacht auf Nova Zembla beobachtet haben wollten, bewiesen. Unser Vf. findet hier eben das. Er führt alle vorigen Untersuchungen über die Figur der ganzen Trajectorie, über die Grenzcurve u. s. w. auch hier durch, jedoch vorzüglich nur in Anwendung auf Strahlen, welche unter sehr kleinen Winkeln einfallen, indem diese allein in der Wirklichkeit bey den Erscheinungen, von denen hier besonders die Rede ist, vorkommen.

Diese Untersuchungen leiten zur Berechnung einer schönen Reihe von Beobachtungen, welche der Vf. über die scheinbare Tiefe des Seehorizontes bey verschiedenen Höhen des Auges angestellt hat. Indem man den Seehorizont aus verschiedenen Höhen beobachtet, sieht man zwar nach Puncten hin, die in sehr verschiedenen Entfernungen liegen; aber man kann die Sache so ansehen, als befinde man sich immer auf derselben Trajectorie: denn die verschiedenen Trajectorien, in welche das Auge hinaufrückt, sind alle ganz gleich, da sie alle die Mes-

resfläche berühren (vorausgesetzt, dass die verschiedenen brechenden Schichten wirklich der Meeresfläche concentrisch sind). So dienen also diese Beobachtungen, die Figur der Bahnen des Lichtstrahls näher zu bestimmen; sie zeigen, dass in nicht gar zu kleinen Höhen die Dichtigkeit gewöhnlich ziemlich in arithmetischer Progression bey wachsender Höhe abnimmt, dass aber in den unteren Schichten Irregularitäten Statt finden, deren Gesetz im Allgemeinen von der grösseren oder geringeren Erwärmung der unteren Luftschichten, in Vergleichung mit den oberen, abhängt. — An diese Berechnungen schliessen sich manche praktisch wichtige Bemerkungen an; die Unsicherheit der Breitenbestimmung auf der See, wenn man die Sonnenhöhe vom Rande des Horizonts annimmt; — die Ungleichheit der gleichzeitig im Mastkorbe und in der Schalupe beobachteten Sonnenhöhe; — Mittel, den hiebey sich ergebenden Irrthümern auszuweichen, indem man die Wärme des Seewassers mit der Wärme der Luft in höheren Schichten vergleicht. Bemerkungen über die grossen Fehler, in welche man verfallen würde, wenn man aus der beobachteten Depression des Seehorizonts die Höhe des Standpunctes herleiten wollte u. s. w.

Die letzte theoretische Betrachtung, mit welcher der Vf. sich beschäftigt, betrifft die ungleiche verticale Grösse der verschiedenen Bilder desselben Gegenstandes. Zu dieser Betrachtung veranlasste ihn vorzüglich die Beobachtung, dass manchmal die entfernten Gegenstände als in der Luft schwebend erschienen, ohne dass man unter ihnen ein deutliches, umgekehrtes Bild erkennen konnte, und er zeigt nun, dass allerdings bey geringeren Wärme-Unterschieden das umgekehrte Bild sehr klein, und endlich uns ganz unmerklich werden kann. Es ist zu bedauern, dass der Vf. diese Untersuchung nicht weiter fortgesetzt hat, um die merkwürdigen Änderungen ganz aufzuhellen, welche sich in der Grösse der Bilder verschiedener Gegenstände zeigen.

Um den Inhalt des Buches vollständig darzulegen, müssten wir noch die Anwendungen erwähnen, welche der Vf. von seiner Theorie zur Erklärung einzelner, mehr verwickelter Erscheinungen macht; aber schon die Beschreibung dieser Erscheinungen allein würde uns in zu grosse Weitläuftigkeiten führen, und doch würden wir endlich die Erklärung mehr andeuten, als durchführen können. Wir übergehen daher diesen interessanten Theil des Buches gänzlich.

Was wir von der Theorie erwähnt haben, giebt freylich auch nur einen oberflächlichen Begriff von den Untersuchungen des Vfs., und zeigt kaum, in welchem hohen Grade seine Bemühung, das Hauptphänomen zu erklären, gelungen ist: aber für Nichtmathematiker möchte sich schwerlich mehr als eine solche Andeutung geben lassen, und Mathematiker werden aus dem Gesagten schon im Stande seyn, den vollständigen Gang der Untersuchungen zu ahnden, und werden ohnehin das Buch lieber selbst studiren, als hier noch einige, immer doch nur aphoristische Notizen, mitgetheilt erhalten wollen.

i. z. e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Deutsche Sprachkunde. *Erfurt*, b. Cramer: *Erster Unterricht in der deutschen Sprache*, nebst Anleitung zu Denk- und Schreib-Übungen für Zöglinge beiderley Geschlechts, von *Bernard*, Dr. der Philos., Prof. am Gymnasium zu Heiligenstadt. 1811. 70 S. 8. (4 Gr.)

Der Vf. schrieb dieses Büchlein zunächst für seinen Privatgebrauch. Er sammelte, sichtete, ordnete für den Zweck des ersten Unterrichts und dessen Bestimmung zur Entwickelung des jugendlichen Verstandes, „nicht, wie er selbst versichert, ohne Belehrung durch die Erfahrung selbst, wie ein Unterricht in der Muttersprache in der Frühperiode dem kindlichen Gemüthe zusage, d. h. theils *aufklärend*, theils *anfregend* angelegt seyn müsse." Wir müssen dem Vf. das Zeugniss geben, dass er ein für seinen Zweck recht brauchbares Büchlein geliefert hat, das Vielen, die, eben so wie er, den ersten Unterricht in der Muttersprache zu ertheilen haben, willkommen seyn wird. Nur dürfen sie keine Grammatik für sich selbst hier suchen: sie finden hier bloss Aufgaben, ihre eigene Grammatik mit Vortheil für den Unterricht anzuwenden. Die zum Schluss angegebenen Grundsätze der Aussprache, der nächsten Abstammung, des Schreibgebrauchs, so wie die Regeln über den Gebrauch der grossen Buchstaben, der Dehnungszeichen, der Sylbentheilung und Trennung zusammengesetzter Wörter, sind zur Erleichterung der Übersicht recht zweckmässig tabellarisch zusammengestellt. Der Druck ist gut, aber das Papier sollte besser seyn.

Bab.

Pädagogik. *Bamberg*, im Comptoir der Zeitung: *Kurze Darstellung des graserischen Werkes: Divinität, oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung*, vom Bibliothekar *Jäck* zu Bamberg. 1814. 85 S. 8.

Was der Leser in dieser Schrift zu suchen hat, giebt der Titel an. Hr. *J.* will jeden, (so lauten seine eigenen Worte) zum Denken reifen Literat in den Stand setzen, sich von der neuen *graserischen* Theorie einen vollständigen Begriff zu bilden, ohne dass er nöthig habe, das Werk (das in unserer A. L. Z. Jahrg. 1811. No. 210 und 211 gewürdiget worden ist) selbst zu lesen.

— z w —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

MAY 1814.

GRIECHISCHE LITERATUR.

CAMBRIDGE, gedr. b. Smith, LONDON, b. Mawmann: *Ricardi Porsoni Adversaria.* Notae et Emendationes in poëtas Graecos, quas ex schedis manuscriptis Porsoni, apud Collegium SS. Trinitatis Cantabrigiae repositis, deprompserunt et ordinarunt, nec non indicibus instruxerunt *Jacobus Henricus Monk*, A. M. *Carolus Jacobus Blomfield*, A. M. 1812. XVII u. 334 S. gr. 8. (Mit Porsons Bildnisse.)

Kaum hätten wir einen so reichhaltigen Nachlass des trefflichen, der griechischen Literatur zu früh entrissenen *Porson* erwartet. Denn dass er es bey seinen Studien nicht, nach holländischer Sitte, auf weitläuftige *Adversaria* angelegt hatte, davon zeugen hinlänglich die von ihm besorgten Ausgaben einiger euripideischer Tragödien; indess las er, wie es seyn muss, mit der Feder in der Hand, und begreiflich ist es, dass einem so belesenen, so feinfühlenden, so grammatisch-gründlichen Kritiker, auch bey flüchtiger Lectüre, manche neue Bemerkung, manche treffende Verbesserung sich darbot, welche er bald dem Rande des Schriftstellers beyschrieb, dem er seine Lectüre widmete, bald auf eigenen Zetteln einer genaueren Prüfung und künftigen Bekanntmachung aufbewahrte. Diess war die Veranlassung des vorliegenden Werkes, über welches sich die Herausgeber in der Vorrede erklären. Wir heben die ganze Stelle aus, auch als Probe der guten Schreibart, in welcher *Porson's* Schüler eine rühmliche Ausnahme von der sonstigen Gewohnheit ihrer Landsleute machen: *Porsonus moriens schedas quasdam reliquit, quae cum magnas inter doctos spes excitarunt, tum inprimis inter familiares ejus et amicos, quibus Vir egregius haud obscure indicare solitus est, se magnam rerum varietatem, non modo memoriae, qua maxime pollebat, in custodiam dedisse, sed in chartulas etiam et librorum oras accurate diligenterque conjecisse. — Postquam igitur repentinae mortis acerbitate expectationes, quas de inceptis ejus homines susceperant, evanuerunt, de chartis istis, librisque manu ejus ornatis, statim quaeri coepit. Haec omnia, paucis post mensibus ab heredibus τοῦ μακαρίτου pretio haud exiguo redempta, inter κειμήλια sua reposuit SS. Trinitatis Collegium, cujus ipse, dum vita suppetebat, decus fuit atque ornamentum. Viri igitur doctissimi, penes quos fuit rei istius arbitrium, nos dignos judicarunt quibus id officii concrederetur, ut, commentariis istis diligenter excussis, delectuque adhibito, istinc depromeremus quicquid cum republica literaria communicandum videretur.* Was die *Auswahl* betrifft, welche vielleicht nicht Allen streng genug scheinen möchte: so äussern die Herausgeber sich ferner dahin: *se veritos esse, ne, acerbiore delectu instituto, nimis arroganter egisse viderentur.* Und in der That, wir gestehen, dass wir kaum eine kritische Schrift kennen, welche sich mit diesen *Adversariis* in Rücksicht der Menge ganz evidenter und preiswürdiger Verbesserungen vergleichen liesse.

Der Inhalt des Ganzen ist unter folgende Hauptrubriken gebracht: *I. Praelectio in Euripidem, recitata in scholis publicis Cantabrigiae 1792 Graecarum literarum professionis adeundae causa* (S. 3). Über diese Vorlesung, das Erzeugniss weniger Tage, fällen die Herausgeber selbst folgendes sehr richtige Urtheil: *Visum est neque injucundum fore neque inutile, inter tot summae diligentiae ac laboris monimenta, uno exemplo ostendere, quid vir, accurata doctrina instructissimus, festinans efficere potuerit.* Neue Ideen, eine tief eindringende Würdigung des Tragikers darf man nicht erwarten; das Bekannte über dessen Leben, Bildungsgeschichte, Verhältniss zum Aeschylus und Sophokles (gegen den Ersten war er übelwollend und undankbar), über die Ökonomie seiner Stücke ist lichtvoll und, wenn wir uns des oft zweydeutigen Ausdruckes hier in gutem Sinne bedienen dürfen, populär zusammengestellt. Da alle Trauerspiele dieses Dichters mit erzählenden Prologen versehen sind bis auf den Rhesus und die Iphigenia auf Aulis: so urtheilt auch *P.*, dass den Prolog der letzten, von welchem wir noch drey Verse bey Aelian finden, die Zeit uns entrissen habe, da hingegen der Rhesus, als unächtes Stück, nicht für eine Ausnahme von der Regel gelten könne. Dann von den Fehlern des Euripides, besonders, *quod sapientiam suam intempestive ostentat, et nutrices atque servos ex intimis philosophiae adytis oracula fundentes inducit.* Feiner sind die Bemerkungen, auf welche *Porson* durch einen anderen Tadel, dass E. sich zu sehr in langen Erzählungen gefalle, und durch gleiche Vertheilung der Verse zwischen zwey im Wechselgespräch begriffenen Personen einförmig werde, geführt wird. Das Erste leitet er aus der grossen Einfachheit der alten Tragödien her, welche aus der Einheit der Handlung floss, und wobey die Dichter auf Verlängerung und Ausschmückung der Erzählungen besonderen Fleiss verwandten: *nimirum antiqui*

nimia brevitate laborabant; nos nimia longitudine peccamus. Nulla, quantum meminerim, adhuc superest tragoedia, quae ad duo millia versuum assurgat, multae vix ultra mille exeurrunt; cum brevis nobis videatur fabula, quae non tria saltem millia numeret. Das Zweyte rechtfertigt er durch folgende, nur dem Kenner verständliche Bemerkung: *Ea est Graecae linguae perspicuitas, ea multum in parvo dicendi facultas, ea particularum vis et claritas, ut, una earum apte inserta, simul ad id, quod prior interlocutor dixerat, respondeatur, simul sententia utraque ita constringatur et copuletur, ut ex duabus una efficiatur.* Zuletzt folgt eine Kritik der Eurip. Hekabe, ungefähr in der Manier des *Brumoy* oder *Prevost*, zugleich mit einer Vergleichung einiger Stellen des Ovidius und Ennius.

II. *Observationes variae* (S. 33). Wenige, aber herrliche Bemerkungen über einige Feinheiten der attischen Sprache, z. B. dass bey den Betheurungsformeln νὴ Δία, νὴ τὸν Δία, μὰ Δία, οὐ μὰ Δία, νὴ τὸν Ἀπόλλω u. s. w., eben so bey καὶ μὴν, οὐ μὴν, die Partikel γε immer erst nach einem zwischenstehenden Worte eingeschaltet wird (S. 32); dass μὴ οὐ, ἢ οὐ bey den Attikern immer Monosyllaba sind (S. 40); dass δύω für δύο von den Attikern niemals gebraucht wurde (S. 35); dass eine Krasis, wie τοὖδας, den Attikern unerhört war (S. 38); dass auch attische Dichter ἠδὲ statt καὶ sagen u. s. w. Durch feine Beobachtung dieser Formen des Sprachgebrauchs bietet sich die Verbesserung mehrerer Stellen der Attiker von selbst dar. Eben so werden durch Bemerkung der Buchstaben, welche oft von den Abschreibern verwechselt worden, andere Stellen trefflich berichtigt. Z. B. ε und σ (S. 38 ff.), αι und ε. Pausanias X, 31 wird daher also verbessert: πρῶτος ἐν δράματι ἔδειξε Πλευρωνίαις·

Κρυερὸν γὰρ οὐκ ἤλυξε μόρον·
Ὠκεῖα δέ νιν φλὸξ κατεδαίσατο,
Δαλοῦ περθομένου
Ματρὸς ὑπ᾽ Ἀλθαίας κακομηχάνου.

III. *Notae et Emendationes in Athenaeum* (S. 43). Unstreitig der wichtigste und gehaltvollste Abschnitt im ganzen Buche, welcher eine unermessliche Fülle der trefflichsten, durch Leichtigkeit und Scharfsinn gleich ausgezeichneten Verbesserungen enthält. Mit Grund der Wahrheit sagen die Herausgeber in der Vorrede: *Omnes Criticos, qui in hoc campo decurrerunt, longe longe superavit: quin et illud jure affirmari potest, non tot ex Athenaeo corruptelas ab universa virorum doctorum gente sublatas esse, quot ab unius Porsoni manu felici.* P. scheint einst den Plan gehabt zu haben, diesen Schriftsteller herauszugeben. Die Herausgeber theilen hier S. 83 ff. ein Specimen dieser Ausgabe von *Porsons* Hand mit, welches VI. p. 246 E. bis 248 fin. umfasst. Welchen Athenäus würden wir haben, wenn P. seinen Plan hätte ausführen können! Wir theilen hier nur einige Proben mit, voraussetzend, dass Lesern, welche diese Mittheilung interessirt, die gewöhnlichen Ausgaben zur Hand seyn werden. I. p. 3 F. wird trefflich so verbessert:

Τοῦ γάρ τις ἄλλου, πρὸς θεῶν, πάτερ᾽ οὕνεκ᾽ ἂν
Εὔξαιτό —

I. p. 7 E. also:

μηκώνος ἐπιπάσας ἄνω
Κόκκους μελαίνης τετταράκοντα τὸν ἀριθμὸν,
Περὶ τὴν Σκυθίαν ἔπαυσε τὴν ἐπιθυμίαν.

und im folgenden Verse μασώμενος. — I. p. 8 A. folgendermassen:

[Ἐσθίων θ᾽] ὃν οὔτι τίμον [οὔτιν᾽] εἰσενήνοχας,
Οὔτε μὴν κληθεὶς ἐς ἡμᾶς ἦλθες, οἷα δὴ φίλος·
Ἀλλά σ᾽ ἡ γαστὴρ νόον τε καὶ φρένας παρήγαγεν
Εἰς ἀναίδειαν.

Auf wenig Seiten des Athenäus sind die Verbesserungen so zahlreich als VIII. p. 339, nämlich A. 1. τουτονὶ τίς λήψεται, statt τοῦτον εἰ τ. λ. A. 2. B. 7. C. 9. Μισγόλας st. Σμιγόλας. A. 4. Ὃν ἢν ἴδῃ, τὰς χεῖρας οὐκ ἀφέξεται. st. Ὃν ἂν ἴδῃ. A. 7. Ἀνδρῶν τ᾽ ἄριστον κωβιὸν, st. Ἀνδρωτάριστον κωβιόν. B. 4. Ἀφύας δὲ λεπτὰς τάσδε καὶ τὴν τρυγόνα χωρὶς Θεανοῖ δεῦρ᾽ ἔθηκ᾽ ἀντιρρόπους. st. εἰ εὑρεθῇ κἀντιρρόπους. E. 3. κατέδεται st. κατεδεῖται.

E. 5. Ὅμως δὲ δοῦναί σοι κέλευσον σαργάνας
Αὐτήν· ταρίχους εὐπόρως γὰρ τυγχάνει
Ἔχουσα, καὶ σύνεστι σαπέρδαις δυσίν.

st. σαργανίας Αὐτὴν ταρίχους. — σύνεστιν ἅπερ δ᾽ εἰς δυσίν. — F. 7. ἐμβλέπων ἐμοὶ, Ὥς γ᾽ οὖν ἐδόκει, πρὸς δ᾽ ἕτερον ἄνθρωπον τινὰ Ἐλάλει — st. ἐμβλέπων δὲ μοι· Ὥς δ᾽ οὖν ἐδόκει, πρὸς ἕτερον ἄ. τ. — F. 10.

Ὧν ἔλεγεν, ἐπένευον διακενῆς, τῷ δ᾽ ἄρα
Βλέπουσι χωρὶς —

VIII. p. 340 C. verbessert er: Ἡ Καλλιμέδων γλαύκου προέιτ᾽ ἂν κρανίον. — VIII. p. 343 F. οὐδέ τιν᾽ ὧδε Γῆρυν χρυσολόβοις οὔασιν ἠγάσατο. — VIII. p. 344 D. Τοὺς μὲν ἄρ᾽ ἄλλους οἰκουρεῖν χρῆν, πέμπειν δὲ Νέθιππον ἔν᾽ ὄντα. — VIII. p. 346 A. ἕψε καὶ γεύου πυκνά. Ἅλας οὐκ ἔχει· προσένεγκ᾽· ἐπιδ᾽ εἰ δεῖταί τινος. — XIV. p. 649 B. Τοῦτ᾽ ἦν πίης, ῥᾴων ἔσει τὴν οὐσίαν.

Die folgenden Abschnitte über die Tragiker, Komiker u. s. w. stehen dieser Parthie weit nach. Mit Recht sagen die Herausgeber davon in der Vorrede: *Notulae in Tragicos pleraeque non tam emendationes dicendae sunt, quam emendandi materies et critica supellex.* Viele bestehen nur aus Citaten anderer kritischer Schriften, in welchen gelegentlich etwas zur Verbesserung dieser Dichter vorkommt. Wir wollen bey diesen Noten nicht verweilen, da überhaupt eine Idee davon für ein gemischtes Publicum sich durch Auszüge nicht recht geben lässt, sondern bloss die Hauptrubriken anzeigen: IV: *Notae et Emendd. in Aeschylum*, S. 149. V. *Notae et Emendd. in Sophoclem*, S. 162. VI. *Notae et Emendd. in Euripidem*, S. 217. VII. *In incertos Tragicos*, S. 278. VIII. *In Aristophanis fragmenta*, S. 279. IX. *In ceteros Comicos*, S. 282. X. *Emendationes in Strabaeum*, S. 302. XI. *Emendationes in diversos poetas*: *in Apollonium Rhod.*, S. 306, *in Aristonem*, S. 307, *in Asclepiadem*, Ebend., *in Babrium*, Ebend., *in Callimachum*, S. 308, *in Choerilum*, S. 309, *in Crinagoram*, Ebend., *in Gregorium Nazianz.*, S. 310, *in Hymnum Homericum, in Cererem*, Ebend., *in Meleagrum*

S. 311, *in Mimnermum*, Ebend., *in Nonnum*, Ebend., *in Paulum Silentiar.*, Ebend., *in Philodemum*, *S.* 312. *in Pindarum*, Ebend., *in Simonidem*, *S.* 313, *in Theognidem*, Ebend., *in Tryphiodorum*, *S.* 314, *in Sententias singulares*, Ebend. Das Buch schliessen sehr fleissig gearbeitete *Indices Auctorum* und *Rerum et Verborum*.

Überdiess hat *P.* noch sehr viel über den Aristophanes hinterlassen, das zu anderer Zeit bekannt gemacht werden soll, vielleicht in einer neuen Ausgabe des Komikers. Endlich *restant adhuc edenda, quae in prosae orationis scriptores, in Lexica Graeca et in auctores Latinos conscripserat Porsonus, praeclara ingenii ac doctrinae specimina, inter quae curae ejus in Hesychium maxime eminent.* Auch ist noch vorhanden Porsons *Apographum* von *Photii Lexicon, quod ex cod. olim Galeano manu sua emendate descripsit.* Alle diese Papiere besitzt das Collegium SS. Trinitatis zu Cambridge.

Wer möchte nicht wünschen, dass sie sämmtlich dem Publicum bald mitgetheilt würden! Ref. erinnert sich auch vormals mehrere griechische Gedichte, mit seltener Eleganz und Alterthümlichkeit von *Porson* verfasst, in den Händen seines gelehrten Landsmannes und Freundes *Marsh* gesehen zu haben. Auch die Bekanntmachung dieser Gedichte würde den Vertrauten der griechischen Muse ein sehr erfreuliches Geschenk seyn. E.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris, b. Savoye: *Memoires secrets sur la vie de M. Clement, evêque de Versailles, pour servir d'eclaircissement à l'histoire ecclesiastique du 18e siècle.* 1812. 128 S. 8.

Der Held dieser Schrift, deren Vf. nach uns zugekommenen Privatnachrichten *Saillant*, Pastor zu Villiers le bel, ist, wurde im J. 1717 geboren und starb 1804. Er fiel also in die Zeiten der jansenistischen Streitigkeiten und der Revolution. Nicht nur an jenen, sondern auch an dieser, so weit sie die Kirche anging, hat er lebhaften Antheil genommen. Er war selbst ein eifriger Jansenist, unterzeichnete die bekannte Formel nicht, bekämpfte die Jesuiten mit grosser Kühnheit und Geschicklichkeit, suchte zum Besten seiner Partey bey den Päpsten zu wirken, und stand in einer langen und engen Verbindung mit der jansenistischen Kirche in den Niederlanden. Vor der Revolution hatte er eine Stelle im Domcapitel zu Auxerre bekleidet, und auch diese zuletzt niedergelegt. Er lebte in einer gänzlichen Entfernung von öffentlichen Geschäften, als der grosse Sturm anfing. Ungeachtet er sich jetzt noch mehr zurückzog, und auf seinem Landgute ganz abgeschieden lebte: so fiel er doch als Priester in die Verfolgung, und wurde gefangen gesetzt. Als er nach 8 Monaten wieder aus seinem Kerker kam, fand er das Gebäude der französischen Kirche zerstört, und den öffentlichen Cultus durch die neue Regierung verboten. Obgleich schon nahe an 80 Jahren, fand er sich doch noch berufen, und stark genug, um zu retten, was noch zu retten war, und zur Wiederherstellung des Verlorenen kräftig mitzuwirken. Er hielt sich an die Geistlichkeit, welche jetzt constitutionell war, konnte aber nur einige Bischöfe, unter welchen der berühmte Gregoire war, finden, die sich mit ihm zu gleichem Zwecke vereinigten. Im Ganzen waren es jetzt fünf Bischöfe, welche sich verbanden, eine Art von Synode ausmachten und fast täglich Versammlungen hielten, um der Religion und Kirche wieder eine öffentliche Autorität und Verfassung zu verschaffen. Nach und nach fanden sich immer mehrere Menschen, welche die Absichten dieser Gesellschaft befördern halfen. Der brave und freymüthige Gregoire hielt im Convent unter den heftigsten Widersprüchen, unter dem wüthendsten Geschrey der Feinde der Religion und unter den grössten Gefahren eine Rede für die Religion und Kirche; andere Redner, welche von der kleinen Synode gestimmt waren, folgten nach; es wurden auch einige Schriften zu gleichem Zwecke herausgegeben, und durch alles diess ein Eindruck auf das Volk hervorgebracht, wodurch sich der Convent endlich genöthiget sah, den Cultus wieder frey zu geben. Jetzt war aber noch übrig, die Sachen wieder in Ordnung zu bringen, und dem Ganzen eine feste Grundlage zu sichern. Clement und seine Verbündeten suchten sich, wiewohl umsonst, mit dem Papste in Verhältnisse zu setzen. Sie correspondirten mit allen constitutionellen Geistlichen des Reichs. Sie bemühten sich, es dahin zu bringen, dass die vielen erledigten Bisthümer besetzt würden. Sie trugen bey den Bischöfen des Reichs auf eine Nationalsynode an. Diese Bemühungen waren lange Zeit meistentheils umsonst. Clement richtete seine besondere Aufmerksamkeit auf die Diöcese von Versailles, deren constitutioneller Bischof gestorben war. Er brachte es dahin, dass zu Versailles eine Diöcesan-Synode gehalten wurde, welche mehrere Beschlüsse abfasste, und einen Termin zur Wahl eines neuen Bischofs festsetzte. Das Directorium verbot die dazu angesetzte Versammlung, und liess die Mitglieder der Synode, besonders Clement, vor ein peinliches Gericht stellen; sie wurden jedoch nach einer langen Untersuchung zuletzt freygesprochen. Endlich wurde der Bischof nicht durch eine Synode, sondern durch Abstimmung der Parochieen, der Unter- und Ober-Priester in der Diöcese, und durch das Scrutinium eines zu Versailles gebildeten Presbyteriums gewählt. Clement hatte die absolute Majorität der Stimmen für sich. Er wurde zum Bischof von Versailles proclamirt, und nahm diese Würde noch im 80 Jahre seines Lebensalters an. Er unterwarf sich dabey allen Formen, welche durch die Canones vorgeschrieben sind, und insbesondere dem Examen des Metropolitan, welchem er Rechenschaft von seinem Leben, seiner Lehre, und den Regeln seines öffentlichen Betragens ablegte; er erklärte namentlich und ausführlich seine feste Anhänglichkeit an die augustinische Lehre und seine Verwerfung der Bulle Unigenitus. Er gab dem Papste von sei-

ner Ernennung Nachricht, erklärte seine Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl, als den Mittelpunct der katholischen Gemeinschaft, und ersuchte den Papst ehrerbietig, sich der französischen Kirche väterlich anzunehmen. Er hielt eine neue Synode zu Versailles, welche die Nationalsynode vorbereiten sollte, die endlich nach unzähligen Schwierigkeiten zu Stande kam, und unter den grössten Gefahren zu Paris gehalten wurde. Nach der Beendigung derselben hielt er eine neue Synode zu Versailles, um die Acten des Nationalconcils anzunehmen, und verschiedene Decrete abfassen zu lassen. Er gab Schriften über die Unzertrennlichkeit der Ehe und die Ehescheidung, über die Feyer des Sonntags ungeachtet des Gesetzes der Dekaden, heraus. Er gab verschiedene merkwürdige Mandements bey der Eröffnung des Feldzugs und bey dem Attentat auf das Leben des ersten Consuls, beym Antritt Pius VII u. s. w. Sobald er von den Friedenspräliminarien hörte, machte er abermals ein Mandement bekannt, in welchem er nicht nur Belehrungen über den Frieden des Staates und der Kirche ertheilte, sondern auch den constitutionellen Clerus im Geiste der gallicanischen Kirche rechtfertigte. Er hörte nicht auf, die Besetzung vacanter Bischofssitze und die Zusammenberufung von Synoden zu betreiben. Endlich kam die zweyte Nationalsynode zu Stande, bald aber veranlassten die Absichten des Consuls die Auflösung derselben. Die Bischöfe, welche auf derselben versammelt waren, gaben alle auf einmal, aus Liebe zum Frieden, und um die mit dem Papste verabredeten Plane des Consuls nicht zu stören, ihre Dimission. *Clement hatte schon vorher von selbst seine Dimission gegeben*, und zwar weil seine Bemühungen in einem so hohen Alter wenig Erfolg hatten. Er tadelte aber in mehreren Schriften jene allgemeine Verlassung des Episcopats unter einer ganzen Nation, und suchte ihren Grund in dem Leichtsinn, der Furcht oder Schmeicheley, und der Gleichgültigkeit gegen die geheiligten Rechte, ja gegen die Existenz der gallicanischen Kirche. Desswegen aber widersetzte er sich der neuen Organisation dieser Kirche, auf welche die geistliche und weltliche Macht einstimmig bedacht waren, nicht, vielmehr publicirte er ein Mandement, in welchem er öffentliche Gebete für den Congress zu Amiens und die Abschliessung des Concordats anordnete; er hätte nur gewünscht, dass die Bischöfe, von welchen man noch keine Dimission verlangte, fest beharrt hätten, mit dem Entschlusse, sich dem neuen Concordate zu unterwerfen. Noch vor Erscheinung desselben, als der Cardinal Legat ankam, um es abzuschliessen, schrieb er mehrere Briefe an den Papst, bezeugte ihm seine Dankbarkeit und Ehrerbietung, wiederholte die Bitte, die er schon an mehrere Päpste gemacht hatte, die alte, reine, augustinische Lehre in der Kirche wiederherzustellen, enthüllte ihm die Kunstgriffe der Jesuiten, um die gesunde Lehre zu unterdrücken, ersuchte ihn, eine ökumenische Synode zu halten. Nachdem das Concordat erschienen war, schrieb er aufs neue an den Papst, dankte ihm, und gab ihm Rechenschaft von der Verwaltung seiner Diöcese. Er gab noch ausserdem ein Memoire heraus, in welchem er die Verdienste des Concordats ins Licht setzte, und zeigte, dass dasselbe mit allen legalen und kanonischen Formen, welche in Frankreich das öffentliche Recht begründen, bekleidet, dass es von ultramontanischen Fehlern frey sey, dass es die Grundsätze der gallicanischen Kirche, die ununterbrochene Fortdauer dieser Kirche und ihres Clerus auch während der Revolution anerkenne. Nachdem er noch mehrere Schriften, unter andern seine Reisen nach Spanien, den Entwurf einer Bulle zur Aufklärung der Lehrpuncte, welche seit mehr als zwey Jahrhunderten verdunkelt und bestritten worden wären, eine Abhandlung über die Atlantis, herausgegeben hatte, starb er im 87 Jahre.

Diess ist das Wesentliche aus dem Leben eines Mannes, welcher im Auslande wenig bekannt ist. Man sieht daraus zugleich, wie tief der Jansenismus noch immer in Frankreich bey Vielen eingewurzelt ist, man sieht aus diesen Nachrichten sich ein neues Licht über gewisse kirchliche Ereignisse in Frankreich verbreiten. Dem Eifer, der Freymüthigkeit, Thätigkeit, Beharrlichkeit und Weisheit, womit Clement noch im hohen Alter die Erhaltung und Wiederherstellung der Religion und Kirche in Frankreich beförderte, wird man Achtung und Bewunderung nicht versagen können. Auch von anderen Seiten war sein Charakter sehr ehrwürdig. Er besass gründliche gelehrte Kenntnisse, vorzüglich im kanonischen Rechte, und wusste wichtige und streitige Fragen mit sehr viel Methode, Präcision und Richtigkeit zu behandeln. Übrigens war sein Geschmack nicht gebildet, sein Stil nicht rein, seine Ausarbeitung nicht reif und vollendet. Denselben Vorwurf kann man aber auch dem Vf. der vorliegenden Memoires machen.

T Z.

NEUE AUFLAGEN.

Prag, b. Calve: *Anweisung zur Erziehung, Pflege und Schnitt der Obstbäume am Spalier und als Pyramiden.* Nach den neuesten Anweisungen des Hn. *Calvel* in Paris bearbeitet und mit Zusätzen und Anmerkungen vermehrt vom Pfarrer *Sickler*, Herausgeber des bekannten deutschen Obstgärtners. Mit 4 Kupfertafeln. Zweyte unveränderte Auflage. 1812. 219 S. 8. (18 gr.) (Die erste Auflage dieses sehr nützlichen Buches erschien bereits 1802.)

Salzburg, b. Mayr: *Lehrbuch für studirende Jünglinge zur Bildung ihres Herzens.* Von P. *Aegidius Jais.* Vierte Ausgabe. 1813. 317 S. 8. (12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(Fortsetzung der in No. 78. abgebrochenen Recensionen-Reihe.)

Giessen, b. Heyer: *Warum muss die französische Sprache weichen, und wo zunächst?* Von *Friedrich Gottlieb Welcker*, Professor zu Giessen. Zum Besten unbemittelter Freywilliger des Grossherzogthums Hessen, von Seiten des Verfassers und Verlegers, im Januar 1814. 48 S. 8. (6 Gr.)

Die Nationalcharaktere der Franzosen und der Deutschen sind in dieser Schrift mit vielen wahren Bemerkungen gegen einander aufgestellt, und richtig lautet das Resultat, dass wir nie etwas haben werden, woran wir die Franzosen fassen könnten, weil sie gar nichts von unserem inneren Wesen begreifen, und nicht im Geringsten auf uns eingehn, sondern uns nur in demjenigen fassen, was wir von ihnen angenommen haben. Deswegen steht unserer Nationalität und Selbstständigkeit in Sitten und Ansichten immer einige Gefahr von dem Franzosenthum bevor, so lange noch ganze Classen unserer Gesellschaft sich von einiger Hinneigung zu demselben nicht frey gemacht haben, gesetzt auch, dass wir uns noch ungleich grössere Verdienste, als wir schon besitzen, in Wissenschaft und Kunst erworben hätten, und einen unsterblichen Cyklus von Männern aufweisen könnten, welche von vielen Völkern als Unsterbliche bewundert würden.

Man sieht leicht, wie von solchen Bemerkungen, die sich bis über die Hälfte des Büchleins ausbreiten, die Brücke zu der eigentlichen Aufgabe desselben geht. Wir freuen uns, hier eine nachdrückliche Stimme mehr zu vernehmen, welche den unseligen Gebrauch der französischen Sprache in vielen Verhältnissen des deutschen Lebens, als unanständig, gefährlich und unheilbringend verwirft. Mit dieser würden zugleich aus Deutschland der Geist, der in ihr wohnt, die Lebensart und Manieren, die daraus hervorgehn, die Empfindungsweise, die Anschauung der Natur und die Ansicht der Geisteswelt, die ihr eingeboren sind, kurz das ganze französische Wesen, mit seiner Äusserlichkeit und Oberflächlichkeit verschwinden. In seinen Hoffnungen, in wiefern diess bald geschehen möge, ist der Vf. sehr gemässigt. Zunächst freut er sich, dass die Regierungen, die Gerichte, die Schulen in unseren deutschen Gauen nun wieder frey von der fremden Zunge sind, und hat vollkommen Recht, dass sie mit methodischer Tyranney eingeführt wurde, um unser eigentliches Leben zu vernichten. Kaiser Otto der Erste lernte mit Fleiss die slawische Sprache, indem er sich mehrere slawische Völker unterwarf, und glaubte, wie Mithridates, nicht ein Volk regieren zu können, dessen Sprache er nicht verstände; aber die französischen Machthaber der neuesten Zeiten wollten wie die Römer seyn, und die bezwungenen Völker sollten ihre Sprache lernen, um von ihnen gehudelt zu werden. Zum Glück war das französische Regierungswesen in Deutschland kein Römerthum, sondern eine Nachäffung desselben, die früher oder später durch die innere Stärke des deutschen Gemüthes und Geistes durchaus nichtig geworden wäre, wenn auch das Waffenglück zum Heil unserer Tage sie nicht schnell nach Gallien zurückgejagt hätte.

Dass die französische Sprache auch in der Diplomatik beträchtlich von ihrem Gebiet verlieren werde, hofft der Vf. mit der Äusserung, sie habe dort nur mittelbar durch das Ansehen geschadet, welches ihr eingeräumt wurde. Allein der Nachtheil, welcher für diplomatische Verhandlungen, und überhaupt für den diplomatischen Geist, aus dem Gebrauch der französischen Sprache anderen Nationen, und der Vortheil, welcher daraus der französischen erwuchs, war unmittelbar und viel grösser, als hier angedeutet wird. Nie kann der Ausheimische die Sprache eines Volks so inne haben, wie der Eingeborne; und dieser wird bey allen Verhandlungen, wo man seine Sprache gebraucht, gegen den Fremden ein grosses Übergewicht behaupten, zumal in der diplomatischen Welt, wo auf die feinste Schattirung des Ausdrucks und der Wendung, auf den Anstand der Sprache so ungemein viel ankommt; und eine Eitelkeit an der Tagesordnung ist, welche lieber einen wesentlichen Vortheil verabsäumt, als sich augenblickliche Blössen giebt. Leider bleibt auch unverkennbar für Jeglichen, der Europa's diplomatische Weise in dem letzten Jahrhundert und Jahrzehend gekannt hat, wie viele schlechterdings unwissende, aller höheren Bildung untheilhaftige Menschen in ihnen empor kamen, bloss weil sie französisch, wie schlecht es immerhin seyn mochte, plapperten und schrieben. Also war es nicht, wie man der lateinischen Sprache als der eigentlichen diplomatischen sich bediente. Wer ihrer mächtig ist, kann einer weiteren Bildung nicht ganz fremde seyn, zumal wenn ihn sein übriges Leben, und die Gewandtheit und Feinheit der Sitten und Vorstel-

lungen, die keinem Diplomatiker fehlen dürfen, vor pedantischer Einseitigkeit behüten. Ausserdem wäre, wenn die lateinische Sprache in diplomatischen Geschäften die allgemein gültige würde, für alle handelnden Personen eine gänzliche Gleichheit des Organs: denn sie mögen sich einer nicht mehr lebenden Sprache gleich vollkommen bemächtigen. Übrigens versteht sich von selbst, dass sich Deutschland in den politischen Angelegenheiten auch der lateinischen Sprache nur gegen die fremden Staaten bediene, und auch da die deutsche immer zur Seite stelle, um nie von sich selbst zu weichen; innerhalb seines eigenen Staatenbundes aber schlechterdings nur die vaterländische in Anwendung bringe: denn aus dem reinen Staatsrechte läfst sich darthun, dass nur diejenigen Menschen zu Einem Staate wahrhaftig erwachsen können, die sich einander vollkommen zu verständigen wissen, also von Kindheit an eine und dieselbe Zunge gebrauchen.

Der Vf. meint, die Geschäfte neigten sich, insofern sie einen etwas fremdartigen, gleichsam stehenden und terminologischen Ausdruck, einen besonderen Stil foderten, gewissermafsen zum Gebrauch einer fremden Sprache. Schon die Unsicherheit des Ausdrucks bey dieser Behauptung deutet an, dass ihm selbst dabey nicht ganz geheuer war. Das mit Geist und Leben behandelte öffentliche Geschäft, und wir wollen keine andere Führung desselben, ist ein Theil von unserem vaterländischen Seyn, welches seinen rechten Ausdruck nur in unserer Sprache finden kann. Ist sie zu der dazu nöthigen Bestimmtheit ausgebildet, was sie bey ihrer übrigen Vollkommenheit seyn wird, wenn wir nur mit vaterländischer Seele öffentlich handeln: so hat sie auch ihren stehenden Ausdruck für die Geschäfte, der aber nie zu einem blossen Worte werden kann, weil er aus unserem Inneren hervorgegangen ist; bey dem Geschäftsstil in fremder Sprache laufen wir immer Gefahr, uns an den Buchstaben zu verlieren, wie wir leider seit dem westphälischen Frieden diese traurige Erfahrung gemacht haben. Übrigens brauchte der Vf. sich darüber nicht unsicher zu äussern, ob der veraltete deutsche Geschäftsstil unter dem französischen sey. Ohne allen Zweifel ist es jenes Ungeheuer, welches aus der Erschlaffung aller deutschen Art seit dem dreyssigjährigen Kriege, aus dem Verschwinden alles öffentlichen Geistes in dumpfe Schreibstuben, aus dem Fachwerke der Staatsverwaltung, die doch ein Kunstwerk seyn soll, aus dem Ceremoniell, welches man uns aufbürdete, wider unsere Eigenthümlichkeit, aus der Laffenhaftigkeit, dass wir wie Franzosen seyn wollten, überhaupt aus den unseligsten Elementen hervorgeschlichen. Aber eben so wenig läfst sich zweifeln, dass für denjenigen, welcher sie zu handhaben versteht, die deutsche Sprache zu jeder Art von Geschäftsstil sehr tauglich werden kann, wovon wir jetzt im Preussischen schon manches treffliche Beyspiel sehen. Ausserdem muss man erwägen, dass sie nimmer zu etwas bloss Förmlichem herabsinken kann, wenn sie nicht, wie in dem alten Kanzleystil, zu dem ekelhaftesten Wortgemenge werden soll; dass sie also bey dem geringsten Leben, welches sie sich bewahrt, nicht ein durchaus falsches Wort wie die französische, sondern immer ein Spiegel von Gesinnungen, Grundsatz, Thatsache seyn wird. Wie unschätzbar diess sey, um überhaupt den Geist der Redlichkeit in dieser öffentlichen Verwaltung fest zu halten, braucht nicht weiter entwickelt zu werden.

Am wenigsten erwartet der Vf., dass an den deutschen Höfen die französische Sprache bald verschwinden werde. Die erste Classe der Gesellschaft stehe in ganz Europa in solchem Zusammenhange, dass dadurch die jedes einzelnen Landes einigermafsen gebunden sey; und ausserdem liebe sie eine gewisse Absonderung von den übrigen Volksclassen, welche sie am leichtesten durch den Gebrauch einer fremden, besonders der französischen Sprache erreiche, der man eine gewisse Vornehmigkeit, so wie überhaupt den Franzosen und ihrer ganzen Literatur, nicht absprechen könne.

Unsere Erwartungen in dieser Hinsicht sind wegen einiger Beyspiele, die deutsche Höfe schon gaben, etwas mehr von Hoffnung belebt. Vorzüglich kommt es darauf an, dass die Fürstin, welche an der Spitze eines Hofes steht, deutschen Sinn hegt, und die Sprache, Literatur der Deutschen genug kennt, um sich in jener mit Geist und Gewandtheit auszudrücken, und diese zu lieben. Sie wird nicht gestatten, dass in ihrem Kreise eine andere als die vaterländische Sprache geredet werde, es sey denn, man mache der Höflichkeit wegen bey Gegenwart eines ausheimischen Gastes, der die deutsche Zunge nicht versteht, in sofern eine Ausnahme, dass man im unmittelbaren Gespräch mit ihm seine Nationalsprache oder eine andere, worin sich beide Theile verständlich machen können, gebrauche. Übrigens taugt gerade das vornehme Absondern der Hofgesellschaft von den anderen Classen gar nichts. Denn nach der richtigen Bemerkung des Vfs. bildet sich eine Nation nur geistreich aus, wenn sich Höfe und Adel mit allen denjenigen, die sich durch eine höhere Geistescultur auszeichnen, zu Einer Gesellschaft zusammenthun, und gewiss scheint, dass deutsche Kunst und Wissenschaft sich hinlänglich entwickelt haben, um die Seele der feinen Gesellschaft zu seyn, wodurch sie sich wiederum mit überraschender Schnelle auf das vollkommenste dazu eignen werden.

Am meisten rechnet der Vf. auf die ganze hochherzige Jugend Deutschlands, dass sie den Unfug des Französischsprechens nicht mehr im Vaterlande dulden wolle. Unsere jungen Krieger, wenn sie muthig und frey in die deutschen Gauen zurückgekehrt, werden keine Lust haben, die Franzosen ferner nachzuäffen. Sie haben dafür dem Tode getrotzt, um mit ihrem ganzen Wesen deutsch seyn zu dürfen, und wie wahr ist: Für einen deutschen Jüngling von Kraft und Leben passt überhaupt das Französische am wenigsten. Der Vf. beruft sich hiebey auf den dritten, noch nicht erschienenen Band von *Goethe's* Le-

ben, wie es diesem zu Strasburg mit der französischen Sprache ergangen sey.

Ohne Druckort: *Über Volkshass und über den Gebrauch einer fremden Sprache*, von *E. M. Arndt*. 1813. 93 S. 8. (10 Gr.)

Bey Beurtheilung der vorhergehenden Schrift haben wir den Hauptinhalt der gegenwärtigen schon angegeben und erörtert: denn auch sie fusst vornehmlich auf den gänzlichen Gegensatz zwischen Franzosen und Deutschen, und trifft mit jener in den Zügen davon sehr überein. Auch sie stellt die Sprachen beider Nationen fast auf dieselbe Art gegen einander, dringt eben so in die nie genug zu fassende Wichtigkeit ein, dass wir endlich unsere Muttersprache in Ehre und Reinheit bewahren, und hat fast eben dieselben Erwartungen, wodurch der Frevel gegen unser heiligstes Kleinod endlich getilgt werden müsse. Wir wollen hier nun hinzufügen, worauf unsere Hoffnung in diesem Punct wesentlich beruhe, wenn wir gleich auch jenen Gründen, von welchen beide Vff. ihre Hoffnung nehmen, nicht alle Kraft absprechen. Was wir nämlich für einen neuen Geist, Nationalselbstständigkeit in Sprache und Charakter, Nationalwürde in unserer eigenen Ansicht und dem Urtheil anderer Völker, eine Kriegsordnung hoffen, die andere Nationen in Scheu vor uns erhält, ohne sie zu beunruhigen, alle diese Erwartungen haben zuletzt keinen sicheren Grund, als wenn von unten herauf ein öffentliches bürgerliches Leben, wozu der politische Geist der deutschen Nation alle Keime in sich trägt, und wonach sie nun beynahe zwey Jahrtausende, seit unserem Wissen davon, gestrebt hat, mit leiser, aber tiefgedachter und tiefgreifender Nachhülfe so organisirt ist, dass es, wie eine einzige herrliche Eiche, so das Kleine wie das Grosse in Deutschland überschatte. Der Zeitpunct dazu ist gekommen, nicht nach schwärmerischer Hoffnung des blossen Idealisten, sondern nach Einsicht dessen, der die Idee und die gegebene Wirklichkeit zusammen zu fassen vermag. Nur wenn ein solches politisches Leben entsteht, ist kein Anlass mehr denkbar, warum sich Höfe und Adel, oder die sogenannte erste Gesellschaft in Deutschland, von den übrigen Volksclassen absondern, und als Mittel dazu den Gebrauch einer fremden Sprache begünstigen wollte; aber ohne dasselbe bleibt selbst diese, wie alle genannten Hoffnungen, nur ungewissen Fügungen, wechselnden Eindrücken, Stimmungen und Grillen anheim gestellt.

So viel Wahres und Nützliches, mitunter auch Kräftiges, in dieser Schrift von *Arndt* ist: so hat sie eine überschwengliche Fülle von seinem Grundfehler, dass er seine Gedanken auf einer Fluth von Worten hin und her wirft. Hätte er so viel Geist und Kunst zum Volksschriftsteller, als er Gemüth und gesunden Sinn dazu besitzt: wie könnte sich die deutsche Literatur über ihn freuen! Alle Gedanken, mit welchen er sich hier von S. 24 — 81 herumtreibt, liessen sich auf etwa sechzehn Seiten mit steigender Klarheit der Entwickelung und genugsamer Rührung für Gefühl und Einbildungskraft, und mit feineren Schattirungen vollkommen sagen. Die *Ökonomie des Stils*, ohne welche es keinen giebt, gebricht dem Vf. gänzlich; dann auch der Geschmack: und welche Nation möchte einen Autor, dem diese beiden Eigenschaften fehlen, zu ihrem Redner haben? Welche wollte z. B. über die Bestimmtheit der Sprache der Franzosen ihnen so antworten lassen, wie S. 45: „Aber da rufen wir ihnen laut entgegen: Ohe! ohe! da ist unsere Sprache tausendfältig ihre Meisterin u. s. w." Indessen rügen wir dergleichen gar nicht desshalb, weil der Vf. sich je für einen Redner im Namen der deutschen Nation, für ihr Organ ausgegeben hätte; vielmehr will er nur zu dem deutschen Volke sprechen, und thut es mit Nachdruck und offenbarem Gewinn für dasselbe. Aber die beschränkten Köpfe sehen zum Theil in ihm ein Organ der Nation; und und wir geben die Hoffnung nicht auf, dass er sich noch ungemein zusammennehmen und sich Mass und Harmonie verleihen werde, um sich zu einem deutschen Volksschriftsteller auszubilden.

Ohne Druckort: *Deutschlands Adel an die verbündeten Mächte.* 1814. 23 S. 8. (3 Gr.)

Die Stimme, welche hier für den Adel spricht, nimmt für denselben die nämliche Gerechtigkeit in Anspruch, welche Jeglichem aus dem Volke gebühre, und verlangt, dass die Verdienste seiner Vorfahren, angeerbte Vorzüge und Rechte, wenigstens nicht als Waffen gegen ihn gebraucht werden. Indess verfällt man doch bald auf einigen Argwohn, dass diese Stimme nicht so ganz unparteyisch und unbefangen spreche, wie sie scheinen möchte. Denn sie setzt ohne Weiteres voraus, dass der Erbadel, als die wichtigste und erste constitutionelle Mauer zwischen dem Throne und dem Volke, von der *Weisheit* unserer Vorfahren tief gegründet sey; da die Geschichte doch hinlänglich darthut, dass er kein Institut einer politischen Überlegung sey, sondern durch Drang der Umstände, Noth und Schutz, List und Raub, Schwäche und Stärke entstand und sich befestigte, dass zum Theil dieselben Ursachen, überhaupt die Wechsel der Zeiten, ihn so untergruben, wie einst begünstigten.

Der Vf. sieht eine Partey, die auf das Planmässigste und Unveränderlichste darauf ausging, den deutschen Adel zu vernichten. Zuerst soll sie es durch Einwirkung in die französische Revolution bezweckt, dann aber, als die Gräuel dieser die geängstete Menschheit empörten, ihre Mittel zur Erreichung jenes Ziels gemildert, und es mit einem undurchdringlichen Schleyer bedeckt haben. Nicht mit einem Streich wollte sie den Adel vernichten, sondern seine Basis allmählich untergraben, und in dieser Bemühung ward sie, nach des Vfs. Ansicht, vorzüglich gefördert, weil sie eine ausnehmende praktische Geschäftskenntniss besass, welche dem Adel gewöhnlich fehlte.

Sollte man glauben, dass nach den ungeheuren Lehren unserer Jahrzehnde noch verständige Männer Erscheinungen der Art, die eine neue Periode in der

Entwickelung der Menschheit bezeichnen, als bloße Wirkung von dem Ehrgeiz einer Partey ansähen? Ohne Zweifel soll diese hier die bürgerlichen Geschäftsmänner zusammenfassen, welche bey größeren Verdiensten und Kenntnissen, als der Erbadel gewöhnlich besitzt, gleiches Recht mit demselben auf die wichtigsten Ämter des Staats zu haben glaubten. Aber es hätte dem Vf. doch schon einigen Zweifel erregen sollen, ob er hier von einer Partey reden dürfe, da er zugleich klagen muss, dass ihre *Masse* dem Adel so gefährlich geworden sey.

Der Geburtsadel ist hier in die Vererbung gewisser, einem Geschlecht vor den übrigen Volksclassen verliehener Vorzüge gesetzt; und die Erfahrung aller Zeiten und Völker solle zeigen, dass dadurch für solche begünstigte Geschlechter eine Nothwendigkeit eingetreten sey, sich über die anderen Volksclassen in geistiger und sittlicher Hinsicht zu erheben, also Geistes- und Seelen-Adel zu vererben. Allein so ist keineswegs das Resultat der Geschichte. Der Geburtsadel hat von jeher weit mehr begünstigte Geschlechter zu Übermuth, Lässigkeit und Rohheit verführt, als zum Sporn gedient, nach dem Guten und Schönen zu streben. Dessenungeachtet wollen auch wir nicht in Abrede seyn, dass in solchen Zeiten, wo dem Menschen noch keine Ehre ist, als die ihm durch Stolz auf sein Blut werden kann, der Erbadel eine so nothwendige und heilsame Einrichtung sey, wie er hier geschildert ist. Dergleichen hört auf, sobald die Cultur hoch genug steigt, um eine allgemeinere, staatsbürgerliche, ja eine menschliche Ehre aufblühn zu lassen.

Indessen bleibt auch selbst in solchen Zeiten nach gewissen Rücksichten der Erbadel etwas Heilsames. Ist der Adel überhaupt so organisirt, dass man ihn als einen erlesenen Ausschuss der Nation an Persönlichkeit, Vaterlandsliebe, Verdienst, und selbst Glücksgütern betrachten kann; so wird allerdings seine moralische Kraft dadurch erhöht, wenn er einige von seinen Vorzügen erblich machen kann. Aber solche Erblichkeit gestatte man nicht, als bis sich darthut, dass die adeliche Kraft des Vaters wahrhaftig auf seine Nachkommen übergegangen sey. Wenn diese wirklich eine Adelsprobe der Art bestehen: dann bewillige man ihnen als Erbeigenthum adeliche Vorzüge, die Andere aus anderen Volksclassen, wenn ihre Persönlichkeit ihnen dazu auch völlig gleiches Recht gäbe, doch nicht besitzen, weil sie von keinem Edelmanne entsprungen sind. Ein solcher Vorschlag zu Organisation des Adels ist keinesweges unausführbar. Doch muss er schlechterdings, wie jegliche Idee, zwar wie constituirend überhaupt, aber in jeder gegebenen Wirklichkeit nur als leitend angesehn werden. Wer auf Einrichtung und Bildung des Erbadels in dem erneuten Deutschland Einfluss haben wird, richte sich, wenn ihm gut däucht, nach diesem Gedanken, und führe von demselben aus, was unter vorhandenen Umständen rathsam und möglich scheint. Fehlen kann nicht, wenn man ihn einigermaßen durchsetzt, dass dem Adel ein frisches, unverdorbenes Leben werde, und eine wahrhaftig erste Gesellschaft entstehe, in deren Classe einzugehn sich diejenigen bemühen, welche sich durch Natur, Persönlichkeit und Glück gleich mit ihr fühlen. Wie solche Nacheiferung vortheilhaft auf die Staaten wirkt, bestätigt die Erfahrung; aber noch deutlicher giebt die Erscheinung, wenn Manche, die nicht durch die Geburt dem Adel angehören, dem Verdienste nach indess auf jeden Fall der ersten Gesellschaft, es verschmähen, in den Adel zu treten, dem Aufmerksamen zu erkennen, dass dieser seit Verschwindung der roheren Zeiten die Ehre, der erste Stand zu seyn, nicht in ihrer ganzen Würde behauptet haben müsse.

Der Vf. zeigt auf die brittische Constitution hin, indem er die Erhaltung des Erbadels in Deutschland anräth; und allerdings ist der englische Adel derjenige in Europa, gegen welchen als ein politisches Institut am wenigsten erinnert werden kann. Ungerecht ist dagegen, wenn hier angenommen wird, dass durch die letzte französische Regierung der eigentliche Adel in Deutschland zu Grunde gerichtet sey; wenigstens liegt in den Einrichtungen, welche sie selbst über Erbadel traf, kein Grund dazu: denn diese sind dem Institute des brittischen Adels nahe verwandt, und haben bloss den Fehler, dass ihre Wurzeln noch nicht durch Jahrhunderte gedrungen sind. Indessen verdient die ganze ernste Rüge des Vfs. jener verderbliche Gebrauch, welchen einige deutsche Regierungen von Napoleons Geschenken wider den Adel gemacht haben: man plünderte, erniedrigte ihn, und liess ihn zum Scheine bestehen, trieb also im eigentlichen Sinn mit ihm ein Possenspiel; und dass demselben ein Ende gemacht werde, dass man den Erbadel in der künftigen Verfassung Deutschlands entweder ganz vernichte, oder ihm die Rechte, das Eigenthum, zurückgebe, wodurch allein er ein wesentliches Daseyn ohne Beeinträchtigung der übrigen Stände haben möge, ist ein Wunsch, den ein Jeglicher unterschreiben darf.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Salzburg*, b. Mayr: *Moralische Aufsätze.* Ein Beytrag zur Geistes u. Herzenbildung für Studirende. Herausgegeben von *Michal Dobler.* 1805. 115 S. 8.

Hr. *D.* nennt in der Vorrede diese Blätter „Früchte jugendlicher Arbeiten," und meint selbst, er „hätte wohl besser gethan, damit nicht an's Licht zu treten." Rec. will nicht widersprechen. — Es sind Centonen aus anderen Werken, die uns hier aufgetischt werden, über Menschwerth, Lebensglück, Unsterblichkeit, Freundschaft, Zufriedenheit u. s. w., selten gut gereihet, und nicht immer vortheilhaft gewählt. Mehrere Stellen sind unlesbar, voll Bombast und Unsinn. So liest man z. B. S. 35: „Der Wurm des Gewissens hört nie auf, an unserem Herzen zu nagen, und allen Genuss des Lebens zu verbittern, wenn Schandthaten *an* unserer Seele *haften*. Was ist das *Getümmel fallender Welten* (?) und das *Brüllen des Chöas* (?) gegen den *einheimischen* Krieg einer Seele u. s. w." Wer mag weiter lesen? Mgnn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(Fortsetzung der in No. 99 abgebrochenen Recensionen-Reihe.)

DEUTSCHLAND: *Was bleibt dem deutschen Vaterlande noch zu wünschen übrig?* 1814. VI u. 50 S. 8. (8 Gr.)

Ein preussischer Patriot tritt hier auf, der indess von dem Staate, dessen Mitbürger er ist, auf Deutschland überhaupt ausgeht, dem insonderheit die Unnatur, welche im preussisch. Militär bis zum J. 1806 so gross war, dass man es einen militärischen Mönchsstand nennen konnte, und dagegen wiederum das Bild von dem gegenwärtigen preussischen Heere verschwebt, indem er nicht ohne anscheinende Besorgnisse vor jeglichem Rückfall in das alte Übel treu meinend warnet. „Ein Volk, sagt er, das sich brüderlichst verband, für das Vaterland zu sterben, muss sich auch nun vereinigen, für dasselbe zu leben: denn jede Trennung der Stände ist und bleibt ein gegen das Vaterland verübter Hochverrath." Mit solchem gesunden Sinne, der mit den Resultaten einer tiefer greifenden Untersuchung gewöhnlich zusammentrifft, führt der Vf. seine Betrachtungen weiter, ohne besondere Kraft und Kunst des Vortrags, öfters gedehnt, aber eindringlich und treu, mit einem ruhigen Beobachtungsgeiste. Wahrlich, man glaubt von längstvergangenen Zeiten zu hören, wenn er uns beschreibt, wie auch der angesehenste Bürger nicht gegen Beleidigungen von Seiten der Officiere geschützt war, wie mehrere dieser erbärmlichen Wichte (so ist sein Ausdruck) darauf ausgingen, öffentlich die Frauen der Bürger zu beleidigen, und von Bürgerpack, Bürgergesindel sprachen. Und wann waren diese Zeiten? Die Antwort ist, dass es noch in der Hauptstadt der preussischen Monarchie Erholungsörter gäbe, wo die Statuten verbieten, einen Officier als Gast mitzubringen. Der Vf. ist indess zu billig, um ein solches Statut jetzt nicht als ein veraltetes zu betrachten. Denn er nennt die Schlacht von Jena das Losungswort für die deutsche Freyheit, was sie freylich, obgleich der eigentliche Anfang des Sieges der französischen Tyranney in Deutschland, insofern war, dass nun keine Ahnen, kein Stock in den deutschen Heeren mehr halfen, wenn man sie nämlich alle nach dem preussischen messen darf. In gewisser Hinsicht kann man sagen, bey Jena habe eigentlich der Grundsatz Friedrichs des Zweyten, den Geist des Geburtsadels zur Seele des Heers zu machen, eine für immer entscheidende Niederlage erlitten.

Etwas zu weit wird der sonst so ruhige Vf. von seinem Grimme gegen den Adelsunfug getrieben, wenn er meint, sey der Staat nicht kräftig genug, um den Adel ganz unschädlich zu machen: so solle er sein ganzes edles Volk in den Adelstand erheben. Glaubt er denn, dass ein Staat, welcher seinen Adel nicht zu zähmen versteht, Kraft genug haben werde, um einer solchen Massregel Ansehn zu verschaffen, und seinen Adel zu zwingen, dass er sich nun für gleich mit der ganzen neugeadelten Masse halte? Und wer sollte diess ganze adeliche Volk, worunter hier doch eigentlich das preussische gemeint ist, als solches anerkennen? Welches andere deutsche Volk sich gleichsam als ein bürgerliches gegen dasselbe in den Hintergrund stellen?

Mit gerechter Freude verfolgt der Vf. das allmähliche Losreissen des preussischen Militärs von dem Ahnenstolz, und wie im gleichen Masse die Achtung des Volks gegen dasselbe stieg. Die Soldaten wurden wieder Bürger und Menschen, woraus sie hervorgegangen, und Bürger und Menschen wurden nun gern Soldaten! Ohne diese gänzliche Umgestaltung des preussischen Heers, sagt hier unser Patriot, hätten wir den übermüthigen Feind gewiss nicht besiegt. Denn was vermag eine Horde von zügellosen Sclaven, die nur durch Sclavenfesseln an einander gehalten werden kann (die ehemaliche preussische Armee), im Vergleich mit einem kräftigen Volksheer, in welchem Tugend, Rechtlichkeit und Vaterlandssinn wohnt, das im Hochgefühle seiner Pflicht sich unbesorgt dem Tode preis giebt, ja sogar in seinem Feuer und Eifer zurückgehalten werden muss (das gegenwärtige preussische Heer).

„Neben einer solchen Erscheinung, wie diese letzte, zu einer Zeit, wo die Masse der deutschen Nation sich so gross beweiset, ihre Fürsten rettet und ihren Adel, macht es freylich einen empörenden Eindruck, wenn sich deutsche Fürsten noch erdreisten, Verordnungen ergehen zu lassen, nach welchen nur adeliche Personen als Officiere bey der Landwehr angestellt werden dürfen, Bürgerliche aber nur als allgemeine Landwehrmänner, höchstens als Unterofficiere." „Sind diess die Früchte dieses blutigen Krieges, haben wir darum unsere Väter, Söhne und Brüder geopfert, damit durch ihren Tod die alten Vorurtheile in Hinsicht auf Geburt mit allen ihren Scheusslichkeiten noch fester wie je begründet würden?" S. 35.

Ohne Druckort: *Bekehret Euch.* 1814. 51 S. kl. 8. (8 Gr.)

Schon der Titel mit dem Worte aus dem Evangelium von Lucas: Wo diese werden schweigen: so werden die Steine schreyen! wobey uns nur wundert, dass sie nicht auch griechisch hergesetzt sind, so wie das Titelblatt mit μετανοεῖτε! beginnt, deutet hinlänglich an, dass wir hier einen evangelisch-politischen Eiferer in der lutherischen Bibelsprache hören werden. An Kraft und Erleuchtung fehlt es ihm nicht. Er stösst aber die meisten Sätze so von sich, dass man oft verleitet werden könnte, einen tieferen Gedanken in ihnen aufzusuchen, als sie mit sich führen, bisweilen ihnen auch Unrecht thun kann, indem man glaubt, sie berichtigen zu müssen.

Wer den neuesten Geist überhaupt aufgefasst hat, wie im Preussischen der kriegerische Schwung unmittelbar von der Nation entstand, der möchte sofort den Vf. befehden, wenn er anhebt: „Wieder auf stand aus dem Grabe König Friedrichs, unseres Friedrichs Geist: in Blüchers Schlachtruf für Friedrich Wilhelm hörten, erkannten wir ihn." Denn welche wesentliche Verschiedenheit giebt es zwischen diesem Geist und dem unsrigen der Nationen, und wie eifrig würde jener über diesen herfallen, um ihn unter Zwang bringen zu wollen! Allein der Aufschluss, welchen wir unmittelbar nachher über jenen Satz finden, befriedigt uns hinlänglich. Denn Alles wird darauf gestellt, dass gesunder Muth zur eigenen Kraft, Selbstvertrauen zum eigenen Geist, die ehemals mit Preussens grösstem König fröhlich waren, auch jetzt den preussischen Schlachtruf beseelten; und wie wahr ist angegeben, warum Preussens Kräfte bis zur schmälichen Beschimpfung sanken! Nämlich durch die Fehler eben jenes Königs, „der französischer Kunst und Bildung huldigte, ausländischer Feinheit und gallischer niedriger Pfiffigkeit, woher jener elende leere Formenkram der Verwaltung, jene Alles zerfressende Schurkerey. Er wagte nur die leichtgehorchende Mittelmässigkeit mit ihrem Fleisse, ihrer Anstelligkeit in den Stellen zu schützen." Überaus wahr wird hinzugefügt, dass dieser schwere Fehler von dem traurigen Glauben an die französische Lehre von der Niederträchtigkeit der Menschen herrührte.

Vortrefflich ist das Überschreiten von Friedrich zu Napoleon. Auf die Räuberey war in Frankreich der Diebstahl gefolgt, und darum war Frankreich so weit heruntergekommen, dass seine erobernden Heere fast vernichtet waren, und feindliche in seine alten Grenzen eindrangen. „Da kam Bonaparte wieder auf der Woge, der Einzige, der, gleich kräftig im Felde und im Cabinet, der Noth seines Volkes gewachsen war. Er stillte die Wuth des inneren Aufstandes; seinem Aufrufe folgten die Veteranen des Vaterlandes; um ihn vereinigte sich alle Heldenkraft des Volkes, und die Tage von Marengo und Hohenlinden folgten. Frankreich beherrschte fortan das feste Land von Europa unter Napoleon. Die Greuel der Anarchie wichen. Eine noch nie gesehene Ordnung und Thätigkeit herrschte in der inneren Verwaltung seines grossen Reiches, wie in seinen Heeren. Wer vermochte so sicher wie er die grossen Heere zu bewegen? Wo sorgte in ununterbrochenen harten Kriegen ein Herrscher doch so thätig für die innere Ausbildung seines Staates? Nichts bis zum Kleinsten schien vergessen. Thun die unseren nicht alle das Beste ihm nach? Endlich Napoleons persönliches Verhältniss. Er, der Usurpator, der unter stürmischen, mörderischen Umgebungen sich aufschwingen und feststellen musste, ist kein blutgieriger Tyrann, hat zur Gründung seines Thrones nur wenig blutige Opfer gegen sich." — Eben in diesem Augenblicke, wo ein wahrhaft preussischer Patriot (man vergesse nicht, was dieser Gegensatz in dieser Zusammenfügung bedeutet) über einen durch die neuesten Begebenheiten gestürzten Helden also redet, haben wir diese ganze Stelle ausgehoben, weil sie als durchaus wahr für die Historie bleibenden Werth haben wird, und ein kritisches Blatt nie um den Augenblick Sorge tragen darf. Darum scheint es uns eine vortreffliche Einrichtung, dass sich Institute wie das gegenwärtige auch der politischen Tagesgeschichte annehmen: ihm gebietet keine von den Ursachen, warum die sogenannten politischen Zeitungen dem Augenblicke *fröhnen* müssen.

Mit so seltener Billigkeit hier das gestürzte Haupt der französischen Regierung betrachtet ist: mit eben so viel Nachdruck ist dargethan, dass es fiel, weil es der Menschen geistiges Werk und die Ideen der Gerechtigkeit verachtete. Des Selbstvertrauens hatte Napoleon nur zu viel; und desswegen fällt auf, dass hier unmittelbar nach Beschreibung seiner schwarzen Seite uns zugerufen wird: Selbstvertrauen gilt allein! Indessen ergiebt sich aus dem Zusammenhang, dass es der Vf. mit Gerechtigkeit vereint sehen will. Dahin geht sein ächt christlicher Eifer, dass der Mensch an keine Ohnmacht in ihm selber, nicht an seine Untauglichkeit zum Guten und Schönen glauben soll; und sein Ausdruck dabey hat oft evangelische Kraft und Wahrheit, nur muss seine Phantasie nicht Gleichnisse suchen, worin das Evangelium so herrlich ist. Welches Bild, welche Wahrheit soll z. B. der Einbildungskraft werden, wenn S. 13, 14 erst von den Blüthen der Liebe und der Freundschaft im Familienleben die Rede ist, dann sich diese Blüthen in Blumen verwandeln, und diese *Blumen im Grase zu einem Palmenstamm erstarken* sollen, welcher in seiner Höhe Blüthenschäfte treibe. Das Evangelium hätte die erhabene Palme aus ihrem Kern wachsen lassen. Richtig und erhebend ist übrigens der Gedanke, welchen diess Gleichniss andeuten soll, dass die Ideen der Liebe und Freundschaft, die das stillste Leben beseligen, auch das Völkerleben bewegen können.

Bleibt guter alter Sitte treu! ist der zweyte Ruf des Vfs. Allein am wenigsten erwartet man, dass unter diesem Aufruf zuerst die Rede von dem nothwendigen Völkerstolze sey: denn wirklich ist dieser in Deutschland zu wenig gute alte Sitte gewesen. Er soll jetzt erst ein gewaltiger Zug in uns werden, und sich zusammenthun mit unserem Kosmopolitismus,

welchen uns die Einseitigkeit bald zum Verbrechen, bald zur höchsten Tugend macht. Auch hierin, wie in den meisten Ansichten, trifft der Vf. den rechten Punct, indem er bemerkt, dass Weltbürgersinn allerdings das Höhere für eine Nation sey, aber ohne Volksgeist und Volksehre ein leerer Traum, ja ein trügend Irrbild, das von der That ableite. Das Ideal ist nie unmittelbare Anfoderung an das Leben des Volkes: es geht von Schranke zu Schranke.

Ungefähr durch diese Gedankenverbindung kommt der Vf. zu seinem Ziele, von welchem wir ihn erst durch einige Sprünge entfernt sehen. Dass nur allmähliche Umwandlung, nie die Umwälzung, zum Besseren wirklich führe, ergiebt sich ihm mit Recht schon daher, weil ein Volk eine geistige Gesellschaft sey, die durch das Band der Gewöhnungen und bürgerlichen Formen ein Volksthum erreiche. Auch die fürchterlichste Tyranney von Despoten vermöge desshalb die Form des bürgerlichen Lebens nicht von Grund aus zu ändern. Wir finden demnach die Formel aufgestellt: Ihr Gehorchenden, achtet die Würde der alten Form! Sie ist durch den Ideengang vorbereitet; aber keinesweges die zweyte, auf welche wir auch hier treffen: Ihr Herrscher, wollet nicht hart bey dem Alten bleiben! Denn nirgends ist dargethan, dass wir zu etwas Besserem fortgehn sollen, und die Herrscher eben möchten zum Theil an dem Grundsatz kleben, dass es uns nicht besser zu gehen brauche, als vormals Sitte gewesen sey. Überhaupt ist die ganze Manier dieser kleinen Schrift viel zu desultorisch, als dass ihre Aussprüche soviel wirken könnten, wie sie ihrem Gehalte nach verdienen.

Zuletzt berührt der Vf. die Frage: Wie soll es werden? Dass wir von dem heiligen römischen Reich nicht loslassen mögen, dieser deutschen Eidgenossenschaft, war für Manche nöthig zu erinnern: denn es hat über uns so viel Verderben gebracht, dass viele unserer kräftigsten Geister auf die gänzliche Losreissung von seinen Formen stimmen möchten. In keinem Zeitpunct war wie in dem gegenwärtigen es wichtig für Deutschland, eine, soviel wir wissen, noch nie geführte, aber sichere Deduction aus den Grundbegriffen über den Staat aufzustellen, aus welcher sich ergiebt, dass gar keine politische Macht als solche wider andere, und besonders in sich selbst, ihr Seyn erfüllen könne, wenn sie nicht ein Föderativsystem ist. Bey solcher Untersuchung würde sich dann auch finden, dass die Zersplitterung der Eidgenossenschaft in zu kleine Staaten unstatthaft sey. Vorzüglich durch sie ist das heilige römische Reich verderblich geworden. Wir werden alle Vortheile, welche wir von dem Bestehen mehrerer Souveränitäten in Deutschland neben einander hatten, künftig in höherem Masse geniessen, wenn diese nicht zu winzig erscheinen. Das Ekelhafteste bleibt immer eine Souveränität, die kriecht und sich nicht zu helfen weiss.

Uns scheint, der Vf. baue zu sehr auf den Gedanken, dass die kleinen deutschen Souveräne zwar die friedliche Verwaltung ihrer Gebiete unabhängig behalten, aber keine militärische Oberhoheit, kein Recht zu Krieg und Frieden besitzen sollten. Zuerst sind in diesem letzten Satze zwey Dinge zusammengestellt, welche gar nichts mit einander zu thun haben. Wo einmal ein Staatenbund sich bildete, da ist gar nicht denkbar, wie die einzelnen Staaten gegen einander, oder gegen eine auswärtige Macht das Recht von Frieden und Krieg sich aneignen und ausüben wollten. Von dem Augenblick an, da dieses geschieht, ist dem Staatenbunde Hohn gesprochen, und er wird, wie es mit dem heiligen römischen Reich erging, zu einem Ungeheuer, das in sich selbst nach und nach zusammenfällt, und durch einen Stoss von aussen zur gelegenen Zeit wunderleicht zusammengestürzt wird. Auf der anderen Seite aber ist nicht denkbar, wie noch eine Souveränität in Wirksamkeit bleiben soll, welcher man die militärische Oberhoheit in ihrem Gebiete genommen hat. Es wird ihr sofort an Nachdruck, Ansehn und Einheit auch in den friedlichen Angelegenheiten gebrechen, und durch die doppelten Gewalten, die sich in einem und demselben Gebiete durchkreuzen, möchte bald die militärische Schwäche Deutschlands grösser werden, als sie jemals gewesen. Die einzige, grosse, sicherführende Wahrheit für die Zukunft der deutschen Eidgenossenschaft kann keine andere seyn, als diese: Gestaltet ein freyes, öffentliches, staatsbürgerliches Leben in allen deutschen Gauen, welches sich in seinen Grundzügen ohne Schmälerung der Localverschiedenheiten gleich sey. Lasst aus ihm eine Kriegsverfassung erstehen, von welcher eben dasselbe gilt, und aus beiden erhebe sich die deutsche Eidgenossenschaft: also wird Einheit der deutschen Kräfte auch für den Kampf sich ohne Zwang und Eingriffe in die Souveränität der einzelnen Staaten finden.

Deutschland: *Was darf von seinen Fürsten und Völkern Deutschland jetzt hoffen, Europa erwarten?* 1814. 132 S. 8.

Der bedeutendste Theil dieser Schrift sind die Erörterungen über das politische Gleichgewicht in Europa, und insonderheit über einen, nach Rechtsgesetzen gesicherten Verein der europäischen Staaten. Das System des Gleichgewichts nimmt sie mit Recht aus dem Gesichtspunct, wie es der übermächtigen Willkühr eines Staates, oder einer Partey von Staaten, Schranken setze, und sie auf gewisse, bisher gültige Verhältnisse zurückbringe, so dass es ein Gleichgewicht nicht der Gewalt, nicht der Rechte, sondern kraft Rechtens gebe. Einzig durch Gesetzmässigkeit möge es zu einer Sicherheit und Gediegenheit gelangen, die umsonst von dem blossen Streben nach einem Gegengewicht erwartet würden. Wer einen Verein anerkenne, stehe unter dem Gesetz, wie er es in Augenblicken der ungetrübten Menscheneinsicht mit gegeben habe. Hierauf gründet der Vf. die Hoffnung, dass ein europäisches Staatengesetzbuch zu Stande kommen könne: denn gewiss nicht zufällig hätten die hohen Gedanken, welche dahin führten, nun endlich einen Kampf aufgeklärt, der auf Leben und Tod seit zwanzig Jahren geraset habe. Er sieht

indessen wohl ein, dass ein solches Gesetz ohne die Begründung einer vollziehenden Gewalt ein blosses Schattenbild wäre. Damit auch diese eintreten möge, wendet er sich einzig an den Vortheil, den die Staaten von vollzogenen Fundamental-Statuten unter einander haben würden. Dass derselbe unleugbar ist, im Vergleich mit dem Zustande des Raufens, worin bisher die Staaten noch immer beharrten, welche Annäherungen auch zu einem Völkerrechte vorzüglich durch den noch schwankenden Begriff eines Gleichgewichts geschehen seyn mochten, leuchtet nach den Erklärungen der verbündeten Mächte ihnen mehr ein, als je diese Wahrheit erkannt wurde.

Wer aber das menschliche Treiben kennt, wie es bey den Machthabern eines Staates auch während der besten Regierungen beschaffen ist, wird schwerlich dem Vf. zugeben, dass er mit Hinweisung auf diesen Vortheil, den die Staaten von einem gesetzmässigen Verein hätten, nach seinem Ausdruck festes Land gewonnen habe: denn die Leidenschaft und der Vortheil des Augenblicks, im Grossen und im Kleinen, bleiben noch immer die Regenten der Welt. Gleichwohl haben wir keinen Trost mehr für unser ganzes Daseyn, wenn wir nicht ähnliche Hoffnungen, wie der Vf., festhalten, und nie ablassen, aus irgend einer Verzagtheit, die Lehren einzuschärfen, welche zum Heil der Menschheit muthigen Ausblick gewähren, und rückte diese nach den glänzendsten Erwartungen von einem plötzlichen Fortschreiten zum besseren Zustande, auch durch die längsten Revolutionen, Anstrengungen und Drangsale nur um einen Strohhalm weiter.

Für die Hoffnung, dass wir einem bestimmt ausgesprochenen Gesetze für ein europäisches Völkerrecht nahe sind, wird hier als der erste Zeitabschnitt das Ende des gegenwärtigen Kriegs angenommen; und uns freut herzinniglich, dass wir diesen anjetzo glorreicher beendet, und die Hoffnungen des Vfs. auf eine mehr befriedigende Weise, als er erwarten durfte, schon dadurch erfüllt sehen. Zu fürchten ist wenigstens jetzt gar nicht mehr, dass Frankreich durch den Frieden in keine Stellung komme, die es zur Verzichtleistung auf nahe Rachepläne geneigt mache; es müsste denn seyn, die eitelste Nation wollte sich dafür rächen, dass sie mit so vielen Wohlthaten überhäuft ist. Dennoch theilen wir die Besorgniss, dass in den allgemeinen Friedensschluss, der uns nun bevorsteht, und in seine nächsten Resultate, eine Menge Keime zu baldigem Zwist und neuem Kriegsunheil gelegt werden möchte; und wir gehen ganz auf den hier geäusserten Gedanken ein, dass man vorläufig eine kurze Reihe von Jahren bestimmen solle, innerhalb welcher es jeglicher Macht unter ernster Verpönung, und der Rache aller übrigen Mächte, verboten sey, irgend einen Anspruch, oder irgend ein Unbild mit Waffengewalt durchsetzen oder ahnden zu wollen. Einmal haben die Völker vor der Hand eine sichere Rast schlechterdings nöthig; dann wäre es schon Einleitung zu einer gesetzlich obwaltenden Ordnung der europäischen Angelegenheiten, wenn durch eine Übereinkunft der Mächte nur einmal ein sicherer friedlicher Interims-Zustand für dieselben in ihrer Gesammtheit erreicht wäre; endlich aber könnte diese Waffenruhe zu Verhandlungen und gegenseitigen Verständigungen, wodurch ein Versuch zu einem gesetzlichen europäischen Völkerbunde verwirklichet würde, glorreichst benutzt werden. Wir halten eine solche förmliche Festsetzung eines allgemeinen Friedens auf gewisse Jahre um so mehr für thunlich, weil die Völker, zu sehr erschöpft und mitgenommen, um nicht gern die Waffen niederzulegen, mehr als jemals in Europa über Krieg und Frieden mit reden dürfen; weil die grössten Cabinette sich durchaus zu friedlicher Gesinnung hinneigen, und die anderen schon in der Spannung, was ihnen werden solle, die Waffenfehde vergessen werden.

Sehr wahr zeichnet der Vf. die Verschiedenheit der Politik, welche unseren Tagen frommen kann, und bis auf einige geheimere Puncte und Antriebe, die in jedem Zeitalter jeglicher Macht zugestanden werden müssen, schon ein Gemeingut der Wissenschaft geworden ist, von der bisher und lange obwaltenden politischen Intrigue, welche eben in der Dunkelheit, die sie sucht, ihre Verdammniss trägt, und hier nicht unglücklich die *Wissenschaft der Staatsstreiche* benamt ist: denn so übersetze unsere, wenn ihr ein Ding nicht munde, sehr widerhaarige Sprache, das französische *coup d'état*. Eben wegen eines solchen Charakters der Politik, die unsere Zeit brauchen kann, thut er den sehr zu beherzigenden Vorschlag, dass man, während die Staatsmänner mit Auseinandersetzung der verwickelten Verhältnisse beschäftigt sind, die unterrichtetsten Denker der Nationen öffentlich auffodern solle, ihr Nachdenken mit der höchsten Anstrengung auf Lösung der Probleme über die Staatenverhältnisse zu richten. Er wünscht, dass die hohen Mächte aus diesem Gesichtspunct Preisaufgaben beschliessen möchten, und stellt selbst mehrere Fragen auf, welche auch durch dieselben beantwortet werden sollten. Sie zeugen alle von einem hellen Kopf, und einem Herzen, welches für die gesammte Menschheit fühlt.

(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Ellwangen u. *Gmünd*, b. Ritter: *Gebetbuch für katholische Christen*, von *Joh. Thom. Vogt*. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1814. 486 S. 12. (S. die Rec. Jahrg. 1811. No. 154.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(Fortsetzung der in No. 100 abgebrochenen Recensionen-Reihe.)

DEUTSCHLAND: *Was darf von seinen Fürsten und Völkern Deutschland jetzt hoffen, Europa erwarten?* u. s. w.

Besonders zweckmässig sind die Preisfragen, welche unser Vaterland am unmittelbarsten betreffen. Der Vf. fragt: Was ist Deutschland, und was Deutschheit? Und gewiss ist eben jetzt, wo diese sich wieder lebhaft regt, das höchste Bedürfniss, ihr Wesen hell zu entwickeln und genauer zu bestimmen. Denn einmal hält der Deutsche keine Empfindung lange fest, die er sich nicht zum deutlichen Begriff erheben kann, und auf der anderen Seite ist er geneigt, mit seinem Gefühl die abentheuerlichsten Abschweifungen zu begehen, wenn er es nicht durch klare Einsicht fesselt. Soweit wir eine Beantwortung jener Frage überschaun, würde die Deutschheit am meisten in dem gewaltigen Zuge des Deutschen, Freyheiten zu verbünden, gesucht werden müssen, und dadurch schon eine zweyte Frage des Vfs.: Lässt sich aus dem Gesammtdeutschland im Geiste seiner Urverfassung ein neues System bilden? bejahend zu beantworten seyn. Auch würde durch Auflösung jenes Problems über Deutschheit dafür entschieden, dass Deutschland insgesammt einen freyen Bund unter Einem Haupte darstellen solle, und da nicht, wie Herzberg voraussetzte, zu furchtbar seyn werde. Denn eben in seiner Bundesverfassung fände sich der Grund, warum es nie erobernd und angriffsweise sich auf andere Mächte werfen dürfte; und zu seiner Vertheidigung kann doch wohl kein Reich zu furchtbar seyn? Zu schwach auch zur Vertheidigung möchte dagegen Deutschland sogleich wieder werden, wenn es in zwey Massen zerfiele, deren eine Österreich, die andere Preussen zum Haupt hätte. Wir liefen dann jeden Augenblick Gefahr, durch bürgerliche Kriege uns selbst aufzureiben, und durch unsere Zwietracht wiederum fremdem Einflusse preis gegeben zu seyn. Sollen wir zu Einer Nation in jeder Hinsicht werden: so bedürfen wir eines einzigen Oberhauptes, unter welchem sich unsere Fürsten republicanisch zusammenthun, so wie wir uns unter ihnen als unseren Häuptern republicanisch zusammenfügen.

Eben so wenig taugt eine andere Möglichkeit, welche sich der Vf. denkt, dass unsere sämmtlichen Souveräne, Österreich und Preussen ausgenommen, einen Bund schlössen, der dann mit jenen beiden Mächten als eine dritte Macht den Gesammtverein der deutschen Nation ausmachte. Dieser Gesammtverein wäre dann ja wieder ohne Haupt, und also im Grunde gar keiner; und wie könnten so ungleichartige Mächte, deren zwey einzelne Monarchieen wären, und die dritte ein republicanischer Bund, sich je in Harmonie zusammenthun?

So viel ist gewiss, dass Deutschland, „mit Recht, sagt der Vf. S. 129, das Herz Europa's genannt, indem es laut schlagend vor Sehnsucht nach Licht, und dem Ringen nach Wahrheit, die Ströme der Erkenntniss durch alle Adern hinsendet und wieder sammelt," durch seinen künftigen Staatenbund, und seine politische Gesammtverfassung ein Vorbild geben kann, wie sich die europäischen Staaten am füglichsten zu einem gesetzlichen Verein zusammenordnen könnten. Natürlich würde dieser nicht ein Oberhaupt haben, weil verschiedene Nationen nie bis zu solcher Einheit, einer eigentlichen Universalmonarchie, zusammengefügt werden können und sollen. Aber in dem *völkerrechtlichen Senat* würde er seine Einheit erhalten. Für diesen nun werde die Begründung einer Art executiver Gewalt geheischt, meint der Vf., und fährt darüber so fort (damit wir ein Beyspiel von der Künstlichkeit seines Stils geben, wodurch er eben so sehr, wie durch zu grosse Wortfülle und durch das Ceremoniell, welches er gegen sich und seine Gedanken beobachtet, diesen geschadet hat): „ohne welche executive Gewalt der europäische Staatenverein ein blosses Schattenbild wäre, ohne Realität, oder ohne Zuverlässigkeit wenigstens; und diese Klippe ist es eigentlich, an der bisher Alle, die nach jenen glückseligen Inseln zu steuern versucht, wenn sie auch den sämmtlichen Regeln der Nautik Genüge gethan, gescheitert sind, weil die in dieser Gegend herrschenden Orkane jeder Berechnung spotten." Allein wir müssen bekennen, dass wir vor der Hand auf eine solche Zuverlässigkeit in Vollziehung der Gesetze eines europäischen Staatenbundes, wie hier verlangt wird, auch nicht im Geringsten hoffen, wenn derselbe und sein Senat auch zu Stande kommen sollten. Denn welche grosse Macht würde sich eine Execution gefallen lassen, wenn sie nicht etwa fürchten müsste, durch Widersetzlichkeit gegen dieselbe die Kraft vieler grossen Mächte zu einem ersten Kriege wider sich in Harnisch zu bringen? Und wann ist eine sol-

che Coalition anders zu erwarten, als in den Augenblicken der höchsten Noth, wo viele Mächte, wie es kaum gegen Frankreich der Fall war, zusammenstehen müssen, um sich gemeinschaftlich einander das Daseyn zu retten? Dennoch glauben wir, dass ein europäischer Senat, der zur friedlichen Ausgleichung des Haders zwischen Souveränen niedergesetzt wäre, von hoher Kraft und Wirksamkeit seyn könnte, ohne irgend executive Gewalt auszuüben, irgend ein Heer zu seinem Gebote zu haben. Sein Richterspruch, wenn er wirklich mit den erwähltesten Männern der Nationen besetzt ist, würde als die Formel der öffentlichen Meinung gelten, und welche Gewalt diese bekommen werde, je mehr Gewicht die Völker in Verfassung und Verwaltung der Staaten erhalten, ist gar nicht zu berechnen. Höchst wahrscheinlich würden daher auch die mächtigsten Souveräne, selbst schon wegen ihrer eigenen Unterthanen, den europäischen Senat achten und scheuen müssen; und es würde ihnen viel weniger sauer werden, dem Recht die Ehre zu geben, wenn sie es aus freyem Entschluss zu thun scheinen, als wenn ihnen der Richter irgend einen Zwang androhen könnte. Schaffet nur, dass jeder Kreis der bürgerlichen Gesellschaft, jedes Volk, dass Europa ein öffentliches Organ habe, und ihr werdet der Heeresgewalt wenig bedürfen, um Recht und Freyheit zu handhaben. Schaffet nur gesetzmässige Organe der öffentlichen Meinung, die immer das Gute und Rechte will, sobald man sie sich hinlänglich verständigen lässt. Kommt es dann zum Äussersten: so erheben sich zum heiligen Kriege wider den Frevler gegen das europäische Gesetz Millionen Streiter, und schlagen ihn zu Boden, wie mächtig er auch sey.

Leipzig: *Über Deutschlands Wiedergeburt. Geschrieben im November.* 1813. 31 S. 8. (4 Gr.)

Indem die beiden ersten aufgeworfenen Fragen: Wer waren wir einst, ehe man das fremde Joch uns auflegte? Wer sind wir durch die fremde Gewalt von Aussen und Innen geworden? beantwortet werden, vernehmen wir nichts als ganz gewöhnliche Gedanken und umlaufende Vorstellungen und Worte. In Erörterung der dritten aber: Wie soll aus diesem Stande der Dinge die neue Freyheit uns hervorgehen? giebt uns der Vf. eine Bemerkung, welche diejenigen beherzigen mögen, die als Hauptnorm für den neuen Zustand der Dinge in Deutschland annehmen, dass Jeder den Fetzen Land wieder haben müsse, welchen er in einem gewissen Normaljahre sein nannte. „Das deutsche Reich, heisst es hier, S. 21, kann nicht mehr wieder aufleben als ein Gemisch unzählig vieler kleiner Territorien, wie sie ehedem vorhanden waren, alle Nationalkraft erlähmten, allen Nationalsinn erstickten." Dazu wird späterhin die Bemerkung gefügt, dass sich in Deutschland erst, seitdem grössere Territorialmassen entstanden, ein besserer, zumal mehr kriegerischer Geist, ein Nationalsinn gezeigt habe, wenn er sich auch vorläufig auf das neugeformte, geschlossene Territorium einschränkte.

Man könnte hiegegen erinnern, dass sich in diesen neuen Staaten von grösserem Belang, als sie vor dem Rheinbunde gehabt hatten, wohl nicht darum ein verbesserter Geist aufthat, weil der Staat an Masse gewonnen, sondern weil unverkennbar die neue mit der französischen Revolution emporgekommene, und nun auch in sie eingewanderte Ansicht der bürgerlichen Gesellschaft viel Treffliches weckte, was unter den alten Verhältnissen geschlummert hatte. Aber gleichwohl bleibt der Satz richtig, dass die Souveränität nur auf einer gewissen Masse ruhen könne, und immer einer Lächerlichkeit, vor welcher sie vor allen Dingen bewahrt werden muss, ausgesetzt bleibe, wenn sie auf einem zu winzigen Besitzthum haftet. *Erhaltung und Bildung grösserer Staatenmassen in Deutschland* wünschen wir daher mit dem Vf. als ein nothwendiges Erfodernis, um uns Nationalsinn und Nationalkraft zu bewahren und gedeihen zu lassen. Wenn man Deutschland etwa in funfzehn Staatenmassen abtheilte: so würde man nicht nur finden, dass bis auf wenige Ausnahmen unter gewissen Modificationen alle die souveränen Häuser, die ein altes Recht hätten, mehr als befriedigt werden könnten; sondern auch auf die Entdeckung gerathen, dass wir verschiedene deutsche Gebiete ganz wieder nach den alten deutschen Nationen abrunden dürften; und damit wäre für Belebung der Deutschheit ungemein viel gewonnen. Lasst uns alles vermoderte Fachwerk aus unseren Gauen hinaus werfen, wo es sich noch findet, um des Himmels willen nicht in unsere Grenzen gar wieder zurückbringen! Lasst uns wie ein Bund freyer germanischer Völker wieder dastehn, und durch die höhere Cultur unserer Tage vor den grauen Zeiten der Altvordern, nur diesem Völkerbunde solche Einheit geben, dass sich Hermann und Marbod nicht mit einander schlagen dürfen, anstatt vereint wider die Römer zu kämpfen.

Jena, b. Schreiber: *Die nothwendigen Erfodernisse zur schnellen und dauerhaften Friedensstiftung* von Dr. *Georg Heinrich von Deyn,* ordentlichem Mitgliede der herzogl. mineralogischen Gesellschaft zu Jena. 1814. 40 S. 4. (12 Gr.)

Ein zwanzigjähriges fleissiges Studium in der Staatswissenschaft hat den Vf. nach seiner Versicherung daselbst heimisch gemacht, und ihn in Stand gesetzt, die ächte Friedensbasis nebst dem Frieden zu entwerfen, und der Presse zu übergeben. Er ist, in dem Fall dass sich bey der Friedensstiftung einige Hindernisse zeigen sollten, und man über die Frage: Was ist nun zu thun? zweifelhaft seyn könnte, gern erbötig, hülfreiche Hand zu leisten, und die Welt mit der vollkommenen Versicherung zu beglücken, dass es nur auf klare Ansicht und geschickte Behandlung ankomme, um den Glauben an den ewigen Frieden in unbezweifelte Gewissheit umzuschaffen. Wir bedauern sehr, keiner von den einflussreichen Gelehrten zu seyn, welche nach des Vfs. Wunsch diese Schrift den Diplomatikern zur Berichtigung und

Erweiterung ihrer Kenntnisse empfehlen können. Gewiss ist Mancher von ihnen der Art, dass er auch aus dieser Schrift Einiges lernen könnte, und mancher Satz des Vfs. ist recht löblich. Gewiss wünschen sie Alle, damit ihre Kunst desto höher steige, auf das Resultat des ersten Abschnittes einzugehen, dass die Staaten sich nicht eher frey nennen dürfen, als bis sie keinen Krieg mehr zu fürchten haben, wiewohl sie etwas stutzig werden möchten, wenn sie in der zweyten Abtheilung den Satz finden, dass der Reichthum alter und neuer Zeit an Friedensschlüssen zu erkennen gebe, wie man von jeher den Frieden gewollt hätte. Sie wissen leider zu sehr, wie man mitunter Frieden, um nur Athem zu einem neuen Kriege zu schöpfen, und wie viel öfter man ihn aus harter Nothwendigkeit schloss, als aus Neigung.

Ganz richtig ist die Bemerkung, dass der kriegerische Charakter eines Volkes nichts Bleibendes sey, und sich jeder Mensch in jedem Culturzustande nach einem Wohlseyn sehne, das man eben im Kriege nicht habe; doch findet man bey Betrachtung der vielen Leidenschaften und Antriebe, wodurch der Mensch oft von seinem Wohlseyn weggebannt wird, einiges Bedenken, in die Versicherung S. 9 einzustimmen: „Wie der Erfinder in einer Kunst zum Besten von Millionen arbeitet, ohne dass diess dadurch dieselben Künstler werden: so braucht es auch nur *eines* Menschen Erfindungskraft, um die ganze Welt des allgemein wünschenswürdigen Mittels zur Abschaffung des Krieges theilhaftig zu machen.“ Hätte der Vf. diess Mittel nur früher bekannt gemacht: so hätte er diese Schrift nicht seinen Wohlthätern in der durch Jena's Plünderung 1806 erlittenen Noth zuzueignen gebraucht. Übrigens beweist auch dieser Zug, dass ihn ein gutes Herz beseele, wovon die ganze Schrift zeugt. Er glaubt nur zu sehr an den Adel der menschlichen Natur, ist zu sehr Christ, als dass man gegen seine politischen Vorschläge nicht einiges Misstrauen fassen sollte.

Allerdings hat er ganz Recht, dass die Diplomatiker, welche den Frieden schliessen sollen, sich nicht erst versammeln müssen, um die Diplomatik gemeinschaftlich zu studiren; doch ob diess seyn würde, wenn sie über die Grundsätze der Friedensbasis nicht sogleich einig wären, ist noch eine andere Frage: denn dabey gilt eine philosophische, und besonders historische Ansicht, die sehr verschiedenartig seyn kann, und überdiess hangen ja die Diplomatiker nicht von ihrer Überzeugung, sondern vom Willen und Befehl dessen ab, der sie bevollmächtigt. Einige Lehren giebt darauf der Vf., welche die Diplomatik nicht genug erwägen kann, z. B. dass zu einem Friedensgeschäft nicht nur die Bevollmächtigten der kriegführenden Theile, sondern auch die Staaten gezogen werden sollen, die dabey in Frage stehen mögen, was freylich der Würde der europäischen Republik angemessen ist. Auch hat er darin Recht, dass die Diplomatiker den naturgerechten Zusammenhang sämmtlicher Staaten vor Augen haben, und sie nicht erst genau ermessen sollen, wann sie durch Auswürfe, wie ein Vulcan, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Um dergleichen Äusserungen nicht abentheuerlich zu finden, in sofern sie als Erfodernisse an unsere Zeit gerichtet sind, braucht man nur zu bedenken, dass nach den jetzigen Weltverhältnissen überhaupt und nach den Gesinnungen, den geäusserten Grundsätzen, nach dem bisherigen Beginnen der hohen Coalition das bevorstehende Friedensgeschäft wirklich den naturgerechten Zusammenhang der Staaten auf eine wissenschaftliche Art berücksichtigen wird; und wir wünschen herzlich, dass man dabey, was nach der richtigen Deduction des Vfs. bey gehöriger diplomatischer Verhandlung unmöglich ist, nicht auf einen alten Zustand der Dinge, wie auf eine Norm, zurückgehe. Wir liessen ja von demselben nur ab, weil er uns keine Zufriedenheit gewährte; und darum ist bey der fortgehenden Entwickelung der Zeit der Satz des Privatrechtes von einem *Restituiren in integrum* in der Diplomatik äusserst abgeschmackt.

Nach solchen Erörterungen über die nothwendigen Eigenschaften der Diplomatik und Diplomatiker rückt die Untersuchung weiter mit dem unverkennbar richtigen Satz, dass die Anfoderungen der Staaten aneinander auf das ihnen in jeder Hinsicht Angemessene gehen, warum der österreichische Hof auch vor seiner Theilnahme an dem gegenwärtigen Krieg erklärt habe, „dass man einen Frieden wolle, dem das gleiche Interesse aller Nationen zum Grunde liege.“ Hieraus wird nun die angekündigte Friedensbasis gefolgert, welche nichts anderes, als der Satz ist, dass alle Fürsten die Angelegenheiten ihrer Staaten *gemeinschaftlich* zu besorgen sich vornehmen, diess einander erklären, und dem gemässe Anordnungen treffen sollen. Wahrscheinlich ist dieser Satz allgemeiner und unbestimmter ausgedrückt, als der Vf. sich ihn dachte, und er will nur sagen, dass die Souveräne diejenigen Angelegenheiten ihrer Staaten, in welchen sie sich gegenseitig berühren, gemeinschaftlich besorgen wollen, was denn bisher, wiewohl in sehr unvollkommenen Formen, schon geschehen ist, und geschehen musste, sobald man nicht Waffengewalt der gütlichen Vergleichung vorzog. Darauf allein kommt es an, *wie* die gemeinschaftliche Besorgung der Angelegenheiten zwischen den Staaten, die sich zu dem europäischen Verein bekennen, so zweckmässig eingerichtet werde, dass sich die Mächte den aus ihr hervorgehenden Beschlüssen gern unterwerfen, oder zu unterwerfen genöthigt sind. Mit Auflösung dieses Problems beschäftigt sich die gegenwärtige sogenannte Friedensbasis keinesweges; und es bleibt daher den hohen Mächten anheimgestellt, ob sie sich um Aufklärung darüber an den hülfreichen Vf. wenden wollen. Wir wissen über diesen Punct im Allgemeinen nichts zu sagen, als was wir in einer der unmittelbar vorhergehenden Kritiken angedeutet haben. Könnte aber den Männern, welche auf das nahe Friedensgeschäft Einfluss haben werden, irgend daran gelegen seyn, unsere Ideen über die Organisirung, ausgedehnte Macht und

Beschränkung eines europäischen Senats kennen zu lernen, und käme wirklich bey ihnen ein Gedanke an Stiftung desselben empor, was wir eben so wenig hoffen, als wir es stark wünschen: so sind wir gern zu den ausführlichsten und bescheidensten Mittheilungen bereit.

Ohne Druckort: *Zwecke und Absichten des französischen Protectorats durch freywillige Schwäche der Deutschen begünstigt.* 1814. 78 S. 8.

Diese Schrift hat einige Thatsachen über die kaum gestürzte französische Regierung, welche das Gepräge der Wahrheit tragen, und manche Züge feiner Beobachtung, die der Vf. in Frankreich selbst sammelte. Sie behält also einen bleibenden Werth für die Geschichte unserer Tage. Wir erhalten hier Aufschluss, warum das Gesuch der Einwohner des Herzogthums Berg, welche mehr als funfzigtausend Gulden in Negotiationen aufgehen liessen, um mit Frankreich vereinigt zu werden, von dessen Oberhaupt so kalt aufgenommen wurde. Der Zolldirector in Cölln hatte dem Kaiser Napoleon bewiesen, dass die Eingangsgebühren der bergischen Fabricate, die nach der Vereinigung wegfielen, mehr einbrachten, als die gesammten Einkünfte des Herzogthums. Indem also der Kaiser nur darauf sah, dass er bey Verweigerung des Wunsches der Einwohner desselben sich ein grösseres Einkommen gegen ein kleineres sicherte, konnte er noch den väterlichen Fürsorger für die französischen Fabriken, welche gegen die Vereinigung Vorstellungen gemacht, für den Sohn seines Bruders Ludwig, dem Berg verheissen worden, und den gemässigten Herrscher spielen, der auf Vergrösserung seiner Ländermasse nicht begierig sey. Gleich interessant ist der Aufschluss, wie geschah, dass sich das Volk des Herzogthums nach einer Vereinigung mit Frankreich sehnte. Ausser dem Hauptgrunde, der Eingangsgebühren für die Fabricate überhoben zu seyn, lag die Ursache davon in einer Zerrüttung der Landesmünze, welche *Azara*, der Finanzminister des jetzigen Königs von Neapel, als Grossherzogs von Berg, verschuldet hatte. Jener Jude liess die alte, gute Landesmünze, weil sie untauglich sey, von Jedermann abliefern, und dagegen eine Scheidemünze von viel geringerem Gehalte prägen, womit die Regierung bezahlte, indem sie dieselbe nicht in den Steuercassen annahm, sondern brabantische, oder Laubthaler verlangte, die der Unterthan mit hohem Aufgelde gegen die neue schlechte Scheidemünze einwechseln musste. Auf die Art war das Münzwesen in einer Zerrüttung, wodurch der jüdische Finanzminister so ungeheuer gewonnen hatte, dass er in Neapel seinem König von dem in Deutschland erpressten Gelde leicht Bälle geben konnte, wovon einer zwanzigtausend Gulden kostete.

Mit ausführlicher Kunde ist von S. 13 an dargethan, dass eine Verpflanzung der französischen Regierungsverfassung nach Deutschland ein grosses Unglück für dieses gewesen wäre, und zum Theil schon war. In Frankreich ist man schon seit Jahrhunderten in der Verwaltung an ein ungeheures Formelwesen gewöhnt, das der deutschen durchaus fremd ist. Wer dagegen fehlt, sündigt eben so sehr, als wer sich in dem Wesentlichsten vergangen hat. Dadurch entsteht eine Fertigkeit zu betrügen, eine Pfiffigkeit, dieser wiederum entgegen zu wirken und zu entgehen, wodurch die Geschäfte höchst traurig auf den sittlichen Charakter und für die vertrauliche Freude des Lebens wirken. Wo die Verwaltung ein Formelwesen geworden, da werden natürlich die Beamten, welche sie handhaben, nicht wie Menschen, sondern auch als eine Formel genommen, für welche man eine Taxe bezahlt, so lange sie tauglich bleibt. Nach Willkühr entlässt man sie in Frankreich; und macht Krankheit, oder irgend ein Unglück sie unfähig zur Verwaltung ihres Amtes: so werden sie gänzlich ihrem Elend überlassen. „Zur Ehre des deutschen Namens," äussert sich hier der Vf., „sey es gesagt, dass Tausende von Staatsdienern bisher *gewissenhaft* von den meisten Fürsten ihre Gehalte *fortbezogen* (soll wohl heissen, *ausgezahlt bekamen*? Denn an gewissenhafter Beziehung derselben wollte es wohl nicht leicht Einer von ihnen fehlen lassen), obgleich sie dem Staate keine Dienste mehr leisteten, oder leisten konnten, und obgleich diese Ausgaben, besonders in den letzten bedrängten Zeiten, dem Staate schwer fielen."

Nach jener Sinnesart, womit die Beamten vom französischen Staat behandelt werden, stimmt sich dann in Frankreich überhaupt das Verhältniss zwischen dem Dienenden und dem Principal. Seinem Vortheil gemäss entlässt dieser seinen Commis, ohne auf dessen Lage irgend Rücksicht zu nehmen, und der Commis wiederum thut durchaus nur das, wozu er sich verbindlich gemacht, wenn er auch durch eine weitere Anstrengung seinem Herren einen bedeutenden Schaden abwehren, oder Vortheil verschaffen könnte. Daraus erklärt sich, warum man in ganz Frankreich Deutsche und Schweizer, auf deren Treue und Theilnahme man rechnen kann, gern anstellt und viel besser bezahlt, als die gebornen Franzosen. Diese Redlichkeit unseres Nationalcharakters, welche so allgemein anerkannt wird, wäre sehr gefährdet gewesen, wenn das System der pfiffigen französischen Verwaltung bey uns Wurzel hätte fassen können, welches wir indess sehr bezweifeln. Die Lehre sollen wir uns nur aus der nun verschwundenen Gefahr nehmen, dass wir aus den deutschen Ländern, die Frankreichs Provinzen, oder demselben genau verbündet waren, dass wir auch aus anderen deutschen Staaten, wo französische Verwaltungsmaximen, wie z. B. im Preussischen, seit längerer Zeit Einfluss hatten, alle Pfiffigkeit und Schleichkunst der Verwaltung bannen: denn sie verderbt Volk und Regierung, und macht beide zuletzt unzufrieden mit einander.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

Ohne Druckort: *Zwecke und Absichten des französischen Protectorats durch freywillige Schwäche der Deutschen begünstigt.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auch über das französische Conscriptionswesen giebt uns der Vf., der als Augenzeuge es eine Reihe von Jahren in Frankreich betrachtete, zuverlässige Nachrichten. Die grossen Städte, und namentlich Paris, wurden dabey sehr geschont, allein auf dem platten Lande nahm man, statt des fünften oder zehnten Mannes einer Conscriptionsclasse, beynahe alle für den Waffendienst hinweg. Schon vor drey Jahren war der Mangel an jungen Männern dort auf das merklichste zu spüren. In einem Dorfe, zwanzig Stunden von Paris, sah der Vf. einen jungen Burschen, der die Hände gravitätisch in den Westentaschen hatte, indem einige zwanzig junge Mädchen um ihn herumtanzten. Um über die eigentliche Beschaffenheit ihrer Conscription zu täuschen, befolgte die französische Regierung, wie bey anderen Operationen, zwey entgegengesetzte Wege: Entweder liess sie verbreiten, dass man so und soviel Männer aus der Classe der Verheiratheten ausheben werde, und foderte dann, wenn sie allgemeines Wehklagen erregt hatte, eine viel geringere Zahl, wodurch sie lautes Lob für sich und die öffentliche Stimme wider die gewann, welche sich wirklich aufopfern mussten und klagten. Oder sie foderte auf das häufigste, aber so unscheinbar, und in so kleinen Theilen, dass der grösste Haufe über das Ungeheure ihrer Foderungen gänzlich getäuscht wurde. Zum öftersten nahm sie ganz leise noch Aushebungen auf die früheren Conscriptionsclassen vor; und wie häufig musste ein junger Mann, welcher bey der ersten Conscription einen Stellvertreter leistete, bey Nachlesen in seiner Classe sich abermals loskaufte, doch endlich als Ehrengarde mitziehn!

Auch über das Steuersystem in Frankreich stellt der Vf. Thatsachen auf, wodurch sich ergiebt, dass wir Deutsche durch Einführung desselben härter gedrückt gewesen wären, als durch unsere gegenwärtige Besteurung. Zwey Dinge milderten seine Last: dass in Frankreich es vorzüglich auf Luxussteuern und indirecte Abgaben ankommt, sich also kein Bürger des Staats dem verhältnissmässigen Beytrage zu den öffentlichen Lasten entziehen kann, und bey Beschränkung im Benutzen der Erwerbsquellen der einzelne Unterthan Theil hatte an den ungeheuren Abgaben, welche die Regierung von anderen Staaten erhob. Übrigens stösst man bey jedem Schritt und Tritt auf Steuern, die zuletzt eine ungeheure Summe ausmachen. Die Grundsteuer ist mässig, aber dann kommen ausser Kriegssteuern und dergleichen noch eine Mobiliarsteuer, eine Fenster- und Thür-Taxe, und andere der Art, welche selbst der preussische Staat zur Zeit der ungeheuersten Noth, wo es seiner letzten Existenz galt, und es eigentlich gar kein Mass mehr für die Opfer gab, die man von dem Einzelnen verlangen durfte, nicht gegeben hat. Dazu kommt, dass noch wiederum die Städte das Recht haben, zur Bestreitung ihrer Municipalausgaben, besondere Steuern zu erheben; von den dadurch einlaufenden Summen aber ohne besondere Erlaubniss der Regierung, welche sich den Überschuss auszahlen liess, nichts verwenden durften. In Paris bezahlt man kraft der städtischen Steuer, unabhängig von dem, was der Staat schon davon erhoben hat, auf jede Bouteille Wein ungefähr sechs Kreuzer Eingangsrecht.

Ausser den Steuern, die in Frankreich grösser sind, als in irgend einem andern Reiche, England ausgenommen, welches bey seiner Freyheit in Benutzung der Erwerbsquellen, und seiner Bereicherung in allen Welttheilen, sie weniger fühlt, hatte die Regierung noch ganz eigene Mittel, das Vermögen der Unterthanen an sich zu ziehen. Wir wissen, dass sie sich das Eigenthum der Communen beylegte, was sich noch kein Staat erlaubte, nachdem sie sich vorher schon mancher Fonds derselben auf eine indirecte Weise bemächtigt hatte. Viele Städte in Frankreich besassen Capitalien, wovon sie die Kosten des öffentlichen Unterrichtes so bestritten, dass für die Bildung von unbemittelten und fähigen Knaben ohne weitere Beyhülfe dadurch gesorgt war. Diese Gelder nahm die Regierung zu sich, indem sie allein für die öffentliche Erziehung sorgen wollte, unterdrückte viele der Lehranstalten, und an den noch bleibenden konnte kein junger Mensch mehr Theil haben, der nicht jährlich wenigstens 36 bis 40 Livres Schulgeld bezahlen konnte. Etwas von diesem Raube verwandte sie, um die Universität von Paris mit glänzenden Einkünften auszustatten, so wie überhaupt ihre Maxime war, auf Kosten aller unteren Verhält-

Un

nisse des bürgerlichen Vereins die obersten Sphären derselben zu Pracht und Eitelkeit auszuschmücken.

Über die französische Polizeyeinrichtung unter dem letzten Gouvernement finden wir das gewiss gegründete Resultat aufgestellt, dass sie ein feindliches Verhältniss zwischen der Regierung und ihren Unterthanen bezeichnete. Allein in Paris zählte man fünf und zwanzig tausend Polizeyspione, „die Menschen Verbrechen andichteten, oder sie dazu reizten, um sich in Credit zu erhalten, weil sie abgeschafft wurden als ungeschickte Diener, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit der Polizeybehörde ein Wild aufjagten." Überhaupt durfte nicht wohl Jemand wagen, der Polizey seine Dienste zu verweigern; unter seinem eigenen Gesinde war man nicht sicher vor Verräthern, und die Lohnbedienten, die öffentlichen Mädchen waren im Solde der Polizey. Der Vf. meint zwar, dass der arglose deutsche Charakter bey solchen Polizeyeinrichtungen unendlich gelitten haben würde, und es ist gewiss, dass der Franzose sie viel leichter erträgt. Aber ein ähnliches allgemeines Gemälde würde man mit Wahrheit von der Polizey mancher deutschen Hauptstadt entwerfen können. Auch da fehlt es nicht an Beyspielen, dass Lohnlakayen, Freudenmädchen, das Gesinde des Privatmannes, im Dienst der Polizey stehen, dass diese daselbst mit Unverletzlichkeit dessen, was man im öffentlichen Vertrauen auf die Post giebt, so willkührlich schaltet, wie nicht zu Paris geschehn seyn kann. Rec. weiss wenigstens aus eigener Erfahrung, dass einsichtsvolle und sehr vorsichtige Männer, die sich in Verhältnissen befanden, welche viel Rücksicht erfoderten, es gleichwohl wagten, von jenem Hauptsitze argwöhnischer Polizey auf öffentlicher Post Briefe abzusenden, die bitteren Tadel der Regierung enthielten. Man darf indessen, wenn die Polizey in Deutschland hie und da der französischen ähnlich wurde, nicht vergessen, dass eben die Franzosen es waren, deren Beginnen dergleichen, wenn auch nicht nöthig machte, doch entschuldigte.

Eine natürliche Folge der Polizeyeinrichtungen Frankreichs war, dass man die Kerker mit Opfern ihrer Spionerey angefüllt sah. „Über ihre Menge, heisst es hier S. 48, konnte man sich leicht eine Vorstellung machen, wenn man bey Vincennes verweilen durfte, um zu bemerken, wie alle Viertelstunden andere Schlachtopfer auf die Zinne des hohen Gefängnissthurmes gebracht wurden, um zwischen hohem eisernem Gitterwerk frische Luft zu schöpfen."

Mit Recht ereifert der Vf. sich über die gleichsam polizeyliche Tyranney, welche auch im Gebiet der Literatur und Wissenschaft in Frankreich ausgeübt wird, ist aber billig genug, einzugestehen, dass die französischen Gelehrten von jeher in ungemeiner Sklaverey befangen waren. Nur ward sie jetzt dadurch erhöht, dass berühmte Gelehrte durch Bekleidung der wichtigsten Staatsämter zugleich politischen Einfluss erhielten. Von ihnen in der Lehre abweichen, heisst ganz bestimmt, sich den Weg zu jeder Anstellung verschliessen.

Eine Billigkeit, wie hier, hätte der Vf. nur allen seinen Bemerkungen zur Seite gehen lassen sollen. So viel Vertrauen wir seinen Thatsachen bewiesen haben, und so ungleich werther uns seine Mittheilungen sind, als die vielen lauten Schmachreden und Declamationen der Deutschen wider das gestürzte Oberhaupt Frankreichs: so muss der Historiker nie aus der Acht lassen, die freylich überwiegende Schattenseite der letzten französischen Regierung zu schildern, sey auch hier Zweck gewesen. Ausserdem möchten die meisten Züge dieser Schilderung mit einigen Modificationen auf manches Zeitalter Frankreichs passen. Es hat nun einmal eine Nation, die nicht viel anders behandelt seyn will und kann, als sie von Bonaparte behandelt wurde, dessen Unstern vorzüglich dadurch aufging, dass er von diesem Volk das Muster nahm, wie man mit Völkern schalten müsste. Selbst in diesem schwarzen Gemälde von seiner Regierung kommen Züge vor, z. B. wie er sich im Weinkeller zu Epernai benahm, die darthun, dass sie dadurch schwärzer wurde, weil Franzosen ihr Werkzeug waren; solche Beschränkung und Sklaverey, wie wirklich unter ihm entstand, wollte er nicht in dem Grade. Eisern musste übrigens die Hand, argwöhnisch, hart und tyrannisch der Geist seyn, welche den Greueln einer solchen Revolution bey einem solchen Volke die Pforte verschliessen sollten. Eine Zeitlang mochte dazu selbst nöthig seyn, dass ein solcher Arm und Geist revolutionär gegen die übrige Welt wurden und blieben. Ihre Macht ist nun gänzlich gebrochen, und so wollen wir hoffen, dass nun die französische Revolution, wenn gleich nicht in ihren unendlichen Wirkungen, doch als ein Kreis von unmittelbar und gleichartig zusammenhangenden Begebenheiten, welcher sich in jedem Weltereigniss von seinen weiteren Folgen unterscheiden lässt, sowohl für Frankreich als für die übrige Erde beendet sey.

Deutschland: *Reden an das deutsche Volk* von *Philipp Joseph Rehfues. Erste Rede.* 96 S. 8. *Zweyte Rede.* 80 S. 1814. 8.

Zuerst Schilderung, wie die letzte französische Regierung die unterjochte Nation durch Gaukelspiel von Freyheit und Constitution, die übrigen Staaten durch glänzende Vorspiegelungen von hohen völkerrechtlichen Ideen und Entwürfen um alles Völkerrecht betrog. Wir haben der allgemeinen Vorstellungen von dem Elend, welches sie dadurch über Frankreich und den grössten Theil von Europa brachte, schon mehr als genug, und überhaupt bedarf die Literatur dergleichen nur von solchen, deren Genius mit wenigen Zügen Phantasie, Verstand und Herz zugleich erschüttert. Die Flugblätter der Deutschen ergiessen sich zu sehr mit breiter Beredsamkeit über jenen Gegenstand: wir lasen noch nichts Genialisches darüber, und freuen uns um so mehr auf die nahe Hoffnung, dass der Historie Actenstücke und urkundliche Aufschlüsse über denselben Gegen-

stand in Fülle werden müssen. Dann wird ein Tacitus aus ihnen ein Gemälde für die Ewigkeit aufstellen, statt der Beschreibungen, die jetzt auf der Fluth der Rede dahinschwimmen. Vorzüglich über die geheimen Greuel der Polizey werden die authentischen Aufschlüsse für die Historie ergiebig werden.

Aus welchem Gesichtspunct das Haupt jener Regierung die Maximen nahm, nach welchen die öffentliche Erziehung eingerichtet werden sollte und betrieben ward, scheint uns noch sehr problematisch. Nach dem Vf. sollte durch sie das Knechtthum der Nation nur vollendet und für immer begründet, der ungeheure Plan einer gänzlichen Verfinsterung des menschlichen Verstandes ins Werk gesetzt werden. Allein uns dünkt viel wahrscheinlicher, dass es die Beschränktheit eigener Cultur, und nicht so böser Wille und planmäsige Tyranney war, wodurch jene Grundsätze ausgesprochen und festgehalten wurden. Man darf bey Beurtheilung von Napoleon Bonaparte nie vergessen, dass seine Gedanken und Gefühle originell sind, und der Schwung seiner Phantasie genialisch, so wie sein Wille eisern; seine intellectuelle Ausbildung aber hinter dieser Genialität und Willenskraft in ungemeiner Niedrigkeit zurück steht. Nur dadurch können wir uns die meisten Erscheinungen an ihm erklären, und ohne diesen Gesichtspunct wird man entweder, was jetzt freylich kaum noch zu erwarten ist, ihn so bewundern, wie er's nicht verdient, oder in ihm, wie jetzt gewöhnlich geschieht, ein so bizarres Ungeheuer erblicken, wie er gar nicht seyn kann, weil wir uns sonst nicht insgesammt von ihm so viele Jahre so hätten mitspielen lassen. Überhaupt wird die Geschichte nicht so leicht mit ihm ins Reine kommen, wie es nun schon unsere Ausrufer im Volke sind.

Indessen mag Keiner dem Vf. die Wahrheit befehden, dass die Folgen der französischen Revolution, unter welche auch die Regierung Bonaparte's gehört, für Handel, Gewerbe, Ackerbau, Volkserziehung, innere Freyheit und Glück der Individuen in Frankreich keineswegs heilbringend waren, dass sie selbst durch die letzte Regierung, wiewohl sie sich rühmte, die Revolution beendet zu haben, und wirklich die Anarchie in Fesseln schlug, wie die Freyheit des Volkes, verderblicher wurden, als durch die früheren revolutionären Ereignisse und Einrichtungen. Doch bleibe auch hier nicht unerinnert, dass die Historie alle diese Folgen der Revolution für Frankreich selbst nur noch die nächsten nennen wird, und wir nun zuerst abwarten müssen, ob der Bourbon nicht auf einem ganz anderen Thron sitze, als worauf seine Vorfahren herrschten, ob unter ihm nicht eine freyere bürgerliche Gesellschaft aufblühe, als unter einem Scepter möglich war, den man im Grunde nur als einen Sprössling des nun vertilgten Feudalwesens betrachten konnte.

Über die Folgen der französischen Revolution für das übrige Europa führt der Vf. die bekannten Ereignisse und Erscheinungen an, ohne tiefer einzudringen, und schildert sie nur von der schwarzen Seite. Zwey Thatsachen liegen vor uns, als gar nicht zu bezweifeln, die alles Ungemach und Elend, alle Schmach, welche die Folgen der französischen Revolution über uns gebracht haben, durch das Heil, welches sie uns schenkten, weit überwiegen, und wenigstens Verdienst jener Weltbegebenheit, wenn auch nicht der Franzosen und ihrer letzten Regierung, sind. Zu einer Volksmasse sind wir Deutschen, und die europäischen Staaten durch sie zu einer Coalition geworden, aus welcher sich ein wahrhaftiger europäischer Staatenbund erheben kann.

Der Redner geht zuletzt an Beantwortung der Frage: was wäre aus der Welt geworden, wenn Frankreich nach Unterjochung des Continents auch noch Englands Widerstand besiegt hätte? Er meint, dass er statt aller Antwort schweigend auf Griechenland und Ionien, auf die Ufer des Nils u. s. w. hinzudeuten brauchte. Allein wir haben schon einigemal uns in diesen Blättern geäussert, wie wenig man von den politischen Erscheinungen des Alterthums auf unsere Zeiten schliessen dürfe, wie wenig eine Universalherrschaft, die der römischen irgend gleichzustellen wäre, von Frankreichs Übermacht, selbst nach Englands Fall, gefürchtet werden konnte. Denn die europäische Republik, etwas Ähnliches kannten die Alten gar nicht, ist unvertilgbar, weil sie selbst nach gänzlicher Zertrümmerung ihrer jedesmaligen Form, immer in den Herzen, in Cultur, Sitte, Religion und Sprache ihrer Völker gegründet bleibt. Die Universalmonarchie nun gar, welche aus der französischen Revolution hervorgehen sollte, musste mit den Formen des Völkerrechts schmeicheln, musste die Völker in ihrer innern bürgerlichen Gesellschaft zu einem öffentlichen freyeren Leben bringen, mit welchem Druck sie auch auf denselben lastete, musste eben die Hunderttausende aus den Nationen bewaffnen, um zur Universalmonarchie zu werden, von welchen sie gewiss seyn konnte, dass sie in dem Augenblick, wo diese vollendet wurde, die Waffen brauchten, um sie zu zerstören. Darin wäre unsere Rettung gewesen, hätte der nun gestürzte Held auch England besiegt; schwerlich aber, wie der Vf. meint, in dem Abfall der grossen Kriegshäupter von dem Universaldespoten, oder in der Zerstückelung seines Reichs durch sie nach seinem Tode. Wie unpassend ist, von den Feldherren Alexanders des Macedoniers, die mit ihrer starken Nationalität, mit der griechischen Cultur und Sprache über wieviel tiefer stehende Völker vereinzelt die Herrschaft ihres grossen Hauptes fortsetzten, auf das zu schliessen, was französische Kriegshäupter nach Errichtung der Universalmonarchie ihres gewaltigen Oberhauptes mit Völkern, wie die Deutschen, Engländer, Spanier, Russen u. s. w. versucht hätten, deren Nationalcultur zum Theil gar die ihrige überwiegt, deren Nationalität frisch und stark besteht? Gewiss wäre von allen den grauenvollen Dingen, welche der Vf. als nothwendig ansieht, wenn die letzte Regierung Frankreichs auch England besiegt hätte, gar

nichts geschehen, und er kritisirt sich selbst hinlänglich durch die kalte Emphase, womit er gegen den Schluss seiner Rede ausruft: „Der blosse Gedanke an dieses fürchterliche Schicksal der Welt regt den Geist auf das tiefste auf, und Entsetzen ergreift mich selbst über dem Bilde, das ich *freywillig in meiner Einbildungskraft emporgerufen habe, und jeden Augenblick wieder in sein Nichts zurückwerfen kann.*"

Auch die zweyte Rede ist leer an Gedanken, und ein Ausfluss jener Rednerey, die durch lebhafte Wortwendungen, besonders durch übereinandergeschichtete Fragen das innere Feuer ersetzen will, was nur durch Gedankenfülle, Kraft der Phantasie, ein Gemüth, welches für grosse Ideen glüht, in der Brust des Redners aufflammt. Hr. *Rehfues* hat in der kalten Lebendigkeit und dem Wortfluss viel Ähnlichkeit mit einem ehemaligen Ausrufer in unserer literärischen Welt, dem nun verschollenen *Garlieb Merkel.* Auch hat die zweyte Rede noch weniger Plan und Ziel, als die erste. Sie muss gehalten seyn, ehe Bonaparte schon beynahe ganz zu Boden lag, und es noch hin und wieder die Meinung geben konnte, dass er vielleicht nicht gänzlich erliegen werde. Aus Leuten dieser Meinung macht sich der Redner nun wiederum ein Bild, vor welchem er sich entsetzt, und wirft sie in ihr Nichts zurück. Jene Leute mochten den inneren Zustand Frankreichs nicht genug kennen, oder nur zu sehr über die Befreyung Deutschlands von dem französischen Druck erfreut seyn, um an der völligen Sicherstellung ihrer Freude für die Zukunft, welche nur durch den gänzlichen Sturz Bonaparte's möglich schien, nicht noch etwas zu zweifeln. Dergleichen und mancher andere Grund, warum man den vollen Ruin eines Helden, der so viele Jahre fast dem ganzen Europa geboten hatte, nicht für ausgemacht annehmen wollte, als bis er wirklich erfolgt, kümmert unseren Redner wenig: er nimmt die Leute solcher Ansicht sofort für die verstocktesten Sünder, und peitscht sie mit einem Platzregen von drohenden Fragen: „So missgönnt ihr eurem Volke seinen Ruhm? u. s. w. So hat denn alles Gute, Schöne, Grosse, Heilige an euch sein Recht verloren? u. s. w. Hasst ihr die Ruhe und den Frieden eines ganzen Welttheils?" Es dient wirklich zur Kurzweil, wie nichtig dieser Redner sich ereifert. Man geräth leicht auf den Argwohn, dass er den rauschenden und pomphaften Ton so mancher der deutschen Flugblätter nur habe persifliren wollen.

Von solcher tadelnswürdigen Rednerey übrigens abgesehn, liefert er manche richtige Bemerkung, die uns Aufschluss darüber giebt, wie Napoleon Bonaparte so ganz erlag. Dahin rechnen wir, dass in Frankreich gerade der eigentliche Stamm aller Völkerkraft, der blühende Schlag von Männern zwischen achtzehn und vierzig Jahren fehlte, weil der Waffendienst seit dreyzehn Jahren sie mehr als alle ersten Revolutionskriege, und alle Barbareyen der Schreckenszeit, hinweggerafft hatte. Auch veranlasst diese Bemerkung eine wahrhaft beredte Stelle: „Wer soll, heisst es S. 19, den kraftvollesten Heeren von ganz Europa den Sieg entreissen? Etwa die zitternden Greise, die bey ihrem Anblick den Jammer ihres kinderlosen Alters beweinen, und bey den rüstigen Fremdlingen der blühenden Söhne gedenken, welche sie hinopfern mussten?" u. s. w.

Eben so wahr ist hier über den Wahn gesprochen, als ob jetzt im Lande der Franzosen ein grosser Geldreichthum sey. Was die ungeheuren Heere, was der Krieg in Spanien, was die unglücklichen Feldzüge von 1812 und 1813, was der Stillstand der Industrie und des Handels zur Verarmung der Nation wirkten, konnte durch kein Raubsystem gegen die übrigen Nationen vergütigt werden. Dazu kommen die individuellen Ursachen, dass eben die Emporkömmlinge, die dadurch bereichert wurden, kein Vertrauen auf eine Grösse der Regierung haben konnten, deren Erhebungsmittel und Unersättlichkeit sie kannten; dass eben die Reichsten in dem neuen Frankreich ihre Capitale entweder todt bewahrten, oder in den Banken des Feindes liegen liessen; dass auch die reichsten Grossen ihren vornehmsten Aufwand auf Juwelen richteten, welche sie zur Zeit der Noth mit sich tragen konnten.

Der Vf. wendet sich dann zu dem Hauptpunct des Verderbens, dass sich die französische Regierung nicht an die Liebe, das Vertrauen des Volkes wenden konnte, und zuletzt der Kaiser nichts hatte, worauf er bauen mochte, als sein Glück, welches ihm, wie hier mit vieler Rednerey gezeigt werden soll, schon untreu geworden war. In wiefern er besonders als Feldherr, aber auch als Staatsmann das Glück verdiente: diese Untersuchung liegt einer tieferen Würdigung ob, als wir hier finden, wozu aber jetzt der Augenblick nicht vorhanden ist. Auf solche Art, wie der Rhetor hier eine Seite herauskehrt, liesse sich leicht die entgegengesetzte herauswenden. Seine ganze Rede aber wider Bonaparte macht er eigentlich zu schanden, indem er S. 64 den Götzen, welchen man sich aus ihm gebildet haben mag, mit unserem wahrhaftigen Gott zusammenstellt. Welcher Bewunderer seiner hervorragenden Eigenschaften, und der Rolle, zu welcher ihn das Schicksal emportrug, hätte je die Bewegung seines halben Menschenlebens mit der ewigen Arbeit Gottes in dem Weltenwerke zusammengestellt? Hier ist es leider geschehen, um die Leute, die einen solchen Götzen verehren, wie die verstecktesten Sünder mit harter Rede zu peitschen. In welche Ungereimtheiten kann man doch verfallen, wenn man ein Redner seyn will, ohne die Kraft der Rede zu haben!

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(Fortsetzung der in No. 102 abgebrochenen Recensionen-Reihe.)

Gedruckt am Rhein, im zweyten Jahr der deutschen Freyheit: *Der Reinstrom, Deutschlands Weinstrom, nicht Deutschlands Rainstrom.* 24 S. 8. (4 Gr.)

Wenn wir wissen wollen, wie weit Gott den Erdboden uns Deutschen zugetheilt habe: so erhalten wir hier die Antwort: „Soweit unsere Sprache reiche, sey auch das Land deutsch, denn Sprachscheide sey Völkerscheide." Wir wollen dabey nicht erörtern, ob es nicht gedeutelt sey, wenn es weiter heisst: So weit uns die Sprache *deutlich*, sey Sprache und Land auch *deutisch* oder *deutsch*, weil beide Worte aus derselben Wurzel abstammten. Man darf also annehmen, dass sich Deutschland vorzüglich allenthalben in die slawischen Staaten hineinerstrecke, wo unsere Sprache geredet wird, auch Siebenbürgen umfasse, ja sich auch die Theile von Amerika aneignen dürfe, wo deutsche Kolonieen sind. Von der entgegengesetzten Seite aber bleiben wir nach jener Bestimmung unserer Grenzen nicht auf unserem eigenen Heerde zu Hause; denn leugnen lässt sich nicht, wie etwa z. B. die Bauern im Ostfriesischen, und die Bergbewohner des Voigtlandes sich einander nicht deutlich werden können, und leider ist in den Landstrichen, welche das ehrsüchtige Frankreich schon unter den Bourbons von Deutschland losriss und sich einverleibte, die wir uns jetzt aber gern wieder aneignen werden, unsere Sprache unter den Einwohnern schon so erloschen, dass vor der Hand unser Volk ihnen nicht deutlich seyn wird. Wir wollen daher die Wahrheit, die allerdings der Spielerey des Vfs. zum Grunde liegt, folgendermassen aufstellen. Die Sprache scheidet die Völker, und soweit sie für ein Volk reicht, innerhalb auch anderer Völkergrenzen, und des ungehemmten Zusammenhangs einer Nation, oder wo sie auch nur innerhalb derselben wieder erweckt werden kann, geht auch Land und Gebiet desselben.

Von anderen Naturgrenzen der Völker drückt sich der Vf. so aus, dass diejenige Masse von Menschen, deren Land Ein Wassergeäder habe, auch Ein Völkergebiet ausmachen, und die Scheide für das Wassergeäder, oder die Wasserscheide, zumal, wenn sie ein hohes Gebirge ist, eine wahre Völkerscheide sey. In der Mitte unseres Erdtheils nun sey ein nach Norden geöffnetes Meerbecken, welches schlechtweg das deutsche Meer heisse. Sein Rand gehe vom Kreide-Vorgebirge Skagen in Jütland bis zum Kreide-Vorgebirge Blanknefs an der Strasse von Dower und Calais. Alle Ströme, welche auf dieser Küste ins Meer gingen, müssen deutsche seyn, weil sie, so hätte der Vf. consequent fortfahren sollen, zu einem und demselben Wassergeäder des Landes gehören, welches Deutsche bewohnen. Er aber sagt: „weil sie in ein Meer gehen, welches das deutsche heisst, und noch Niemand das französische genannt hat." Wie nun, wenn die französische Herrschaft und Tyranney, die besonders am Rande jenes Beckens sich festgesetzt hatte, von längerem Bestand gewesen wäre, das deutsche Meer in das französische umgetauft, und wir den neuen Namen, wie leicht geschehen konnte, nachgebetet hätten: so wären wir plötzlich um alle deutschen Ströme jenes Wassergebietes!

Die beiden Hauptströme, die in jenes Meerbecken gehen, sind die Elbe und der Rein. Jener Name heisst das Fliessende, nach dem Vf., so wie Elf im schwedischer Mundart ein Fluss; Rein kommt von Rinnen her, wird daher bis zu Luthers Zeiten Rin geschrieben (vom Niederdeutschen noch so genannt), und darf kein h mit sich führen. Da nun dieser Rein mit seinem Stromgebiete zu Deutschland gehöre, könne er unmöglich desselben Rain werden, und auf jener westlichen Seite sey die Wasserscheide desselben der Wasgau und Ardennerwald; das ganze linke Reinufer von Colmar bis Dünkirchen müsse Deutschland wieder gewinnen.

Es sind dafür noch andere Gründe angeführt, unter welchen auf die Diplomatiker wohl keiner weniger wirken möchte, als dass das Niebelungenlied ganz auf dem linken Rheinufer spiele, und (so sind des Vfs. Worte) „die alte Metz keine fränzische Metze bleiben, sondern wieder eine ehrliche deutsche Jungfrau werden solle." Vielmehr leuchtet der Grund ein, bey Fürsten, Diplomatikern und Feldherren, dass der Rheinwein in allen seinen Reben, deren beste auf der linken Seite des Stroms wachsen, unser seyn müsse: nur hätte der Vf. diesen herrlichen Grund bey ihnen nicht wieder schwächen sollen, indem er hinzufügt: *„der Schaumfranze mag seinen Schaumpagner trinken!"* denn sie werden sich den Champagner auch nicht nehmen lassen wollen, und so könnte sie dieser Zusatz auf den Gedanken bringen, Wein lasse man sich ja auch aus fremden Ländern kommen, und das linke Rheinufer brauchte also des Rheinweins wegen eben nicht unser zu seyn.

Ohne Spielerey giebt uns diess Büchlein noch

zu beherzigen, dass unser Rhein auch unser vornehmster Handelsstrom sey, und derjenige, dessen Gegenden die Wiege eigenthümlicher deutscher Kunst waren. Wir wünschten, dass er mit ähnlicher Einfachheit ohne Schellengeklingel immerdar spräche. Er hat ein kräftiges deutsches Herz, Empfänglichkeit für Ideen, und Geist genug, sie weiter auszubilden. Von seiner Beharrlichkeit, Gutes für das Vaterland zu schaffen, zeugen seine Verdienste um Gründung und Erhaltung eines Blindeninstituts zu Berlin unter seiner Aufsicht, und für sein geistiges Vermögen brauchen wir nur anzuführen, dass er zuerst einzig unter allen Neuern einigen lebendigen Athem in die Geographie überhaupt gebracht hat. Lasse er sich nur nicht verführen, aus gar zu grosser Liebe für das Deutsche undeutsch zu werden. Wir haben in den neuesten Zeiten, und in unserer Literatur, mehr als sonst und in anderen Kreisen unseres Lebens, andere Völker nachgeäfft. Nachdem wir es müde geworden, griechische und römische, französische, englische, italiänische und spanische Art sclavisch und kindisch in Stil und Gesang nachzuahmen: wollen wir dieser Lächerlichkeit sicher entgehen, und machen altdeutsche Weisen nach. Wer die Schlagreime unserer Vorfahren zu einer Art des Stils für uns brauchen, auf Weise des Niebelungenliedes für uns singen, einen Volksrednerton, wie er im sechzehnten Jahrhundert von der deutschen Kanzel donnerte, für uns anstimmen will, ist undeutsch, weil wir von mancher edlen deutschen Cultur unserer Zeit lassen müssten, um daran Gefallen zu finden. Das Studium für ächtdeutsche Art in Sprache und Kunstweise kann von Denkmalen unserer vorigen Zeiten viel lernen, was wir verlernt haben; aber wollten wir werden wie sie: so müssten wir auf sehr undeutsche Weise zurücksinken. Denn der freye und reine Geschmack gehört jetzt mehr zu unserer Deutschheit, als die sogenannte Volksthümlichkeit, die man noch in jenen Denkmalen findet.

Gegen das Ende dieser kleinen Schrift ist ein Gedanke hingeworfen, dessen wir erwähnen, um unsere Ideen über denselben Gegenstand gelegentlich mitzutheilen. „Nicht wie ehmals, heisst es S. 21, kleine und schwache Reichsfürsten, sondern ein mächtiger Vorstaat beherrsche das linke Reinufer gegen das stetslauernde und raubgierige Frankreich." Es leidet wohl keinen Zweifel, dass die arglistische Politik von diesem von jeher auf gänzliche Zersplitterung des ihm zunächst liegenden Deutschlands ausging, und dass wir uns gegen sie nicht sicher stellen mögen, als wenn hart an seiner Grenze eine deutsche Macht steht, welche wenigstens stark genug ist, so lange den französischen Anfall abzuwehren, bis ihr andere Glieder des deutschen Bundes zu Hülfe eilen können. Da Alles bey Organisirung dieses Letzten darauf ankommt, wie Österreich und Preussen in ihm solche Stellung haben, dass ihre grosse Macht ihn schirmt, ohne zu drücken und seiner Freyheit gefährlich zu werden, ohne mit einander in Fehde zu gerathen, und dadurch die Bundesgenossen zu trennen: so wird nothwendig seyn, dass beide das höchste Interesse für jene Grenzmacht am linken Rheinufer gewinnen, und in Behauptung derselben einen neuen Vereinigungspunct zum Besten des deutschen Bundes. Zugleich muss ihnen alle Hoffnung abgeschnitten werden, dass sie ihrer eigenen Monarchie jenen Grenzstaat je einverleiben dürften. Allen diesen Erfodernissen würde man genügen, wenn man das linke Rheinufer in zwey Staaten theilte, von welchen der eine für eine Linie des österreichischen, der andere für eine Linie des preussischen Hauses bestimmt wäre, unter dem ausdrücklichen Grundgesetz, dass die Erbfolge diese Staaten nimmermehr an die herrschende Hauptlinie jener Monarchieen bringen könnte. Vielleicht wäre selbst rathsam, dass ein deutsches Bundesheer, auf das sorgfältigste aus allen Gauen Deutschlands zusammengesetzt, immer wechselnd, und immer frisch durch abziehende und neu anziehende Mannschaft, in diesen beiden Staaten ein immerwährendes Standlager hätte. Natürlich wären auch in diesem Bundesheere Österreicher und Preussen die Hauptelemente, wozu beide grosse Mächte freylich nur deutsche, nicht slawische und ungarische Streiter lieferten; aber ausserdem ständen jene beiden Erhalter Deutschlands ja auf den äussersten Puncten im Süden und nördlichen Westen Deutschlands schon mit mächtigem Fuss, um schnell wider den Reichsfeind zu Hülfe zu schreiten. Wir hangen dem Gedanken von solcher Bildung zweyer Grenzstaaten am linken Rheinufer mit um so mehr Vergnügen nach, je herrlicher sich jetzt Sprösslinge der Stämme Habsburg und Hohenzollern zu Vertheidigung der deutschen Ehre und Freyheit auf den dort zu errichtenden Thronen eignen. Wer weiss nicht, dass ein aufstrebender Genius unter den Brüdern des deutschen Kaisers, unter den Brüdern der deutschen Kaiserin sich regt? Wer weiss nicht, dass Prinz *Wilhelm von Preussen* im heroischen Sinn seines Hauses die Waffen liebt, aber auch die Liebe für deutsche Wissenschaft und Literatur und Sprache, für vaterländische Sitte und Treue mit seiner Gemahlin theilt, die an unserem deutschen Strom, dem Rhein, mit ächtdeutschem Fürstensinn aufblühte?

LEIPZIG: *Frankreichs Sprach- und Geistes-Tyranney über Europa, seit dem rastadter Frieden des Jahres* 1714. Dargestellt von *Radlof*. 1814. 56 S. 8.

Man wird sogleich beym Anfang etwas stutzig, ob der Vf., welcher für Freyheit und Herrlichkeit der deutschen Sprache reden will, auch selbst Deutsch rede. „Der weltlüsterne, heisst es da, der siegesstolze Römer, der freye Völker sich verzinsbaret hatte, habgierte, sie als eigne Nationen zu vernichten, ihnen allen, nach Entreissung ihrer urväterlichen, gleichsam als Unmündigen und Barbaren, seine Sprache und seine Gesetze fest aufherrschend." Ist denn diess die wohllautende, lichte, kraftvolle, deutsche Wortfügung? Wir glauben es nimmermehr, und hören hier nur den Knüttel sausen, den ein ächter Freyheitssohn aus Germaniens Urwäldern wider die Unterjocher des Vaterlandes führt. Aber lasse man sich

dadurch nicht zurückschrecken. Besonders durch die Steigerung der Nachrichten über die allmähliche Verdrängung unserer eigenen Sprache aus einem Theil unserer Geschäfte und Lebenskreise erregen diese Blätter Theilnahme.

Richtig ist die Bemerkung, dass man nur in seiner mütterlichen Sprache irgend eine Darstellung geben könne, die ein dauerndes Leben mit sich führe: denn nur in ihr weiss man das Leben mit seinen tausendfachen feineren Beziehungen auszudrücken. Wer nur in der Sprache der Alten und des Auslandes seinen Geist mitgetheilt hat, ist nie zur Meisterschaft des Darstellers gelangt, und wird nie lebendig wirken. *Petrarchs* lateinisches Gedicht, *Africa*, wovon er die Unsterblichkeit erwartete, ist längst vergessen; nur durch seine Gedichte über *Laura* ist er unsterblich geworden. Darum stösst man auch einer Nation ihren eigenen Lebenskeim ab, wenn man ihre mütterliche Sprache ihr ganz nehmen kann. Wehe daher einem Volke, dessen Häupter anfangen, die Landessprache gegen eine fremde zurückzusetzen! Zum Glück beginnt man dieses Unheil einzusehen, da es noch nicht zu lange her ist, dass die Oberen freyer Staaten Europa's sich nur der Landessprache selbst gegen Gesandte fremder Länder bedienten, wenn sie nicht etwa die ausgestorbene, und also neutrale lateinische Sprache als Verständigungsmittel brauchten. Noch im J. 1644 ahndeten es die Reichsabgeordneten zu Frankfurt, dass das Kammergericht zu Speyer an einen französischen Heerführer französisch geschrieben hatte, und noch im J. 1717 gebot Kaiser Karl der Sechste dem deutschen Reichstage, nicht eher das Beglaubigungsschreiben des französischen Gesandten anzunehmen, als bis er es mit einer deutschen oder lateinischen Übersetzung begleitete.

Anfänglich versuchten die französischen Gesandten es nur bey kleinen Staaten, wie bey den italiänischen Fürsten, Venedig, Genua, Portugall, besonders aber gegen die deutschen Halbsouveräne, die leider von Frankreich oft Hülfe wider Kaiser und Reich begehrten, ihre Sprache, als die diplomatische, geltend zu machen; bey den westphälischen Friedensunterhandlungen durfte man sie doch noch erinnern, dass sie sich der von Alters her gebräuchlichen lateinischen bedienen möchten: aber schon im J. 1682 löseten sie den Congress zu Frankfurt auf, weil man nicht, den Reichsgesetzen zuwider, in französischer Sprache Verträge abschliessen wollte. Endlich im Jahr 1714 errangen sie den Sieg, zur Schande Deutschlands, dass der Frieden von Rastadt zwischen dem Prinzen Eugen und dem Marschall Villars französisch geschlossen wurde. Wie darauf die Friedensschlüsse von Wien und Achen, und alle nachherigen, selbst solche, wo die beiden grössten deutschen Mächte mit einander Eintracht stiften wollten, zu Hubertsburg und Teschen, nur in französischer Sprache ihre Gültigkeit bekamen, die Erinnerung sollte uns allen höchst schmerzlich seyn; und wer ist uns Bürge, dass nicht noch der nächste Weltfrieden, der auf gleiche Weise das den Nationen als solchen angemessene Interesse besorgen soll, in französischer Sprache sein Heil ausspendet? Nur den Trost haben wir, dass wir von den neuen Tagen Deutschlands, wenn auch unsere Höfe und Diplomatiker noch zum grossen Theil französisch gestimmt bleiben, nicht wie *Ahasverus Fritsch* im J. 1680 schreiben können: „Die Deutschen speisen, trinken, schlafen gallisch, kleiden, haarkräuseln, schmücken sich gallisch, reden gallisch. O Zeiten, o Sitten! Sey es nur kein Anzeichen, dass noch *endlich die deutsche Freyheit dem Gallier zur Beute werde.*"

Überaus rührend sind die einzelnen patriotischen Stimmen, die sich von Zeit zu Zeit wider das Überhandnehmen des Franzosenthums in Deutschland erheben, und ihr unwirksamer Ruf, wo auf die Klage noch immer das Ärgere folgte, erschüttert um so mehr, je grösser die Männer waren, welche ihn aufhuben. „Der Prediger auf der Kanzel," sagte *Leibnitz*, „der Sachwalter auf der Kanzley, der Bürgersmann so im Schreiben als Reden, verderben ihr Deutsch mit erbärmlichem Französisch, und es will das Ansehn gewinnen, Deutsch werde in Deutschland selbst nicht weniger verloren gehen, als das Angelsächsische in England." Und gleichwohl, setzen wir hinzu, war jene hier nicht die Ursprache, und die brittische hatte schon das Römerjoch erduldet. Wir aber, in unserem Mutterlande, gaben und geben eine Ursprache, welche die Mutter vieler anderen wurde, und wie der germanische Stamm eine Welt umfasst, auf das Schmählichste an die flachste, widerlichste Sprache preis, die nur durch Sclaverey gegen Rom, gegen deutsche Stämme, durch ein gräuliches Völkergemisch entstanden war. Indess hoffen wir mit einiger Sicherheit, dass die ergrimmten Klagen, die sich jetzt mit tausendfältigem Echo in Deutschland wider den Gebrauch der französischen Sprache in unserem Leben aufthun, nicht so fruchtlos und Unglück weissagend seyn werden, als die angeführten verschollenen. Wir hatten keine deutsche Literatur entgegen zu setzen, wie nun, als unter Ludwig XIV die französische Sprache in unser Vaterland einschlich; kannten damals noch nicht das ungeheure Unglück, welches über eine Nation kommt, die sich selbst versäumt und gering schätzt, und in Verschmähung ihrer Sprache davon den ärgsten Beweis giebt; waren endlich, und diess ist der eigentliche Anker unserer Hoffnung, nicht wie jetzo auf den Punct der Entwickelung unserer bürgerlichen Gesellschaft gelangt, wo alle Stände zu Einer Nation verschmelzen, die über alles von ihr Abtrünnige die Verdammung ausspricht. Preussen leuchtet hier voran; und es hat auch am meisten gut zu machen: denn durch seine französische Kolonie, seine Akademie der Wissenschaften, die ein Nest des Franzosenthums wurde, seinen Friedrich, den gefährlichsten Gegner der Deutschheit, hat es mehr wider diese verschuldet, als irgend ein anderes deutsches Land es vermochte.

GOTHA, in der beckerschen Buchhandlung: *Österreich und Deutschland.* 1814. 184 S. 8. (18 Gr.)

Mit der nur noch dreytägigen Schlacht von Leipzig wird hier begonnen. „Eine halbe Million Menschen, die von den kaum bekannten Marken Sina's, bis zu den Säulen des Hercules hin, geboren waren, stand hier auf dem Raum von anderthalb Quadratmeilen durch den unbeugsamen Ehrgeiz eines Einzigen gegen einander." In der Beschreibung davon erhalten wir sofort einen Beweis, wie ungleich die Kraft der Phantasie des Vfs. gegen die Kraft seines Gemüthes sey, und in frostige Abentheuerlichkeit verfalle, um in der Darstellung diesem zu genügen. „Ihre Feuer, heisst es S. 8, bildeten rings um das beängstigte Leipzig ein gluthenvolles Glanzmeer. Hell sollte das Licht der Freyheit wieder einmal anbrechen, nach der langen Nacht der Sclaverey. (*Waren die Wachtfeuer der Perser um Leonidas auch ein heller Anbruch der Freyheit?*) Leipzig allein war noch schwarz, denn schwarz ist die Farbe der Unterdrückung, schwarz ist die Farbe der Trauer, worein er seit siebzehn Jahren so viele Millionen versetzt hat." Nichts zeugt so sehr von einer matten Einbildungskraft, als das Aufgreifen und Gegeneinandersetzen ganz zufälliger Erscheinungen, die mit dem Wesen der Sache, worauf sie bezogen werden, gar nichts zu schaffen haben. Daher entsteht die ärgste aller Geschmacklosigkeiten, das falsche Pathos, dessen sich *Johannes v. Müller* sehr häufig im historischen Vortrag schuldig gemacht hat, und das nirgends unerträglicher ist, als bey Historikern, deren ganzes Werk, deren einzelne Darstellung dem Kenner allerdings eine tiefkräftige Phantasie verrathen soll, aber sie selten hervorgetaucht sehen lassen darf. Hier ist freylich kein eigentlicher historischer, sondern nur ein Vortrag über Historie, welches man in Deutschland noch wenig unterscheidet; aber auch schon seines Gegenstandes wegen ist geschmacklose und abentheuerliche Phantasie, die frostig über ihn hinspielt, um so unverzeiblicher, weil auch die schöne und reine Einbildungskraft noch durch besondere Verhältnisse Erlaubniss haben müsste, sich über den historischen Stoff in Bildern zu verbreiten.

Was hier die Geschichte über Österreich und Deutschland sagen soll, ist in eine Art von Dichtung eingehüllt. Der Obrist eines österr. Cürassierregiments, der die Geschichte so gut kennt, „dass Wenig ihm überraschend und gar Nichts niederschlagend war" (!!), und aus dessen innersten Tiefen es immer wiederhallt: *Österreich über Alles, wenn es nur will!* steht am Abend des achtzehnten Octobers, in Erwartung des vierten entscheidenden Schlachttages, an der Fahnenwache, „sinnend, tief bewegt, mit verschränkten Armen, und glühenden Augen. Sein Gemüth durchschritt die weiten Hallen der Vergangenheit." Auf solche Art werden wir in die frühesten Zeiten Germaniens zurückgeführt. Dass Hermann mit Recht fiel, weil er Marboden den Königstitel missgönnte, und mit Recht unbedauert fiel, sind seltsame Lehren von einem Historiker, der mit Kenntniss der Quellen einen besonderen Prunk treibt. Hermann war wider Marbod, weil dieser nicht mit wider Rom war, und der deutschen Freyheit gefährlich. Ob auch ihn die Seinigen der Freyheit gefährlich glaubten, ist ungewiss, und noch ungewisser, ob er es wirklich war. Dass er unbedauert fiel, sagt Tacitus nicht, wohl aber, wie er in Gesang und Andenken der Deutschen unsterblich fortlebte. Dass Nord und Süden Deutschlands sich schon damals einander fremd und feind waren, ist gleichfalls eine eitle Behauptung. Damals waren alle deutschen Völker, auch wenn sie im Norden oder im Süden nahe bey einander wohnten, einander Feind oder Freund, wie es eben die Verhältnisse fügten, und so ist es nachher eigentlich immer geblieben, bis sich das protestantische und katholische Deutschland schieden, wenn es gleich natürlich mitunter geschah, dass im Norden und im Süden der Deutschen aus mehreren zusammenliegenden Landschaften grössere Mächte erwuchsen, die dann eifersüchtig gegen einander standen. Unser Unglück war von jeher bis auf den heutigen Tag, dass noch nicht ausgemittelt wurde, wie die deutschen Volkshäupter frey, doch gehorsam und treu, kriegerisches Sinnes, doch friedlich gegen einander, zu *einem* Bunde unter *einem* wahrhaftigen Oberhaupte zusammenstehen können und sollen. Von einem Buch, welches jetzt erscheint, und den Titel führt: *Österreich und Deutschland*, hofften wir diese Aufgabe gelöset.

Wem diess gelungen wäre, der hätte mehr Recht auszurufen: *Österreich und Deutschland*, als der Obrist an der Fahnenwache, nachdem er erwogen hat, „dass Alexanders altrömische Standhaftigkeit das gewaltigste Heer vernichtete, wie des Herrn Würgengel in einer Nacht Senacheribs unzählige Schaaren;" „dass Leonore Prohaska in den Kampf stürzte, und Amalie von Schierstädt, welche zwey herrliche Söhne verlor, den unersetzlichen Verlust ankündend, jene spartanische Mutter übertrifft, die dem Sohne den Schild reichend, foderte: Mit ihm kehre wieder oder auf ihm."

Allein wir verzeihen dem Obristen seinen Ausruf, wiewohl wir nicht gut einsehn, wie er eben in der angeführten Gedankenverbindung dazu kam. Denn es wird dadurch eine schöne und wirklich *darstellende* Schilderung des Vfs. veranlasst: „Seine Reiter wurden aufmerksam an den Feuern, blickten, die nervigte Hand vor den geblendeten Augen, nach ihrem Obersten, riefen die hohe Losung jubelnd nach: Österreich und Deutschland!"

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland.

(Fortsetzung der in No. 103 abgebrochenen Recensionen-Reihe.)

Gotha, in der beckerschen Buchhandlung: *Österreich und Deutschland* u. s. w.

Auch dadurch ermuthigte sich die Hoffnung des Obristen, dass er bemerkte, der furchtbare Gegner sey nicht mehr dasselbe, der wiener Friede wäre sein Zenith gewesen. Wir sind nach der reiflichsten Erwägung keineswegs geneigtanzunehmen, dass Napoleon Bonaparte diejenigen grossen Eigenschaften, welche er wahrhaftig besitzt, nicht bis zu seinem endlichen Sturz fortdauernd gezeigt habe. Fehler des Starrsinns, der Verwegenheit, und desshalb der militärischen Berechnung, hat er in seinen früheren Feldzügen, wie in den letzten, häufig begangen. Auch können wir nicht sagen, dass das Glück, wenn man dessen Begriff von allen Nebenideen sondert, ihm in der letzten Zeit weniger beygewohnt habe, als in der früheren. Auf seiner Flucht aus Russland ist es noch viel freygebiger gegen ihn gewesen, als auf seiner Flucht aus Ägypten. Aber ehemals hatte er ein Nationalheer mit Nationalinteresse, oder wenigstens mit einem frischen Enthusiasmus, wider eine Heeresmacht, die nicht national war und kein Nationalinteresse hatte. In seinem letzten Kriege mit Österreich allein, fing dieser grosse Unterschied schon an, die Parthie zu wechseln, und seitdem hat *er* sich mit *entnationalisirten* Heeren wider Kriegsmächte geschlagen, die von Volksgeist und Nationalehre zum Höchsten beseelt waren. Dass er ihnen nicht früher erlag, und dass er den grössten Thron verlieren konnte, ohne darum das Leben werthlos zu finden, und mit komödienhafter Verzweiflung zu enden, vielleicht sind es eben diese beiden Züge, warum die Nachwelt seine Persönlichkeit am meisten bewundern wird.

Um sich den Helden gegenüber ganz begreiflich zu machen, ruft sich der Obrist aus der ihm geläufigen Geschichte der vaterländischen Vorwelt das Bild Ottokars von Böhmen hervor. An Hochmuth, kriegerischem Glück und Talent hatte dieser einige Ähnlichkeit mit Bonaparte; aber damit hört alle gegründete Parallele zwischen ihnen auf. Wenigstens nicht von dem Letzten kann die Behauptung gelten: „Er war der alten Macht im Busen wohl noch eingedenk, aber ihrer nicht mehr Meister." Und ob Ottokar wirklich je eine Macht im Busen gehabt habe, ist sehr zweifelhaft. Wenigstens liess er sich zu dem erneuerten Kriege mit Rudolph von Habsburg durch sein verbuhltes Eheweib stacheln, und sein ganzes Benehmen, als ihm die Kaiserkrone angeboten war, zeugte von grosser Schwäche des Charakters. Die Verhältnisse zwischen seinen Heeren und den feindlichen hatten sich in ihrem inneren Wesen während seiner langen kriegerischen Laufbahn nicht verändert, vielweniger umgetauscht, und sein politischer Fehler bestand einzig darin, dass er nicht begriff, wie Rudolph starke Heeresmacht erlangte, indem er seine Sache zu einer Rechtssache der Deutschen machte.

Schon bey dieser Parallele nahmen wir wahr, was uns das ganze Buch bestätigt, dass der Vf. selten den Kern der Historie findet, aber mit ihren Schaalen viel Lärm treibt. So ist es auch unwesentlicher Überfluss, wenn hier ein paar Seiten hindurch von allerley Schlachten geredet wird, die an denselben Octobertagen in anderen Zeiten und Jahren geliefert wurden. Treffend wird bey Erwähnung des Sieges von Gustav Adolph über Tilly in der Nähe Leipzigs erinnert, wie erst Niemand an denselben glauben wollte, bis der übereilte Rückzug des geschlagenen Feldherrn über Weissenfels und Erfurt bis gegen Aschaffenburg und Hanau Allen die Augen öffnete, und wie desshalb im protestantischen Deutschland von einer unerwarteten Freudenpost es sprichwörtlich hiess: 's ist richtig mit Leipzig! Von unseren siegreichen Tagen bey Leipzig kann sich die Kraft dieses Sprichworts mit Recht erneuern.

Weil die Natur endlich ihre Rechte foderte, wirft sich der Obrist bey der Fahnenwache auf die Erde, eines kurzen Schlummers zu geniessen, und ruft noch einmal aus voller Brust: „Österreich und Deutschland!" was wir ihm gar nicht gestatten mögen. Denn in allem Vorhergehenden ist viel weniger, als es die Wahrheit erfoderte, oder es schicklich war, hervorgehoben worden, wieviel Österreich bey den vorgekommenen Thatsachen für Deutschland bedeutete.

Träume führen ihn nun in der Historie weiter, und wir wollen daher nicht viele Aufschlüsse für dieselbe erwarten. Die Fürsten des österreichischen Hauses gehen in nicht sehr ähnlichen Bildern dem Träumenden vorüber. Stellen aus Dichtern werden ihnen angehängt, und wo diese nicht hinreichen, vielerley Citate und weitläuftige Anmerkungen zu Hülfe genommen. In einer der ausführlichsten wird das

unbegreifliche Geschrey bekämpft, als ob die deutsche Kaiserkrone Habsburg zu seiner Höhe gebracht habe. Seltsam würde der Contrast einer Tabelle seyn, deren eine Seite zeigte, was Österreich durch die Kaiserwürde erwarb, die andere, was es durch sie, und meist zum Schutze Deutschlands, ja der europäischen Freyheit, verlor. Auf der Gewinnseite würde man lesen: Ein paar schwäbische Herrschaften, einige Lehnsrechte in Sachsen u. s. w., Mantua, einen Theil von Mailand, einen grossen Titel, den ersten Rang in der Christenheit, veraltete Ansprüche, auf deren blosse Nennung schon ein Zetergeschrey erscholl. Allein der Vf. vergisst dabey die Kleinigkeit, dass *ohne die deutsche Kaiserkrone* das Haus Habsburg weder Österreich, Kärnthen u. s. w., noch irgend einen Anlass bekommen hätte, sich der Krone Böhmen zu bemeistern, dass es überhaupt ohne die deutsche Kaiserkrone wohl nie unter die Mächte vom ersten Range gelangt wäre; und gleichfalls möchte nach den Tagen bey Leipzig ihm viel von dem Verlust, welcher hier aufgezählt ist, als durch die Kaiserwürde veranlasst (seltsame Behauptung!), vergütigt werden. Habsburg ist durch Deutschland und seine eigenen Tugenden zur grossen Macht für sich und für Deutschland geworden, und wird es hoffentlich jetzt mittelst der neuglänzenden deutschen Kaiserkrone, und mittelst seines tiefen Familienwerthes, bald noch mehr seyn, als jemals.

In den Erörterungen über Kaiser Karl den Fünften kommt die wahre Bemerkung vor, welchen Nachtheil Österreich davon hatte, und noch immer hat, dass die Geschichte seiner Fürsten grösstentheils von religiösen und politischen Gegnern beschrieben ward: „weil es zu oft bey der grossen Tagsatzung der Geschichte ausblieb, ward es contumacirt." Dabey möchten wir noch erinnern, dass es eigentlich nicht so an Historikern überhaupt fehle, die für das Haus Österreich, oder wenigstens nicht wider dasselbe seine Geschichte beschrieben, aber an solchen, die, mit Hintansetzung der todten lateinischen Sprache, sie in der deutschen, und mit deutschem Gemüth für unser Vaterland abfassten. Versteht es sein Interesse durchaus: so biete es vor Allem die Hand, dass eine *unpartheyische* Geschichte Deutschlands, nur mit anderer Darstellungsgabe und Composition, wie sie von *Schmidt* erwartet werden konnte, vollendet werde. Und schon hat *Hormayr* durch Mittheilung mancher urkundlichen Nachrichten bewiesen, wie viele historische unbenutzte Schätze es selbst zur Wiederherstellung seiner Ehre in manchen Puncten darbieten könnte.

Im Übrigen ist die ganze hier befindliche Auseinandersetzung, ob Karl nach einer Universalmonarchie gestrebt habe, schon darum unzulänglich, weil die Widerlegung einer solchen Behauptung sich vornehmlich darauf stützt, dass er keine Ländergier verrieth. Diese war freylich fern von einem Charakter, der weit über allen Besitz hinaus sich nach einer gewissen idealischen Ruhe sehnte. Aber darum bliebe noch immer die Frage, ob er, welcher die Politik nicht als eine Herzensangelegenheit, sondern als ein ihm aufgetragenes Geschäft des Geistes trieb, Universalmonarchie seines Hauses in einem gewissen Sinne nicht als ein nothwendiges politisches Ziel desselben betrachtete. Wir sind freylich überzeugt, dass auch darüber kein gründlicher Beweis wider ihn geführt werden könne, und sehen in seinem ganzen politischen Streben, ausser der nothwendigen Richtung zur Schmälerung des französischen Nebenbuhlers, nur das Bedürfniss, die Macht der Stände in seinen Ländern zu brechen, und insofern Gefahr von ihm für die Macht der deutschen Reichsstände, nicht der Nation.

Wenn gleich darauf an Ferdinand dem Ersten gepriesen wird, dass er nach Verbrennung eines Theils vom ständischen Archiv der Böhmen sagte: „Eure Pergamente sind verbrannt, nicht meine königliche Treue!", so wird man dadurch zu der allerfalschesten historischen Ansicht verführt. Denn eben dieser Ferdinand hatte vorher auf das Willkührlichste mit den böhmischen Freyheiten geschaltet, und davon nur übrig gelassen, was ihm beliebte. Darum konnte er nach jenem Brande auch mit einer Gnade, die nichts war, als eine Fortsetzung der vorigen Willkühr gegen die Rechte der Nation, leicht den Böhmen verheissen: Ich will im zweifelhaften Fall lieber mehr geben, als weniger.

Uns ist nicht möglich, den Träumen und Gesichten des Obristen, die ziemlich in chronologischer Ordnung durch die Jahrhunderte fortgehn, mit unserer Kritik weiter zu folgen. Er muss froh gewesen seyn, von solcher Betäubung geweckt zu werden, als ein dumpfer Kanonenschuss das Signal zur Fortsetzung der siegreichen Schlacht gab, in welcher ein Österreicher zugleich Österreichern, Russen, Preussen gebot. Wäre diese unglückliche Einkleidung der Historie in Traumgesichte, diese Vereinigung einer nichtssagenden dichterischen Hülle mit geschichtlichen Excerpten und beyläufigen Erinnerungen aus mancherley Schriftstellern und Zeitaltern, nicht vorangegangen, sondern eine lichte und einfache historische Ableitung der Hauptidee, die hier zum Grunde liegen soll: so würden wir herzlich mit dem Vf. in seine, nun ziemlich in den Lüften schwebende Wahrheit einstimmen, die er so ausdrückt: „Österreich wird und muss bestehen, als Grund- und Schluss-Stein eines guten oder doch erträglichen Zustandes des europäischen Gemeinwesens." Auch wäre uns dann deutlicher geworden, was die Jahrhunderte aussagen, „dass zum mächtigen Bestand und Flor dieser Monarchie die Dauer der jetzt herrschenden Dynastie erfoderlich sey."

Allem Anschein nach hat ein sclavischer Nachahmer des *wiener* Historikers *Hormayr* dieses Buch verfasst; und da jener selbst eben so sclavisch *Johann v. Müller* nachahmt: so hören wir hier doppelte Ketten klirren. Ohne Zweifel lobenswerth in bestimmten Rücksichten, ist der schweizerische Geschichtschreiber zur Nachahmung in keiner Hinsicht zu empfehlen, am wenigsten in Sprache, Zusammenstellung

der Dinge, pomphafter Hervorhebung einzelner erbaulicher Sätze. Seltsam genug wird hier auch jene Unschicklichkeit von ihm beybehalten, dass er viele ausländische, besonders durch die französische Sprache uns überlieferte lateinische Worte mit verrosteten deutschen zusammen in den Stil mengte. Leider ist es so, wir werden noch öfters mit französischen Fesseln erscheinen, indem wir uns altdeutsch gebehrden. Gehe die deutsche Kaiserstadt voran, werfe alles Franzosenthum von sich, und lasse innerhalb ihrer Palläste die schöne deutsche Sprache in ihrer Reinheit blühen! Dann rufen wir noch inniger: Österreich und Deutschland! Ms.

Berlin, b. d. Gebr. Gädicke: *Chronologische Geschichte oder Tagebuch vom deutschen Freyheitskriege.* 1. Th. 1814. XXIV u. 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Titel verstösst gegen den Sprachgebrauch, und verspricht auch um die Hälfte zu viel. Man sagt nicht: Geschichte *vom* Kriege, sondern: Geschichte *des* Krieges, und ein Tagebuch über den deutschen Freyheitskrieg ist noch keine chronologische Geschichte desselben. Es klingt daher etwas seltsam, wenn die Vorrede anhebt: „Die Zeit ist noch nicht da, in welcher eine *vollständige systematische* Geschichte des ewig denkwürdigen deutschen Freyheitskrieges geschrieben werden könnte." Die Stellung der bezeichneten Worte, neben welchen die Geschichte sich mit gewöhnlichem Drucke begnügt, scheint ganz ernsthaft auf höhere Ansprüche hinzudeuten, und der Vorzug des Werkes besteht doch gerade darin, dass es in seiner Art systematisch und auch ziemlich vollständig ist. Es entspricht vollkommen seinem Zweck, indem es ein Repertorium der Begebenheiten, vom 5 Decbr. 1812 bis zum Ende des Jahres 1813, in einer Reihe nach der Zeitfolge geordneter Zeitungsartikel liefert. Durch ein sorgfältiges und zweckmässiges Register ist es zum Nachschlagen eingerichtet. So findet man z. B. den Artikel: „3 *März* 1813. *Güstebüse.* Die Avantgarde des Graf *wittgensteinischen* Corps geht über die Oder," in dem Register unter den Namen: *Güstebüse*, und *Wittgenstein*, nachgewiesen.

Was in der Vorrede von „officiellen und solchen Nachrichten, bey welchen der Charakter der Wahrheit und Unparteylichkeit sichtbar war," gesagt wird, muss blos auf die Zeitungen beschränkt werden. Manche unbedeutende Artikel hätten wegbleiben können, z. B. dass das lützowsche Freycorps über die Elbe ging (S. 49); andere sind ohne gehörige Prüfung nachgeschrieben, z. B. (S. 50), dass in der Schlacht bey Bauzen ein wirtembergisches Bataillon mit einer Abtheilung Sachsen zu den Alliirten übergegangen sey, welches zwar in den Zeitungen gestanden hat, aber doch nicht gegründet ist. — Der Gouverneur von Zamosć diente dem Herzogthum Warschau, und war nicht sächsischer General, wie S. 200 gesagt wird. Der Artikel: Wörden (S. 201), enthält Übertreibungen, die aus dem Bericht selbst erhellen, und die Nachrichten von der Schlacht bey Dresden (S. 82) sollten vollständiger seyn.

Ungeachtet dieser Mängel ist das Werk doch wegen seiner Brauchbarkeit zu empfehlen. Es bietet sich als ein bequemes Werkzeug dar, um jeden Zweifel über den Ort oder die Zeit einer Begebenheit mit leichter Mühe zu berichtigen, und das Publicum wird der Fortsetzung mit Vergnügen entgegen sehen. An der Spitze steht ein Verzeichniss der europäischen Mächte nach der Folge ihres Antheils an dem Kriege, und die Seiten XIII bis XXIV sind mit einer Inhaltsanzeige der 5 ersten Hefte der bey den Gebr. Gädicke herauskommenden interessanten, in diesen Blättern nächstens anzuzeigenden Zeitschrift: *Das neue Deutschland*, aus welcher dieses Tagebuch, vermehrt und verbessert, abgedruckt ist, und mit der Empfehlung einer in demselben Verlage erschienenen Charte des Kriegsschauplatzes angefüllt. Kf.

Heidelberg, b. Engelmann u. Meder: *Allgemeines diplomatisches Archiv für die neueste Zeitgeschichte.* Enthaltend eine vollständige Sammlung aller bekannt gewordenen und ferner bekannt werdenden Actenstücke, seit Entstehung des gegenwärtigen europäischen Staatenbundes wider Frankreichs Übermacht. Herausgegeben von Dr. *C. G. Dümge*, Prof. der Geschichte an der Universität Heidelberg. Erster Band. 1814. 184 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

In einem Zeitpuncte, der so fruchtbar an wichtigen und folgereichen Begebenheiten für die Geschichte ist, als es besonders die Tage der letzt verflossenen Jahre waren, fällt es selbst dem aufmerksamsten Beobachter schwer, all das Geschehene sich immer so zu vergegenwärtigen, dass es in einer deutlichen und unverrückten Übersicht vor seinen Augen steht. Eine chronologische Sammlung aller, auf die politischen Ereignisse unserer Tage sich beziehenden, Actenstücke ist und bleibt bis zu dem Zeitpuncte, wo erst, nach völliger Vollendung des neuen politischen Gebäudes, geschickte Geschichtschreiber aus dem noch unbearbeiteten Stoffe ein wohl geordnetes Ganzes schaffen werden, gewiss das beste Hülfsmittel zur Erhaltung eines sicheren Überblicks. Ein solches Werk ist aber auch dem künftigen Geschichtschreiber selbst wichtig und erwünscht. Denn hier bieten sich ihm die reinsten, ungetrübtesten Quellen dar, aus denen allein er den richtigen Gesichtspunct gewinnt, die Tiefen der Politik durchschaut, und mit Unbefangenheit und Treue den Gang der Geschichte entwickeln kann. Nicht geringeres Interesse hat es für den Statistiker, der darin die Grundlagen vielfacher Veränderungen im europäischen Staatensysteme, besonders einer ganz neuen Gestaltung des deutschen Staatskörpers, zu erwarten hat, wovon man sich, unter den gegenwärtigen Constellationen, eine lange Dauer versprechen darf. Freylich liefern dergleichen Actenstücke auch schon die gewöhnlichen politischen Zeitungen; aber sie haben hier, unter einer Menge flüchtiger, unverbürgter, mitunter uninteressanter Nachrichten, für die meisten Leser nur einen ephemerischen Werth, geben keinen Überblick, und werden

icht so erwogen, wie sich diess bey einer eigens veranstalteten Sammlung derselben erwarten lässt. Noch weniger aber eignen sich dergleichen Tagsblätter, die in der Regel nur auf Befriedigung der Neugierde abzwecken, aus leicht begreiflichen Gründen, zu einem Magazin für den Geschichtschreiber und Statistiker. Es ist daher allerdings ein beyfallswürdiges Unternehmen des Hn. *D.*, alle bekannt gewordenen und ferner bekannt werdenden Actenstücke, seit Entstehung des gegenwärtigen europäischen Staatenbundes wider Frankreichs Übermacht, in einem eigenen diplomatischen Archive niederzulegen.

Nur hätten wir gewünscht, dass der Herausg., um seinem Werke einen noch höheren Grad von Nutzbarkeit zu geben, rücksichtlich des *termini a quo* seinen Plan nicht so sehr beengt, sondern lieber auf die ganze Periode des französischen Übergewichts ausgedehnt hätte. So wäre eher ein Ganzes daraus geworden, das um so mehr an Interesse gewonnen hätte, je auffallender sich darin die Verschiedenheit des Zeitgeistes in der Periode jener Machtgründung von der herrschenden Gemüthsstimmung zur Zeit ihrer Vernichtung dargestellt haben würde, und je gespannter man auf die Enthüllung der vielen geheimen Machinationen ist, welche sich die lichtscheue Politik einer eisernen Gewalt, zur Befriedigung einer ungezügelten Herschsucht, mehr als einmal erlaubte, aber sorgfältig den Blicken der Welt entzog, vor denen sie doch nun, nach endlich durchbrochenen Fesseln, nicht länger mehr verborgen bleiben können. — Ἄγει δὲ πρὸς φῶς τὴν ἀλήθειαν χρόνος. Es liesse sich also wünschen, dass Hr. *D.* dieses noch nachholte, und in einem ähnlichen Werke, an welches sich das vorliegende anschlösse, alle bekannten Actenstücke, von der Entstehung des französischen Übergewichts bis zu der Zeit des zu seiner Vernichtung geschlossenen europäischen Staatenbundes, sammelte.

Dass Hr. *D.* sich nicht, wie die Herausg. ähnlicher, früherer Sammlungen, bloss auf solche Actenstücke beschränkte, die lediglich sich auf Staatsverfassung und Staatsveränderungen beziehen, sondern neben diesen auch solche aufnahm, die zwar dem Einen oder Anderen vielleicht zu unwichtig und deshalb der Aufnahme nicht würdig scheinen möchten, aber doch mit den Ereignissen unserer Tage in einer bedeutenden Verbindung stehen, muss Rec. billigen. Auch solche minder wichtig scheinende Beyträge sind dem Geschichtsforscher willkommen. Denn gerade sie dienen ganz eigentlich dazu, den Zeitgeist recht kenntlich zu machen, und werden, wie auch Hr. *D.* selbst in der Vorrede ganz richtig bemerkt, den Oberbehörden viele Muster erprobter Anordnungen, den Nachkommen heilsam bewährte Massregeln in dringenden Fällen, und endlich dem Deutschen jedes Zeitalters rühmliche Denkmale der Ermannung und edelmüthiger Opfer vorlegen.

Das Ausschliessen aller eigentlich militärischen, wenn gleich officiellen, Berichte von dieser Sammlung verdient, nach den vom Herausgeber selbst angegebenen Gründen, ebenfalls Billigung. „Schon das Verstehen ihres Inhalts, sagt er, erfodert Kenntnisse, welche bey weitem den meisten Lesern mangeln, ja selbst nur bey wenigen Militärpersonen in einem zur Beurtheilung fähig machenden Grade gefunden werden. Und wer soll zweytens über die Widersprüche des anderen Theiles in einzelnen Angaben entscheiden? Die Folgen *allein* können es nicht, weil die Resultate von Schlachten und militärischen Operationen im Grunde doch nicht viel mehr, als eben sich selbst beurkunden, indem es ein allgemein zugegebener Satz ist, dass hier oft gerade die grössten Folgen von kleinen Umständen abhängen, und eine einzige Viertelstunde das Schicksal ganzer Feldzüge entscheiden könne. Nun aber sind es allein die Folgen militärischer Taktik, welche fürs Ganze eigentlich in Betracht kommen. Nicht nur die zufälligen und von selbst daraus herfliessenden, sondern überhaupt, was der Gewinnende aus seinen Vortheilen zu machen weiss. Denn was erst Schlachtengewinne mehr oder minder zu Siegen macht (die Geschichte kennt glänzende Siege von Folgen wie Niederlagen), ist Art und Grad ihrer Benutzung oder ihrer Vernachlässigung. Und wahrlich, die *Folgen* aller bisherigen Kämpfe ersieht man so gut, und vielleicht noch lebhafter aus dem Inhalte dieser Actenstücke, als aus den umständlichsten Berichten. Die convulsivischen Bewegungen in *Polen* belehrten die westlichen Staaten Europa's mehr, als alle Berichte vermocht hätten. Die fast gleichzeitigen Armeebefehle aus *Gumbinnen* und *Königsberg*, die gleich darauf folgenden Bekanntmachungen der Polizey - und Magistrats - Behörden in letzterer Stadt, und selbst in entlegener Ferne die Sitzung des französischen Senats, nebst den darin gefassten Beschlüssen, endlich das Bulletin an die Gendarmes der 26sten Legion, fast unmittelbar nach den Tagen vor *Leipzig*, sind sie nicht eben so viel Kernbeweise völlig veränderter Verhältnisse? Mit nur einiger Achtsamkeit auf Zeit und Ort, auf Geist und Inhalt der vorkommenden Actenstücke, kann selbst eine mässig eindringende Urtheilskraft den Gang der Ereignisse verfolgen." Diess sind die Gründe, welche der Herausg. selbst gegen die Aufnahme eigentlich militärischer Berichte in seinem Archive angegeben hat. Rec. findet sie befriedigend und hinreichend, und setzt deshalb, ob sich gleich noch Mehreres anführen liesse, weiter nichts hinzu.

Eine Anzeige aller in dieser ersten Sammlung befindlichen Actenstücke würde zuviel Raum wegnehmen. Wir bemerken nur, dass sie den Zeitpunct vom 6 Nov. 1812 bis 23 Febr. 1813 umfasst, und dass nichts hieher Gehöriges fehlt. Hr. *D.* verspricht, mit dem Fortrücken des Werks, dessen Nutzbarkeit durch ein besonderes chronologisches Register der merkwürdigsten Begebenheiten zu erhöhen. Wir glauben, dass, neben diesem, auch noch ein Sachregister am Schlusse des Werks diese sehr befördern würde. Rec. kann übrigens die genaueste Richtigkeit der Abdrücke, ein wesentliches Erfoderniss bey solchen diplomatischen Sammlungen, bezeugen: so wie er es rühmen muss, dass französische Actenstücke nicht bloss in der Übersetzung, sondern neben dieser zugleich in der Originalsprache mitgetheilt worden sind. —p—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Geschichte der Sittenlehre Jesu.* Von *C. F. Stäudlin,* Dr. und Professor der Theol. zu Göttingen. 1 Bd. 1799. XXXIV u. 833 S. 2 Bd. 1802. XXVI u. 655 S. 3 Bd. 1812. XXII u. 535 S. 8. (5 Rthlr. 20 Gr.)

Obgleich die ersten Theile dieses wichtigen, gehaltvollen Werkes dem Publicum längst bekannt, auch schon anderweit beurtheilt sind: so wird es uns doch erlaubt seyn, bey der Anzeige des neuesten Theils, auch auf jene Rücksicht zu nehmen, besonders um gewisse Fehler in der Behandlungsart dieser Geschichte, die sich durch das Ganze hindurch ziehen, zu beleuchten, und somit unseren Beytrag zur Verbesserung des Werkes zu liefern.

Gleich vorn in der sonst manche treffliche Bemerkung enthaltenden allgemeinen Einleitung vermissen wir die Aufstellung und Bestimmung des Princips der Geschichte der Sittenlehre Jesu, nämlich der Idee der Sittenlehre überhaupt. Wer die Geschichte einer idealen Erscheinung schreiben will, und die Idee derselben nicht scharf ins Auge fasst, wird nothwendig in ein gewisses Schwanken gerathen, und Fremdartiges oder bloss Naheliegendes mit einmischen. Dass der Vf. diess gethan, dass er gewisse religiöse Vorstellungen unter die ethischen gezogen habe, könnten wir mit vielen Beyspielen, besonders aus dem 1 Bd. belegen: denn in den folgenden Bänden hat er etwas schärfer gesondert, und wenigstens das Ineinanderlaufende als solches bezeichnet, wie z. B. die Vorstellung der Kirchenväter, dass auch Überzeugungen zu imputiren seyen. Wir leugnen nicht den innigen Zusammenhang zwischen Religion und Moral, und die Nothwendigkeit, in einer Geschichte der letzteren auch das Charakteristische der ersteren mit aufzuführen; aber eine Vermischung beider führt zur Verwirrung, und hindert die reine Auffassung der einen und der anderen. Mit Recht hat der Vf. immer das Dogmatische als solches ausgeschlossen; hiemit war aber die nothwendige Sonderung der Religion von der Ethik noch nicht hinreichend geschehen: alles zur Contemplation und Speculation Gehörige musste für sich zusammengefasst, und nur in seinem Einfluss und Verhältniss zum Praktischen dargestellt werden.

Die oberste Anfoderung an eine gute Geschichtschreibung ist unstreitig die, das Mannichfaltige der Geschichte nach gewissen Gesetzen der Einheit zu behandeln, widrigenfalls eine blosse Materialienhäufung möglich ist. Eine solche Einheit kann nun bey verschiedenem Stoff mehr oder weniger deutlich hervortreten, am deutlichsten wohl bey einer Specialgeschichte, welche nur nach einer gewissen Idee aus der allgemeinen Geschichte herausgetrennt wird, wie es bey der Geschichte einer besonderen Sittenlehre, wie die christliche, der Fall ist. Diese, das Ganze beherrschende Idee muss nun auch in jedem einzelnen Theile zum Vorschein kommen, und ihm sein richtiges Verhältniss zum Ganzen bestimmen. Hieraus fliesst für die Geschichte der Sittenlehre diese wichtige Regel. So wie die reine Sittenlehre, die wir aus der Vernunft schöpfen, nicht bloss aus einzelnen Pflichtgeboten besteht, sondern diese in einer Einheit (Princip) vereiniget: so muss auch eine gegebene geschichtliche Sittenlehre in systematischer Einheit, und nicht bloss in einzelnen Geboten aufgefasst werden, und in dieser deutlicher oder undeutlicher hervortretenden Einheit besteht der *Charakter* derselben. Dabey kann gar wohl der Fehler vermieden werden, die Geschichte zur Trägerin eines philosophischen oder theologischen Systems zu machen (wie sich der Vf. in der Vorrede zum 3 Bd. ausdrückt). Denn der Geschichtschreiber soll nur den von der Geschichte gelieferten philosophischen Stoff entwickeln und ins Licht setzen, nicht seine eigene philosophische Überzeugung in die Geschichte hineintragen, so wie der ächte Psycholog das Gemüth des Anderen nicht aus seinem eigenen individuellen Gemüthszustand, sondern aus jenem selbst, freylich nach Vernunftprincipien, zu verstehen sucht. Aus dem Gesagten beurtheilen wir nun die Arbeit des Vfs.

Ganz richtig ging er von der Annahme einer innigen und wesentlichen Verwandtschaft der Sittenlehre Jesu mit der mosaischen und alttestamentlichen aus, und schickte die Geschichte der letztern voraus. Aber gleich hier zeigt sich der Mangel jener von uns gefoderten Behandlungsart, und der ganze Nachtheil der vereinzelnden und zerstreuenden Materialienhäufung. Zuvörderst verrückte eine unkritische Ansicht der Genesis (im J. 1799 freylich sehr verzeihlich) den ächten Gesichtspunct. Der Vf. giebt uns, nach den Erzählungen dieses Buchs, Bruchstücke einer Geschichte der Sittenlehre vor Mose, welche an sich keine Einheit darbietend gleich zur Vereinzelung führten. Hätte der Vf. diese Erzählungen als nachmosaische Mythen und Traditionen, und also zur späteren moralischen Ansicht der Hebräer gehörig, aufgefasst:

so würde er sie nicht nur selbst richtiger beurtheilt, sondern auch einen festeren und hervorspringenderen Anfangspunct, nämlich den der mosaischen Ethik, gewonnen, und diese auch schärfer ins Auge gefasst haben. Bey der Darstellung dieser höchst wichtigen Erscheinung im Gebiet der Sittenlehre müssen wir ebenfalls die Vereinzelung tadeln. Statt das Eigenthümliche und Wesentliche herausgehoben zu sehen, finden wir nur die mancherley religiösen, moralischen und theokratischen Gebote Moses unter einander gestellt und beurtheilt, und zwar nicht immer ganz richtig. Die Verknüpfung der Moral mit einer monotheistischen Religion und mit einer hierarchischen Staatsverfassung ist unstreitig hier das Hauptmoment, das, wodurch die mosaische Moral eines Theils sehr hoch emporgehoben, anderen Theils auch wieder herabgezogen wurde. Immer aber blieb es ein unermesslicher Gewinn für die menschliche Bildung, dass die Idee eines höchsten heiligen Willens in den öffentlichen Glauben eingeführt war, ohne welches wir keine christliche Religion hätten erhalten können. Dabey dringt sich nothwendig die Vergleichung des religiös sittlichen Zustandes der damaligen heidnischen Welt auf, die der Vf. gänzlich unterlassen hat, wodurch aber die mosaische Sittenlehre erst in ihrem wahren Werthe erscheint. Während wir überall Natur-Religionen herrschend, und die Menschheit, ihrer moralischen Bestimmung halb unbewusst, in dunkeler Ahnung des göttlichen Naturgeistes befangen finden: sehen wir in Mose den ersten Silberblick der moralischen Natur des Menschen. Er war es, der den Menschen zuerst auf sich selbst zurück wies, und Gott in seinem Busen, im Gewissen, finden lehrte. Mit der einen Idee des einigen heiligen Gottes war auf einmal jenem heidnischen Natur-Enthusiasmus, jener Heiligung blinder roher Natur-Triebe und all der daraus fliessenden Superstition und Unsittlichkeit ein Ziel gesetzt; der Mensch trat mit dieser Idee auf eine höhere Stufe, von welcher aus er die Natur zwar auch als göttliches Geschöpf, über ihr aber ein sittliches Reich Gottes erkannte, welchem, und nicht jener, die Menschheit angehöre. Dabey sehen wir aber auch wieder die mosaische Religion und Sittenlehre dem Naturgeist des Heidenthums huldigen in ihrer politischen Tendenz und der damit zusammenhängenden Lieblosigkeit, Eingeschränktheit und Härte. Der Streit, ob das mosaische Gesetz Moralisches enthalte, hätte nicht bloss nach einzelnen Merkmalen, wie der Vf. thut, sondern aus dem angegebenen Princip entschieden werden sollen; und aus demselben Princip mussten die einzelnen Statute beurtheilt und gewürdigt werden. Darauf können wir hier nicht eingehen; es ist aber von selbst klar, wie nach dieser Ansicht gewisse Gesetze, wie das des Vergeltungsrechts und der Blutrache, erscheinen.

Im Verfolg der Geschichte der Sittenlehre nach Mose musste es unstreitig das Hauptaugenmerk seyn, wie jene Moral des Gewissens, hauptsächlich durch die Bemühung der Propheten, sich immer freyer und reiner entwickelt habe, bis sie im Christenthum nicht nur die Bande der politischen Positivität wegwerfen, sondern sich auch über die nationale Beschränkung zu einer reinen Liebe der Menschheit erheben konnte: ein Gesichtspunct, ohne welchen die Entstehung der christlichen Sittenlehre ein Räthsel bleiben muss. Dagegen verliert sich der Vf. fast überall wieder in Einzelheiten, und im Suchen danach verstösst er nicht selten gegen die Gesetze einer vorsichtigen Kritik. Dass freylich die angeblich davidischen Psalmen mit Zuversicht für die davidische Moral, die angeblich salomonischen Schriften für die des Salomo benutzt werden, kann man dem Vf. in Rücksicht der Zeit, da er den ersten Theil geschrieben hat, verzeihen; aber dass er in der Erklärung unsicheren Hypothesen folgt, und hienach z. B. sich eine Moral des Hohenliedes zusammsetzt, verdient in der That keine Entschuldigung. Doch wollen wir die einzelnen guten Bemerkungen, welche hie und da vorkommen, keinesweges verkennen. Sehr schätzbar ist besonders auch die Darstellung der Lehre und Verfassung der drey jüdischen Secten, und der Moral des Philo, worauf wir aber nicht weiter eingehen können.

Sonach können wir freylich mit dem, was der Vf. über den Ursprung der Sittenlehre Jesu und dessen ganze Bildung aufstellt, nicht ganz zufrieden seyn, wiewohl das Wahre hie und da zum Vorschein kommt. Hätte der Vf. die Moral des alten Test. mehr im Ganzen und ihrem Geiste nach aufgefasst: so würde die richtige Behauptung, dass die Sittenlehre Jesu durch die des A. T. bedingt sey, viel einleuchtender erschienen seyn; auch würde der Vf. schwerlich die Hypothese eines Einflusses des essenischen Ordens auf Jesu Bildung mit so sichtbarer Vorliebe aufgestellt haben, über welche, da sie sattsam zur Sprache gebracht und beleuchtet worden, wir uns des Urtheils enthalten.

Wir kommen jetzt zum wichtigsten Punct dieser ganzen Geschichte, zum Quell und Princip aller folgenden Erscheinungen, zur Sittenlehre Jesu selbst. Hier fühlte der Vf. allerdings die Nothwendigkeit, das Eigenthümliche und Unterscheidende aufzufassen. Allein nachdem er gezeigt, worin das Eigenthümliche der Moral Jesu nicht zu suchen sey, und sie vom Vorwurf des Mysticismus, des Mönchsgeistes und Eudämonismus gereinigt hat, verliert er sich wieder ins Einzelne, und lässt uns über das Princip derselben im Dunkeln. Er scheint ihr sogar keines beyzulegen, und zu beklagen, dass sie nicht auf die Grundsätze des reinen moralischen Rationalismus gebaut sey: wobey er offenbar die Form, die allerdings nicht systematisch ist, mit dem Wesen derselben verwechselt hat, dem so gewiss ein Princip zum Grunde liegt, als das menschliche Gemüth an das Gesetz der Einheit gebunden ist. Wie konnte der Vf. das Princip der Liebe in Jesu Sittenlehre so ganz verkennen? Dann hätte er auch folgenden starken Missgriff nicht gemacht: „So hohe Begriffe das Christenthum von der Würde und den Rechten des Menschen enthält: so scheint es doch von der anderen Seite wieder die Gebote zu enthalten, dass man nur alles Unrecht geduldig leiden, und sich gegen Angriffe auf seinen Kör-

per und sein Eigenthum nicht einmal vertheidigen soll (Matth. V. 38 — 42). Dieser Ausspruch leidet aber allerdings ohne Zwang eine mildernde Erklärung. Wahrscheinlich geht er auf Gehorsam gegen die Obrigkeit, auf geduldiges Ertragen der von ihr auferlegten Strafen, wozu die Jünger Jesu vornehmlich ermahnt zu werden bedurften. Durch Nachgiebigkeit und Geduld musste die Religion Jesu siegen, durch rachsüchtigen Widerstand hätte sie Alles verloren" (S. 260 f.). Einer Widerlegung bedarf diese keinesweges ungezwungene Erklärung noch nicht. Es sey Rec. aber erlaubt, diese oft missverstandene und gemissbrauchte Stelle etwas näher zu beleuchten. Zuvörderst ist aus dem Gegensatz mit dem mosaischen Gesetz der Wiedervergeltung klar, dass durch dieses Gebot die Rachsucht als unsittlich verworfen wird, und es liegt auch am Tage, dass durch das Christenthum in dieser Hinsicht mildere Sitten eingeführt worden sind. Aber freylich enthält dieser Ausspruch noch mehr, er scheint wirklich das andere Extrem, nämlich Ehrlosigkeit, zu gebieten; und mit mildernder Deutung ist da nichts geholfen; der grammatische Sinn muss sein Recht behalten, und nur vom rechten Gesichtspunct aus betrachtet werden. Offenbar ist der Zweck der Bergpredigt, das Ideal eines Menschenvereins vorzuzeichnen, der nicht, wie der gewöhnliche Staatsverein, durch die Gesetze des Rechts, sondern der Sittlichkeit und Liebe zusammengehalten würde. Wenn es nun ohne Zweifel in den gewöhnlichen Verhältnissen recht ist, meine Ehre und mein Eigenthum gegen Gewalt zu schützen: so ist es in anderen höheren Verhältnissen, wie in der Ehe und Familie, edel und grossmüthig, Beleidigungen und Beeinträchtigungen zu dulden. Ein solches Betragen setzt freylich immer die gegenseitige Anerkennung des Gesetzes der Liebe voraus; ich kann aber auch zu dieser Anerkennung gleichsam zwingen, indem ich sie im Handeln hypothetisch voraussetze: und dieses hat Jesus wohl auch im Sinn gehabt. Es wird aber immer dem frommen Gefühl überlassen bleiben müssen, zu entscheiden, wo ein solches resignirendes Betragen an seiner Stelle sey, und wo es an die ehrlose Passivität grenze. Hienach ist dieses Gebot Jesu keineswegs blos zeitgemäss, auch nicht schwärmerisch und überspannt, sondern es stellt das höchste Ideal sittlicher Menschenveredlung auf. — Übrigens darf in Jesu Sittenlehre das übersinnliche Interesse, die Regsamkeit des Gewissens, und die sittliche Selbstständigkeit, die Bedingungen aller ächten Sittlichkeit, als wesentliches Moment nicht übersehen, und muss nebst jenem Princip der Liebe als Maassstab an alle folgenden christlichen Sittenlehren angelegt werden. Auch hier wäre wieder ein Seitenblick auf den damaligen sittlichen und religiösen Zustand der übrigen Welt an seiner Stelle gewesen. Das Heidenthum hatte sich in der Periode, da sich der Mosaismus fortentwickelte, vornehmlich unter den Griechen, sehr veredelt. Bey diesem Kunst und Freyheit liebenden Volke erschien die sittliche Natur des Menschen in hoher Würde und Schönheit, aber doch mit einer gewissen Rohheit und Kälte. Noch fehlte die heilige Innigkeit und Liebe, die erst Christus in den Menschen entzündete, und welche etwas Höheres umfassen und erstreben lehrte, als Vaterland und persönliche Vollkommenheit. Auch war die Blüthe dieser moralisch-ästhetischen Bildung vorübergehend, wie die Periode der Freyheit, und bald machte sich in den Gemüthern eine gewisse Leere und Sehnsucht fühlbar, durch welche bekanntlich das Christenthum seinen Eingang in die Welt fand. Ähnliche, zum Theil sehr treffende Bemerkungen bringt der Vf. weiter unten, S. 678 ff., bey, da er den Zustand der heidnischen Welt bey der Einführung des Christenthums beschreibt; mehrere davon hätten aber hier ihre bessere Stelle gefunden.

Die Sittenlehre der Apostel lässt sich wohl sehr natürlich in drey Hauptparthieen absondern, die johanneische, paulinische und jüdisch-christliche Sittenlehre. Erstere hat der Vf. ziemlich charakteristisch behandelt, indem er richtig das Wesen derselben in die halb missverstandene Liebe, welche in Sectengeist und Particularismus ausgeartet ist, setzt; dagegen sucht man in der Moral des Apostels Paulus vergebens nach einem Einheitspunct, welcher doch offenbar in der ächten sittlichen Selbstständigkeit und Liebe liegt, die als das Wesen der Moral Jesu dieser erste aller Apostel am richtigsten aufgefasst hat. Der Vf. giebt nichts als eine räsonnirende Inhaltsanzeige der Briefe Pauli, in welcher religiöse und sittliche Lehren bunt unter einander aufgestellt erscheinen. So glaubte er die Moral des Paulus wahrer und treffender charakterisiren zu können, als wenn er sie in ein Systemchen brächte (S. 705). Wir begreifen nicht, was der Vf. unter Charakterisiren versteht, wenn er das Auffassen in einer Einheit (System) davon ausschliesst. Die dritte Parthie der apostolischen Sittenlehre hat ihren Charakter in einer niederen ethischen Ansicht, in der Richtung zur Werkheiligkeit; dieser Charakter tritt freylich nicht sehr deutlich hervor, am deutlichsten im Briefe Jacobi, und hier ist das vereinzelnde Verfahren des Vfs. eher zu entschuldigen.

Im *zweyten Bande* giebt der Vf. die Geschichte der Sittenlehre Jesu in der Periode *vom Ende des apostolischen Zeitalters bis zu Constantin dem Grossen*. Hier erweitert sich das Feld der Erscheinungen in der Sittenlehre und Sittlichkeit so sehr, dass es ungemein schwer wird, die leitenden Einheitsideen nicht aus dem Auge zu verlieren, und in die grosse Mannichfaltigkeit Anordnung und Übersicht zu bringen. Sehr schätzbar und wohlgerathen sind die einzelnen Darstellungen von der Moral der Kirchenväter und Häretiker, von der unter den Christen herrschenden Sittlichkeit u. s. w., auf welche der Vf. viel Fleiss und Sorgfalt verwandt hat. Es fehlt auch nicht an Charakteristik, an Absonderung in verschiedene Parthieen und deren Vergleichung und Entgegensetzung, an übersichtlichen und allgemeinen Gesichtspuncten; und offenbar hat sich der Vf. in dieser Hinsicht sehr gebes-

fert? aber nur selten, und nur im Einzelnen, wird der Zusammenhang mit der Sittenlehre Jesu nachgewiesen. Wie? ist es nicht die Geschichte der Sittenlehre Jesu, die der Vf. uns geben wollte, und musste es ihm nicht daran liegen, zu zeigen, wie diese Lehre, und die der Apostel von der ersten Kirche aufgefasst und ausgebildet worden sey, und worin das *Christliche* der Sittenlehre derselben bestehe?

Wenn wir das Gemeinschaftliche und Vorherrschende in der sittlichen Denkart der Christen dieser ersten Periode zusammenfassen: so lassen sich wohl hauptsächlich folgende Vergleichungspuncte mit der Sittenlehre Jesu festsetzen. Die ächt sittliche Regsamkeit des Gewissens, welche Jesus foderte, ist häufig in Ängstlichkeit und Kleinlichkeit ausgeartet, und die sittliche Selbstständigkeit von einer positiven Ansicht unterdrückt. Gegen die Moral der Angewöhnung und Satzung im Judenthum machte das Urchristenthum eine freyere, innigere Gesinnung geltend; aber dieses nachapostolische Christenthum sank schon sehr wieder zum Judenthum herab. Die Autorität der Schrift, die Satzungen der Bischöfe, und das gesetzgeberische Ansehn der Kirche überhaupt erstickten mehr oder weniger jene Innigkeit und Selbstständigkeit, es wurde schon häufig auf die Handlung an sich, nicht auf die Gesinnung, der Werth gelegt, die Sittlichkeit wurde Sache der Disciplin und Observanz, das ideale Reich Gottes wurde als wirklich in der Kirche realisirt, und der Seelen Heil und Seligkeit von der Gemeinschaft mit derselben abhängig gedacht, und somit das, welches durchaus innerlich ist, und nach Jesu Geist innerlich seyn sollte, in das Äussere gezogen. Die Foderung, der Liebe zum Irdischen zu entsagen, seine Leidenschaften zu beherrschen, und für das Gute Alles aufzuopfern, verbunden mit der paulinischen Lehre von der Verderbtheit der menschlichen Natur, brachte die Lehre von der Verdienstlichkeit der Armuth, Ehelosigkeit und aller Entsagungen, die ganze Ascetik und überhaupt den Wahn vom Unterschied einer gemeinen und höheren Tugend, von Pflichten und Rathschlägen, hervor, von welchem der Vf. unbedachtsam und im Widerspruch mit sich selbst behauptet, dass er in Aussprüchen Jesu und Pauli liege. Wenn beide die Ehelosigkeit anriethen: so geschah es ja offenbar nur der äusseren Umstände wegen, nicht wegen der grösseren Verdienstlichkeit dieser Lebensart. Wie hätten diese grossen Sittenlehrer sich einen Wahn zu Schulden kommen lassen können, welcher nur aus einer trüben schwärmerischen Ansicht vom menschlichen Leben entstehen kann? Der Rückfall der Christen dieser Periode zum häufigen Fasten ist eben auch ein Beweis, wie wenig der reine freye sittliche Geist Jesu gefasst worden war. (Durch diese Vergleichung ist zugleich der Werth dieser ganzen christlichen Ascetik bestimmt: die Grundfoderung der Selbstbeherrschung und Entsagung ist darin ächt christlich und sittlich, aber die Art, wie man dieser Foderung entsprach, zeitgemäss und irrig. Man hielt sich zu sehr an die Erscheinung, und beflissich nicht sowohl der Gesinnung, als der äusseren Darstellung derselben.) Was endlich die Liebe, welche wir als das Princip der Sittenlehre Jesu erkannt haben, betrifft: so ist auch sie schon in dieser Periode sehr ausgeartet, und in Sectengeist umgeschlagen, welcher sich im Hass und in der Verachtung der Heiden am widrigsten zeigt. — Und so schiene es, als wäre die Sittenlehre Jesu gänzlich von ihrem wahren Charakter abgewichen, und durchaus falsch aufgefasst und ausgebildet worden: was wir jedoch nicht annehmen. Das Wahre erhielt sich in einzelnen reinen Gemüthern, in der wahren Kirche Christi, welche sich stets unter allen wechselnden Erscheinungen, Verirrungen und Entartungen erhalten hat, wie denn überhaupt keine geschichtliche Erscheinung ganz krankhaft ist, und des wahren inneren Lebens ganz entbehrt. — Was wir hier nur im Ganzen andeuten konnten, hätte der Vf. in einzelner bestimmter Anwendung geltend machen, und geschichtlich nachweisen sollen.

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Coburg*, b. Aal: *Über die Classification der Mineralien.* Einladung zur öffentlichen Prüfung im herzogl. Gymnasium zu Coburg. 1814. 19 S. 8.

Die Hauptabtheilungen des vorgeschlagenen Classifications-Systems sind folgende: I. Oxydirbare Körper. A. Eigentliche brennbare Körper. B. Metalle. C. Metallverbindungen: a) Metalle mit Schwefel — mit Kohle. b) Metalle unter einander. 1. Metallvererzungen durch Arsenik, Spiessglas u. s. w. 2. Metall-Legirungen und Amalgame. II. Oxydirte Körper. A. Niederschläge. a) Erdige, b) feste. B. Krystallinische Körper. a) Unauflösliche. 1. Gummiartig verhärtete. 1) Gemmen, 2) Flüsse. b. Krystallinische Aggregate. 1) Kornige, 2) spiessige, 3) strahlige, u. s. w. Krystalle. 1) u. 2) Nach den verschiedenen Verhältnissen des Längen- und Queer-Bruchs. *b*) Unauflösliche, oder Salze, mit den nämlichen Unterabtheilungen wie bey *a*. Nach des Vfs. Vorstellungen sollen die übrigen äusseren Kennzeichen der Mineralien, ihre Härte, Dichtigkeit u. s. w. zur Unterscheidung der Gattungen und endlich die chemische Zusammensetzung als Unterschied der Species auftreten, übrigens aber das specifische Gewicht als Reihenprincip gebraucht werden.

— e —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JUNIUS 1814.

THEOLOGIE.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Geschichte der Sittenlehre Jesu.* Von *C. F. Stäudlin,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *dritte Band* umfasst die zweyte Periode *von Constantin dem Grossen bis zu Carl dem Grossen,* jedoch nicht ganz; es fehlt der Abschnitt über die unter den Christen herrschenden, ihre Gesinnungen und Handlungen bestimmenden Vorstellungen, und über die Geschichte der Sitten und Sittlichkeit unter ihnen, welcher laut der Vorrede zurückbleiben musste, weil die zu dem Druck dieses Bandes bestimmte Zeit es nicht mehr verstattete, ihn ins Publicum zu bringen: eine unangenehme Verzögerung, und Zerstückelung des Zusammengehörigen. Plan und Einrichtung sind im Ganzen dieselben: zuerst *die Moral der katholischen Kirchenschriftsteller,* der lateinischen zunächst, weil sie in dieser Periode im Ganzen bedeutender und zahlreicher waren; sodann der griechischen. Unter jenen erscheinen am meisten ausgezeichnet *Lactantius, Ambrosius, Hieronymus,* unter diesen *Basilius der Grosse,* und *Johannes Chrysostomus,* und die Moral derselben ist mit grossem Fleiss dargestellt und charakterisirt. Es ist im Ganzen ein wohlthuender Eindruck, den diese Darstellungen zurücklassen: von ihrer moralischen Seite erscheinen diese Väter, obschon unter dem Einflusse ihrer Zeit stehend, doch sehr ehrwürdig, und der Vf. hat das Verdienst, dass er sie unbefangen, nicht nach der engen Ansicht unserer Zeiten, beurtheilt; ja man könnte ihm vorwerfen, dass er es zuweilen mit Vorliebe thue. Auch dem Mysticismus und Mönchsgeist läst er Gerechtigkeit widerfahren, als in diesen Zeiten wohlthätigen und nothwendigen Erscheinungen; nur hätten wir doch hie und da berichtigende Winke, und ein strengeres Urtheil gewünscht. Was soll es z. B. sagen, wenn der Vf. die äusserst sinnliche grobe Beschreibung des *Makarius* von der Vereinigung Christi mit den Gläubigen eine äusserst zarte Blüthe nennt, welche kaum das Anrühren vertrage? (S. 298) Die Idee dieser Vereinigung ist eine zarte Blüthe, welche der ägyptische Mönch nicht so mit grober Hand hätte in Begriffe zerlegen sollen. Sogar die Grundsätze des *Augustinus* von der Nothwendigkeit, die Ketzer durch alle Zwangsmittel in den Schooss der wahren Kirche zurückzunöthigen, sucht er zu entschuldigen, und zeigt die Consequenz derselben, indem sie auf der Ansicht beruhen, dass die ganze Tugend und Seligkeit des Menschen von der Verbindung mit der wahren Kirche und der Annahme ihres Glaubens abhange. Allein hier hätte doch der Vf. mit zwey Worten andeuten können, wie abergläubig diese Ansicht sey. Möchten doch unsere Kirchenhistoriker von der ehemaligen protestantischen polemischen Ansicht nicht zu dem entgegengesetzten Extrem, Alles zu loben und zu billigen, überspringen, und bey Beurtheilung der religiösen Erscheinungen der Vorzeit an sicheren Principien festhalten! Die Moral des *Augustinus* hat übrigens der Vf. systematisch dargestellt, weil sie allerdings sich dazu am ersten eignet, und die Principien klar ausgesprochen sind. Dabey aber wäre eine Vergleichung mit der paulinischen Lehre an ihrer rechten Stelle gewesen.

Hierauf folgt der Abschnitt *von den Verordnungen der Kirche in moralischer Rücksicht, und dem Einflusse der christlichen und kirchlichen Moral auf die bürgerlichen Gesetze,* welcher zu sehr interessanten Betrachtungen veranlasst. Durch den Sturz des Heidenthums und die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion gewannen die öffentlichen Sitten, ja die bürgerliche Verfassung zum Theil eine ganz andere Gestalt. Wieviel hat nur das Christenthum in dieser Hinsicht gewirkt durch seine höhere Achtung des Menschenlebens, und der menschlichen Freyheit und Würde, und durch seinen strengen Begriff von der Keuschheit! Auf der anderen Seite musste es aber auch in manchen Stücken nachgeben, wie in Ansehung des Eides, des Kriegsdienstes, der Todesstrafen, des Theaters. Man sieht jetzt den ganzen Unterschied einer Separatkirche und einer Staatskirche am Christenthum selbst ausgedrückt: in jener liess sich noch eher Manches vom Idealischen des Christenthums in Wirklichkeit bringen, was in dieser, wenigstens vor der Hand, aufgegeben werden musste. Aber wie weit mehr hat das Christenthum im Verlauf der Zeit gewonnen! Die Achtung der Menschenrechte ist bey uns bis zu einem Grade gestiegen, den man im Alterthum kaum ahnen konnte. Diese Fortschritte zu verfolgen, wird dem Vf. bey der Fortsetzung des Werkes ein erfreuliches Geschäft seyn, und er kann dadurch von einer Seite die Wahrheit sehr ins Licht setzen, welche gewisse dogmatische und mystische Theologen leugnen wollen, dass Christus noch immer unter uns lebt, und dass wir von ihm vielleicht weniger

abgewichen sind, als die Zeitalter, in welchen die Dogmatik und Mystik blühete. — Die Bemühung der christlichen Synoden, durch ihre Canones das sittliche Leben der Christen zu ordnen und zu zügeln, beurtheilt der Vf. sehr günstig; richtig ist es gewiss, dass die Bischöfe diess nicht aus hierarchischer Herrschsucht thaten, und es ehrlich damit meinten: allein dass, wenn man die Sache aus ächt sittlichen Principien beurtheilt, man keinen grossen Gefallen daran haben kann, ist doch wohl aus sich selber klar, indem ein solches Disciplinwesen vom Pharisäismus nicht sehr fern ist. Der Vf. widerlegt den Vorwurf, dass die Synoden die christliche Moral mit einer Menge willkührlicher Vorschriften überladen und entstellt, und diesen ihren Bestimmungen gleiches Ansehn mit den Geboten Jesu und der Apostel zugeschrieben haben; aber doch nur in Rücksicht des letzteren Punctes befriedigend. Er führt an, dass die Verordnungen wegen des Fastens, des Gottesdienstes, der Festtage, der Verehrung der Märtyrer, der Wallfahrten u. s. w. im Sinne der Kirchenväter, die man billigerweise als Ausleger der Synodalbeschlüsse zu betrachten habe, nur eine untergeordnete Wichtigkeit gehabt haben; aber auch das Untergeordnete habe unter gewissen Gesetzen stehen sollen, und was auch an sich nicht absolut und allgemein nothwendig gewesen, habe doch hypothetisch nothwendig seyn können u. s. w. Nur ist das eben der Fehler, dass Dinge dieser Art als absolut nothwendig dargestellt, und, was nur in der freywilligen und freyen Ausübung Werth haben kann, festgesetzt und positiv gemacht, und dadurch das Gemüth belastet und gefesselt wurde.

Im dritten Abschnitt *von der Moral der Häretiker* ist gut herausgehoben, in welchen Puncten sie der katholischen entgegengesetzt war, und es ist interessant, zu sehen, dass der Widerspruch meistens die charakteristischen Seiten derselben betraf, nämlich die kirchlichen Gebräuche, als Fasten u. dgl. und die Lehre von der Erbsünde; und die Häretiker sind auch hier ein erfreulicher Beweis von der Fortdauer des eigenen, inneren Strebens (wenn es auch bisweilen irregeleitet war), während alles Übrige mehr oder weniger dem grossen Strome der Zeit folgte.

Erfreulich war Rec. die zuletzt gegebene Übersicht von der Moral der Katholiker überhaupt, in welcher der Vf. unseren Anfoderungen an Geschichtschreibung dieser Art fast ganz entspricht, und somit unseren oben ausgesprochenen Tadel der früheren Bände rechtfertigt. Er zeigt nämlich den Zusammenhang der Sittenlehre dieser Periode mit jener der vorigen, und die Art der Fortbildung. Hier wird man auf ein Ganzes, auf eine Einheit in der Mannichfaltigkeit hingewiesen, und das ist es eben, was wir von der ächten Historie verlangen. Wir fodern den Vf. dringend auf, uns bald mit der Vollendung des Werks (von dem nur noch ein Band zu erwarten ist) zu erfreuen.

• • •

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Cnobloch: *Die philosophischen Wissenschaften*, in einer encyklopädischen Übersicht für seine Vorlesungen dargestellt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*. 1813. 159 S. 8. (16 Gr.)

Diese Schrift ist zunächst für die Zuhörer des Vfs. bestimmt, um ihnen das Nachschreiben, und dem Lehrer das Dictiren zu ersparen; sie wird aber auch jedem anderen Lehrer der Philosophie, welcher mit dem Vf. von denselben Ansichten ausgeht, sehr brauchbar seyn. Der Vf. nennt seine Philosophie die *neutrale*, bekennt aber, dass er *Kant* am meisten verdanke, dessen Lehren er diesem Handbuch zu Grunde gelegt und mit lobenswerther Deutlichkeit aus einander gesetzt hat. Obgleich er einen Vorwurf verdient, dass er auf die seit zwanzig Jahren in der Philosophie vorgegangenen Veränderungen fast gar keine Rücksicht genommen: so wollen wir dennoch unsere Bemerkungen auf das von ihm Geleistete beschränken.

Eine Encyklopädie von dem Zwecke, wie die vorliegende, kann entweder streng philosophisch und wissenschaftlich, oder lediglich historisch, oder beides zugleich seyn. Im ersteren Falle würde sie die *Möglichkeit* der verschiedenen Glieder einer Hauptwissenschaft nachweisen, ihr Wesen und ihren Zusammenhang unter einander bestimmen, ohne gerade darauf zu sehen, ob sie in der Wirklichkeit so beschaffen sind oder nicht; im zweyten aber wird sie sich nur an den *wirklichen* Zustand der Wissenschaften halten, und ihn nach seiner zeitlichen Erscheinung darstellen; im dritten wird sie beide mit einander verbinden, die wirkliche Entwickelung der Wissenschaften zu Grunde legen, auf ihre Mängel aufmerksam machen, zugleich aber auch sie nach ihrem Grundbegriffe, Umfange, Zwecke und Zusammenhange bestimmen, und so ein Bild zeichnen, wie sie seyn sollten, und wie sie wirklich sind. Die letztere Art der Behandlung, welche ohne Zweifel die zweckmässigste ist, hat auch Hr. *Pölitz* gewählt, und ihr grösstentheils Genüge gethan. In der Einleitung wird das Verhältniss der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zur allgemeinen Encyklopädie überhaupt angegeben; darauf folgt die allgemeine Übersicht der sämmtlichen philosophischen Wissenschaften, welche Hr. *Pölitz* eintheilt a) in theoretische, b) in praktische; erstere wieder 1) in die Fundamentalphilosophie, und 2) in die Metaphysik; die zweyte Classe aber α) in die Pflichten-, β) Rechts- und γ) Religions-Lehre. Nebst diesen nimmt er noch propädeutische und mittelbare oder angewandte philosophische Wissenschaften an; zu jenen zählt er die Logik und allgemeine Sprachlehre, zu diesen die empirische Psychologie, Ästhetik, Politik und Pädagogik. Voraus, S. 4, giebt er noch eine nach seiner Meinung von allen Schulsystemen unabhängige und allgemein gültige Definition von der Philosophie, welche so lautet: „Der Charakter und das Wesen der Philosophie beruht auf der Darstellung der ursprünglichen Gesetzmässigkeit des menschli-

chen Geistes, und der innerhalb derselben enthaltenen Bedingungen seiner gesammten freyen Thätigkeit." Wäre dieser Begriff der einzig richtige: so liesse sich schwer begreifen, wie die Philosophie mehr als eine lediglich allgemeine subjective Formenlehre, und wie in ihr von einer Pflichten-, Rechts- und Religions-Lehre, überhaupt von einem auf bestimmte Gegenstände sich beziehenden Wissen, die Rede seyn könnte. Auch die verschiedenen Eintheilungen entbehren der zureichenden Gründe. Denn nicht zu erwähnen, dass nirgends die Einheit der coordinirten Eintheilungsglieder, z. B. des theoretischen und praktischen Theiles der Philosophie, nachgewiesen ist, worauf doch schon *Kant* in seiner praktischen Philosophie hingedeutet hat: so scheinen die Eintheilungsglieder selbst sehr willkührlich gewählt und bestimmt zu seyn. Z. B. der den *unmittelbaren und mittelbaren* Thatsachen des Bewusstseyns entsprechende Unterschied zwischen der Fundamentalphilosophie und Metaphysik ist gar nicht wesentlich und für das Ganze bedeutend, indem die Wissenschaft der unmittelbaren Thatsachen des Bewusstseyns, in sofern in ihnen die ursprüngliche Gesetzmässigkeit des menschlichen Geistes enthalten ist, und die Wissenschaft von den in der ursprünglichen Gesetzmässigkeit des Geistes enthaltenen letzten Bedingungen aller philosophischen Erkenntniss und aller Objecte der freyen Thätigkeit des Menschen nicht zwey, sondern bloss *eine* Wissenschaft sind; die eine begreift *implicite* dasselbe, was die andere *explicite* darstellt. Nicht weniger willkührlich erscheint die Trennung der propädeutischen und mittelbaren philosophischen Wissenschaften von dem eigentlichen Inhalte der Philosophie. Denn die logischen Denkgesetze gehören doch ohne Zweifel zu der ursprünglichen Gesetzmässigkeit des menschlichen Geistes, und die philosophische Sprachlehre, wenn sie nur eine solche ist, zu der Dialektik, einem wesentlichen Bestandtheile der Philosophie. Was aber die sogenannten mittelbaren oder angewandten philosophischen Wissenschaften betrifft: so lässt sich nicht begreifen, warum der Vf. die Pflichten-, Rechts- und Religions-Lehre noch in die eigentliche Philosophie aufnimmt, die Ästhetik, Politik und Pädagogik aber davon ausschliesst, da doch die letzteren eben so auf *a priori*schen Grundsätzen und Gesetzen beruhen, wie die ersteren. Jene gehören nicht, wie der Vf. meint, im weiteren, sondern im engeren Sinne zur Philosophie: denn sie beruhen nicht bloss und lediglich auf Erfahrung, sondern ihren Principien nach auf den unwandelbaren Gesetzen und Foderungen unseres Geistes, was der Vf. von der Ästhetik S. 114. selbst gesteht. Der Grund dieser Verwirrung liegt in der Nichtunterscheidung des allgemeinen und besonderen philosophischen Wissens: jenes wird gewöhnlich die Philosophie κατ' ἐξοχήν genannt, beschränkt sich auf die Metaphysik, und ist in sofern eine geschlossene Wissenschaft; dieses aber, das besondere Wissen, ist unbegrenzt, und stellt sich dar in den einzelnen Wissenschaften, dergleichen die vom Staate — der Kunst — und den Sitten sind; sie sind theils rein philosophische, theils historische, und desswegen wahre Erfahrungserkenntnisse.

Auf die allgemeine Eintheilung der philosophischen Wissenschaften folgt nun die specielle encyklopädische Darstellung derselben, welche in einer fasslichen, ihrer Bestimmung sehr angemessenen Sprache, und ihren Grundansichten entsprechenden Ordnung abgefasst ist. Rec. will durch seine Bemerkungen darüber ihren Werth nicht vermindern, sondern nur dadurch seinen Wunsch bezeugen, dass die ihm aufgefallenen Unvollkommenheiten bey einer neuen Auflage verbessert werden möchten, welches um so nothwendiger seyn wird, da das Bessere schon längst vorbereitet, und als solches anerkannt ist. S. 22 heisst es: „Alle Erkenntniss des Menschen ist *subjectiv*, d. h., sie ist auf die Wirksamkeit des innerhalb unseres Bewusstseyns sich ankündigenden Vorstellungsvermögens beschränkt, und nur dasjenige gehört zu dem Kreise unserer Erkenntnisse, was nach den einzelnen Functionen des Vorstellungsvermögens im Bewusstseyn wahrgenommen wird, und wahrgenommen werden kann." Rec. stimmt zwar damit überein, behauptet aber doch, dass jede wahre menschliche Erkenntniss zugleich *objectiv* sey; es ist nothwendig ein ursprünglicher *Consensus* zwischen dem Objectiven und Subjectiven, wenn der Mensch nicht der Thor und Queerkopf der ganzen Schöpfung seyn soll. — Nach Hn. *Pölitz* soll ferner die Metaphysik die Wirksamkeit, den Umfang und die Grenzen der drey geistigen Vermögen in Beziehung auf das Übersinnliche und Absolute aufstellen, woraus sich dann ergeben werde, dass jeder Versuch der Speculation, in das Gebiet des Absoluten oder in die Sphäre der Dinge an sich einzudringen, vergeblich sey. Wie aber diess daraus folgen müsse, sehen wir nicht ein. Denn eine solche Metaphysik ist ja ganz subjectiver Art, und kann also nicht über das Subjective hinaus etwas bestimmen; ob also die subjective Wirksamkeit dieser Vermögen nicht auch objectiv gültig sey, kann eine Philosophie nicht bestimmen, die schon von Vorne an die Subjectivität zu ihrem Princip macht, und schon als ausgemacht annimmt, was erst das Resultat der Untersuchung seyn sollte. Obgleich das Alles aus den Grundansichten des Vfs. nothwendig folgt: so scheint er es doch nicht zugestehen zu wollen. Denn er nennt seine Philosophie die *neutrale*, weil nach ihrem höchsten metaphysischen Princip — S. 41 — das Verhältniss des Subjectiven zum Objectiven weder könne bewiesen noch geleugnet werden, und daher auf seiner Unerklärbarkeit beruhen müsse. Dieses Princip, meint er, werde in der Fundamentalphilosophie gewonnen, auf dem Wege, auf welchem *Kant* das seinige gewann, d. h., nach vollendeter Kritik über die einzelnen Functionen, den Umfang und die Grenzen des menschlichen Erkenntnissvermögens; zugleich habe sie das voraus vor *Kant*, dass diese Kritik sich auch

über das Gefühl- und Beftrebungs-Vermögen ausdehne, und dadurch zu einem vollftändigeren Refultate gelange, als der Kriticismus; er nennt daher den metaphyfifchen Charakter der neutralen Philofophie einen gesteigerten und weiter fortgefetzten Kriticismus.

Die Wiffenfchaften der praktifchen Philofophie werden beynahe ganz nach *Kant* abgehandelt. Daher mag es auch kommen, dafs die Religion überall die letzte Stelle einnimmt, ob ihr gleich rechtmäfsig und nach dem Urtheile aller von beftimmten Syftemen unabhängigen Menfchen der erfte Rang gebührt. Eben fo wird nicht nur vom Vf., fondern beynahe allgemein in unferen Zeiten, das Verhältnifs der Pflichten- zur Rechts-Lehre verkannt; man trennt beide, während fie doch vereinigt bleiben follten. Denn die Sittlichkeit und die Tugend nimmt den ganzen Menfchen in Anfpruch, und was wir das Rechtliche nennen, ift nur das fittlich Gute in der befonderen Beziehung auf andere Menfchen. Alles Rechte foll auch fittlich feyn, und umgekehrt alles Sittliche ift auch nach Vernunftbegriffen ein Recht. Allein die Trennung des Staates von der Kirche, des äufseren Lebens von dem inneren, hat auch eine doppelte Gefetzgebung beider zur Folge gehabt; an fich aber laffen fie fich fo wenig trennen, als Leib und Seele. Was die propädeutifchen und angewandten philofophifchen Wiffenfchaften betrifft; fo hat Rec. das ihm nöthig Scheinende fchon darüber erinnert. Soviel Gutes auch in diefer ganzen Schrift vorkommt: fo merkt man ihr doch fehr an, dafs ihr Vf. viele Jahre hinter dem gegenwärtigen Zuftande der philofophifchen Wiffenfchaften zurückgeblieben ift.

A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. Berlin, b. Hitzig: *Über die Religion der Ebräer vor Mofes*, von *Lazarus Bendavid*. 1814. IV u. 51 S. gr. 8. (8 Gr.)

Diefe Abhandlung ift, laut der Vorrede, ein Theil der Unterfuchungen über den Pentateuch, die den Vf. feit vielen Jahren befchäftigen, und die nicht eher erfcheinen follten, als bis er im Stande feyn würde, dem Publicum das Werk als ein gefchloffenes Ganzes zu überliefern; der Vf. hat fich aber durch gewiffe örtliche Umftände genöthigt gefehen, diefe Abhandlung, von welcher durch eine Vorlefung in einer gelehrten Gefellfchaft in Berlin das Publicum Notiz erhalten, einzeln herauszugeben.

Der Vf. geht von der Vorausfetzung aus, dafs die Abneigung des Stammes Eber gegen die Canaaniter lediglich ihren Grund in der verfchiedenen Religion gehabt habe, indem er den Mythus von Canaans Verfluchung freymüthig als folchen anerkennt, und daher nur als Urkunde der fpäteren Gefinnung der Hebräer gelten läfst. Confequenterweife hätte er aber dann auch die Erzählungen von der verabfcheuten Verheirathung mit Canaaniterinnen als folche Mythen anfehen können, wenigftens beweifen fie nicht hinreichend jenen religiöfen Abfehen, den der Vf. vorausfetzt. Genug aber, er nimmt an, dafs die Canaaniter dem Götzendienft (*Idolaterie* nach des Vfs. Schreibart) zugethan, die Erzväter aber keine Götzendiener (*idolater*) gewefen feyen. Gleichwohl hätten diefe auch den Dienft Jehovas nicht gekannt, nach 2 Mof. VI, 3. Und nun fücht er den Unterfchied der Religion der Erzväter von der des Mofe durch folgende Deduction ins Licht zu fetzen.

Die Ägypter haben in ihrer Religion drey Grade gehabt, deren Eingeweihete alle keine Götzendiener, fondern die des dritten oder unteren Grades *Dualiften*, die des zweyten *Zebaothiften*, und die des erften *Spiritualiften* gewefen find. Diefe Stufen mufste überhaupt die religiöfe Bildung des Menfchen durchlaufen, fobald fie über den Polytheismus, oder die Ahnung mannichfaltiger Naturkräfte fich erhob zu einer gewiffen Abftraction oder Claffification. Zuerft fafste der Menfch die Naturkräfte zufammen im Begriff des Widerftreits der wohlthätigen und fchädlichen, oder der guten und böfen, dann im höheren Begriff der Gefammtkräfte, oder des Heeres von Kräften (Zebaoth), und endlich erhob er fich zur geiftigen Idee Eines Gottes. Die Ägypter hatten drey Claffen von Göttern, welche diefe drey Religionsftufen bezeichnen, und zwar in umgekehrter Ordnung, fo dafs die dritte und letzte Claffe die ältefte Stufe, die zweyte die der Zeit nach darauf folgende, und die erfte die jüngfte bezeichnet. *Ofiris* und *Serapis*, oder das gute und böfe Princip, zu vergleichen mit dem *Ormuzd* und *Ahriman*, waren die oberften Gottheiten der dritten Claffe, oder des älteften Religionsgrades, des *dualiftifchen*: und diefem war Laban und feine Familie zugethan. Denn *Serap* und *Theraph* find eins, und das Wort bezeichnet *den zornigen Stier* (תר אף־תרף), das Sinnbild der aufgeregten, zerftörenden Natur, das böfe Princip; auch שָׂרָף 4 Mof. XXI, 8 bezeichnet nichts anderes, und felbft die *Seraphim* bey Jefaia find damit eins.

In die zweyte Claffe gehört die *Ifis*, das Symbol der ftreitenden Naturkräfte (Zebaoth), und ihr entfpricht bey den Hebräern שדי, *Schaddai*, unter welchem Namen die Gottheit von den Erzvätern verehrt wurde. Diefes Wort bezeichnet fowohl den *ftark bebrüfteten* als den *ftark zerftörenden*, alfo den mit den gefammten Naturkräften begabten Gott. Der *Ichrea*- oder *Mentes* (*Mendes*)-Dienft ift der höchfte Grad, in den Mofes die Ifraeliten einweihete, in den aber fchon Melchifedek eingeweihet war, und darum den Abraham, der doch felbft Priefter war, fegnen und decimiren konnte. — Daraus nun, dafs die Erzväter Eine Religion mit den Ägyptern hatten, erklärt der Vf., warum den Hebräern die Einwanderung in Ägypten fo leicht gemacht wurde, warum Jofeph ohne Schwierigkeit fich mit einer Ägypterin verheirathen konnte u. s. w.

Die Lefer werden es uns gern erlaffen, in diefes Gewebe von grundlofen, aus der Luft gegriffenen Vermuthungen prüfend und widerlegend einzugehen. Man erkennt hier ganz wieder den Urheber der Hypothefe von der Bundeslade als einer Elektrifirmafchine, und der Charakter feiner Unterfuchungsweife wird fehr richtig durch feine Art zu etymologifiren bezeichnet. Nur wer גרר *Gerar* von גור ableiten, צבאות vom *Heer der ftreitenden Naturkräfte* erklären, und Wörter combiniren kann, wie: אל, אלהים, Gott, אליל Götze, אלה Schwur, אלה Eiche (Terebinthe), אלי (אללי) Wehe, אליה Schweif (Fettfchwanz), אלול der Monat Auguft; ferner: שַׁד Bruft, שֵׁד Typhon, Pan (Götze), שַׁדַּי Beyname Gottes, שִׁדָּה וְשִׁדּוֹת Kohel. II, 8, nach dem Vf. *die Priefter und Priefterinnen der Ifis* (!), שָׂדַד *eggen*, d. h., nach dem Vf., *zerftören, um zu erhalten*, שָׁדַד *zerftören, verwüften*: nur ein Solcher kann dergleichen combinatorifche Hypothefen erfinden, als diefes Büchlein in reicher Fülle enthält.

ת.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

JURISPRUDENZ.

Breslau, b. Korn: *Über die Nothwehr.* Ein Beytrag zur wissenschaftlichen Behandlung des Criminalrechts von *Karl Wilhelm Friedrich Grattenauer*, der Rechte D.

Auch unter dem Titel:

Exners Tod, ein merkwürdiger Criminalfall rechtmässiger Nothwehr. Erkenntniss des Criminalsenats der Ober-Amtsregierung in Glogau wider den Harpersdorffer Müller Joh. Gottlieb Meschter, mit einem Vorworte und einigen Anmerkungen herausgegeben von *K. W. F. Grattenauer.* 1806. 202 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift gehört zu denjenigen, welche von einem nicht unfähigen Kopfe, aber weder mit ruhiger Prüfung, noch mit sorgfältiger Anordnung der Ideen abgefasst sind. Man findet manches gute Körnchen ausgestreut, aber auch Vieles zu flüchtig hingeworfen, und zu wenig gesichtet.

Das Vorwort bestreitet zuerst das Urtheil des Publicums über *Exner*, der wohl des Vfs. Mitbürgern genau genug bekannt gewesen seyn mag, aber ausserhalb Breslau's Mauern es nicht ist; diese Bekanntschaft hätte der Vf. um so weniger voraussetzen sollen, da er einen Beytrag zur wissenschaftlichen Bearbeitung des Criminalrechts liefern wollte, der nicht für die Zeit, wo man von einem einzelnen Verbrechen spricht, berechnet seyn kann. Wir bemerken daher für unsere Leser, dass Exner ein auf der Festung Glatz verhaftet gewesener Dieb und Räuber war, welcher im Jahr 1802 nebst mehreren anderen Verbrechern von dem preussischen Cabinette nach einem mit Russland abgeschlossenen Vertrage in die Bergwerke von Nertschinsk deportirt ward, sich aber wieder befreyte, nach Schlesien zurückkehrte, seine Räubereyen fortsetzte, und bey dem Versuche eines gewaltsamen Diebstahls von einem damit bedrohten Müller, *Meschter* zu Harpersdorff, erstochen ward. Hr. *G.* spricht ihm die Eigenschaften eines grossen Verbrechers ab, und widerlegt die Meinung, die das Publicum von seinem Muthe, seiner Kühnheit und Beharrlichkeit gefasst gehabt haben soll. Hierauf sucht er zu beweisen, dass die deutschen Criminalgeschichten ihrer ganzen Masse nach bloss einen sehr mässigen Werth haben, und dass sich jetzt nur in England und Frankreich eine für Menschenkenntniss und Gesetzgebung wahrhaft interessante Darstellung einer Criminalgeschichte denken lasse: denn nur da sey der Verbrecher aller Gefahr entzogen, von der Willkühr geschändet zu werden. — In des Vfs. ferneren Äusserungen hierüber sieht man die Übertreibung eines aufbrausenden Genie's, das von Eifer ergriffen, aber durch Erfahrung nicht berichtigt ist. Rec. mag nicht den Lobredner des Verfahrens in Criminalsachen vor den deutschen Gerichten machen; aber dass dasselbe nur zu einer einseitigen Ansicht des zur Untersuchung gebrachten Verbrechens führe, muss er schlechthin leugnen, und Hr. *G.* hat dafür in seiner Declamation keinen Beweis geführt. Auch mag ein Gericht der Geschwornen manches Gute haben; aber dass es so wenig wie jedes andere die Mängel zu entfernen und Untrüglichkeit hervorzubringen im Stande sey, ist Allen klar, die dieses Institut in seinen Wirkungen geprüft und die Lobpreisungen hochtönender Aussprüche der nie in unsere Criminalgerichte gekommenen Weisen nicht für untrüglich annehmen. Die Mühe, hier mehr zu sagen, überhebt *v. Gentz*, histor. Journ. II Jahrg. I B. S. 274 f., *Hartleben*, Justiz- und Polizey-Fama, I B., und *Becker* actenmässige Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Rheins, Th. II. S. 174 und 280.

Die eigentliche Abhandlung liefert zuerst das Urtheil des Criminalsenates zu Glogau über die von dem Müller Meschter an Exner verübte Tödtung, nebst Entscheidungsgründen. In dem Urtheile ist diese Tödtung für Nothwehr erklärt, und Inculpat auch von der Bezahlung der Kosten frey gesprochen worden. — Der Vf. hat diess Urtheil ohne alle Einleitung und Erzählung des Rechtsfalles vorgetragen, und überlässt es dem Leser, sich den Zusammenhang aus dem Ganzen herauszusuchen.

S. 30 folgen die Anmerkungen des Vfs. über die Entscheidungsgründe des Criminalsenates zu dem Urthel. Er widerspricht ihrer Richtigkeit aus dem Grunde, weil sie die an Exner verübte Tödtung als eine Tödtung aus Nothwehr betrachten. Denn da Exner ein Verbannter gewesen sey, so habe es an dem Haupterfodernisse einer Tödtung, nämlich an einem unter dem Schutze des Staates stehenden Subjecte, gefehlt. Er geht hiebey von dem Grundsatze aus, dass der Staatsbürger nur unter der Bedingung Rechte besitze, dass er die Rechte Aller respectire; desshalb schliesse nach der Strenge des Rechts jedes Verbrechen dergestalt vom Staate aus, dass der Bürgervertrag vernichtet, und mithin jeder Verbrecher rechtlos und vogelfrey werde. Dass dieser Satz in den preussischen Gesetzen (so wenig wie in anderen)

nicht aufgenommen sey, gesteht der Vf. S. 39 selbst zu; allein die im Jahr 1802 in die sibirischen Bergwerke deportirten Verbrecher, unter welchen sich Exner befunden habe, sollen, nach seiner Meinung, eine Ausnahme machen. Diese Deportation gründe sich zwar auf kein criminalrichterliches Urtheil, sondern auf einen an dessen Stelle getretenen Regierungsbeschluss; auch sey sie nicht als Criminalstrafe, sondern als Polizeymassregel zum Schutz der inneren Sicherheit realisirt worden: allein diess bewirke in Rücksicht der Rechtlosigkeit der Deportirten kein Bedenken, da die Deportation nur solche Verbrecher getroffen habe, welche sich sogar während der Strafe als gefährliche Feinde der bürgerlichen Gesellschaft gezeigt hätten, und des bürgerlichen Todes schuldig befunden worden waren. — Dass der Grundsatz: an einem Rechtlosen kann kein Verbrechen begangen werden, die Erklärung für rechtlos voraussetze, versteht sich von selbst, und dass die Tödtung eines Rechtlosen in gewisser Hinsicht ein Eingriff in die richterliche Gewalt sey, haben schon Andere erwiesen. Hier bedarf es also, um die Nichtigkeit dieser Behauptung für den vorliegenden Fall zu zeigen, nur der Bemerkung, dass dieses Erfoderniss bey dem deportirten Exner nicht Statt gefunden habe. Der Vf. hat diess eingesehen, und er sucht diesen Mangel zu heben: allein seine Gründe sind unzureichend. Da die Deportirten, sagt er, des bürgerlichen Todes schuldig befunden worden waren: so durfte sie auch der Staat bey der Ausführung dieser bisher weder gesetzlichen noch gewöhnlichen Massregel als blosse Mittel zum Zweck der inneren Ruhe und Sicherheit betrachten; ihre Rechtsfähigkeit war damit von selbst aufgehoben. Sie wurden ausser dem Rechte gestellt; sie hörten auf, Personen zu seyn, sie wurden rechtlose Sachen. Sie für rechtlos *erklären*, dessen bedurfte es nicht, sie *waren* es schon. — Was mit diesem allem gesagt sey, ergiebt sich von selbst. Der Vf. findet daher noch einige Wendungen nöthig. Der nach Sibirien deportirte Verbrecher, setzt er hinzu, begeht, wenn er in die preussischen Staaten zurückkehrt, ein doppeltes Verbrechen, dadurch nämlich, dass er seinen Verbannungsort verlässt, und durch sein Einschleichen in die Lande, aus denen er verbannt ist (!!): er ist im Verhältniss zu dem preussischen und russischen Staatsbürger ausserhalb Sibirien vogelfrey (ungeachtet er noch nicht für rechtlos erklärt ist??). Wer ihn findet, kann ihn als Feind behandeln; und darf er ihn gleich nicht sofort tödten (warum nicht, wenn er rechtlos ist?): so darf er ihn doch mit Gewalt zwingen, sich gefangen nehmen und der nächsten Gerichtsbehörde überliefern zu lassen (kann diess der Verbrecher oder die Gerichtsbehörde fodern, und warum? will sie sich noch ein Recht an ihn anmassen, da er so rechtlos *war*, dass er nicht einmal dafür erklärt zu werden brauchte?). Widersetzt er sich dieser Behandlung gewaltthätig, und giebt es bey diesem an sich gerechten Angriffe kein anderes Mittel, ihn zu zwingen (warum nur unter dieser Voraussetzung? er ist ja rechtlos?): so dürfen sie ihn allerdings auch tödten. Denn sie dürfen sich eines Feindes erwehren, der keine Pflichten anerkennt, dessen Person des Rechtsschutzes für verlustig erklärt (?) ist, und den nur so lange Niemand eigenmächtig vernichten darf, als es noch möglich ist, ihn gefangen nehmen zu können, und sich so durch die Hülfe des Staates von ihm zu befreyen. —. Diese Beweisführung wendet der Vf. nun S. 42 auf Exner an, und zeiht den Criminalsenat in Glogau des Irrthums, da er Meschters Handlung für Nothwehr angesehen hatte. Wie diess gelungen sey, ist schon aus der Darstellung dieses Beweises deutlich. Doch zur vollständigen Einsicht noch ein Beleg dazu. Der Vf. wirft S. 46 noch die Frage auf, was Rechtens sey, wenn ein Deportirter in das Vaterland zurückkehrt, und, ohne ein neues Verbrechen zu begehen, ergriffen wird. Jedermann wird nach dem Vorhergehenden glauben, dass er für rechtlos gehalten werden müsse. Aber der Vf. entscheidet, das Rechtlichste sey, den Verbrecher wieder nach Sibirien bringen zu lassen. Wie kann, fragen wir, von einem unrechtlichen Verfahren die Rede seyn, wo es einen Rechtlosen gilt? Indess räth der Vf. zu diesem rechtlichen Wege nicht, weil er der unausführbarste sey. Da jedoch, fährt er fort, der Verbrecher durch seine Entweichung bewiesen hat, dass ihn selbst der Abgrund des äussersten Elends von der Flucht und feindlichen Rückkehr nicht abhalten kann (natürlich, wenn in Sibirien das äusserste Elend war, so musste er auch lieber entfliehen, als dieses Elend ausstehen wollen): so scheint ein Gesetz nothwendig, das einen solchen Verbrecher mit dem Tode bedroht. „Für diess, fährt der Vf. fort, von dem Vernunftrechte gebilligte Gesetz (den Menschen, der dem äussersten Elende zu entfliehen sucht, zu tödten,) sprechen übrigens auch die positiven Verordnungen Frankreichs, Englands und Russlands, vielleicht wird in dem längst erwarteten neuen preussischen Criminal-Codex eine besondere Vorschrift desshalb enthalten seyn." — Ehe wir diese Anmerkungen über das Urtheil verlassen, müssen wir noch einiger anderer Behauptungen des Vfs. in denselben gedenken. S. 32 f. spricht er viel über die Ankündigung des Unrechts durch das Gefühl, und will, dass dieses Gefühl die Rechtssprüche leite, tadelt auch desswegen das Urtheil des glogauer Criminalsenates, das nach S. 27 behauptet, die allgemeine Stimme für Meschters Straflosigkeit könne keine Berücksichtigung verdienen. Niemand wird leugnen, dass sich das Unrecht gewisser Handlungen durch das Gefühl ankündige, und dass diess Gefühl sehr richtig seyn könne; aber Niemand, der nur einige Erfahrung in den Geschäften hat, wird behaupten, dass der Richter sich von diesem Gefühle leiten lassen könne, denn diess würde und müsste zur unbeschränktesten Willkühr führen. Noch mehr ist diess der Fall bey dem bloss individuellen Gefühle des Richters, wo nicht die allgemeine Stimme für den Ausspruch des Gefühles ist. Denn wie viel das Gefühl bestechende Umstän-

de giebt es nicht, und auf wen können sie mehr wirken, als auf den Richter? Hienach wird auch Niemand unterschreiben, was der Vf. S. 33 sagt: „Es giebt für die Rechtmäſsigkeit einer Rechtsentscheidung keinen höheren Maſsstab, als die subjective Überzeugung des Richters, er dürfe sein juridisches Urtheil, ohne es von der allgemeinen Stimme als ungerecht verwerfen zu sehen, verlautbaren, und es also nicht bloſs als legal, sondern auch als gerecht, der Publicität übergeben.“ Diese Behauptungen haben den Vf. auch offenbar zu einer Inconsequenz verleitet: denn sie widersprechen der Behauptung S. 37 f. geradezu, daſs es nur im Staate und unter Voraussetzung einer Strafdrohung durch das Gesetz ein Verbrechen gebe. Wie oft kann sich eine Handlung, von der kein Gesetz etwas sagt, und die unter Menschen auſser dem Staate gedacht wird, als höchst strafbar durch das Gefühl allgemein ankündigen? und was kann dann der gepriesene Maſsstab des Gefühls nützen?

Die Abhandlung von der *Nothwehr*, S. 47 bis zu Ende, zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste die allgemeinen theoretischen, die zweyte die besonderen praktischen Grundsätze in sich faſst. Verdienstlich ist hier unstreitig S. 149 f. die Darstellung des Unterschiedes zwischen der *schuldhaften Nothwehr* (bey welcher der Fall des Nothstandes fehlt) und dem *Vertheidigungsexcesse* (wo die Mittel, sich aus dem Nothstand zu setzen, ungerecht sind): ein Unterschied, welcher bisher weder in den Systemen, noch in den eigenen Schriften über diese Lehre gehörig berücksichtigt worden ist. Auch die Lehre von dem Beweise der Nothwehr hat der Vf. besser vorgetragen, als seine Vorgänger. Doch fehlt es auch dieser Abhandlung an Schärfe der Zeichnung, an Genauigkeit, reifer Überlegung und strenger Ordnung der Sätze. Um sich den Weg zu bahnen, setzt der Vf. zuerst seine Theorie von der Begründung des Rechtes zu strafen aus einander, und erklärt sich für die *feuerbachsche*, zeigt dann den Inhalt des sogenannten Nothrechtes, nebst seinen unterscheidenden Merkmalen von der Nothwehr, und lenkt hierauf S. 58 auf die Lehre von der Nothwehr ein. Er nimmt eine Nothwehr im eigentlichen und uneigentlichen (?) Sinne an. Unter dieser versteht er diejenige, bey der die Privatgewalt sich bloſs defensiv äuſsere, indem sie die Angriffe des Andern nur abwehre; unter Nothwehr im eigentlichen Sinne aber diejenige, wo die Privatgewalt sich zugleich auch aggressiv äuſsere, wenn sie den Angreifer durch gewaltsame Gegenangriffe von seinem Anfalle abzulassen zwinge. Da die erste Art der Nothwehr die ihrem Wesen angemessenste ist: so ist nicht abzusehen, warum sie der Vf. die uneigentliche nennt. Überhaupt liegt hier der Unterschied mehr in der Art der Ausübung der Nothwehr, als in der Nothwehr selbst; und schon darum ist jene Eintheilung unstatthaft. Statt einer Entwickelung des Begriffes der Nothwehr, liefert der Vf. S. 61 f. nur eine Geschichte dieser Lehre. Er ergänzt diesen Mangel auch nicht in den besonderen für die Praxis abgeleiteten Grundsätzen S. 70 f., zu welchen überhaupt eine passende Einleitung fehlt. In der That weiſs der Leser nicht, wo es hinaus will, wenn der Vf. auf folgende Art anhebt: „Mit Recht unterscheidet zuvörderst der Criminalsenat des Kammergerichts zwischen dem Fall, wo jemand vorsätzlich den andern tödtet, um sich zu vertheidigen, und demjenigen, wo jemand zu seiner Vertheidigung eine Handlung vornimmt, bey welcher ihm weder ein directer, noch indirecter Vorsatz zu tödten zur Last fällt, aus der aber der Tod des andern zufällig entstanden ist.“ Ehe der Vf. von den verschiedenen Arten, die Nothwehr auszuüben, reden kann, muſs doch nothwendig die Entwickelung des Wesens der Nothwehr vorangehen. Gerade umgekehrt ist es hier. Denn er fährt fort: „Eben so richtig wird angenommen, daſs nur auf jenen Fall, wo sich jemand eines offenbar tödtlichen Vertheidigungsmittels bedient, die Strenge der Theorie von der rechten Nothwehr angewandt werden dürfe, weil man von ihm alle mögliche Vorsicht und Mäſsigung fodern könne, wogegen der Richter offenbar zu weit gehe, wenn er von dem Angegriffenen, im Augenblicke der Gefahr und Angst, eine eben so sorgfältige Prüfung der möglichen Rettungsmittel fodern wollte, als er sie selbst bey kaltem Blute anzustellen vermöchte, daher es hinreichend bleibe, wenn er nur kein solches gewählt habe, mit welchem eine augenscheinliche Lebensgefahr des Andern verbunden sey.“ Der letzte Satz dieser Periode bestimmt die Grenzen der Vertheidigung; der erste, daſs die Strenge der Theorie von der rechten Nothwehr nur auf den Fall angewendet werden dürfe, wo sich jemand eines *offenbar tödtlichen* Vertheidigungsmittels bedient hat, ist falsch: denn die Nothwehr setzt überhaupt gar nicht voraus, daſs es auf eine Tödtung abgesehen sey. Der Vf. hat diesen Umstand überhaupt nicht gehörig berücksichtigt, und ist dadurch in den Fehler verfallen, der bey den älteren Schriftstellern von *Tittmann*, Grundlinien der Strafrechtswissenschaft, §. 108, mit Recht gerügt worden ist. Sonderbar ist S. 72 die Folgerung des Vfs., daſs diejenige Privatgewalt, welche sich auf bloſse Vertheidigung der Person des Angegriffenen beschränkt, keine Nothwehr im criminalrechtlichen Sinne sey, *wenn sie nicht zugleich auch der Person des Angreifenden physischen Zwang anthue*: ein Satz, der an sich sehr richtig ist, nur aber nicht aus dem Vorhergehenden folgt. Auch ist zu verwundern, daſs ihn der Vf. mit diesen wenigen Worten abfertigt, da er ja zur Bestimmung des Wesens der Nothwehr gehört: denn Abwendung der Gefahr durch List u. s. w. ist keine Nothwehr. Als Erfodernisse der Nothwehr stellt der Vf., nicht ohne Umschweife, die gewöhnlichen Umstände auf, und berührt hier Gegenstände, welche ihres Inhaltes nach erst später hätten erwähnt werden sollen. So wird noch vor der Aufzählung dieser Erfodernisse S. 73 die Frage eingemischt, was in dem Falle Rechtens sey, wenn eine dritte unschuldige Person bey der Ausübung der Nothwehr verletzt ward: eine Frage, die nothwendig die Kenntniſs des Wesens der

Nothwehr voraussetzt. Bey der Aufzählung selbst vermisst man die Entwickelung der Begriffe von *Nothzustand* und *Angriff*, welche auf die richtige Theorie von der Nothwehr so grossen Einfluss haben. Unbefriedigend ist S. 76 f. die Entscheidung des Falles, wenn der Angegriffene den Angriff selbst verschuldet hat, zu kurz S. 82 die Entwickelung des Rechtes, den Eintritt einer Verletzung nicht abzuwarten; auch bleibt es unbestimmt, *was* das im Nothstande sich befindende Subject abzuwarten habe. Bey der Entwickelung der Rechte, um deren willen eine Nothwehr zulässig sey, S. 86 — 141, hat der Vf. die gewöhnliche falsche Ansicht von der Nothwehr, als eine schlechterdings auf Tödtung des Angreifenden gerichtete Handlung, beybehalten, und dadurch zu mancher Weitschweifigkeit Anlass gegeben. So hätte er z. B. bey der Frage, ob die Nothwehr zur Abwendung eines Verlustes an der Ehre Statt finden könne, S. 98 — 120, weit kürzer seyn können. Denn dass die Nothwehr wegen eines Rechtsverlustes *jeder Art* Statt habe, ist klar; aber darüber kann ein Zweifel obwalten, ob der Verlust des einen oder des anderen Rechts mit dem Tode des Angreifenden abgewendet werden dürfe. Überhaupt lässt hier der Vf. eben so wie andere Schriftsteller die nähere Bestimmung der rechtlichen Handlungen der Nothwehr, nach Verhältniss des zu vertheidigenden Rechtes, unerörtert, und mischt dagegen andere Untersuchungen ein, die zwar nicht unverdienstlich, doch nicht so wesentlich sind wie jene, z. B. S. 133 f. über die dem Vater und dem Manne gestattete Freyheit, den Buhlen oder Ehebrecher zu tödten, und in wiefern diese nicht Privatrache, sondern Nothwehr enthalte. Zuweilen hat der Vf. bey Angabe der Rechte, um deren willen Nothwehr Statt finde, sehr unzureichende Gründe. „Nothzucht, sagt er S. 94, ist der brutalste Angriff auf die Persönlichkeit des Weibes. Dass kein Ersatz möglich ist, sieht Jeder; denn Niemand kann dem unglücklichen Weibe das Bewusstseyn ersetzen, sich dem Manne, den sie einst lieben wird, unberührt zu übergeben." Diese Ansicht ist durchaus nicht zureichend: denn die Nothzucht braucht ja nicht gerade an einer Jungfrau verübt zu werden, und nur auf diese passt des Vfs. Grund. Eben diess gilt von der Behauptung S. 96, dass gegen eine Lohnhure keine Nothzucht verübt werden könne, weil diese gezwungen sind, für Geld zu leiden, was sie bezahlt nehmen. Abgerechnet, dass es ganz falsch ist, dass Huren sich ihres freyen Willens begeben haben, wie von Anderen hinlänglich gezeigt worden: so ist auch der hier aufgestellte Satz nur einseitig, denn er setzt voraus, dass der Nothzüchtiger den Beyschlaf *bezahlen* wolle. — Überflüssig ist die S. 98 f. eingemischte Darstellung der Lehre von Ehre und gutem Namen. — Sonderbar werden S. 131 unter die Personen, denen es die Verhältnisse zur Pflicht machen, einem Dritten die Vertheidigungshülfe zu leisten, auch die *Freymaurer* gezählt: denn diess Verhältniss kann der Staat nicht berücksichtigen, zumal da diese Gesellschaft noch in den wenigsten deutschen Staaten bestätigt ist; auch ist es eine grosse Frage, ob sich die Freymaurer einander *Schutz* zuschwören. — Bey der Lehre von der Rechtlichkeit der zur Nothwehr angewendeten Mittel, S. 142 f., vermissen wir eine hinlängliche Darstellung der Zurechnung der die Grenzen der Nothwehr überschreitenden Handlungen. Der Vf. lässt seine Meinung nur aus hie und da eingestreuten Bemerkungen wahrnehmen; in einer eigenen Abhandlung über die Nothwehr hätte dieser Gegenstand vorzüglich aus einander gesetzt werden sollen. Übrigens ist die Literatur in dieser Schrift nicht unberücksichtigt geblieben; jedoch wundern wir uns, dass der Vf. manche Namen ganz falsch schreibt, z. B. S. 68, 124 u. 165 *Hellefeld* statt Hellfeld.

F. M.

Bremen und Aurich, b. Müller: *Handbuch für Mitglieder des Familien-Rathes.* Von dem Vicepräsidenten Dr. *H. A. Lehzen* zu Osnabrück. 1811. XII und 179 S. 8. (16 gr.)

Auch eine von den vielen Schriften, die das Bedürfniss des Augenblicks erzeugte, und die mit diesem Bedürfnisse wohl wieder verschwinden werden ohne Verlust der deutschen Literatur! Das durch den Code Napoleon eingeführte Institut des Familienraths war, wie so manche andere französische Einrichtung, den Deutschen bisher unbekannt, und doch konnte jeder Privatmann in die Lage kommen, zu einem Familienrathe berufen zu werden, ohne nur einmal zu wissen, was er als solcher zu thun und zu beobachten habe. Um dieser Verlegenheit seiner Landesleute abzuhelfen, beschloss der Vf., „ihnen den Zweck des Familienraths, die Gegenstände der Berathschlagungen desselben und die Pflichten des ganzen Familienraths sowohl, als der einzelnen Mitglieder in fasslicher Kürze darzustellen, um sie dadurch in den Stand zu setzen, ihren Beruf nach den Willen des Gesetzes zu erfüllen." Eine gelehrte Abhandlung über diese Gegenstände sollte, wie er selbst sagt, sein Buch nicht werden. Dieses gehört also, wie man sieht, in die Classe der populär-juristischen Schriften, von denen Rec. von jeher nicht viel gehalten hat, sie mögen in ihrer Art noch so gut seyn. Dem Freunde der Wissenschaft, der sich an die Quellen und an die gelehrten Bearbeitungen derselben hält, sind solche Bücher unnütz, der Bürger und Bauer wird dadurch nicht klüger werden, als durch den Code selbst, und so dienen sie höchstens dazu, die Trägheit so manches juristischen Routiniers, der Alles nur mit leichtem Finger berührt und von der Oberfläche wegschöpft, zu begünstigen. Die Kritik würde daher bey einem solchen Buche, wodurch die Wissenschaft nichts gewinnt, nur verschwendet seyn; wer aber ein Freund von Schriften der Art ist, und wer daneben den Glauben oder den Wahn hegt, dass durch eine solche populäre Darstellung allgemeine Belehrung bewirkt werden könne, der wird auch dem Vf. recht gern das Zeugniss geben, dass sein Buch gar nicht übel gerathen ist, dass er die in seine Materie einschlagenden Lehren recht gut zusammengestellt und überhaupt dasjenige, was er versprochen, aber auch nicht mehr, geleistet hat.

Φ. μ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

MEDICIN.

Mailand, b. Giacomo Pirola: *Manuale di chirurgia* del Cavaliere (*Paolo*) *Assalini*, Chirurgo primario di S. M. il Re d'Italia, Dre. in Med., publ. Prof. di Clinica chirurg., Membro dell' Istituto Reale di scienze, lettere ed arti etc. Parte prima. VIII u. 192 S. Parte seconda. 168 S. 1812. 8. Mit (8) Kupfertafeln.

Dieses Buch enthält, wie sich von einem solchen Schriftsteller erwarten liess, so viel Interessantes, dass Rec. schon bey der blossen Andeutung desselben sehr kurz seyn muss. — Der Vf. wollte zunächst den ihm untergebenen Militärchirurgen ein kurzgefasstes Lehrbuch in die Hände geben, damit sie sich nach dem ersten Unterrichte weiter vervollkommnen, und in schwierigen Fällen Raths erholen könnten. Doch lässt sich aus dem sehr kleinen Umfange des Ganzen, und aus dem sehr ungleichen Verhältnisse, nach welchem einige für den Feldwundarzt besonders wichtige Lehren nur kurz, andere minder bedeutende, und sogar ganz entbehrliche, dagegen ziemlich ausführlich abgehandelt sind, mit Grunde schliessen, dass der Vf. darauf rechnet, der grössere Theil der Feldwundärzte sey mit mehr umfassenden Handbüchern bereits versehen, und dass er in dem seinigen nur das ihm Eigenthümliche, gleichsam als ergänzenden Commentar zu jenen, mittheilen wollte. Es handelt

I. *Von den Hieb- und Schnitt-Wunden.* Diese müssen alle (?) durch die schnelle Vereinigung, d. h. durch gehörige Unterhaltung einer *Inflammatio adhaesiva* mittelst kühlender, schwächender Mittel, und eben solcher Diät, geheilt werden. Entsteht etwa Eiterung: so wird sie durch erweichende Umschläge befördert, und das Eiter mittelst einer *kleinen* Öffnung herausgelassen. Eitern Wunden zu stark: so muss man sie nicht nach der bisherigen nachtheiligen Weise mit Scharpie ausstopfen, sondern bloss fleissig mit reinem Wasser auswaschen, und mit weichem Linnen bedecken. Sehr robuste Verwundete leiden oft an *Inflamm. phlegmonosa*; (schwache) an Unreinigkeiten in den ersten Wegen und anderen Verdauungsfehlern leidende Verwundete bekommen oft *Inflamm. erysipelatosa* zu der Verwundung. (Aber desshalb sollte der Vf. auch nicht so unbedingt Aderlässe u. a. schwächende Mittel gegen die letztere Entzündung empfehlen.) Bey der *Cur unreiner Geschwüre* missbilligt der Vf. sehr die bisher angewandten reizenden Salben, Balsame u. s. w., und lässt dieselben mit einer Solution von *Sal. marini* ℥j. *Aceti* ℥iij. und *Aq. font.* ℥ix fomentiren. Ein Verfahren, welches Rec. im Allgemeinen billigen muss, da er ein analoges bey allen Wunden und Geschwüren ohne einen eigenthümlichen Krankheitsstoff, wie etwa den venerischen, krebsigen, schon seit mehreren Jahren mit gutem Erfolge anwendet, indem er dieselben mit einer Flüssigkeit aus 12 Unzen frischem Wasser, 3 bis 6 Unzen Essig, 2 Unzen Honig, und 1 bis 3 Unzen Brantwein, beständig feucht erhalten lässt. Auch bey dem *kalten Brande* verbietet der Vf. alle reizenden Mittel, und alle Einschnitte, weil beide den abgestorbenen Theilen nicht mehr nützen, den noch lebenden aber nur schaden könnten. Man soll den Brand mit denselben Mitteln, wie die Geschwüre, behandeln. Wenn aber, wie so häufig geschieht, schon die Ausdünstung der Brandgauche bösartige Krankheiten verursachen kann: warum sollten die mit derselben in unmittelbare Berührung kommenden, sogar schon *kranken*, Theile nicht von derselben leiden, und einer stärkenden, reinigenden, schützenden Behandlung bedürfen? Und haben nicht brandige Stellen oft eine so feste Decke, dass der darunter verhaltenen fressenden Gauche nothwendig mit dem Messer ein Ausweg verschafft werden muss? — Hr. *A.* verwirft alle Scharpie zum Verbande, weil sie oft hart und unrein sey, und empfiehlt dafür den Verband mit blossen Linnenlappen; allein diese sind für die meisten Fälle höchst unbequem und ungenügend, und können bey nachlässigen Wundärzten eben so unrein, und noch härter seyn, als die Scharpie. — Sogar *penetrirende Kopf-, Brust- und Bauch-Wunden* will der Vf. durch die schnelle Vereinigung heilen (!!), ohne dass er der grossen Gefahren, welche nothwendig bey einem solchen Verfahren sehr oft entstehen müssen, und der Abwendung derselben mit Einem Worte erwähnt. — II. *Von den Schusswunden mit Quetschung* (*Ferite d'arme da fuoco contuse*). Über sogenannte *Luftstreifschüsse* das Bekannte und jetzt ziemlich Unnöthige. Leichtere *Quetschungen* will der Vf. bloss mit einer Lösung von Seife in (kaltem?) Wasser fomentirt wissen; *starke Quetschungen* sollen wie erfrorene Glieder mit Auflegen von Schnee und Eis, oder mit kalten Fomentationen behandelt werden. — III. *Über tief eindringende Schusswunden.* Alle (?) Arten von Schusswunden behandelte der Vf. am vortheilhaftesten mit schwächenden, kühlenden Mitteln: mit wiederholten Aderlässen, kalten Fomentationen. Dass der Ausgang eines durchdringenden Schusscanals gewöhnlich früher heilt, als der Eingang, schreibt der

Vf. der Abnahme der Wurfkraft in der Kugel zu, ohne zu bedenken, dass die verletzende Kugel unreiner eindringt, als austritt, und dass im Eingange des Schusscanals immer ein, meistens sehr auffallender, Substanzverlust, im Ausgange hingegen eher Anhäufung als Verlust von Substanz Statt findet. Mit Recht eifert der Vf. gegen das noch immer gewöhnliche Einbringen von grossen, dicken Wieken in Schusscanäle, Fistelgänge u. s. w., weil dadurch eine fremde Reizung tief in verletzten Theilen verursacht, und der Ausfluss des Eiters versperrt wird. Doch darf man nicht, wie der Vf., den Gang sich selber überlassen, weil, wenigstens bey Wunden und reinen Geschwüren, die äussere Öffnung sich häufig viel früher schliesst, als der tiefere Gang, und dadurch Senkungen und Infiltrationen des Eiters, neue Geschwüre und Fisteln verursacht. Rec. lässt die Ausgänge kleiner Canäle durch Einlegung einiger kurzer Darmsaitenstücke unterhalten. Diese verstatten zwischen sich den Ausfluss des Eiters, und verhindern die zu grosse Verengerung der Öffnung. Nur müssen sie täglich wenigstens zweymal eingebracht werden, weil sie sich bald erweichen, nachgeben und, selbst unter einem gut anschliessenden Pflaster, aus der Öffnung hervorgleiten. Weite Gänge, wie von Schusswunden, liessen sich zum Theil sicher durch Einlegung *hohler Kugel* offen erhalten. — IV. *Blutungen aus Wunden.* Das beste Stypticum sey kaltes Wasser mit Eis oder Schnee vermengt (*Aequa nevata*). Verletzte grosse Gefässe müssen aber immer ohne Verzug unterbunden werden. Eine allen Mitteln trotzende Epistaxis, wobey die empfindliche Kranke das Einziehen von Tampons durch die Choanen in die Nase nicht vertragen konnte, stillte der Vf. sehr leicht dadurch, dass er eine leere Schaafsgallenblase in das blutende Nasenloch einbrachte, und dann mit kaltem Wasser füllte. Er liess das Wasser erst am 5ten Tage aus der Blase, worauf bald auch diese ohne weiteres Bluten aus der Nase hervortrat. Eine von *Desault* versuchte *Exstirpation des Kropfes* mittelst des Messers und des Abbindens, endigte mit tödlicher Brustentzündung) *Inflammatione di petto*). Die Stillung der *Blutung aus einer Intercostalarterie* gelingt fast nie (?) nach den bisherigen sehr umständlichen Methoden. Der Vf. räth dagegen, die Wunde fest zu verbinden, wie bey der schnellen Vereinigung, und so abzuwarten, bis das in die Brusthöhle ausgetretene Blut durch seine Menge die verletzte Rippenschlagader zusammendrücke. Dieses Extravasat werde nachher entweder resorbirt (wegen seiner Menge wohl nicht leicht!), oder man leere es mittelst der Operation des Empyems aus. Diese Methode, Hämorrhagieen aus Intercostalarterien zu stillen, möchte wohl in den meisten Fällen den Tod herbeyziehen. Die Art, das *Empyem zu öffnen*, welche der Vf. als ihm eigenthümlich beschreibt, weicht von der gewöhnlichen nicht wesentlich ab, und steht ihr, in Hinsicht auf Beobachtung der nöthigen Vorsicht, das Brustfell nicht eher zu durchstossen, als bis man sich von der Gegenwart des auszuleerenden Materials überzeugt hat, entschieden nach. Starke *Blutungen aus den Hämorrhoidalarterien* nach der Operation hoch hinaufgehender Mastdarmfisteln stillte der Vf. sehr glücklich durch eine Blase, welche er leer in den Mastdarm einbringen, und mehrere Stunden hindurch mit Eis ausgefüllt erhalten liess. — Sehr an unrechter Stelle kommt der Vf. hier auf die Behandlung *venerischer u. a. Bubonen;* aber erfreulich ist es, dass auch ihn, ganz isolirt von den deutschen Ärzten, eine 25jährige Erfahrung dieselben Resultate in Betreff der einfacheren und besseren Behandlung solcher Übel gelehrt hat. Allein im Jahre 1811 behandelte er 2115 Kranke dieser Art sehr glücklich durch die resolvirende Methode, bis auf 14, welche zugleich an Phthisis litten. Jedoch mit Unrecht ist er gegen die Einreibungen von Quecksilbersalben auf Bubonen u. a. Drüsengeschwülste, sobald nicht entschieden Syphilis im Spiele sey, da theils dieses nicht immer bestimmt auszumachen ist, theils auch die meisten sonstigen Drüsengeschwülste nach Mercurialfrictionen sich bessern und heilen. Überbleibsel von *verhärteten Drüsen in Geschwüren* räth der Vf. durch das Auflegen von *Trochisc. de minio* zu verkleinern. Allein diese vermehren nur die Verhärtung, und lassen dem sicheren Höllenstein, und mehr noch dem entscheidenden Messer den Vorzug. *Blutende Knochenschlagadern* soll man quetschen, oder mit weichem Wachs bedecken; warum aber nicht *brennen*, nach der lange bewährten Weise? Gegen *Blutungen aus der Eichel und Vorhaut, unter der Zunge* u. a. weichen Theilen hat der Vf. immer mit gutem Erfolge Eis aufgelegt. Blutungen aus der Eichel, ohne Verletzung (und ausgrosseKürze) der Vorhaut, stille man am leichtesten durch das Zubinden der Vorhautmündung. Noch sicherer wohl durch Umwickelung des ganzen Gliedes, allenfalls mit Klebpflasterstreifen, um das Abglitschen der Binde zu verhüten. Gegen *Blutungen aus grossen Extremitäten* wirkt immer sehr kräftig die hundert Jahre nachher unter *Theden's* Namen allgemeiner bekannt gewordene *genga'sche Expulsivbinde.* — V. Zur *Unterbindung grosser Arterien* nach Verletzungen und bey Aneurysmen hat der Vf., da jede Unterbindung einer grossen Schlagader sehr misslich ist, und oft noch 14 Tage nachher den Tod durch Verblutung möglich macht, ein eigenes *Compressorium* verfertigen lassen, welches einer sogenannten Kornzange ähnlich ist, und auf der an einer bequemen Stelle bloss gelegten Arterie festgeschraubt wird. Man kann damit, ohne Unterbindung und ohne Tourniquet, die Arterie sowohl während einer Operation, als nachher, bis zur gänzlichen, binnen 24 bis 60 Stunden erfolgenden, Obliteration derselben, comprimiren. VI. *Verstauchungen, Verrenkungen* und *Knochenbrüche.* Alle Quetschungen, Zerreissungen u. s. w., womit diese Verletzungen complicirt seyn können, müssen mit kalten Fomentationen, am besten von reinem Quellwasser, behandelt werden. — Die Luxationen handelt der Vf., so gut wie gar nicht, in wenigen Zeilen ab. Bey den Fracturen hält er das gewöhnliche Einpressen des verletzten Gliedes in eine Menge eng an-

schliessender Compressen und Binden mit Recht für sehr nachtheilig, und für die Ursache des häufigen Misslingens der Cur, so wie für die Veranlassung der Abmagerung und des sonstigen Erkrankens während der Heilung. Er lässt deshalb angefeuchte Pappenstücke als Schienen brauchen, und empfiehlt als noch brauchbarer, besonders beym Transport der Kranken, seinen sogenannten *Apparatus contentivus*, welcher aus vielen dünnen, mittelst starker Fäden gitterartig vereinigter Rohrstäbchen besteht, das gebrochene Glied hinreichend fest umschliesst, in seiner Lage sichert, und durchaus nicht beschwert, die Fomentationen sehr gut durchlässt, und überall sehr leicht herbeyzuschaffen ist. — Eine andere Verbandart bey Bein- und Schenkel-Brüchen mittelst eines besonders zugerichteten Bretes, welche der Vf. oft mit Vortheil gebraucht hat, lässt sich ohne die Abbildung nicht hinreichend deutlich machen. Doch werden wir nächstens Gelegenheit haben, denen, die Hn. *A's.* Schrift nicht besitzen, eine solche Abbildung nachzuweisen. — Sind die entzündlichen oder sonstigen Zufälle sehr heftig: so räth der Vf. vor allen Dingen, diese durch kalte Fomentationen u. s. w. zu beseitigen, und so lange das Glied ohne allen Verband zu lassen(?). VII. Das *Taschenbesteck (Astuccio tascabile)*, mit allen unentbehrlichen Amputationsinstrumenten, soll nicht ganz 20 Unzen schwer, nur 13 Zoll lang, und 2½ breit seyn. Wie es möglich sey, dieses zu leisten, wird leicht begreiflich, wenn man sieht, dass z. B. zwey Scapelle so zusammengehakt werden, dass sie eine Scheere bilden u. s. w. Das Ganze macht einen höchst unvollkommenen Apparat aus, so dass man die Wundärzte und die Kranken bedauern muss, welche mit demselben operiren und operirt werden sollen. Ausserdem giebt der Vf. noch Beschreibungen und Abbildungen von mehreren anderen neuen Instrumenten und Verband-Arten für sehr verschiedene Zwecke, von denen eine *Troisquartsonde*, um in Fisteln eine Gegenöffnung von innen zu machen, und ein bequemer und sicherer *Verband des Kniescheibenbruches*, eine rühmliche Auszeichnung verdienen.

Der *zweyte Theil* handelt im *Discorso I* von den *Pflichten der Gesundheitsbeamten bey den Regimentern* (in Garnison, auf Märschen, vor, während und nach einer Schlacht), bey den Ambulanzen (während und nach einer Schlacht), beym Transport von Verwundeten, bey Belagerungscorps und in belagerten Festungen. Die Vorschriften sind zwar die gewöhnlichen, in Deutschland längst vollständiger bekannten; doch giebt der Vf. seinem Vortrage ein besonderes Interesse durch manche eigene Beobachtung, durch welche er den Nutzen der aufgestellten Regeln, und den Nachtheil ihrer Hintansetzung zeigt. — II. *Regeln für Gesundheits- und Hospital-Beamte, um sich vor herrschenden, ansteckenden Krankheiten zu sichern.* Ebenfalls das längst Bekannte, etwas unvollständig und ungenügend. — In einem Anhange zeigt Hr. *A.* die Mittel an, durch welche er sich bey dem Feldzuge der Franzosen in Syrien vor der Pest schützte. Diese bestanden in Vermeidung der feuchtkalten Nacht- und Morgen-Luft (war das so leicht möglich?), in dem Genusse von starkem Kaffee mit Citronensaft, in möglichster Beschleunigung des Besuches der Pestkranken (ohne jedoch den Kranken die nöthige Hülfe zu entziehen; — es verdient mit Hochachtung erwähnt zu werden, dass der Vf. die etwa nöthigen Aderlässe, das Aufschneiden der Pestbeulen u. drgl. Operationen meistens selbst verrichtete —, in Beobachtung einer guten, mäsig reizenden und stärkenden Diät, in täglichen Bewegungen in freyer Luft, so viel es die Gefahr vor den das französische Corps, besonders bey der Belagerung von Akre, beständig umschwärmenden arabischen Beduinen, verstattete, in öfterem Wechseln der Kleider, und fleissigem Waschen mit Essig, und in steter Unterhaltung einer zureichenden Diaphoresis. — III. *Über die Öleinreibungen gegen Pestansteckung.* Der Vf. wiederholt bloss nach *Ludwig Franck* die bekannten Ansichten der meistens sehr heilsamen Wirkung dieser Einreibungen und die besten Methoden, dieselben zu verrichten. Als *Ursachen* der Entwickelung des orientalischen Pestmiasma sieht er die grosse Menge morastiger Ausdünstungen an, welche in stetem Wechsel der brennenden Tageshitze und der kalten Nachtluft ausgesetzt ist. Die vorzüglichsten *Verwahrungsmittel* der Truppen gegen die Krankheit seyen: beständige Bewegung im Freyen (wesshalb die arabischen Beduinen fast nie angesteckt würden), und Öleinreibungen. — IV. *Über den Bauchfluss (Flusso intestinale) und die Ruhr.* Der Vf. empfiehlt (für die meisten Fälle mit Recht) die bessere, ältere Curmethode mit Anfangs gelinde eröffnenden und kühlenden, und zuletzt mit gelinde anhaltenden und stärkenden Mitteln. Jedoch sollte er den Gebrauch der *Ipekakuanha* und der sauren Mittel nicht so unbedingt empfehlen. Ersteres scharfe Mittel, so oft es auch noch — schlendrianmäsig — gebraucht wird, passt nur bey chronischen *schleimichten Durchfällen*, besonders bey *hartnäckigen Nachruhren*, und die Säuren müssen selbst bey heftigen *Gallenruhren*, wo sie allerdings angezeigt sind, mit Vorsicht gegeben werden. — In einem Anhange wiederholt der Vf. das bereits von Vielen (von *Prosper Alpin* bis *L. Franck*, vgl. J. A. L. Z. 1812. No. 221) Gesagte über den Gebrauch verschiedener Theile des Baobabbaums im Morgenlande gegen hartnäckige und bösartige Durchfälle. Die Schaale der Baobabfrucht geben die Ärzte zu Kairo täglich viermal zu 3ß. Aus den Blättern bereiten die Äthiopier ein stärkendes, erfrischendes, Durchfall stillendes Pulver, welches sie *Lalo* nennen. Der Vf. giebt diese Nachrichten vorzüglich zum Gebrauch für Feld- und Schiff-Ärzte, welche etwa wieder im Gefolge von Kriegsheeren nach Ägypten, oder nach Äthiopien und zum Senegal kommen möchten. Die von ihm gewünschte Einführung des Mittels in West-Europa möchte wohl bey unserem schon ziemlich grossen Vorrathe von adstringirenden Mitteln unnöthig seyn, und auch an sich ihren Zweck verfehlen, da er ja selbst klagt, dass die Baobabfrüchte auf ihrem Wege nach Ägypten bedeutend an Güte verlieren. — V. *Von der Ophthalmoblennorrhöe* oder sogenannten (*ägyptischen*) *Ophthalmie.* Auch der

Vf. hält, wie alle anderen Ärzte, die das Übel an Ort und Stelle kennen lernten, die dem neuen Ankömmlinge ungewohnte starke Einwirkung des Lichts, den häufigen plötzlichen Wechsel zwischen heisser trockner und feuchter, und kalter feuchter Sumpfluft, — (nicht auch den oft in ungeheurer Menge vom Winde umhergetriebenen Natron, u. a. scharfe Theile führenden Sand?) — für die vorzüglichsten Ursachen dieses Übels. Die Cur desselben sey gar nicht schwierig, wenn man nur alle Feuchtigkeit (also doch auch wohl die vom Vf. angerathenen Augenwasser?) und vorzüglich die von Anderen häufig gebrauchten (aber gewiss auch sehr nachtheiligen), erweichenden Umschläge meiden, und innerlich gelinde Purganzen, äusserlich Kupfer- und Bley-Mittel (nicht auch vegetabilische *Adstringentia* und *Narcotica?*) anwende. — VI. *Rettung im Wasser Verunglückter.* Nur so lange der Kehldeckel noch auf der Stimmritze anliege, sey noch eine Spur von Leben (*Vita minima*) und Rettung zu erwarten; nie, wo die Stimmritze schon offen gefunden werde, und beym Umlegen und Rütteln des Körpers Wasser aus der Luftröhre hervortrete. Auf Märschen, bey sehr warmem Wetter, von *Blasen auf der Haut Befallene* sollen adstringirende Bäder brauchen. (Dieselben wandte Rec. bey mehreren Subjecten, welche das Übel, eigentlich den sogenannten *fieberlosen Pemphigus*, ebenfalls durch zu starke Einwirkung der Sonnenstrahlen in sehr hohem Grade bekommen hatten, und zum Theil jährlich von Neuem damit befallen wurden, mit sehr gutem Erfolge an. Doch gab er diese Bäder, abwechselnd mit starken Eisenbädern, weit concentrirter, als grundloser Weise gewöhnlich geschieht, und setzte sie nach dem ersten Verschwinden des sonst sehr leicht wiederkehrenden Übels noch längere Zeit fort. Innerlich bekamen die Kranken dabey Mercur. dulc., Antimonialia, Jalappe, Diuretica; und zur Nachcur China und bittere Mittel.) — *Über Erfrierungen und Verbrennungen.* Unbedeutend. — VII. *Über Lazarethwägen.* Hier hat der Vf. noch viel von den preussischen und österreichischen Einrichtungen zu lernen, obgleich er bereits die Geschicklichkeit des wiener Mechanicus *Meyzel* (?) rühmt, welcher ihm einen grossen, 16 Kranke führenden Bettwagen baute, den Hr. *A.*, zu Ehren des Vicekönigs von Italien, *Eugenio* nennt. Wo das Terrain den Gebrauch eines solchen Wagens nicht erlaubt, lässt der Vf. die Verwundeten einzeln auf einem Brete mit Handgriffen, oder auf einer Art von Karren, fortschleppen. Beide, letzterer mit einem liegenden und einem ziehenden Musquetier, sind auf Tab. I abgebildet. (Warum nicht lieber die Haupttheile des Eugenio?) — Die beiden letzten Kupfertafeln zeigen (nach *Sömmerring*) die Verschiedenheiten zwischen den Augen eines gesunden Europäers, eines Äthiopiers, und eines Kakerlaken, und dann ein an der Ophthalmoblennorrhöe leidendes Auge nach den drey Hauptgraden der Krankheit. — s.

Berlin, b. Salfeld: *Beyträge zur pathologischen Anatomie*, von Dr. *Wilhelm Gottlieb Kelch*, ordentl. Prof. d. Medicin an d. königl. preuss. Universität zu Königsberg. 1813. 123 S. 8. (16 Gr.)

Der kürzlich in seinen besten Jahren verstorbene Vf. liefert uns hier, kurz vor seinem Tode, eine Auswahl der anatomisch-pathologischen Beobachtungen, die er gemacht hat. Je seltener leider noch im Ganzen solche Sammlungen sind, die doch für den Anatomen, Physiologen und praktischen Heilkünstler so vielen Werth haben: desto mehr Dank verdient der Vf. für diese zweckmässig ausgewählten, und genau beschriebenen Fälle, wozu sich die Belege in dessen Präparatensammlung befinden. Vorzüglich hat Rec. auch die einfache Darstellung der beobachteten Naturerscheinungen, und das unterlassene Aufzählen ähnlicher, längst bekannter Fälle, so wie das vermiedene Prunken mit Citaten, die so leicht zusammenzutragen sind, in diesem kleinen Werke gefallen.

Die mitgetheilten 71 Fälle sind in sieben Abschnitte gebracht, wovon die ersten sechs die Knochen, Muskeln, Eingeweide, Sinnorgane, Blutgefässe (die wohl schicklicher gleich hinter den Muskeln hätten folgen sollen) und das Gehirn abhandeln; der siebente Abschnitt enthält drey an Thieren gemachte anatomisch-pathologische Beobachtungen. Jeder dieser Abschnitte, die Blutgefässe ausgenommen, zerfällt in zwey Unterabtheilungen, nämlich in ursprüngliche Bildungsfehler und in Krankheiten, wobey Rec. bemerkt, dass ihm einige der beobachteten Fälle in eine falsche Rubrik gebracht zu seyn scheinen. So sind doch wohl die bey einem Erwachsenen beobachteten, perpendiculärstehenden Nasenbeine, und zugleich der nach Aussen umgebogene Zahnhöhlenrand des Oberkiefers (No. V), dann eine kleine dreyeckige Harnblase mit Divertikeln bey einer weiblichen Leiche (No. XLIV), ferner eine unvollkommene Verwachsung der thebesischen Klappe mit dem Rande der grossen Herzvene (LX) u. s. w. nicht ursprüngliche Bildungsfehler?

Unter den einzelnen Beobachtungen scheinen Rec. besonders folgende auszeichnungswerth. No. VI. Bey einem Erwachsenen war fast völliger Mangel des Papierbeinchens, so dass die Zellen des Labyrinths mit der Augenhöhle communicirten. [Sollte in diesem Falle nicht vielleicht bey der Reinigung des Schädels ein Stück des zuweilen mehrfach getheilten Papierbeinchens verloren gegangen seyn? Da auf der anderen Seite sich wirklich eine Theilung desselben zeigte: so wird diess um so wahrscheinlicher.] No. VII. Eine Zelle der getheilten Keilbeinshöhle öffnete sich in die Schedelhöhle, und nahm den ganz nach ihr geformten Hirnanhang auf. No. LIII. Statt der grossen Zungenwärzchen, die bis auf eine fehlten, zeigte die Zunge eine der römischen V ähnliche Erhabenheit, die eine blosse Hautfalte war. No. LVI. Ein ungewöhnlicher Blutleiter auf jeder Seite der Schädelhöhle. No. LXIII. Eine Theilung des kleinen Gehirns durch einen horizontalen, bis zum mittleren Theil desselben eindringenden Einschnitt; das kleine Gehirn hatte daher das Ansehen, als wenn es doppelt wäre. No. LXVIII. Unter fünf Fällen fand der Vf. bey idiopathischen Epileptischen nur in Einem den Hirnanhang verändert. Rec. bemerkt hiebey, ohne die Beobachtungen der Gebrüder *Wenzel* in Zweifel zu ziehen, dass er in 7—8 Fällen auch nur einmal den Hirnanhang krank fand.

— tt —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Breslau, b. Barth: *Lehrbuch der politischen Ökonomie.* Von *Friedrich Benedict Weber*, Prof. in Breslau. *Erster Band.* 1813. VIII u. 399 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Den Entschluss des Vfs. zur Ausarbeitung dieses Lehrbuchs bestimmte, nach seiner eigenen Erklärung, der Mangel eines passenden Lehrbuchs zu seinen Vorlesungen über die hier behandelte Wissenschaft; und da diesen Mangel nicht bloss er fühlen dürfte, sondern gewiss der grössere Theil unserer akademischen Lehrer der Cameralistik: so lässt sich die Ausführung seines Entschlusses keinesweges tadeln; aber wohl tadeln müssen wir die Art und Weise, wie er seinen Entschluss ausgeführt hat.

Ein Lehrbuch für irgend eine Wissenschaft bietet der Kritik immer wenigstens einen doppelten Gesichtspunct dar, zuerst die Anlage des Systems, die Ordnung und Verkettung der einzelnen Lehrsätze, und dann die Richtigkeit und Zulänglichkeit derselben. Nächst dem aber muss noch weiter, was wir die äussere Bedingung der Brauchbarkeit und Güte eines solchen Lehrbuchs nennen möchten, darauf gesehen werden, ob die Manier zweckmässig sey, in welcher das Ganze vorgetragen ist; und ob hier die Kürze, Bestimmtheit, Klarheit und Deutlichkeit herrsche, welche man mit Recht von einem Werke solcher Bestimmung fodern kann. Was diesen letzten Punct betrifft: so gesteht der Vf. selbst ein, dass er mit dem Stile seines Werks nicht wohl zufrieden sey, weil er nur zu deutlich einsehe, dass ihm „die energische Kürze, die dem Stile eines Lehrbuchs geziemt, noch zu sehr fehle"; — und diess Geständniss wird denn wohl jeder sachkundige Leser zu unterschreiben kein Bedenken finden. — Aber nicht bloss in Rücksicht dieser Bedingungen, auch in Bezug auf die beiden zuerst angedeuteten Erfodernisse genügt dieses Lehrbuch nicht. Weder die Anlage des Systems können wir haltbar finden, noch richtig und genügend die einzelnen Lehrsätze. Was den ersten Punct angeht: so wollen wir zwar nicht darüber mit dem Vf. rechten, ob der Name *politische Ökonomie*, welchen er seinem Systeme der Cameralistik zu geben für gut befunden hat, der richtige sey; auch der Graf *v. Soden* hat ja neuerdings die Staatslehre *Staatshaushaltungskunst* genannt, und man liebt in unseren Tagen ja überhaupt gern neue Namen für alte Dinge. Doch müssen wir erinnern, dass wir den Ausdruck *politische Ökonomie* um desswillen nicht ganz passend finden können, weil diese, von unseren Nachbarn jenseits des Rheins entlehnte Benennung dadurch, dass sie hier nicht in dem Sinne unserer Nachbarn gebraucht wird (was uns, wenn sie einmal gebraucht werden sollte, allerdings nöthig scheint), leicht zu allerley Missverständnissen Anlass geben kann. Was der Vf. unter dem Namen *politische Ökonomie* giebt, ist nämlich nicht bloss die National- und die Staats-Wirthschaftslehre im eigentlichen Sinn, was man in Frankreich unter *économie politique* zu verstehen pflegt, sondern es sind diejenigen Zweige der Staatswissenschaften, welche man ehemals unter den sogenannten eigentlichen Cameralwissenschaften verstand; nämlich 1) die Metaphysik der allgemeinen Betriebsamkeitslehre (oder die sogenannte Nationalökonomie), 2) die Polizeywissenschaft, und 3) die Finanzwissenschaft. Um diesen Systematismus zu rechtfertigen, nennt der Vf. (S. 7) die *politische Ökonomie* „die Wissenschaft von dem öffentlichen oder gesammten National- und Staats-Vermögen, dessen Entstehung, Bestandtheilen, dessen Bearbeitung, Verwaltung und Benutzung von Seiten der Nation, des Volks sowohl, als von Seiten der Regierung, des Staats", und theilt dieselbe in *National*- oder *Volks-Ökonomie* („die Lehre von der Natur, den Bestandtheilen, der Entstehung und Erwerbung, der Bearbeitung, Benutzung und Consumtion des Nationalvermögens zur Begründung des Nationalreichthums *abseiten des Volks*, der eigentlichen Nation im Allgemeinen, ohne Bezug auf den Staat, dessen Bedürfnisse und Anstalten"), und in *Regierungs*- oder *Staats-Ökonomie* („die Lehre von der Erhaltung, Besorgung, Benutzung und Verwaltung des gesammten National- und insbesondere des *Staats-Vermögens abseiten des Staats* oder der *Regierung*"), welche letztere wieder in zwey Fächer zerfalle, die *Polizey* und die *Finanzwirthschaft*, weil nach der Ansicht des Vfs. die Regierung das öffentliche, oder National- und Staats-Vermögen in einer doppelten Hinsicht besorgen, bewirthschaften und verwalten soll, einmal, indem sie für dessen Erhaltung, Sicherung, und dessen Cultur und Bearbeitung in sofern Sorge trägt, als es dem Einzelnen selbst nicht möglich ist, für seinen Antheil vom Vermögen in allen diesen Hinsichten zu sorgen, und dann, indem sie einen Theil desselben, der ihr, um davon, oder von dessen Nutzungen, die öffentlichen oder Staats-Ausgaben und Bedürfnisse zu befriedigen, allein angewiesen seyn soll, zu bestimmen, zu begründen, zu erheben und zu benutzen sucht. Gegen diese Darstellung des Umfangs der po-

tischen Ökonomie, im Sinne des Vfs., so wie gegen ihre Eintheilung in *National-* und *Staats-Ökonomie*, wollen wir zwar nichts erinnern; indess will es uns nicht recht einleuchten, wie die *Polizey* zu der Ehre gelangt, aus dem Grunde, weil sie zur Erhaltung des National- und Staats-Vermögens zu wirken hat, *ausschliesslich* als ein besonderer Zweig der politischen Ökonomie aufgeführt zu werden. Wenn die Erhaltung u. s. w. des National- und Staats-Vermögens das Kriterium seyn soll, von dem die Subsumtion irgend eines Zweiges der Staatswissenschaften unter die Kategorie der politischen Ökonomie abhängt: so gebührt die Ehre dieser Subsumtion gewiss nicht der Polizey allein, sondern beynahe alle Zweige der Staatswissenschaften werden auf dieselbe gleich gerechten Anspruch haben. Wirklich wirken sie alle auf diesen Punct hin, wenn auch nicht unmittelbar, doch gewiss mittelbar. Um consequent zu seyn, hätte der Vf. wenigstens der Justiz denselben Rang wie der Polizey zugestehen müssen: denn was fördert wohl die Erhaltung u. s. w. des National- und Staats-Vermögens mehr, als Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit in Civiljustizfällen sowohl, als in Strafjustizfällen?

Also schon darin, dass der Vf. die Polizey als einen ausschliesslichen Theil der politischen Ökonomie aufgestellt hat, liegt gewiss ein gegründeter Tadel für sein System. Doch noch mehr Stoff zum Tadel bietet das System selbst dar. Sowohl in der Aufführung des ganzen Gebäudes, als in seiner inneren Einrichtung, bemerkt man Unnatürlichkeiten und eine auffallende Willkührlichkeit, statt der Achtung der Gesetze der Natur, des Lichts und der Deutlichkeit, worauf bey Werken solcher Bestimmung doch so viel ankommt, wenn das Gebäude gefallen, befriedigen und eine leichte Übersicht des Ganzen und seiner Theile und ihres Zusammenhangs geben soll. Nach der *Einleitung*, wo die freylich nicht sehr historisch bearbeitete Geschichte der politischen Ökonomie und die ziemlich vollständige Literatur noch das Beste sind, giebt der Vf. im 1 Buche die *Nationalökonomie*, und dann im 2 Buche die *Staatsökonomie*, oder eigentlich nur eine Einleitung zu dieser, durch eine *Darstellung und Prüfung der verschiedenen staatswirthschaftlichen Systeme.* Denn die eigentliche Staatsökonomie, *Polizey-* und *Finanz-Wissenschaft*, sollen erst im zweyten Bande behandelt werden. Wie jene *Darstellung* hieher komme, begreifen wir nicht recht. Unserer Ansicht nach hätte sie in der Geschichte der politischen Ökonomie gegeben werden sollen, der sie eigentlich angehört; dass sie hier nachtragsweise geliefert wird, ist ein auffallender Verstoss gegen die gute Ordnung. Im 1 Buche, der *Nationalökonomie* selbst, spricht der Vf. zuerst von den Grundbegriffen zur genaueren Begründung und näheren Erläuterung der Begriffe: *Nationalvermögen, Einkommen* und *Reichthum;* dann folgen Untersuchungen über die Entstehung, Hervorbringung und Vermehrung des National-Einkommens und Reichthums, oder Betrachtungen über die Quellen und Ursachen des N. E. und R., die Anwendung und den Gebrauch dieser Quellen selbst durch Erwerben, Arbeiten und Sparen. Von hier kommt der Vf. auf die Vertheilung des N. E. u. R., und deren Quellen und Ursachen in der Nation selbst (wo die Materien von Werth und Preis, Theuerung und Wohlfeilheit, von der Circulation und den Circulationsmitteln, Metall- und Papier-Geld, und Credit behandelt werden), und den Beschluss endlich macht die Lehre von der Consumtion des N. E. Dieser Gang der Erörterungen des Vfs. mag beym ersten Anblicke sehr natürlich scheinen, und mancher unserer Leser sich vielleicht bewogen glauben, unser obiges Urtheil über das System des Vfs. für zu Recht nicht beständig zu achten. Allein er wird es gewiss unterschreiben, wenn er das Werk selbst in die Hand nimmt, und sich bey jedem Schritte, den er den Vf. thun sieht, die Frage vorlegt: Ist das, was der Vf. an jeder Stelle sagt, durch das Vorhergegangene gehörig eingeleitet, vorbereitet und begründet? steht Jedes überhaupt an seinem Orte? Und sind nicht öfters Anticipationen nöthig, um den Untersuchungen des Vfs. gehörig folgen zu können? Soll bey irgend einem System der sogenannten Nationalökonomie der Leser nicht in die Verlegenheit kommen, sich diese Fragen irgendwo nicht ganz befriedigend beantworten zu können: so ist es durchaus nöthig, den natürlichen Entwickelungsgang der Dinge bey weitem sorgfältiger zu beachten, als diess der Vf. gethan hat, und die meisten seiner Vorgänger. Es scheint uns ein grosser Fehler zu seyn, dass man bey der Bearbeitung der Wissenschaft, welche wir *Nationalökonomie* nennen, immer und überall nur *Nationen* sich denkt, und dass wir, hiedurch verleitet, das Verhältniss des Menschen zu Gütern und Gütererwerb nie isolirt zu erfassen suchen. Unser Blick in den Gang der Dinge erhält durch jenen gleich Anfangs aufgenommenen Gesichtspunct eine Einseitigkeit und eine Verdunkelung, bey welchen klare und deutliche Ansichten durchaus unmöglich sind, und, was das Schlimmste bey der Sache ist, man wird durch diese Einseitigkeit und Verdunkelung so leicht dahin geleitet, bey den Untersuchungen die Menschheit und die Bedingungen ihres Wohlstandes dem Volksthume und der Bürgerlichkeit zu opfern. Beym natürlichen Gange der Dinge fragt sich zuerst: wie entstehen Dinge an sich, und wodurch werden sie zu Gütern? was erzeugt ihren Werth? und was bestimmt ihn? was führt sie in den Verkehr? giebt ihnen Tauschwerth? und was regulirt die Rolle, welche sie hier spielen? wovon hängt ihre Preisfähigkeit ab? und wodurch bestimmt sich ihr wirklicher Preis? was fördert, wenn sie einmal preisfähig sind, und ihr Preis sich bestimmt hat, ihren Umlauf? was ihre Erhaltung und fortwährende Erzeugung, und ihre Consumtion? wie bilden sich durch alle diese Momente Vermögen und Reichthum? und wodurch wird deren Erhaltung und Anwachsen begründet und gefördert? Erst dann, wenn alle diese Puncte gehörig erörtert sind, und wenn man durch diese Erörterungen die Genesis dieser letzten Puncte alles Strebens der menschlichen Betriebsamkeit erforscht, und nachgewiesen hat, — erst dann mag man auf das Volks- und bürgerliche Wesen übergehen,

und die Modificationen zeigen, unter welchen hier die menschliche Betriebsamkeit sich äussert und äussern kann, um, was sie an sich betrachtet, nur zunächst giebt, nicht bloss Vermögen und Reichthum überhaupt zu geben, sondern *Nationalvermögen* und *Nationalreichthum*, und die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse der Regierungen bey ihrer Wirksamkeit für ihre Zwecke. — Und hätte der Vf. bey seinen Untersuchungen diesen Entwickelungsgang genommen: sein System würde zuverlässig bedeutend an Haltbarkeit, Klarheit und Deutlichkeit gewonnen haben, statt dass sein Untereinanderwerfen des menschlichen und National-Wohlstandes, und ihrer sich oft sehr widersprechenden Bedingungen, seine Darstellung verworren und widernatürlich gemacht hat.

Indess bey alle dem wollten wir seine Arbeit doch nicht für unverdienstlich erklären, litte sie an weiter nichts, als an den eben gerügten Gebrechen des Systems, und liessen sich nur die nach seiner einmal gewählten systematischen Ordnung vorgetragenen einzelnen Lehrsätze überall als gehörig begründet und haltbar anerkennen. Aber leider fehlt es auch an diesem Erfodernisse gar zu sehr. So bekannt der Vf. mit der Literatur dieser staatswissenschaftlichen Lehre zu seyn scheint: so sieht man doch zu deutlich, dass er sich keinesweges die Mühe genommen hat, die bey jedem Artikel angeführten zahlreichen Schriftsteller mit Fleiss und Prüfung zu benutzen, und dass er überhaupt in das Wesen der behandelten Gegenstände bey weitem nicht tief genug eingedrungen ist, um ein Lehrbuch liefern zu können, das man wegen der Richtigkeit, Gründlichkeit und Haltbarkeit der Lehrsätze mit Recht empfehlen könnte, und das etwas mehr wäre, als eine nicht sonderlich verdienstliche Zusammenstellung bekannter Dinge mit allen ihren Mängeln und Gebrechen. Wo der Vf. gut vorgearbeitet fand, mag man auch mit seiner Arbeit zufrieden seyn. Wo ihn seine Vorgänger verlassen, oder Irrthum statt Wahrheit geben, sucht man auch bey ihm Belehrung und Licht vergeblich. — Beweise zur Rechtfertigung dieses harten, aber leider, wenn wir unsere Pflicht erfüllen wollen, nicht anders zu fällenden Urtheils enthält das Lehrbuch an allen Orten. Nur die auffallendsten wollen wir ausheben, um den Leser zu überzeugen, dass wir dem sonst allerdings achtungswerthen Vf. nicht zuviel gethan haben. — Darin, dass er (S. 80) *Natur*, *menschliche Arbeit* und *Capital* als die Elemente aller Güterproduction und alles Einkommens aufführt, darin hat er zwar die Autoritäten bekannter nationalwirthschaftlicher Schriftsteller für sich; allein schon die von ihm selbst (a. a. O.) gemachte Bemerkung, dass nur *Natur* und *Arbeit* ursprüngliche Quellen vom Einkommen seyen, *Capital* aber nur eine abgeleitete, hätte ihn darauf hinführen können, dass jenen Autoritäten nicht ohne Vorsicht zu trauen sey. Diese Bemerkung scheint dem Vf. ganz entgangen zu seyn; was dann die nachtheilige Folge hat, dass Alles, was er (S. 91 folg.) über diese angebliche Einkommensquelle sagt, äusserst schief und verworren erscheint. Mit Recht nennt er hier *Capital* „einen Vorrath werthvoller Dinge oder Arbeitsproducte, die bestimmt sind zur Hervorbringung neuer Arbeitsproducte, indem sie dazu theils als Hülfsmittel, theils als Materialien der Arbeit selbst, theils als Unterhaltungsmittel der Arbeiter während der Arbeit nöthig sind, und gebraucht werden." Allein wie mit dieser Ansicht der Dinge die Darstellung des Capitals als einer Güterquelle zu vereinbaren sey, diess ist uns wenigstens unbegreiflich. Wären Capitale eine solche Quelle: so müssten sie schon an sich, ihrem Wesen nach, Güter schaffen, wie diess *Natur* und *Arbeit* thun. Aber wo und wann hat wohl je ein Gütervorrath ohne menschliches Zuthun einen anderen Gütervorrath geschaffen? Und wenn eine solche Güterschöpfung, was selbst der Vf. (S. 154) zugestehen muss, sich nirgends nachweisen lässt, und nach der Natur der Dinge durchaus unmöglich ist: so ist es gewiss eine grosse Verkehrtheit, wenn man das eine Güterquelle nennt, was nichts weiter ist, als nur ein Mittel, um eine jener eigentlichen Güterquellen fliessend zu machen, oder kürzer: ein Werkzeug zur Erhaltung und Förderung der menschlichen Betriebsamkeit; und noch verkehrter ist es, wenn der Vf. (S. 96) meint, je mehr das Capital selbst anwachse, desto mehr werde es stets zur Bereicherung der Nation selbst beytragen. Hätte er hier *Lauderdale's* Untersuchungen, die er so oft anführt, mit der nöthigen Sorgfalt geprüft: gewiss, er würde so etwas nie behauptet haben; und noch weniger würde er auf die Idee gerathen seyn, die Nation in Beziehung auf Einkommens- und Vermögens-Erzeugung in zwey Hauptclassen, 1) die arbeitende und erwerbende, und 2) die sparende, abzutheilen, das Sparen unter die Mittel zur unmittelbaren Begründung und Erhaltung des N. R. aufzunehmen, und dem Capitalisten den hohen Rang anzuweisen, den er durch diese Eintheilung (S. 153 f.) angewiesen erhält. Die ganze Classification zweckt, nach der eigenen Erklärung des Vfs. (S. 90), vorzüglich darauf ab, dem bekannten Streite über die Frage: Welche Arbeiten sind productiv? und welche steril? ein Ende zu machen. Aber eines Theils verdient dieser ganze Streit gar nicht die Mühe, welche man auf seine Beendigung verwendet hat; er mag beendiget werden, wie er will: immer giebt er kein festes und unwandelbares Resultat. Anderen Theils können wir uns gar nicht überzeugen, dass er sich auf dem vom Vf. betretenen Wege je beendigen lasse. Er theilt die *arbeitende und erwerbende* Classe in zwey Unterclassen, 1) in die *gewerbstreibende, wirklich producirende, industriöse* Classe, d. h. die, welche durch ihre Arbeit in und an dem materiellen Theile des Nationalvermögens (durch die Gewerbe) das N. E. im Ganzen wirklich schafft, hervorbringt und erzeugt (wohin der Vf., wiewohl zur Ungebühr, auch das kaufmännische Gewerbe (S. 109) rechnet); und 2) in die *bloss erwerbende* Classe, d. h. die, welche durch ihre eigentlich nur an den moralischen Theil des Nationalvermögens (die körperlichen und geistigen Kräfte der Nation) verwendete Arbeit und Beschäftigung, und die mittelst derselben geleisteten, für das Ganze, und sonst an sich sehr wichtigen und nothwendigen Dienste, in national-ökonomistischer Hinsicht bloss er-

wirbt, d. h. bloss ihr eigenes Einkommen, ihren Unterhalt sich schafft, einen *Erwerb* hat, kein Gewerbe, und folglich als solche zum N. E. u. R. im Ganzen mittelbar selbst nichts beyträgt, sondern dieselben in sofern nur schaffen, erzeugen hilft, in sofern also nur unmittelbar zu ihnen beyträgt, und für sie mitwirkt, als sie durch ihre Arbeiten und Dienste die ungestörte Production der ersten Unterclasse für Einkommen und Reichthum fördert und bewirkt, da diese selbst sich sonst jener Arbeiten unterziehen müsste. Indess, was ist mit dieser Eintheilung denn gewonnen? Gewiss weiter nichts, als ein Anhaltspunct nur für die Frage: Welcher Classe von Arbeitern hat die Masse der *materiellen* Güter einer Nation *zunächst* ihr *Daseyn* zu verdanken? Keinesweges aber für die weitere Frage: Wie bilden sich durch menschliche Betriebsamkeit Vermögen und Reichthum? worauf es doch bey diesen Untersuchungen vorzüglich ankommt. Es ist überhaupt traurig, dass man bey unseren Untersuchungen über die Bedingungen des N. R. — um mit dem Apostel Paulus zu reden — so sehr am Fleische hängt, und darüber den Geist unbeachtet läfst, der doch allein das Fleisch beleben kann, und ihm Werth giebt. Und ist der Wohlstand und das Wohlbefinden eines Volks keinesweges allein bedingt durch Vorräthe *materieller* Güter, und durch Genüsse dieser Güter; sind diese Güter nur Bedingungen der menschlichen Existenz, keinesweges aber des menschlichen Auslebens: so ist es wahrhaft thöricht, durch solche Untersuchungen das menschliche Streben und die Wirksamkeit der menschlichen Productivkraft bloss an das Irdische zu fesseln, mit verächtlichen Seitenblicken auf das Geistige, ohne das jenes Irdische grösstentheils nichts ist. *Heeren* hat wirklich nicht Unrecht, wenn er unseren staatswirthschaftlichen Schriftstellern den Vorwurf macht, dadurch, dass sie Sokrates und Christus in die sterile Classe setzen, träten sie alles Höhere und Göttliche mit Füssen. Diese, wahrhaft sterile, Ansicht schadet dem allgemeinen Wohlstand unendlich. Die Sache aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, scheint uns, jede Arbeit sey productiv, welche dem Menschen Genüsse bereitet, und jede steril, welche dergleichen nicht giebt; übrigens sey es sehr gleichgültig, ob die Genüsse, welche eine Arbeit bereitet, durch materielle Erzeugnisse bereitet werden, oder durch immaterielle Güter. Aber auch selbst auf materielle Güterproduction gesehen, ist es nicht das Produciren materieller Güter an sich, was eine Nation wohlhabend und reich machen kann; nicht der Betrieb eigentlicher Gewerbe (im Sinne des Vfs.): sondern diese Puncte sind nur erreichbar durch den Betrieb gewinnbringender Gewerbe, d. h. nicht solcher, welche den Werth oder Preis (je nachdem man nämlich auf den Einen oder den Anderen sieht) der auf die Production und den Gewerbsbetrieb verwendeten Gütermassen nur ersetzen, sondern solcher, welche Güter geben von höherem Werthe oder höherem Preise, als jene Gütermassen. Diess hat der Vf. bey seinen Untersuchungen (S. 88 f.) durchaus übersehen, und musste es übersehen, weil er zuviel auf das Sparen hält, das zwar, genau betrachtet, dienlich seyn mag, um Gütermassen aufzustapeln, die vielleicht durch ihr Aufstapeln ihren Werth verlieren können, keinesweges aber um wahrhaft reich zu machen, und das zu gewähren, was man (selbst nach der Erklärung des Vfs. S. 137) in dem Reichthum sucht, und durch ihn — die Leichtigkeit, sich alle Genüsse zu schaffen, welche unsere Begehrlichkeit ergreift. Nicht das *Sparen*, selbst wenn es nach den Vorschlägen des Vfs. (S. 159) betrieben wird, ist es, was eigentlich die Production fördert: sondern eine *vernünftige Consumtion* der Erzeugnisse aller Art, damit jeder Producent Absatz finde für seine Waare, ohne welchen alles Produciren, so wie alles Sparen, um desto leichter produciren zu können, am Ende von selbst aufhören muss, und aller Fleiss und alle zusammengesparten Capitale, als Werkzeuge und Förderungmittel der Production, über kurz oder lang unnütz werden, und in und durch sich selbst zerfallen, — was der Vf. (S. 305) auch zugesteht.

So wenig wir die Untersuchungen des Vfs. über die Elemente der Gütererzeugung genügend finden: eben so wenig befriedigen uns seine Erörterungen über die *Momente, von welchen die Vertheilung des N. E. und R. abhängen soll.* Was er hier (S. 161 f.) über den Preis der Waaren und seine Bedingungen sagt, ist bey weitem nicht gründlich genug, um in dieser, schon ihrer Natur nach dunkeln Materie zu klarer Einsicht zu verhelfen. Seine Eintheilung des Preises in *natürlichen, wahren, inneren, reellen* (den die Sache an sich selbst hat, weil ihre Erzeugung das Gleiche selbst gekostet hat), und in den *äusseren, conventionellen,* oder *Marktpreis* (wie er durch die Übereinkunft der Tauschenden beym Tausche selbst bestimmt wird) erschwert die Übersicht, und führt zur Verwirrung. Überhaupt ist es ein nachtheiliger Missgriff, den indess der Vf. mit den meisten seiner Vorgänger gemein hat, dass er den *wirklichen* Preis (den Preis, welchen die in den Tausch kommenden Güter hier wirklich haben) mit ihrem *Kostenpreise* (dem Aufwand, den die Gewinnung oder Hervorbringung dieser Güter erheischt) bey der Darstellung seiner Preistheorie zu sehr combinirt, und wir möchten beynahe sagen, verschmolzen hat. Diese Combination kann durchaus zu nichts Gutem führen, weil hier Dinge und Erscheinungen der heterogensten Art verbunden werden müssen, und jede dieser verschiedenen Arten des Preises auf eigenen Bedingungen beruht, und aus eigenen Elementen hervorgeht. Am wenigsten können wir billigen, dass der Vf. nach der gewöhnlichen Weise (S. 166) in dem *Arbeitslohne*, dem *Capitalgewinn* und der *Grundrente*, und dem Stande dieser Einkommensarten, die Elemente des Preises der Dinge sucht. Freylich haben diese Einkommensarten auf den Stand des Kostenpreises der Waaren Einfluss, allein um den *reellen* (den *Sach*-) Kostenpreis der Waaren zu erforschen, bedarf es etwas mehr, als Untersuchungen über den Stand dieser Verhältnisse und die Bedingungen ihrer Schwankungen. Sie geben nichts weiter als die nächsten Momente, und diese noch dazu, weil ihr Stand selbst durch die Bedingungen des wirklichen Preises bestimmt wird, sehr schwankend. Aber solche schwankende Momente führen nie zum erwünschten Ziele.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Breslau, b. Barth: *Lehrbuch der politischen Ökonomie.* Von *Friedrich Benedict Weber.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *Endpunct* für alle Kostenpreisbestimmungen liegt nur in dem wirklichen Preise des unentbehrlichsten Lebensmittels und in dessen Einfluss auf die Betriebsamkeit. Von diesem Endpunct aber hängt nicht bloss der reelle Kostenpreis aller Waaren ab, sondern auch der Stand des Arbeitslohns, des Capitalgewinns und der Grundrente: denn in jenem Preise spricht sich die Möglichkeit der Existenz und des Bestehens aller betriebsamen Volksclassen aus. Die Untersuchungen über den Arbeitslohn, den Verlagsgewinn und die Grundrente, und ihre Bedingungen, sind, genau betrachtet, von wenig oder gar keinem Werthe bey Untersuchungen über den Preis und bey der Entwickelung einer Preistheorie. Sie haben eigentlich nur Werth bey Untersuchungen über die Art und Weise, wie sich die Masse des Nationaleinkommens unter die verschiedenen Volksclassen vertheilt, und verdienen bey den Erörterungen über die Bedingungen und den Gang der Industrie nur in sofern Rücksicht, als eine richtige Vertheilung jenes Einkommens auf die Volksbetriebsamkeit wirkt, d. h. auf Eines der Momente — bey weitem aber nicht auf alle —, von welchen der Kostenpreis menschlicher Erzeugnisse abhängt. Übrigens verdienen die Lehrsätze des Vfs. über die Bedingungen des Standes des Arbeitslohns (S. 176 f.), des Capitalgewinns (S. 190 f.) und der Grundrente (S. 206 f.) noch manche Berichtigung. Auch hier sind die Bedingungen des angemessenen Standes (des Gravitationspunctes und des wirklichen) und des wirklichen Standes dieser Einkommensarten unter einander geworfen. Doch diese Berichtigungen würden ein ganzes Buch fodern, wozu hier weder Zeit noch Ort ist. Nur so viel müssen wir bemerken, dass der Capitalgewinn, d. h. die Rente, welche der Capitalist durch die Anlegung seines Capitals auf den Betrieb irgend eines Gewerbes bezieht, im Allgemeinen von dem Einflusse abhängt, den das Capital, als Werkzeug zur Förderung der Production betrachtet, auf den Gang der Betriebsamkeit und ihre Rente hat. Nicht die grössere oder mindere Masse des angelegten Capitals entscheidet hier, wie der Vf. (S. 192) meint, sondern bloss der angegebene Punct. Fördert das Capital die Betriebsamkeit sehr, und steht es mit der productiven Kraft der Natur oder des Menschen im angemessenen Verhältnisse: so ist davon nach dem natürlichen Laufe der Dinge eine hohe Rente zu erwarten; fördert es die Betriebsamkeit aber nur wenig, und steht es mit der productiven Kraft nicht im richtigen Verhältnisse: so kann die Rente auch nicht anders als gering seyn. Um desswillen ist in einem reichen Lande, wo die Industrie schon den allergrössten Schwung hat, oder im Gegentheil, wo es gerade jetzt daran fehlt, der Verlagsgewinn der Unternehmer immer höchstens nur mittelmässig, in der Regel aber gering. Die Industrie ist hier mit Capitalien (Werkzeugen) überladen, und dieser Zustand der Dinge hindert die Wirksamkeit der Letzteren; von wenig wirkenden Dingen lässt sich aber auch nur wenig erwarten. — Was die *Grundrente* betrifft: so versteht der Vf. hierunter das Aequivalent für den Gebrauch des Grundes und Bodens (S. 207), zum klaren Beweise, dass er mit dem Wesen dieser von ihm überhaupt äusserst oberflächlich behandelten Einkommensart noch weniger im Klaren sey, als selbst mit dem Capitalgewinn. Seine Definition passt nur auf die Rente vom *verpachteten* Grunde und Boden, keinesweges aber auf den Fall, wo der Eigenthümer seinen Naturfonds selbst bewirthschaftet. Und doch ist es eigentlich nur der letzte Fall, welcher ins Auge gefasst werden muss, wenn man das Wesen und den Ertrag der verschiedenen oben angegebenen Einkommensarten ausmitteln will. Der Pachtschilling von Grundstücken ist nur ein Moment, um den Betrag der Grundrente auszumitteln, und noch dazu ein sehr trügliches Moment. Denn auf seinen Stand haben alle die Momente Einfluss, welche den wirklichen Preis eines Dinges überhaupt bestimmen; und wer möchte es wohl wagen, auf diese so wandelbaren Momente einen festen Calcul bauen zu wollen? — Unter die besseren Parthieen des Werks gehören die Betrachtungen des Vfs. (S. 230 f.) über die wirkliche *Vertheilung* des N. E. und R., und das, was er hier über *ächtes* und *abgeleitetes* N. E. und über die *Circulationsmittel*, Geld, Credit und Creditanstalten, sagt. Doch irrt er wohl, wenn er hier bey der Lehre von den Mitteln zur Beförderung der Circulation, durch welche sich abgeleitetes Einkommen erzeugt, *Geld* im Allgemeinen für ein Ausdrucksmittel des Kaufpreises aller werthvollen Sachen ansieht (S. 247). Geld ist nicht bloss Ausdrucksmittel des Preises, sondern es ist seinem Wesen nach wirkliches Aequivalent desselben. Durch die Anweisung auf alle in

dem Verkehr begriffenen Waaren, welche es seinem Besitzer giebt, erscheint es als ein wirkliches Surrogat dieser Waaren selbst; und zwar ohne Unterschied, es mag Metallgeld seyn, oder Papiergeld. Dass bey den Letzteren kein Stoff von Werthe unterliegt, ändert die Sache keinesweges. In Papiergelde liegt — nach der eigenen Erklärung des Vfs. (S. 273) — die wirkliche Übertragung einer Vermögensportion; und überhaupt entscheidet im Wesen des Geldes die Idee, nicht aber die Waare, durch welche jene versinnlichet wird. Dass die Waare ein Ding von anerkanntem Werthe sey, ist nicht an sich nothwendig, sondern nur in sofern, als bey dem Verkehr so manche Fälle erscheinen, wo das Geld nicht als Geld seine Rolle spielt, sondern nur als Waare, wie z. B. beym auswärtigen Handel.

Das Beste in dem ganzen Buche sind die, jedoch nicht überall mit strenger Auswahl gegebenen, literarischen Notizen, und die zur Erläuterung der Behauptungen des Vfs. in den Noten mitgetheilten historischen und statistischen Nachrichten; mit Geiste benutzt können vorzüglich die Letzteren jedem künftigen Bearbeiter der Nationalökonomie treffliche Dienste gewähren. Z.

Weimar: *Patriotische Wünsche, das Postwesen in Deutschland betreffend.* 1814. 65 S. 8.

Die Massregeln, welche hauptsächlich in den letzten Jahren in Ansehung des Postwesens, besonders des Briefpostwesens, getroffen sind, haben bekanntlich eine so grosse Unzufriedenheit und so viele und laute Klagen veranlasst, als fast keine der anderen grossen und gewaltsamen Operationen, mittelst welcher man das verblendete und unglückliche Menschengeschlecht zu seinem Heil hat führen wollen. Man kann daher billig annehmen, dass diese Massregeln entweder besonders drückend seyn müssen, oder eine sehr empfindliche Seite und einen sehr reizbaren Theil der Nation getroffen haben. Dieses Letzte ist denn auch wirklich der Fall. Denn gerade die Classe, welche jede Ausgabe am genauesten berechnet, der Handelsstand, und dann diejenigen, welche sich vielleicht etwas über die Gebühr frey von allen Lasten der Staatsverbindung halten mögen, die Vornehmeren und Gelehrten, sind es ja, die am meisten mit den Posten in Collisionen kommen. Aber auch ausser diesem lässt es sich nicht leugnen, dass die neuen Massregeln deswegen so allgemein gemissbilligt worden sind, weil sie sammt und sonders den ersten und wahren Zwecken der Postenanstalt entgegen waren, und weil der Staat, als Unternehmer einer grossen gemeinnützigen Anstalt, seine Macht und seine anderweiten Rechte auf eine dem Publicum in vielfacher Hinsicht höchst nachtheilige Weise missbrauchte. Billig ist daher jetzt, wo wir hoffnungs- und zutrauensvoll der Befreyung von so manchem Übel und der Wiederherstellung oder der Begründung eines besseren Zustandes entgegen sehen, der Wunsch und der Glaube allgemein, auch hier einen neuen Tag erwarten zu können.

Diesem Wunsche und diesem Glauben verdankt die gegenwärtige Schrift ihre Entstehung. Sie giebt uns dasjenige, was ein Jeder, der über die Postanstalt, ihr Wesen und ihren Zweck nachdenkt, sich selbst sagen wird, und was dem lesenden Theile unseres Volks Hr. *Klüber* bereits gesagt hat (Vgl. J. A. L. Z. 1812. No. 10. 11). Die Art, wie der dem Rec. unbekannte Vf. die unverkennbaren Wahrheiten vorträgt, ist zwar recht gut; aber sie würde nach unserem Dafürhalten noch besser seyn, wenn erstlich die Postanstalt, in sofern solche für die Correspondenz und Versendung von Effecten bestimmt ist, von derjenigen, die zur Fortschaffung von Reisenden dient, insbesondere in sofern solches nicht mit dem ordinären Postwagen, sondern mittelst der sogenannten Extrapost geschieht, getrennt worden wäre. Denn beides sind, wie wir die Sache ansehen, ganz verschiedene Anstalten, und verdienen ganz verschiedene Rücksichten. Auf die erste ist auch hauptsächlich nur das anwendbar, was der Vf. von der Postanstalt rühmt, hofft und erwartet. Sodann würde nach unserem Urtheil das Ganze gewinnen, wenn die Postanstalt nicht so hoch gestellt, und gleich in den ersten Zeilen der Schrift durch eine Menge von Superlativen allen anderen Anstalten zur Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft, zu Begründung einer edleren Bildung und Verbreitung der Cultur, wo nicht vorgesetzt, doch zum wenigsten gleichgestellt worden wäre. Denn obwohl auch wir die Postanstalt für eine höchstwohlthätige und nützliche Anstalt halten: so können wir sie doch nicht so geradezu als eine Anstalt betrachten, durch welche alles Bessere in Menschen und in der menschlichen Gesellschaft, ja die menschliche Gesellschaft gleichsam bedingt wird, und welche der Buchdrucker- oder gar der Schreibe-Kunst an die Seite gesetzt werden könnte. Freylich aber ist sie wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der Staatsmänner in hohem Grade zu verdienen, und um alles Ernstes von den Flecken gesäubert zu werden, durch die sie jetzt allerdings entstellt ist, und wesshalb sie dem Publicum, dem sie dient, und dem sie befreundet seyn sollte, zum Ärgerniss gereicht.

Sichere, geschwinde, wohlfeile Förderung der Sachen, die der Post anvertraut werden, ist, wie richtig bemerkt wird, dasjenige, was man von der Postanstalt erwartet, und sie ist um desto vollkommener, je mehr das Eine wie das Andere von derselben gerühmt werden kann. Auch ist die Behauptung, dass der Staat nicht eigentlich *an* der Post, sondern *durch* die Post gewinnen solle, wenigstens in sofern wahr, dass er es mehr darauf anlegen muss, auf die letzte Weise gewinnen zu wollen, und dass er, so er seinen Vortheil wie die Mittel, denselben zu verfolgen, richtig zu schätzen weiss, mehr auf diesem Wege zu gewinnen bemüht seyn wird, und dass der Gewinn, den er auf diesem Wege macht, ungleich nützlicher und wohlthätiger für das Ganze ist. Ohnehin hat die Erfahrung in den letzten Jahren genugsam gezeigt, dass es mit den Massregeln, durch welche man directe durch hohes Porto und andere Zwangs-

gesetze gewinnen will, sehr misslich aussieht. Dass aber die Ansprüche, die man an das Postinstitut macht, gerade nur dann befriedigt werden können, wenn demselben *Einheit* und *Allgemeinheit* in einem *verhältnissmässig grossen Raum* verliehen sey, möchte Rec. doch einigermassen bezweifeln, wenn er gleich gern zugeben will, dass die Erreichung der vorgenannten Zwecke gar sehr erleichtert, und dass der Gewinn des Unternehmers bey gleicher Vollkommenheit der Anstalt um so grösser seyn werde, wenn das Gebiet, über welches sie sich erstreckt, von einem bedeutenden Umfange ist. Auch darf gegen diesen Zweifel nicht angeführt werden, dass es bey der gegenwärtigen grossen Zerstückelung anders sey, und dass keine sichere und schnelle, am wenigsten aber eine wohlfeile Förderung der Briefe Statt finde. Denn dieses hat weit mehr seinen Grund in der Art der Behandlung und in den Ansichten, als in der Sache selbst. Rec. getraut sich daher zu behaupten, dass auch bey den jetzt bestehenden Einrichtungen die billigen Erwartungen des Publicums bis zu einem befriedigenden Grade werden erreicht werden können, wenn die Staaten, welche Posten haben, sich nicht ferner zu gröblichen Verirrungen verleiten lassen, und wenn sie nicht mehr leisten und gewinnen wollen, als sie nach der Natur und nach der Beschaffenheit der Sache und nach ihren Verhältnissen zu leisten und zu gewinnen im Stande sind, und wenn sie, wie die Vernunft gebietet, bemüht sind, den Inconvenienzen, die aus der Eingeschränktheit entstehen, durch zweckmässige Massregeln abzuhelfen oder ihnen wenigstens ein Ziel zu setzen. Freylich sieht man jetzt leider fast immer den ganz entgegengesetzten Weg einschlagen, und man lässt sich durch Verkennung der wahren Lage und durch Missgriffe zu Künsteleyen verleiten, die das Übel ärger machen, oder eigentlich erst erzeugen. Mit Sachkenntniss und Freymüthigkeit hat unser Vf. diese Missgriffe gewürdigt, und es ist zu wünschen und zu hoffen, dass bey der Revidirung, der so manche Staats- und Finanz-Anstalten unterworfen seyn werden, auch die Postanstalt einer neuen Revision unterzogen werde, und verbessert daraus hervorgehen, dass besonders Alles das aus dem Wege geräumt werden möge, was einer *wohlfeilen* und *schnellen* Förderung der Briefe und Sachen im Wege steht, und dass mithin vor allem auch die, leider jetzt Statt findende und durch die neuesten Umstände noch mehr verbreitete, Einrichtung aufhören möge, nach welcher man Briefe grosse Umwege laufen lässt, um sie länger auf der Post zu behalten, und dem Nachbar seinen kleinen Antheil an Gewinn nicht zu gönnen. Denn was die *Sicherheit* anbetrifft: so muss Rec. gestehen, dass er sich öfter darüber wundert, dass die Briefe so sicher gehen, als dass er die Klage über Unsicherheit für bedeutend hält. Schön wäre es, wenn *Preussens* weise Staatsmänner hierin dem übrigen Deutschland mit gutem Beyspiele vorgingen. Denn mehrere der Missgriffe und Mängel, die den Postanstalten ankleben, sind, wie es nicht zu leugnen ist, in Deutschland wenigstens, in den *preussischen* Staaten zuerst entstanden, und zu einer vorzüglichen Höhe gestiegen. Preussens tapfere Krieger haben die Schuld getilgt, welche die Armee und das Cabinet zu Deutschlands Unheil und zu seinem eigenen Verderben auf sich geladen hatte: mögen daher die Finanziers ein Gleiches zu wollen bemüht seyn, und dadurch die europäische Bürger-Krone verschönern, welche der versöhnte Welttheil dem edlen Volke und seinem mehr als grossen Monarchen mit ungetheilter Bereitwilligkeit darbietet! Von einer solchen inneren Verbesserung, von den Bemühungen eines jeden Einzelnen, den Zweck der Postanstalt zu erreichen, hofft Rec. mehr, als von der Erhebung der Postanstalt zu einer Gesammtanstalt unter Aufsicht eines Dritten. Ja er kann es nicht leugnen, dass er es wünscht, dass die Verbesserung mehr auf jenem Wege als auf diesem gesucht und erreicht werde. Denn ohne im mindesten die grossen Vorzüge der taxischen Postanstalten zu verkennen, ohne im mindesten daran zu zweifeln, dass es für das Publicum von sehr grossem Vortheil seyn würde, wenn diese Postanstalt eine so grosse Ausdehnung erhielte, als nur möglich ist, und innigst überzeugt, dass kein Dritter so viele Ansprüche auf die Etablirung und Leitung einer allgemeinen Postanstalt habe, als das taxische Haus: so kann doch Rec. nicht bergen, dass es ihm zum wenigsten nicht wünschenswerth scheine, wenn diese Einrichtung auf einem anderen Wege, als auf dem Wege der freyen gütlichen Übereinkunft mit einem jeden einzelnen Gouvernement, zu Stande gebracht werde. Die Postanstalt gehört einmal zu den öffentlichen Anstalten eines Staates: nun ist es aber nach Rec. Dafürhalten für ein Gemeinwesen von dem allergrössten Nachtheile, und es führt unausbleiblich, früh oder spät, zu einer verderblichen politischen und moralischen Zerrüttung, wenn sich ein Auswärtiger, ein Dritter, auf welche Weise es auch seyn möge, in irgend einen Zweig der inneren Verwaltung der Anstalten eines Landes, vermöge eines eigenen unabhängigen Rechtes, zu mischen ermächtiget ist. Dieses muss also auf jede mögliche Weise verhütet, und das Gegentheil als Usurpation betrachtet werden. Es muss daher auch die Wahrheit, dass viele Anstalten besser gedeihen, wenn ihnen ein grösseres Gebiet zusteht, auch da nicht als Norm und leitendes Princip angenommen werden, wo sich gegen den inneren Gehalt derselben nichts einwenden lässt. Unterdrückung eines Volks, Einverleibung in ein anderes, Vertreibung seiner angestammten Regenten, sind in den meisten Fällen sehr grosse Übel, so wie sie meistentheils grosse Ungerechtigkeiten sind, die, wie die Geschichte der Tage lehrt, nicht immer ungestraft bleiben. Aber sie sind, nach Rec. innigster Überzeugung, gering und unbedeutend, gegen die Übel, welche die Einmischung eines Dritten in die inneren Anstalten und Verwaltungszweige nach sich zieht. Jene Übel heilt die Zeit, und wir brauchen nicht weit um uns zu sehen, um allenthalben Provinzen zu finden, welche in nicht gar langer Zeit mit Treue und Ergeben-

[s]eit einer Herrschaft angethan worden sind, der sie [s]ich mit grossem Widerwillen unterwarfen. Die Übel [h]ingegen, welche die Einmischung und Einwirkung [e]ines Dritten in die innere Verwaltung hat, werden [m]it der Zeit immer grösser und verderblicher. Sie [s]ind einem schleichenden Gifte gleich, das alles Bessere zerstört und vernichtet, weil es das Princip alles Guten tödtet. Es ist hier nicht der Ort, dieses [a]usführlich zu erörtern; auch bedarf das, was Jeder, [d]er an der Verwaltung eines Staats mit Liebe Theil [n]immt, und der das letzte Decennium nicht ohne [S]inn durchlebt hat, innigst fühlt, nicht noch erört[e]rt zu werden. Die Liebe, gerade sie, die ewig [u]nd allmächtig ist, sie, die Wunder thut und Alles zu [e]rsetzen vermag, sie erschlafft da, wo Einmischung [e]ines Dritten, auch des Besten, des Edelsten, Statt fin[d]et, und schlechte Mittel und verderbliche Künste [w]erden ersonnen und geübt; der Geist der Wahrheit, der den Menschen über Alles ehrt und ziert, [w]ird von dem Geiste des Trugs und der Lüge, der [v]om Teufel kömmt und unfehlbar zum Teufel führt, [v]erdrängt, hier um einer ungern gesehenen Macht, [d]ort um einer Verantwortlichkeit sich zu entziehen. Ein Formenwesen, ein Grenzezeichen, ein Rücksichtnehmen, das ganz unvermeidlich ist, macht alle [f]reye Wirksamkeit, alle Benutzung des Moments un[m]öglich, und das selige Gefühl, Herr und Vater im Hause zu seyn, mit allen seinen tausend wohlthätigen Folgen, geht gänzlich verloren. Sollen daher kleine Staaten bestehen, wie Rec. um der ewigen Gerechtigkeit willen hofft, und woran er im Vertrauen [a]uf das Wort und auf den Edelmuth der Monarchen [u]nd ihrer Rathgeber nicht im mindesten zweifelt: [s]o müssen sie frey von der Einmischung Dritter in möglichster Unabhängigkeit bestehen. Mag dieses [i]mmerhin einige Inconvenienzen haben, und einer Einheit schaden, von der man übrigens auch zu viel Wunder erwartet: so hat es doch auch sein Gutes, [u]nd lange nicht so viel Nachtheiliges, als ein entgegengesetztes System, das durch sogenannte organische Einrichtungen oder Künsteleyen den natürlichen Eigenthümlichkeiten dieses Zustandes abhelfen will. Ohne Inconvenienzen ist ohnehin keine Einrichtung, die nicht unmittelbar aus der Hand des Allweisen kommt, der zugleich der Allmächtige ist, und es ist über des Menschen Kraft, und daher wie jedes Unternehmen, das über unsere Kräfte geht, eine Thorheit, alle Inconvenienzen heben zu wollen. Indem Rec. dieses aus der Fülle seiner Überzeugung, und nicht ohne von der Erfahrung geleitet zu seyn, recht laut verkünden möchte, will er keinesweges der Gleichgültigkeit gegen diese Inconvenienzen das Wort reden. Nein, stets muss darauf gesonnen und dahin gearbeitet werden, dieselben zu mindern, und sie auszugleichen. Immer mögen daher gewisse allgemeine Grundsätze und Regeln aufgestellt, und den Willkührlichkeiten in gewissen Dingen Grenzen gesetzt werden; immer mag ein gewisses allgemeines Berathen über allgemeine Angelegenheiten Statt finden; immer mag ein höchstes, von keinem Einzelnen abhängiges, National-Gericht, den einzelnen Rechtsstreit noch einmal prüfen dürfen, und den Richter machen, selbst über den Fürsten, in Dingen, in welchen er nicht als Fürst handelt: aber die Anwendung jener allgemeinen Grundsätze und Regeln selbst, die Anstalten, die Modificationen, die sich nöthig machen mögen, und die unbeschadet des Hauptzwecks sehr gut Statt finden können, müssen einem jeden Staat überlassen bleiben; das veredelnde Gefühl, in Verwaltungs-Angelegenheiten, wo nach festen Regeln so selten zu handeln ist, Niemanden, als Gott und sich selbst, Rechenschaft schuldig zu seyn, muss keinem geraubt werden. Eine directe, von oben herab geordnete Einmischung irgend einer verwaltenden Behörde, sie habe einen Namen und eine Tendenz, welche sie wolle, und der Mann, der an ihrer Spitze steht, sey welcher er wolle — immer wird er nur ein Mensch, ein Sterblicher seyn — darf daher nie Statt finden, wenn das, was mit gemeinsamer Anstrengung erkämpft, mit gleichen Opfern errungen worden ist, zu gemeinsamer Segnung ausschlagen und des Preises der Gerechtigkeit würdig seyn soll. Denn kann und soll gleich der Kleine, der nur Kleines geopfert, nicht Grosses fodern: so darf und kann er doch das *Gerechte* fodern; und ist nicht, wie einst ein grosser Britte sagte, dem Kleinen sein kleines *Alles* eben so viel und eben so lieb, als dem Grossen sein grosses *Alles?*

PN.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Dresden*, b. Hilscher: *Biblisches Lehrbuch der christlichen Religion für die Jugend*, von *M. Christoph Johann Gottfried Haymann*, Rector der Annenschule zu Dresden. 1811. 152 S. 8. (6 gr.)

Wenn in diesem Buche das Historische, Gelehrte und Dogmatische von der Religion abgesondert wird: so bleibt für sie selbst nicht viel übrig. Und wenn die Pflichtenlehre auch ein Theil und zwar ein vorzüglicher Theil der Religion ist: so fehlt ein Hauptstück derselben. Wir können also das Buch nicht empfehlen.

φ.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Biblische Geschichte für Kinder.* Ein Auszug aus dem grössern Werke des H. *Ch. Schmidts.* Zwey Theile, wovon der erste das alte, der zweyte das neue Testament in sich fasset. 1813. 190 S. 8. (4 gr.)

Wenn die Geschichte des A. T. dazu geeignet ist, die Kinder zu erbauen, woran wir sehr zweifeln: so kann diess Büchelchen allerdings hiezu dienen. Der Vortrag ist fasslich und kindlich, und es wird in der Hand eines geschickten Lehrers zur Bildung eines religiösen Sinnes beytragen. Ungern sahen wir Geschichten erzählt, gegen die so viel zu erinnern ist, und bey denen so viel bemerkt werden muss, wenn sie der Andacht nicht mehr nachtheilig als zuträglich seyn sollen, unter andern im N. T. die Erzählung der Versuchung Jesu durch den Satan u. s. w.

φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

SULZBACH, in CR. Seidels Buchhandl: *Predigten im Jahre* 1812 von Dr. *Franz Volkmar Reinhard gehalten*, nach dessen Tode herausgegeben und mit einer kurzen Nachricht von den letzten Lebenstagen des Vollendeten begleitet von Dr. *Joh. Georg August Hacker*, königl. sächsischem erstem evangel. Hofprediger. Fünf und dreyssigster und letzter Band. 1813. XX u. 532 S. (1 Rthlr.)

Wir wollen des Schmerzes nicht gedenken, welchen die in obigem Titel enthaltenen Worte: *Letzter* Band, in uns erneuern. Es ist und bleibt wahr, die *reinhard*'schen Predigten sind bis jetzt die einzigen Predigten in ihrer Art, von keinen anderen erreicht, weit weniger übertroffen. — Die vorausgeschickte Nachricht von den letzten Lebenstagen des Vollendeten, die wir mit grosser Begierde durchlasen, enthält zwar nicht viel mehr, als was schon anderwärts bekannt geworden; ist aber in sofern interessant, in wiefern die Erzählung von *Reinhard's* edler Resignation und Ergebung in den Willen des Herrn bey seinem herannahenden Ende durch den Herausgeber, als Freund und Collegen des Vollendeten, als Augenzeugen selbst, neue Beglaubigung erhält. Nur auf eine Stelle in dieser Nachricht muss Rec. gewissenshalber aufmerksam machen. „Oft ist nämlich dem Vollendeten der Vorwurf gemacht worden, dass er als ein helldenkender Kopf, der unmöglich von gewissen Lehren des Christenthums innere Überzeugung hätte haben können, sich beym Vortrage derselben nach den Umständen und nach äusseren Verhältnissen gerichtet habe. „Man hat, sagt hierüber der Herausgeber S. VIII, ihm damit grosses Unrecht gethan. Ich habe das Glück genossen, unter seine frühesten Schüler zu gehören, mehrere Jahre seinen ganz besonderen Unterricht zu geniessen, von dieser Zeit an mit ihm in freundschaftlicher Verbindung und sechzehn Jahre in collegialischen Verhältnissen zu stehen, und kann *vor Gott* bezeugen, dass er sich im vertraulichen Gespräche über religiöse Gegenstände nie anders als in seinen öffentlichen Vorträgen äusserte, und dass das, was er lehrte, seine volle, auf redlichem Forschen und Prüfen beruhende Überzeugung war. Und wenn er auch in den früheren Jahren seines akademischen Lehramts manche Meinungen vortrug, die von dem Gewöhnlichen abwichen: so betrafen diese Meinungen nie die wesentlichen Lehren des Christenthums, sondern Gegenstände der Glaubenslehre, über welche die Vorstellungsarten ohne Nachtheil des Wesentlichen verschieden seyn können und bleiben werden." Wie wahr diess sey, kann auch Rec. bey seinem Gewissen bezeugen. Auch er gehörte unter die Zahl derer, die *R's.* Disputirübungen die erste Ausbildung ihres Verstandes, die eigentliche Aufhellung ihrer Begriffe verdanken; und so oft er sich an diese angenehmen Stunden erinnert: so oft fällt ihm auch noch die Indignation des seligen *R.* ein, mit welcher er einmal Jemanden, der ein Wunder Jesu natürlich erklären wollte, abfertigte. Wir gehen zu den Predigten selbst über. Der ganze Nachlass ist zu kostbar, als dass wir nicht dabey länger verweilen sollten. Unbeschadet der grossen Ehrfurcht, von welcher sich Rec. gegen den Verfasser durchdrungen sieht, wird er sich, um seine Unpartheylichkeit zu beweisen, und um falsche Nachahmer zu warnen, hie und dort eine Bemerkung erlauben. 1) Am Neujahrstage über Luc. 1, 21. *Über unser ewiges Vorhandenseyn in Gott.* So schön, und ganz eines *R.* würdig, diese Predigt ist: so ist es doch nicht eigentlich zu nehmen, wenn von unserem ewigen Vorhandenseyn in Gott gesprochen wird. Die Ausführung erklärt dieses ewige Vorhandenseyn selbst nur als ein Seyn in den Gedanken Gottes: Wir sind Vorstellungen der Allwissenheit und Güte Gottes gewesen, was aber doch kein eigentliches Seyn ist. Überdiess beweiset auch der ganze Satz zu viel: denn im Grunde ist nicht bloss der Mensch, sondern jedes Thier, jeder Baum, jedes Sandkorn in Gottes Verstande da gewesen, d. h., gedacht worden. — 2) Am Feste der Erscheinung über Matth. 2, 1—12. *Über das Zusammentreffen frommer Unbefangenheit und boshafter Arglist.* Abgesehen davon, dass diese Predigt Reminiscenzen einer anderen an diesem Festtage von *R.* gehaltenen Predigt: über die Ohnmacht des Lasters, enthält: so können wir nicht leugnen, dass wir an dem Worte Unbefangenheit einigen Anstoss gefunden haben. Wäre diese Predigt nicht von *R.*: so würde Rec. glauben, der Ausdruck sey nur gewählt, um dem Thema einen Reiz der Neuheit zu geben. Denn was dieser frommen Unbefangenheit hier beygelegt wird, ist doch wohl zu viel, und passt eher auf die Tugend selbst. *Unbefangenheit* ist ja auch eine Eigenschaft der Kinder, und im Grunde nur das Gegentheil der Befangenheit von Vorurtheilen und Lastern, und also erst das Freyseyn von Laster, aber noch nicht die Tugend selbst. Wahre Tugend ist unbefangen, aber Unbefangenheit noch nicht Tugend. — 3) Am zweyten Sonntage nach dem Feste der Erscheinung, über Joh. 2, 1—12. *Über die vornehmsten Gesichtspuncte*

aus welchen wir unsere Familienverhältnisse zu betrachten haben. Sie sind nach dem Vf. 1) Ausdruck unserer Gesinnungen, 2) Fügungen der göttlichen Weltregierung, 3) Anstalten für unsere sittliche Bildung, 4) Beförderungsmittel unserer Wohlfahrt, und 5) Beyträge zum Besten des Ganzen. Rec. würde mit No. 2 angefangen haben. Etwas hart könnte es auch scheinen, wenn gesagt wird: Unsre Familienverhältnisse sind Ausdruck unserer Gesinnungen und Beyträge zum gemeinen Besten: statt, sie sind Gelegenheit, unsere Gesinnungen auszudrücken und zum gemeinen Besten beyzutragen. In die Behauptung S. 54: „Ein untrüglicher Probierstein unserer Gesinnungen ist unser häusliches Leben. Hier wird es, wir mögen es wollen oder nicht, offenbar, wie ächt oder unächt unsere Tugenden sind," möchte auch nicht Jeder einstimmen. Giebt es nicht Väter und Mütter genug, welche die zärtlichsten Gefühle gegen die Ihrigen äussern, und gefühllos, hart und unbarmherzig gegen Andere sind? — 4) Am Feste der Reinigung Mariä, über Luc. 2, 22 — 32. *Rathschläge zu einem weisen Verhalten beym Unglück der Zeiten.* Rec. kann sich nicht enthalten, diese, aus dem Evangelio abgeleiteten, und der Natur der Sache so angemessenen Rathschläge hieher zu setzen: Nimm unglückliche Zeiten für das, was sie sind, und täusche dich nicht über ihre Beschaffenheit (Rec. würde gleich bestimmter gesagt haben: verkenne weder die Übel noch die Vortheile derselben); hüte dich, zum Unglück derselben selbst beyzutragen (lieber: das Unglück derselben zu vermehren; denn beym Unglück der Zeiten ist das Unglück schon da); verliere den Muth nicht, sondern hoffe eine glückliche Veränderung; diese Veränderung erwarte von Gott, der sie zu rechter Zeit veranstalten wird; lenke deine Augen vornehmlich auf die jüngere Welt; trage bey, was du kannst, durch pflichtmässige Behandlung und Bildung der Jugend den Grund zu einer besseren Zeit zu legen. Alles vortrefflich, und besonders die Herleitung der einzelnen Theile aus dem Evangelio. Beherzigungswerth ist die schöne Stelle S. 85: „Lasst euch nicht irre machen, wenn ihr dieses stille Warten auf Gottes Hülfe für Trägheit oder Feigheit erklären höret; wenn ihr sehet, dass man sich selbst helfen will, dass man Plane entwirft, Verbindungen schliesst, dass man sich bald öffentlich bald im Stillen und durch geheimnissvolle Verbrüderungen zu grossen Thaten begeistert, und die Rettung der Menschheit beschliesst. Wolltet ihr beym Unglücke der Zeiten ganz unthätig bleiben und die Hände in den Schooss legen, wolltet ihr nicht leisten, wozu euer Stand, euer Beruf, euer Amt, eure Verhältnisse euch verbinden: — so würdet ihr allerdings einer strafbaren Trägheit euch schuldig machen. Aber beschwören muss ich euch, dass ihr euch bey eurer Wirksamkeit nur auf das beschränket, wozu ihr eine erweisliche Pflicht habt. Hütet euch, auf seltsame Rettungsplane zu denken, in bedenkliche Verbindungen euch einzulassen und schwärmerische Unternehmungen zu begünstigen." — 5) Am Sonntage Septuagesimä über Matth. 20, 1 — 16. *Über das Würdige und Ehrenvolle unseres Berufs zur Arbeitsamkeit.* Wenn dieser ganze Band *reinhard*'scher Predigten sich besonders auch dadurch auszeichnet, dass, was man sonst ihnen vorgeworfen hat, der künstlichen Symmetrie der Theile in denselben gar nichts aufgeopfert wird: so möchte man vielleicht in dieser Predigt eine Spur des ängstlichen Bestrebens nach der Symmetrie finden. Weil nämlich in dem ersten Theile sich vier Unterabtheilungen befinden: so muss auch der zweyte Theil vier enthalten, wovon die erste, dass das Würdige und Ehrenvolle unseres Berufs zur Arbeitsamkeit die Trägen beschämen und zur Arbeitsamkeit ermuntern müsse, doch ziemlich mit der letzten Unterabtheilung, dass uns dieser Gedanke zur gewissenhaften Anwendung des irdischen Lebens verpflichtet, zusammenfällt, und diese letzte Unterabtheilung nur des Ebenmasses wegen aufgenommen zu seyn scheint. — 6) Am Sonntage Estomihi, über Luc. 18, 31 — 43. *Wie wir unsere Todesbetrachtungen nach dem Muster Jesu einzurichten haben.* Sehr schön ist aus dem Bemühen Jesu, seine Apostel auf seinen Tod vorzubereiten, und zu verhüten, dass sein Tod sie zum Abfalle von ihm reize, die Verpflichtung abgeleitet, dass wir vorzüglich das vor unserem Tode zu Stande zu bringen trachten müssen, wozu wir eine besondere Verbindlichkeit haben. Wir empfehlen besonders die herrliche Stelle, S. 132: Wird es dir u. s. w., zum Nachlesen. Wiewohl, wir gestehen es, diese ganze Unterabtheilung mehr eine vernünftige Folge unserer Todesbetrachtungen seyn muss, als zu der Art gehört, wie wir sie anzustellen haben. Und diess war eigentlich das Thema. — 7) Am Sonntage Reminiscere, über Matth. 15, 21 — 28. *Über den wunderbaren Einfluss, welchen Gott der Noth auf die geistige und sittliche Welt gegeben hat.* Dieser Einfluss zeigt sich bey der Weckung, Richtung und Anwendung unserer edelsten Kräfte und Fähigkeiten. Bey dem ersten Theile wird gezeigt, dass unsere Kräfte durch die Noth theils den ersten Anstoss erhalten, theils zu einer fortwährenden Anstrengung gezwungen werden. Der zweyte Theil beweiset, dass wir durch die Noth beym Gebrauche unserer Kräfte eifriger, entschlossener, ausdauernder (fällt diess: ausdauernder, nicht mit dem Obigen zusammen? Denn wenn die Kräfte zu einer fortwährenden Anstrengung gezwungen werden: so werden wir ja eben dadurch ausdauernder) und edelgesinnter werden. Höchst überraschend ist der Eingang dieser Predigt, wo von dem Geheimnisse gesprochen wird, nach welchem Geist und Körper auf einander wirken. — 8) Am Sonntage Lätare. *Über die Reinheit der Absichten bey guten Handlungen.* Zu den Gründen, warum man immer reine Absichten haben müsse, wird gerechnet, dass der Mangel reiner Absichten nie verborgen bleibe, sondern zu unserer Schande gewiss bekannt werde. Also zu der Reinheit der Absichten, dürfte ein strenger Rigorist sagen, ein unreiner Beweggrund! — 9) Am ersten Busstage, über Philipp. 3, 8. *Über das Gefühl, es gebe schlechterdings kein grösseres Glück, als das, ein*

Christ zu seyn. Der jedes Wort in seinen Hauptsätzen so sorgfältig wählende *Reinhard* muss seine Ursachen gehabt haben, warum er gerade diesen Hauptsatz so ausgedrückt hat. Rec. würde, ganz nach dem Texte, das Thema so ausgesprochen haben: Von der Überzeugung, dass das Christenthum unter allen Gütern das gröfste sey. Denn der Begriff des Gefühls schliesst allemal etwas Dunkeles und Unbestimmtes in sich. Man kann auch wohl eigentlich nicht sagen: diess Gefühl ist eine Schätzung aller vorhandenen Güter, wo man u. s. w. S. 193. Denn Schätzung ist allemal eine Art des urtheilenden Verstandes, und veranlasst erst Gefühle. — 10) Mariä Heimsuchung über Luc. 1, 39 — 56. *Wie viel darauf ankomme, bey Schätzung der Wohlthaten Gottes die Zukunft mit in Berechnung zu bringen.* Was Manchen beym Lesen dieser schönen Predigt befremden kann, ist der Umstand, dass nirgends gesagt wird, ob und wie denn der Mensch bey den Wohlthaten Gottes die Zukunft berechnen könne. Denn gewiss ist es, wir würden die Wohlthaten Gottes weit mehr schätzen, wenn uns mehr Blicke auf die künftigen Folgen derselben vergönnt wären. 11) Am Sonntage Rogate, über Ezech. 34, 22 — 24. *In welchem hohen Sinne Christus der Befreyer von aller Bedrückung sey.* 12) Am eilften Sonntage nach Trinitatis, über Luc. 18, 9 — 14. *Dass unsere Eigenliebe uns leicht in heuchlerischen Selbstbetrug stürze.* 13) Am 15 Sonntage nach Trinitatis, über Matth. 6, 24 — 34. *Belehrungen, welche uns die Natur bey den gegenwärtigen Zeitumständen giebt.* 14) Am Reformationsfeste. *Von dem mächtigen Schutze, der über unsere, durch die Reformation entstandene Kirche, bisher gewaltet hat.* Wir konnten der Kürze wegen bey diesen letzten Predigten nicht länger verweilen, können aber die Leser versichern, dass sie zu den gelungensten gehören, und den Schmerz über den Hingang des Vollendeten nur desto fühlbarer machen. — Sinnentstellende Druckfehler sind S. 58: *um* statt *nur.* S. 110: *Gefühle* statt *Geschäfte.* S. 113: Die er nicht einmal *heben* statt *haben.* S. 332: *er* statt *es.*

— R —

Eisenach, in der wittekindtischen Hofbuchhandlung: *Predigten* von *Johann Friedrich Haberfeld*, herzogl. sächs. Ober-Consistorial-Rathe, General-Superintendenten u. Pastore primario zu Eisenach. II Theil. 1814. 514 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Der erste Theil dieser Predigten wurde mit Beyfall aufgenommen, und auch in diesen Blättern (1810. No. 23) nach Verdienst gewürdigt. Der Rec. dieses zweyten Theils; einstimmend in das dem Vf. daselbst von einem anderen Recensenten ertheilte Lob, freuet sich, die lang verzögerte Erscheinung desselben anzeigen zu können. Das Lesen solcher Arbeiten, denen man in dankbarer Erinnerung an empfangenen Genuss für Geist und Herz sogleich mehrere treffliche Sammlungen anreihen kann, gewährt dem denkenden Beurtheiler nicht bloss Erbauung, sondern auch willkommene Resultate über den jetzigen Zustand des religiösen Wesens in unserer Kirche. Man freut sich, dass die heiligen Wahrheiten der Religion so zweckmäsig vorgetragen werden, und dass unsere Gemeindeglieder solcher Vorträge empfänglich sind, dass sie nicht bloss gern gehört, sondern auch gelesen werden, und dass bey der nicht unbedeutenden Anzahl vorzüglicher Sammlungen doch jede neue würdige wieder eine freundliche Aufnahme findet. Die vorliegenden Predigten haben sie mit Recht gefunden. Anziehend, den Zeitbedürfnissen ganz entsprechend ist die Wahl der Materien, gründlich und überzeugend ihre Entwickelung, meist ergreifend ihre Darstellung, warm und beredt ihr Vortrag; sehr zweckmäsig sind die Aussprüche der heil. Schrift benutzt, und geistvoll ist in den einzelnen Casual- und Fest-Reden das Gesagte an die Veranlassung des Tages geknüpft. Ein gebildetes und aufmerksames Publicum setzen allerdings diese Vorträge voraus; aber selbst für dieses möchte man manchen treffenden Bemerkungen eine leichter zu fassende Einkleidung wünschen. — Wir fügen noch der Anzeige der vorzüglichsten dieser Vorträge einige Bemerkungen bey. *Empfehlung wahrer Frömmigkeit und Gottesfurcht*, am Feste Mar. Reinigung. Bey der Geburtstagsfeyer der regierenden Frau Herzogin und des Herrn Erbprinzen zu Sachsen-Weimar gehalten. Der Vf. knüpft im Eingange seine Wünsche für die fürstlichen Personen an die Klage, dass die Worte Frömmigkeit und Gottesfurcht immer mehr veralten und entschwinden, und dass man sie kaum noch, ohne den Thoren anstöfsig zu werden, an heiliger Stätte zu nennen wagen darf. Einiger Übertreibung möchten hier doch Manche den Vf. beschuldigen, und auch nur der Schein davon würde um so unangenehmer wirken, wenn auch nur Einer verleitet würde, zu glauben, der Vf. habe sich zu dieser Übertreibung durch den Wunsch bewegen lassen, die Frömmigkeit der verehrten Landesmutter desto mehr dadurch hervorzuheben. Etwas gewagt erscheint uns allerdings die Wendung: „Aber sollten die Worte *Frömmigkeit* und *Gottesfurcht*, und die durch sie ausgesprochenen Vorzüge und Tugenden immer mehr verhallen und entschwinden: so bleibt ihnen doch ein Heiligthum übrig, wo sie in stiller Gewalt und anspruchloser Gröfse herrschen, wohnen und wirken, nämlich in dem Herzen und Leben unserer allverehrten Landesmutter u. s. w." Wenn der Vf., die Haupttheile darlegend, spricht, Frömmigkeit und Gottesfurcht seyen das Leben jedes Alters, die Veredlung jedes Verhältnisses, die Entscheidung jedes Schicksals: so muss man wünschen, dass er sich hier deutlicher ausgedrückt haben möchte. Die folgende Predigt, über die Frage: *Welche Belohnungen eine ächt christliche Thätigkeit schon an sich zu gewähren vermöge*, ist bey der Geburtsfeyer der Frau Erbprinzessin gehalten. Trefflich scheint uns hier die Einkleidung der Wünsche für diese geliebte Fürstin zu seyn. *Die stille Würde, in welcher das wahre Verdienst sich enthüllet und unser Herz anspricht;* am vierten Sonntage des Advents — eine gehaltvolle Predigt. Der lange Eingang in dieser Predigt vor der Mittheilung des Evangeliums veranlasst uns zu der Frage, warum

der Vf. sich bey jeder Predigt zu solchen langen Vorerinnerungen verbunden glaubt. Uns scheint es, dass nur in einzelnen Fällen eine solche längere Einleitung zur nothwendigen Voraufstellung gewisser Wahrheiten, oder zur Berichtigung schiefer Begriffe, oder zur Aufhebung gewisser, dem Eindrucke des Vortrags entgegenstehender Vorurtheile erfoderlich seyn, in anderen aber es zweckmässiger seyn möge, die Vorbereitung auf das Thema sogleich an den Text anzuknüpfen. Der verewigte *Reinhard* hat überall solche längere Eingänge; allein die Autorität auch eines trefflichen Mannes entscheidet im Gebiete der Wissenschaften nicht. Besonders anziehend sind noch folgende Predigten: *Welchen Aufschwung unserem Geiste ein hoffnungsvoller Hinblick auf die Nachwelt zu geben vermöge;* am Feste Mariä Verkündig. *Wie wir die Traurigkeit zu würdigen und zu beschränken haben;* am Sonntag Cantate. *Die durch das Christenthum geheiligte Freundschaft;* am neunten Sonntage nach Trinitàtis. *Die kleinere Welt;* am Michaelisfeste.

V. Pf.

Prag, b. Widtmann: *Kurze Volkspredigten auf alle Sonn- und Fest-Tage des ganzen Jahres*, von *Michael Kajetan Hermann*, königl. Schuldistricts-Aufseher im kaadner Vicariate, bischöflichem Consistorialrathe und Pfarrer zu Dehlan. Zweyten Jahrgangs Erster Theil. 386 S. Zweyter Theil. 350 S. 1811. 8.

Versteht man unter dem sonderbaren Titel *Volkspredigten* (werden denn nicht eigentlich alle Predigten vor dem Volke gehalten?) solche Predigten, welche sich durch grosse Klarheit der Hauptsätze, durch einen leichten Gang der Gedanken, durch eingreifende Schilderung herrschender Laster, durch Verständlichkeit der Sprache, und durch beständige Berücksichtigung der unter dem Volke herrschenden Meinungen auszeichnen: so verdienen die vorliegenden diesen Namen mit vollem Rechte. Alle diese genannten Eigenschaften vereinigen sie in einem so hohen Grade, dass sie in diesen Hinsichten alles Lobes würdig sind. Freylich scheint den Vf. noch manches Andere dazu veranlasst zu haben, seinen Predigten diesen Namen zu geben. Wenn er sich auch in keiner Vorrede darüber erklärt: so sieht man es bald aus den Predigten selbst, dass er durch diese Benennung für manche eingewebte Erzählungen, für den häufigen Gebrauch alltäglicher Sprichwörter und besonders für gewisse Ausdrücke des gemeinen Lebens Entschuldigung finden will. Zu zweifeln ist aber, ob er bey Männern, die über den Kanzelton eine Stimme haben, desshalb Entschuldigung finden werde. Unmöglich gehören Specialitäten, Ausdrücke und Redensarten auf die Kanzel, wie sie sich der würdige Vf. erlaubt hat, z. B. das Pferd, das den Hafer verdient, bekommt ihn nicht, S. 4. Den Musicanten auf dem Tanzboden seine ganze Baarschaft hinwerfen, S. 13. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Das beweisen so viele dumme Hänse, die wir in unseren Zeiten herumwandeln sehen, S. 14. Wie verächtlich rümpft nicht manche Bauerndirne ihr Näschen, S. 31. Was ist die schönste Larve (des Gesichts), wenn es ohne schöne Seele ist, S. 33. Manche Putzdocke, die zu Hause kaum trockenes Brod hat, kleidet sich wie eine Person vom Stande. Und mancher Stutzer rauschet in prächtigen Kleidern daher, die noch nicht bezahlt sind, S. 34. Wer wird den Reichen seines Reichthums wegen schätzen! Nur etwa sein Schuster, Schneider, seine Schmarotzer und andere interessirte Creaturen, S. 36. u. s. w. Kurz solcher Beyspiele giebt es in allen Predigten. Da erfährt die christliche Gemeinde auch Aussprüche des Sokrates S. 33, und hört eine weitläuftige Erzählung von dem im Dorfe Songi bey Chalons in Frankreich im Jahre 1371 gefundenen wilden Mädchen, S. 52, und dergleichen mehr. Dagegen sind die Themata grösstentheils gut gewählt. Wir wollen nur einige anführen: Wie glücklich der ist, der schon in seiner Jugend fromm gewesen ist; wir sollen die Ehre verläumdeter Abwesenden in Schutz nehmen; vom Hauskreuze (lieber von häuslichen Leiden); von den Pflichten, die wir Fremdlingen schuldig sind; von der Klagesucht; vom Missbrauche der Gnade Gottes; wir sollen die Welt brauchen, aber nicht missbrauchen; von der Ähnlichkeit zwischen den Krankheiten der Seele und des Körpers u. s. w. Wo Andeutungen der katholischen Lehrsätze vorkommen: da ist die Anwendung allemal recht zweckmässig, z. B. am Festtage der Empfängniss Mariä S. 11. Nicht so sehr kann indessen die Logik mit den Eintheilungen und den Classificationen der Gründe überall zufrieden seyn. Z. B. gleich in der ersten Predigt soll für den Frommen der allgemeine Gerichtstag darum ein Tag der Freude seyn, a) weil seine verkannte Unschuld und Verdienste ans Licht kommen (wenn sie aber nun schon hier nicht verkannt wurden?), b) wegen der Wiedervereinigung mit seinen Freunden und Geliebten, von denen er sich hier trennen musste. Aber ist denn diese Wiedervereinigung eine Folge des allgemeinen Gerichtstages, und nicht vielmehr der Unsterblichkeit überhaupt? Müsste nicht der Tag des Gerichts in dieser Hinsicht auch dem Nichtfrommen erfreulich seyn, denn auch er hat ja Hoffnung der Wiedervereinigung mit seines Gleichen? Um praktisch zu predigen, entfernt sich der Vf. auch gar zu sehr vom Texte. Z. B. am Weihnachtsfeste ist das Thema, Warum werden Menschen hülfsbedürftiger als Thiere geboren? Am Ostersonntage: vom Werthe der Morgenstunden. An Festtagen sollte man durchaus vom Feste oder von dem, was unmittelbar damit zusammenhängt, predigen. Dieser Ausstellungen ungeachtet verdienen diese Predigten, der oben gerühmten Eigenschaften wegen, unter den Glaubensgenossen des Vfs. alle Empfehlung.

— B —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

JUNIUS 1814.

GESCHICHTE.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiesner: *Tagebuch eines deutschen Officiers über seinen Feldzug in Spanien im Jahr 1808.* Herausgegeben von *P. J. Rehfues,* Hofrath des Kronprinzen von Wirtemberg. 1814. XXXII u. 300 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *R.* hat sich bey der Herausgabe dieses Tagebuches, welches bereits in dem *europäischen Magazin für Geschichte, Politik und Kriegskunst* u. s. w. (bey Riegel und W. Jahrg. 1813) abgedruckt, und auch in unseren Blättern (1813. No. 224) mit Beyfall genannt worden ist, durch die hinzugefügten Nachrichten von den Lebensumständen des Vfs., des grofsherzogl. badischen Obristlieutenants und Generaladjutanten *Ludwig von Grollmann*, um das Publicum verdient gemacht. Mit Schmerz erfährt der Leser daraus, dafs der Mann, welcher durch einen hohen Grad von Bildung uud durch den liebenswürdigen Charakter, der sich anspruchlos in diesen Blättern entwickelt, seine Achtung und seinen wärmsten Antheil in gleichem Grade gewinnen mufste, in der Mitte einer thätigen Laufbahn, und in einem Alter von 37 Jahren, ein Opfer des unglücklichen Feldzuges in Rufsland geworden ist. Er starb an den Folgen der ausgestandenen Beschwerden im Januar 1813 zu Willna, in der Gefangenschaft.

Das Tagebuch enthält die Begebenheiten, Bemerkungen und Erfahrungen des Vfs. während seines Feldzuges in Spanien, vom 13 Oct. 1808, wo er von Bayonne ausmarschirte, bis zu seinem Übergang über die Bidassoa, auf dem Rückwege nach der Heimath, am 22 März 1809. Hr. *v. G.* giebt keine Geschichte der Operationen des Krieges, an welchem er nur in einem kurzen Zeitraum und nicht auf dem Schauplatz der Hauptbegebenheiten Antheil nahm. Der künftige Geschichtschreiber darf jedoch dieses Werk nicht unbenutzt lassen. Es wirft ein helles Licht auf die Führung des Krieges, die so oft in den grösseren Beschreibungen übersehen wird, und aus welcher sich doch allein der Geist eines Krieges auffassen läfst. Ganz charakteristisch ist das Gemälde des Treffens bey Zornoza (S. 53 ff.), indem es die Fechtart der Franzosen gegen die Insurgenten darstellt. Einen entschlossenen Angriff hielten diese nicht aus. Der Vf., damals Major und Bataillonschef, führte eine Abtheilung des Vortrabs; Cavallerie konnte in dem Gebirgslande gar nicht gebraucht werden. Der Feind hatte sich auf der Fläche eines steilen Bergrückens vortheilhaft aufgestellt, gerieth aber in Verwirrung, als die leichte Infanterie den Abhang erstieg. Man mufste in der Entfernung eines Flintenschusses anhalten, weil noch einige Abtheilungen zurück waren. „General Blake ritt zwischen den Linien (der Spanier) herum, und gab sich viele Mühe, die Ordnung herzustellen. — Bey uns waren der Marschall (Lefebvre), der Divisionsgeneral Leval, und der Brigadegeneral Pactold, der die Colonne zur Rechten commandirte. Alle Generale und Stabsofficiere waren zu Fufs, mit grofsen Eichenknitteln bewaffnet, die unsere Sappeurs hauen mufsten u. s. w." —

Ein grofser Vorzug des Werkes besteht in den lebendigen Schilderungen, die, ohne den Aufwand malerischer Beschreibungen aus der einfachen, oft nachlässigen Erzählung hervorgehen, ohne dafs der Vf. sich des Reichthums seiner Darstellungen bewufst gewesen zu seyn scheint. Sie mögen Begebenheiten, Naturschönheiten (S. 6 und 37 ff.), Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, Familienscenen (S. 25), oder die handelnden Personen zum Gegenstande haben: überall sind die scharf bezeichnenden Züge aufgefafst, und indem diese sich ungezwungen in die Geschichte des Tages verflechten, fühlt der Leser sich auf den Schauplatz versetzt; er lebt das Leben des Soldaten mit, er macht die Erfahrungen selbst, und die Bemerkungen werden ihm nicht mitgetheilt, sondern aus seinem eigenen Urtheil hervorgerufen.

Die Beschreibung von Madrid ist die umständlichste, welche der Vf. liefert. Er suchte dort die Bekanntschaft seiner Hausleute (S. 269), so sehr sie sich Anfangs dagegen sperrten. „Der Mann war ein uralter spanischer Generallieutenant, der von einer ansehnlichen Pension mit seiner Tochter, einer Wittwe, bequem gelebt hatte, und jetzt am Hungertuch nagte, da man ihm seine Pension nicht auszahlte, und seine kleinen Güter verwüstete. Als ich Einmal, trotz dem zuletzt auch geschmeidig gewordenen Drachen von Tochter, bis zu ihm gedrungen war, behandelte er mich mit der Offenheit und Freundlichkeit, die alle braven Krieger unter jedem Klima einander näher bringt. Er führte mich, traulich auf mich gestützt, bey einer artigen Familie auf, die im oberen Stock wohnte. Darunter war eine gescheide Frau, mit der ich mich gut unterhielt, nachdem ich den Leuten begreiflich gemacht hatte, dafs ich als „ein zurückkehrender Deutscher" völlig unparteyisch in dem Streit zwischen Frankreich und Spanien wäre. Sie meinte, trotz der Riesenmacht des ersten würde es nicht leicht gelingen, das letzte zu unterjochen.

Glauben Sie, fragte ich, Spanien werde allein einen Kampf bestehen, dem Italien und Deutschland unterlagen? — Die Sache ist nicht nur möglich, antwortete sie stolz, aber höflich, sondern auch ganz einfach. Italien und Deutschland waren voll von Verräthern; in Spanien giebt es keinen."

Schauderhaft sind die Geschichten der Ermordungen, der marternden Verstümmelungen, in welchen die Wuth der Spanier sich an Allen ausliefs, die sie überwältigen konnten, die sie oft durch schmeichelndes Zuvorkommen anlockten, und merkwürdig stechen die häufigen Beyspiele des Fanatismus Einzelner, die sich dem gewissen Tode überlieferten, um den Feind nur um Einen Mann zu schwächen, gegen den geringen Widerstand ab, den die Heere auf dem Schlachtfelde leisteten.

Von den Verwirrungen, welche aus einer Einrichtung, wo Alles nur mit grofsen Umrissen entworfen, das Einzelne noch durchaus nicht geordnet war, nothwendig hervorgehen mufsten, und von der gleichgültigen Sorglosigkeit mancher Generale bey den Bedürfnissen der Truppen findet man hier Gemälde, die jedem Leser, der nicht bey den französischen Heeren Feldzüge gemacht hat, übertrieben scheinen dürften, und doch nur getreue Darstellungen der Wahrheit enthalten. Der Vf. hatte auf dem unter unaufhörlichen Gefechten zurückgelegten Zuge von dem biscayischen Meerbusen bis Madrid bey dem, aus verschiedenen Truppen zusammengesetzten Vortrab wichtige Dienste geleistet, und sich den Beyfall der Oberen erworben. Bey dem Escurial übernahm General Sebastiani das Commando; der alte, nach dem Leben geschilderte Marschall Lefebvre war, verdriefslich über einige Anordnungen des Kaisers, nach der Hauptstadt gegangen. Der neue Befehlshaber lösete sofort die Avantgarde auf; aber die badischen Regimenter waren noch nicht angekommen, und der Vf. stand nun mit der zu denselben gehörenden Abtheilung plötzlich abgesondert da. Kein Mensch bekümmerte sich um das Häuflein (S. 136 ff.), bey Sebastiani und seinem Generalstab ist wenig Gehör zu finden. — In einem verlassenen Dorfe, welches für die Nacht dem Corps angewiesen war, mufs der Vf., um seine Leute unterzubringen, fünf Häuser beynahe mit dem Bayonnet erobern und behaupten. Am folgenden Morgen folgt er, der bis dahin den Weg gebahnt hatte, der Division Sebastiani. — Eine Stunde vor der Hauptstadt erscheinen Adjutanten; die Colonne, die vier Leguas gegen Madrid marschirt war, geht anderthalb Leguas wieder zurück. „Der Kaiser kömmt! Der Kaiser kömmt! lief plötzlich ein unbestimmtes Gerücht durch die Glieder. Jeder putzte sich, so gut er konnte, im Marsch; die Officiere ermunterten ihre Leute zum Vivatrufen. Bey dem Lustschloss *el Pardo* sah ich das Corps auf dem freyen Platze ordnen; nach mir fragte Niemand. Vergebens fragte ich Sebastiani. Ich erhielt nur ausweichende Antworten. — Ich marschirte auf meine eigene Faust jenseits der Chaussee auf, so dafs der Kaiser mich sehen mufste. Kaum war ich vortheilhaft postirt: so kam der nassauische General ..., der erst seit einigen Wochen bey dem Corps eingetroffen war, und noch kein Commando hatte, und bat mich dringend, ihm doch zu erlauben, sich bey meinen Voltigeurs zu präsentiren, weil er sonst kein Mittel wisse, von dem Kaiser gesehen zu werden. Was wollte ich machen? — Ich liefs es geschehen, erhielt darüber nachher die Vorwürfe meiner Officiere, und hatte sie verdient, weil ich mir so die Gelegenheit entgehen liefs, ihnen nützen zu können. Der Kaiser erschien, im Gefolge des Königs und von seiner Grofsen. — Er ging durch die ganze Division, ohne sich lange aufzuhalten. Sebastiani war nur für die Seinigen besorgt, Andere erhielten nichts. — Der K. kam auch zu uns, General ... präsentirte sich als Commandirender, erhielt freundliche Worte, sollte Auskunft geben, und wufste nichts. Der Kaiser erkannte mich und sagte: Ha, sind Sie auch da! Sie sind gelobt worden. Wo sind Ihre Regimenter? Wie stark sind sie? Und zu Pferde schwang sich der Monarch, und die Könige und die Fürsten mit ihren Satelliten, und begruben uns in ihrem Staube."

„Wir aber schrieen: Vivat! Auf einmal war Alles wie todt. Da standen die Regimenter, und sahen sich nach einander um. Sebastiani war mit nach der Stadt, und Niemand fragte nach zehntausend Menschen, die, mitten in einem Wald, wie vom Himmel gefallen waren. Endlich suchten sich die Corps, so gut jeder konnte, Lagerplätze. Auch ich that desgleichen, und fand ein hübsches Plätzchen, wo ich mit Niemanden in Collision kam. Aber da war kein Brod, kein Holz, keine Fourage. „Woher nehmen? — Wir wissen's nicht. — Frag' einer den Sebastiani. — Der war in der Stadt." Und in Zeit von einer halben Stunde loderten himmelhoch die Flammen der Lager, und mancher Braten drehete sich daran. Alle Tische, Stühle, ja selbst Dachsparren von el Pardo, die Ölkufen nicht zu vergessen, ernährten die Flammen unserer höllischen Küchen; in keinem Hause blieb ein Nagel fest, die Pferde standen in den Stuben und frafsen das zurückgebliebene Stroh. Kaum wurde das Hauptgebäude des königlichen Schlosses hinter dreyfachen Wachen verschont, obgleich der König darin wohnte."

„Den 9 Dec. war es schon lange Tag, und Niemand wufste, was aus uns werden sollte, u. s. w." — — Rec. kann, um die Anzeige nicht gar zu weit auszudehnen, das nachfolgende Gemälde der Verwirrung in Madrid, wohin der Vf. geritten war, um für seine Leute doch Etwas zu erhalten, und die charakteristischen Züge der am zweyten Tage erfolgten Revüe, so sehr sie es verdient hätten, nicht abschreiben. Aber wie manche Betrachtungen dringen sich nicht bey solchen Schilderungen dem Leser auf! Welchen grofsen Antheil hat nicht das auf gar keine Verpflegung Rücksicht nehmende Kriegssystem an den Verwüstungen, die jeden Schritt der französischen Heere bezeichnen! Welche Truppen müssen unter solchen Umständen nicht verwildern,

und wie ist es da noch möglich, die Grenze zu ziehen, wo die Noth nicht mehr entschuldigt! Der Himmelsstrich, der im December auf den Höhen von Castilien nicht sanft war, kann doch mit dem Klima der Nordländer nicht verglichen werden. Ohne Nahrungsmittel, ohne andere Bedeckung, als die schnell abgenutzten Kleidungsstücke, ohne Holz (denn die Bäume eines Waldes erfodern Werkzeuge, die man im Kriege nicht bey sich führt, um dazu dienen zu können), unter freyem Himmel sich selbst überlassen, was bleibt da dem Soldaten übrig, als Verwüstung, um sich das Leben zu fristen, und was können, auch bey dem besten Willen, die Officiere thun, wenn der Drang des Bedürfnisses den Gehorsam aufhebt und den Untergebenen zum Barbaren macht!

So lange in den französischen Heeren, in den Graden der Brigadegenerale, Obristen und Bataillonschefs, noch ein Stamm mitunter beschränkter und pedantischer Unterbefehlshaber sich erhalten hatte, welche der Kaiser wohl zu schätzen wusste, aber nicht selbst erziehen konnte, bewahrte sich wenigstens noch die innere Ordnung, und das Übel wirkte nur nach aussen. Der Vf. schildert einen solchen Mann in dem General W., mit welchem er eine zeitlang in Berührung stand (S. 217 u. f.), sehr richtig. So wie diese wenig gekannten Stützen in den ununterbrochenen Kriegen aufgerieben wurden, griff auch das Verderben der aufgelöseten Kriegszucht mit zerstörenden Fortschritten um sich, und liess schon in dem Feldzuge an der Donau die späteren Erfolge ahnden. Das letzte Jahrzehend hatte nur eine geringe Anzahl recht geschickter Officiere, und kaum einen eigentlichen Feldherren gebildet; die vorzüglichsten stammten aus einem früheren Zeitraum her. Muth, blindes Vertrauen auf Glück, und vor allem die Gewissheit, nie für die ungeheuersten, selbst fruchtlosen Aufopferungen Verantwortlichkeit fürchten zu dürfen, ersetzten bey sehr Vielen Talent und Erfahrungen, und gaben ihnen das Übergewicht über Gegner, die bey jedem gewagten Schritt durch Rücksichten gehemmt würden. Unter der übermüthigen und verzogenen Jugend der Generalstäbe standen vereinzelt einige gute Ingenieure; aber es fehlte darin ganz an geschickten Feldofficieren, und in Spanien, wie in Russland, brauchte man vorzugsweise gern Officiere der verbündeten Deutschen zu wichtigen Recognoscirungen, und zu allen solchen Aufträgen, welche Gewandtheit, Kenntnisse und Übung erfoderten. — In dem Zeitpunct dieses Tagebuches war das Umsichgreifen der inneren Auflösung noch weniger merklich; aber der Vf. deutet oft daraufhin. Die Wuth der Zerstörung raubte der Armee alle Hülfsmittel, und mancher Fehler der spanischen Anführer konnte bloss aus dieser Ursache nicht benutzt werden. Aber auch die Fehler der französischen Generale werden durch die Langsamkeit und das Misstrauen der Spanier und Engländer aufgewogen; noch ist es ein Angriffskrieg, der Schimmer neuer Unternehmungen bringt den nicht geachteten, noch immer ersetzten Verlust bald wieder in Vergessenheit, und bey dem Charakter der Franzosen ist es die grosse Kunst des Kaisers (S. 149 ff.), sich stets im Mittel aller Hoffnungen, aller Wünsche zu erhalten, stets als die Sonne des Ruhms und des Glücks unter der ungeheuren Masse aufzugehen, welche das schlecht zusammenhängende Ganze belebt und beseelt, und das Unglaubliche möglich macht, dass, wenn es Entscheidung gilt, alle Glieder der in ihren Fugen längst wandelbar gewordenen Maschine sich schnell ordnen, mit Anstrengung und Einheit in einander greifen, und sich der Erreichung des nahe vorgesteckten Zieles mit Heldenmuth und Enthusiasmus opfern. Aber auch schon da ist es vorauszusehen, dass Alles in ein unförmliches Chaos zusammenstürzen müsse, sobald einmal ein unglücklicher Erfolg die Strahlen dieser Sonne verdunkeln würde.

Rec. hat das Tagebuch nicht mit den im europäischen Magazin gelieferten Abschnitten vergleichen können; doch glaubt er sich zu erinnern, dass es dort schon vollständig eingerückt ist. Hat es Veränderungen erlitten: so beschränken sie sich vorzüglich auf die Rechtschreibung, und gereichen so wenig, als die häufigen Druckfehler, der gegenwärtigen Ausgabe zum Vortheil. — Die Beschreibung der biscayischen Fuhrwerke (S. 13) wird nur verständlich, wenn man Z. 13 *Speichen* statt *Felgen* liest. — Der Herausgeber gebraucht das Wort beyläufig für ungefähr; er schreibt Fatiken, weiser Wein, zurückwiechen, forziren für überwältigen, forzirter Marsch, und nur S. 191 ist ein einziges Mal forciren stehn geblieben. Die Gewaltmärsche oder Gewaltzüge sind mit Recht vermieden worden, gegen den schlichten Erzählungton des Vfs. würden sie gar zu poetisch abstechen; aber wenn einmal verbessert werden sollte: so hätten sie sich allenfalls durch angestrengte Märsche ersetzen lassen; das eingeschwärzte z kann weder dem fremden Worte das deutsche Bürgerrecht geben, noch zur Bestimmung der richtigen Aussprache dienen. Kf.

HANAU, b. d. Vf. u. in der Buchhandlung des Waisenhauses: *Die Belagerung und Entsetzung der Stadt Hanau im dreyssigjährigen Kriege.* Ein Beytrag zur Geschichte jener Zeiten, nebst einer Schilderung des Jahrfestes dieser Begebenheiten vom 13ten Juni 1811, verfasst und herausgegeben von *Bernhard Hundeshagen.* 1812. 110 S. 8.

Nach der, am 7 Sept. 1634, für die schwedischen und weimarischen Truppen, unglücklich ausgefallenen Schlacht bey Nördlingen, verbreitete der schleunige Rückzug der Geschlagenen gegen den Main und Rhein des dreyssigjährigen Kriegs verheerende Ungewitter von neuem über die Gegenden der Wetterau. Die Stadt *Hanau*, in welche die, daselbst über den Main nach der Pfalz abziehenden Schweden noch in der Eile eine Besatzungsverstärkung warfen, sah nun einer Belagerung von der siegreichen kaiserlichen Armee entge-

gen, die den Belagerten um so trübere Aussichten darbot, je misslicher damals die Lage der Schweden und ihrer Verbündeten überhaupt war. Aber keine Schreckensbilder der unglückdrohenden Zukunft, nicht die drückendsten Leiden und Plagen innerhalb der Festung, die gewöhnlichen Begleiter langdauernder Belagerungen, konnten den Commandanten der Stadt, Generalmajor *Ramsay*, einen durch Standhaftigkeit, Mannszucht und Unternehmungsgeist ausgezeichneten Krieger, und die treuen Bürger Hanau's in ihrer ausdauernden Anhänglichkeit an die Sache der Evangelischen wankend machen, und sie zur Übergabe der Stadt bewegen. Das Elend in derselben stieg, besonders seit dem Monat September 1635, wo die engere Einschliessung und förmliche Belagerung durch den kaiserl. Generalwachtmeister *von Lamboy* begann, bis auf den höchsten Gipfel. Es konnte nicht fehlen, dass bald Mangel einbrach, indem eine grosse Anzahl Bewohner vom Lande sich in die Stadt geflüchtet hatte, und diese überfüllte. Die Noth wurde noch vergrössert durch das Einwerfen von Feuerkugeln und sogenannten Bettelsäcken, welches letztere Zerstörungsmittel aus gepichten und zusammengeflochtenen, inwendig mit Eisen, Pulver und Kugeln gefüllten Seilen bestand, die unter dem Brennen nach und nach losgingen. Aber *nulla calamitas sola;* zu diesen Plagen der beängstigten Einwohner gesellte sich noch die fürchterlichste unter allen, die Pest. Je überladener die Stadt war: desto um sich greifender und verheerender wurde das Übel. Täglich sollen, nach der ausdrücklichen Bemerkung der Todtenregister, siebenzig bis hundert Personen gestorben seyn, und die Totalsumme der Hinweggerafften wird auf 22000 angegeben, eine Zahl, die wohl etwas übertrieben ist. Alle diese Prüfungen ertrugen Hanaus edle Bürger, unter dem Druck einer Menge anderer Leiden und Aufopferungen, bis zum 13 Jun. 1636, wo der, durch heimlich aus der Stadt geschickte Boten, aufgefoderte Landgraf von Hessen, *Wilhelm V*, jener bekannte standhafte Vertheidiger der protestantischen Sache, ihr zu Hülfe eilte, und sie glücklich entsetzte. Seitdem wurde der Jahrstag dieser Begebenheit jährlich am 13ten Juni in Hanau gefeyert.

Die Feyer dieses Tages im Jahr 1811 gab Hn. *H.* Veranlassung, einer Schilderung dieses Festes auch die Geschichte der Belagerung und Entsetzung seiner Vaterstadt im dreyssigjährigen Kriege in obiger Schrift voranzuschicken. Beides ist dem Vf. gelungen. Ein unterhaltender Ton der Erzählung, und eine lebendige Darstellung machen seine Schrift zu einer angenehmen Lectüre. In der *Geschichte* hat er, mit Benutzung der darüber im *Theatro Europaeo* enthaltenen Bemerkungen, und anderer früherer Versuche von *J. G. Besserer* (1656), von *J. D. Hake* (1695), von *J. P. Breidenstein* (1767), und eines Aufsatzes im hanauer Magazin v. J. 1778, viele auf Localitäten sich beziehende Specialien eingewebt, die für die Bewohner der Stadt und Grafschaft Hanau sehr interessant seyn müssen. Aber auch der Nichtkenner jener Stadt und Gegend wird diese Schrift nicht unbefriedigt aus der Hand legen, besonders da sie Gelegenheit giebt, zu nützlichen Parallelen zwischen dem Schicksal jener Stadt in der Vorzeit und dem mancher deutschen Städte während der verhängnissvollen Tage der jüngst verflossenen Zeit. Solche Schriften haben viel Beruhigendes und Aufrichtendes für den, der ähnliche bittere Erfahrungen machen musste. Das *Gemälde des Festes* hat Hr. *H.* ebenfalls mit Geschicklichkeit entworfen. Die Schilderung ist natürlich, und spricht die Phantasie des Lesers leicht an; der Ton darin ist abwechselnd, bald ernst und feyerlich, bald munter und launig, mitunter auch strafend, je nachdem es die vorüberziehenden Gegenstände erfoderten. — Einige eingeschlichene Sprachunrichtigkeiten merkt Rec. um desswillen an, weil der Vf. hinfort, bey einiger Aufmerksamkeit, dergleichen leicht vermeiden wird. S. 20: Zwey Croatenregimenter wurden *des Überfalls* gewahr. S. 21 und an mehreren anderen Orten schreibt Hr. *H. Wacht*, anderwärts wieder das richtige *Wache*. S. 23: Sie *verbrannten* die reifen Früchte mit *Feuer*, soll wohl heissen *sie verwüsteten* u. s. w. Überall ist *während* mit dem Dativ construirt, da es doch bekanntlich den Genitiv erfodert. S. 37 steht *die* Maas, S. 38 richtiger *das* Maas. S. 68: Nachdem der Landgraf seine Soldaten sich etwas *ausruhen und erfrischen gelassen*, ist undeutsch. S. 69: *Gerochen* statt *gerächt*, ein Fehler, den freylich auch viele berühmte Schriftsteller begehen. — Rec. schliesst mit dem Wunsche, dass Hr. *H.* fortfahren möge, auch ferner seinen schriftstellerischen Fleiss der vaterländischen Geschichte zu widmen. Seinen Beruf dazu hat er schon durch mehrere Versuche bewährt.

— P —

NEUE AUFLAGEN.

Tübingen, b. Osiander: *Entwurf eines neuen Rituals für katholische Geistliche bey ihren Amtsverrichtungen.* Von *Beda Pracher*, Pfarrer in Schörzingen und Decan des Landcapitels Ebingen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Erster Theil. 1814. X und 238 S. Zweyter Theil. 230 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (Die erste Auflage erschien 1805 bey Heerbrandt in Tübingen ohne des Verfassers Namen.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Taschenbuch für Landwehrmänner, taktischen Inhalts*, von *F. W. Schrader*, Dr. und Privatlehrer der mathematischen Wissenschaften zu Göttingen, vormals kurhannöverischem Officier. Mit vier Kupfertafeln. 1814. XVI u. 184 S. 8. Broschirt. (16 Gr.)

Der Vf. bewährt sowohl in der Zueignung an den Herzog von Cambridge, als auch in der Vorrede und am Schluss des Buches, seine patriotischen Gesinnungen. „Nur reine Gefühle und Liebe fürs Vaterland haben dieses Werkchen veranlasst", sagt er in dem lapidarischen Eingang der Zueignung; er rechnet daher auch auf die „Gerechtigkeit, welche bey allen Unvollkommenheiten des Buches man seiner guten Absicht widerfahren lassen werde, auf die Anerkennung des guten Willens, der bey seiner Arbeit zum Grunde gelegen habe."

Er hat sein Buch, welches „nur Anfangsgründe in Bruchstücken aus der reinen Taktik" enthalten soll, den Landwehrmännern des Kurfürstenthums Hannover, und auch „nur denen unter ihnen eigentlich gewidmet, die, herausgerissen aus ganz anderen Verhältnissen, und unbekannt mit demjenigen, was zum Soldaten gehört, die militärische Laufbahn gleich mit dem Grade des Unterofficiers, oder gar des Officiers, anzutreten haben." Der Verlegenheit dieser Männer, die er recht kläglich zu schildern weiss, eilt er „durch ein kleines Taschenbuch, aus welchem sie wenigstens in gedrängter Kürze einen Begriff von Taktik erhalten," abzuhelfen, und ist zufrieden, wenn es „auch weiter keinen Nutzen stiftet, als dass der angehende Soldat nur eine richtige Idee von der Sache bekömmt."

Damit wäre auch allerdings schon Etwas geleistet, und man würde dem Vf. die Lücken in seiner Anweisung nachsehen, wenn nur die Richtigkeit der gegebenen Ideen zugestanden werden könnte. Leider lässt sich das von einem Buche nicht rühmen, in welchem selbstgefälliger Dünkel mit der Sprache der Bescheidenheit dürftige und unvollständige Erinnerungen aus veralteten Reglements als wichtige Lehren anpreiset, und, indem er in seinen Abhandlungen von längst zurückgelegten Grundsätzen ausgeht, die Unerfahrenen zu irrigen Begriffen verleitet. Wenn man die schleppenden Übergänge und Einleitungen, und das viele leere Geschwätz über die Schwierigkeit des Gegenstandes abrechnet: so beschränkt sich die sparsame Ausbeute auf die Entdeckung des Geheimnisses einiger Corporalsvortheile bey der Abrichtung der Recruten, die aber, wie z. B. (S. 35) das Zählen: *Ein und zwanzig, zwey*, da sie ohne Erläuterung als: üblich, angeführt werden, dem Anfänger unverständlich sind, und auf die Beschreibung willkührlicher, irgendwo eingeführt gewesener Eintungen, welche, ohne eben musterhaft zu seyn, unbedenklich als allgemein anerkannte Regeln aufgestellt werden. Der Vf., der sich doch eine bestimmte Classe von Lesern gedacht haben will, unterrichtet mit gleicher Zuversicht bald den Feldherrn, bald den völlig unwissenden Recruten. Er findet nöthig (S. 4), zu erklären, dass die Infanterie zu Fuss, und die Cavallerie zu Pferde diene; Artilleristen aber sind ihm schlechtweg: Geschützkünstler, eine Benennung, die doch wohl nicht auf Alle, welche das Geschütz bedienen, angewendet werden kann. — Schwerlich wird es irgend einen Leser geben, der (S. 5) erst lernen müste, dass im Militärstande die Vorgesetzten Officiere genannt werden, und sonderbar sticht gegen eine solche Belehrung die Abhandlung des Vfs. über die bey der Besetzung der *Stabsofficierstellen* u. s. w. nothwendigen Rücksichten, und über die Leichtigkeit ab, mit welcher der Unerfahrne die erfoderlichen Kenntnisse erlangen werde, „wenn nur jene Männer die Gabe haben, ihm, der auch ihr Camerad ist, das A B C beyzubringen" (S. 15). Die Functionen vertheilt Hr. S. mit seltsamer Willkührlichkeit; den zweyten Compagnieofficier, denn dass es auch einen Dritten geben könne, wird gar nicht erwähnt, macht er (S. 9) zu einem blossen *Capitaine d'armes*, und sein Urtheil über die Cavallerie (S. 12) kann wohl nicht zur Verbreitung richtiger Ideen dienen. — Den angehenden Landwehrmännern sind des Vfs. Gedanken über die Bekleidung des Soldaten völlig unnütz. Wo übrigens der *Kipps* des Tschakos sitze, und was mit der Behauptung (S. 20): „Lange Schösse (Rockschösse) sind ganz überflüssig, denn sie bedecken doch nur solche Theile, in denen wenig Gefühl zu suchen ist," eigentlich gemeint sey, ist unerklärt geblieben; dem Neuling hätte aber billig gesagt werden sollen, was für nothwendige Stücke im Tornister geführt werden.

Zu den ganz veralteten, und irrige Begriffe gebenden Anweisungen gehören: Das Rechtshalten des Kopfes; die Weitläuftigkeit der Wendungen, die durch das (S. 26) verschmähete Rechtsherstellen längst vereinfacht worden sind; die Vorschrift, sich bald

auf dem rechten, bald auf dem linken Fuſse zu wenden, da doch beynahe allgemein zur Festhaltung des Platzes der linke Fuſs zum Drehpunct angenommen worden ist; die steife Richtung; die unnütze Terminologie von Rottmeister und Rottenschlieſser (S. 31), wobey die Erklärung, daſs eine Reihe hinter einander stehender Männer eine Rotte genannt werde, falsch ist, weil sie bey einer Colonne sich auf die ganze Tiefe ausdehnen würde, und doch nur von den hinter einander stehenden Mannschaften in den zwey oder drey Gliedern Einer Abtheilung gebraucht wird; die in den neueren Zeiten zur Seltenheit gewordene Vorschrift, das Drehen der Köpfe auf Commando bis zu einer solchen Fertigkeit einzuüben, „daſs es das Ansehen gewinnt, als wären alle *Köpfe an Einem Drath* befestigt" (S. 33) (!!); — die wiederholt eingeschärfte Pedanterey des Minutenschrittes, und der steifen Schwenkungen, bey welchen noch dazu falsche Regeln angegeben werden, denn der Vf. weiſs nicht, daſs das Feldgeben zur freyeren Bewegung der Linie dienen soll; der groſse Abscheu gegen Inversionen, oder die Fronte des dritten Gliedes, selbst bey einem unerwarteten Angriff im Rücken, wo die empfohlene weitläuftige Evolution gar nicht auszuführen ist, und endlich die aus einem Wust zum Theil lächerlicher, zum Theil schädlicher, und im Ganzen in der Ausführung nicht anwendbarer Vorschriften hervorgehende Folgerung (S. 48): „dieses ist ein Beweis für die Wahrheit des Satzes, daſs der Soldat in Reih und Glied *Maschine* seyn, und zu Allem erst das Commando erwarten müsse."

Nach diesen ausgehobenen Belegen des von Rec. gefällten Urtheils, wird man ihm hoffentlich die weiteren Beweise von der völligen Unbrauchbarkeit dieses Buches gern erlassen. Er könnte deren noch eine Menge aus den Evolutionen des Vfs., dem Meisterstück einer Directions-Veränderung der Linie, welches auf dem ersten Plan nach den Grundsätzen des Wechselwinkels durch eine Figur deutlich gemacht wird, aus den Vorschriften desselben über die verschiedenen Feuer, oder, wie er, als ob vom Heitzen eines Ofens die Rede wäre, schreibt, Feuerungen, über den Dienst im Lager, über Märsche, Convoy's, Bivouacq's u. s. w. anführen.

Der Artillerie ist ein eigener Abschnitt gewidmet. So gelehrt jedoch der Vf. auch von Caliber und Schuſsweite zu sprechen weiſs: so scheint er doch mit den Geschützkünstlern nicht recht vertraut geworden zu seyn. Aus seiner, durch einen Kupferstich erläuterten Beschreibung der congrevischen Raketen erfährt man nicht, wie sie geworfen werden.

Den Abschnitt VIII fängt er mit dem Ausruf an: „Auch Kriegsbauwissenschaft? Davon hatten wir doch nichts vermuthet! So wird vielleicht mancher Leser denken u. s. w.", und nach einer langen Vorrede entschlieſst er sich, „dem wiſsbegierigen Laien durch die Mittheilung einiger Anfangsgründe eine deutliche (?) Ansicht der Sache zu verschaffen." Er belehrt ihn zu dem Ende mit Hülfe der beygefügten Plane, wie man Bastione und Polygone verschiedener Art *auf dem Papier* zeichnen könne. Bey diesem Gegenstande reiſst ihn sein Genius hin. Um einen Dorfkirchhof zu vertheidigen (S. 161), legt er weitläuftige Verschanzungen an: er macht Dörfer zu vollkommenen Vestungen (S. 195); um einen Damm zu behaupten (S. 170), werden zahlreiche Redouten und Blockhäuser erbauet; er eröffnet (S. 173) Laufgräben, um ein vom Feinde besetztes Haus anzugreifen, die *Fortification royale* und die Feldbefestigungskunst mischen sich in seinen Anweisungen durch einander, es fehlt ihm dabey weder an Truppen noch an Geschütz; aber er vergiſst, dem Anfänger, dem doch Aufträge von solcher Wichtigkeit nie anvertraut werden, die praktisch nützliche Anweisung zum Aufwerfen einer *Flèche* zu geben. Feldwachen und Patrouillen sind ihm Nebendinge, und in einem für Landwehrmänner bestimmten Werke ist auch nicht ein Wort vom Plänkeln oder Tirailliren gesagt. Nicht einmal der Name dieses wichtigen Gegenstandes kömmt in dem ganzen Buche vor. Wer es gekauft hat, muſs sich mit dem recht hübschen Titelkupfer, und mit dem guten Willen und den angehängten heiſsen Segenswünschen des Vfs. begnügen; Unterricht wird er vergebens darin suchen.

Kf.

ERDBESCHREIBUNG.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: Freyherrn *S. G. Hermelin's*, königl. schwed. Bergraths, *Minerographie von Lappland und Westbothnien*, nebst einem Auszuge aus *Wahlenberg's Topographie von Kemi-Lappmark*. Aus dem Schwedischen mit einigen Anmerkungen von *Johann Georg Ludolph Blumhof*, d. WW. Dr., groſsherzogl. hessischem Hofcammerrathe u. s. w. Mit drey Kupfertafeln. 1813. X u. 179 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Original, welches den Hauptgegenstand dieser Übersetzung ausmacht, führt den Titel: *Försök till Mineralhistoria öfver Lappmarken och Vesterbotten;* af Friherre *S. G. Hermelin*. Stockholm 1804. 70 S. 4. Der Vf. ist derselbe, welcher sich durch Herausgabe vieler Charten von Schweden, so wie durch die Urbarmachung groſser Districte in Lappland, um sein Vaterland die gröſsten Verdienste erworben hat. Bey Herausgabe dieser Schrift war es nicht seine Absicht, eine erschöpfende mineralogische Geographie von Lappland und Westbothnien zu liefern, sondern vielmehr eine genauere Kunde der in diesen Gegenden vorkommenden Erzlagerstätte zu verbreiten. Aus diesem Gesichtspuncte muſs man daher auch, um nicht ungerecht zu seyn, sein Buch beurtheilen, welches nicht ganz in dem Geiste der neueren Fortschritte der Mineralogie abgefaſst ist, und worin man am wenigsten genaue geognostische Aufschlüsse erwarten darf.

„Das schwedische Lappland enthält" — sagt der Vf. in der Einleitung — „ansehnliche Vorräthe

von Eisenstein, Anzeigen auf Kupfererze, und an einigen Stellen silberhaltige Bleyerze. Besonders ist in dieser Hinsicht ein Theil von Torneå-Lappmark, nämlich Jukkasjärvi Kirchspiel, ferner Luleå, und ein Theil von Piteå-Lappmark, bekannt. Dagegen sind bisher in Kemi-Lappmark, oder in Enontekis Kirchspiel von Torneå-Lappmark, noch keine Spuren von Erzanweisungen entdeckt worden. Die Ursache davon scheint die Beschaffenheit des Landes zu seyn, welches aus sandigen Haiden, morastigem Boden, bedeckt mit Hügeln, woran selten eine anstehende Gebirgsart wahrzunehmen ist, besteht. Wenn aber in diesen Gegenden die Gebirgsart zu Tage ansteht, alsdann besteht sie theils in den niedrigen Bergen aus Granit, theils in den Fjällen aus allgemeinen Gebirgsarten, nämlich aus Glimmer und Quarz in stärkeren oder schwächeren Schieferlagern, ohne Kalkstein oder andere Steinarten. Der erzführende Strich Lapplands scheint sich also von N. W. nach S. O., oder von dem Fjällrücken bis zum bothnischen Meerbusen in Torneå- und Luleå-Lappmark zu erstrecken. In den angrenzenden Theilen der westbothnischen Kirchspiele findet sich an verschiedenen Stellen Schwefelkies, etwas zerstreutes Kupfererz, und eisenhaltige Steinarten; nur sind sowohl dort, als in den südlichen Kirchspielen Westbothniens keine schmelzwürdigen Erze, ausser Eisenstein in Ober-Torneå an der lappländischen Grenze, gefunden worden." — Nach dieser allgemeinen Übersicht geht der Vf. nun die Lappmarken nach ihren verschiedenen Kirchspielen, und dann Westbothnien auf gleiche Weise durch.

Torneå-Lappmark. Das Kirchspiel *Jukkasjärvi. Svappavaara* ist besonders merkwürdig wegen seiner Kupfererz- und Eisenstein-Lager. Auf den Erzlagern hat man bey der Grubenarbeit grosse lose Steinmassen eingeschlossen gefunden. Sie bestanden aus lockerem körnigem Quarz mit häufigem feinem Glimmer und etwas Topfstein, inwendig aus verschiedenen convexen Schaalen mit Ablösungen von Glimmer und zu innerst aus einem etwas härteren Kern von Quarz und Glimmer. In einem von diesen Steinen fand sich zum Theil verwitterter Schwefelkies. Auf diesen Lagern ist u. A. auch gediegen Gold gefunden worden. Unter den verschiedenen, einbrechenden Fossilien wird auch ein verhärteter, graugrünlicher *Thon*, von kugel- oder *granatförmiger* Gestalt, aufgeführt, welcher vor dem Löthrohr eine Isabellfarbe erhält, und nachher zu einer schwarzen Schlacke schmilzt. Was für ein Mineral mag dieses seyn, da es nicht wohl ein *Thon*, in der gewöhnlichen Bedeutung, seyn kann? — *Luossavaara.* Der oberste Theil dieses Berges ist nackter Felsen, ohne etwas Erde oder Stein; aber die Abhänge sind mit tiefer Dammerde bedeckt. So viel man vom festen Gebirge sehen kann, nämlich 50 bis 60 Lachter lang, und 34 Lachter breit, besteht blos aus reinem Eisenstein. Einige haben dafür gehalten, dass der ganze Berg eine Eisenmasse sey. Der Eisenstein ist überall derb, magnetisch, und hält 64 p. C. Eisen. Man hat gute Magnete von daher erhalten. Die Eisensteingruben von *Junosuvando*, und der dortige Hohofen, liegen auf der Grenze zwischen Lappland und dem Kirchspiele *Öfer-Torneå*, so dass die Grenzlinie über die Gruben und den Hüttenplatz geht. Das Eisenstein-Lager (denn dass es, wie die mehresten Eisenstein-Lagerstätten in Norden, ein *Lager*, und nicht, wie im Original steht, ein *Gang* ist, davon überzeugt die ganze Beschreibung) ist etwa auf 60 Lachter Länge, bey ungleicher Mächtigkeit, aufgefahren. Die Junosuvando-Gruben sind von jeher für die Eisenwerke zu *Kengis* betrieben worden; diese bestehen aus zwey Hohöfen, wovon der eine bey den Gruben selbst und in *Jukkasjärvi*-Lappmark, der andere, nämlich *Torneåfors*-Hohofen, einige Meilen davon südwärts in *Öfver-Torneå*-Kirchspiel angelegt ist. Auf diesen Hohöfen wurde Eisenstein von *Junosuvando*, *Svappavaara* und *Luossavaara* von Zeit zu Zeit verblasen; indess stieg die jährliche Production, wegen der kostspieligen Eisensteinsfuhr durch Lappen mit Rennthieren, und wegen der Schwierigkeiten eines weiten Waarentransports u. s. w. nicht über 1 bis 2000 Schiffspfund Eisen, welches auf den im *Torneå*-Kirchspiel gelegenen Stabhämmern *Kengis* und *Svanstein* verfrischt wurde. Noch sind die erwähnten ansehnlichen Eisenstein-Niederlagen nicht weiter für das allgemeine Beste, zur Beförderung einer grösseren Bevölkerung des Landes, und zur Vermehrung der Ausfuhr von Landesproducten, benutzt worden. In wiefern diese Zwecke in diesem entlegenen und weitläuftigen Landstriche erreicht werden können, behält sich unser Vf. vor, in einer anderen Abhandlung zu zeigen.

Luleå-Lappmark. Das Kirchspiel *Gellivara*. Der *Gellivara*-Berg ist von mittelmässiger Höhe, einige hundert Ellen höher, als die ihn von allen Seiten umgebenden Moräste und Sümpfe. Er erstreckt sich 8000 Ellen in der Länge von Osten nach Westen. Dieser ganze Bergrücken scheint aus reichem und gutartigem Eisenstein zu bestehen. Allenthalben, wo sich der Berg am Tage zeigt, oder wo man die darauf liegende Erde und Steine weggeräumt hat, findet sich nichts als Eisenstein, und keine taube Gebirgsart. Jedoch scheint das Ganze nicht sowohl ein Stückgebirge aus Eisenstein zu seyn, als eine Verbindung grosser und mächtiger, stockförmiger Lager, die an den mehrsten Stellen 45° gegen N. W. fallen, von einander abgelöst sind, und zuweilen Keile von Quarz und anderen Steinarten zwischen sich haben. Das ganze, höchst merkwürdige Eisenstein-Gebirge ist in zwey Erzreviere, ein östliches und ein westliches, getheilt. In letzterem kömmt unter mehreren Fossilien auch *Korund* vor. Der Eisenstein ist theils Magneteisenstein, theils Eisenglanz. — Das Kirchspiel *Jokkmok*. In dem östlichen Theile scheint die allgemeine Gebirgsart Granit, im westlichen Theile, oder in der Fjällgegend, Glimmerschiefer zu seyn. — Zuletzt noch von *Piteå-Lappmark*, welches aber in mineralogischer Hinsicht nicht so merkwürdig, als die früher beschriebenen Districte, zu seyn scheint.

Westbothnien. — „Dieses Land scheint durch die aufgeschlämmte Erde, welche die grossen Ströme Lapplands hier angesetzt haben, und die Steine und die Erde, die das Meer gegen die niedrigen Bergrücken, woraus die Neigung der lappländischen Berge nach der See zu besteht, am Strande aufgeworfen hat, entstanden zu seyn. Bey diesem Locale giebt es keine bedeutenden Erzlager an Westbothniens klippenreichen und gefahrvollen Küsten. Ebenfalls finden sich keine dergleichen an den Küsten von West-Nordland und Helsingland; in Granit eingesprengter Schwefelkies und eisenhaltige Steinarten sind das Einzige, worauf zuweilen unnöthige Kosten verwendet sind, um Kupfer und Eisenstein zu erschärfen. An den sechs grossen Flüssen, welche 30 bis 40 Meilen weit, beynahe mit 3500 bis 4000 schwedischen Fuss Fall, von den hohen Alpenrücken Lapplands durch Westbothnien ins Meer herabstürzen, nämlich an dem *Umeå-, Skellefteå-, Piteå-, Luleå-, Kalix-* und *Torneå-Elf*, nebst mehreren kleineren, giebt es in Westbothnien grosse zu Wiesen und Ackerfeldern cultivirte Ebenen. In der Mitte zwischen diesen Strömen sind niedrige Berghöhen, Steinhügel, und Moore, und theils nach der Küste zu, theils und hauptsächlich in grösserer Entfernung vom Meere, besteht das Erdreich aus grossen Sandhaiden, Sandhügeln und weitläuftigen Brüchen und Morästen." Hierauf geht der Vf. kurz die einzelnen Kirchspiele durch. Im Kirchspiele *Umeå* zeigen die niedrigen Wiesen auf der Südseite der *Umeå-Elf* auf der Oberfläche viel verwittertes Salz. Das Erdreich besteht aus feinem weissgelbem Sande, welcher von Kochsalz und anderen Salzen angeschwängert ist. Unter diesem liegt ein schwarzer, sehr feiner Sand, welcher einen salzigen Geschmack hat, beym Ausgraben hepatisch riecht, und nach dem Trocknen weiss wird. In den Wiesen giebt es verschiedene Mineralquellen, welche eine gelbe Ocher absetzen. — In *Torneå*-Kirchspiel, am *Rotirova-Berge* kömmt ein Lager eines merkwürdigen Granits vor, der, nach der Beschreibung zu urtheilen und auch nach einer beygefügten Anmerkung, sogenannter *Schriftgranit* zu seyn scheint.

Angehängt sind dieser Schrift: *mineralogische und ökonomische Nachrichten von Kemi-Lappmark*, ein kurzer Auszug aus einer sehr interessanten Schrift von *Wahlenberg*, die zu Stockholm im Jahre 1804 unter dem Titel: *Geografisk och economisk Beskrifning om Kemi-Lappmarken*, auf 77 Quartseiten erschienen, und in Deutschland bisher so gut wie gar nicht bekannt geworden ist. Es ist sehr zu bedauern, dass Hr. *Blumhof* nicht die ganze Schrift dem deutschen Publicum mitgetheilt hat, wofür man ihm gewiss nicht minder dankbar gewesen seyn würde, wie für die Übersetzung der ersteren. Aus den wenigen Blättern wollen wir hier nur einige Bemerkungen über die Einwohner des Kirchspiels *Enare* ausheben. Sie sind alle Fischerlappen. „Ihr moralisches Verhalten hat manches Eigene. Sie werden von den dortigen Staatsdienern ihrer Tugend wegen ausserordentlich gerühmt. Der Richter reiset jedes zweyte Jahr durch das Kirchspiel, wobey niemals Gerichtssachen vorkommen, wesshalb das Gerichtsprotocoll auch immer leer bleibt. Zwistigkeiten schlichten sie unter sich auf ihren Dorfgerichten, und Verbrechen kommen nie vor. Die Waaren der Kaufleute werden ihnen meistens unverschlossen geliefert, und das mit aller Sicherheit. Wiewohl sie ihren Priester nur selten sehen: so sind sie doch sehr religiös, und jeden Sonntag versammeln sich Alle an gewissen Stellen des Kirchspiels, wo eine angesehene Person aus ihrer Mitte das Gebet verrichtet. Für die Schweden und die schwedische Regierung hegen sie viele Hochachtung und Liebe." Gern theilten wir hier das Gemälde jener seltenen Gemeinde im hohen Norden ganz mit, wenn nicht schon diese Anzeige beynahe ihre Grenzen überschritten hätte. —

Nur noch ein paar Worte müssen wir über den Antheil hinzufügen, welchen Hr. *Blumhof* an der deutschen Ausgabe der vorliegenden Schriften hat. Seine Übersetzung ist im Ganzen richtig und fliessend. Nur hin und wieder sind wir auf kleine Nachlässigkeiten im Stile uud auf Unrichtigkeiten gestossen. So würde z. B. *Malmstreck* passender durch *Erzstriche, Erzlager*, als (S. 17) durch *Erztrümmer* zu übersetzen seyn, weil man unter einem *Trumm* bergmännisch immer nur einen Theil eines Ganges oder Lagers versteht. *Blodsteensmalm* hat Hr. *Blumhof* immer durch *Glaskopf* übersetzt, da doch die Schweden mit diesem Ausdrucke alle Eisensteine zu bezeichnen pflegen, welche ein rothes Pulver geben. In Lappland kömmt, so viel wir wissen, nirgends Glaskopf vor, sondern *Blodstenmalm* ist in diesem Falle durch Eisenglanz zu übersetzen. *Garhytta* ist (S. 37) durch *Kupferspleissofen* übersetzt; richtiger würde dafür stehen eine *Kupfergahrhütte*, d. i. ein Hüttenwerk, in welchem Kupfer gahr gemacht wird, welches zu *Kengisfors* ohne Zweifel auf kleinen Gahrheerden und nicht in einem Spleissofen geschah. *Speckstén* hat Hr. *Blumhof* (S. 48) durch *Speckstein* übersetzt. Die Schweden verstehen aber gemeiniglich darunter gewisse Abänderungen von *Serpentin*, und in diesem Falle ist damit offenbar *splittriger, edler Serpentin* gemeint. — Von dem Übersetzer sind einige Anmerkungen beygefügt, die derselbe zum Theil aus anderen Schriften, zumal aus der Reise des Hn. *v Buch*, entlehnte, theils von Hn. Prof. *Hausmann* in Göttingen erhielt. Die Charten betreffen die Eisensteins-Läger von *Gellivara* und die Erzlager von *Svappavaara*. Die erstere ist, etwas auf Kosten der Genauigkeit, verschönert. Die dritte Tafel enthält Ansichten vom *Luppiovara* und vom *Yllas Tunturi* im Ober-Torneå-Kirchspiel.

O. a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

PHYSIK.

Carlsruhe, b. Macklot: *Versuche über die Wärmeleitung verschiedener Körper*, von Dr. *Carl Wilh. Böckmann*, Hofrath u. Prof. u. s. w. Eine v. d. holländ. Gesellsch. zu Rotterdam gekrönte Preisschrift. — Mit 2 Kupf. 1812. XIX u. 308 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *B.* liefert in dieser Schrift einen zweyten reichen Beytrag zu den Erfahrungen über die Erwärmung und Abkühlung verschiedener Körper, und sie schliesst sich folglich an seine frühere Schrift über Erwärmung der Körper durch die Sonnenstrahlen aufs schönste an. Ehe wir aber zu der Anzeige der Versuche selbst und ihrer Resultate übergehen, ist es nöthig, den Begriff festzustellen, den der Vf. mit dem Worte *Wärmeleitung* verbindet. Dieser Begriff ist auf doppelte Weise festgesetzt worden: *Ingenhousz* und Andere, denen sich auch der treffliche *Lichtenberg* zugesellte, schrieben einem Körper stärkere Wärmeleitung zu, wenn er die Wärme schneller als andere Körper längs seiner Oberfläche fortpflanzte; dagegen schätzten *Richmann*, *J. T. Mayer* u. A. die Wärmeleitung nach der Schnelligkeit, mit welcher ein Körper in der Luft erkaltet, und nannte die Körper am besten leitend, welche am schnellsten erkalten. Jene fanden es am natürlichsten, unter Wärmeleitung etwas zu verstehen, das der elektrischen Leitung analog sey, oder die Fähigkeit, Wärme durch sich oder an sich schnell fortzupflanzen, Wärmeleitung zu nennen; diese hingegen setzen der Wärmeleitung das *Festhalten* der Wärme entgegen, und denken unter Wärmeleitung sich gleichsam eine Kraft, die Wärme fortzutreiben. Unser Vf. tritt in den Ausdrücken *Mayern* und *Richmann* bey, und seine Beobachtungen betreffen vorzüglich die Abkühlungszeiten erhitzter Körper.

Hr. *B.* liess aus den zu untersuchenden festen Körpern Kugeln, alle von gleichem Durchmesser, verfertigen, und in einer genau die Mitte erreichenden Höhlung die Thermometerkugel befestigen. Diese Körper wurden dann im Sandbade erhitzt, darauf frey aufgehangen, und die Zeiten beobachtet, in welchen das Thermometer von 5 zu 5 Graden herabsank. Sollte bey flüssigen Körpern, Sand und dergl. dieselbe Beobachtung angestellt werden: so wurden sie in Glaskugeln von eben dem Durchmesser eingeschlossen, diese zugestopft, und sonst eben so beobachtet, wie die vorigen. Die vorliegende Schrift enthält die Hauptresultate dieser Beobachtungen nur im Auszuge. Da nämlich alle Angaben für die Abkühlung von 5 zu 5 Graden zu viel Raum erfodert hätten: so sind nur die Abkühlungszeiten von 70 bis 40, von 60 bis 30, von 70 bis 20 Gr. mitgetheilt, und zwar allemal von drey oder mehr verschiedenen Versuchen. — Die Zahl der angestellten Beobachtungen ist überaus gross, und wenn gleich manches Einzelne dieser Beobachtungen für jetzt noch weniger interessant scheinen möchte: so wird doch des Vfs. unermüdlicher Fleiss, so wie seine Genauigkeit, immer den höchsten Dank der Physiker verdienen, und vielleicht werden künftige Zeiten eine Benutzung auch derjenigen Versuche lehren, welche uns jetzt, indem keine deutlichen Resultate daraus hervorgehen, als weniger interessant erscheinen.

Die Versuche, welche Hr. *B.* zuerst mittheilt, sind die Abkühlungszeiten verschiedener Körper in atmosphärischer Luft und die daraus abgeleitete Leitungsfähigkeit, welche als der Abkühlungszeit umgekehrt proportionell angenommen ist. Hier sind aufgeführt: 18 Metalle oder Metallcompositionen, unter denen Wismuth am schnellesten, Eisen am langsamsten die Wärme verliert. Die strengflüssigsten Metalle scheinen (sagt Hr. *B.*) die geringste Leitungsfähigkeit und dagegen die grösste specifische Wärme zu besitzen [jedoch steht die leichtflüssige Composition dem Bley und Zinn an Leitungsfähigkeit nach, Quecksilber dem Bley]. Ferner 40 Steinarten, Erden, Glas u. s. w. Gebrannter Kalk ist als der beste, ungebrannter Kalk und Gyps als die schlechtesten Wärmeleiter aufgeführt; unter den übrigen Körpern, Sand, Erdarten u. s. w. ist keine regelmässige Folge zu bemerken. Denn obgleich im Ganzen die lockeren Erdarten die Wärme schneller verlieren, als die Steine: so steht doch der römische Backstein mitten zwischen den lockeren Erden. Ferner 62 Hölzer, Kohle, Rinden. Im Allgemeinen verlieren die lockeren Holzarten die Wärme am frühesten. — 5 verschiedene Körper, z. B. Phosphor, Wachs. — 5 zur Bekleidung dienende Materien. Weisses Katzenhaar leitet am besten. Dann folgen Eiderdunen, schwarze Wolle, weisse Wolle, Cocons-Seide. — 16 Flüssigkeiten. Atmosph. Luft verliert die Wärme weit schneller als irgend ein tropfbares Fluidum [hiebey liegt indess die Schuld gewiss mit an der zu grossen Ungleichheit der Massen]. Einige nachgetragene Versuche übergehen wir, und fügen nur einige Bemerkungen über die Tabelle bey, welche alle untersuchten Körper nach ihrer Leitungsfähigkeit ge-

ordnet enthält. Diese Tabelle zeigt klar, auf wie mancherley Umstände es bey dieser Eigenschaft ankommen muss, indem die Folge der Körper weder nach Festigkeit und Flüssigkeit, weder nach Härte und Weichheit, weder nach Glätte und Rauhheit, noch nach der specifischen Schwere oder irgend einer anderen leicht in die Augen fallenden Eigenschaft der Körper regelmäfsig erscheint. Da steht atmosphärische Luft zwischen den Holzarten; weisses Katzenhaar mitten zwischen den Holzarten (unter denen also manche die Wärme viel schneller verlieren als das Katzenhaar); Mennig und Zinnober, ja selbst Wismuth noch zwischen den Holzarten, und Wachs als der schlechteste Leiter ganz am Ende, so dass dieses selbst dem Eisen, als dem am schlechtesten leitenden Metalle, nachsteht. — Um den Grund dieser scheinbaren Unordnung zu entdecken, und wenigstens Eine der Wärmeleitung correspondirende Eigenschaft aufzufinden, verglich Hr. *B.* die Folge der Körper nach der Wärmeleitung mit der Ordnung, in welcher sie nach ihrer specifischen Wärme stehen müssen. Hier zeigt sich freylich eine erträgliche Übereinstimmung, und *Mayer's* Regel, dass die Leitungskraft dem Producte aus der specifischen Schwere in die specifische Wärme umgekehrt proportionell sey, scheint sich zu bestätigen; aber dennoch finden sehr erhebliche und auffallende Ausnahmen auch hier Statt, vorzüglich an der atmosphärischen Luft, Salzwasser, Essigsäure u. a. Indess mag die Bestimmung der specifischen Wärme selbst bey manchen Körpern noch einer Berichtigung bedürfen: — ein Gegenstand, durch dessen vollständigere Bearbeitung vielleicht Hr. *B.* sich ein neues Verdienst erwerben und zugleich in den hier behandelten mehr Licht bringen könnte. Aber wenn wir auch diese Übereinstimmung zwischen specifischer Wärme und Leitungsfähigkeit einräumen, so treten aufs Neue Schwierigkeiten ein durch den Einfluss, welche Bedeckung oder Politur und Färbung der Oberfläche auf die Leitungsfähigkeit hat. Unser Vf. theilt einige schätzbare hieher gehörige Beobachtungen mit, deren Zahl vielleicht mit Nutzen vermehrt werden könnte, und dieser Vermehrung wohl bedürfte, um darzuthun, welche Umstände hier die eigentlich bestimmenden sind. Die Versuche wurden mit Wismuth und Silber angestellt, und die Oberflächen der Kugeln entweder bedeckt oder gefärbt. Hier zeigte sich, wenn man die Leitungsfähigkeit bey reiner, polirter Oberfläche als bestimmt annimmt, beym Silber eine sehr verstärkte Ableitung (von 1 bis 1,5), wenn die Kugel mit schwarzem Taffet bedeckt war; beym Wismuth war die Verstärkung durch diese Bedeckung weit geringer (von 1 bis 1,1). Dagegen nahm die Leitungsfähigkeit der Silberkugel, wenn sie mit Tusche geschwärzt ward, weniger (von 1 bis 1,4), bey Wismuth viel stärker als im vorigen Falle (von 1 bis 1,24) zu. Beym Wismuth wurde die Ableitung mehr verstärkt durch Überzüge von schwarzem Seidenpapier, als von weissem, aber mehr von weissem Taffet oder Krapp, als von schwarzem u. s. w. Hier bieten sich nun Fragen in Menge dar, und so unbescheiden es vielleicht ist, von dem so reich spendenden Vf. noch mehr zu fodern: so können wir doch den Wunsch nicht unterdrücken, dass er hier den Versuchen mehr Mannichfaltigkeit möchte gegeben haben. Welchen Einfluss hat die Farbe, die Politur u. s. w.? — Und lässt sich nicht hier bey Körpern *einer* Art, z. B. bey den Metallen, eine allgemein geltende Regel finden?

Eine andere interessante Reihe von Versuchen betrifft die Frage, ob die durch die Sonnenstrahlen erhitzten Körper nach einem anderen Gesetze erkalten, als die im Sandbade erhitzten. — Wirklich finden sich merkliche Unterschiede, deren Resultate der Vf. kurz folgendermaßen angiebt: Die meisten Metalle erkalten nach Erwärmung in den Sonnenstrahlen schneller, dagegen tropfbare Flüssigkeiten, Hölzer, Erden, langsamer, als nach Erhitzung durch dunkle Wärme. Einzelne Ausnahmen finden Statt.

Von anderen Fragen, welche Hr. *B.* zu beantworten suchte, wollen wir nur kurz einige Nachricht geben. Erhitzte Luft in dünnen Glashüllen kühlt so ziemlich gleich schnell ab, die Kugel sey grösser oder kleiner; Wasser dagegen kühlt desto schneller ab, je kleiner der Durchmesser der Kugel ist. Elektrisirte Wismuthkugeln erkalten schneller als unelektrisirte; bey der Kohle schien das Gegentheil Statt zu finden. [Die erste Erscheinung könnte von dem Abstossen der elektrisirten Lufttheilchen und den sich immer nähernden neuen, also kalten, Lufttheilchen herrühren; vielleicht liesse sich hierüber leicht entscheiden, wenn man die Versuche an mehreren Leitern und Nichtleitern wiederholte.] — Die Versuche über das Erkalten der Körper bey verschiedener Form sind erst angefangen und noch sehr unvollkommen; dass die Erkaltungszeit sich ändert bey verschiedener Form, zeigen schon die angeführten Versuche.

Einen sehr bedeutenden Platz unter den Versuchen des Vfs. nehmen dagegen diejenigen ein, wo die Zeit bestimmt ward, in welcher Körper, die kalt in siedendes Wasser, oder in erhitztes Quecksilber getaucht, oder in erhitzte Luft gebracht werden, die Wärme annehmen. Hier zeigt sich zuerst die merkwürdige Verschiedenheit, dass ziemlich regelmäfsig die Körper im Wasser und Quecksilber am schnellesten erhitzt werden, die in der Luft am langsamsten abkühlen, z. B. die Metalle, und umgekehrt. Dieses ist Rec. weniger unerwartet gewesen, als die doch gar nicht abzuleugnenden Abweichungen von dieser Regel. Die Regel liess sich voraus vermuthen, da gewiss Metalle die Wärme, welche sie unmittelbar von heissen Körpern empfangen, schneller durchlassen, als Stein und Holz, und hier durch die Erwärmungszeiten oder durch die Angaben des im Innern der Körper angebrachten Thermometers ungefähr das abgemessen oder angedeutet wird, was *Ingenhouss* Leitungsfähigkeit nannte; aber woher rührt es nun, dass Elfenbein im Wasser langsamer als Metalle, Steine und selbst

Holzarten, erhitzt wird, und in der Langsamkeit des Erkaltens wieder allen Holz- und Stein-Arten nachsteht, und nur Wasser und Metalle als noch langsamer erkaltende unter sich hat? — Und wie kömmt es ferner, dass die Erhitzung im Quecksilber — in eben so heissem Quecksilber — keinesweges ganz mit der Erhitzung im Wasser harmonirt? — Dort steht z. B. das Quecksilber, hier das Eisen, als schneller erwärmt, voran. Doch die Reihenfolge stimmt hier und dort im Ganzen ziemlich überein, und die Ausnahmen sind mehr einzeln. Dagegen ist die Erwärmung in erhitzter Luft langsam bey den Metallen, und schnell bey Hölzern, Luft u. s. w., fast ganz übereinstimmend mit der Abkühlung in der Luft. — Brachte man erhitzte Körper in kaltes Wasser: so erkalteten die Metalle am schnellsten, gerade so wie sie sich in heissem Wasser am schnellsten erhitzen; die Reihenfolge war zwar etwas anders, aber doch ähnlich. Dasselbe findet bey Erhitzung und Erkältung im Quecksilber Statt, und es bleibt also nur der höchst merkwürdige Hauptunterschied, dass diejenigen Körper, welche eine bedeutende Dichtigkeit besitzen, die Wärme bey der Berührung gerade *den* Körpern schnell geben und entziehen, welche in der so dünnen Luft langsam erhitzt werden und langsam erkalten: — ein Unterschied, der recht von allen Seiten beleuchtet zu werden verdiente! Der Vf. und Hr. Prof. *Schmidt* haben einige hieher gehörige Bemerkungen und Fragen mitgetheilt, die aber die Sache noch lange nicht ganz aufhellen.

Das bisher Mitgetheilte ist wenigstens ein dürftiger Abriss von den wichtigsten der zahlreichen Untersuchungen des Vfs. In welcher überaus grossen Zahl die Versuche angestellt sind, welche Sorgfalt der Vf. auf die Einrichtung der Apparate und auf die Ausführung der Versuche gewandt hat u. s. w., das müssen wir unseren Lesern im Buche selbst nachzulesen überlassen; gewiss werden sie die Unermüdlichkeit des Vfs. und seinen Fleiss noch mehr zu bewundern Ursache finden, als sie vielleicht schon nach dieser unserer Darstellung thun werden. Mit Vergnügen sehen wir den ferneren vom Vf. versprochenen Versuchen entgegen, und wünschen herzlich, dass sein Bemühen endlich durch recht klare und einfachere Resultate als bisher gekrönt werden möge. Ein Wunsch, dessen gänzliche Erfüllung freylich in einer so verwickelten Materie vielleicht kaum sobald zu hoffen ist.

i. e. a.

GESCHICHTE.

OTTENBEUERN, b. Gasser: *P. Maurus Feyerabend* (Benedict. und Prior des ehemaligen Reichsstifts Ottenbeuern) *des ehemaligen Reichsstiftes Ottenbeuern, Benedictiner-Ordens in Schwaben, sämmtliche Jahrbücher*, in Verbindung mit der allgemeinen Reichs- und der besondern Geschichte Schwabens, diplomatisch, kritisch und chronologisch bearbeitet, sammt zwey Einleitungscapiteln über das älteste Schwaben. Erster Band, von 764 bis 1106. 1813. LXVIII und 630 S. 8.

Durch diese etwas weitläuftig angelegte Geschichte beurkundet der Vf. eine ziemliche Kenntniss der geschichtlichen Literatur des ältesten Schwabens, diplomatische Wissenschaft, in sofern er den Inhalt einer Urkunde aufzufassen vermag (ohne jedoch ihre Ächtheit richtig zu schätzen), und eine Kritik, in sofern er nicht blindlings dem Bruschius und Crusius folgt, übrigens aber sich hartnäckig genug an das alte, selbst hildebrandinische, Wesen anklammert, bey dem er sich in seinem Kloster, wie er bezeugt, glücklich und selig gefunden. Sein Vorgänger war 1766 *P. Augustin Bayrhammer*, dessen sehr flüchtige Gelegenheitsschrift durch die Jubelfeyer des Klosters veranlasst wurde. Als vorzüglichste Quelle für den Zeitraum dieses ersten Theils diente, ausser wenigen hieher einschlagenden Urkunden, Kalendarien und Nekrologieen, hauptsächlich die vom Stiftungs-Jahr bis 1466 fortgeführte Kloster-Chronik des 1545 verstorbenen Mönchs *Niclas Ellenbog*, der an anderen Mönchen seine Fortsetzer bis in die neuesten Zeiten gefunden. Inzwischen ist Alles, was sie vom angeblichen Stiftungs-Jahr 764 an in langer Reihe fort geben, nichts als eine unerwiesene Namenliste unerwiesener Äbte, und erst mit der Regierung K. Heinrichs IV beginnen die unverwerflichen ächten Nachrichten. Nicht ohne Scharfsinn ist die Ähnlichkeit und mögliche Identität des *Silach*, angeblichen Stifters von Ottenbeuern, mit demjenigen *Sintlac* oder *Sintlaz* dargestellt, welcher bey *Mabillon* im Leben des H. Pirminius, Chorbischofs von Meaux, als dessen Vater, als ein edler Allemann, Besitzer des Edelgutes Sandeck, und gleich dem Sillach als Stifter von 12 Klöstern vorkömmt. Dem Plane des Vfs., seiner Geschichte des Klosters allenthalben die Geschichte des Reichs und von Schwaben vorauszuschicken oder einzuweben, stehen triftige Einwendungen entgegen. Denn auf diese Art müsste man in 200 Klostergeschichten des baierischen Reichs zweyhundertmal die Reichsgeschichte mitlesen. Das Kloster Ottenbeuren ist angeblich im J. 764 gestiftet, und doch wird auf 74 Seiten in dieser ottenbeurenschen Geschichte erzählt, was von Christi Geburt an geschehen, als es noch keine Ottenbeuren gegeben, wörtlich aus Caesar und Tacitus, von denen aus *Jöchers* Gelehrten Lexicon angeführt wird, wer sie gewesen seyen. Eine Klostergeschichte ist unseres Ermessens der Lebenslauf einer moralischen Person, und hat also bloss zu zeigen die Entstehung, die Art, wie sich dasselbe durch bürgerliche Besitzungen erweitert, sittlich gebildet und erhoben, und was es auf seine näheren und ferneren Umgebungen, im Ganzen und durch seine ausgezeichneten Mitglieder, theilnehmend am Laufe der Welt, für Cultur des Bodens, der Sitten und der menschlichen Kenntnisse gewirkt habe. — Für Blössen historischer Kritik halten wir, was S. 29 von einem ausgegra-

benen allemannischen Abgott erzählt wird, welcher die Aufschrift gehabt: *Allmann Abgott bin ich; die Teutschen ihren Namen hamt durch mich!* oder S. 69 von einer Schlacht zu Feilenforst im Jahr 727, worin namentlich genannte Herren von Closen, Holzapfel, Seiboldsdorfe und Gumpenberge geblieben, Namen, die vor dem XIII Jahrhundert, höchstens vor dem XIIten gar nicht urkundlich zu erweisen sind, und von denen die Gumpenberge, als eine ursprünglich böhmische Familie, erst im XIV Jahrhundert nach Deutschland kamen. Mehr als in anderen Ländern wimmelt es in Schwaben an erdichteten Urkunden, vielleicht Folge der schwäbischen Poesie und der vielen Herrschaften, deren jede sich einen eigenen Mythus schuf. Die Erdichtungen von Kemten und Lindau sind aus der diplomatischen Geschichte bekannt. Memmingen mit seinem Helden Möringer und dem angeblich 1010 gestifteten Spital zum H. Geist bleibt nicht zurück, gemüthlicher aber als alle fabeln die ältesten Urkunden von Ottenbeuren, namentlich der Stiftungsbrief von 764 und seine Bestätigung von 769, beide angeblich von *Kaiser Karl dem Grossen*, und letztere mit Erwähnung der kaiserlichen Gemahlin Hildegard, zu einer Zeit, wo Karl der Grosse noch gar nicht regierte, am allerwenigsten schon den Titel Kaiser, und in keinem Fall schon die Hildegard zur Gemahlin hatte. Nach dem, was *Schellhorn* in seinen kleinen Schriften mit mehreren Gründen dawider angeführt, und *Gatterer* durch die Aufnahme in seine historische Bibliothek genehmigt, früher schon *Oesring* und *Tenzel* geahndet, und *Ellenbog* mit den Worten gebeichtet: *Literae originariae sunt absumtae: quae adhuc habentur transcripta, fide minus dignae sunt, nulliusque ponderis*, hätte der Vf. die Sache billig als entschieden anerkennen dürfen. Urkunden, die solche Kennzeichen der Verwerflichkeit an sich tragen, es möge sonst dafür angeführt werden, was da wolle, können nie den Beweis eines Factum herstellen; und es ist ein geringeres Übel, gar nichts zu wissen, als etwas zu glauben, das falsch ist. Unter andern möchte es auch einer Berichtigung bedürfen, dass die Welfen schon seit dem Jahr 777 auftraten (wo sind die Urkunden?), dass Ottenbeuren nur Adeliche als Mönche angenommen, da es doch binnen dem grössten Theil des Zeitraums, auf welchen sich der 1 Theil erstreckt, noch gar keine heutigen sogenannten (niederen) Adelichen gab, und die damals Adelichen, das ist Fürsten und Grafen oder Grafenmässige, sich in der Regel nicht zu gemeinen Mönchen bequemten, es seyen denn einzelne im späteren Lebenslaufe durch besondere Schwärmerey. — *Frey* (nicht adelich) musste der Mönch von Geburt seyn. Der Ottenbeurischen Schirm-Vögte Name *Ursin* ist wohl nur lateinische Gestaltung des deutschen Namens *Irsée*, vom Ministerialengeschlecht *Irsingen* ganz verschieden. In Urkunden kömmt vielleicht der Name Ursin gar nicht vor. Schwaben und Allemannien ist, genau genommen, allerdings nicht gleichbedeutend, sondern Schwaben bezieht sich mehr auf das Land des augsburger Bisthums, Allemannien ist der constanzer Sprengel. Das Kloster *Vuhtinuewanc*, welches der heil. Ulrich selbst visitirt, möchte, statt *Huttenwang*, eher das uralte Kloster *Feuchtwang* im augsburger Sprengel, bey Dünkelsbühl seyn. Wenn (S. 247) die Formel: *Helf dir Gott!* beym Niesen, von der im J. 877 herrschenden *Febris* und *Tussis Italica* hergeleitet wird: so ist dabey zu erinnern, dass es in der mahomedanischen Sura heisst: „der Prophet habe 7 Dinge befohlen, und zwar als das siebente, *den Niessenden Glück zu wünschen* (Fundgruben des Orients, Wien I. 1809), wonach es eine übertragene orientalische oder saracenische Sitte zu seyn scheint. — Der II Theil kann interessanter werden, weil er den Vf. den ächten Quellen näher bringt, besonders wenn er sich entschliessen könnte, seinen Plan zu concentriren.

D. d. m. n.

KLEINE SCHRIFTEN.

Astronomie. *Meissen*, beym Herausgeber u. in d. erbsteinischen Buchhandl.: *Der schönste Theil des gestirnten Himmels, welcher allemal im Winter zu sehen ist*; als: der Orion, der Stier, der Haase, der Sirius, das Siebengestirn — auf einer Charte vorgestellt. Nebst Beschreibung, in welcher Himmelsgegend sich diese Sternbilder zu jeder Stunde befinden, wie der Mond und die Planeten fortrücken. — Desgleichen auch die Abbildung der grossen Sonnenfinsterniss den 11 Febr. 1804 nebst Erläuterung, wodurch und warum grosse und kleine, totale und ringförmige Finsternisse entstehen. Herausgegeben von *J. G. Oesterreich.* 1803. 1 Bog. gr. 4. (6 gr. 4 pf.)

Der weitläuftige Titel giebt zwar den Inhalt schon hinlänglich an; allein wir müssen doch noch beyfügen, dass eine Geschichte des Orions vorausgeschickt, und in einer genauen Tabelle sein Stand durch den grössten Theil des Tages angegeben worden. Die Anweisung S. 5, wie man durch die Sterne die Stunden der Nacht wissen könne, ist auch fasslich. Ein Grad des Aequators beträgt 4 Minuten an Zeit. Wenn also die über den 79 Grad des Aequators stehende rechte Schulter des Orions früh um 4 Uhr über einem Gebäude steht: so wird es den folgenden Tag früh um 4 Uhr der 80ste Grad, nach zwey Tagen der 81ste oder der erste Stern im Gürtel, in drey Tagen der mittelste und in 4 Tagen der letzte Stern des Gürtels seyn. Nach Verfluss von zehen Tagen wird der 89ste und nach zwanzig Tagen der 99ste Grad oder der Sirius, früh um 4 Uhr über gedachten Ort kommen, und so kann man die Zeit durch die Sterne recht gut wissen. Durch Hülfe der Charte, wozu S. 9 eine Anweisung gegeben ist, wird die Sache noch deutlicher. Der Planetenlauf ist eben so leicht zu bestimmen. S. 12.

W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
JUNIUS 1814.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris, b. Schöll: *Histoire abrégée de la littérature grecque, depuis son origine jusqu'à la prise de Constantinople par les Turcs. Par F. Schoell.* Non docendi magis quam admonendi gratia scripta. A. Gell. in praef. Tom. I. 1813. XXXII u. 337 S. T. II. 468 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wie das Motto, so bestimmt die Vorrede noch genauer den Standpunct, von welchem aus dieses Handbuch der Literaturgeschichte der Griechen beurtheilt werden muss; und wir können uns eine weitläuftigere Darlegung des Inhalts und der Behandlungsweise ersparen, wenn wir anzeigen, was der Vf. mit seinem Werke gewollt zu haben selbst bekennt. Nachdem er von den Werken der Deutschen, *Fabricius* und *Harles*, ausführliche Notiz gegeben, spricht er von der verschiedenen Methode der Literärgeschichte, wobey er den Vorzug, wenn auch bey manchen Mängeln, derjenigen zuspricht, welche die einzelnen Zweige der Wissenschaft getrennt unter allgemeine Zeitperioden stellt, und mithin darstellt, wie sich jeder besondere Theil der Poesie und prosaischen Literatur unter gleichen allgemeinen Bedingungen entwickelt hat. Hiebey übergeht er freylich das vor Allem für die Leitung zu wählende Princip, und wie in aller Geschichte die Darstellung der Entwickelung eines im Ganzen Angelegten, welches sich auch in der Absonderung des Einzelnen nicht aus der Einheit losreisst, enthalten wird. Der Plan des Vfs. ist kein neu erfundener, sondern aus der Encyklopädie der Alterthumskunde von *Schaaf* entlehnt. Ja, er sagt sogar: *Je dois dire ici que je me suis pour ainsi dire approprié l'ouvrage de M. Schaaf, qui m'a servi de canevas.* *Hr. Sch.* kannte den Tadel, welcher die Eintheilung in *Schaafs* Alterthumsk. traf, wie das Lob, welches ihm das Werk empfahl; doch sucht er sich und seinen Vorgänger zu rechtfertigen. Unstatthaft fand man, wenn *Schaaf* der Geschichte der Literatur die Perioden der Staatengeschichte unterlegte, und sechs Zeitabschnitte festsetzte, da vielmehr die vierte Periode oder die alexandrinische P. bis auf die Zeiten der Antonine auszudehnen, und mit dem Untergang der alexandrinischen Literatur zu schliessen war. Hr. *Sch.* wendet ein, dass durch den Verkehr zwischen den Griechen und deren Unterjochern, den Römern, doch bedeutende Veränderungen überhaupt und in literarischer Hinsicht hervorgebracht worden seyen, wie es Dionysios von Halikarnassos, Josephos, Plutarchos, Strabon u. A. beweisen, und dass man die Einnahme von Korinth desshalb für eine Epoche halten könne, weil sie die Veränderungen in der Literatur für eine spätere Zeit vorbereitet habe. Auch sey die Ungleichheit der Zeiträume bey jeder anderen Anordnung zu berücksichtigen. Was diese Rechtfertigung anlangt: so lässt sich nicht sowohl über das Einzelne und die Anwendung streiten, als vielmehr über das zum Grunde liegende Princip einer möglichen Eintheilung; und wer mit Rec. überzeugt ist, dass jede Unterordnung der Geschichte einer nationalen Literatur unter die politische Geschichte unzureichend seyn müsse, weil der selbstständige Geist sich nach eigenem Gesetze und in eigenthümlichen, obgleich nothwendigen Graden entwickelt, und alles Andere nur in Wechselwirkung, nicht im Verhältniss der ursprünglichen Richtung zu ihm steht, der kann jenes Princip nicht billigen. Für Poesie und Literatur überhaupt erscheint das Äussere, trotz des oft durchgreifenden Einflusses, immer als zufällige Bestimmung, wenn der Standpunct gefunden worden ist, auf welchem die geistige Bildung eines Volks sich als Bildung der Menschheit in nothwendiger Einheit nach den Elementen des geistigen Lebens darstellt. Hier also können und wollen wir mit Hn. *Sch.* nicht weiter rechten. Er erwähnt noch, dass von ihm auch die Schriften von *Eschenburg*, *Eichhorn* und *Fuhrmann* benutzt wurden. Sein Hauptgegenstand sey gewesen, im Kurzen den Charakter eines jeden Schriftstellers anzugeben, nicht aber bey Verzeichnung der Ausgaben zu verweilen: denn der bibliographische Theil würde als blosse Notizensammlung wenig gefruchtet haben, und eine ausführlichere Behandlung werde eine zweyte Ausgabe seines *Répertoire de Littérature ancienne*, an welchem er seit mehreren Jahren arbeite, liefern. Bey der im zweyten Bande enthaltenen biblischen und christlichen Literatur hat er einen anderen Plan, als bey den Profanscribenten, befolgt. Er gedenkt der Verdienste, welche sich hier theils katholische, theils protestantische Schriftsteller erworben haben, und lässt den letzteren volle Gerechtigkeit, und das Lob der tieferen und freyeren Forschung widerfahren. Was *Michaelis, Eichhorn, Hänlein, Griesbach, Rosenmüller* geleistet, wird von Hn. *Sch.* sorgsam berichtet, und den für diese und ähnliche Gegenstände weniger empfänglichen Landsleuten bemerklich gemacht, wie gehaltreich, und nicht allein für den

Theologen nothwendig, ein solches gründlicheres Studium sey.

Ehe wir über die Ausführung des Ganzen unser Urtheil abgeben, sey der redliche Eifer anerkannt, der sich in dem Vf. kund thut. Ein reges Interesse bewährt sich in dem, was von ihm zur Beförderung der wissenschaftlichen Studien gesagt und sonst unternommen wird, und man hat ihn sicher richtig beurtheilt, wenn man ihn zu denen zählt, welche sich bemühen, das durch sorgsames Studium Erworbene, möge es viel oder weniger umfassen, nutzbar für Andere zu machen, und es durch wiederholte Darstellung in Licht und Zusammenhang zu setzen. Es nützen diese Schriftsteller, wenn sie nicht geistlose Compilatoren sind, nicht wenig, wenn auch die Beurtheilung bey ihnen stets bedingt seyn muss. So würde man diese Geschichte der griechischen Literatur auf deutschem Boden, als sey sie für Deutsche geschrieben, anders würdigen, und dabey ihren Werth geringer ansetzen, als sie ihn in Beziehung auf französische Leser und deren Bedürfnisse hat. Der Vf. sagt selbst in der Vorrede: *Mon dessein n'a point été d'écrire pour les savans: cet ouvrage ne leur offriroit rien de nouveau; mais il pourra être, je l'espère, de quelque utilité aux jeunes gens, qui se préparent à l'étude de la littérature ancienne, et aux gens du monde, auxquels il rapellera des faits que leurs occupations habituelles leur ont rendus moins familiers.* Diess Bekenntniss lässt keinen zu hohen Maasstab an das Werk legen, und dagegen nur die Foderung an eine lichtvolle Darstellung und an eine bündige Zusammenstellung des von Anderen Erforschten thun. Irren wir nicht: so gebricht es den Franzosen an einem brauchbaren Handbuch der Geschichte der alten Literatur, sowohl für den Unterricht in Schulen, als für den im Einzelnen Auskunft suchenden Geschäftsmann; der Deutsche wird dessen nicht bedürfen, wenn es nicht die Lehrbücher übertrifft, die er schon langeher besitzt. Überdiess konnte der Vf. auch nur die deutschen Bearbeitungen zum Grunde legen, und hat dieselben wirklich so benutzt, dass er oft nur Auszüge und wörtliche Übertragung wiedergiebt. Nicht immer, so lässt sich aus mehreren Parthieen des Buches schliessen, hat er unmittelbare Einsicht und Lectüre der alten Schriftsteller vorausgehen lassen, sondern sich bey den Excerpten aus anderen Literaturwerken beruhigt. Diese aber hat er oft recht sorgsam behandelt, und in Ordnung und Zusammenhang das Wichtigere dargestellt. Die hie und da vorkommende Unvollständigkeit, so wie der Mangel an beyzufügenden Beweisen, kann wohl der Kürze zugeschrieben werden; doch wird auch manches Unzureichende und manche Lücke diese Entschuldigung nicht zulassen. Wenn wir auf der einen Seite billigen, dass der Vf. nicht gleich Anderen auf unsichere biographische Notizen ausging, sondern das äussere Leben der Schriftsteller nur in kurzen Andeutungen, und auch nur da, wo sich unbezweifelte Thatsachen finden, auffasste: so können wir dagegen den Tadel nicht umgehen, den er dadurch auf sich zieht, dass in seinem Werke der innere Zusammenhang, theils in der Entwickelung der einzelnen wissenschaftlichen Zweige, theils der verschiedenen Producte der einzelnen Geister, nicht genug hervorgehoben und durchdrungen worden ist. Wie soll z. B. hinreichen, wenn über die dramatische Poesie im Allgemeinen nicht mehr gesagt wird, als dass dieselbe aus den bacchischen Festen und deren chorischen Darstellungen sich entwickelt, und in der Folge zu einer dreyfachen Gattung des tragischen, komischen und satyrischen Drama ausgebildet habe. Über das Wesen der griechischen Tragödie vernimmt man nicht die leiseste Andeutung. Nur eine längere Stelle aus *Schlegels* bekannten Vorlesungen findet sich unter der Rubrik: *Sophokles*, obgleich auch dort nicht an ihrem Orte. Eben so kann die Ungleichheit nicht entschuldigt werden, in welcher das Besondere zu einander steht, wobey der Vortheil, den der Vf. gewann, wenn er die blossen Excerpte mittheilte, dem Leser eben nicht zu Statten kommt. Für die ersten Bedürfnisse und den *homme de lettres* mag diess auch hinreichen, nur für keinen Anderen, am wenigsten für den wissenschaftlichen Deutschen, der sich im Besitz der hier abgeleiteten Quellen befindet, und dem Vf. nur danken kann, dass er den Werth der deutschen Literatur den Landsleuten aufs Neue bemerklich gemacht hat.

Verweilen wir noch bey einigem Einzelnem: so können wir erwähnen, dass die Resultate der neuerdings auf die homerischen Gesänge verwendeten Forschung von Hn. *Sch.* mit Bestimmtheit und Deutlichkeit dargelegt worden ist; nur hätte nicht bemerkt werden sollen, dass *Wolfs* Ansicht bloss eine Wiederholung der Meinungen von den Franzosen *Hedelin*, *Perrault*, *le Bossu* sey. Wie weit stehen dieser Männer Opinionen von der Untersuchung des deutschen Kritikers ab! Dann könnte man auch *Gottlieb Stolle* als Erfinder nennen, der in seiner *Anleitung zur Historie der Gelahrheit*, Jena 1736, behauptete, dass die Ilias und Odyssee aus verschiedenen Gedichten bestehe, und zu zwey Werken zusammengesetzt worden sey. Wahres und Halbwahres findet sich in folgender Stelle: *En jugeant d'Homère ne perdons pas de vue la différence qui existe entre la situation dans laquelle nous nous trouvons, et celle où étoient ses lecteurs ou auditeurs: sa langue étoit pour eux une langue vivante; ses poésies respiroient le patriotisme le plus exalté; elles reproduisoient les exploits de leurs ancêtres; elles nommoient les familles dont ils descendoient, les lieux où ils demeuroient ou auxquels le temps avoit attaché des souvenirs, qui flattoient leur ambition; elles peignoient les moeurs qui étoient les leurs, des institutions sous lesquelles ils vivoient. Ces poésies étoient en même temps le livre sacré de leur religion et le plus ancien document de leur histoire, comme elles ont été pour eux et pour tous les temps subséquens les modèles de perfection à laquelle le génie de l'homme peut atteindre.* — Unter dem Titel *invention de la prose* erwartet man mehr zu finden, als der Vf. giebt. Die

Behauptung aber, als sey die Prosa mit einem Male erfunden worden, da vorher die Schriftsteller nur poetisch gesprochen (*n'avoient parlé que le language de la poésie*), muss zu falschen Ansichten führen. Über die Geschichtschreiber konnte aus den angeführten Werken weit mehr Gehaltreiches entlehnt, und in das Charakteristische der Schriftsteller eingegangen werden. Bey den Rednern wurde auf *Ruhnkens* bekannte Abhandlung vor dem Rutilius Lupus nicht Rückficht genommen. Demosthenes musste anders erfasst, und die von alten und neuen Geschichtschreibern ihm aufgebürdeten Charakterschwächen nicht nacherzählt werden. Die Geschichte der Philosophie scheint unmittelbar und ganz aus den citirten deutschen Schriften genommen. Der Tadel würde hier und an anderen Orten bey vorkommenden Fehlern mehr die früheren Bearbeiter, denen der Vf. folgte, treffen; doch hat auch der Vf. dieselben nicht immer richtig und nicht vollständig benutzt. Ja selbst was in einzelnen Puncten durch französische Gelehrte behandelt worden, übersah er, und blieb unzureichend, z. B. *Chardon de la Rochette* über die Anthologie. Der zweyte Band handelt *littérature sacrée et ecclésiastique* in 7 Capiteln ab, deren Inhalt folgender ist: 1) von den Büchern des alten Testaments; 2) von den griechischen Übersetzungen des alten Testaments; 3) von den Büchern des neuen Testaments; 4) von den alten (syrischen, arabischen u. f.) Übersetzungen des neuen Testaments; 5) von den Ausgaben des neuen Testaments; 6) von den lateinischen und französischen Übersetzungen des neuen Testaments seit dem 15 Jahrhundert; 7) von den Kirchenvätern und anderen kirchlichen Schriftstellern bis zum 15 Jahrhundert. Die Hälfte des zweyten Bandes nimmt der Anhang ein, welcher Folgendes enthält: *Table synoptique des écrivains grecs*. Diese Tafeln stellen die Literärgeschichte in Parallele mit der politischen Geschichte. In Parenthesen stehen theils die auswärtigen Ereignisse, theils die Namen der Schriftsteller, deren Existenz und Lebenszeit noch problematisch bleibt. Auch wird das Unsichere der Zeitbestimmung durch Fragzeichen angedeutet. Es folgt: *Aperçu de l'histoire de la Grèce depuis les temps les plus reculés jusqu'à la destruction de l'indépendance, 338 ans devant J. C.* Der Vf. macht hiedurch seine Leser mit der in deutschen Schulen gewöhnlichen Methode bekannt, die Geschichte durch Tabellen anschaulich zu machen, und nach Tabellen den Unterricht zu wiederholen. Er hatte sich zu eigenem Gebrauch diese Tafeln gefertigt, und ehemals, als er noch Unterricht ertheilte, und noch nicht den Buchhandel trieb, mit Nutzen und mit Beyfall der Sachkundigen angewendet. Er glaubt durch ihre Mittheilung nützlich zu werden, und diess wird sicher erreicht. *Ces feuilles*, sagt er, *sont moins une histoire de la Grèce que la table des matières de cette histoire.* — Unter dem Titel: *Appendice*, findet man 1) *sur le caractère politique de Démosthène* par *M. Heeren*, aus dessen „Ideen über die Politik u. s. w. der vornehmsten Völker der alten Welt, 3 Band", durch Hn. *Eyriès* übersetzt. 2) *Des sophistes, de Socrate et de Platon, et de l'état de l'histoire chez les Grecs* par *M. Heeren*; ebendaselbst. Das Ganze beschliesst ein alphabetisches Register. Dk.

LINGUISTIK.

NÜRNBERG, b. Stein: *Fragmente eines Versuchs über dynamische Spracherzeugung nach Vergleichungen der persischen, indischen und teutschen (deutschen) Sprachen und Mythen*, von *Othmar Frank*, Professor der Philosophie. 1813. 129 S. 8. (20 Gr.)

Das System, welches in diesem Buche herrscht, wird ohne unsere Erinnerung aus folgenden Äusserungen des Vfs. klar werden. „Wie nach dem geistigeren Geschäfte des Bildungstriebes im Innersten das Wort sich *ausspreche*, zu dieser Betrachtung vom historisch-dynamischen oder vielmehr organischen Standpuncte aus sollen diese Fragmente Winke und Beyträge enthalten. — Aus innerem Grunde hat sich unter mannichfaltigen Modificationen ihrer ursprünglichen Bestandtheile und Formen die menschliche Sprache erzeugt. Der lebendige Hauch ging aus der Brust tiefer und feiner Gefühle und heller Erkenntniss der reinen Menschen-Natur harmonisch hervor, und bildete, vermittelst schärferer Sinne und geschmeidigerer Organe, in Tönen unmittelbar dem zeugenden und empfangenden Gemüthe nach, aus dem er empor stieg. So wurden die Laute, Aspirationen und Gliederungen des πνεῦμα, der Lichtluft, Fortsetzungen, Kinder und Bilder der inneren Ideen. — In jeder Articulation sind die Selbstlauter die Beweger der Gliederungen, der ins Unendliche dringende Geist: die Articulationen hingegen sind die Hemmungen jenes Ausflusses, Verkörperungen des Geistes. — Die Aspiration scheint mit dem Zischen im umgekehrten Verhältnisse. Das Zischen ist ein geengter Hauch. — Jede eigenthümliche Sprache hat auch ihre eigene Individualität, ihren Genius, ihre Lichteinheit, und daher ihre eigenen Elemente und Tonbildungen."

Rec. kennt zu wenig die Verwandtschaft des Lichts der Seele, von welchem der Ton ausgeht, mit dem Stickstoffe und Sauerstoffe der Lebensluft in der Brust, um über die Philosophie dieses Buches urtheilen, und die darin aufgeworfene Frage beantworten zu können: „Da wir als die Factoren der eingeathmeten Luft besonders Sauerstoff und Stickstoff, als die den ausgeathmeten Kohlenstoff und Wasserstoff annehmen, wie stellt sich dieser Gegensatz auch in den, durch die Luft vom *innersten* Lichte aus gebildeten, Tönen dar? — Hat hier nicht Rücksicht auf das atmosphärische Verhältniss von 73 zu 27 Statt?" Nur so viel glaubt Rec. mit seinem einfältigen Verstande einzusehen, dass, wenn das im April 1811 angekündigte *Etymologicum persico-germanicum* des Vfs., wie er versichert, ein gleicher Geist regiert, alle die berühmten Akademieen und gelehrten Gesellschaften, so wie mehrere der ersten allgemeingeschätzten Orientalisten und Philologen Deutschlands und Frankreichs, welche auf jenes Werk schon subscribirt ha-

ben, ihre Erwartungen weit übertroffen finden werden.

In dem vorliegenden Werke ist, nach des Vfs. eigener Versicherung, von einer Zahl philosophischer Ideen die Rede, deren Ausdrücke ohne phaosophisch-dynamische Ansicht nicht leicht in ihrem ursprünglichen Sinne, noch im Zusammenhange gefasst werden können; begriffen aber in ihren eigenthümlichen Bedeutungen und dynamisch - etymologischen Verbindungen den Schlüssel zu einem uralten Natursysteme geben. *Hom* und *Maj* sind die beiden Urformen, aus welchen nach des Vfs. Darstellung fast alle jene Ideen in den verglichenen Sprachen hervorgehen. Alle verschiedenen Articulationen, sagt er, führen auf jenen Hauptgegensatz, oder schliessen sich an denselben an, von dem man *h* und *m* als die Repräsentanten und den Selbstlaut als das sie vereinigende Band betrachten kann. In *Hom* fängt die Sylbe an mit Verkörperung des Geistes, in *Maj* mit Vergeistigung der Grenze, mit Öffnung des Schlusses. In den mit *Maj* zusammengestellten Worten wird mehr das gebärende, negative Princip, in *Hom*, *hom* und den damit verbundenen Ausdrücken mehr das zeugende, positive angedeutet. Darum ist der Lichtgenius der Perser *Hom*, zufolge der Phaosophie des Vfs. der Repräsentant aller Zeugung, sein Gegensatz ist die *Maja* der Griechen und Römer. In jenem Worte finden wir die Grundelemente der Sprache in einer Einheit; das hauchende *h* ist mit dem hemmenden *m* durch den bindenden Selbstlaut vereinigt. — In dieser *Trimurti* ist der Schlüssel zu mehreren indischen und persischen Mythen gefunden, und zum Verständniss mehrerer Stellen in *Zend-Avesta*, *Oupneckhat*, und somit auch in den *Veda's* u. a. m. — Allen ist *Hom* das erste Wort. — Daraus entwickeln sich die übrigen. Der Unterschied in der ersten Classe der anzuführenden Wörter ist in einem Übergange vom sanftesten Hauche, der oft ein blosser Selbstlauter wird, bis zum härtesten *K*, oder in der Wandlung des bewegenden Selbstlauters, oder in der Veränderung der folgenden Hemmung, oder ihrer Verlöschung. Das Resultat von allen Etymologieen ist, dass im Persischen und Deutschen durch verschieden aspirirte Worte, in denen die Hauche oft in Zischlauter übergehen, die aber in beiden Sprachen auf einen gemeinsamen Ursprung führen (z. B. diene das altdeutsche *Huge* Hauch, das persische *Husch* Geist, und das griechische οὐσία Wesen, die unter einander verwandt sind, wie das altdeutsche *Ahme* Athem, das lateinische *Animus*, *Anima* Seele, und das griechische ὅμοιον im Verse des *Parmenides*: Οὐδὲ διαιρετόν ἐστιν, ἐπεὶ πᾶν ἐστιν ὅμοιον), ein weiter Kreis hoher, umfassender Ideen und verwandter Begriffe ausgedrückt werde, als: *Gott*, *Natur*, *Zeit*, *geschehen*, *leben*, *innen*, *Sucht*, *Wille*, *Gier*, *Gedanke*, *Geist*, *Sinn*, *empfinden*, *dichten*, *Andacht*, *unterrichten*, *kennen*, *Gesammtheit*, *Geschlecht*, *Mann*, *Weib*, *gut*, *schön*, *Tugend*, *keusch*, *Sonne*, *zünden* u. s. w., wozu auch vorzüglich viele altdeutsche Ausdrücke gehören. Zu dem kömmt, dass sich die persische, indische und deutsche Mythologie hiebey mannichfaltig begegnen, ungefähr so, wie der Kabiren Vater Κάμιλος, der Ägyptier *Kanopus*, und der griechische Ζεὺς γαμήλιος oder die Ἥρα γαμηλία mit einander verglichen werden. Rec. bewundert die hohe Weisheit des Vfs., erlaubt sich jedoch, wenn derselbe meint, vielleicht zuerst bemerkt zu haben, dass die Griechen Liebe und Trennung mit nahe verwandten Worten, ἔρως und ἔρις, ausdrückten, und auch im Persischen und Indischen dergleichen Ähnlichkeiten aufsucht, an die lateinischen *Dis* und *Diespiter*, *hostis* und *hospes*, und an die deutschen *Feind* und *Freund*, *Fehde* und *Friede*, *böse* und *bass*, *schlecht* und *schlicht* und *ungeschlacht* u. dgl. mehr zu erinnern. Für den wahresten Satz von allen, die das Buch enthält, erkennt Rec. den folgenden:

„Die Etymologie ist eben so sichere, oft einzige Leiterin in der Geschichte, als ihre Ähnlichkeiten, gleich den Verwandtschafts-Merkmalen in der Vergleichung der Naturproducte, leicht auf Abwege führen können."

Wer uns hier nicht versteht, für den ist unsere Recension, wie das ganze Buch unseres Vfs., umsonst geschrieben.

VI — VII.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Berlin*, b. Salfeld: *Von dem Wesen der Medicin.* Eine Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen auf der Universität zu Berlin von Dr. *Hans Adolph Gooden.* 1812. 24 S. 4. (6 Gr.)

Obwohl sich in diesen wenigen Bogen ein für die Wissenschaften begeistertes Gemüth und die Ahnungen einer tieferen Erkenntniss der Natur nicht verkennen lassen, und obwohl die Würdigung des empirischen Theiles der Wissenschaft, welche darin deutlich ausgesprochen ist, sie vortheilhaft auszeichnet vor jenen ephemeren naturphilosophischen Erzeugnissen, an denen das verflossene Jahrzehend so reich war; so besteht doch der Werth des Ganzen mehr in rhetorischer Fülle und in einer eingebildeten, in Wortprunk liegenden Grösse, als in einer, die wahre Idee der Wissenschaft erfassenden Darstellung, und mit Recht passt darauf das ihm vorgesetzte *Goethe*'sche Motto: „Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste, das Beste wird nicht deutlich durch Worte" u. s. w. Wer nicht wüsste, was Wissenschaft, was Medicin als solche sey, würde wohl schwerlich die wahre Idee derselben aus dieser Quelle schöpfen, die mehr durch ihr Rauschen den Sinn betäubt, als den Durstenden erquickt. Überhaupt können wir es nicht billigen, wenn der Lehrer seinen Schüler am Eingange zu dem Tempel der Wissenschaft mit so vielversprechenden Hoffnungen und hohen Erwartungen empfängt. Denn wahrlich die Ideale, welche der Vf. hier vor ihren Blicken vorüberführt, sind zum Theil Schattenbilder, die sich bey näherer Umsicht auf dem wissenschaftlichen Gebiete nicht verwirklichen; und wir fürchten, der Vf. werde die (er verzeihe uns dieses harte Wort) etwas marktschreyerische Ankündigung seiner Vorlesungen, wie sie S. 22 f. steht, nicht durch die That zu bewähren im Stande seyn. Ihm selbst wünschen wir übrigens Beharrlichkeit in Erreichung des Ziels, welches er sich hier vorgesteckt hat.

Druck und Papier dieser kleinen Schrift sind gut. Druckfehler aber finden sich häufig.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

STUTTGARDT, b. Löflund: *Neue deutsche Sprachlehre zum Gebrauche für deutsche Schulen*, verfasst von D. *Georg Reinbeck*, königl. wirtembergischem Hofrathe und ordentl. Prof. der deutschen Sprache, Literatur und Aesthetik an dem königl. Ober-Gymnasium zu Stuttgardt. (Nach der älteren deutschen Sprachlehre des Verfassers neu bearbeitet.) 1812. XVI u. 224 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

So grofs auch in Deutschland die Zahl der Sprachlehren für die Muttersprache ist; so befriediget doch noch keine derselben alle Foderungen, welche man in Ansehung des tiefen Eindringens in das Wesen unserer Sprache und der gründlichen Behandlung aller einzelnen Theile an ein vollkommenes Buch dieser Art zu machen berechtiget ist, wenn gleich einzelne Theile von Einzelnen gut und selbst vortrefflich abgehandelt, und somit schon manche gute Beyträge geliefert worden sind. Die vorliegende Sprachlehre gehört unstreitig zu den besten vorhandenen, und ein fähiger Lehrer wird sich derselben mit Nutzen beym Schulunterrichte bedienen können, besonders wenn er an Ort und Stelle die nöthigen Berichtigungen, Verbesserungen und Zusätze zu machen nicht unterläfst, wozu wir hier einige Beyträge liefern wollen.

In der Vorrede erfahren wir den besonderen Umstand, dafs diese Sprachlehre (zum ersten Mal 1808 und in einer zweyten Auflage 1809 bey Niemann u. Comp. in Lübeck und Leipzig erschienen) nicht mehr zu haben war, ohne doch vergriffen zu seyn. Die Verlagshandlung lag nämlich unter gerichtlichem Siegel, und Hr. *R.* mufste sich entschliessen, seine Sprachlehre von neuem zum Druck zu bearbeiten. Daher nennt er sie *neue* deutsche Sprachlehre; richtiger: neue Lehre der deutschen Sprache, wenn er sie nicht Regellehre der deutschen Sprache nennen wollte.

Den Anfang macht ein Verzeichnifs der grammatischen (sprachlehrlichen) Benennungen, kürzer der Sprachlehrwörter; wahrscheinlich mehr zur Übersicht für die Beurtheilung, als zur vorläufigen Erklärung beym Unterrichte, was uns unzweckmäfsig scheinen würde. Dafs der Vf. sich fast immer deutscher Kunstwörter bedient, ist sehr zu loben, und geschieht aus vernünftigen Gründen, welche in der Vorrede angegeben sind; doch hätte diefs noch allgemeiner und in vielen Fällen auch auf eine bessere Art geschehen mögen, wozu die von Anderen und zum Theil die noch zuletzt von *Wolke* vorgeschlagenen Sprachlehrwörter benutzt werden konnten. So wäre z. B. für Hauptwort (*nomen subst.*) *Namer* besser und mit *Eigennamer*, *Gattungnamer*, *Stoffnamer* u. s. w. übereinstimmend gewesen: denn so würden wir sagen, nicht Eigennamen u. s. w., weil jene als abgedachte (abstracte) Benennungen einzelner Dinge, Gattungen u. s. w. unterschieden werden müssen, so wie man ungefähr Lauter und Laut unterscheidet. Vieles könnte kürzer und besser bezeichnet werden, z. B. Ableitwort, Ausruf-, Anführ-, Auslafs-Zeichen u. s. w. für abgeleitetes Wort oder Ablei*tungs*w. Ausruf*ungs*-, Anführ*ungs*-, Auslas*sungs*-Zeichen u. s. w. Die vielen *ung* geben unserer Sprache ein unangenehmes Unkengetön, welchem der Vf. in der Vorrede mit Unrecht das Wort redet, indem er z. B. *der Anleit für die Anleitung* verwirft, da sie doch füglich beide brauchbar sind; er selbst auch gebraucht ähnliche Wörter häufig, z. B. Besitz-, Bestimm-, Bezug-Wort. Für *Einzelnheit*, *Mehrheit* (*numerus singularis* und *pluralis*) wäre Ein*zahl*, Mehr*zahl* allerdings besser, für beugen (*declinare*) *umenden* gewifs bezeichnender. Über andere Ausdrücke weiter unten an Ort und Stelle ein Mehreres!

Die Einleitung enthält die nöthigen Vorbegriffe von Sprache überhaupt, und giebt eine kurze Übersicht der ganzen Sprachlehre. Wir tadeln in derselben, dafs er das, was er späterhin selbst das Selbstständige und Unselbstständige nennt, früher *Substanz* und *Accidenz* nannte, wofür auch das Wesentliche und Unwesentliche oder Zufällige gesagt werden konnte. Zu viel wird S. XI (auch S. 3) damit behauptet, dafs die Wurzelwörter *immer* einsylbig seyen, da sie doch, wie S. 7 richtig gesagt wird, nur einfach sind. Sobald man, wie S. XIV und 6, von Empfindungs*wörtern* spricht: so müssen sie auch einen Redetheil und eine eigene Wortclasse ausmachen; besser nennt man sie mit *Wolke Empfindelaute*.

In der Sprachlehre selbst wird der Buchstabe Y noch als deutscher Buchstabe ohne hinreichenden Grund angeführt; auch weifs der Vf. nicht, was er damit als Laut anfangen soll, indem er ihn immer neben dem i einschaltet, ohne ihn als einen eigenen Grundlaut zu zählen. Wenn er keinen eigenen Laut bezeichnet: was soll er als müssiger und überflüssiger Buchstabe? Zur Unterscheidung mancher Wörter im Schreiben haben wir ihn nicht nöthig; und wenn der Vf. S. 169 sagt: „Noch jetzt

meynen statt *meinen* schreiben zu wollen, um das Wandelwort von dem Besitzworte zu unterscheiden, wäre pedantisch; aber in dem Hülfsworte *seyn* das y durchaus nicht leiden wollen, wäre affectirt": so scheint uns diess — mit seiner Erlaubniss — sowohl pedantisch als affectirt. Die Zahl der Doppellaute (S. 2) ist ziemlich willkührlich zu sieben angenommen, indem man ja eben so gut wie *oi* und *ui* auch *oa*, *ua* u. s. w. in der gemeinen Sprechart mancher Landschaften zusammensetzen kann. Sehr unbefriedigend ist, was über die Aussprache des *e* gesagt wird. Aufmerksamkeit und Übung unter verständiger Anleitung sollen dafür die besten Rathgeber seyn; allein es müssen und können für die meisten Fälle Regeln aufgestellt werden, z. B. gewöhnliche Aussprache des e neben l, b u. s. w., vor e, h, r u. s. w.

I. *Von dem Hauptworte.* Hier wird das Bekannte im Ganzen gut auseinandergesetzt. Zu den Vorsylben bey abgeleiteten Substantiven von anderen Substantiven rechnet der Vf. mit Unrecht noch *be—*, obgleich ein Recensent der früheren Ausgaben dieser Sprachlehre in der O. D. Literaturz. diess schon gerügt hat. Denn auch die S. 8 angeführten *Behörde* und *Beamter* sind keine ursprünglichen Hauptwörter, sondern erst von *behören* und *beamten* abgeleitet. Das Wort *Ur* wird eben so unrichtig *Vorsylbe* genannt, als man das veraltete *Bold* in Raufbold eine *Nachsylbe* nennen würde. Irrig wird S. 11 behauptet, dass die Verkleinerungssylbe *lein* nur bey Wörtern auf *e* gebraucht würde. Man bildet nämlich richtig Bügellein, Engellein, Flügellein, Gäbellein u. s. w., und nur missbräuchlich lässt man mit Verschluckung des e bloss Ein l hören, und sagt Büglein, Englein, Flüglein u. s. w., worunter aber richtiger Weise ein kleiner Bug, ein kleiner Flug u. s. w. zu verstehen ist. Bey den Wörtern auf *— thum* (S. 13) ist der Umfang der Bedeutungen zu eng angegeben; auch sind die als Ausnahmen angeführten Wörter nicht durchgängig Ausnahmen, denn man sagt häufig auch, besonders im Oberdeutschen, *das* Beweisthum, *das* Reichthum, *das* Wachsthum. Die unpassenden Benennungen: *Geschlecht* der Hauptw., *männliches, weibliches Geschlecht, geschlechtlos*, würde der Vf. besser mit dem Wort *Gattung*, erste, zweyte, dritte Gattung, vertauscht haben. Anstatt der unzulänglichen und oft unrichtigen Erklärungen, welche bey den gleichlautenden Wörtern von verschiedener Bedeutung eingeschaltet sind, S. 17 z. B. „die Armuth (Mangel), der Buckel (Höcker), der Bund (zusammengebunden), das Erbe (Eigenthum)" u. s. w., (so auch S. 25) hätten lieber gar keine gegeben und das Erklären dem Lehrer überlassen werden sollen. S. 18 findet man „*die Mandel* (zum Wäsche rollen) und das Mandel (Zahl von funfzehn)", und auf derselben Seite „der Mangel (wenn etwas fehlt) und *die Mangel* (zur Wäsche)" als ihrem Ursprunge nach verschiedene Wörter angeführt. Unrichtig ist es, dass *der Bauer* und *das Bauer*, beide von bauen, *der Hut* und *die Hut*, beide von hüten, u. s. w., verschiedenen Ursprungs seyn sollen. Den Regeln über Umendung der Substantive und den Ausnahmen von denselben fehlt es überhaupt noch an gehöriger Bestimmtheit und Genauigkeit. Ausser *Bauer*, welches in der Mehrzahl *Bauern* hat, hätten auch noch *der Vetter*, *Gevatter*, Mehrzahl *die Vettern, Gevattern*, als Ausnahme bemerkt werden können. S. 20 werden unter den auf *—en* ausgehenden Substantiven als Ausnahmen gerade nur die angeführt, welche als solche in der erwähnten Beurtheilung in der O. D. L. Z. genannt waren, da doch Magen, Wagen u. s. w. hier ebenfalls eine Stelle hätten finden können. Unter den Wörtern, welche ohne Veränderung des Grundlautes in der Mehrzahl ein e angehängt bekommen, fehlen noch eine Menge, z. B. der Agat, oder Agt, der Bold (die zusammengesetzten Haubold, Raufbold, Saufbold, Trunkenbold, Schillebold u. s. w., von welchen nur Trunkenbold angeführt ist, konnten weggelassen werden), der Dom, der Hau, das Moor, das Moos, der Ort (Mehrz. *Orte* und *Örter*), der Verhack u. s. w. Dagegen sind hier als solche mehrere unrichtig angeführt, z. B. *Fund*, *Gaul*, welche in der Mehrzahl *Fünde*, *Gäule* haben, dessen nicht zu erwähnen, dass *Ballast* in der Mehrzahl ungewöhnlich ist, und dass *Bastart* und *Kürass* dem Vf. als deutsche Wörter gelten, während er zu den fremden rechnet: *Balsam*, *Bisam*, *Grad*, *Gran*, *Part* (in Gegenpart, Widerpart), *Plan*, *Pol*, *Puls*, *Punct*, *Salat*, *Altar*, *Marschal*, *Probst* (Propst) u. s. w., in welchem Falle dann aber *Fenster*, *Kloster*, *Papst*, *Kaiser*, *Bischof*, *Dom* und tausend andere Wörter auch zu den fremden gerechnet werden müssten. Übrigens ist bey Wörtern, wie Castellan, Fiscal u. s. w., die Mehrzahl schwankend; im Oberdeutschen bekommen sie, wie General, Tag u. s. w., den Umlaut; im übrigen Deutschland aber behalten sie meist ihr a unverändert. Unter den Substantiven, welche in der Mehrzahl ihren Grundlaut verändern, fehlen: Balg, Boll, Damm, Daum (Fund, Gaul), Gaum, Saum, Traum, Kopf, Topf, Tropf, Schmatz, Kuss, Schwanz u. s. w. Zu verwundern ist, wie S. 22 d) unter *weibliche* Wörter *Schoss* und *Stoll* gerathen konnten. Unter den Substantiven, welche in der Mehrzahl *—er* bekommen, hätte *das Mensch* nicht fehlen dürfen, wenn es gleich pöbelhaft ist; *Vormund* aber lautet in der Mehrzahl *Vormünde*, und *Vormünder* ist die Mehrzahl von einer andern Form, *der Vormünder*. Eben so unrichtig sind *Daumen*, *Gaumen*, als die Mehrzahl von Daum, Gaum (Däume, Gäume) angeführt, da sie doch die Mehrzahl von *der Daumen*, *der Gaumen*, einer andern Form, sind. Eben so wenig lautet von *der Demant*, *Hagestolz*, *Pfriem*, *Stück*, *Hagedorn*, die Mehrzahl *Demanten*, *Hagestolzen*, *Pfriemen* u. s. w., sondern *Demante*, *Hagestolze* u. s. w. (In dem von *Th. Bernd* ausgearbeiteten und von *Campe* herausgegebenen Wörterbuche der deutschen Sprache ist die Umendung des letzten Wortes unrichtig angegeben. Es muss dort heissen: *der Hagestolz*, *des —es*, Mz. *die —e*.) Von dem Worte, *der Quast*, lautet die Mehrzahl nur *Quäste*, *die Quasten* aber

ist die Mehrz. von *die Quaste*. Das hier angeführte Wort *See* ist zu unbestimmt angegeben. Bloſs von dem Worte *die See* lautet die Mehrzahl *die Seen* (zweysylbig, eigentlich *Seeen*), von *der See* aber *die See* (zweyſ., eigentl. *Seee*). *Der Stiefel* gehört auch nicht hieher, weil die Mehrzahl davon richtiger *die Stiefel* lautet. Die Mehrz. von *der Carolin*, *das Concordat*, *das Epigramm*, *der Patron*, *der Rubin*, *der Thron* u. ſ. w. heiſst ebenfalls *die Caroline*, *Concordate*, *Epigramme* u. ſ. w., nicht *Carolinen* u. ſ. w. *Ruinen* iſt nicht bloſs in der Mehrzahl üblich; man findet häufig genug auch *die Ruine*, *eine Ruine*.

Die aus fremden Sprachen entlehnten Subſtantive (S. 24, e) hätten in einer Lehre der *deutſchen* Sprache eigentlich gar keine Stelle verdient. Sollten ſie dieſe aber einmal finden: ſo muſsten auch für die verſchiedenen angeführten Endſylben Beyſpiele gegeben werden, wo ſich denn freylich gefunden hätte, daſs die Regel: „Alle aus fremden Sprachen entlehnten Wörter auf *an*, *ant*, *ar*, *ak*, *aſt*, *at*, *ann* u. ſ. w., welche den Ton auf der letzten Sylbe haben, nehmen in der Mehrzahl *en* oder *n* an", nicht Stich halte. Man nehme z. B. die Wörter *Kampan*, *Disvant*, *Talar*, *Automat*, *Ultimat*, *Contract*, *Edict*, *Inſtrument*, *Corſet*, *Flageolet*, *Genie*, *Profit*, *Oktogon*, *Meteor*, *Profoſs*, *Complot*, *Filou*, *Officier* u. ſ. w., welche ſämmtlich in der Mehrzahl nur ein *e* annehmen.

Was die verſchiedene Bezeichnung der Mehrzahl bey gleichlautenden Wörtern oder auch bey einem und demſelben Worte betrifft (S. 25): ſo iſt Manches hier wegen des bereits früher Geſagten überflüſſig, Anderes aber ungenau und unvollſtändig. Denn es verſteht ſich ja von ſelbſt, daſs von *der* und *das Band*, *der* und *das Bauer*, *der* und *die Leiter*, *der* und *das Menſch*, *der* und *das Schild*, die Mehrzahl verſchieden ſeyn müſſe. Bloſs die übrigen angeführten Wörter gehören hieher, und dieſe konnten mit folgenden: *das Holz*, Mehrz. *Holze* und *Hölzer*, *das Korn*, Mehrz. *Korne* und *Körner* u. ſ. w. vermehrt werden. Sehr willkührlich iſt die Unterſcheidung der Form *Teſtamenter* von der andern *Teſtamente*, daſs jene einzelne Exemplare von dieſen bezeichnen ſollen.

Wie miſslich es ſey, die verſchiedenen Verhältniſsfälle, welche an den Subſtantiven durch die Umendung bezeichnet werden, mit Namen zu belegen, welche von dieſen Verhältniſſen hergenommen ſind, beweiſen alle Verſuche, welche damit gemacht worden ſind, die des Vfs. nicht ausgenommen, und es zeigt ſich immer mehr, es ſey am beſten, wenn man anſtatt aller ſolcher Namen die einfachſte Bezeichnung, erſter, zweyter u. ſ. w. Fall, gebraucht. Man urtheile ſelbſt! Der zweyte Fall (*c. genitivus*) ſoll *Beſitzfall* heiſsen; ein Beyſpiel dazu iſt: der Vater *des Sohnes* erzieht. Soll hier von einem Beſitze die Rede ſeyn: ſo beſitzt wohl der Vater mehr den Sohn, als dieſer jenen. Der dritte Fall (*dativus*) *Zweckfall*. Wo findet ein Zweck Statt in Ausdrücken, wie: dem Übel ausgeſetzt ſeyn, der Krankheit erliegen, der Nothwendigkeit weichen u. ſ. w., und wie können Übel, Krankheit, Nothwendigkeit u. ſ. w. Gegenſtände genannt werden, an welchen der Zweck einer Thätigkeit bezeichnet werden ſoll? Und wie denn, wenn der dritte Fall mit Verhältniſswörtern gefügt wird? z. B. der Sohn iſt *von dem Vater* erzogen; wo wird da ein Zweck, oder der Gegenſtand eines Zweckes bezeichnet? — So wird auch S. 27 nicht gut geſagt: „den Zweckfall, auf die Frage, *wem gebührt es? für wen?*" Denn die Frage: wem gebührt es? paſst auf die meiſten Fälle gar nicht, und auf die Frage: *für wen?* kann man genau genommen nur antworten: *für den* oder *jenen*, aber nicht, *dem*, *jenem* u. ſ. w.

Die Arten der Umendung ſind auf eine verſtändige und verſtändliche Art auf einige wenige zurückgeführt worden, und es iſt dadurch das Gewirr der vielen Umendearten in anderen Sprachlehren glücklich vermieden. Nur fehlt es noch an durchgehender Genauigkeit. So hätten S. 29 in der Anmerk. noch die Endbuchſtaben *f* (der Kneif, Reif, Kniff, Griff, Kopf, Schopf u. ſ. w.), *h* (der Floh), *i* (der Brei, Schrei u. ſ. w.), *ck* (der Verhack, der Knack u. ſ. w.), *m* (der Kamm, Traum u. ſ. w.), *n* (der Hahn, Span u. ſ. w.), *p* (der Topp, in der Schiffahrt), *t* und *th* (der Hut, Koth, Muth u. ſ. w.), *u* (der Gau, Hau u. ſ. w.) angeführt werden müſſen, und eben ſo müſste bemerkt werden, daſs die Subſtantive aus der erſten Gattung (*maſc. gen.*) auf *l* im zweyten Falle der Einzahl ebenfalls —*s*, und im dritten Falle der Mehrzahl —*n* zu ſich nehmen. Welcher Übelſtand durch die fremden in unſere Urſprache eingeſchwärzten Wörter verurſacht wird, ſieht man recht deutlich bey Gelegenheit der Regeln, welche für die Umendung derſelben (S. 32) gegeben werden. Der eine, z. B. unſer Vf., will ſie entweder ohne Umendung laſſen oder ihrer Sprache gemäſs umenden, als: *das Verbum*, *des verbi*, *dem verbo* u. ſ. w., *die verba*, *der verborum* u. ſ. w., *der Canonicus*, *des canonici* u. ſ. w., *der Paſtor*, *des paſtoris* u. ſ. w. (aber auch, *der Charakter*, *des charakteres* oder *characteris* u. ſ. w. Mehrz. *die characteres* u. ſ. w.? ſo wie man von *der Cherub*, *Seraph*, *Eloah* die hebr. Mehrzahl *Cherubim*, *Seraphim*, *Elohim* gebraucht?); *der Malcontent*, *des Malcontent* (nicht *Malcontenten*) u. ſ. w. Mehrz. *die Malcontents* (nicht *Malcontenten*) u. ſ. w. *Die Rebellion*, Mehrz. *die Rebellions* (nicht *Rebellionen*); *die Garde*, Mehrz. *die Gardes* (nicht *Garden*). Andere wollen ihnen wenigſtens in der Mehrz. eine deutſche Endung geben, z. B. *die Alumnen*, *die Lyceen*, *Gymnaſien*, *Teſtimonien* u. ſ. w. Noch Andere wollen ſie ganz deutſch umenden, z. B. Hr. *Radlof* ſagt: *das Verb*, *des Verbes*, *dem Verbe*, Mehrz. *die Verbe*; *der Kas* (*caſus*), *der Kaſes*, *dem Kaſe*, Mehrz. *die Kaſe* u. ſ. w. Noch Andere endlich möchten, am abſcheulichſten, lieber ſagen: *das Verbum*, *Gymnaſium* u. ſ. w. *des Verbums*, *Gymnaſiums* u. ſ. w. Mehrz. *die Verbume*, *Gymnaſiume* u. ſ. w. oder *Verbums* u. ſ. w. S. 33, 34 wird geſagt: „Eigennamen können auf

zweyerley Art gebeugt (umgeendet) werden: 1) mit den Selbstandsworte" u. s. w. Hierauf folgt aber kein: 2) Ohne Selbstandswort u. s. w. oder dergleichen. Anstatt dessen steht S. 34 Z. 15 v. o.: „Auf deutsche Art" u. s. w., als ob die vorhergehende Art, Eigennamen mit dem Artikel umzuenden, undeutsch wäre. Über Umendung der Eigennamen selbst kann man Mehreres in Hn. *Radlofs* Schrift: Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten S. 32 f., und Bemerkungen darüber in unserer A. L. Z. 1812. No. 164. S. 276 nachlesen. Von der Regel, dass bey mehreren Eigennamen derselben Person nur der letzte umgeendet werde, können die Namen der Adeligen keine Ausnahme machen, da dieselben jetzt wie die Namen der Bürgerlichen ohne besondere Wortbedeutung sind, indem man sich bey *Herr von Werthheim*, *von Wusterhausen* u. s. w. jetzt keinen Mann denkt, der von Werthhein u. s. w. gebürtig, oder Besitzer von Werthheim u. s. w. ist, so wenig, wie man jetzt bey den Namen *Becker*, *Schneider*, *Schuster* u. s. w. an einen Handwerker dieses Namens denkt. Wie man also sagt *Hans Sachsens*, *Paul Flemmings* Gedichte: so muss man auch sagen *Friedrich von Schillers*, *Joh. Gottfr. von Herders* Werke, so wie man ja auch ganz allgemein sagt *von Goethes* Schriften.

II. *Von dem Beschaffenheitsworte.* In diesem Abschnitte ist noch Manches tiefer zu begründen und besser zu unterscheiden. Hier nur — da wir bey dem ersten Abschnitte ausführlicher gewesen sind — einige Bemerkungen. S. 41 wird mit Unrecht behauptet, dass die Wörter *abwendig*, *abspenstig*, *genehm*, *fahl* (soll heissen *fehl*), *leid* u. s. w. nie einverleibt würden, indem mehrere davon so gebraucht werden können und gebraucht worden sind, z. B. *genehmes* Geld, welches ohne Anstand genommen wird, gültig ist; die *leiden* Gäste, die unangenehmen, lästigen, bey *Frisch*; einen *leideren* Tag, Nibelungenlied. In der Lehre von der Steigerung wird der erste oder untere Grad, besser der Urstand, (*positivus gradus*) nicht gut der *natürliche* Stand genannt, als ob die beiden Vergleichungs- oder Steigerungs-Grade, der Comparativ und Superlativ, nicht auch natürlich wären oder seyn könnten. Nach S. 42 soll der Superlativ durch *st* oder *est* angezeigt werden, das *e* dahinter aber bloss des Wohlklanges wegen angehängt seyn; allein diess *e* ist das Einverleibungs-*e*: *fleissigst* arbeiten, der *fleissigste* Schüler, er ist der *fleissigste*. Sehr irrig ist, was S. 42 und 43 von Abweichung mehrerer Beschaffenheitwörter (*adj.*) in den Steigerungsgraden gesagt wird. Von *hoch* und *nah* sagte man sonst und zum Theil noch *höheste*, *näheste*; von *bald* lauten die Grade der Steigerung *balder*, *baldest* (e), aber nicht *eher*, *ehest*. *Besser*, *best* kommt nicht von *gut*, sondern von *bass* her; *mehr*, *mehrest*, *mehest* (meist) nicht von *viel*, sondern von dem veralteten *meh*, und *wenig* wird gesteigert *weniger*, *wenigst*, aber nicht *minder*, *mindest*.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Berlin*, b. Maurer: *Disquisitio chirurgica de nova hernias inguinales curandi methodo akiurgica.* Auctore *Gottl. Henric. Rau*, Med. et Chir. Doct., instituti reg. chirurgico-clinici medico secundario. Praefatus est *Carolus Ferdinandus Graefe.* Accedit tabula aenea. (1813) 30 S. 4. (12 gr.)

Der Erfinder der hier beschriebenen neuen Operationsmethode der Leistenbrüche ist der verdienstvolle Med. Rath *Gräfe* in Berlin, ein Mann, auf welchen die deutsche Wundarzneykunst stolz zu seyn Ursache hat. Die Methode selbst ist folgende: Nachdem, soviel als möglich, die vorgefallenen Theile reponirt worden, wird der Hautschnitt einen halben Zoll über dem Bauchring angefangen, und bis zu einem ganzen Zoll unter demselben fortgesetzt; darauf das Zellgewebe hinweggenommen, der Bruchsack blossgelegt, mit der Pincette hervorgezogen und mit dem Scalpell eingeschnitten. Nun wird ein mit einer einfachen Salbe bestrichenes Bourdonnet soweit in den Bruchsack eingeschoben, dass es nicht nur die Ränder des Bauchrings allenthalben berührt, sondern auch hinter denselben hervorragt. Das Bourdonnet muss gerade an den Bauchring passen, damit es ihn weder zu viel ausdehne, noch das Vorfallen der zurückgebrachten Theile erlaube. Um dasselbe nach Willkühr wegnehmen zu können, wird daran ein hinreichend langer Faden gebunden, und mittelst Heftpflaster aussen festgeklebt. Am folgenden Tage wird es vorsichtig herausgenommen. Sollte es aber nicht gutwillig folgen, was als ein Zeichen der eingetretenen Entzündung anzusehen ist; dann muss man, bis diese ganz verschwunden ist, von allem weitern Ziehen abstehen. Sobald sich aber, was meistens nach drey bis vier Tagen geschieht, das in das Abdomen geführte Bourdonnet von der Wunde trennt: dann muss es ohne Verzug weggenommen werden. Es wird nun ein anderes an dessen Stelle eingebracht, um die innere Fläche des Bruchsacks in Eiterung zu setzen. Dieses wird an seinen Enden mit einer einfachen Salbe, in der Mitte aber mit einem Digestivmittel bestrichen. Bey dieser Behandlung zeigt sich in wenigen Tagen ein gutes Eiter und Granulation. Je mehr diese zunimmt, je nachdem werden immer dünnere Bourdonnets eingelegt. Endlich lässt man sie ganz weg, und heilt die Wunde zu. Diess mag genug seyn, um die Wundärzte auf die Wichtigkeit dieser Operationsmethode aufmerksam zu machen, und wir glauben die in der Abhandlung angegebenen Vorzüge vor anderen Methoden, sowie die angeführten Krankengeschichten, in dieser Anzeige übergehen zu dürfen. Übrigens verdient noch bemerkt zu werden, dass diese Abhandlung noch manche wichtige Bemerkung über den Bruchschnitt überhaupt, insbesondere aber über die Indication und über die Vorzüge desselben vor der Anwendung der Bruchbänder enthält.

Die beygefügte, von *Thiele* gefertigte, Zeichnung stellt den Bruchschnitt auf eine sehr anschauliche Weise dar.

Hhm.

Druckfehler in der Recension der *Hudtwalckerischen Schrift über die Diäteten* (No. 57 u. 58) S. 451 Z. 31 st. eingehenen l. zugehönenen. S. 452 Z. 26 st. *nähren* l. *wahren*. S. 453 Z. 19 st. *Unterdrückung* l. *Unterordnung*. S. 453 Z. 26 v. u. st. 13 l. 3. S. 454 Z. 9 v. u. ist das Komma hinter „κυρία" wegzustreichen. S. 454 Z. 22 v. o. st. *Vögeln* l. *Wespen*. S. 456 Z. 3 v. u. ist „der" vor πρόπλ. zu setzen. S. 457 Z. 15 v. u. ist „nur" durchzustreichen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Stuttgardt, b. Löflund: *Neue deutsche Sprachlehre zum Gebrauche für deutsche Schulen*, verfasst von Dr. *Georg Reinbeck*, u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

III. *Von dem Umstandsworte.* Dieser Abschnitt ist für uns sehr unbefriedigend abgehandelt worden, was zum Theil Folge des Mangels an genauer Unterscheidung und scharfer Abgrenzung der Beylegewörter und Umstandwörter ist. Man findet in demselben weder Folgerichtigkeit noch Klarheit. Zum Beweise nur Einiges. S. 46 und 47 werden *mehr, minder, gewiss, einzeln, entfernt, früh, hoch, niedrig* u. s. w. als Umstandwörter angeführt, da doch *mehr, minder, hoch* u. s. w. schon vorher vom Vf. selbst unter die Beschaffenheitwörter aufgenommen wurden. In der Anwendung des Umstandwortes zu anderen Redetheilen (S. 47) wird gesagt, dass gewisse Umstandwörter zu *Bestimmungswörtern* des Hauptwortes genommen und dadurch besondere *Redetheile* werden, nämlich: das Selbstständwort (der Andeuter, Artikel), das Zahlwort, das Personwort; aber nirgends wird hiezu der Grund und die Möglichkeit dargethan, und es werden dennoch S. 54 das Selbstständwort, S. 56 das Zahlwort, und S. 59 das Personwort als eigene Redetheile besonders abgehandelt. Damit steht auch die Eintheilung S. 4 und 5 in Widerspruch. „II. Das Beschaffenheitswort. III. Das Personwort. IV. Das Wandelwort. V. Das Umstandswort: a) Das unverbundene. 1) Reines Umstandswort (womit der eingeschlossene Beysatz, S. 45, bey Umstandwort im engeren Sinne wahrscheinlich gleichbedeutend seyn soll). 2) Verhältnisswort. 3) Bindewort. b. Das einverleibte. Das Selbstständw. VI. Das Zahlwort, u. s. w." Wörter wie *darin, darein* u. s. w. hätten schicklicher eine Stelle unter den Fürwörtern oder auch in der Lehre von den Verhältnisswörtern gefunden, als hier unter den Umstandwörtern. Ganz willkührlich wird S. 46 dem *s* an *Abends, Morgens, öfters* u. s. w. die Bedeutung beygelegt, „es drücke oft aus, dass etwas mehrmals stattfand" (Statt fand), da es doch nur die umstandwörtliche Form dieser Wörter anzeigt, wie bey *Nachts, Angesichts, hinterrücks* u. s. w. S. 52 und 53 finden sich in der Umendung der Beylegewörter Unrichtigkeiten. Es lauten daselbst der zweyte Fall: gut*es* fleissig*en* Schülers, gut*er* fleissig*en* Schülerin, gut*es* fleissig*en* Kindes, der dritte Fall: gut*em* fleissig*en* Schüler, gut*er* fleissig*en* Schülerin, gut*em* fleissig*en* Kinde, anstatt im zweyten Falle: gutes fleissig*es* Schülers, Kindes, guter fleissig*er* Schülerin (z. B. es ist guter (und) fleissig*er* Schülerin Art, auf den Lehrer zu achten), im dritten Falle: gutem fleissig*em* Schüler, Kinde, guter fleissig*er* Schülerin. Denn da hier der Artikel oder ein anderes denselben vertretendes Wort fehlt: so müssen alle auf einander folgenden Beylegewörter gleich dem ersten umgeendet werden, wie sich davon Beweise genug bey guten Schriftstellern, z. B. bey *Voss*, finden. Also: er ist männliches (nicht — *en*) Geschlechts, ich bin frohe*s* (nicht — *en*) Muthes; und so auch: ich bin frohes gutes Muthes, er ist von gutem altem Geschlechte u. s. w. Demnach ist auch das S. 70 Angeführte, guten Vaters, von armen Geschlechte, unrichtig. Denn wenn von gutem altem Geschlechte richtig ist: so muss auch von arm*em* Geschlechte richtig seyn.

IV. *Von dem Selbstandsworte.* Deutlich und befriedigend.

V. *Von dem Zahlworte.* Die Regel bey *all* (S. 58), dass es vor einem Personworte durchweg, ausser im zweyten Falle, *alle* oder *all* laute, möchten wir nicht unterschreiben. Wenn man in solcher Verbindung nur *all* anstatt *aller, alles, allem, allen* u. s. w. sagt: so geschieht es, ausgenommen etwa im ersten Fall, wo man lieber sagt z. B. all sein Reichthum, anstatt aller sein Reichthum, nur missbräuchlich, und um eine Sylbe im Sprechen zu ersparen. Denn alle Aufmerksamen sprechen und schreiben: *aller* meiner Mühe ungeachtet, bey all*em* diesem, mit *allem* seinem guten Willen nichts ausrichten, *aller* dieser Erinnerungen uneingedenk, mit *allen* meinen Bitten konnte ich nichts ausrichten.

VI. *Von dem Personworte.* Im Ganzen befriedigend. Doch halten wir die Benennungen verschiedener Arten der Personwörter, als: Besitzwort, Zeigewort, Bestimmwort, Bezugwort, Fragwort, für unbrauchbar, weil keine derselben an den eigentlichen Begriff dieser Wortclasse, welche man mit Personwort oder Fürwort zu bezeichnen gesucht hat, erinnert; und unter Zeigewörtern z. B. auch *hier, dort* u. s. w., unter Fragewörtern z. B. auch *wie, warum, wozu, wenn* u. s. w., verstanden werden können. Anstatt *ortanzeigende* Personwörter scheint *hinweisende* auch besser zu seyn, weil es auf den *Ort* oft gar nicht ankommt, und von den Dingen, auf welche man mit *dieses* und *jenes* hinweiset, das eine gerade so nahe oder fern als das andere seyn kann. Überdiess ist auch der Ausdruck S. 66: „das ortanzeigende Personwort

ist so vielfach, als man sich das Verhältniss des Ortes denken kann; diess ist *nahe* oder *fern*." Falsch, denn *oben, unten, hinten, vorn, rechts, links* u. s. w. bezeichnen auch Ortverhältnisse. Ohne Grund ist S. 67 die Behauptung, man müsse sagen: „mit die*ser* und jen*en* (z. B. Person) habe ich gesprochen," da es doch mit die*ser* und jen*er* heissen muss.

VII. *Von dem einverleibten Beschaffenheitsworte*. Ganz unzweckmässig hier als eine Wiederholung dessen, was schon davon unter dem Abschnitte vom Beschaffenheitsworte u. s. w. abgehandelt worden ist.

VIII. *Von dem Wandelworte.* Ausführlich und im Ganzen belehrend; aber doch nicht durchaus gründlich und befriedigend. So finden wir da, wo von Bildung der Wandelwörter und von Bedeutung ihrer Endsylben die Rede ist (S. 72 f.), Manches ungenau. *Künsteln* z. B. soll mittelst der Sylbe — *eln* von *Kunst* abgeleitet seyn, da doch *eln* hier den Nebenbegriff des Kleinlichen bezeichnet, und von *kunsten, künsten* abgeleitet ist. Bisweilen, heisst es ferner S. 73, kommt noch eine Vorsylbe hinzu: *betiteln*, als ob diese Zusammensetzung mit *be* gleichgültig wäre, und nicht eine eigene Bedeutung hervorbrächte. S. 74 „*ren*, eine alte Wiederholungs- und Verstärkungs-Sylbe, *girren, fahren*." Allein das *r* in diesem *ren* gehört zum Stammworte, girr-en, girr machen, den Laut girr ertönen lassen. In — *ken* findet sich nicht, oder doch nicht immer, Verstärkung des Begriffes, sondern es dient — wenigstens oft — dazu, unüberleitende Zeitwörter auf — gen zu überleitenden machen zu helfen, z. B. von *ringen, schwingen* die Wörter *renken, schwenken*, und so auch *henken* von *hangen*. Die Zwitterendung — *iren* (S. 74) hätte mit Missbilligung angeführt werden sollen. Unvollständig sind die Bedeutungen angegeben, welche die Sylben *be-, ge-, ent-, er-, ver- zer-* u. s. w. in den Zeitwörtern, wenn sie mit denselben gebildet werden, hervorbringen. Die Namen der fünf Arten von Zeitwörtern S. 77 sind theils unrichtig, theils unbezeichnend. *Wirkende* sollen seyn verba activa, *leidentliche* verba passiva, *wirkungslose* verba neutra, *rückwirkende* verba reciproca, *unpersönliche* verba impersonalia. Für unrichtig geradezu müssen wir aber die Benennung *unpersönlich* erklären, denn *es* bezeichnet ja unbestreitbar ein Drittes, nur ein unbestimmtes Etwas; besser wäre also die Benennung drittpersönliche, solche, die nur in der dritten Person, der Form nach, vorkommen. Unpassend finden wir die Benennung *wirkungslose*, wofür doch unstreitig *zuständliche* weit besser wäre. So auch die Benennung *rückwirkend*: denn wo findet bey *sich schämen, sich sehnen* u. s. w. eine Rückwirkung Statt? Besser also *rückdeutende*. Wie unbequem die Benennung *wirkende* Zeitwörter sey, unter welchen die so verschiedene Begriffe bezeichnenden *verba activa, transitiva* und *intransitiva* begriffen werden, zeigt sich bald. Eben so bezeichnen die Wörter *Wirkungswort, Hulfswort, Zustandswort* u. s. w. nicht, was sie bezeichnen sollen, nämlich wirkendes u. s. w. *Wandelwort*. S. 82 heisst es: „Die allgemeine Sprechart (*Infinitivus*) bezeichnet blos (bloss) durch besondere Formen die Gegenwart und die Vergangenheit", und unten heisst es: „a) die Gegenwart: lieben, stürzen, b) die Vergangenheit: geliebt, gestürzt." Allein die Vergangenheit heisst: geliebt haben, gestürzt haben (im Passivo die Gegenwart geliebt werden, gestürzt werden, die Vergangenheit: geliebt, gestürzt worden seyn), und ausser diesen giebt es noch eine Zukunft in der allgemeinen (oder unbestimmten) Sprechart, nämlich: lieben werden, stürzen werden, (im Pass.: geliebt-gestürzt werden werden). So wie S. 81 von bezieh*licher* gegenwärtiger und zukünftiger Zeit geredet wird: so sollte auch S. 83 nicht von beziehender, sondern von beziehlicher Zukunft die Rede seyn. In dem Muster für regelmässige Umwandlung der Zeitwörter ist die Form für die beschränkte Vergangenheit (*t. imperf.*) in der ungewissen Sprechart (*Conjunct. m.*) ohne hinreichenden Grund so schleppend — *ete*, — *etest*, — *ete* u. s. w. angeführt. Denn sind beide Sprecharten in der gegenwärtigen Zeit (bis auf die dritte Person in der Einzahl) ganz gleichlautend, und muss man sie durch den Sinn und Zusammenhang allein unterscheiden: warum soll diess bey der beschränkten Vergangenheit, die in beiden Sprecharten durch Anhängung des — *te* aus der Gegenwart gebildet wird, anders seyn? Unzulänglich ist S. 94 und 102 in Ansehung der Umwandlung der unregelmässigen Zeitwörter die Regel, dass, wenn sich die Vergangenheit der allgemeinen Sprechart (*partic. praet.*) auch auf *t*, wie bey den regelmässigen, ende, sie den Grundlaut der Stammsylbe verändern. Diess Letzte ist aber auch bey denjenigen der Fall, die sich anstatt auf *t* auf *en* enden, z. B. weisen gewiesen, kneifen gekniffen, schieben geschoben, heben gehoben, rinnen geronnen, finden gefunden u. s. w. In den Regeln über die Verbindung des *seyn* oder *haben* mit einem Zeitwort ist Manches willkührlich, Manches bleibt schwankend. Ob z. B. das Feuer bey einer Feuersbrunst Häuser u. s. w. verzehrt, oder im Ofen Brennholz u. s. w., ist in Absicht auf das Feuer wohl ganz gleich, man wird also in beiden entweder *haben* oder *seyn* damit verbinden können. Überhaupt bedarf die Lehre über den Gebrauch der Hülfszeitwörter noch besserer Begründung, nach welcher erst sichere Regeln darüber festgestellt werden können. Unter den rückwirkenden (rückdeutenden) Zeitwörtern wird *sich freuen* mit Unrecht als ein solches Wort angeführt, welches *nie* anders denn als rückdeutend gebraucht werde; man sagt nämlich auch: es freuet mich, d. h. es macht mir Freude, die Sache freuet mich u. s. w. Unrichtig wird S. 102 gesagt, dass einige unpersönliche Zeitwörter „eine Sache als Subject annehmen", z. B. die That gereuet mich, der Kopf schmerzet mich. Dann wären aber gereuen und schmerzen nicht unpersönlich gebraucht, sondern in thätlicher Bedeutung für, Reue, Schmerz verursachen. In ersten Beyspiele könnte man unpersönlich nur sagen: es gereuet mich der That, und im anderen Beyspiele: es schmerzet mich

im (oder am) Kopfe, oder, der Kopf schmerzet mir, wie auch S. 224 zugegeben wird. Unpassend ist S. 103 das Beyspiel von *brennen*, dass es bloss in der allgemeinen Sprechart (*infinit.*) den Grundlaut ändere, übrigens aber in den verschiedenen Vergangenheiten wie die regelmässigen Zeitwörter umgewandelt werde. Denn man unterscheidet richtig im Oberdeutschen, und könnte überall unterscheiden *brinnen* (*neutr.*), ich brinne, es brinnt, gebronnen, gebrannt), es hat gebronnen (gebrannt), u. s. w., und *brennen* (*act.*), brinnen machen, wie auch, dadurch eine Zubereitung geben u. s. w., ich brenne u. s. w., gebrennt (nicht, gebrannt), ich habe gebrennt u. s. w.; so auch *schmilzen* (*neutr.*), ich schmelze u. s. w., geschmolzen, und *schmelzen* (*act.*), ich schmilze u. s. w., geschmelzt. Überhaupt wäre hier der Ort gewesen, die verschiedenen Formen der Zeitwörter für die zustandliche und überleitende Bedeutung aufzustellen, und sie, so weit es sich hier thun liess, durchzuführen. S. 104 wird irrig behauptet, dass Zeitwörter, welche mit *aufer*- und *auser* — anfangen, keine Gegenwart der bestimmten und ungewissen Sprechart haben. Allein man sagt ganz richtig: die Todten ruhen bis sie *auferstehen*, wenn ich *auferstehe*, bis ich *auferstund*, o dass er *auferstünde*, derjenige, welchen ich *auserwähle*, seelig sind die er *auserwählte* u. s. w. Übrigens konnten diese sogenannten *unvollständigen* Zeitwörter recht gut zu den folgenden zusammengesetzten gezogen werden, da die Regeln, für diese gegeben, auch für jene passen. Die Regeln über die mit *miss* — zusammengesetzten Zeitwörter bedürfen noch genauerer Untersuchung und grösserer Übereinstimmigung mit dem Sprachgebrauche. — Mit welchem Rechte in dem Abschnitt: *Verbindung des Wandelwortes mit dem Besitzfalle* (zweyten Falle), No. 5 eine Stelle finden könne, begreifen wir nicht. Redensarten wie *heutiges Tages*, *geraden* (gerades) *Weges*, *stehenden* (stehendes) *Fusses*, *meines Bedünkens* u. s. w. würde man doch auf jeden Fall eher da suchen, wo von den Substantiven, und zwar von dem Gebrauche des zweyten Falles derselben, die Rede ist, als hier. Weitschweifig und doch unvollständig sind S. 115 diejenigen Zeitwörter angeführt, zu welchen der persönliche Gegenstand in den dritten Fall gesetzt wird. Und warum man (S. 116) *mir däucht* (S. 223 mir *däuchtet*), aber *mich dünkt* (auch S. 218), sagen solle, ist nicht abzusehen. Überdiess ist der Vf. hier mit sich selbst nicht einig, indem er S. 118 sagt: „dünkt mich (auch mir)." — „Ich frage *dir* diess," sagt wohl Niemand, sondern ich frage dich um dieses oder nach dieser Sache u. s. w.

IX. *Von dem Verhältnissworte.* Unbefriedigend, und nicht frey von Widersprüchen. Die Verhältnisswörter, heisst es hier, sind von den Umstandwörtern *entlehnt*, und (S. 4) werden sie zu den unverbundenen Umstandwörtern selbst gerechnet. Ferner finden sich hier mehrere Wörter, welche der Vf. zu seinen *reinen* Umstandwörtern im engeren Sinne (S. 45) gerechnet und (S. 46) angeführt hat, z. B. *längs*, *mittelst*, *ausser*. Eine Menge anderer, wie *halb*, *kraft*, *laut*, *willen*, *zufolge* u. s. w. sind geradezu, gleich den Wörtern *durch*, *wegen*, *nach* u. s. w., zu den Verhältnisswörtern gerechnet, da sie doch als ursprüngliche Substantive, welche man in dieser Form bloss als Verhältnisse gebraucht, hätten bezeichnet werden sollen. Dem Gebrauche widerspricht die Behauptung (S. 121), dass die Wörter *ausser* und *bey* mit dem Zweckfalle (dritten Falle) *allein* verbunden werden, und (S. 123), dass das Wort *bey nie* eine Richtung nach einem Ziele bezeichne. Man sagt zwar allerdings: ich bin ausser mir; aber nicht: das hätte mich fast ausser mir gebracht, sondern, ausser mich. Er sitzt bey mir, ist richtig, aber nicht, setze dich bey mir (d. h. neben mich, an meine Seite), sondern, bey mich. So gebraucht, kommt es häufig vor, z. B. 1 Mos. 49, 29. 4 Mos. 23, 3. Matth. 26, 58. Er setzt sich bey den Freund: *Klopstock* u. s. w. Auf ähnliche Weise sollte man auch *nach*, *um* und *zu* unterscheiden. Zur Bezeichnung der Fälle, in welchen ein und dasselbe Verhältnisswort mit dem dritten oder vierten Falle zu verbinden ist, sind die Begriffe der Nähe und Ferne eben so unpassend, wie oben bey den Wörtern dieser und jener. Es fällt *auf mich*, *über mich* her, er lauft *an mich*, hier findet der Begriff unmittelbarer Einwirkung und Nähe Statt, und doch muss der vierte Fall stehen; hoch *über mir* schwebt ein Adler, weit *hinter ihm* kam der Andere, hier findet grosse Entfernung Statt, und doch steht der dritte Fall. Die Regel hiefür würde also ganz anders abgefasst werden müssen. Völlig unbrauchbar ist auch die Regel, dass der dritte Fall bey einem Verhältnissworte stehen müsse, wenn man das Wörtchen *dort*, der vierte Fall aber, wenn man das Wörtchen *dahin* hinzufügen könne (S. 122), z. B. er liegt (*dort*) *im* Bett, die Wolke schwebt (*dort*) über seinem Haupte, er wirft sich (*dahin*) *in das Bett*: denn mit demselben Rechte kann man sagen, er liegt (*hier*) *im* Bette u. s. w., er legt sich (*dort*) *in das* Bett, er wirft sich (*hier* oder *hieher*) *in das* Bett. Wie man in einem gewissen Sinne sagen kann, meine Hoffnung ist auf *dir* gegründet: so kann man in einem anderen auch sagen, sie ist auf *dich* gegründet. Doch diess und die Ungenauheit der Regel bey *hinter* (S. 125) wollen wir nicht weiter aus einander setzen, um nicht zu weitläuftig zu werden.

X. *Von dem Bindeworte.* Im Ganzen gründlich und gut abgehandelt, nur fehlt es auch hier noch hin und wieder an Richtigkeit und Bestimmtheit. Z. B. S. 132 ist *während* (!) als ein Bindewort aufgeführt, und S. 128 steht es in der Reihe der Verhältnisswörter. S. 133 hätte der Gebrauch, welchen man häufig von dem Wörtchen *als* zu Vergleichen macht, getadelt werden sollen, weil dadurch oft Missverstand erregt wird, z. B. sie handelten *als* Kinder. Diess kann bedeuten, sie handelten *wie* die Kinder, gleich den Kindern, und auch, sie handelten als solche, die wirklich Kinder sind. Der unter 1) angeführte Gebrauch (S. 134) gehört eigentlich nicht hieher: *da* ich ihn kannte, war er fleissiger, wel-

ches vollständiger heisst: zu der Zeit, *da* (in welcher) ich ihn kannte u. s. w. Auf ähnliche Art ist es auch unter 3) zu erklären: du plauderst (zu einer Zeit), *da* (in welcher) du doch lernen solltest. *Da* er ja sterben sollte, wird schwerlich Jemand sagen, wohl aber: *so* er ja sterben sollte. *Dann* und *wann* (S. 135) werden zwar gleich Bindewörtern gebraucht, allein sie sind eigentlich Umstandwörter der Zeit. Bey dem Satze: 1) „fortführend u. s. w.", ist kein Beyspiel angegeben. Der Vf. meinte hier wahrscheinlich den Gebrauch des *dann* im Oberdeutschen, wo man es noch für *ferner* gebraucht. Falsch ist: „*wenn* der Herbst kommt, *dann* sollst du anfangen", anstatt: *wann* u. s. w. „*Erst* ich, *dann* du." Mit demselben Rechte kann man denn in dem Satze: *erst* ich, *dann* er, *hernach* sein Bruder, *darauf* meine Schwester, *hinterher* der andere Bruder, *ferner* die andere Schwester, *vorletzt* die Mutter, und *zuletzt* der Vater, die bezeichneten Wörter Bindewörter nennen. Eben so unrichtig steht *dann* bey einer Bedingung: *wenn* du fleissig bist, *dann* (soll heissen *so*) sollst du es bekommen. *Nun*, in der zweyten Bedeutung, ursächlich (S. 138), möchten wir für kein Bindewort erklären, sondern als Umstandwort der Zeit betrachten; dagegen ist *aber* das Bindewort in dem angeführten Satze: ich habe dich immer (bisher) geliebt, nun ich aber sehe, dass du u. s. w., für: aber jetzt, da ich sehe u. s. w. *Dieweil*, welches nach (S. 141) als schlecht vermieden werden soll, kann in der höheren, besonders alterthümlichen, Schreibart gar füglich gebraucht werden. So wie übrigens auf der einen Seite Wörter als Bindewörter angeführt werden, die es nicht sind: so fehlen auf der anderen Seite mehrere, die es sind, z. B. sofern, sonach, sohin u. s. w.

XI. *Von dem Empfindungsworte.* Kurz und nicht befriedigend, nicht zu gedenken, dass der Vf. die Empfindewörter hier als besonderen Redetheil gelten lässt gegen das S. 6 Gesagte, wo das Gegentheil behauptet wird.

Von der Wortfügung. So gut dieser Theil des Ganzen auch gerathen ist: so lässt er doch noch Manches zu wünschen übrig. Auffallend ist es, S. 144 die Äusserung zu finden, dass der Besitzfall, welcher doch seinen Namen von einem Besitze hat, den er anzeigen soll, einen Besitz zur *unrechten Zeit* ausdrücken könne. S. 148, wo vor Verwechselung des *sich* mit *ihm* und *ihn* gewarnt wird, hätte auch davor gewarnt werden sollen, dass man nicht sage: sie haben sich betrogen, wenn man damit ausdrücken will, der eine Theil hat den anderen betrogen, sondern, sie haben einander, oder, sie haben einer den anderen, gegenseitig, betrogen. S. 156 und 157, wo von Versetzung der Wörter bey Fragen die Rede ist, hätte noch angemerkt werden sollen, dass bey fragender Wiederholung einer Aussage u. s. w. die Stellung der Wörter ganz dieselbe bleibt. Z. B. Er kommt! Er kommt, sagen Sie? — Sie wollen nicht wiederkommen! Sie wollen nicht wiederkommen? — Der Satz (S. 163): „ihre zärtlichen Erinnerungen, welche sie uns auch todt noch gab;" für, obgleich sie schon todt war, ist nicht allein nicht ohne Dunkelheit, sondern auch unrichtig, indem *uns auch todt* auch bedeuten könnte, uns, die wir schon todt waren, da es doch heissen soll, welche sie *auch todt* uns noch gab, d. h. sie da sie schon todt war. Nach S. 166 soll man nicht sagen können: die Erde verjüngt, bringt Blumen und Kräuter hervor; aber man setze nur nach Erde einen Zwischenstrich (,): so wird verjüngt zum Beysatz von Erde, für: die Erde, welche verjüngt ist, oder, die verjüngte Erde. So ist auch nicht abzusehen, warum man nicht soll sagen können: welches Leben in den erheiterten Lüften, voll von dem Triumphliede der Lerchen! da der verkürzte Satz dem Sinne nach auf nichts Anderes, als auf das unmittelbar Vorhergegangene, nämlich Lüfte, bezogen werden kann.

Allgemeine Bemerkungen über Rechtschreibung. Das Gewöhnliche, welches aber nach der Eintheilung S. XI den letzten Abschnitt der Sprachlehre ausmachen musste. — Dass das *s* in der Mitte von Zusammensetzungen die Aussprache erleichtere oder den Wohlklang befördere, können wir nicht zugeben, und ein Jeder prüfe, ob neuerungssüchtig, sehnsuchtsvoll, arbeitsscheu, Meinungsstreit, Miethspfand, Freundschaftspflicht (Hermes, für Töchter edler Herkunft), Schwungskraft (neuer deutscher Zuschauer H. XIII, S. 17), Geschmackssache und tausend andere solche Wörter leichter auszusprechen und wohlklingender seyen, als neuerungsüchtig, sehnsuchtvoll u. s. w. Und wenn man ein Freund dieses Wohlklangs-*s* ist, warum setzt man es denn nicht überall und sagt auch Tischsgenosse, Fischsbrut, Froschsteich, Wandsleuchter, Tuchsmacher, Kupfersschmied u. s. w. Ungut werden S. 178 die Zeichen () oder [] der *Einschluss* (d. h. das Einschliessen, wie auch, das Eingeschlossene) genannt; warum denn nicht Einschliess- oder Einschluss-Zeichen, oder, wie man gewöhnlich und am kürzesten sagt, Klammern?

(*Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Altona, b. Hammerich: *Neue dänische Sprachlehre für Schleswig-Holsteiner und alle, die die dänische Sprache erlernen wollen.* Nebst einem neuen dänischen Lesebuche von *Ludolph Herrmann Tobiesen*, Doctor der Philosophie. Erster Theil, welcher die Sprachlehre enthält. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1813. 384 S. Zweyter Theil, welcher ein prosaisches und poetisches Lesebuch enthält. XXIII u. 352 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) (Die erste Auflage erschien 1802.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JUNIUS 1814.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Stuttgardt, b. Löflund: *Neue deutsche Sprachlehre zum Gebrauche für deutsche Schulen,* verfasst von Dr. *Georg Reinbeck,* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von der Prosodie oder Sylbenmessung. Dieser Abschnitt, in welchem das Nöthige über Sylbenmessung und Versmasse belehrend gesagt wird, macht den Beschluss. Als Anhang folgen: ein Verzeichniss unregelmässiger Wandelwörter, und 5 Tafeln, welche ebenfalls Verzeichnisse enthalten, nämlich, Taf. 1, Beschaffenheitwörter, welche den Zweckfall (dritten Fall); Taf. 2, persönliche Wandelwörter, die den persönlichen Gegenstand der Einwirkung im Wirkfall (vierten Falle); Taf. 3, unpersönliche Wandelwörter, welche den Wirkfall; Taf. 4, persönliche Wandelwörter, welche den Zweckfall, und Taf. 5, unpersönliche Wandelwörter, welche den Zweckfall erfodern. Aber noch Manches ist hier zu berichtigen. Bey *dreschen* (S. 205) hätte die andere fast gewöhnlichere Form, *drasch, dräsche,* auch angeführt werden müssen. Wozu soll in *erkören* das *h*? Bey *essen* hätte neben *gegessen* die Form *geessen, gessen,* als die richtige, wenn auch nicht gewöhnliche, wenigstens eingeklammert beygesetzt werden sollen. S. 206 von *fliessen, geflossen,* also auch von *floss, flösse,* nicht *flösse. Geschicht* bey *geschieht* hätte eingeschlossen, oder als jetzt wenig gebräuchlich bezeichnet werden sollen. Von *half* kommt *hälfe,* welches neben *hülfe* seinen Platz finden konnte; eben so bey *hob, höbe,* die auch vorkommende Form *hub, hübe.* Von *kannte* soll *kennete* kommen; aber entweder sollte man *kännte* oder *kennte* schreiben. S. 207, von *liess,* nicht *liesse,* sondern *liesse.* Von *mahlen,* d. h. zwischen Steinen zermalmen, ist die unlängst vergangene Zeit *muhl, mühle* gar nicht angeführt. Bey *schelten* S. 208 musste von *schalt schälte* abgeleitet, oder wenigstens neben *schölte* gesetzt werden, eben so bey *schwamm schwämme; schwömme* kommt von *schwomm.* Von *schwören* ist die gewöhnliche Form *schwur, schwüre,* zum Unterschiede von *schwären, schwor, schwöre.* S. 209 entweder *spann, spänne,* oder *sponn, spönne.* Bey *stand, stände,* musste nothwendig das oft vorkommende *stund, stünde,* mit angeführt werden. Von *sterben* kommt *starb,* ehemals *sturb,* daher *stürbe.* Warum soll von *treffen* die gegenwärtige Zeit *ich treffe, du triffst* u. s. w., und nicht *du trifft,* wie *du trittst, du schwillst, er schwillt* u. s. w., geschrieben werden? Von *verdarb* kommt *verdärbe,* diess konnte also wenigstens neben *verdürbe* einen Platz finden. Warum fehlt bey *verwirren* die unlängst vergangene Zeit? Sie lautet entweder *verwarr, verwärre,* oder *verworr, verwörre.* Die erste Form scheint die eigentliche und bessere zu seyn, wenn man annimmt, dass in dem Worte *Wirrwarr* die letzte Hälfte davon hergenommen sey. S. 210 ist *wägen* und *wiegen* sehr irrig zusammengezogen; das letzte hat *gewogen, wog, wöge,* das erste aber *gewägt, wägte* (*indic.* und *conjunct.*). In der gegenwärtigen Zeit wird das erste umgewandelt, *ich wäge, du wägest, er wäget* u. s. w., das andere, *ich wiege, du wiegest, er wieget* u. s. w. Wie konnte neben *ward* die davon wohl zu unterscheidende Form *wurde* fehlen?

Die Verzeichnisse in den 5 Tafeln wollen wir nicht für überflüssig erklären; aber unbemerkt dürfen wir nicht lassen, dass sie genauer und richtiger seyn sollten. Wie konnten S. 212 unter *Beschaffenheitwörtern* solche Wörter wie *gegenüber, genug, nächst, nichts, trotz* u. s. w. eine Stelle finden? S. 213 wird zuletzt erst gesagt, dass alle Beschaffenheitwörter mit — *bar* und — *werth* den Zweckfall erfodern. Wäre diess gleich zu Anfange der Tafel gesagt worden: so brauchte eine Menge solcher Wörter nicht erst besonders angeführt zu werden. Mehrere der auf Tafel 3 angeführten unpersönlichen Wandelwörter sind nicht wirkliche unpersönliche; auch sagt man nicht *es scheert mich,* sondern *es schiert mich.* Auf der vierten Tafel werden als mit dem dritten Falle zu fügen folgende Wörter angeführt: *es kommt an, es lacht an, es wandelt an,* welche doch mit dem vierten Falle gefügt werden müssen. Wiederholungen, wie *es wandelt an,* unter *a* und *w, es fällt zu,* unter *f* und *z, es steht zu,* unter *s* und *z,* hätten vermieden werden können.

Wir haben dem Vf. durch aufmerksames Lesen und Prüfen seiner verdienstlichen Arbeit und durch Anzeige des Mangelhaften und Fehlerhaften, was wir darin aufgefunden haben, unsere Achtung beweisen, so wie Allen nutzen wollen, die sich dieser Sprachlehre bedienen werden. Wir wünschen uns aber auch einen Dank zu verdienen, wenn wir den Vf. noch auf einige Unrichtigkeiten im Ausdrucke aufmerksam machen. S. XI heisst es: „der erste Theil beschäftigt sich — 4) mit der Sprache als *tönender* Körper", wo es *tönendem* heissen muss, weil „tönender Körper" sich auf „erster Theil" beziehen würde. S. XII: „Sylben, welche man den Wurzelwörtern

— *anhing*", für *anhängte*. S. 3: „die Wörter — werden also sich in *einer* Classe vereinigen", — st. in *eine*. Häufig steht *denen* anstatt *welchen*, z. B. S. XIII. Z. 5 v. o., S. 47. Z. 5 v. u., S. 48. Z. 4 v. o., S. 146. Z. 8 v. u., S. 202. Z. 17 v. u., S. 48. Z. 13 v. o. *innewohnend* für *inwohnend*. Der Regel nach sollte den Substantiven erster und dritter Gattung im dritten Falle ein *e* angehängt werden, der Vf. aber läfst es fast immer weg. — S. 153: „der vierte unglückliche (Tag) würde etwas *anders* (d. h. auf andere Art) sagen", für etwas *Anderes*. S. 167. Z. 1 v. o., *der erstere* für: *der erste*. S. 167: „weil jeder Satz *das* Glied derselben heifst," für *ein* G. S. 171: Man verwechsle nicht die weichen Laute — *in die* verwandten härtern, für, mit den verwandten. Zusammensetzungen, wie *stattfindenden* S. VII, VIII u. 108, können nicht Statt finden, weil aus Redensarten, wie diese und ähnliche, z. B. Platz greifen, überhand nehmen, abhanden kommen u. s. w., durch Zusammenziehung in platzgreifen u. s. w. nicht ächte Zusammensetzungen gemacht werden können.

Da der Vf. so rühmlich zu den meisten sprachlehrlichen Ausdrücken deutsche Wörter gewählt hat: so wird er gewifs auch alle übrigen fremden und ganz entbehrlichen Wörter, wie z. B. *Geistesoperationen*, *Substanz*, *Accidens* (S. VIII), *Subject*, *Prädicat* (S. XV), *Elementarlaute* (S. 1) u. s. w., und Zwitterwörter, wie *Hantirungen* (S. 12), künftig ausmerzen. Druckfehler, wie S. 120, Z. 6 v. o. *noch* anstatt *nach*, S. 88, 3) *Werden*, anstatt 2) *Werden* u. s. w., kann jeder aufmerksame Leser selbst verbessern. Θ.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

1) HANNOVER, b. d. Brüd. Hahn: *Übungen der lateinischen Conjugation in deutschen Aufsätzen*, nebst einer, noch nirgends gegebenen, Anleitung zur *rechten Stellung* der lateinischen Wörter. Ein Anhang zu allen lateinischen Grammatiken, von *Christian Gottlob Bröder*, Pastor zu Beuchte und Weddingen im District Goslar. 1813. VIII u. 190 S. gr. 8. (8 Gr.)

2) GÖRLITZ, b. Anton: *Neue praktische Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische*; eine Sammlung progressiver, auf stete Wiederholung berechneter Beyspiele, vorzüglich zum Gebrauch neben der kleinen *bröder*schen Grammatik, herausgegeben von *Christian Ernst August Gröbel*, Conrector am Gymnasio zu Görlitz. 1813. 240 S. Nebst VIII S. Vorrede und VII S. Register. gr. 8. (12 Gr.)

Dafs man Sprachen nur durch häufige Übung lerne, ist eine allgemein anerkannte Wahrheit; weniger einverstanden ist man über die Art, wie diese Übung anzustellen sey. Unter den Übungsbüchern für Anfänger in der lateinischen Sprache sind uns noch wenige vorgekommen, welche leisten, was reifliche Überlegung in dieser Hinsicht fodert. Die obenerwähnten gehören zu den besseren Büchern dieser Art, und mögen für viele Lehrer in niederen Classen vielleicht sehr willkommen seyn; aber auch sie entsprechen nicht ganz den Foderungen einer vollendeten Methodik des Sprachunterrichtes.

Hr. *Bröder* erkennt durch die That die Richtigkeit des Grundsatzes an, dafs eine methodische Praxis nicht an den systematischen Gang der Theorie gebunden sey, sondern Manches schon frühzeitig üben müsse, was im Systeme eine viel spätere Stelle einnimmt. Das Büchlein, zunächst bestimmt, den Anfängern in der lateinischen Sprache, durch zweckmäfsige und nützliche Übersetzungsübungen aus dem Deutschen, die lateinischen Conjugationen geläufig zu machen, verbreitet sich nämlich zugleich über manche Hauptregeln der Syntaxe, und übt dadurch auch andere Redetheile. Eben darum hätte aber der Vf. besser gethan, sein Buch nicht blofs auf die Conjugationen zu beschränken, sondern die weitläuftige Übung des *Verbi sum* mit einer ebenmäfsig fortschreitenden Übung der Declinationen zu verbinden. Denn es ist keinesweges zweckmäfsig, die Schüler erst mit allen Declinationen, und dann mit allen Conjugationen in der Weitläuftigkeit zu üben, wie in diesem Buche geschieht; sondern so wie der Schüler am besten sogleich nach Erlernung der ersten Declination ein Adjectiv und Substantiv mit einander verbinden lernt, eben so mufs man sogleich nach der ersten Erlernung aller fünf Declinationen das Verbum *sum* anfangen, und zugleich mit diesem die Declinationen methodisch einüben. Da man bey diesen Übungen sogar schon die Hauptregeln der Syntaxe beybringen kann, wie Hr. *Bröder* zeigt: so wäre dazu selbst das Buch des Hn. *Gröbel* brauchbar, ungeachtet es dem syntaktischen Theile der kleinen *bröder*'schen Grammatik folgt, wenn es nicht schon die Erlernung aller Conjugationen voraussetzte. Man glaube ja nicht, dafs die Verwebung syntaktischer Regeln in die Declinations- und Conjugations-Übungen zu viel Fremdartiges unter einander mische: es kömmt hiebey Alles auf die Art an, wie es geschieht. Die Methode, nur darauf zu sehen, dafs in einer Sammlung guter und nützlicher Gedanken bestimmte Casûs oder bestimmte Personen irgend eines Temporis nach einer besonders angegebenen Überschrift vorkommen, kann auf keine Weise gebilligt werden. Dergleichen Übungen beschäftigen den Geist zu wenig, und befördern ein gedankenloses Arbeiten, weil die bestimmten Casus oder Personen zu leicht gefunden, und zu viel andere Wörter, die der Schüler noch nicht wissen kann, zum blofsen Abschreiben vorgebildet werden. Alles, was ein Schüler blofs hinschreibt, ohne zu begreifen, warum es so, und nicht anders heifst, ist für ihn todt, und kann zu keiner lebendigen Einsicht in die Sprache führen. Die Beyspielsammlung mufs daher von den leichtesten Zusammensetzungen einzelner Begriffe nur langsam zu immer complicirteren Sätzen aufsteigen; niemals aber etwas aufnehmen, was schon eine Kenntnifs des noch späterhin zu Lernenden voraussetzt, und defshalb eine

vorläufige Angabe in den Anmerkungen nöthig macht. Eben dieses ist der Grund, warum sogleich nach der ersten Erlernung der fünf Declinationen, womit sich die Erlernung der Adjective und deren Verbindung mit Substantiven bequem vereinigen läfst, das Verbum *sum* erlernt werden mufs, um vermittelst desselben kleine Sätze zu bilden, wodurch sich nicht nur alle Regeln von den Generibus, sondern auch die Hauptregeln der Syntaxe über den Gebrauch aller Casus, selbst des Accusativs und Ablativs bey Präpositionen, einüben lassen. Denn so unzweckmäsig es auch ist, dem Schüler ganze Gedanken aufzutischen, blofs um irgend eine Person eines Temporis darin anzubringen, während alles übrige Unbekannte in den Noten vorgekauet wird: so nothwendig ist es, weil man auf einerley Weise nicht genug üben kann, ohne zu ermüden, jede Übung auf die vielfachste Weise anzustellen, indem man an die Wiederholung einer Regel etwas Neues reihet, und durch immer wieder eingestreute Reminiscenzen an das schon Erlernte der Vergessenheit desselben vorbeugt. Die *bröder*sche Methode, ein Tempus nach dem anderen einzuüben, um nicht wieder zu ihm zurückzukehren, wo nicht eine neuzuerlernende Conjugation darauf führt, mufs durchaus ihres Zweckes verfehlen.

Mit Recht setzt Hr. *Gröbel* den Zweck einer Beyspielsammlung darein, durch eine auf stete Wiederholung berechnete Progression das einmal Erlernte bis zur möglichsten Klarheit und Fertigkeit zu bringen, und eine einmal erläuterte Regel in die Beyspielsammlung zu jeder folgenden Regel so lange wieder hineinzuverweben, bis die Möglichkeit des Vergessens beynahe nicht mehr denkbar ist. Hr. *Gröbel* fehlte nur darin, dafs er noch zu wenig Rücksicht auf diesen Grundsatz nahm, und, wie wir schon oben bemerkten, zu früh das eigentliche *Verbum* in seine Beyspiele mischte, dessen Erlernung erst dann nothwendig wird, wenn man die syntaktischen Hauptregeln vom Gebrauche des Accusativs und anderer von einem Verbo abhängigen Casus, oder die richtige Anwendung der Adverbien und Conjunctionen einüben will. Ein anderer, wenn gleich seltener, Fehler des Hn. *Gröbel* ist die Vernachlässigung der Reinheit und Richtigkeit im lateinischen Ausdrucke. Denn wenn wir gleich mit ihm darüber einverstanden sind, dafs man von einem Anfänger noch nicht Zierlichkeit im Ausdrucke fodern könne: so mufs doch das einfache und leichte Latein, wodurch sich *Bröders* Bücher so sehr empfehlen, wenigstens sprachrichtig und rein seyn. Eingeübtes Küchenlatein und falsch beygebrachte Bedeutungen der Wörter, wie z. B. *altum cor* ein edeles Herz, *merces adducere* Waaren herbeyführen, *progredi* fortkommen in der Welt, *proficisci* durchmarschiren, sind schwer wieder aus dem Schüler herauszubringen. Das können wir aber Hn. *Gröbel* nicht verargen, dafs er den Inhalt seiner Sätze grofsentheils aus der Sprache des gemeinen Lebens schöpfte. Denn so zweckmäsig es auch seyn mag, wenn die einzelnen Beyspiele gute Gedanken oder nützliche Bemerkungen enthalten, weil sie dadurch mehr Interesse gewinnen, und leichter im Gedächtnisse bleiben: so ist es doch eine verkehrte Methode, durch solche Übungen zugleich Stoff und Anlafs zu mancherley gemeinnützlichen Bemerkungen geben zu wollen. Dieses Verfahren zieht die jugendliche, für Realien so sehr empfängliche Seele fast ganz von der nothwendigen Aufmerksamkeit auf die abstracten Lehren der Grammatik ab, und tödtet den Sinn dafür um so mehr, wenn die Beyspielsammlung schon durch ihre zu grofse Leichtigkeit und Einfachheit der Übung zur Gedankenlosigkeit hinführt. *Goethe* sagt in seiner Selbstbiographie sehr wahr: „Der Schaden, den man anrichtet, wenn man junge Leute auf Schulen in manchen Dingen zu weit führt, hat sich mehrfach ergeben, da man den Sprachübungen und der Begründung in dem, was eigentliche Vorkenntnisse sind, Zeit und Aufmerksamkeit abbrach, um sie an sogenannte Realitäten zu wenden, welche mehr zerstreuen als bilden, wenn sie nicht methodisch und vollständig überliefert werden." Wir müssen daher auch in dieser Hinsicht Hn. *Gröbel* mehr Zweckmäsigkeit in der Methode zuerkennen, als Hn. *Bröder*, welcher den Geist allzu einfach für die Sprache beschäftigt. Das Buch des Hn. *Gröbel* eignet sich vermöge seiner Einrichtung mehr zu schriftlichen und statarischen Übungen, während wir das Buch des Hn. *Bröder* nur zu mündlichen und extemporellen Übungen brauchbar finden.

Als einen wichtigen Anhang betrachtet aber Hr. *Bröder* die *Anleitung zur rechten Stellung der lateinischen Wörter*, dergleichen noch nirgends zu finden sey. Diese Anleitung ist eine weitere Ausführung des 645 §. der gröfseren praktischen Grammatik, welcher also lautet: „Wörter, in welchen ein Nachdruck liegt, oder die den Ton haben, werden vorangesetzt. Daher mufs auch der Genitiv seinem regierenden Worte, wenn dasselbe den Ton hat, nachstehen. Daher mufs ferner das Verbum seinem regierten Worte, das Nomen oder Pronomen adjectivum seinem Hauptworte vorgehen, wenn es den Ton hat." Das durch viele andere Regeln noch zu beschränkende *Mufs* dieser Regel hat Hr. *Bröder* in der Anleitung noch weit unbeschränkter auf folgende Weise ausgedrückt: „Welches Wort in unserer Sprache den Ton hat, das kommt im Lateinischen *allemal* vor dem Worte, welches mit ihm in Verbindung steht, und den Ton nicht hat, voranzustehen, es sey Subject oder Prädicat, Substantiv oder Adjectiv, Genitiv oder ein anderer Casus." Diefs mache, meint Hr. *Bröder*, einen Hauptunterschied zwischen der deutschen und lateinischen Sprache aus, der bisher in den Anleitungen zum Lateinschreiben fast gar nicht in Betrachtung gezogen worden; und darum führt er die Hauptregel mit immer gleicher Unbeschränktheit und Strenge nach allen einzelnen Puncten durch eine Menge selbsterfundener oder gesammelter Beyspiele durch, ohne weder jemals den

Grund der Regel zu entwickeln, noch anzumerken, dass diese Regel aus gar vielen anderen Rückfichten ihre Ausnahmen leide. Ungeachtet ihm nicht unbekannt seyn kann, dass Sprachgebrauch und Wohlklang, Verständlichkeit und Deutlichkeit, eben so grossen Antheil an der Wortstellung haben, als Erregung und Lenkung der Aufmerksamkeit, äussert er dennoch: „Andere (ausser *Bauer*) haben nicht bemerkt, dass die verschiedene Stellung *jedesmal* ihren Grund im Tone hat." Und worein setzt Hr. *Bröder* das Wesen des Tones? Nach den gegebenen Beyspielen scheint er zu glauben, dass der Ton immer einen ausdrücklichen Gegensatz erfodere. Darum hält er es für falsch, zu sagen: „*Mea patria coelum est, non haec terra,*" statt *patria mea*. Gesetzt, der Gegensatz bestimme vorzüglich den nachdrucksvollen Ton der Wörter: wie reimt sich dann mit *Bröders* Regel das in der praktischen Grammatik unmittelbar vorher erläuterte: *Opposita juxta se posita magis elucescunt?*

Aber nicht nur die dort angeführten Sätze widerstreiten der *bröder*'schen Regel, sondern auch zahllose andere Beyspiele der praktischen Grammatik. So wenig es also wahr ist, dass *Wenk* und *Rizhaub*, wie der Vf. behauptet, *alles Gute*, das in ihren Grammatiken steht, aus den seinigen genommen haben: so wenig hat der Vf. Ursache, auf seine Anleitung zur rechten Stellung der lateinischen Wörter stolz zu seyn. Die Tiefen der Grammatik sind Hn. *Bröder* noch verborgen; darum empfiehlt [illegible] seine praktische Grammatik auch nicht als Gramm[atik], sondern nur als Beyspielsammlung, und die [in] der Anleitung weiter ausgeführte Regel enthält [we]der Wahres, das neu, noch Neues, das wahr wä[re]. Die Regel selbst, dasjenige voranzustellen, wor[auf] die Aufmerksamkeit des Zuhörers vorzüglich hing[e]leitet werden soll, hat einen ganz natürlichen Gru[nd] und geht alle Sprachen, die eine Inversion gest[at]ten, auf gleiche Weise an. Die Verschiedenheit zei[gt] sich nur darin, dass die Inversion in einer Sprach[e] mehr als in der anderen durch den Sprachgebrauc[h] beschränkt ist. Obige Regel gilt daher in der deu[t]schen Sprache eben so sehr, als in der lateinische[n]. Weil aber der deutsche Sprachgebrauch dem Ve[r]bo eines jeden Satzes seine bestimmte Stelle anwei[st] und das Adjectivum dem Substantivo vor, den Ge[]nitivum hingegen nachzusetzen zwingt, wenn nic[ht] im ersten Falle die Flexion des Adjectivi, im zwe[i]ten Falle der Artikel des regierenden Substanti[vs] wegfällt: so liess sich Hr. *Bröder* zu dem Glaube[n] verleiten, als sey jene Regel eine Eigenthümlichke[it] der lateinischen Sprache, welcher doch der Sprac[h]gebrauch wieder anderen Zwang auflegt, den di[e] deutsche Sprache nicht kennt, z. B. in den Wort[]stellungen: *sua cujusque linguae natura est*, jede Spra[]che hat ihre Eigenthümlichkeiten, *tempus res e[st] pretiosissima*, die Zeit ist edel.

VI — VII.

NEUE AUFLAGEN.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Handbuch der allgemeinen Völkergeschichte alter Zeiten, vom Anfange der Staaten bis zum Ende der römischen Republik*, von M. *Dan. Gotthold Joseph Hübler*, Conrector am Gymnasio zu Freyberg. Zweyte Auflage. Erster Band. 1813. XX u. 410 S. Zweyter Band. XXII u. 376 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Die erste Auflage erschien 1798; und diese zweyte nach Vorerinnerung schon 1809, auf dem neu eingelegten Titelblatte haben aber die Verleger die Jahrzahl 1813 zu setzen für gut befunden.

Berlin, b. Müller: *Anfangsgründe der Geometrie*. Als Anleitung zu einem gründlichen Studium der Mathematik bearbeitet von *C. G. Zimmermann*, Doctor der Philosophie, Professor am Friedrichs-Gymnasium und Lehrer der praktischen Feldmesskunst an der königl. Bau-Akademie. Zweyte Auflage. Mit 8 Kupfertafeln. 1812. XXVIII u. 242 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Giessen u. *Darmstadt*, b. Heyer: *Leichtes Lehrbuch der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie für die ersten Anfänger* von D. *Friedr. Wilh. Dan. Snell*, Professor der Philosophie zu Giessen. Erster Theil. Arithmetik. Vierte verbesserte Auflage. Auch unter dem Titel: *Leichtes Lehrbuch der Arithmetik für die ersten Anfänger*. 1813. 188 S. Zweyter Theil. Geometrie. Auch unter dem Titel: *Leichtes Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie für die ersten Anfänger*. Mit 5 Kupfertafeln. 187 S. 8. (20 Gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1806. No. 253.)

Altona, b. Hammerich: *Katechetischer Elementarunterricht in der deutschen Sprachlehre und im schriftlichen Gedankenausdrucke*. Zunächst zu einem praktischen Methodenbuch[e] für angehende Volksschullehrer, Privatlehrer und solch[e] Ältern, welche ihre Kinder selbst unterrichten wollen, bestimmt, aber auch für den Selbstunterricht brauchbar. Vo[n] *H. Hinrichsen*. Zweyte verbess. Auflage. 1814. XIV u. 6[] S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (Die erste Auflage erschien in den Jahren 1800 — 1802 in drey Bändchen.)

Quedlinburg u. *Blankenburg*, b. Ernst: *Katechismus de[r] christlichen Lehre mit biblischen Denksprüchen und mit biblischen Beyspielen verbunden nach den Bedürfnissen der Zeit*. Vo[n] *Joh. Wilh. Heinr. Ziegenbein*, Consistorialrathe und Superintendenten zu Blankenburg. Zweyte, neu bearbeitete un[d] verbess. Auflage. 1814. 202 S. 8. (8 Gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1814. No. 82.)

Tübingen, b. Osiander: *Über die Fragen: Wie lernt ei[n] Lehrer seine Schüler kennen, um einen jeden nach seiner individuellen Beschaffenheit im Unterricht und in der Zucht behandeln zu können?* und *welche Vortheile haben die öffentliche[n] Schulanstalten vor dem häuslichen Unterricht — welches sin[d] die den öffentlichen Schulanstalten eigenthümlichen Fehler, un[d] wie kann man ihnen mit glücklichem Erfolge entgegen arbeiten?* Zwey Preisschriften von *Chr. Fr. Vollmar*, Schulleh[]rer in Tübingen. Zweyte Auflage. 1814. VIII u. 184 S. [8.] (10 Gr.) (Die erste Auflage erschien 1802.)

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.



